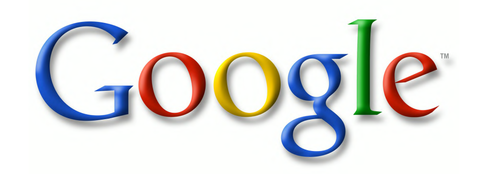
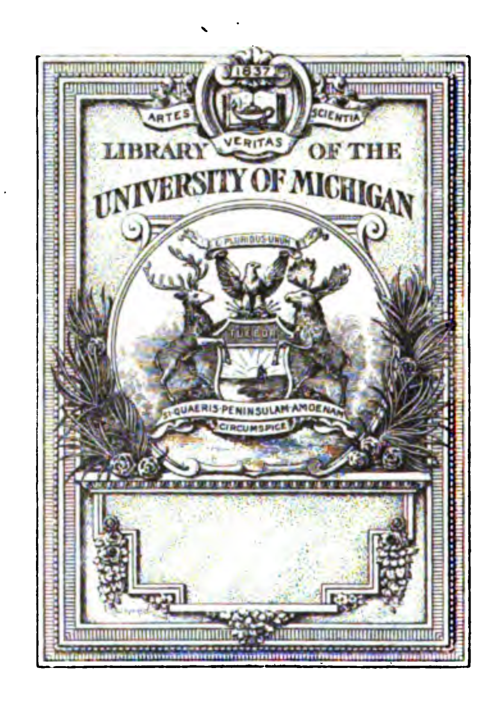
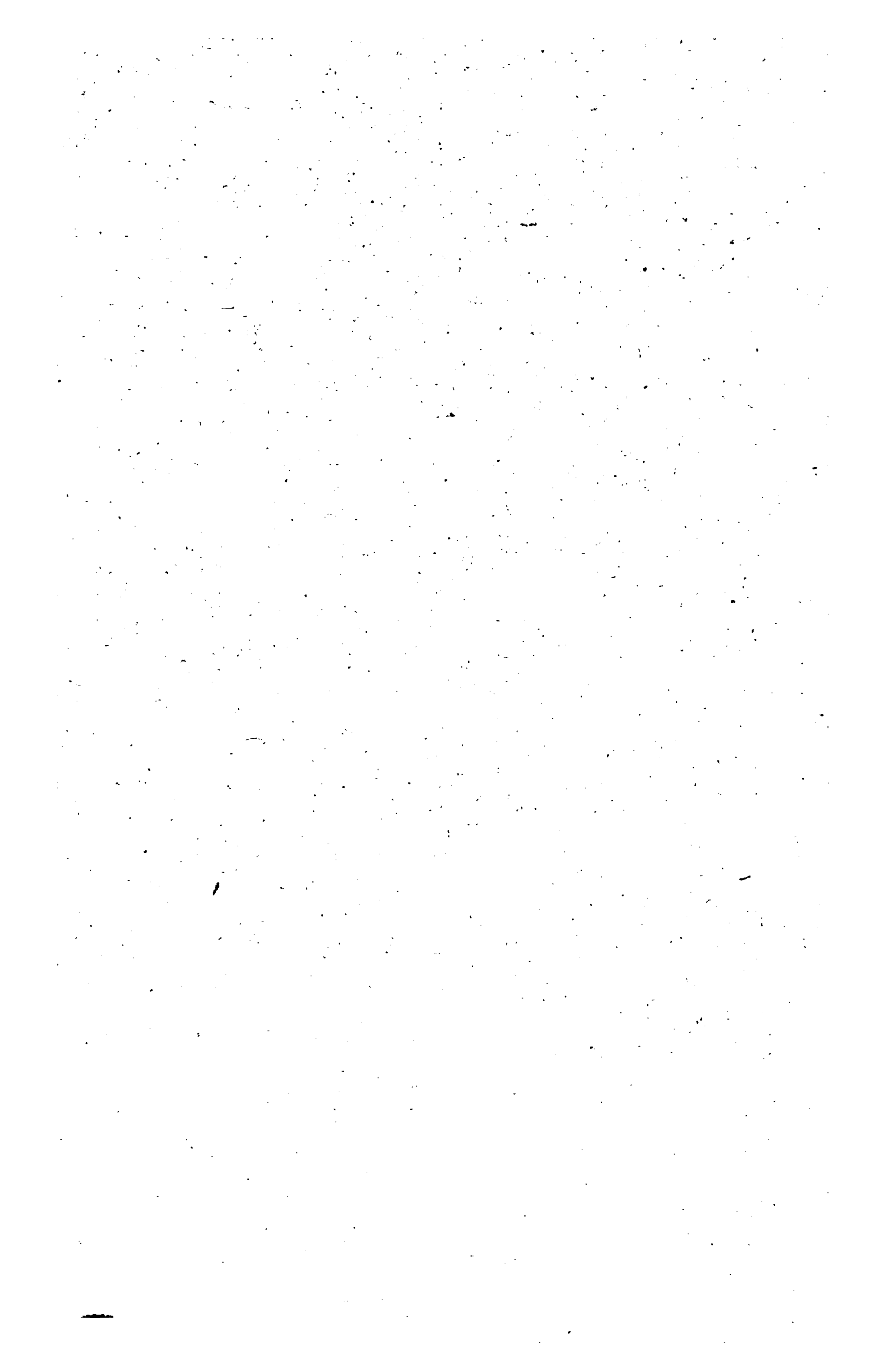





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LII. JAHRGANG,

DER NEUEN FOLGE ZWEIUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1898.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASSE 94.

INHALT DES LII. JAHRGANGES,

DES ZWEIUNDDREISSIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Seite

Seite

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

JAHRESBERICHTE

DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

Seite

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Einförmigkeit und Einheitlichkeit im Schulbetriebe[1]).

Die Vorzüge eines Menschen und seine Schwächen liegen immer sehr nahe bei einander; sie wurzeln eben in dem, was den Kern der Persönlichkeit, die Individualität, ausmacht. Denken wir doch nur an den vielgepriesenen, vielverketzerten Tasso bei Goethe! Seine Gröfse ruht in der künstlerischen Phantasie und in der Stärke der Empfindung; doch aus jener geht seine phantastische Überschwenglichkeit und Mafslosigkeit, aus dieser seine Empfindlichkeit und seine Empfindsamkeit hervor. Sein prosaisches Gegenbild, Antonio, hat vor ihm den klaren, berechnenden Verstand voraus; aber dieser führt ihn zur Verstandeskühle, zur Geringschätzung des Gefühlsmäfsigen, zu häfslichem Neide, zur Verhöhnung des Dichterberufes überhaupt. — Das Licht erkennt man erst an den Schatten, die es umspielen, und die Schatten an dem Licht, das sie umgrenzt.

Was von einzelnen Menschen gilt, das gilt auch von Völkern und Zeiten. Die unsrige ist vielgepriesen, vielverketzert. Dies Los teilt sie mit allen Übergangsperioden, in denen die Stürmer und Dränger es eine Lust nennen, zu leben, während andere mit gemischten Empfindungen dem Umsturz des Alten und den fragwürdigen Anfängen des Neuen zuschauen. Man mufs es unserer Zeit zugestehen, dafs die Technik ungeahnte Triumphe gefeiert, dafs die Blüte der Naturwissenschaften zu Erfindungen und Entdeckungen von der allergröfsten Tragweite geführt hat. Unsere Zeit hat ein überaus scharfes Auge für das Einzelne, einen lebhaft erschlossenen Wirklichkeitssinn; aber im Gegensatz zu den Träumen der Romantik, dem Panlogismus Hegels, zu der Thatsachenscheu ist sie in Überschätzung der Details einer Ideenscheu verfallen, so dafs, was an Philosophie und Ästhetik erinnert, noch immer so manchem Spezialisten ein leises Gruseln erregt und nun gar dem Laien als „abstrakt" erscheint. Unserer Zeit gebricht es an geschlossenen Systemen, an Einheitlichkeit weitreichender, umspannender Ideen. Man tastet eklektisch. Man

[1]) [Dieser Aufsatz ist schon vor Jahresfrist eingereicht worden; er hat wegen der Fülle des Materials nicht früher zum Abdruck gebracht werden können. D. Red.]

schwankt zwischen Extremen. Immoralismus und Übermenschentum feiern auf der einen Seite, Mystizismus und Spiritismus auf der anderen ihre Orgien.

Auch die wissenschaftliche Kunst, die erst jüngst als solche in echtem Sinne erkannt worden ist, die Pädagogik, schwankt zwischen genialer Intuition, die möglichst wenig von Regeln und Schranken, von Bevormundung durch starre Formeln wissen will, und der banausischen Übertragung der Volksschulenmethode mit ihren einengenden Begriffen auf die Gelehrtenarbeit. Und neuerdings beginnen die Wogen der naturwissenschaftlichen Bewegung auch in der Weise in die Pädagogik hineinzuschlagen, daſs als wichtigste Hilfsdisziplinen einer „experimentellen Pädagogik", die allein noch zeitgemäſs sei, hingestellt werden: Physiologie, Gehirnanatomie, Biologie, Schulhygiene, Demographie, Sociologie, experimentelle Psychologie mit ihren hilfswissenschaftlichen Unterlagen, ja mit technischen Apparaten wie dem Ergographen, d. h. dem Überbürdungs- und Ermüdungsmesser u. a. m.

Es wäre ja auch wunderbar, wenn in die heutige Schule, deren Betrieb ein Produkt unserer Zeit ist, nicht auch der Zeitgeist eingedrungen wäre und noch immer weiter eindränge, wenn sich der Naturmechanismus, der die Stärke der Zeit bildet, nicht auch in ihr geltend machte. Zum Nutzen und zum Schaden, wie das ihm eigentümlich ist. Es ringen schablonisierende, eigenartiges Leben tötende Einförmigkeit und durchgeistigende, Leben weckende Einheitlichkeit mit einander; so kann man sagen ,wenn man die Fülle der Erscheinungen auf eine kurze Formel bringen will[1]).

Wir können uns der allgemeinen Thatsache nicht verschlieſsen, daſs trotz aller technischen Errungenschaften und Fortschritte doch die ungeheuere Entwickelung der technischen Arbeit auf allen Gebieten zugleich unser geistiges Sein gefährdet und einen heftigen Kampf um eine selbständige Innerlichkeit erregt, daſs jene allenthalben mechanisiert, entgeistigt. Eine vielseitige technische Bildung ohne geistige Substanz ist der Typus des heutigen Menschen; viele Kenntnisse und groſse Geschicklichkeit auf einem engen Gebiete zeichnen ihn aus; aber dringen wir in den Kern der Persönlichkeit, in ihr rein geistiges Wesen, so starrt uns nur zu oft eine völlige innere Leere an oder die Mattheit eines seichten Idealismus, die nur Affektation und Rhetorik zu verschleiern suchen[2]).

---

[1]) Wie nahe liegend, wie gleichsam in der Luft schwebend diese Betrachtung ist, das geht z. B. auch aus dem inzwischen erschienenen Aufsatze von Rud. Menge in den Lehrgängen und Lehrproben (Oktober 1897) über „Einheitlichkeit des Unterrichtes an höheren Schulen" S. 23 hervor, wo es heiſst: „Man verstehe Einheitlichkeit nicht falsch. Man verwechsele diese nicht mit Eintönigkeit und Einförmigkeit. Bei Einheitlichkeit sind die einzelnen Teile unter sich nicht gleich, sondern sie bilden, wie beim Kunstwerk, ein „harmonisches Ganze" u. s. w.

[2]) Vergl. Rud. Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (Leipzig 1896).

Mit der wachsenden Verbreiterung der Bildung wächst auch die Verflachung, die Scheu vor ernster Gedankenarbeit und das Bestreben, alles gleichförmig zu machen. Es entspricht dies dem sozialistischen Zuge der Zeit, der schon auf den verschiedensten Gebieten zur Schätzung der Arbeit nicht mehr nach dem Werte, sondern nach der Dauer geführt hat.

Es ist naturgemäfs, dafs die Glieder eines Ganzen sich nach einander fügen und richten müssen, somit auch das Bestreben, die Gymnasien einander nach Möglichkeit anzugleichen, auf dafs der Übergang von dem einen zum anderen erleichtert werde; auch liegt es in der Sache begründet, dafs die immer schwierigere und verwickeltere Kontrolle nur mit Mühe in das Innere, in das Wesentliche einzudringen vermag, dafs sie nur zu leicht an Äufserlichkeiten sich hält, dafs sie das Ziel erreicht glaubt, wenn Tabellen und Schemata alles Nötige aufweisen, wenn die äufsere Einförmigkeit hervorleuchtet. Aber der Buchstabe tötet, nur der Geist macht lebendig.

Wie der Mensch des mittleren Durchschnitts überall sich vordrängt, so ist es auch charakteristisch, dafs in den Zeugnistabellen unserer Schulen die 3 („genügend") in erdrückendem Mafse vorwiegt, höchstens noch mit einem + oder — nach oben oder unten deutend.

Und doch sind wahrlich unsere heutigen Gymnasien nicht schlechter als die vor fünfzig oder zwanzig Jahren. Die Lehrer selbst, die sich als Stand erst zu bilden begonnen haben, werden freilich heute seltener an die Universitäten berufen als einst — den Schulen zum Nutzen —, auch könnte man zweifeln, ob bei der Fülle der pädagogischen Arbeit der wissenschaftliche Sinn sich auch auf der Höhe zu halten vermag, ob nicht doch die Zahl derer wächst, die mit dem absolvierten Examen auf die Berührung mit der Wissenschaft im wahren Sinne verzichten, ja verzichten müssen. Gemeinhin sind doch wohl — wir dürfen es sagen — die Lehrer von heute weit „bessere Menschen" als die von früher. Jedenfalls viel mildere, humanere, äufserlich und innerlich gesittetere, verfeinertere. Wer denkt nicht noch mit Lächeln an die alten Fracks, die auf dem Katheder aufgetragen wurden, wer nicht mit Schrecken und Zagen an die kaltherzigen Menschen, die über jede Entdeckung eines Vergehens frohlockten, wer nicht mit Bedauern an jene disziplinlosen Schwächlinge, die den Lärm der Pause nicht dämpfen konnten oder bei denen Gaudeamus igitur in der Stunde gesungen wurde u. a. m. Diese Art von Leuten ist ausgestorben, aber auch die echten grofsen Originale sind nicht mehr, die ihren eigenen Weg gingen, weil sie wufsten, dafs sie auf diesem und zwar nur auf diesem auch Grofses leisteten, die den Schriftsteller oder das Drama wählten, an dem sie ihren Geist und somit auch den Geist der Jugend am *feurigsten* entzünden konnten, die auch wohl einmal Euripides statt Sophokles, Terenz statt einer Rede Ciceros, griechische Lyriker

statt der Memorabilien lasen und die in der Kraft und Fülle ihrer Persönlichkeit trotz des Hasses jeder Einförmigkeit oder gerade durch diesen ihren Schülern unvergeſslich blieben.

Der in unsere heutige Schule durch die Wucht der Thatsachen eingedrungene „Naturmechanismus" führt zur Nivellierung; was üppig rankt, hält er unter der Schere und stutzt es zu. Die freie Bewegung muſs namentlich in der antiken und deutschen Lektüre jeder heute gehemmt fühlen, der wie in der Kunst des Schönen, so auch in der Kunst des Unterrichtens nicht den Hauptnachdruck auf das Was, sondern auf das Wie legt, der da weiſs, daſs bei der Verschiedenheit der Individualitäten dem einen dies, dem anderen jenes „besser liegt", daſs A. nichts mit einem Schriftsteller „anzufangen" weiſs, mit dem B. alles erreicht, nämlich, daſs sich Geist an Geist entzündet, daſs sich reiche Ideen, tiefe Empfindungen als Keime in die Brust der Jugend senken, die dereinst schönste Frucht tragen werden. Äuſsere, scheinbare Einheitlichkeit kann zur erstarrenden, verknöchernden Einförmigkeit führen; nur Lust und Liebe sind die Fittige zu groſsen Thaten, auch auf pädagogischem Gebiete.

Der Zeitgeist wirkt mechanisierend, uniformierend. Der militärische Geist ist auch in unsere Schulen eingezogen. Er hat bewirkt, daſs das äuſsere Bild ein weit besseres ist als früher. Die Disziplin ist viel einheitlicher, konsequenter, vor allem in der Prophylaxe; die Strafen werden immer seltener notwendig, und das nicht weil Milde zur Schwäche geworden ist, sondern weil nicht nur unterrichtet, sondern erzogen d. h. auch heraufgezogen wird, wenn auch nicht sogleich zu einem „Charakter", so doch zu einem wohlanständigen, gesitteten Benehmen, weil die Behandlung eine bessere, die Jugend mehr hebende und in ihren Eigentümlichkeiten mit gröſserem psychologischen Verständnis betrachtende geworden ist. Nicht am wenigsten auch, weil das „Führe mich nicht in Versuchung!" von pädagogischem Standpunkte aus gedeutet und verwertet wird. Welch ein Treiben entwickelte sich einstmals — ich spreche aus Erfahrung — in den Pausen auf den Korridoren und Höfen und in den Klassen! Da balgten sich die einen, die anderen schrieben Exerzitien ab, lasen sich die Übersetzungen vor, bemalten die Tafel und trieben allerhand noch schlimmere Allotria. Jetzt bleiben die Jungen niemals unbeaufsichtigt; alles geht militärisch zu; womöglich in Kolonnen — so erzählt man mir — werden sie aus der Klasse herausgeführt, um auch drauſsen überwacht zu werden. Es ist aber klar, daſs auch hier die Einförmigkeit zur Tyrannei werden und daſs Übertreibung ein gut Stück Jugendmut töten kann; denn wenn ein junges Blut stundenlang still gesessen hat in ernster Anspannung — und diese wird jetzt in allen Stunden gefordert, während man früher so manche verträumte, verdämmerte —, dann will es auch ein wenig physisch sich austoben und austollen

können. Auch für die Jugend darf die freie Bewegung nicht ganz durch die Zwangsjacke verhindert werden.

Die Zeitrichtung ist eine mechanisierende, uniformierende. Der Lehrer wird gern als Lehrkraft bezeichnet, man empfindet dabei kaum noch, dafs dieser Ehrentitel hart an das Gebiet der Maschine, des Handwerksmäfsigen heranstreift. Es ist gewifs von Segen für das Ganze, dafs, wie die Schulen einer Provinz oder der Provinzen überhaupt, auch die Lehrkräfte nicht mehr so verschiedenartig sind wie früher — obwohl Gott sei Dank immer noch der Satz bestehen bleibt: si duo faciunt idem, non est idem —, auch haben die technische, überaus segensreiche Vorbildung und die nicht immer segensreiche Menge der alles bequem zurechtmachenden Bücher zur Methodik und Didaktik und die geregelte, stete Kontrolle Wandel geschaffen, aber auch wohl Routiniers entwickelt, Unterrichtsvirtuosen, die zu jeder Zeit die prächtigsten pädagogischen Kunststücke machen oder machen lassen und trotz alledem — horribile dictu — ohne nachhaltige Wirkung auf die Jugend bleiben. Denn es ist sonderbar genug, aber das Beste im Unterricht — wenn wir vom Reinsprachlichen absehen — bleibt doch unkontrollierbar; es liegt nicht so greifbar an der Oberfläche für den dritten, sondern das Beste bereitet sich in der Stille, wirkt fort, bringt Frucht, freilich nicht in der Weise, dafs man es abfragen kann.

Auf letzteres sind aber die heutigen didaktischen Hülfsbücher ganz besonders eifrig zugeschnitten worden; jedes Gedicht, jede Scene, jeder Akt wird in die Form einer Disposition gebracht. So wird dem Kunstwerk ein Schema aufgedrängt. Alles wird im Geiste von Kindergärten und Dorfschulen in Frageform zerstückt und zerhackt, dem Schema zu Ehren. Was sich nicht fügen will, wird zurechtgestutzt, und der Geist entweicht. Das so zart organisierte Körperchen eines — durch sich selbst klar wirkenden — Liedes wird ausgehorcht und geklopft, gereckt und gequetscht, bis das liebe Seelchen endgültig entflohen ist; für zwei Strophen trägt man mit Kärrnerarbeit seitenlange Erläuterungen zusammen; mit Kanonen schiefst man nach Spatzen. Im fremdsprachlichen Unterricht sind die kommentierten Ausgaben verschwunden, im Deutschen sind sie auferstanden; viele sind Eselsbrücken geworden, machen dem Lehrer und dem Schüler die eigene Arbeit überflüssig oder lassen die des ersteren herabschrumpfen zu der eines Instruktion haltenden Unteroffiziers. Eine dramatische Scene wird oft in Hunderte von Fragen zerlegt, zermartert; auf Iphig. III 1 verfallen z. B. 210! — Und welche aufdringliche Seminaristenweisheit macht sich in den Anmerkungen dieser oft unverhältnismäfsig teuren Ausgaben breit! Da wird alles und jedes verdolmetscht, und wenn es „Tempo“ oder „Fratzen“ oder „Lektion“ oder „Wachtparade“ oder „Reveille“ oder „Zapfenstreich“ oder „wilde Jagd“ oder „Mädels“ oder „viktorisieren“

in ‚Wallensteins Lager‘ Sc. 6 ist oder „Leumund“, „Fähnlein“, „Mäkler“, „subaltern“ u. s. w. Und das für Ober-Sekunda! Es ist unglaublich, welch thörichtes Zeug sich da oft in den Anmerkungen hinter dem Schein der Gelehrsamkeit verbirgt, und wie dann das Unkraut weiter wuchert von einem Ausleger zum anderen. Es sei nur ein Beispiel statt vieler genannt! Im 4. Auftritt des 5. Aufzuges im „Tasso“ sucht der Dichter vor der Prinzessin sein Verlangen, nach Rom zu gehen, damit zu begründen, dafs er dort unter dem Beistande der Freunde und kundiger Meister sein Werk zu vollenden hoffe. „Und spricht in jener ersten Stadt der Welt Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns? Wie viele tausend stumme Lehrer winken In ernster Majestät uns freundlich an! Vollend' ich da nicht mein Gedicht, so kann Ich's nie vollenden!“ Und da fafst ihn das Verzagen: „Mir wird zu keinem Unternehmen Glück! Verändern werd' ich es, vollenden nie. Ich fühl', ich fühl' es wohl, die grofse Kunst, die jeden nährt, die den gesunden Geist Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten, Vertreiben wird sie mich!“ Also der Sinn ist: vor den grofsen Bildern der Vergangenheit, vor den herrlichen Mustern aller Kunst, die da stumm zu ihm reden, wird er sich zu klein dünken, er wird niedergedrückt werden durch die Gröfse der Kunst, die er nimmer mit seiner poetischen Gestaltungskraft erreichen kann. Und was hat nun ein Pfiffikus von Ausleger sich ausgedacht? „Die grofse Kunst ist die Kunst der litterarischen Kritik“. Und diese Bemerkung wälzt sich nun von Geschlecht zu Geschlecht; man kann sie schon in einer ganzen Reihe von Schulausgaben lesen, und doch läfst sich nichts Verkehrteres denken. In Rom „die grofse Kunst“ — die Kritik! Und die Kritik überhaupt — „die grofse Kunst“! Freilich mufs sich der arme Tasso noch viel Schlimmeres gefallen lassen; man sitzt über ihn zu Gericht mit dem Scharfsinn eines Staatsanwaltes, um wieder Schuld und tragische Sühne herauszuklauben; man hetzt auf ihn die Anklagen sittlichen Dünkels, Übermenschentums u. s. w. und vergifst ganz, dafs das in der Erregung, in der Vision und Ekstase gesprochene „Erlaubt ist, was gefällt“ doch nicht den Schlüssel zu seiner Weltanschauung bildet. Doch redeat oratio, unde deflexit!

Unsere Zeit ist eine mechanisierende. So hat denn auch übertriebene Scheu, die Jungen mit Denk- und Hausarbeit zu überbürden, der Wunsch, sie zu schonen, dazu geführt, einen Vernichtungskrieg gegen das verderbliche, sogar den Schlaf der Jugend störende, den häuslichen Frieden gefährdende Extemporale zu inscenieren und es zu ersetzen durch ein sogen. „angelehntes“ Skriptum, das nicht so ganz selten den Namen einer extempore-Arbeit nur deshalb führt, weil in der That nichts mehr unvorbereitet in ihm ist: weder die Vokabeln, die Regeln noch der Znsammenhang. Wird solche Einförmigkeit dann einmal durch eine nicht angelehnte Arbeit unterbrochen, dann eröffnet sich oftmals ein ganz anders geartetes,

vielleicht erschreckendes Bild. Und was bei der Einförmigkeit, die man in Verkennung des Begriffes Einheitlichkeit oder Konzentration nennt, was bei der Anlehnung der Übungsstücke, der Übungsbeispiele, der Exercitien, der Extemporalien u. s. w. an den Schriftstellertext des Nepos, Cäsar, Cicero sonst noch herauskommt, das ist Übermüdung und Langeweile; man mufs nur einmal selbst im Anschlufs an wenige Paragraphen des Nepos den „Miltiades auf dem Chersonnes" wochenlang in seitenlanger Einübung der Regeln von den Städte- und Inselnamen haben behandeln müssen, um psychisch zu empfinden, was sonst der immer von neuem verdünnende Aufgufs — ich denke z. B. an Thee — physisch bewirkt.

Die Einförmigkeit ist Einseitigkeit. Einheitlichkeit setzt eine Fülle voraus; sie ist die Versöhnung von Gegensätzen, die Verbindung mannigfaltiger fruchtbarer Momente. Die Einförmigkeit erhebt eine Methode als die alleinige auf den Schild; sie regiert die anderen; darin aber liegt auch begründet, dafs sie zerstört, dafs sie keimfähiges Leben tötet. Die Einförmigkeit bleibt äufserlich, die Einheitlichkeit ist eine innerlich bindende und treibende Macht. Aber freilich: es ist mit menschlicher Unvollkommenheit vielfach eng verknüpft, dafs man diese erstrebt und jene erzielt, dafs das eigentlich Fafsbare die Form, nicht der Gehalt ist.

Es war gewifs zum Heile, dafs die Herrschaft des grammatischen Buchstabens gesprengt ward, dafs auf Durchgeistigung des Stoffes gedrungen, dafs die Grammatik dem geistigen Gehalte dienstbar gemacht wurde. Aber schüttete man nicht vielleicht auch hier vielfach das Kind mit dem Bade aus? Man beschnitt die Grammatiken, so dafs in der That nur noch dürftige Knochengerippe übrig blieben; man verfiel unhaltbarer Einförmigkeit in dem Bestreben, ein so variables Ding, wie eine Sprache ist, einzuschnüren; und man verfertigte die knappsten Lernbücher, ohne zu bedenken, dafs man der Lehrbücher nicht entraten kann. Erst neuerdings sucht man die Einheit zwischen den Extremen wiederherzustellen; H. J. Müller schrieb seine musterhafte lateinische Grammatik, und die zweite Auflage der Waldeckschen Grammatik zeigt ein gleiches Bestreben.

Es war gewifs zum Heile, die poetischen und prosaischen Werke als einheitliche Kunstwerke aufzufassen und den Überblick über das Ganze zu fordern, aber die Folge war nun nicht selten, dafs ein Dichter auf ein wahres Prokrustesbett gespannt wurde, dafs nach dem Zahlenschema so und so viel Verse entbehrlich werden mufsten, daher auch mit der Schere herausgeschnitten und die einzelnen Stücke zusammengeleimt wurden, dafs daher trotz Zu- und Umdichtung die Einheitlichkeit verloren ging, die Zusammenhänge sich lockerten und das Dichtwerk kein Kunst-, sondern ein Flickwerk, der also gemafsregelte Epiker oder Dramatiker kein Dichter, sondern ein Stümper ward, dafs keine Verszahl mehr mit dem Original übereinstimmte und das Buch den

klassischen Namen nur noch per nefas trug. Es heifst aber in der That, ins lebende Fleisch schneiden, es heifst, Verrat an der Kunst üben: diese Verstümmelung der Dichtwerke. Gewifs kann und mufs man auslassen z. B. im Homer, aber man scheide durch den Druck oder durch andere Zeichen, man überlasse die Auswahl dem Lehrer, man biete aber vor allem einen ganzen Dichter!

Die ungesunde Überproduktion der neuesten Zeit hat Schulausgaben, Kommentare, Präparationen in wahrer Hochflut gezeitigt, die alle Arbeit dem Schüler abnehmen, ohne zu bedenken, dafs doch gerade die Fähigkeit, die richtige Bedeutung für die eine Schriftstelle aus der ursprünglichen abzuleiten, nicht nur eine pädagogische, sondern auch eine ethische Zucht in sich schliefst. Aber wie einförmig waren diese Hülfsbücher über einen Leisten geschlagen, alle von dem Verlangen erfüllt, nur ja jeden Stein des Anstofses aus dem Wege zu räumen! — Auch hier tritt jetzt allmählich wieder Wandel ein.

Es war gewifs heilsam, dafs man in der Pädagogik sich wieder mehr auf den Wert der Induktion besann, dafs besonders jener Unsitte gesteuert ward, erst die Regel und dann die Beispiele in der Grammatik zu behandeln, anstatt jene aus diesen selbst erschliefsen zu lassen. Aber das Prinzip der Einförmigkeit führte auch hier zum Extrem, so dafs die Induktion zum alleinseligmachenden Arcanum ward. Nun werden — incredibile dictu — auch die Paradigmen induktiv den Jungen beigebracht. Für den Lehrer mag es ja ein Vergnügen sein, so kunstreich Stein auf Stein zu fügen, aber quod placet Iovi, non placet bovi; der Junge will mechanisch sein Pensum herunterlernen können; das ist nach seinem Geschmack und nach seiner Kraft. Darauf hat er sein gutes Anrecht.

Wie mit der Induktion, so hat man es auch mit den sogen. kleinen Ausarbeitungen zu weit getrieben. Was sich von innen organisch entwickelt, ist Segen; was von aufsen aufgedrängt wird, ist Plage. Es ist gewifs sehr nützlich und schön, wenn man im Anschlufs an eine besonders bedeutungsvolle Schriftstelle eine deutsche Arbeit von einer halben Stunde schreiben läfst, um die eigene Leistung und das Nachdenken der Schüler zu prüfen; aber wenn nun auch diese Übung tabellarisch festgenagelt, für die und die Woche in diesem und jenem Fache gefordert wird — wie es hie und da vorkommt —, dann entweicht wieder der Geist, dann triumphieren wieder Einförmigkeit und Schema.

Bei der Fülle neuer Bestrebungen in einer neu sich bildenden Wissenschaft oder Kunst lag es ja nahe, dafs man über das Ziel hinausschofs; der Gärung folgt schon jetzt immer mehr die Klärung. Und da bleibt die innere Einheitlichkeit das wichtigste Moment. Freilich wie schwer ist sie zu erreichen an den grofsen Doppelgymnasien, wo viele Köpfe, viele Methoden, viele Systeme

herrschen! Wie schwer ist es da oft für die Schüler selbst beim Übergange von der einen Klasse in die andere, wenn kein inneres Band, keine Einheitlichkeit die Methode des einen mit der des anderen verknüpft, wenn nicht weiter gebaut wird, wo der andere aufhörte! Dies ist besonders wichtig in der Grammatik, und hier könnte wirklich eine gewisse Einförmigkeit das innere logische Band bilden. Die lateinische Grammatik hat ihre Terminologie, die griechische wieder eine wesentlich verschiedene, desgleichen die französische u. s. f. Es mufs aber die jungen Köpfe verwirren, wenn in der einen Grammatik z. B. der Nachdruck auf das Verbum finitum, auf Kopula und Prädikatsnomen gelegt wird, eine andere dagegen diese Begriffe gar nicht kennt; wenn ein Satz hier so, dort so konstruiert wird, wenn der eine Lehrer fordert — und es ist das Naturgemäfse —, immer zuerst nach dem Rückgrat des Satzes zu spähen, das durch die Person bestimmte Verbum zu suchen und dann zu fragen: wer? wessen? wodurch? u. s. f., der andere aber gleich nach dem Subjekt forscht und dann erst das Prädikat suchen läfst; wenn die Begriffe der adverbiellen Bestimmung, des Beziehungswortes für das Relativum, des inneren Objektes, der innerlichen Abhängigkeit, der Beiordnung und Unterordnung (Parataxe und Hypotaxe bei Homer!), der Urteils- und Begehrungssätze u. ä. m. nicht feststehen, nicht festgehalten werden, sondern schwanken. Da haben eben die so fruchtbringenden Fachkonferenzen aus- und anzugleichen, was die Grammatiken verfehlt oder versäumt haben. Wie fruchtbar ist der Begriff der „Vorstellung" für die Bedeutung der Modi, und doch wie selten findet man in den Lehrbüchern die logische Unterordnung der Konjunktionen mit ihren verschiedenen Modis unter diesen Gesichtspunkt! Wie selten wird überhaupt das Gemeinsame unter den einheitlichen Gedanken subsumiert! — Wie bunt ist das Bild der Bedingungssätze in den verschiedenen Grammatiken der beiden Sprachen! Da müssen die Jungen konfus werden. Dafs der sogen. Realis eigentlich nichts Bestimmtes aussagt vom Verhältnis der Bedingung zu der Wirklichkeit, dafs er ein verkappter Kausalsatz ist und nur die Form mit einem „unbestimmten" Bedingungssatz (indefinitus) gemein hat, dafs eigentliche Temporalsätze als kondizional gelten u. ä. m., wird vor allem oftmals nicht erkannt.

Es ist aber doch eine einfache Forderung der Vernunft, dafs zunächst an der Muttersprache und dann in enger Verbindung mit ihr am Latein die grammatisch-logischen Begriffe von unten auf festgelegt werden, dafs die Fragen: worauf bezieht sich? wovon hängt ab? wozu gehört die Bestimmung? welcher Art ist die nähere Bestimmung? u. s. w. inneres Leben gewinnen und doch in derselben Form festgehalten werden. Wie viel Zeit und Mühe könnte dann gespart, wie viel Irrtum in seiner Wurzel erstickt werden! Das Schwierigste — wie oratio obliqua, Gleich-

zeitigkeit und Vorzeitigkeit, konjunktivische Hauptsätze u. s. w. — in den antiken Sprachen mufs eben einheitlich behandelt[1]) und durch den Unterricht im Deutschen wohlweislich unterstützt werden.

Dies ist aber ein Gebiet, auf dem noch sehr wenig feststeht, auf dem ein Schwanken der Meinungen und Methoden herrscht, die eine einfache und organische Association der Vorstellungen dem Schüler sehr erschwert. Und doch wäre hier wohl der Punkt, wo Einförmigkeit und Einheitlichkeit zusammenfallen; handelt es sich doch um Formales, um das logische Gerippe der Sprache!

Es mangelt eben unserer Zeit an einheitlichen, weitumspannenden Ideen. Und wie sehr wir — in sehr vieler Hinsicht mit Recht — unseren Schulbetrieb von heute für besser halten dürfen als den vor fünfzig oder zwanzig Jahren, in der Einheitlichkeit der grundlegenden Ideen waren die Gelehrten und Lehrer von damals uns voraus. Da herrschte in der Logik, in der Psychologie, Ethik, Religionsphilosophie u. s. w. die Begriffslehre Hegels. Heute waltet der Eklekticismus, und der eine lehrt diese Auffassung, der andere jene. Besonders in ästhetischen Begriffen — ich denke z. B. nur an das Tragische[2]) — herrscht eine Unsicherheit, ein Schwanken, dafs die Schüler der oberen Klassen desselben Gymnasiums wohl recht verschiedene Deutungen, sei es nun bei der Sophokleslektüre oder bei der deutschen, zu hören bekommen. Freilich wissen auch dies Problem die heutigen Schulausgaben auf eine Formel von erschreckender Nüchternheit und Seichtheit zu bringen.

Es geht ein grofser Zwiespalt durch unsere Zeit, ein Suchen und Ringen nach Einheit, und da man das geistige Band nicht findet, vertröstet und täuscht man sich so oft mit dem gegensätzlichen Begriffe, der Einförmigkeit. Aus ihrem seminaristischen Banne müssen sich die höheren Schulen wieder befreien. Es giebt aber nur eine Befreiung: die geistige, und ihre Waffen sind die Durchgeistigung des Stoffes, die wissenschaftliche d. i. philosophische Vertiefung der Probleme, die alles Wirken durchdringende und beseelende Einheitlichkeit wahrhaft fruchtbarer Ideen, so dafs die Schule einem harmonisch entwickelten Organismus gleiche, in dem die mannigfaltigen und möglichst selbständigen Kräfte einander das Gleichgewicht halten, in dem Kopf und Herz, Denken und Empfinden sich gegenseitig durchdringen und beleben.

Coblenz. Alfred Biese.

---

[1]) Inzwischen ist die griechische Schulgrammatik von P. Weifsenfels erschienen, welche sich hinsichtlich der Disposition und Terminologie in der Syntax genau an die lateinische von H. J. Müller anlehnt.

[2]) Vergl. meinen inzwischen — Juli 1897 — in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz „Das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule“.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Adolf Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. München 1897, Oskar Beck. VI u. 236 S. 8. 3 M, geb. 4 M.

Je schwieriger in unsern verwickelten Kulturverhältnissen der Kampf ums Dasein wird, um so schwieriger mufs auch die Kunst des Erziehens werden, die den jungen Erdenbürger für jenen Kampf stark machen soll. Und so ist es eine verdienstvolle Bemühung des als Schulmann und pädagogischer Schriftsteller rühmlichst bekannten Verfassers, aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Beobachtungen den deutschen Vätern und Müttern Belehrung zu spenden. Der Titel des Buches hat etwas Einladendes gleich dem goldenen Apfel am langen Aste. Halte getrost Einkehr, deutscher Vater, und du, deutsche Mutter! Es wird euch nicht leid thun. Im Gegenteil: ihr werdet dem Wirte von Herzen dankbar sein für die dargereichte gesunde Kost und den frischen Schaum. Ja, frisch und gesund ist das Buch, aus dem Leben herausgewachsen und in kräftiger, flotter Sprache geschrieben. Um nicht beständig in blassen Allgemeinheiten zu reden, hat Matthias für das doch generelle Erziehungsobjekt einen bestimmten Namen gewählt, und zwar, wie er einen bessern nicht hätte wählen können; nach seiner vernünftigen Ansicht nämlich soll jeder Sohn, wie er anfangs ein Ben-Oni, d. h. Schmerzenssohn ist, so in der Folge durch gute Erziehung ein Ben-Jamin, d. h. Glückssohn werden. Anmutend wie der Titel ist auch die Widmung: „Meiner lieben Frau und treuen Erziehungsgefährtin“.

Der Verfasser zeigt und empfiehlt durchgängig die goldene Mittelstrafse, die zwischen Sorglosigkeit und Übereifer hindurchführt: nicht zu wenig erziehen, aber auch nicht zu viel! Übrigens hält er die beiden Extreme nicht für gleich schlimm: lieber etwas zu wenig als zu viel! Im grofsen ganzen sollen wir mehr werden lassen als machen. Sehr richtig! Ferner stellt er durchweg das bessere Erziehungsmittel dem minder guten gegenüber, und überall, wo es des Menschen Natur und Lage verstattet, ermahnt er, das bessere zu wählen. So gleicht sein Buch der Rede des Themistokles vor der Schlacht bei Salamis, über die Herodot sagt (VIII

83): *τὰ ἔπεα ἦν πάντα κρέσσω τοῖσι ἔσσοσι ἀντιτιθέμενα· ὅσα δὲ ἐν ἀνθρώπου φύσι καὶ καταστάσι ἐγγίνεται, παρῄνεε δὴ τούτων τὰ κρέσσω αἱρέεσθαι.* Einfache, roh gearbeitete Spielsachen sind besser als künstlich zusammengesetzte, prunkvolle; die Kinderstube geht über den Kindergarten; Bewegung in frischer Luft ist abendlichen Zerstreuungen vorzuziehen u. s. w. Die Begründung fehlt nirgends, und überall ist sie sonnenklar. Herzlich gefreut habe ich mich über die Verteidigung Benjamins, als er das ebenso langweilige wie kostbare Spielzeug zerstört hat: das war ein gescheiter Gedanke von ihm, nun bekommt er doch endlich etwas Variationsfähiges in die Hand!

In den zwanzig Kapiteln des Buches werden wohl alle wichtigeren Erziehungsfragen unter vielfältiger Bezugnahme auf neue und neueste Erscheinungen des modernen Lebens ebenso mafsvoll wie lebhaft erörtert. Natürlich mufs ich es mir versagen, auf den Inhalt der einzelnen Kapitel näher einzugehen; nur das, was mich besonders angesprochen hat oder wozu ich eine Bemerkung zu machen habe, will ich herausheben.

Nachdem der Verfasser die ersten Erziehungssorgen, welche die Wiege Benjamins umschweben (Kap. 1), und darauf sein erstes Spiel (Kap. 2) behandelt hat, geht er zu seinem Temperament über. Er beleuchtet die alten vier Temperamente auf teilweise neue Art und zeigt, wie der Erzieher die einzelnen zu behandeln hat, wie er dem sanguinischen mit Ruhe, dem cholerischen mit Strenge, dem phlegmatischen mit kräftiger Anreizung, dem melancholischen mit freundlicher Schonung begegnen mufs (Kap. 3). Dafs nicht überall Dummheit vorhanden ist, wo solche angenommen wird, und was sich gegen wirkliche Dummheit, die nur keine totale sein darf, machen läfst, zeigt in trefflicher Weise das folgende Kapitel (4). Besonders glücklich ist die Behandlung der Frage, wie die Willenskraft auszubilden sei. Hier kann man sehen, was für einen Wert Beispiele haben. Matthias entnimmt die seinigen teils der eigenen Erfahrung, teils dem Leben und den Werken hervorragender Dichter und Denker, vor allen Goethes (Kap. 5). (An andern Stellen vermifst man Beispiele; so S. 19, wo empfohlen wird, dumme Fragen durch Gegenfragen abzuthun.) Befehlen soll man, ohne Gründe anzugeben, ohne Lärm zu schlagen, ohne eine Strafdrohung anzuhängen (Kap. 6). Strafen soll man nicht zu hart, nicht zu häufig, nicht im Zorn. Die beste aller Strafen ist die natürliche Strafe, d. h. das Fühlenlassen der Folgen (Kap. 7). Auch im Belohnen soll man Mafs halten und niemals belohnen, um eine pflichtmäfsige Leistung hervorzurufen. Hier hätte daran erinnert werden können, wie Götzens Schwester Maria dessen Söhnchen Karl verzieht mit ihren frommen Erzählungen, worin das Gute sofort und überschwenglich belohnt wird (Kap. 8). Durchaus vernünftig wird die Lüge behandelt. Sie ist „eine Krankheit, unsern Kindern angeboren

und angeflogen aus der Luft, in der sie leben". Man soll ihr vorbeugen durch eigene Wahrhaftigkeit, Maſshaltung und Vertrauen; man soll gegen die geschehene Lüge einschreiten mit allen Arten von Strafen, je nachdem, besonders aber, indem man den Zögling beim Ehrgefühle zu fassen sucht (Kap. 9). Am schwersten wiegen — wie oft in Horazischen Oden die mittelsten Strophen — die mittelsten Kapitel, 10 und 11. Kein Wunder; denn hier spricht der gewiegte Schulmann, der selbst mehrere Söhne erzogen hat, bezw. noch erzieht, über die Schule und über die Beziehungen zwischen Haus und Schule. Unter anderm setzt er auseinander, wie dankbar der Schule besonders solche Eltern sein müssen, die selbst nicht imstande gewesen sind, ihren Kindern Gehorsam anzuerziehen. „Kommt der Junge in die Schule, so „muſs" er, und sie müssen mit; halb zieht die Schule solche Eltern, halb sinken sie hin in Selbstzerknirschung ob eigener Erziehungssünden, oder aber — Benjamin wird an die Luft gesetzt. Denn denjenigen Eltern, welche sich den Bestimmungen der Schulordnung nicht unterwerfen . . ., werden ihre verzogenen Schlingel schlieſslich von der Schule zurück- und anheimgegeben. Und das ist auch recht so. Denn Gehorsam ist des Christen Schmuck. Und ohne diesen kann weder Schule noch Leben mit Benjamin etwas anfangen". Wie zum Gehorsam, so erzieht die Schule auch zum Fleiſs; aber daheim muſs Benjamin an Vater und Mutter ein gutes Beispiel haben. „Wehe dir und deinem Benjamin, wenn du in frühen Jahren ein Rentner bist, der nichts zu thun hat und nichts zu thun weiſs! Von der faulen Haut, auf welcher du liegst, wird der Sohn zu eigener Ruhestätte auch bald ein Zipfelchen für sich ergattern" (Kap. 10). Die thörichte Art und Weise, wie so manche Eltern es auffassen, wenn ihr Sohn nicht in die höhere Klasse hat versetzt werden können, wird mit Humor gegeiſselt. Köstlich ist die Geschichte von dem sitzen gebliebenen Quartaner Karlchen (nicht Mieſsnick, denn er steigt späterhin regelmäſsig und erwirbt sich schlieſslich ein gutes Reifezeugnis) — seine Eltern sind auſser sich über „den Schimpf und die Schande" des Hauses und der Familie, aber er tröstet sie mit den Worten: „Wenn wir nur alle gesund sind!" Sehr richtig sind die Bemerkungen über die Rangnummer, der von sehr vielen Eltern (und, soweit meine Beobachtungen reichen, von allen Schülern) ein absoluter Wert beigemessen wird, obwohl ihr nur ein relativer zukommt (Kap. 11). Für den täglichen Erziehungsbedarf werden mehrere Hausregeln aufgestellt, deren oberste lautet: „An einem Strang ziehen bei aller Erziehung!" Die Darlegung dieser Hausregeln wird gewürzt durch Genrebildchen, zu denen die Modelle gröſserenteils in der Malerstadt zu suchen sein dürften, die seit dreizehn Jahren des Verfassers Heimat ist. Besonders gelungene Gestalten sind die Mutter und der Vater, die heimlich nacheinander bei dem Direktor erscheinen, um sich gegenseitig

schwerer Erziehungssünden anzuklagen und des Direktors Bundesgenossenschaft gegen den andern Teil zu erlangen. Wenn sie sich „getroffen" fühlen, so schadet das nichts; sie werden sich ja nicht selbst verraten! (Kap. 12). Den Flegeljahren wird ein besonderes Kapitel (13) gewidmet, und mit Recht wird gewarnt vor peinlicher, zimperlicher Behandlung der Flegel, die der Verfasser zeitgemäfs einteilt in „Naturburschen" und „pomadisierte und parfümierte Flegel" — ich schlage vor: Natur- und Kulturflegel oder Rüpel und Gigerl. An dem Kapitel über Affenliebe (14) habe ich Verschiedenes auszusetzen. Mehreres darin Enthaltene ist schon vorher ausführlich behandelt worden; es genügte hier, darauf hinzuweisen, z. B. S. 181 („Bekommt der Junge ein schlechtes Zeugnis u. s. w.") auf S. 151 ff. Ebendort (S. 181) ist aus Edmund Vogts Übersetzung Horazischer Satiren (Essen 1885, Bädeker, S. 13) eine Stelle angezogen, die nicht recht pafst.

Von Affenliebe ist wenige Verse vorher die Rede:

Des Schätzchens
Häfsliche Fehler entgehen dem blinden Verehrer, ja diese
Reizen ihn grade.

Die Liebe des Vaters, der die Fehler des Sohnes sehr wohl erkennt, aber mildernd beschönigt, ist in Horazens Augen eine vernünftige Liebe, die er einige Verse nachher alles Ernstes als ein Bindemittel der Freundschaft empfiehlt:

„Sieh, der Grundsatz, meine ich, knüpft und bewahrt die geknüpften
Freundschaftsbande.

Nicht billigen kann ich endlich den hier und sonst wiederholt angewandten Ausdruck „affenliebende Eltern" statt „äffisch liebende" oder „von Affenliebe verblendete Eltern". Affenliebende Eltern sind für mein Sprachgefühl nur Eltern, welche wirkliche, mit Backentaschen und Gesäfsschwielen ausgestattete Affen lieben. Statt „Selbstgefällige und affenliebende Eltern preisen Untugenden" (S. 66) würde ich sagen: „Elterliche Selbstgefälligkeit und Affenliebe preist Untugenden". In den Kapiteln über die Erziehung zu Anstand, Höflichkeit und Takt (15), über die Pflege des Natursinnes (17) und über die Weckung von Frömmigkeit und Gottesglauben (18) findet man überall die anschauliche, greifbare Darstellung, welche dem Verfasser eigen ist. Weniger ist das der Fall in dem Kapitel über die Erziehung zur Lauterkeit und Schamhaftigkeit (16), wo mir eine Reihe Sätze (S. 262 u.) so nebelhaft vorkam, als ob sie aus einer andern Feder geflossen wäre; doch fand ich hinterher, dafs es an der Sache selbst liegt. Das vorletzte Kapitel (19), welches über die Berufswahl handelt, ist reich an beherzigenswerten Mahnungen. Auch hier wird in kräftigen Worten die *aurea mediocritas* empfohlen: man soll die Berufswahl des Sohnes weder nach Art eines Gewaltherrschers bestimmen noch den

gleichgültigen Zuschauer dabei abgeben; gemeinsam mit ihm überlege man und sorge, dafs er weder zu hoch noch zu niedrig greife! Das letzte Kapitel (20) richtet den Blick in die Zukunft, wo Benjamin, wenn ihn eine gute und gesunde Erziehung zum Schöpfer seiner eigenen Glückseligkeit herangebildet hat, das wird, was sein Name bedeutet — ein „Glückskind“.

Man sieht: das Ganze ist kunstmäfsig gefügt — Anfang und Ende schliefsen sich zu einem Ringe, der in der Mitte am stärksten ist. Der Hauptreiz des Buches aber liegt in der Fülle von Lebenswahrheit und Lebenswirklichkeit, die sich darin vor unsern Blicken aufthut. Ich möchte dem Verfasser dringend raten, in der zweiten Auflage das Allgemeine etwas zusammenzuziehen und gewisse Wiederholungen zu beseitigen, um Platz zu schaffen für noch mehr Beispiele aus dem eigenen Leben und aus dem Leben grofser Männer. Und nun noch eins: ein Buch für deutsche Väter und Mütter sollte sich eines möglichst reinen Deutsch befleifsigen und solche Fremdwörter vermeiden, welche weder fachlicher Art sind noch sonst Berechtigung haben, da es gleich gute, ja bessere deutsche Ausdrücke dafür giebt. Man halte z. B. gegeneinander „temperamentlose Stumpfheit“ und „temperamentlose Stupidität“ (S. 31), „wehleidige Moralpredigt“ und „larmoyante Moralpredigt“ (S. 77), „greisenhaft-knickebeiniger Jüngling“ und „senil-knickebeiniger Jüngling“ (S. 188). Man kann sowohl in der Milde wie in der Strenge gegen die Fremdwörter zu weit gehen: das Beste ist auch hier — die goldene Mittelstrafse.

Coblenz. Friedrich van Hoffs.

Oskar Jäger, Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament. Zweiter Teil. Lehrkunst und Lehrhandwerk. Wiesbaden 1897, C. G. Kunzes Nachfolger (W. Jacobi). 486 S. 8. 6,60 M.

Oskar Jäger ist zu der Gerontenwürde, die er als pädagogischer Testator schon vor vierzehn Jahren beanspruchte, nunmehr wirklich herangereift; indes kann ich auf Grund wiederholter Autopsie bezeugen, dafs sein Alter sehr frisch blüht und der wackere Schwabe sich immer noch nit forcht. Auch hat er die elegische Stimmung überwunden, welcher das Klagelied magna pugna victi sumus entsprungen ist, und schwingt jetzt das Banner der Magna charta libertatum. So nennt er die nicht nur in der Dezemberkonferenz, sondern auch in der gesamten pädagogischen Welt mit lautem Beifall aufgenommene ministerielle Erklärung, dafs fortan den einzelnen Schulen eine gröfsere Freiheit gelassen werden solle. Wer da etwa fragt: ja warum verspürt man denn davon so wenig? der merke sich den Jägerschen Satz, dafs „an der Gebundenheit, die jetzt vielfach die Ausübung unseres Berufes kennzeichnet, nicht unsere Aufsichtsbehörden, die ich immer liberal denkend gefunden habe, sondern wir selbst, nos, nos —

dico aperte — consules desumus, die Schuld tragen". In beiderlei Hinsicht wird es wohl zeitliche und örtliche Verschiedenheiten geben, aber zu wünschen ist, dafs nicht blofs die Sucht zu regieren, sondern auch das Bedürfnis regiert zu werden, mehr und mehr abnehme. Von K. L. Roth, den Jäger einen Pädagogen sondergleichen nennt, sagt er doch selber S. 241, er habe das Bedürfnis empfunden, sich bedingungslos einer Autorität zu unterwerfen. Auch erinnere ich mich, dafs ich als neugebackener Schulrat einmal äufserte: „Meine Herren, ich habe als Direktor nie so viel gefragt". Jäger hat es natürlich auch nicht gethan; die Klarheit, Selbständigkeit und Unverfrorenheit seines Urteils bedürfen erneuten Lobes nicht, und das vorliegende Buch ist, um es mit einem Wort zu sagen, kerngesund. Es handelt nur von solchen Menschen und Dingen, „wie sie auf unserem Planeten wirklich zu finden sind, nicht wie die Wunder- und Wortemacher sie voraussetzen". Des Verf.s löblicher Hafs gegen die Phrase findet neuerdings einen kräftigen Ausdruck in dem Zorn über die abstrakten Substantiva, die den gleichen Bacillus enthalten. Im übrigen tadelt und schilt er mit lebhaftem Humor, und in summa ist und bleibt er Optimist; cfr. der goldene Spruch auf S. 374: „Wer Pessimist ist, soll nicht Lehrer werden".

Das Buch ist hervorgegangen aus Seminarvorträgen, deren Ursprünglichkeit und Frische der Verf. glücklicherweise nicht durch stilistische Nachpolitur verwischt hat. Wahr ist es, dafs sich Sätze von 25 Zeilen finden, dafs n. b. oder N. B. keine Partikeln der deutschen Schriftsprache sind, und dafs etliche drollige Wortbildungen, wie „Lehrprobenselbstbespiegelungslitteratur", „wildgewordene körperliche Ertüchtigungspedanterie" oder „christelnde Heuchelpädagogik" eben nur in Sermonen, nicht in Oden kourfähig sind, aber ich meine, der Stil würde schlechter sein, wenn er besser wäre. Der Inhalt gliedert sich in vier Teilen: I. Von Sexta bis Untersekunda, II. Erörterung einiger wichtigerer pädagogischer Begriffe, III. Die drei oberen Gymnasialklassen, IV. (Anhang) Ratschläge für das Hospitieren und kurze Instruktion für Leiter preufsischer Seminarien.

Die Cäsur zwischen Unter- und Obersekunda, wo jährlich 4000 Schüler in das Leben übertreten, erkennt J. an und unterwirft sich „ohne weiteres Murren und Klagen" der Neuordnung, welche jene Tausende mit einem Vorrat gesicherter Kenntnisse aus der jüngsten Geschichte ihres Volkes und Landes, und nicht mit Fragmenten der alten Geschichte entläfst. Die Zweckmäfsigkeit der Sache leuchtete ihm 1890 zwar sofort ein, aber in seinem Gemüte trauerte er über die Einbufse, welche die Historie des Altertums erlitt. Meine Überzeugung war und ist, dafs auch ohne den „Abschlufs" nicht fürder drei von den sieben Jahren des Geschichtsunterrichtes auf Griechen und Römer verwendet werden durften, nachdem ohne Vermehrung der Stundenzahl das

nhaltreichste und wichtigste 19. Jahrhundert dem Lehrstoff zugewachsen ist, und dafs nach der Grundlage in Quarta eine systematische Zusammenfassung in Obersekunda vollauf genügt, da ja der Gymnasiast sieben Jahre lang ununterbrochen alte Historiker liest. Da war es mir denn sehr erfreulich auf S. 378 den Satz zu finden: „Alle Lektüre aus dem griechischen und römischen Altertum von Cornelius Nepos bis Sophokles ist geschichtliche Quellenlektüre“. Und dafs in Prima oder gar im Abiturientenexamen nicht nochmals mit Messenischen Kriegen, Medimnen und Heloten, Seleuciden und Ptolemäern operiert, dafs die Litanei ne quis plus D iugera — ut deducto eo de capite — ne quis ullum magistratum — ne comitia militaria fierent dort nicht mehr gehört wird, ist vernünftig und, namentlich für Schulräte, angenehm.

Über die Abschlufsprüfung regt J. sich nicht im mindesten auf, wenn er auch dahingestellt sein läfst, ob sie die Oberstufe von minder geeigneten Elementen entlastet habe oder entlasten werde. Einige sind sogar der Meinung, dafs mancher, der sie bestanden, nunmehr denke, i da kannst du's ja weiter versuchen, während er ohne Prüfung leise entschwebt wäre, nachdem er das Militärzeugnis erlangt hatte. Meine Auffassung ist von Anfang an gewesen, dafs die Prüfung keinen immanenten Selbstzweck habe, sondern eine Art Mohrin sei, die ihre Schuldigkeit thun sollte und jetzt zum grofsen Teil gethan hat. Es ist Thatsache, dafs der Bürger- und Gewerbestand keine sechsklassigen Lateinschulen gründen, noch auch seine Söhne dorthin schicken wollte, wenn diese eine Prüfung bestehen sollten, die ihnen auf neunstufigen Schulen erlassen blieb. Und heute? Nun, die Provinz Westpreufsen hatte im Sommer 1887 auf 25 höheren Lehranstalten 6400 Schüler, im Sommer 1897 auf 25 höheren Lehranstalten 6600, von denen vor 10 Jahren keiner, jetzt rund 1500 delatinisiert sind. Das gereicht den letzteren zum Segen und entlastet die Lateinschulen nicht blofs auf der Oberstufe, sondern auch in den Unterklassen von minder geeigneten Elementen. Die neue Einrichtung hat anfangs eine gewisse Gespensterfurcht erregt, zumal da mattherzige Lehrer über Nervenzerrüttung wimmerten, grobkörnige dagegen beim Beginn des Semesters donnerten: „Jetzt aber stramm gelernt, sonst nehme ich Sie alle ins mündliche Examen“. Von letzteren handelt ein entrüsteter Ministerial-Erlafs, dem in gegebenem Falle durch eine Zwiesprache des Direktors oder des Schulrates mit dem Lehrer über die Erfolglosigkeit seines Unterrichts nachgeholfen werden kann. Jetzt ist man schon erheblich ruhiger geworden, und eine vernünftige Praxis hat es so weit gebracht, dafs normale Schüler nicht mehr zittern und zagen. Man nimmt ganz einfach die laufende Klassenarbeit der einzelnen Fächer aus den letzten 2—3 Wochen als Grundlage und setzt nicht *eine* feierliche schriftliche Prüfung von Montag bis Sonnabend an; *da* kann doch die besorgte katholische Mutter nicht zum

Religionslehrer laufen und ihn bitten, eine Messe für den armen Jungen zu lesen. Alsdann kommen eines guten Tages der Direktor und die Klassenlehrer ganz gemütlich an und erledigen die Prüfung, wobei dann der Geistliche im Nebenamt nicht etwa — ut fit — beten darf: „Die Stunde ist gekommen, die Häscher nahen". Der Schulrat erscheint selten, in Baiern nie.

Die Lehraufgaben der Unterstufe fafst J. nach Klassen, die der oberen nach Fächern zusammen und bietet uns in zwangloser Form die nux der gesamten Gymnasialdidaktik. Der reiche Inhalt kann hier selbstverständlich nicht fortlaufend erörtert, sondern nur in einzelnen Punkten hervorgehoben und mit aphoristischen Bemerkungen begleitet werden.

Den Religionsunterricht möchte J. lieber verwalten als jedes andere Fach. Er ist zweifellos ein positiv gerichteter schriftgläubiger Christ von ernster Frömmigkeit, der „nicht blofs am Sonntag an Gott glaubt". Um so mehr Wert und Gewicht hat seine Überzeugung da, wo sie sich gegen etliche Dinge ausspricht, welche der hochkirchlichen Gläubigkeit als kanonisch gelten. Dafs er jede Heuchelei hafst, braucht nicht erst gesagt zu werden, und wenn er dabei sich recht kräftig ausdrückt, so geschieht das in Erinnerung an die 50er Jahre, wo scheinheilige Mienen und Posen eng mit dem Strebertum, namentlich auch im Lehrstand, verbunden waren. Das ist aber doch seit dem Regierungsantritt Wilhelms I. wesentlich besser geworden, und wenigstens hier im Norden giebt es unter der Geistlichkeit nur noch wenige Mucker. Man begegnet zwar mitunter noch überschwenglicher Salbung und priesterlicher Hoffart, aber sie tritt mit so kindlicher Naivität auf, dafs man darob gar nicht böse werden kann. Jägers Glauben und Glaubensfreiheit finde ich S. 175 treffend in dem Satze ausgedrückt: „Der immer innigere, tiefere, verständnisvollere Verkehr mit Jesus, und nicht das Symbolum quicunque und seinesgleichen, und nicht der auswendig gelernte Katechismus ist der Glaube, der den Menschen rettet und erhält oder, wie Luther übersetzt, selig macht". Nun ich denke, da wird J. nach Herz, Geist und Erfahrung wohl als Autorität unter den Religionslehrern gelten und sein Urteil in zweifelhaften Dingen Beachtung verdienen. Merke also, geneigter Leser: Für den Kirchenbesuch der Schüler haben lediglich die Eltern zu sorgen. Predigt und Unterricht sind zweierlei. — Der Lehrton sei männlich und ernst, nicht pathetisch oder sentimental. — Keine Hausaufgaben aufser sehr mäfsigem Spruch- und Liederlernen. — Keine Vermehrung der Religionsstunden. — Zwei Schulandachten in der Woche genügen. — Die Bremische Schulbibel ist zu empfehlen.

Doch genug. J. giebt auch mehrfach Interpretationen von biblischen Geschichten in klarer und zweckmäfsiger Weise. Aber einmal erlaubt er sich eine Nutzanwendung, der ich widersprechen mufs. J. hat einst einem Freunde, „der, ausgezeichneter Lehrer

wie er war, in Versuchung geführt wurde, Schulrat zu werden“, Jothams Fabel erzählt; sie war also dem ausgezeichneten Lehrer (immo Direktor) nicht bekannt, und gleichwohl überläfst J. dem Leser, sich darüber aus dem 9. Kapitel des Buchs der Richter zu belehren, wo er denn findet, dafs J. auf parabolisch seinem Freunde gesagt hat: „Sie sind viel zu schade zum Schulrat“. Nämlich Jotham erzählt, die Bäume hätten einen zum König salben wollen, aber der Ölbaum, der Feigenbaum und der Weinstock hätten sich geweigert, „ihre edle Frucht zu lassen, um über den Bäumen zu schweben“, und da sei denn der — Dornbusch König geworden. — Wie tief müfste ich mich doch mit allen übrigen Dornbüschen geknickt fühlen, wenn ich nicht wüfste, dafs besagter Olivenbaum sich nicht etwa aus Furcht vor Entölung einstweilen geweigert hatte, Schulrat zu werden, sondern weil sein Gehalt incl. freier Wohnung um 3000 M höher war als das des ältesten Provinzialschulrats.

Der Zweck des Unterrichts im Deutschen ist Einführung in die deutsche Nationallitteratur. Die erste Stufe ist, dafs „der Lehrer die Sextaner daran gewöhnt, laut, richtig, langsam, deutlich mit verständiger Betonung ohne landes- oder ortsübliche Unarten zu lesen“. Das ist so einfach und so wichtig und für alle höheren Stufen so selbstverständlich, und doch wird dagegen so stark und so vielfach gesündigt. An deiner Anstalt etwa nicht? Geh doch mal in deine IV oder IIIb und lafs dir ein Gedicht vortragen. Hörst du da nicht: „Sangens únd die — Lobgesänge . . . Wälze sié Bu — sentowélle“, oder wirklich und wahrhaftig: „Sángen's — —, und die Lóbgesänge . . . Wälze sie, — Buséntowelle —“? Wenn diese Tugend von Grund auf mit dem erforderlichen Ernst geübt würde, dann könnten die Sekundaner und Primaner die lateinischen und griechischen Verse nicht ohne alle Rücksicht auf den Inhalt metrisch abhaspeln und *Δεῦρ' ἄγ' ἰών, πολύαιν' Ὀδυσεῦ, μέγα κῦδος Ἀχαιῶν* oder *Οὐ γάρ τί μοι Ζεὺς ἦν ὁ κηρύξας τάδε* genau so tonlos herleiern wie sinus alpha mal cosinus beta etc.

Von dem Lesebuch soll der Lehrer sich so weit emancipieren, dafs er die Aufeinanderfolge des zu Lesenden sich selbst vorbehält. Es heifst ja doch: „Lafst uns sammeln gleich den Bienen“ und „diese sammeln, soweit ich weifs, nicht unter Zugrundelegung des Linnéschen Systems“. Das Dogma, dafs der Lehrer immer zuerst das betreffende Stück vorzulesen habe, ist abzulehnen. Auch soll er sich nicht zwischen das Gedicht und den Schüler stellen, wozu ihn unsre alexandrinisch-modische Kommentationswut leicht verleitet.

In IV ist eine der drei Stunden — das Deutsche darf wie die Religion nicht zu viel Stunden haben, sonst können sie ihr besonderes Charisma nicht geltend machen — den schriftlichen Übungen und der Grammatik, dieser cum grano salis, zu widmen.

Für die „Aufsätzchen" gilt als Prinzip: „Wiedergabe eines in der Schule Erlernten". Der schwerste Mifsgriff ist hier und später, dafs man die Schüler nötigt, über etwas zu schreiben, was sie nur halb verstehen. Für die Lektüre mufs der Ton des Lehrers kraftvoller und männlicher sein als in VI und V. Vor dem Ästhetisieren ist zu warnen. Als Probe, nicht als Schablone, behandelt J. Roland Schildträger, im übrigen ganz zweckmäfsig, aber in der Moral von der Geschichte greift er viel zu hoch. Es heifst am Schlufs: „Recht so: Roland prahlt nicht, vielmehr spricht er von seiner That, als wenn dieselbe sich von selbst verstände, als wenn sie nichts Besonderes wäre, und er spricht nicht blofs so, sondern denkt auch so. Und so wird es überall der wahre Held oder der, der einmal ein solcher werden wird, machen". Mich dünkt, es wäre eine ziemlich starke Prahlerei, wenn im Ernst Roland das Erschlagen von Riesen oder J.s Landsmann das Halbieren von Türken als etwas Landesübliches, als halt nur einen Schwabenstreich ansähe oder hinstellte. Roland hat das Kleinod in die Tasche gesteckt, unter der Eiche, im Tann, bei der Leiche und unterwegs sich nichts merken lassen, aber innerlich sich auf den Hauptspafs gefreut, wenn er vor den Rittern, dem König und dem Vater den Stein würde funkeln lassen, und bei dem glänzenden Erfolg bittet er den Vater unter der sehr durchsichtigen Hülle demütiger Mienen und Worte mit heiterer Schalkhaftigkeit um Verzeihung, dafs er erschlug den groben Wicht.

In IIIb soll der Lehrer von allem Poetischen die Kritik ganz fern halten und z. B. seinen Schülern nicht vordozieren, dafs man in der Nähe des Tafelberges nicht über Madagaskar fern im Osten Frühlicht glänzen sieht; auch hüte er sich vor der schrecklichen Scholiengelehrsamkeit, die Rudolfs sechs liebliche Töchter mit ihren Namen Guta, Katharina u. s. w. aufzählt. Die „Belehrungen über die poetischen Formen" sind recht sparsam zu geben. „Für das bifschen deutsche Metrik" ist's in Untersekunda früh genug, wo wir wieder drei Stunden zur Verfügung haben und wo die Schüler im Lateinischen und Griechischen einige Verskunst, einige metrische Begriffe gelernt haben; „ohne dafs sie einen Blick der Vergleichung auf die fremden Sprachen thun können, ist ihnen die deutsche Metrik gerade so tot und so langweilig als die deutsche Grammatik".

Im Lehrplane für IIIa heifst es: Lyrisches und Dramatisches, insbesondere Schillers Glocke und Wilhelm Tell. „Beides ist mir zu schade", sagt J., und von der Glocke mag das gelten, aber Wilhelm Tell ist doch in IIIa schon seit Jahrzehnten so erprobt, dafs man an der Wand neben Cäsars Lager den Vierwaldstädter See von Schülerhand gezeichnet als Klasseninventar findet. J. schlägt Herzog Ernst, Prinz von Homburg, Zriny vor. — Sehr vernünftig ist die Frage: „Was für einen Musteraufsatz soll denn

der Lehrer machen? einen Musteraufsatz an sich oder einen Mustertertianeraufsatz?" Die Antwort mufs sich für den letzteren entscheiden.

Für IIb billigt J. neben den Aufsätzen ausdrücklich die kleinen Ausarbeitungen, verwirft aber alle kleinen und grofsen Vorträge als zeitraubend und überflüssig; die „Übersetzungen aus der fremdsprachlichen Lektüre" nimmt er gern an, schon deswegen, weil man Deutsch treibt, indem man Latein und Griechisch lernt. Als Hauptstücke der Lektion behandelt J. ausführlich Tell und Hermann und Dorothea; denn mit Recht will er trotz der entgegenstehenden Skrupel auch das zweite Kunstwerk den 25 bis 50 Prozent ins praktische Leben übertretender Schüler mit auf den Weg geben.

Auch auf der ersten Stufe des Obergymnasiums verwirft J. die Vorträge der Schüler, weil es für diese Art der Produktion noch zu früh ist. Man mufs fragen: können die Schüler das je nach dem Grade ihrer Begabung recht gut, gut, befriedigend leisten?, was er im vorliegenden Falle verneint. Ach, wenn doch diese Frage überall, namentlich bei den Extemporalien, gestellt würde und die Lehrer begreifen wollten, dafs allgemein die Aufgaben, welche „nur die recht guten Schüler genügend, die guten nur mangelhaft und die genügenden nur höchst mangelhaft leisten" geradezu unheilvoll wirken, da sie die Freudigkeit töten und den Erfolg vernichten.

Die Themata für die Aufsätze sind der deutschen Lektüre der IIb und der lateinischen und griechischen der IIa zu entnehmen und daneben epigrammatische Stücke (vulgo Sentenzen) zu bearbeiten. Die Korrektur mufs „nicht zu viel" verbessern. Das Lesen von Dramen in der Klasse mag eine Zeit lang ruhen, aber der Lehrer wird seinen Schülern sagen, dafs ein deutscher gebildeter Jüngling seinen Schiller fortwährend lesen mufs. Dem für mittelhochdeutsche Dichtung begeisterten Lehrer soll es nicht gewehrt werden, die Nibelungen, Gudrun und Walther v. d. V. im Urtext zu lesen, wobei die Einführung in das Sprachliche naturalistisch geschehen kann.

In I werden sich Aufsätze und nunmehr auch Vorträge eng an die deutsche Lektüre anschliefsen, wobei Einzelnes aus dem Leben und den Werken von Dichtern möglichst konkret und kurz behandelt werden mag. Gegen den übertriebenen Lessingkultus ist Einspruch zu erheben. Zu lesen sind in Ib Emilia Galotti, Iphigenie, Braut von Messina, Maria Stuart, woran sich Laokoon und einige wichtige Punkte philosophischer Propädeutik schliefsen, in Ia Nathan, Tasso, Wallenstein, Demetrius und Macbeth. Für die nachgoethische Litteratur ist durch die Schülerbibliothek und gelegentliche Anregung zu sorgen, im übrigen aber der Primaner endlich vom Gängelbande frei zu lassen.

Mit dem Griechischen betreten wir einen neuen Tempelraum. Hier fehlt „jede Spur eines Marktnutzens, was der mitsprechende Philister längst gemerkt hat; es hat aber seinen Wert

ganz in sich selbst. Da es die dritte Sprache ist, die erlernt wird, so kann man bald zum Lesebuch greifen, und der Schüler einstweilen die Form, die man ihm noch nicht deutlich machen kann, einfach übersetzen, ähnlich wie es bei modernen Sprachen geschieht". Ja, in der ersten französischen Stunde, die ich gehabt habe — es war damals in Tertia — ward der Voyage du jeune Anacharsis aufgeschlagen, und ähnlich wird es nach Gronaus Vorgang vielfach in Westpreufsen mit Xenophons Anabasis gemacht, worüber die Schwetzer Programme von 1893 und 1896 zu vergleichen sind. Die Schrift ist für III „kanonisch"; „gesunder Realismus und frischer Idealismus" lassen sich hier gleichmäfsig pflegen, und der Vergleich mit Cäsar kann aufserordentlich fruchtbar gemacht werden. Die früher „vielfach unlebendige und stroherne Betreibung des Griechischen" hat dazu beigetragen, dem Gymnasium das gesamte Barbarentum auf den Leib zu hetzen, und J. selber hat noch seine liebe Not gehabt, einem und dem andern wackeren Lehrer die schrecklichen Formenextemporalien abzugewöhnen. Man mache den Schülern auch in II noch die Arbeit erträglich und zeige ihnen, dafs schon auf dem mühevollen Weg der Anfänge hier und dort etwas Schönes zu sehen ist. Mit dem Homer erreicht er eine höhere Stufe seines geistigen Lebens, des soll er stolz sein; zwei bis drei Bücher der Odyssee können ganz wohl in IIb gelesen werden, und zwar ohne Verzicht auf die häusliche Präparation. Ist etwa die Wissenschaft in späterer Zeit lauter Vergnügen?

Auf der Oberstufe entfaltet J. voll und ganz die Priesterwürde des Hellenismus. Da preist er die Jünglinge, die einmal wenigstens, während ihrer besten Jugendtage einen Blick in diese Welt von „Besitztümern für alle Zeit" thun dürfen: das sind sie seit Jahrtausenden gewesen und werden es eben darum auch wohl noch eine Weile bleiben. In der Zwiesprache mit den edelsten Geistern des hochbegabten Volkes liegt ein tiefwirkendes Mittel der Bildung von spezifischer Kraft, für die es einen Ersatz nicht giebt, und wer von dieser Kraft nichts spürt, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei. Zu den schönsten dieser Besitztümer rechnet J. selbstverständlich die Tragödien des Sophokles, voran Antigone und Aias; mit einem solchen Musterwerk sich drei Monate intensiv beschäftigt zu haben, das ist doch wohl etwas, was seine Spuren hinterläfst und seine Wirkung gethan haben wird, auch bei denen, die sechs Jahre später alles einzelne wieder vergessen haben. Und Homer? J. will's nur gestehen, ein und das andere Mal, als er in der Klasse Od. 21, 245—22, 40 oder Il. 6, 369—529 oder Il. Buch 18[1]) gelesen hatte und keinen

[1]) Hier vermisse ich Il. 24; Schiller hat einmal gesagt, das Leben sei schon um deswillen lebenswert, um das 6. und das 24. Buch der Ilias lesen zu können.

Zweifel hegen konnte, dafs sie lexikalisch und grammatisch verstanden waren, da hat er „die Welt der sechs Interessen“, der Besinnung und der Vertiefung mitsamt aller Schulreform hinter sich gelassen und den Schülern die letzten 200 Verse noch einmal griechisch vorgelesen, auf dafs sie etwas von dem ersten und unmittelbarsten Eindruck dieser Wundersage ahnten. Freilich gehört dazu, dafs „der Lehrer seine Seele in das zu Lesende hineinlegt“.

Unter den Werken der Prosa „bilden Apologie, Kriton und Phädon zusammen ein weltliches Andachtsbuch, zu dem man so leicht kein Seitenstück finden möchte“; die Einleitung des Thukydides, die Schilderung der Pest, vor allem die Geschichte der sicilischen Expedition (Macaulay nennt sie die beste Prosaschrift der Welt) zeigt alle Tugenden des Historikers, zumal die höchste, Vergangenes als Gegenwart empfinden zu lassen, und die Macht der öffentlichen Rede wirkt im Epitaphios, der Apologie, der Rede vom Kranz auf uns noch heute mit derselben Kraft, die sie seit mehr als zweitausend Jahren an so vielen unseresgleichen in verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern bethätigt hat. Vor allem die „Kassandratragik“ der demosthenischen Reden läfst uns etwas von dem reinen Patriotismus des Mannes, etwas von der Herrlichkeit eines Vaterlandes empfinden, die einen Enthusiasmus, wie er in diesen Reden lebt, in der Seele eines solchen Mannes entzünden konnte.

Man sieht, Jäger ist, was Geibel von sich sagte, „Deutscher Hellene und Christ“; darum hab ich Religion, Deutsch und Griechisch etwas eingehender besprochen. Von den übrigen Fächern berühre ich nur einzelne mit kurzen Bemerkungen.

Das Französische in V hat J. ebenso wie ich seit 25 Jahren unablässig bekämpft. Im Protokoll der Leipziger Philologenversammlung von 1872 finde ich bei meiner Äufserung, durch den früheren Anfang hätten sich die Leistungen durchaus nicht gehoben, sonst müfsten sie ja vorher abscheulich gewesen sein, ein „Bravo“ verzeichnet. Die Verschiebung nach IV ist daher als „ein grofser und erfreulicher Fortschritt“ begrüfst. Inzwischen sind nun auch die Fachlehrer wesentlich besser geworden, und es kommt wohl nicht mehr vor, dafs auf ein „merci beaucoup“ einer höheren Tochter der Professor gelassen erwidert: „nulle cause“. Jetzt befleifsigt sich auch das Gymnasium der „neuen Methode“, das Französische als lebende Sprache zu behandeln, und über den Erfolg urteile ich etwas günstiger als J., der da sagt, dem Lehrer komme bei diesem Fach auch bei den besseren Schülern in IV und III noch kein sehr freudiger Wille entgegen. Vielmehr hab ich manche Quartaner und Tertianer höchst lebendig und munter gefunden, namentlich bei kleinen Liedern wie j'avais un camarade, und zwar nicht zum wenigsten bei altphilologischen Lehrern, die ganz vergnüglich docendo mitlernen, während mancher

Neuphilologe sich zu dem Parlieren so zu sagen nur herabläfst und dabei fortwährend phonetisch nörgelt. Auf Lautphysiologie und Lautschrift, die dem Schüler nur ein neues Hindernis in den Weg wirft, giebt J. nichts, namentlich seitdem er einige Adepten dieser Kunst kennen gelernt hat. „Das wird niemals gelingen, was ein neusprachlicher Dithyrambiker auszusprechen die traurige Sicherheit hat: wir wollen nun einmal französisch aussprechen lernen wie die Franzosen! es komme einer und sage, wir könnten es nicht!“ — Und wenn wir es könnten, cui bono? — Für mich ist die Sache längst durch den Megarenser erledigt, der seit 10 Jahren in Athen sich der feinen attischen Aussprache befleifsigt und auf die Frage: was kosten die Fische? die Antwort erhielt: „drei Obolen, o Fremdling“. Und das war doch kein heterophoner Barbar, sondern ein Grieche. Als aber gar zwei Deutsche, welche in Paris die französische Aussprache studierten, sich in einem Restaurant getroffen hatten, entspann sich das Zwiegespräch: „Que skerskez-vous?“ „Ge skerske mon skapeau“. Es unterscheiden sich eben die Völker, die Stämme und die Individuen kaum durch etwas anderes so sehr, wie durch ihr angeborenes Stimmorgan und die von Kindesbeinen an gewohnte Lautierung. Hat doch schon Theophrast *περὶ ἑτεροφωνίας τῶν ὁμογενῶν* geschrieben. — So hält denn auch J. nichts von den physiologischen Turnkünsten und sagt, die Arbeiten von Münch, die er übrigens den jungen Lehrern empfiehlt, seien das letzte, was er auf dieser Welt über diesen Gegenstand gelesen habe und zu lesen gedenke. Den zur Lektüre vorgeschlagenen Werken möchte ich le verre d'eau hinzufügen; es hat die Greifswalder Primaner, mit denen ich es einst las, so lebhaft interessiert, dafs, als es später von einer Schauspielertruppe aufgeführt ward und ich anderen Tages fragte: „Wer von Ihnen ist gestern im Theater gewesen?“, kein einziger sitzen blieb. — Dafs schriftliche Übersetzungen aus dem Französischen wenig Wert haben und manches sogar ohne mündliche Übersetzung gelesen werden kann, ist auch meine Meinung.

Die Mathematik ist sehr kurz behandelt. Sie erfreut sich ja auch auf befestigtem Grundbesitz eines behaglichen Wohlstandes, unbehelligt von dem Lärm des Reformtumults, und ihre bewährte klare und sichere Methodik bedarf kaum der theoretischen Erörterung. Ihre Bedeutung erkennt J. voll an und führt seinen Seminaristen, unter denen bisher keine Jünger des Pythagoras gewesen sind, sehr ernsthaft zu Gemüte, dafs sie Gymnasial-, nicht Fachlehrer werden sollten; sie müfsten also Fühlung mit der Mathematik behalten und könnten es um so leichter, als sie auf der Schule viel sicherer und weiter geführt seien, als es vor Jahrzehnten üblich gewesen. In gleicher Absicht hab ich am Ende jeden Semesters aus den mir vorgeschlagenen Abiturientenaufgaben leichte Konstruktionen und Gleichungen gewählt und sie im Seminar lösen lassen. Mitunter verfolgte ich dabei auf drastische Weise

einen ernsten Zweck. Ich diktierte eine Gleichung und liefs losrechnen, bis ich bemerkte, dafs die anfangs so siegesgewissen Gesichter der Mathematiker länger und länger wurden, weil es mit keiner Methode gehen wollte. Dann sagte ich: lassen Sie nur, ich kann's selber nicht. Die Aufgabe ist bereits mit der Weisung zurückgeschickt, binnen 24 Stunden die Ausrechnung einzusenden, und morgen erhalte ich die kleinlaute Antwort. dafs irgendwo + statt — geschrieben oder ein Potenzexponent ausgelassen ist. Was fange ich nun mit meinem wunderschönen Zorn an? Wenn ich nach vier Wochen hinkomme, ist er ja verraucht. Aber stellen Sie sich mal recht lebhaft vor, Sie säfsen hier jetzt bei der schriftlichen Prüfungsarbeit und rechneten mit immer dicker werdenden Köpfen weiter! Dafs ich selber es eine Stunde lang vergeblich gethan, ist am Ende so schlimm noch nicht, und vielleicht denkt ein Fachweiser, er würde gewifs keine Stunde gebraucht haben, um den Fehler zu entdecken. Indes bin ich das letzte Mal hier im Gymnasium während einer Zwischenstunde scheinbar zufällig einem Obermathematiker begegnet und hab ihn mit erheuchelter Harmlosigkeit gebeten, ach rechnen Sie mir doch mal diese Gleichung aus. Er konnte es nicht, zog den ersten Professor zu und nach zwei Stunden erschienen sie bei mir mit der gewünschten Entrüstung, sie hätten schliefslich mehrere Aufgabenbücher nachgeschlagen und gefunden, dafs die Gleichung aus einem derselben falsch abgeschrieben sei. — Wenn ich dürfte, würde ich in jedem gleichen Falle ein Prozent des Gehaltes als Ordnungsstrafe festsetzen.

Auf technischem Gebiet tritt J. sehr nachdrücklich für eine deutliche gute Handschrift ein und spottet über den büreaukratischen Unfug, seinen Namen so zu schreiben, dafs man ihn auch dann nicht entziffern kann, wenn man ihn kennt. Bei den übrigen Fächern bemerkt er: Emas non quod opus est, sed quod necesse est, und ist u. a. gegen das obligatorische Zeichnen in Tertia. Zu dem S. 171 angeführten Adespoton „Zeichnen und Singen Läfst sich nicht zwingen" mufs ich mich bekennen; ich hab es auf der Dezemberkonferenz verübt; aber ach, quanto cogor meminisse dolore, wie hat mich darob die Stader Fachzeitung abgekanzelt! Ja wenn er noch gesagt hätte: Turnen und Singen, heifst es da; aber dann wäre ich dem Obergymnasten verfallen, der uns auf der Dresdener Versammlung belehrte, das Turnen müsse bei der Censur und der Versetzung ebenso „gewertet" werden wie die übrigen Fächer; nur die Sprachen und die Mathematik stünden etwas höher. — Die Phonetik darf man wohl als ein Mittelding zwischen Turnen und Singen ansehen; auch diese Kunst heischt Wertung, denn ein Adept derselben beantwortete meine Frage: „Würden Sie einen Quartaner wegen schlechter Aussprache des Französischen zu einem zweiten Jahr Cornelius Nepos verurteilen?" mit einem überzeugungstreuen Ja.

— Bleibt noch Stenographie und Handfertigkeit, dann ist die Krönung des Gebäudes vollendet.

Der 3. Teil des Buches (bei J. der 2.) erörtert einige wichtige pädagogische Begriffe. Da ist zunächst die „disciplina“, ein Fremdwort, das sich wie die meisten andern gegen „die deutschen Sprachfegevereine auf gute Abkunft und geleistete Dienste berufen kann“. Die niedere Disciplin besteht in der Fähigkeit, die äufsere Ruhe während des Unterrichts aufrecht zu erhalten; sie ist lernbar und bis zu einem gewissen Grade sogar lehrbar. Eins der ersten Hausmittel ist, man rufe die Schüler sogleich und stets grundsätzlich mit ihrem Namen (und zwar mit ihrem Familiennamen) auf und operiere nicht mit „Du, Du“, „der Folgende“, noch auch mit „Fritz“ und „Eduard“. Ferner, der junge Lehrer mufs im Beginn jeder Stunde genau wissen, womit er anfangen will; wo die Schüler Unschlüssigkeit und Unsicherheit merken, lockert sich die Haltung der Klasse. Das ist sehr wichtig und sehr nützlich, namentlich dann, wenn ihm irgend etwas Störendes begegnet. Ein Danziger Seminarist sah beim Eintreten in die Klasse sein Konterfei auf eine beschlagene Fensterscheibe gezeichnet und sprach gelassen: „Die Nase ist etwas verzeichnet; Ariovist liefs also dem Cäsar sagen. .“. Aber mit zornigem Spott citiert J. ein wahres Thauma neuester Pädagogik: „Der Lehrer mufs, ehe er die Klasse betritt, genau wissen, welche Frage er welchem Schüler 5 Minuten vor Schlufs vorlegt; nur dann hat er jene darüberstehende Sicherheit, die dem Lehrer und Leiter der Klasse geziemt“.

Die 2. Stufe der Disciplin zielt darauf ab, die Klasse in die richtige Stimmung und Verfassung zu versetzen, dafs sie dem Unterricht folgen, also lernen will. Auch diese bleibt noch überwiegend äufserlich, aber die 3. und höchste Stufe beruht auf einer im strengsten Sinne sittlichen Wirkung, die von der ganzen Art und Persönlichkeit des Lehrers ausgeht. Die Macht der Persönlichkeit läfst sich nicht theoretisch oder allgemein, sondern nur an bestimmten Beispielen schildern, zu denen J. sich Märklin, Roth und Landfermann wählt. Des letzteren, dessen 25jähriges Jubiläum als Schulrat wir vor 30 Jahren in Coblenz feierten, gedenke auch ich stets mit grofser Pietät als eines unerreichten Vorbildes. „Dafs die Persönlichkeit beim Lehramt wichtiger, entscheidender ist als bei jedem andern, braucht nicht erst gesagt zu werden“. Darin liegt offenbar ein Adel unseres Berufes, der an sich durch das geringere Mafs an äufseren Ehren und Einkommen nicht beeinträchtigt wird, aber was wir in dieser Hinsicht errungen haben und noch zu erringen denken, soll für uns nur ein Mittel zu einem viel wichtigeren Zwecke sein. „Der Geistliche, der Arzt, der Richter, der Architekt hat überall die Autorität des Sachverständigen, der Unabhängigkeit seines Berufes: wir Lehrer müssen uns von dem nächsten besten Laien, der die Sache

nicht, oder was viel schlimmer ist, nur halb versteht, auf unserem eigenen Boden hofmeistern lassen".

Vom erziehenden Unterricht heifst es, die Formalstufen, die sechs Interessen, Besinnung und Vertiefung, und gar noch Gesinnungsunterricht und Gesinnungsstoff kann man sich an ihrem Orte gefallen lassen. Dieser Ort ist der, wo der Lehrer, wie recht und billig, sich in die kühlende Tiefe der Theorie seines Handwerks, in die Wissenschaft seiner Kunst versenkt. Aber diese Weisheit unmittelbar ins Praktische umsetzen zu wollen, ist grundverkehrt und führt den Lehrer, namentlich jüngere zu groben Selbsttäuschungen, zu Künstelei und Aufgeblasenheit.

Zu dem Naturleben der Schule gehörte früher das Turnen, wobei die Schüler *ἄρχειν τε καὶ ἄρχεσθαι* lernten und zwar nach einem von ihnen selbst geschaffenen Organismus, an dem sie ihre Freude hatten. Jetzt ist die Sache verstaatlicht, das Spielen wird in obligatorischen Stunden patriarchalisch-polizeilich reguliert, und ganz übel wirkt der rigorose Drei-Stunden-Klassen-Turnunterricht an allen grofsen Anstalten. Der Nachmittags-Unterricht ist beizubehalten, der Feste giebt's zu viele, die individuelle Behandlung der Schüler wird nachgerade zu einer hoffärtigen Phrase; vielmehr liegt die Stärke der Schule zunächst und zumeist darin, dafs sie ihre Forderungen ohne Rücksicht auf die sogenannte Individualität an alle richtet; auch ist es eine heillose Irrlehre, dafs „die Familie" die eigentliche Mandantin und Lehensherrin der Schule wäre. — Die Hausbesuche haben sehr wenig, und weit mehr taube und schlechte als gute Frucht getragen.

Von dem Verbot des Wirtshausbesuches die Primaner zu befreien, haben in den letzten Jahrzehnten viele gewünscht und manche versucht; J. möchte einfach sagen: „§ 1. Den Schülern der Prima ist der Besuch einer anständigen Wirtschaft gestattet". Das darinliegende Ergo bibamus wär vielleicht nicht so schlimm, aber welche von den „ungefähr 10 000 Gelegenheiten (auf deutsch Lokalen), die es in Köln giebt", sollen als anständig gelten? Etwa in jedem Stadtviertel eins? Was würden die übrigen dazu sagen? — Die Myriade wird schwerlich stimmen, denn es käme sonst auf je 15 männliche Bewohner einschliefslich der Kinder ein Wirtshaus. Aber auch wenn man eine Null streicht, so bleibt es für die Schule unmöglich, irgend welche Kontrolle auszuüben, und die Verantwortung mufs den Eltern überlassen bleiben. Bei diesem Kapitel pflege ich das Verhältnis der Kandidaten zu den Schülern der oberen Klassen zu erörtern, z. B.: Haben Sie als Primaner den Probandus als ein höheres Wesen angesehen? Halten Sie sich nicht für Säulen der Anstalt, d. h. wenn Sie im Schützengarten einen oder zwei Primaner circa fumum et cerevisiam treffen, eilen Sie nicht stracks zum Direktor oder Ordinarius, um das welterschütternde Ereignis zu melden. — Der Sekundaner

Schulze hat Sie nicht gegrüfst? Pro Iuppiter, novum prope scelus atque inauditum! Bei der nächsten Begegnung grüfsen Sie ihn doch mal zuerst, das wird Eindruck machen.

Zum Schlufs noch ein paar Proben aus den Maximen und Hausregeln des Anhangs.

„Zur Persönlichkeit wird der Mensch, indem er sein Leben in den Dienst eines ethischen Wertes, einer Idee stellt: nimmt er diese Idee blofs zum Vorwand, macht er sie auch blofs nicht zur Hauptsache, so ist er nicht Lehrer im hohen Sinn: Rat vierter Klasse kann er allerdings auch so werden. — Der Kandidat lese viel und schreibe wenig. — Er halte seine Zeit zu Rate und trete nicht in sechs Vereine, sondern höchstens in einen, der einen seinen Studien und seinen Gaben naheliegenden Zweck und Nutzen hat. — Was immer aus ihm werde, er bleibe oder werde ein freier Mann, was auch in unserem so wohldisziplinierten Staat gar nicht so schwer ist, wie manche denken. — An welcher Schule er angestellt wird, Gymnasium, Realschule, Oberrealschule, Realgymnasium ist zwar wichtig, aber keine Kabinettsfrage; unterrichten und erziehen, Lehrer sein, ist überall schön. Auch dann noch, wenn man von den endlosen Schulreform-Experimenten sich kein Heil verspricht, sondern Unheil fürchtet".

Doch genug. J. hat seine Vorträge damit begonnen, dafs er den Lehrerberuf als den schönsten und befriedigendsten bezeichnete, den es unter Menschen geben kann, er schliefst: „Ich würde Ihnen die optimistische Auffassung unseres Berufes auch dann predigen, wenn ich selbst mit den Jahren, wie häufig geschieht, pessimistischer geworden wäre, während ich im Gegenteil, je älter ich in diesem Beruf geworden bin, ihn um so schöner gefunden habe".

Mithin darf ich wiederholen: Das Buch ist kerngesund. Für die 2. Auflage bitte ich nachdrücklich um ein Inhaltsverzeichnis und ein Register.

Danzig. Karl Kruse.

Oskar Netoliczka, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Vierte Auflage des Lehrbuchs von Lohmann. Göttingen 1897, Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht. 183 S. 8. 2 M.

Die früheren Auflagen des Leitfadens sind mir nicht bekannt gewesen, doch liegen mir recht anerkennende Urteile aus verschiedenen Zeitschriften vor. Das Buch macht nach Form und Inhalt einen sehr angenehmen Eindruck. Es verrät in jeder Zeile den gebildeten Verfasser, der mit Freimut und freudigem Schaffenstrieb den wissenschaftlichen Forschungen der neuen protestantischen Theologie gefolgt ist. An manchen Stellen hätte ich gewünscht, dafs er noch mehr mit seinem kritischen Urteil hervorgetreten wäre. Die Behandlung der Kirchengeschichte bis zur Reformation ist, wie dies nicht anders sein kann, knapper, die reformatorische und nachreformatorische Zeit breiter dar-

gestellt, der Schlufs macht den Schüler auch mit den neuesten interessanten Erscheinungen des kirchlichen Lebens bekannt. Es wird nicht ausbleiben, dafs dieser Ausgabe des Buches, das sich nicht nur in den Händen der Gymnasiasten als brauchbar erweisen, sondern, wie Verf. in der Vorrede sagt, auch von Kandidaten der Theologie benutzt wird und für Laien zur Selbstbelehrung brauchbar befunden ist, bald eine neue Auflage folgen wird; darum werden einige Bemerkungen, die sich mir beim Lesen aufgedrängt haben, dem Verfasser vielleicht von Nutzen sein.

Im ganzen wäre zu wünschen, dafs der geistige Zusammenhang der vom Verf. vorgeführten geschichtlichen Ereignisse noch stärker betont würde, als es geschehen; nicht selten stehen die auf einander folgenden Paragraphen so lose neben einander, dafs sie mehr den Eindruck des äufserlich Zusammengerafften, als des innerlich Verbundenen machen. Ich zweifele, ob Verf. mit der Kirchengeschichte des Tübinger Ch. Baur bekannt ist; wenigstens ist mir das beim Lesen des Buches nicht entgegengetreten; habe ich recht, so gebe ich ihm den wohlgemeinten Rat, das Werk nicht ungelesen zu lassen. Die Erscheinung und das Wesen des Gnosticismus mufste im Anschlufs an Harnacks gelehrte dogmenhistorische Untersuchungen schärfer gegeben werden. Die Beschränkung des Verf.s in dem Bericht über die dogmatischen Kämpfe der ersten christlichen Jahrhunderte ist durchaus berechtigt, aber die Streitigkeiten über die Naturen in Christo und das Konzil von Chalkedon durften nicht unerwähnt gelassen werden; sonst bleibt das Symbolum Quicunque und die ganze Entwickelung der Lehre vom Abendmahl den Lesern unklar und unverständlich. — Den Grund der Lehren von Erbsünde und Gnadenwahl lediglich in den persönlichen Lebenserfahrungen des Augustinus zu suchen, ist historisch nicht richtig. Verf. ist über diese beiden Lehren zu schnell hinweggegangen; da wären einige aufklärende kritische Bemerkungen am Platze gewesen. — Hätte Verf. weiter die politische Seite des Kampfes des Papsttums gegen das Kaisertum schärfer hervorgehoben, so würde auch der Niedergang des Papsttums nach dem Fall des Kaisertums in das rechte Licht getreten sein. Das Papsttum legte sich wie eine Schlingpflanze um das Kaisertum, und nachdem es ihm, wie diese dem kräftigen Baum, die gesunden Kräfte entzogen, stürzte es mit dem abgestorbenen Stamm zusammen. In diesem Zusammenbruch hat auch der Niedergang der Scholastik seine letzte Erklärung. — Dafs die Entstehung der Bettelorden in dem Wachsen der sektiererischen Bewegungen ihren Grund gehabt, ist dem Verf. entgangen; er würde sonst die Geschichte der Bettelorden an anderer Stelle erzählt haben. Der evangelische Geist in den Sekten mufste stärker hervorgehoben werden, ebenso wie trotz dieses neuen Geistes die Sache doch erliegen mufste. — Die

Mitteilungen über Anselm und seinen Einflufs auf Theologie wie Philosophie sind zu knapp, auch die wenigen Worte über die Zeit der Renaissance in Italien geben ein schiefes und unvollkommenes Bild. — Die Lehre Calvins vom Abendmahl im § 71 ist wohl nicht richtig ausgedrückt. — Eine zusammenfassende Darstellung des Wesens des Protestantismus zum Schlufs der Gründungsgeschichte der protestantischen Gemeinschaften durfte nicht fehlen.

Die gegebenen Andeutungen mögen genügen. Ich wünsche dem Buche weiteren guten Erfolg. Den Grufs aus dem Mutterlande der Reformation gebe ich dem gelehrten Verf. „jenseits der Wälder" aus vollem Herzen zurück; es war mir eine Freude, durch sein Buch zu lernen, dafs in den protestantischen siebenbürgisch-sächsischen Schulen in demselben Geiste wie in den protestantischen Schulen Deutschlands unterrichtet wird.

Stettin. Anton Jonas.

F. Hupfeld, Die katholischen Briefe. Berlin 1897, Reuther u. Reichard. II u. 75 S. gr. 8. 1,20 M. (Heft 11 der Hülfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht, herausgegeben von Evers und Fauth.)

Nach einer Einleitung über die katholischen Briefe insgesamt, in welcher über die Sammlung derselben und den Namen, sowie über ihre prinzipielle Bedeutung innerhalb des Kanons gesprochen wird, behandelt der Verf. den Jakobus-, 1. Petrus- und 1. Johannesbrief ausführlich, die übrigen kurz und anhangsweise. Wenn in einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift — von Leuchtenberger 1889 — gewünscht worden ist, dafs im Interesse der Fortbildung des Religionsunterrichts erfahrene Kollegen schulmäfsige Behandlungen neutestamentlicher Lehrschriften veröffentlichen möchten (denn es sei keineswegs leicht, diese vor Schülern so zu erklären, dafs Kopf und Herz rechten Gewinn hätten), so entspricht das vorliegende Werkchen diesem Wunsche in der eigentlichen Exegese unmittelbar, nur von dem einen abgesehen, dafs — vielleicht um der Kürze willen — dieselbe nicht von der durchgesehenen Lutherschen Übersetzung, sondern gleich von dem Urtexte selbst ausgeht. Der Verf. zeigt sich überall nach der einfachen Darbietung auf Vertiefung und Anwendung bedacht, wobei er als ein gedankenreicher und geistvoller Führer eine reiche Fülle biblischer und weltlicher Parallelen verwertet, die nicht verfehlen können, den Unterricht zu beleben, den Wert des gelesenen Bibelwortes zur Empfindung zu bringen, den Gesichtskreis der Schüler in den wichtigsten Lebensfragen zu klären und zu erweitern. Darin finde ich einen bedeutenden Wert des Büchleins und glaube, dafs es kein Kollege ohne das Bewufstsein wesentlichen Gewinnes in dieser Hinsicht aus der Hand legen wird. Weniger hervorragend oder neu finde ich Gedankengang und Gliederung dargestellt; und wo der Verf. auf diese ganz verzichtet, nämlich bei dem 1. Johannesbrief (wo man es ihm

übrigens nach dem gegenwärtigen Stande der Exegese nicht verargen kann), trifft er wohl nicht völlig das, was der Unterricht fordert. Hier empfiehlt er nämlich, „die Reihenfolge der Kapitel gänzlich beiseite zu lassen", er entnimmt, statt Lesung des Ganzen, dem Abschnitt 4, 7—21 sieben Sätze als den Gedankengehalt (so mufs wohl S. 60 Z. 26 statt Gedankengang gelesen werden) des Briefes und verfolgt sie nach ihren einzelnen Momenten durch den ganzen Hauptteil desselben. Hierbei hat, was er darbietet, meines Erachtens noch zu sehr die Art einer biblisch-theologischen Erörterung, auch läfst das Verfahren keine rechte Selbstthätigkeit der Schüler zu, und diesen wird nicht sowohl der Brief als vielmehr eine Abhandlung des Lehrers über ihn eingeprägt. Wenn auch nicht das Ganze des in seinem Bau so schwierigen Briefes, so kann man doch einen grofsen Teil desselben zusammenhängend vorführen. Zunächst zeigt 1, 5—2, 11 einen klaren Gedankengang und guten Zusammenhang; dann läfst sich nach den feierlich neu anhebenden Sätzen 2, 12—14 das Gedankengewebe bis 3, 10 hinlänglich entwirren (2, 19—21 sind dabei überflüssig); an 3, 10 kann endlich 4, 7—21 angeschlossen werden. Aufser diesen Abschnitten wären die Einleitung, 1, 1—4, und der Schlufs, 5, 13 bis 21, durchzunehmen, wie das auch Hupfeld thut. — Von den üblichen Einleitungsfragen der Kommentare handelt der Verf. nicht mit unmittelbarer Beziehung auf die Bedürfnisse des Unterrichts, sondern läfst sich bei ihnen von der Bestimmung der „Hülfsmittel" zugleich für Studierende der Theologie leiten. Der Schulunterricht hat der Lesung nur das vorauszuschicken, wodurch das Verständnis vorbereitet wird — bei dem Jakobusbriefe Zustand und Lage der Gemeinden, für welche er bestimmt ist, bei dem Johannesbriefe die Charakteristik der gnostischen Gegnerschaft, welche dem Glauben gefährlich ward —, das übrige hat erst nach erfolgter Lesung ein Interesse. Hupfeld folgt, indem er alle einschlägigen Fragen vor der Exegese behandelt, der Anlage der wissenschaftlichen Kommentare. Bei dem Referat über die kritischen Fragen betont er mit Recht, dafs die Briefe jedenfalls echt apostolischen, urchristlichen Geist atmen und darum ihren Wert behalten, wie auch über die Verfasserschaft entschieden werden möge. — Auf Einzelheiten der Auslegung einzugehen ist hier nicht der Ort. Die hoffentlich zahlreichen Benutzer des Büchleins wollen S. 7 Z. 34 urchristlich in vorchristlich, S. 12 Z. 39 Frage in Lage verbessern; bei einer etwaigen neuen Auflage ändert der Verf. vielleicht auch S. 2 den nicht einmal sachlich treffenden Satz: „Erst mit dem 5. Jahrhundert beginnt der Widerspruch gegen die Sammlung allmählich zu verstummen", sowie S. 58 den Ausdruck, dafs unter dem Offb. 1 u. 2 genannten Johannes „wahrscheinlich sicher" der Apostel zu verstehen sei.

Waren (Mecklenburg). R. Niemann.

Otto Luitpold Jiriczek, Die deutsche Heldensage (Sammlung Göschen). Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1897, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 180 S. kl. 8. 0,80 M.

Dafs das vorliegende Bändchen der Göschenschen Sammlung bereits Beifall gefunden hat, beweist die eben ausgegebene zweite Auflage. Und sicherlich verdient es alle Anerkennung. Denn es dürfte wenig Bücher geben, in denen auf so engem Raum ein so reicher Inhalt zusammengedrängt wäre, und zwar ohne dafs Übersichtlichkeit oder Fafslichkeit der Darstellung Schaden litte. Allerdings ist die Schrift nicht auf Anfänger berechnet oder für solche geschrieben, welche die deutschen Sagen erst kennen lernen wollen, sondern der Leserkreis, an den der Verfasser gedacht hat, soll die Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten unserer Heldensage jedenfalls schon mitbringen. Ihm will das Buch einen Einblick in die Entstehung der Sagen aus ihren mythischen und geschichtlichen Voraussetzungen, in die Veränderungen und Verzweigungen der Überlieferung, in den gesamten Prozefs der Sagenbildung und Sagenschichtung verschaffen. Kurz, was Wilhelm Grimm zuerst auf breiter Grundlage und für die Fortbildung der Wissenschaft unternommen hat, das wird hier im engsten Rahmen und für einen weiteren Leserkreis ausgeführt. Dabei sind die Resultate der neueren Forschung, die ja bekanntlich namentlich durch Müllenhoffs Verdienst weit über Grimm hinausgewachsen ist, gewissenhaft benützt; und darum wird das Schriftchen nicht nur dem gebildeten Laien willkommen sein, sondern auch denen unter den Germanisten von Fach manches Neue und Anregende bieten, die aus welchen Gründen auch immer nicht in der Lage waren, dem Gange der Forschung auf dem so weit ausgedehnten Gebiete der Sagengeschichte zu folgen. Den Anfang macht natürlich die Nibelungensage, dann folgt die Dietrichsage mit ihren vielfachen Verzweigungen, darauf die Walthersage, dann Ortnit und Wolfdietrich, König Rother, Wieland, zuletzt die Hilde- und Gudrundichtung. Ein einheitliches Schema liegt der ganzen Darstellung zugrunde. Auf einen kurzen Abrifs der eigentlichen Geschichte folgt jedes Mal die Analyse des Sagenstoffes. Beigegeben sind der Schrift drei der ersten Auflage noch fehlende Abbildungen: 1. die Holzschnitte auf den Holzthüren der Kirche zu Hyllestad in Norwegen, die bekannte Scenen aus der Sigurdsage darstellen, 2. die Einritzungen auf dem Ramsundsteine in Schweden, die ungeschickt ausgeführt und deshalb nicht leicht zu deuten, ebenfalls Attribute und Bilder aus der Sigurdsage vorführen, 3. die Wielandscene auf dem angelsächsischen Runenkästchen. Über Druck und Ausstattung des Buches braucht dem Kenner der Göschenschen Sammlung nichts gesagt zu werden.

Karlsruhe. F. Kuntze.

Franz Thalmayr, Goethe und das klassische Altertum. Die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters dargestellt. Leipzig 1897, Gustav Fock. 185 S. 8. 2,50 M.

Der erste Satz des vorliegenden Buches lautet: „Wir wissen aus Goethes eigenen Mitteilungen, dafs er als Kind nie dauernd einer öffentlichen Schule anvertraut gewesen“. Was würde Wus mann dazu sagen! Vermutlich hätte er „im vornhinein“ auf das Weiterlesen verzichtet. So weit gehe ich nun zwar nicht, aber die wiederholte Auslassung des Hilfsverbums, auf S. 83 zweimal hintereinander, wirkt in der That störend. Auch andere Eigentümlichkeiten stören mich: z. B. Goethe übersiedelte nach Leipzig; ferner das Fehlen des Artikels beim Prädikatsnomen: Goethe wurde bald Mittelpunkt des Weimarer Kreises, das mufs offene Frage bleiben; oder: Thoas reiht sich zu der Gruppe u. a. Warum schreibt Thalmayr stets Mythe statt Mythus, Satyre statt Satire? Sonst aber habe ich an dem Stil nichts auszusetzen, noch weniger an dem Inhalt: der Verfasser hält in vollem Mafse, was er auf dem Titel verspricht. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben.

In der Vorrede lesen wir: „Den Mittelpunkt der ganzen Darstellung bildet naturgemäfs jene Dichtung, in der sich die Verschmelzung des Antiken und des Modernen am deutlichsten und vollkommensten zeigt, Iphigenie. Dies Drama hat daher von allen besprochenen Werken Goethes die eingehendste Würdigung und ausführlichste Behandlung erfahren“. Das ist richtig. Aber ich kann nicht sagen, dafs mich die Darstellung trotz aller historischen Notizen und aller Citate sonderlich befriedigt hätte. Thalmayr hat uns den Hergang, den psychologischen Vorgang der Heilung und Entsühnung des Orestes, und darauf kommt alles an, nicht zu erklären gewufst. Kern (Lehrstoff S. 146 Anm.) meint zwar, die Schuld liege am Dichter; hier habe selbst der gröfste dichterische Genius den Vorgang in der Seele nicht durch völlig verständliche Motivierung erhellen können; es bleibe ein Rest von Wunderbarem übrig, ein psychologisches Wunder, das nach Lessing (Hamb. Dramaturgie St. 2) auch dann unstatthaft sei, wenn wir von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade auch noch so sehr überzeugt sein möchten. Dem gegenüber frage ich: was heifst denn verstehen, dichterische Intentionen und Inspirationen verstehen? Wo es sich um die geheimnisvollen Tiefen der Menschenbrust, um die feinsten und zartesten Regungen des Seelenlebens handelt, da wird für den rechnenden Verstand und das diskursive Denken immer etwas Inkommensurables und Irrationales bleiben. Nennen wir Orests Heilung und Entsühnung immerhin ein Wunder, aber es ist ein erklärbares Wunder. Man mufs sich nur nicht mit Schwesterliebe, Humanität und ähnlichen Kategorieen begnügen, sondern ent-

schlossen auf christlichen Boden treten, auf dem allein die Begriffe Schuld und Sühne einen vollen Sinn und Inhalt haben. Das habe ich nach H. Stier (Programm von Wernigerode 1881) und lange vor Kuno Fischer (Goethe-Schriften) gethan in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ Heft 46 (vom Jahre 1882) und in den „Beiträgen zum Verständnis der tragischen Kunst“ (Wolfenbüttel, Zwifsler 1893). Man verzeihe mir die Anführung der eigenen Schriften. Lieber wäre es mir freilich gewesen, wenn der Verfasser unseres Buches sie beachtet und genannt hätte.

Zum Schlufs sagt Thalmayr, die Gewifsheit der Einheit des Menschengeistes mit der Welt sei die Grundlage von Goethes Weltanschauung gewesen und seine religiöse Überzeugung spiegle sich im kleinsten Raum klar ab in den Worten:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nie erblicken;
> Läg' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Auch dies zahme Xenion stammt bekanntlich aus dem Altertum, aus Plotin Enn. I 6, 9. Die griechischen Worte lauten: *οὐ γὰρ ἂν πώποτε εἶδεν ὀφθαλμὸς ἥλιον ἡλιοειδὴς μὴ γεγενημένος οὐδὲ τὸ καλὸν ἂν ἴδοι ψυχὴ μὴ καλὴ γενομένη. γενέσθω δὴ πρῶτον θεοειδὴς πᾶς καὶ καλὸς πᾶς, εἰ μέλλει θεάσασθαι τἀγαθόν τε καὶ καλόν.*

Thalmayr hat wieder einmal bewiesen, dafs alle höhere Bildung auf dem klassischen Altertum beruht, auf den Werken jener edlen Alten, deren dauernder Wert, wachsenden Strömen gleich, manches ferne Jahrhundert füllt. Um so schmerzlicher und beklagenswerter ist es, dafs diese Basis durch „zeitgemäfse“ Schulreformen immer mehr beschnitten und zerbröckelt wird.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

---

1) Justus Möser, Patriotische Phantasieen. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ferdinand Dieter. Leipzig 1897, G. Freytag. 108 S. 8. geb. 0,70 M.

Über den Wert der „P. Ph.“ des alten Osnabrücker Advocatus patriae ein Wort zu verlieren, ist unnötig, nachdem kein Geringerer als Goethe schon auf die hohe Wichtigkeit der Möserschen Schriften hingewiesen hat. Mösers Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes hat K. Mollenhauer jüngst in seiner sehr lesenswerten Programmabhandlung (Progr. 705, 1896, Braunschweig) gewürdigt. Es war daher ein glücklicher Gedanke der Freytagschen Verlagshandlung, eine Auswahl der „P. Ph.“ in die Reihe ihrer Schulausgaben aufzunehmen, denn nicht nur der Litteraturfreund wird die kernigen Darlegungen Mösers immer wieder gern zur Hand nehmen, sondern sie haben auch bei dem vaterländischen

Sinn, der Begeisterung für deutsche Sitte und Art, der sie ihre Entstehung verdanken, bei der weisen Lebensauffassung, die sie, ohne aufdringlich zu werden, lehren, Anspruch auf das Interesse jedes Gebildeten. — Ob man jedoch die „P. Ph." als Lesestoff „für die ersten Klassen höherer Lehranstalten" auswählen wird, scheint doch fraglich. Alle Vorzüge, die Mösers Schriften sprachlich wie inhaltlich haben, völlig zugestanden, so bietet doch die deutsche Litteratur so viele Werke allerersten Ranges, mit denen ihre Schüler bekannt zu machen Pflicht jeder Schule ist, dafs zu auch noch so guten Werken zweiten Ranges herabzusteigen nicht ratsam sein dürfte. Wohl aber eignen sich die „P. Ph." zur Privatlektüre, und sie dazu zu empfehlen, bietet sich ja bei der Lektüre von Goethes „Wahrheit und Dichtung" XIII. B. die passende Gelegenheit. Zu diesem Zwecke eignet sich Dieters Auswahl vortrefflich. Einleitung und Anmerkungen sind angemessen, letztere auch meist ausreichend. Vielleicht bietet eine 2. Auflage die Gelegenheit, noch eine Reihe dem Schüler schwer verständlicher Ausdrücke zu erklären (z. B. 24, 16 greis?). Die Auswahl ist geschickt. Ich hätte nur den einen Wunsch, auch den Aufsatz „Die Nationalerziehung der alten Deutschen" aufgenommen zu sehen. Die Zusammenstellung sprachlicher Besonderheiten Mösers, S. 6—9, ist dankenswert. An Druckfehlern ist mir aufgestofsen: 17,21 Dic = die; 92, 6 in = an. — Wenn das spöttische Wort Mösers 17, 31 bezug hat auf das Horazische impavidum ferient ruinae, wie ich meine, so könnte es in den Anmerkungen erwähnt werden.

2) Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen, zusammengestellt von Heinze und Schröder. IX. Bändchen: Aufgaben aus Scheffels und Freytags Romanen, entworfen und zusammengestellt von Heinze. Leipzig 1897, Engelmann. 149 S. gr. 8. 1,50 M, kart. 1,70 M.

Schon bei der Anzeige des 6.—8. Bändchens der Heinze-Schröderschen Aufgabensammlung konnte der Berichterstatter auf das 9. Bändchen, das damals im Drucke war, die Fachgenossen hinweisen. Das stattliche Bändchen liegt jetzt in der gleich sorgfältigen Ausstattung wie seine Vorgänger vor und wird sich unseres Erachtens bei seinem gediegenen, wenn man so sagen darf, „zeitgemäfsen" Inhalte vielleicht noch mehr Freunde erwerben als die bisher erschienenen. (Vgl. diese Zeitschr. 49, 337; 50, 620 ff.) Heinze hat nämlich im Anschlusse an die Forderung von Frick, Heufsner u. a., „den guten deutschen Roman als Bildungsstoff für die Schüler höherer Lehranstalten zu verwenden und sie durch Lesen desselben und durch Ausarbeitungen für Vorträge zu genauerer Kenntnis deutschen Volkslebens und deutscher Volkssitte, zur Vertiefung des Heimatsgefühls und der Vaterlandsliebe, zur Begeisterung für alles Hohe und Edle, zur Verabscheuung alles Niederen und Gemeinen anzuregen", der man gewifs mit Freuden zustimmen kann, es in diesem 9. Bändchen mit Erfolg unter-

nommen, Aufgaben aus Scheffels und Freytags Romanen zusammenzustellen. Es werden 58 ausgeführte Aufgaben und 498 Aufgaben zur Auswahl geboten, die sich auf die einzelnen Romane in folgender Weise verteilen: „Ekkehard“: ausgeführte Stoffanordnungen 10, zur Auswahl 65 Aufgaben; „Soll und Haben“: 6 (57); „Ingo“: 8 (65); „Ingraban“: 5 (41); „Das Nest der Zaunkönige“: 4 (50); „Die Brüder vom deutschen Hause“: 5 (50); „Marcus König“: 5 (45); „Der Rittmeister von Alt-Rosen“: 4 (33); „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht“: 2 (22); „Aus einer kleinen Stadt“: 4 (32); „Aus den Ahnen im allgemeinen“: 5 (38). — Die bisherigen Aufgabensammlungen bieten von derartigem Stoffe verschwindend wenig und so sind denn unter den 58 ausgeführten Stoffanordnungen 41 von Heinze selbst entworfen. Sie verdienen wegen ihrer Klarheit und Schärfe uneingeschränktes Lob, vor allen Dingen begrüfse ich auch mit Freuden ihre Ausführlichkeit. Die in Frage kommenden Romane sind doch zumeist oder vielleicht ausschliefslich Gegenstand der Privatlektüre. Eine Vertiefung der Ergebnisse des häuslichen Lesens, das sich bekanntlich bei einem guten Teile der Schüler recht auf der Oberfläche hält, im Schulunterrichte vorzunehmen, dürften die anderweitigen, diesem Unterrichte gestellten Aufgaben meist verbieten; zu diesem Eindringen in den Stoff aber befähigen und nötigen die Heinzeschen Stoffanordnungen den Schüler, indem sie ihn auf alles Wesentliche hinleiten, ohne jedoch die eigene Thätigkeit lahm zu legen, vielmehr ermahnen die allenthalben beigefügten Seitenzahlen zu nochmaligem Nachlesen. Wir machen z. B. aufmerksam auf Nr. 39 „Die reformatorische Bewegung in ‘Marcus König’“ — Nr. 42 „Das Landsknechtswesen“ — Nr. 46 „Soldaten- und Lagerleben im 30jährigen Kriege“. — Gerade diese Aufgaben werden aus der reichen Masse hervorgehoben, um zu zeigen, wie trefflich auch derartige Aufsätze und Vorträge der Forderung nach Konzentration im Unterricht entgegenkommen: Geschichtsunterricht: Der 30jährige Krieg; deutscher Unterricht: Die Wallensteintrilogie (Hinweis auf die aus früheren Klassen bekannte Schillersche Geschichte des 30jährigen Krieges); Privatlektüre: „Der Rittmeister von Alt-Rosen“; Ergebnis: der Aufsatz oder Vortrag: „Soldaten- und Lagerleben u. s. f.“ — oder aber Geschichts- oder Religionsunterricht: Reformationsgeschichte; deutscher Unterricht: Luther „An den christlichen Adel deutscher Nation“; Privatlektüre: „Marcus König“; Ergebnis: Aufsatz oder Vortrag: „Die reformatorische Bewegung u. s. f.“.

Das Heinzesche Buch ebnet die neuen Bahnen, die Frick und seine Gesinnungsgenossen dem deutschen Aufsatze gewiesen haben, es ist, könnte man sagen, der treffliche Führer in ein neu erschlossenes, anmutiges Alpenthal, in dem zu wandern Lehrern und Schülern ein Genufs ist. Der Anhang, die „Stammtafel der

Ahnen“ nach Lindaus Aufsatz in „Nord und Süd“, ist dankenswert. Der Unterzeichnete heifst das Buch herzlich willkommen und empfiehlt es jedem, der seinen Schülern nicht nur die Freude an den unvergänglichen Geistesschätzen des klassischen Altertums vermitteln, sondern auch innige Liebe zu unserer neuen deutschen Litteratur, soweit sie mustergültig ist, ins Herz pflanzen will. Mögen diesem 9. Bändchen die zwei weiteren in Aussicht gestellten, die Aufsätze behandeln sollen im Anschlusse an Romane von Ebers, Dahn, Taylor und die Epen von Weber, Hamerling, Wolff, baldigst folgen!

Schleiz (Reufs). Walther Böhme.

Ferdinand Schultz, Lateinische Schulgrammatik. Erweiterte Ausgabe der „kleinen lateinischen Sprachlehre“, bearbeitet von M. Wetzel. Dritte Auflage. Paderborn 1896, Ferd. Schöningh. VIII u. 367 S. 8. 2,80 M.

Die zweite Auflage der Schultz-Wetzelschen Grammatik habe ich in diesen Blättern (1889 S. 599 ff.) bereits eingehender charakterisiert. Ich kann mich deswegen bei der jetzt vorliegenden dritten Auflage auf einen kurzen Nachtrag beschränken, um so mehr als die neue Auflage sich im wesentlichen von den beiden ersten wenig unterscheidet. Zwar sind die Veränderungen überaus zahlreich, so dafs fast kein Paragraph ganz davon unberührt geblieben ist, aber im ganzen bedeuten diese Veränderungen nur kleine formelle Nachbesserungen, welche von der musterhaften Sorgfalt des Verfassers beredtes Zeugnis ablegen und der Brauchbarkeit des Buches zu gute kommen, aber wesentlichere Veränderungen sind doch nur in geringem Umfange eingetreten.

Zunächst ist nach Mafsgabe der neuen Lehrpläne der Lehrstoff auf das Notwendige beschränkt und deshalb an manchen Stellen gekürzt worden. Und gewifs wird man es billigen müssen, dafs Singularitäten wie atomus und arctus (§ 22), auch vafer (§ 20) gestrichen sind, ja ich würde auch die Aufzählung der Adjektiva der dritten Deklination auf er (§ 26, c), die Bemerkung, dafs gewisse Adjektiva keinen Plural im Neutrum bilden (§ 29, 2. Zus.) und dergl. mehr gern entbehren. Aber ich meine, dafs hierin Mafs zu halten sehr berechtigt ist: Wörter und Wendungen, welche im Schulunterricht doch einmal vorkommen müssen, warum sollen sie nicht schon von Sextanern gelernt werden, wenn es im Zusammenhange sich ohne Schwierigkeit machen läfst (so prosper, adulter § 20, so alvus, pelagus § 22 u.s.w.)? Sehr richtig hat auch J. Lattmann darauf aufmerksam gemacht, dafs Verringerung des Lehrstoffes noch nicht für gleichbedeutend gelten dürfe mit Kürzung der Grammatik (Fricks Lehrproben Heft 29). Eine Grammatik soll meines Erachtens doch immer eine wohl und vielseitig ausgestattete Auskunftsstelle bleiben, auch für seltenere Erscheinungen (selbstverständlich der Schulschriftsteller),

wenn sie auch — eben als Seltenheiten — nicht gelernt oder der Nachahmung empfohlen werden sollen. So führt ja auch Wetzel nach altem Herkommen ein ziemlich umfängliches Kapitel über die Wortbildungslehre (Kap. 32 S. 155—162), doch wohl auch in der Absicht, damit gelegentlich dem Ratsuchenden Auskunft zu geben, nicht zum Lernen. Anscheinend ist der Verf. in diesem Punkte noch über ein gewisses Schwanken nicht hinausgekommen, wie z. B. auch der Umstand zeigt, dafs § 25 index zwar gestrichen, appendix aber und iecur und stercus stehen geblieben ist. Doch scheint im ganzen wenigstens das Richtige getroffen.

Eine weitere Änderung ist durch die Forderung der neuen Lehrpläne veranlafst worden, dafs der syntaktische Unterricht „von einer Reihe möglichst aus der Lektüre genommener Mustersätze für die betreffende Regel ausgehen soll". Es sind deswegen jetzt wo irgend möglich die Musterbeispiele aus den gelesensten Lebensbeschreibungen des Nepos oder aus dem Bellum Gallicum entnommen, was gewifs nur gebilligt werden kann.

Aufserdem aber sind doch auch an manchen Stellen umfänglichere und bedeutsamere Änderungen in Inhalt und Form eingetreten. So sind die Regeln über den Gebrauch des Ablativs (§ 219—236) mehr nach wissenschaftlichen Grundsätzen angeordnet, so ist die Konstruktion des acc. c. inf. (§ 306) und des nom. c. inf. (§ 312) in wissenschaftlicher und zugleich hübscher Weise erklärt, was früher nicht geschehen war, ebenso auch Gerundium und Gerundivum (part. necessitatis).

Die in meiner Besprechung der zweiten Auflage gemachten Ausstellungen sind zu meiner Freude fast alle berücksichtigt, die erste, welche der Behandlung des are, ere, ire als Endungen entgegentrat, wenigstens durch eine Erläuterung zu § 71. Wenn meine Zusatzvorschläge weniger Anklang und Aufnahme gefunden haben, so ist darüber nicht zu streiten, da das Sachen des Gefühls sind.

Trotz all der kleinen und gröfseren Veränderungen ist dafür gesorgt, dafs die alte Auflage neben der neuen gebraucht werden kann, u. a., auch durch Hinzufügung einer Übersicht der Abweichungen hinsichtlich der äufseren Anordnung.

Ich schliefse mit dem Wunsche, dafs das vortreffliche Buch sich immer mehr Freunde erwerben möge. Die neue Bearbeitung macht es nachdrücklicher Empfehlung aufs neue würdig.

Magdeburg. K. Schirmer.

H. Verner, Die Kunst, die lateinische Sprache zu erlernen. Kurzgefafste lateinische Grammatik für den Selbstunterricht. Mit einem Übungsbüchlein und Wörterverzeichnissen. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. Wien (Pest, Leipzig) 1897, A. Hartlebens Verlag. VIII u. 182 S. 8. geb. 2 M.

Bei der Beurteilung des genannten Buches ist der angegebene Zweck mafsgebend: es will den Lehrer ersetzen, zum Selbst-

unterricht dienen; hat man es durchgearbeitet, so soll man imstande sein, Cäsars bellum Gallicum mit Hilfe erklärender Anmerkungen zu verstehen. Der erste Teil enthält eine lateinische Grammatik, und zwar S. 1—62 die Formenlehre, S. 63—97 die Syntax; auf den folgenden 30 Seiten wird das Wichtigste aus der Verslehre und der römische Kalender behandelt, Verzeichnisse üblicher Abkürzungen und unregelmäfsiger Verba, endlich ein grammatisches Register gegeben. Der zweite Teil heifst Übungsbüchlein (S. 131—154) samt lateinisch-deutschem und deutsch-lateinischem Wörterverzeichnis (S. 155—182). Die zur Einübung der Formenlehre bestimmten lateinischen und deutschen Sätze sind erst in dieser zweiten Auflage, wie der Herausgeber, Gabriel Felix, im Vorwort bemerkt, aus dem grammatischen Teile ausgeschieden worden; für die Syntax hätte man aus Rücksicht auf den Raum entsprechende Übungssätze nicht beigegeben, aufserdem böten die den einzelnen syntaktischen Regeln beigegebenen Musterbeispiele hinreichenden Übungsstoff. Also 24 Seiten Übersetzungsstücke sollen genügen, um im Selbstunterricht für die Lektüre der Bücher de bello Gallico vorzubereiten! Aber diese vorbereitende Lektüre hat vielleicht aus Cäsar viele Abschnitte und besonders den Wortschatz entnommen? Allerdings erinnern einige Sätze an das bellum Gallicum, im ganzen aber schliefst sich dies Übungsbüchlein so wenig an Cäsar an, dafs z. B. vom Buchstaben C gegen 150 Worte fehlen, darunter die gebräuchlichsten, wie *caedes, cernere, clamor, collega, comes, commodum, communis, condicio, conari, consuetudo, contio, creber, crudelis.* Auch dem Inhalte nach ist das Lesebuch wenig geeignet für den Selbstunterricht, d. h. für solche, die nicht nur „bereits grammatikalische Grundbegriffe in der deutschen Sprache sich erworben haben“, sondern auch so viel sittliche Reife und Energie besitzen, um des Lehrers entraten zu können. Nur wenige Sätze wird der Lernende behalten wollen, wie S. 152 *Dimidium facti qui coepit habet*; S. 149 *Gutta cavat lapidem*; S. 154 *Adhuc sub iudice lis est.* Dagegen ist unpassend für ein Lernbuch, was S. 153 ohne Zusatz steht: *Calumniare audacter, semper aliquid haeret*; S. 151 *Fiat iustitia, pereat mundus!* Andere aus lateinischen Schriftstellern entlehnte Sätze sind unnötig entstellt, z. B. das bekannte *abiit, excessit, evasit, erupit* auf S. 151. Der schöne Vers *Curandum est, ut sit mens sana* etc. hätte nicht S. 143 und 145 verwandt werden sollen; das Sätzchen *Bis dat, qui cito dat* S. 146 ist jedenfalls für Einübung unregelmäfsiger Perfecta nicht geeignet. *Lege cautum est, ut maiorum instituta amoverentur* S. 148 macht sich nicht schön neben dem deutschen Satze der folgenden Seite 67, 2. *Favete linguis* S. 148 ist ohne erklärenden Zusatz für Anfänger ganz unverständlich. Viele Sätze sind wegen der Latinität bedenklich: S. 139 *atrox fuit bellum Marii cum Sulla*; S. 151 *de pugna ad Zelam rettulit*; S. 148 *vic-*

toria fere reportata subito impetu decimae legionis erepta est; S. 147 *ne deterremini*; S. 150 *ne differte. Apud Marathona* S. 139 und 143 hieſse besser *Ad Marathonem*, vgl. § 182. Mehrfache Versehen sind dem Herausgeber in dem Satze untergelaufen S. 143: *Imperator noster* (jedenfalls Kaiser Franz Joseph) *anno a.* (sic!) *Chr. n. milesimo o. tr. natus est et annis duodeviginti post regnum occupavit.* Die deutschen Sätze verwerten öfter das voraufgehende Latein unrichtig. So ist S. 140 in dem bekannten Verse des Horaz *Tu nidum servas* etc. allenfalls *nidum* durch „Heim" zu übertragen; verkehrt aber wird der Lernende, auch durch das Wörterverzeichnis, angehalten nachher zu übersetzen: *Te delectat, amice, nidus amoenus in urbe.* S. 148 soll in dem Satze: „Noch niemand hat entschieden, in welcher Stadt Homer geboren worden" das erste Verbum übersetzt werden durch *decrevit*, st. *exploravit.* — Das genüge, um zu beweisen, daſs die Übungsbeispiele nicht nur wegen ihres geringen Umfanges, sondern auch wegen ihres Inhalts und ihrer Form für den Selbstunterricht völlig ungeeignet sind. Nicht viel günstiger ist auch über den ersten, grammatischen Teil zu urteilen. Gerade für den Selbstunterricht ist es wichtig, daſs das Lehrbuch genau und zuverlässig, klar und verständlich sei. Daſs diese Forderung nicht überall erfüllt ist, sollen einige Beispiele erhärten. Die Genusregeln der 3. Deklination werden in 30 Zeilen so behandelt, daſs im allgemeinen die Imparisyllaba als Masculina, die Parisyllaba als Feminina bezeichnet werden. Darnach wären die Wörter auf *o* männlich, sofort aber heiſst es, Substantiva auf *o* seien Feminina auſser *ordo, sermo, leo.* Ebenso werden bei den Wörtern auf *s* und *x* Ausnahmen der Ausnahmen statuiert, die den Lernenden peinigen müssen; bei der Lehre von den Neutris fehlen Wörter wie *caput, virtus, iuventus* gänzlich. Bei den Parisyllabis werden als Neutra die auf *e* und die ungleichsilbigen (!) auf *al* und *ar* ausgenommen. Diese Unklarheit ist um so schlimmer, als in dem Wörterverzeichnis kein Geschlecht angegeben ist. — S. 11 ist von *bos* der Dativ *bobus* oder *bŭbŭs* angegeben. Die Länge der ersten Silbe erklärt sich ja durch die Zusammenziehung aus *bŏvĭbus*, wie in dem Verse *paterna rura bobus exercet suis*; *bŭbus* hat Kühner auf Ausonius gestützt; mit Unrecht, denn Schenkl und Peiper schreiben nach der Mehrzahl der codices *bŏbus*; daſs aber diese Form nicht dem Ausonius, sondern dem angehenden Mittelalter angehört, zeigt O. Keller, Proleg. I 217; vgl. auch L. Müller, De re m.[2] S. 434. Demnach heiſst es *bōbus* oder *būbus.* Auch sonst ist die Quantitätsbezeichnung oft falsch und inkonsequent: S. 11 *ŏs (oris)* Mund; *mŭs (mūris)*; S. 13 *ŭtilis, ŭtilius*; S. 17 *mēlior*; S. 7 *mĭser, mĭsera,* (aber richtig) *mĭserum;* S. 10 *lis* (neben *sōl, sāl* u. a.), *lĭtis*; S. 19 *ĭis (ēis)*; S. 37 *ĭmpleo, compleo*; S. 38 *vĭdeo, voveo;* S. 43 *pango, pŭngo* u. a. — Von sonstigen, sehr zahlreichen Versehen nur eine kleine Auswahl: S. 21 § 16 wird zwischen *quis mulier* und *quae*

mulier unterschieden; das gilt aber nur für die Sprache der ältesten Dichter und mufste in einem knappen Lehrbuche fehlen. S. 22, 7 *quoquo* heifst nicht wie, sondern wohin auch immer; ebenda 14 *alter* und *alteruter* sind nicht gleichbedeutend; S. 17 § 40, 6 werden *citerior, interior* u. a. Wörter aufgezählt, zu welchen als Positiv eine Präposition (!) gehört. Ebenda 8 war *meritus* fortzulassen, da *meritissimus* nur aus dem jüngeren Plinius nachgewiesen ist. S. 50 § 87 heifst es, *fio* flektiert nach der 4. Konjug.; S. 57 *proinde* steht bei Imperativen (häufiger jedenfalls bei dem auffordernden Konjunktiv). S. 63 § 114, 2 *utuntur auro* „man verwendet Gold“. Auch § 114, 4 ist ungenau und st. 219 lies 220. S. 75 § 172b heifst es: „hierher gehört auch der sogen. Abl. der Begleitung, *Miltiades cum* (sic!) *classe profectus est*“. Passender wäre ein Beispiel aus Cäsar gewählt worden, etwa: *Domitius navibus septem profectus est,* auch durfte die Beschränkung auf das Militärische nicht fehlen. Aus dem Angeführten ersieht man, dafs Verners Buch für den Selbstunterricht nicht zu empfehlen ist; im Privatgebrauch bei einem geschickten Lehrer kann es immerhin nützlich sein. Druck und Papier sind gut.

Eisenberg S.-A. W. Hirschfelder.

Friedrich Jacobs, Hellas, Geographie, Geschichte und Litteratur Griechenlands. Neu bearbeitet von Carl Curtius Mit einem Bilde von Athen. Stuttgart 1897, Carl Krabbe. X und 420 S. 8. geb. 5 M.

Im Jahre 1808 hatte der gründliche und feinsinnige Kenner des griechischen Altertums, Friedrich Jacobs, der damals als Mitglied der Kgl. bairischen Akademie in München weilte, den ehrenvollen Auftrag erhalten, dem Kronprinzen Ludwig Vorträge über griechische Geschichte, Litteratur und Kunst zu halten. Die Aufzeichnungen zu diesen Vorträgen, die dem kunstsinnigen Fürsten Liebe für das hochbegabte Volk der Hellenen einflöfsten, wurden im Jahre 1852 von E. Wüstemann aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers zum erstenmal herausgegeben.

Das Buch erwarb sich viele Freunde, da es mit warmer Begeisterung zuerst in der Einleitung den Reichtum der hellenischen Bildung und ihren Einflufs auf die geistige Entwickelung der europäischen Völker schilderte, sodann in vier Abschnitten die Geographie, die politische Geschichte, die Litteratur und die bildende Kunst der Griechen behandelte, ohne durch gelehrtes Beiwerk den Leser zu ermüden oder zu erkälten.

Es war ein dankenswertes Unternehmen, das Buch den Freunden des Altertums aufs neue darzubieten. Aber C. Curtius, der Bearbeiter der neuen Ausgabe, sah sich einer mühevollen Aufgabe gegenüber. Er hatte nicht nur mancherlei Unachtsamkeiten, die sich der frühere Herausgeber hatte zu schulden kommen lassen,

zu beseitigen, sondern vor allem die grofse Fülle neuer Errungenschaften der Wissenschaft, soweit es der Charakter des Buches erforderte, in die Darstellung aufzunehmen.

Am gröfsten ist ohne Zweifel die Bereicherung unserer Kenntnisse seit der Zeit, in der Jacobs schrieb, auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Hier haben die Ausgrabungen von Olympia, Mykenai, Pergamon und an andern Orten unsere Anschauung in ungeahnter Weise erweitert. Die Schilderung von Kunstwerken nach den Berichten der Schriftsteller, wie sie Jacobs meistens geben mufste, kann daher jetzt nicht mehr genügen. Curtius hat sich — und wir müssen ihm dabei recht geben — entschlossen, den vierten Teil ganz wegzulassen. Bücher mit guten Abbildungen müssen über das Wesen der griechischen Kunst belehren.

Dagegen sind die übrigen Abschnitte des Buches sorgfältig durchgesehen, berichtigt und ergänzt worden. Der die Geographie behandelnde Teil ist bedeutend erweitert (von 53 auf 86 Seiten) und völlig umgearbeitet worden. Bei Schilderung der bedeutenden Örtlichkeiten, wie Athen, Olympia, Tiryns, Halikarnafs u. a., sind die topographischen Forschungen der Neuzeit gebührend berücksichtigt worden, auch werden die wichtigsten Gebäude und Kunstwerke auf Grund der neuen Ausgrabungen kurz besprochen.

Die früher etwas skizzenhafte Darstellung der griechischen Geschichte ist weiter ausgeführt und an vielen Stellen, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend, berichtigt worden. — In der Litteraturgeschichte sind, wie begreiflich, die notwendigen Änderungen am wenigsten zahlreich.

Mit gewissenhafter Verwertung seines ausgedehnten Wissens hat Curtius das Buch von Fr. Jacobs wieder zu einem zuverlässigen Führer durch das Gebiet der griechischen Kultur gemacht, und indem er seine Zusätze mit der Darstellung des Autors zu einem harmonischen Ganzen verschmolz, hat er dem Werke die natürliche Frische gewahrt, die es in seiner ersten Gestalt auszeichnete. Möge es unter der studierenden Jugend und unter älteren Freunden des Hellenentums viele Leser finden und dazu beitragen, die Liebe zu der Geisteshoheit des Griechenvolkes zu erhalten.

Homburg v. d. H. E. Schulze.

G. F. Schoemann, Griechische Altertümer. Vierte Auflage. Neu bearbeitet von J. H. Lipsius. Erster Band: Das Staatswesen. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. 600 S. gr. 8. 12 M.

Als 1871 (Band II 1873) die Griechischen Altertümer von G. F. Schoemann in dritter Auflage erschienen, nannte sie J. H. Lipsius (in seiner Anzeige in Bursians Jahresberichten 1873, I 2,1335) mit Recht „das Muster einer im besten Sinne populären Darstellung“. Die zweite Auflage (1861) war sechs Jahre nach der ersten notwendig geworden, ihr folgte die dritte zehn Jahre später: ein Vierteljahrhundert ist vergangen, bis wir die vierte begrüfsen können. Ist auch dies ein Zeichen der Zeit? Kann das

Bemühen, „ein lebendiges Verständnis des klassischen Altertums in weitere Kreise zu bringen“ (aus dem Vorwort zur ersten Auflage) jetzt weniger auf Erfolg rechnen? Ist bei den Philologen die „populäre Darstellung“ minder beliebt geworden? In die Bearbeitung der K. Fr. Hermannschen Altertümer haben sich mehrere Gelehrte geteilt, ebenso ist in der Sammlung Iw. Müllers die Behandlung des Stoffes verschiedenen Händen anvertraut worden, und seit Schoemann hat kein anderer es unternommen, eine Beleuchtung des ganzen Gebietes in gleich eindringender und umfassender Weise zu versuchen. Man schreibt im ganzen entweder für die Fachgenossen oder für ein grofses Publikum, und je enger jene ihre Kreise ziehen, desto matter scheint das Interesse dieses zu werden. Schoemann hatte sein Werk „vorzugsweise für solche wissenschaftlich gebildete Leser bestimmt, die, ohne selbst ein spezielles Studium auf die Erforschung des Altertums gerichtet zu haben, doch das Bedürfnis fühlen, sich mit dem Geist und Wesen desselben bekannter zu machen“. Vorzugsweise; man weifs, dafs auch dem Philologen sein Handbuch unentbehrlich war und ist. Ein solches Buch, das beiden sich oft spröde von einander abwendenden und doch auf einander angewiesenen Seiten gerecht wird, ist gerade heute freudig zu begrüfsen, und man wird dem neuen Herausgeber dankbar sein, dafs er es für seine Pflicht gehalten hat, „die ganze Anlage des Werkes unberührt zu lassen und nur die Änderungen vorzunehmen, die der gegenwärtige Stand unseres Wissens vom griechischen Altertum erforderte“. Es überrascht die Kunst, mit der diese Aufgabe gelöst worden ist; nur mit äufserster Zurückhaltung wird korrigiert, geschont, wo es irgend möglich ist; dem flüchtigen Leser, der nicht vergleicht, könnte der Unterschied zwischen der dritten und vierten Auflage gar gering erscheinen. Und doch sind in der Zeit, die dazwischen verstrichen ist, ganze Bände von Inschriften veröffentlicht worden, ist Aristoteles' Politeia der Athener aufgefunden, ist Mykenai und Olympia wieder entdeckt, und die neuere Litteratur auf dem ganzen grofsen Gebiet ungeheuer vermehrt worden. Und man merkt, dafs der Herausgeber alles kennt und durchgearbeitet hat, dafs er vieles überblickt und beherrscht wie kaum ein anderer, und freut sich der Zurückhaltung wie des entschlossenen Zugreifens, wo die Forschung gesicherte Ergebnisse gewonnen hat, denen das Alte nun einmal weichen mufste. Dafs die Änderungen sich ungleich über das Buch verteilen, ist natürlich; so viel neues Licht, wie z. B. Aristoteles' Schrift über die Verfassung Athens verbreitet, hat sich nirgends sonst ergossen; die Inschriften von Gortyn haben nicht annähernd tief eingreifende Umarbeitungen in dem Abschnitt über Kreta nötig gemacht, und selbst die Funde von Mykenai treten in der knappen, konservierenden Behandlung des Herausgebers nicht in gleicher Bedeutung für die Skizze, die Schoemann von dem ältesten Griechenland gezeichnet hatte, hervor. Es hätte keinen Zweck,

wollte ich viele Stellen, an denen wir jetzt anderes lesen, anführen; gröfsere Umgestaltungen fallen von selbst leicht in die Augen, da die Seitenzahl der dritten Auflage stets daneben notiert ist. Zu diesen Partieen gehört der Schlufs der Einleitung, wo über die Beeinflussung griechischer Kultur durch den Orient anders geurteilt wird, als Schoemann dies that, der Abschnitt über die Solonische Gesetzgebung, über den Ostrakismos und das Gerichtswesen. Die Anmerkungen sind wenig vermehrt; der Gelehrte wird vielleicht manches Citat oder auch wohl die Erwähnung abweichender Ansichten vermissen. So urteilen z. B. über die Frage, ob in homerischer Zeit schon zahlreiche Tempel anzunehmen seien, viele doch ganz anders, als wir es S. 38 lesen; dafs in Ilias und Odyssee „gewisse äolische Elemente wenigstens in der Sprachform nicht zu verkennen sind" (89), wird niemand bestreiten, aber wenigen wird hiermit genug gesagt sein. Man vergleiche etwa Ed. Meyers Ausführungen über die Bestandteile der Epen im zweiten Bande der Geschichte des Altertums. Auch S. 68 ob., wo von der Nekyia der Odyssee die Rede ist, wird die wenig veränderte Fassung des Ausdrucks: „wenn wir nicht etwa annehmen wollen, der Dichter habe hier etwas aus seiner Zeit in das Heroenalter hineingetragen, was diesem noch fremd gewesen sei", die nicht befriedigen, die Rohdes Buch (das Anm. 1 citiert wird) überzeugt hat, und das sind ja doch wohl weitaus die meisten. Die Bedeutung von *ἀπάρχεσθαι* (62) hat Dittenberger (Ind. lect. Halle, Herbst 1889) richtiger auseinandergesetzt, *θυοσκόοι* kann wohl schwerlich Opferschauer heifsen (66), und *θυώδης* und *θυήεις* ist nicht „häufiges Beiwort der Tempel und Altäre" (63); von Tempeln wird überhaupt keines von beiden gesagt, *θυήεις* findet sich dreimal neben *βωμός* und bezeichnet dann wohl nichts anderes als „Brandopferaltar". Solcher Kleinigkeiten kann man mehr aufzählen, doch wäre das bei diesem Buch noch unangebrachter als sonst: es ist von einem Mann geschrieben, der weiten Blickes das ganze Altertum erfafst hatte und es in seinen wesentlichen Zügen schildern wollte, und diesen Charakter hat ihm der neue Herausgeber, dessen Name hier nicht zum ersten Mal ehrenvoll neben Schoemanns steht, gewahrt. Möge es viele Leser finden; Philologen und Nichtphilologen wird es Belehrung und Genufs bringen.

Die Ausstattung ist weit schöner geworden; das Format ist bedeutend gröfser, obwohl die Seite nur 39 Zeilen hat gegenüber 42 der dritten Auflage.

Berlin. Paul Stengel.

Paul Weifsenfels, Griechische Schulgrammatik in Anlehnung an H. J. Müllers Lateinische Schulgrammatik. Leipzig 1897, B. G. Teubner. VII u. 226 S. 8. 2,40 M.

Den vielen schon vorhandenen lateinischen Grammatiken hat H. J. Müller, der einsichtige Pfleger und Mehrer des wertvollen

Weifsenbornschen Nachlasses für das Geschichtswerk des Livius, zu Anfang des Jahres 1896 im Anschlufs an die weitverbreiteten lateinischen Übungsbücher von Ostermann eine neue hinzugefügt, der in zahlreichen Besprechungen die ehrendste Anerkennung zuteil geworden ist in dem Sinne, dafs es derselben wohl werde beschieden sein, in den Herrschaftsbereich der übrigen einzurücken und vielleicht die gemeinsame für die meisten Anstalten zu werden. Die Brauchbarkeit derselben beruht selbstverständlich nicht auf der Anpassung an die Lesebücher von Ostermann; sie ist in Anbetracht des Stoffes, welchen sie bietet, und der Art, wie sie denselben den Schülern nahebringt, verwendbar auch da, wo eine Verbindung mit den gedachten Lesebüchern nicht besteht, und sie hat, ob abhängig von derselben oder unabhängig, weifs ich nicht, an nicht wenigen Gymnasien die Einführung und infolge hiervon bereits jetzt die zweite Auflage erlebt. In dem also gerechtfertigten Vertrauen auf die siegende Kraft dieses, wie ich mit anderen meine, zukunftverheifsenden Unternehmens ist dem Verleger der glückliche Gedanke gekommen, für die Abfassung einer an die gleichen Grundsätze sich haltenden griechischen Grammatik zu sorgen, und es hat auf die Empfehlung des Direktors H. J. Müller der Professor P. Weifsenfels in Züllichau sich bereit gefunden, im Oktober 1897 eine solche zu veröffentlichen. Sie ist, in kurzer Zeit geschrieben, aber von langer Hand vorbereitet, von der Art, dafs ich ihr den gleichen Erfolg mit den gleichen Aussichten von Herzen wünsche und ich nur die eigene Empfindung reden lasse, wenn ich, wie ich hiermit thue, über dieselbe das Wort ergreife.

Der in dem Inhalt und in der Form möglichst gleichmäfsige Aufbau der lateinischen und der griechischen Grammatik gewährt dem Schüler und dem Lehrer so augenscheinliche Vorteile, dafs eine weitere Begründung um so unnötiger erscheint, je mehr damit nur erfüllt wird, was die neuen Lehrpläne mit klaren Worten verlangen. Es handelt sich also um die gleiche Auffassung und die gleiche Anordnung der gleichen sprachlichen Erscheinungen wie um den übereinstimmenden Ausdruck für die übereinstimmenden Gesetze; wo Verschiedenheiten stattfinden, soll die Einheit der Benennung, soweit eine solche noch möglich ist, dazu dienen, die Gegensetzung scharf hervorspringen zu lassen. Darin liegt schon von selber, dafs die Forderung auch unerfüllbar sein kann, sei es dafs gewisse Dinge, die in der einen Sprache vorhanden sind, in der andern einfach fehlen, wie z. B. der Artikel, den das Griechische in so reichhaltiger Anwendung ausgebildet hat, der dem Lateinischen fremd geblieben ist, sei es dafs die Erscheinungen trotz ihres gleichmäfsigen Vorhandenseins von Hause aus einen viel zu verschiedenen Werdegang genommen haben, um eine gegenüberstellende Behandlung zu ertragen, was für die gesamte Formenlehre und namentlich für die Flexion des Verbums, wenigstens soweit die Schule in Betracht kommt, ganz gewifs gilt. Es

ergiebt sich daraus die Folgerung, dafs die Kongruenz in System und Terminologie allein in der Syntax und der mit derselben verbundenen Stilistik ihre Stelle hat; die Formenlehre bleibt für die Schule zunächst aufser Betracht. Das liegt in der Natur der Sache, und es wird für die erst noch mit Mühe lernende Jugend niemand etwas anderes wollen. Auf die Syntax also hat P. Weifsenfels, indem er die Formenlehre durchaus selbständig gestaltete, die Vergleichung beschränkt, und er ist hier seiner Aufgabe in so überraschender und glücklicher Weise gerecht geworden, dafs H. J. Müller in selbstloser Würdigung der durchdachten Arbeit des dem Verleger von ihm selber vorgeschlagenen Verfassers seinerseits in der gewifs bald notwendigen dritten Auflage seiner lateinischen Grammatik die etwa noch gebliebenen Ungleichheiten tilgen zu wollen versprochen hat.

Die Stoffgebiete erscheinen in der Syntax der neuen griechischen Grammatik genau in derselben Reihenfolge wie bei H. J. Müller, und es ist dazu auf die entsprechenden Paragraphen bei H. J. Müller noch immer besonders verwiesen worden; die terminologischen Ausdrücke sind die gleichen, und es ist sogar, soweit es angeht, der Wortlaut der Regeln derselbe. Die allgemeinen Grundbegriffe werden, soweit sie in der lateinischen Grammatik bereits entwickelt sind, nicht noch einmal wiederholt. Die mit der Syntax zusammengehörige Stilistik ist nicht unberücksichtigt geblieben; nur hat sie gemäfs den in Beziehung auf die eigene fremdsprachliche Darstellung geänderten Zielen des Unterrichts auf eigene Weise die ihr zukommende Beachtung gefunden. Für das Lateinische durfte H. J. Müller im Anschlufs an die Tradition, der man sich durch die eine lateinische Mehrstunde in Obersekunda und Prima wieder etwas genähert hat, einen besonderen Anhang über die Periode mit einer Anzahl sehr zweckdienlicher stilistischer Belehrungen bieten. Das mufste in der griechischen Grammatik unterbleiben, wo neben den in der Verbalsyntax behandelten Konjunktionen der Unterordnung nur noch für die Konjunktionen der Nebenordnung die Stelle war. Dafür aber werden auf Veranlassung der allermeist aus den bekanntesten Schriftstellern genommenen und grofsenteils dem Schüler selber schon bekannt gewordenen Beispiele die stilistischen Fingerzeige in Menge gegeben, aber nicht damit der Schüler in das Griechische übersetzen lerne, sondern damit er das Verhältnis des griechischen Ausdrucks zu dem entsprechenden deutschen begreife, d. h. also, damit er für die Übertragung des griechischen Schriftstellers in die eigene Sprache gerüstet werde, und es wird ihm dieses noch erleichtert durch den öfteren Hinweis auf die ihm schon geläufigeren lateinischen Wendungen, wie denn überhaupt die Tüchtigmachung für die Lektüre als der in der Darlegung des syntaktischen Materials mafsgebende Gesichts-

punkt ohne weiteres überall erkennbar ist; Dinge, welche für die Unterstützung der Lektüre einen Wert nicht haben, sind, wie das auch bei H. J. Müller der Fall ist, nicht herangezogen worden.

Die Formenlehre hält sich in den Bahnen der etymologischen Betrachtung, so jedoch, dafs nur die erhöhte Fafslichkeit für den Verstand des Schülers angestrebt und, wie ich glaube, auch erreicht wird. Die Lautgesetze, die sonst in den Grammatiken einen breiten Raum einnehmen, werden selbständig nur in den unentbehrlichsten Hauptpunkten vorgeführt und im übrigen an den Flexionsgesetzen in der Flexionslehre nebenher verdeutlicht; das Gleiche geschieht mit den Accenten. In beiden Fällen wird aufserdem durch eine an allen wichtigen Punkten sehr augenfällige Verweisung auf die in durchsichtigster Kürze vorangestellten allgemeinen Bemerkungen die nötige Ineinanderfügung von Gesetz und Anwendung ermöglicht. Die Flexion selbst ist in einer sehr mannigfaltigen Fülle von Paradigmen, denen sich bis auf die Unregelmäfsigkeiten, die besonders behandelt sind, die nur irgend vorkommenden Erscheinungen einordnen, veranschaulicht und nicht zum wenigsten auch durch die zur Auseinanderhaltung der verschiedenen grammatischen Besonderheiten mit Umsicht herangezogenen typischen Hülfen auch für das in solchen Dingen ungeübteste Auge fafsbar gemacht. Die Paradigmen sind so eingerichtet, dafs sie immer den Überblick über das Ganze wahren, indem sie z. B. beim Verbum nicht, wie es in den rein wissenschaftlichen Grammatiken zu geschehen pflegt, die gesonderten Tempusstämme, sondern die Klassen der Verba in geschlossenem Zusammenhange und in ganzer Vollständigkeit geben. Die in jedem einzelnen Falle vorangeschickte theoretische Belehrung ist kurz und schlagend, was ich z. B. in Beziehung auf die sonst gewöhnlich sehr wortreich und keineswegs immer einleuchtend behandelten Geheimnisse der Natur des *α* in der sogenannten ersten Deklination lobend hervorhebe, wie ich auch der Schärfe, mit welcher beim Verbum, soviel ich habe sehen können, überall Stamm, Bindevokal, Moduszeichen und Endung auseinandergehalten werden, rühmend gedenke.

Der Abschlufs des Ganzen wird gebildet durch eine kurze Einführung in die Sprache Homers. Es schliefst sich dieselbe an die in der attischen Formenlehre beobachteten Grundsätze an; sie bietet für den Anfänger, was gewifs kein Nachteil ist, nicht zu viel.

So gehen denn Etymologie und Syntax allerdings auseinander; dafür aber vereinigen sich Syntax und Syntax um so enger, was um so mehr besagen will, als der geistige Gehalt der Sprache vornehmlich doch in der Syntax lebt, und es wird so der Schüler, für den sich übrigens auf der oberen Stufe auch die Etymologie an die Etymologie allmählich schliefst, unter

der Anleitung des rechten Lehrers zu der unschätzbaren Ahnung herangeführt, dafs die beiden altklassischen Völker, die bei aller sonstigen Verschiedenheit in ihren formalen und in ihren ethischen Anschauungen so viel des Gemeinsamen haben, auch in der Sprache verhältnismäfsig nahe zusammengehen, und es wird ihm um so eher eine Empfindung davon beigebracht, wie die Römer sich befähigen konnten, den griechischen Geist wenigstens teilweise in sich aufzunehmen und dadurch allein wahrhaft welterobernd zu werden, wie er so auch es leicht begreift, dafs zu unserer eigenen Kultur die beiden altklassischen Völker in formaler und in ethischer Beziehung in der Vereinigung so viel beigetragen haben und desgleichen die Elemente der Geisteswissenschaften bei ihnen in der Vereinigung zu suchen sind. Das Unternehmen aber, den grammatischen Unterricht in den beiden alten Sprachen zum Heil der Lektüre in die gedachte Verbindung zu bringen, sei allen den gymnasialen Anstalten des deutschen Vaterlandes, welche gegenüber den amerikanisierenden Neigungen einer vorzugsweise der Pflege der exakten Wissenschaften zugewandten Zeit in dem Erbgut der alten Kultur, die uns genährt hat, ein Stück des eigenen Bestandes zu schützen berufen sind, warm ans Herz gelegt und damit zugleich auch ebenso dringend empfohlen, die Arbeit der beiden Männer, die auf getrenntem und doch gemeinsamem Wege das Ziel verfolgend den grofsen Schritt gethan haben, Lehrer und Schüler mit dem hierzu in besonderer Güte geeigneten Rüstzeuge zu versehen! Über das Buch von H. J. Müller haben andere geredet, und ich brauche in deren Lob nur einzustimmen; betreffend aber die Leistung von P. Weifsenfels fühle ich als der vielleicht erste, welcher spricht, zu dem Urteil mich gedrungen, dafs sie als das in sich gesammelte und gefugte Werk eines durch Studien und Unterrichtserfahrung in gleicher Weise ausgezeichneten Mannes auch ohne Rücksicht auf den vorliegenden pädagogischen Gedanken keiner der gegenwärtig bei uns herrschenden griechischen Grammatiken, soweit ich sie kenne, nachsteht, ja mit Rücksicht auf das auch durch die Unterrichtsverwaltung gesteckte Ziel vor ihnen allen meiner Meinung nach den Vorzug verdient. Das zu dieser Grammatik gehörige und in Regeln und Wortschatz an sie sich anlehnende griechische Lese- und Übungsbuch wird Ostern 1898 erscheinen.

Die etwaigen Mängel (wo fänden sich solche nicht?) wird der Verfasser, der in der Findung des Richtigen eine so glückliche Hand gezeigt hat, in den folgenden weiteren Auflagen gewifs gern beseitigen; es läfst sich aber schon jetzt sagen, dafs eingreifende Änderungen nicht als nötig dürften empfunden werden.

Der Druck ist durchweg wie bei H. J. Müller vortrefflich.

Lissa i. P. Franz Nesemann.

Ausgewählte Lustspiele von Molière. Sechster Band: Les femmes savantes. Erklärt von H. Fritsche. Einleitung und Text 116 S. Anmerkungen 63 S. 8. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. geb. 1,70 M.

Diese zweite Auflage der Femmes Savantes, welche der im Jahre 1879 erschienenen ersten soeben gefolgt ist, hat infolge der erheblichen Fortschritte, die seit dieser Zeit in der Molière-Forschung gemacht sind, eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Der Vorbemerkung zu derselben reiht sich eine ziemlich umfangreiche (25 Seiten umfassende) Einleitung an, in welcher zunächst Molières Vorliebe, zu einzelnen bereits behandelten Themen zurückzukehren bezw. sie von verschiedenen Seiten zu beleuchten, im allgemeinen gedacht, sodann im besonderen als weiterer Beleg die Beziehung der Précieuses Ridicules zu den Femmes Savantes und der Wert dieser beiden Stücke besprochen wird. Bei dieser Gelegenheit erinnert der Verf. an die mannigfachen litterarischen Bestrebungen der damaligen Frauen und fügt interessante und auf gründlichen Studien basierende Erörterungen darüber an. In ausführlicher und überzeugender Weise behandelt er darauf die Entstehung der Femmes savantes selbst, bespricht eingehend die Quellen, die Molière bei Abfassung dieses Lustspiels benutzt hat, und berichtet kurz über den Erfolg, welcher dem Stücke zu teil geworden ist. Der Text ist nach der Ausgabe von Despois und Mesnard gewählt. Die Anmerkungen enthalten zahlreiche kultur- und litterarhistorische Hinweise und Erinnerungen, sowie nicht wenige Aufschlüsse über die sozialen Verhältnisse damaliger Zeit, aber auch wertvolle Beiträge grammatischer Art, die um so wichtiger sind, als sie die sprachlichen Eigentümlichkeiten aus Molières Zeit recht hell beleuchten. Die wissenschaftliche Gründlichkeit, welche in den Anmerkungen zu Tage tritt, die zuweilen eingehende Behandlung einzelner noch nicht gehobener Schwierigkeiten und die überaus grofse Anzahl Citate legt die Frage nahe, welchem Zweck diese Ausgabe dienen soll. Ref. sieht in ihr eine wertvolle Beigabe und Ergänzung zu den wissenschaftlichen Untersuchungen über Molière und somit ein empfehlenswertes Material für Studierende wie zum Selbststudium.

Der Druck ist korrekt, die Ausstattung eine mustergültige.

Salzwedel i. A. K. Brandt.

C. Th. Lion und F. Hornemann, **Englisches Unterrichtswerk** für Realgymnasien und Realschulen. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel).

I. Teil: Lese- und Lehrbuch der englischen Sprache für Untertertia. Zweite Auflage. 1896. IV u. 176 S. 8. geb. 1,60 M.

II. Teil: Lese- und Lehrbuch der englischen Sprache für Obertertia. 1897. IV und 205 S. 8. geb. 2,00 M.

Kurzgefafste englische Schulgrammatik. 1897. VIII und 127 S. 8. geb. 1,80 M.

Es ist schwer, über ein neues Lehrbuch ein auch nur einigermafsen zutreffendes Urteil abzugeben, wenn man es im Unterricht

selbst nicht kennen gelernt und erprobt hat. Meine Bemerkungen über das vorliegende Unterrichtswerk geben daher nur den Eindruck wieder, den dasselbe beim aufmerksamen Durchblättern auf mich gemacht hat. — Das ganze Werk soll aus fünf Teilen bestehen: aus je einem Lese- und Lehrbuch für Untertertia, Obertertia, Untersekunda, Obersekunda und Prima, und einer kurzgefafsten Schulgrammatik, die, wenn sie sich auch vorwiegend an die beiden ersten Teile des Lehrbuches anlehnt, doch den gesamten grammatischen Lernstoff enthält und daher den Schüler bis in die obersten Klassen begleiten soll. Aufser der Grammatik sind bis jetzt nur die für Unter- und Obertertia bestimmten Teile erschienen.

Das Werk sucht den Forderungen der neuen Lehrpläne insofern gerecht zu werden, als es sofort in die lebende Sprache einführt und schon dem Anfangsunterricht zusammenhängende Lesestücke zu Grunde legt. Die Lesestücke sind zudem so ausgewählt, dafs die Grammatik zum gröfsten Teile wenigstens induktiv gewonnen werden kann. Der Anlage nach unterscheidet sich das Werk kaum von den meisten in neuerer Zeit erschienenen Unterrichtswerken. So bringen die beiden ersten Teile zunächst eine Reihe von Lesestücken, an die sich ein zweiter Abschnitt: „Erklärung der Lesestücke“ anschliefst — ein Kapitel, das im wesentlichen nur die in den Lesestücken vorkommenden Vokabeln mit der deutschen Bedeutung enthält; es folgt dann ein Abschnitt: „Grammatik und Übungen im Anschlufs an die Lesestücke“. Hier finden wir am Anfang eines jeden Kapitels die in dem betreffenden Lesestück grammatisch interessanten Formen zusammengestellt, aus denen die grammatischen Regeln abgeleitet und durch die folgenden Übungen befestigt werden sollen; und zwar bestehen diese Übungen aus Formen- und Sätzebilden, Übersetzen deutscher Übungsstücke und Beantwortung englisch gestellter Fragen, deren Inhalt sich naturgemäfs auf die Lesestücke bezieht. Den Schlufs in den Lesebüchern bildet ein alphabetisches englisch-deutsches Wörterverzeichnis, welches zugleich die Aussprache der Vokabeln der Lesestücke in einer leicht verständlichen Umschrift bringt.

Es fragt sich zunächst, ob die getroffene Auswahl der Lesestücke eine glückliche zu nennen ist. Eine allgemein befriedigende Auswahl zu treffen, ist ja schwer, wenn nicht unmöglich. Die Verfasser haben sich bemüht, einen Mittelweg einzuschlagen, indem sie, ohne das allgemeine, ethische Bildungsziel aus den Augen zu verlieren, vor allem auch der praktischen Seite der Spracherlernung zu ihrem Recht verhelfen wollten. Ob ihnen dies gelungen ist, lasse ich dahingestellt. Bei der Auswahl des Lesestoffes ist nach meiner Ansicht in erster Linie darauf zu achten, dafs der Stoff anziehend und interessant ist, und dafs er nach Sprache und Inhalt möglichst einfach ist. Die Stoffe müssen daher vor allem im Gedankenkreise und in der Interessensphäre der Schüler

liegen. Da glaube ich nun, dafs unsere Untertertianer den Lesestücken: On the Use of Time, Difficult and Easy Things, The Sage's Advice, Charles V., The Mines of England, The Crosier, Interview of Richard the Leonheart with Saladin kein grofses Interesse abgewinnen werden; teils ist der Stoff zu abstrakt, teils kennen sie die historischen Persönlichkeiten kaum dem Namen nach. Die Dialoge haben zum Teil zu wenig Inhalt und tragen dem Knabenalter von 12—13 Jahren zu wenig Rechnung; mir scheinen überhaupt derartige Dialoge in einem Lehrbuch nur einen sehr zweifelhaften Wert zu haben; sie dienen keineswegs zur Belebung des Unterrichts, und zu Sprechübungen eignen sie sich am wenigsten. Auch die Briefe gefallen mir nur zum Teil. Was sollen Handelsbriefe in einem für Untertertianer bestimmten Lehrbuch?

Etwas mehr kann man sich mit dem Lesestoff für das zweite Unterrichtsjahr befreunden. Wenn ich auch an Stelle der ersten beiden Lesestücke: The Lead-Mines in Somersetshire, The Copper-Mines of Cornwall, sowie auch für die Erzählung: The Phantom-Death lieber frische, anmutige, Herz und Gemüt anregende Erzählungen oder Schilderungen sehen möchte, so werden doch die Auszüge aus Marryats the Settlers in Canada, the Great Plaque, the Great Fire die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Schüler anregen und fesseln, und auch die Dialoge über Baden und Schwimmen liegen mehr in dem Ideenkreise eines Tertianers als die Dialoge des ersten Teiles.

Was nun die Übungen im dritten Abschnitt angeht, so läfst sich nicht leugnen, dafs sie sehr geschickt ausgearbeitet sind und von der reichen pädagogischen Erfahrung der Verfasser Zeugnis ablegen. Eine andere Frage aber ist es, ob solche Anleitungen in ein Lehrbuch gehören. Nach der Ansicht der Verfasser sollen sie auch nur als Vorschläge gelten, die besonders den jungen Lehrern als Richtschnur dienen sollen. Dann hätten die Verfasser doch besser gethan, diese Übungen, mit Ausnahme der Übersetzungsübungen, dem besonders erschienenen Begleitwort beizufügen. Ich halte solche Anleitungen überhaupt für überflüssig. Nichtfachlehrer können nach einem solchen Lehrbuch nicht unterrichten, und unsere jungen Neuphilologen erhalten in der zweijährigen Vorbereitungszeit eine solche Vorbildung, dafs sie wirklich solcher Hilfen entraten können. Besonders aber scheinen mir die grammatischen Übungen für das zweite Unterrichtsjahr wenig angebracht. Auf dieser Stufe kann und mufs die Grammatik bereits systematisch gelernt werden, und hier mufs dem Lehrer eine gewisse Freiheit der Bewegung auch in der Auswahl der Lesestoffe gewährt werden.

Auch scheint es mir, als ob bei der Auswahl der Lesestücke teilweise zu wenig Rücksicht auf die Grammatik genommen worden ist. Die Verfasser betonen ausdrücklich in dem Begleitwort, dafs

sie der induktiven Methode einen möglichst breiten Raum gewährt hätten. Aber wie steht es z. B. mit den Belegen im Kapitel VI, wo die Regel über die Umschreibung der einfachen Zeiten mit *to do* in der direkten Frage und bei der Verneinung mit *not* durchgenommen werden soll? In den Lesestücken ist bis dahin kein Beleg für diese Regel vorgekommen; kaum anders ist es im Kapitel VIII, wo die unregelmäfsige Pluralbildung geübt werden soll; eine einzige Form (*men*) ist bis dahin belegt.

Die Grammatik verdient volles Lob. Sie bietet auf 127 Seiten den gesamten grammatischen Lernstoff: eine ziemlich ausführliche Lautlehre mit Bemerkungen über Worttrennung, Gebrauch grofser Anfangsbuchstaben und Zeichensetzung (17 Seiten), auf 30 Seiten die Formenlehre und eine 80 Seiten umfassende Satzlehre. Dieser Teil zeichnet sich durch weise Beschränkung des Stoffes, klare Übersichtlichkeit und präcise Fassung der Regeln aus. Es würde kleinlich erscheinen, wenn man hier an der Fassung dieser oder jener Regel deuteln wollte. Die Beispiele sind zum grofsen Teil den Lesestücken der beiden ersten Teile entnommen; es ist nur schade, dafs der dritte und vierte Teil für die Grammatik nicht verwertet werden konnte, denn die systematische Durchnahme der zweiten Hälfte der Satzlehre gehört doch zum Lehrpensum der Untersekunda.

Dortmund. Ewald Goerlich.

---

1) H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze. 4. Band. Leipzig 1897, S. Hirzel. X u. 664 S. 8. 8 M.

Dem schon früher in dieser Zeitschrift besprochenen, nach dem Tode des Verfassers erschienenen Werke „Deutsche Kämpfe" (Neue Folge) schliefst sich dieser 4. Band der historischen und politischen Aufsätze Treitschkes würdig an. Der gröfste Teil desselben ist in den Preufsischen Jahrbüchern veröffentlicht worden. Die Anordnung ist chronologisch. Die Aufsätze erstrecken sich von den ersten derartigen Versuchen aus dem Jahre 1857 bis ins Jahr 1896 und befassen sich meistens mit der neueren deutschen Geschichte. Aus dem reichen Inhalt heben wir besonders hervor den Jugendaufsatz über Gottfried Keller, dessen Bedeutung Treitschke schon früh erkannte, dann, wenn wir von den zahlreichen kleineren Aufsätzen und Ansprachen absehen, die Reden und Ansprachen bei akademischen Festlichkeiten, so den Vortrag über die Königin Luise, den Vortrag über Luther und die deutsche Nation, den Vortrag über Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit, die Rede: Das politische Königtum des Anti-Macchiavell, noch besonders merkwürdig durch die treffende Würdigung Wilhelms I. und seines grofsen Kanzlers während der letzten Regierungsjahre des ersteren, die biographischen Denkmäler Steins, Samuel Pufendorfs, eines Geistesverwandten Treitschkes, Max Dunckers, A. L. v. Rochaus, Biographieen mit interessanten Blicken in die

Zeit, in der die geschilderten Männer lebten und wirkten, zuletzt den Aufsatz: das Gefecht von Eckernförde 1849, der die Nichtvollendung der deutschen Geschichte, deren 6. Band er geziert hätte, von neuem bedauern läfst. Daran reihen sich 126 Bücherbesprechungen aus dem litterarischen Centralblatt vom Jahre 1858 bis 1867, Belege von Treitschkes Belesenheit und kritischer Schärfe.

Auch diese Sammlung wird das Ihrige dazu beitragen, „all denen, die in Treitschke vornehmlich den weit ausschauenden Politiker und den grofsen Geschichtschreiber bewundert haben, die Freude an der Persönlichkeit des adligen Mannes zu mehren“. Zugleich legt auch sie Zeugnis ab von seinem umfassenden Wissen, von seinem scharfen Urteil und seiner ebenso glänzenden als schlagkräftigen Beherrschung der Sprache.

2) A. Börckel, Gutenberg. Giefsen 1897, E. Roth. 122 S. 4. geb. 4,50 M.

Der Verfasser, Bibliothekar an der Mainzer Stadtbibliothek, behandelt in dieser Gutenberg-Biographie, die er zur Erinnerung an die fünfhundertjährige Geburt des Erfinders der Buchdruckerkunst veröffentlichte, in populär wissenschaftlicher Weise Gutenbergs Leben, Werk und Ruhm. Nach dem Stande der heutigen Wissenschaft erhalten wir einen Einblick in den Lebensgang und die Schicksale dieses grofsen Erfinders, in die Bedeutung seiner Erfindung, werden wir vertraut gemacht mit seinen Genossen und Schülern, erhalten wir zahlreiche Zeugnisse dafür, dafs die Erfindung eine deutsche war, dafs sie von Mainz ausging und dafs sie Gutenberg zuzuschreiben ist. Den Schlufs bilden interessante Erörterungen über die Säkularfeier der Erfindung, die Gedenktafeln, Standbilder, Denkmünzen Gutenbergs, über die typographischen Fachschriften, über Gutenberg in der Musik, Malerei und Dichtung. Zahlreiche in den Text eingefügte Abbildungen, von denen manche je eine ganze Seite einnehmen, zeigen hervorragende Bilder, Statuen Gutenbergs, Gutenberghäuser, Wappen, sehr interessante Gegenüberstellungen von Holztafel- und Typendrucken, Schriftgiefser und Drucker bei ihrer Arbeit, Buchdruckereien mit Einrichtung, alles nach alten Abbildungen. Die vorzügliche Wiedergabe dieser, der nicht minder schöne Druck, die glänzende Ausstattung in Papier und Einband machen das Buch selbst zu einer typographischen Musterleistung.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Theodor Schacht, Schulgeographie. 18. Auflage. Neu bearbeitet von W. Rohmeder. Wiesbaden 1897, C. G. Kunzes Nachfolger. VIII u. 296 S. 8. 1,80 M.

Die Eigenart des Buches besteht u. a. darin, dafs nach einer kurzen „Einleitung“ mit geographischen — zumeist physischen — Grundbegriffen ein 50 S. umfassender Abschnitt über Mittel-

europa oder „Deutschland und die benachbarten Landstriche“ vorausgesandt ist, der die Heimat als das Näherliegende und Wichtigere näher behandelt. So wohl er an sich geraten ist, so ist er doch nach Ton und Stofffülle nicht gerade geeignet zu propädeutischen Zwecken oder etwa zum Gebrauch in der Quinta. Dem Lehrer bietet er eine recht gute Grundlage, nach der er mit Auswahl unterrichten mag. Es ist zugleich die einzige Stelle im Buche, in der mir eine etwas reichliche Menge von Namen gegeben zu sein scheint, und das sei gesagt auf die Gefahr hin, den Bearbeiter unwirsch zu machen wie in der Vorrede zur 18. Auflage auf eine ähnliche Äufserung eines andern Beurteilers hin. Der dort gewiesene Ausweg: „Mag der Lehrer nach dem Bedürfnis seiner Klasse prüfen und feststellen, was er seitab liegen lassen, und ebenso, was er weiter ausführen will“ — ist eben leichter gewiesen als betreten, „schriftliche Auszüge“ scheinen sodann eine beim ersten Verfasser wie beim Bearbeiter sehr beliebte Methode zu sein, aber wer kann im Geographie-unterrichte heutzutage noch derartige Ansprüche an die Schüler stellen? In diesem Abschnitt über Mitteleuropa ist die politische Landschaftskunde von der physischen nicht getrennt behandelt, sondern nur nebenbei in der Ortschaftskunde berührt, die jedesmal dem betreffenden physischen Abschnitt in kleinerem Druck angefügt ist, während in dem III., dem Hauptabschnitt, der 174 S. umfassenden Kunde der fünf Erdteile, jene Trennung bei den einzelnen Ländern vollständig durchgeführt wird. Für beide Verfahrensweisen werden in der Vorrede achtbare Gründe angeführt. Die Stoffauswahl wie die Darstellungsweise in diesem gröfsten Abschnitte wie in dem II., der die Erde betitelt ist und sich auf die allgemeine Erdkunde bezieht, können nur als durchaus angemessen bezeichnet werden. Wiederholungs-Übersichten, aber ohne Zahlen, nur die Namen enthaltend, und namentlich geschichtlichen Übersichten ist ein ansehnlicher Platz eingeräumt; beim Deutschen Reiche sind dem „Geschichtlichen“ sogar vier enggedruckte Seiten gewidmet. Versehen sind nicht viele stehen geblieben, und wo sie es sind, da erscheinen sie nicht als erheblich. Mifsverständlich ist die auf S. 1 gegebene Belehrung: „Punkte bezeichnen Ortschaften, eine Häufung derselben (also wohl der Punkte) Sand, öde Strecken, Wüsten“. Ortschafts-„Punkte“ sehen aber auf allen Karten ganz anders aus als diejenigen der zweiten Art. Der Solling ist kein „langer“ Bergwald, sondern nimmt auf der Karte einen deutlich abgerundeten Raum ein, und der Deister liegt nicht nördlich vom Süntel, ist auch nicht durch ein „Seitenthal“ von ihm getrennt (beides S. 17). Niemand sagt „hannöverisch Münden“, Hannover ist keine „gewesene“ königliche Residenz, und Lüneburg liegt nicht „am Rande des Geestrückens“ (S. 206 u. 207). Die Kalahari ist nicht „wasserlos“ und darum auch keine „Wüste“ (S. 151). Pafseisenbahnen giebt es aufser den

S. 26 genannten in den Alpen noch zwei, nämlich die über den Schober-Pafs und die durch das Kanalthal von Saifnitz führenden. Die Zahlen der gröfsten Meerestiefen (S. 91) sind nicht mehr alle zutreffend. Gewifs ist es dringend zu wünschen, dafs für Deutsch-Südwest-Afrika endlich eine kürzere Benennung gefunden wird, ob aber „Neusafs" hier eine glückliche Wahl bedeutet, ist doch wohl fraglich. Als Druckfehler sind zu verzeichnen Limnat auf S. 27 und die Auslassung von „diesen" S. 201 in Z. 12. — Besonders wohlgeraten sind die „Orientierung auf der Erdoberfläche" (69—70) und die „Veränderungen der Erdrinde" (78 ff).

Hannover. E. Oehlmann.

---

1) Josef Gajdeczka, Lehrbuch der Geometrie für die oberen Klassen der Mittelschulen. Brünn 1894, Selbstverlag des Verfassers. Druck von Anton Kindl in Brünn. 200 S. 8. 2 K., geb. 2 K. 40 h.

Jos. Gajdeczka, Übungsbuch zur Geometrie in den oberen Klassen der Mittelschulen. Brünn 1895, Selbstverlag des Verfassers. Druck von Anton Kindl in Brünn. 171 S. 8. 2 K. geb. 2 K. 40 h.

Das Lehrbuch behandelt auf den Seiten 1 bis 84 die Planimetrie, von da bis Seite 119 die Stereometrie, dann bis Seite 142 die ebene, bis Seite 155 die sphärische Trigonometrie, giebt auf den Seiten 156 bis 158 die Anwendung der Algebra auf die Geometrie, wendet sich dann zur analytischen Geometrie, welche die Seiten 159 bis 195 umfafst, und schliefst mit einer Darstellung der Kartenprojektionen.

Obwohl das Buch, wie der Titel sagt, für die oberen Klassen der Mittelschulen bestimmt sein soll, so wird die Planimetrie doch vollständig in der ganz elementaren Form aufgebaut, wie wir es an den preufsischen Schulen in der Quarta zu thun gewohnt sind; auch der weitere Gang der Darstellung ist in nichts von dem an den preufsischen Gymnasien üblichen verschieden.

Die Anordnung des Stoffes ist eine wesentlich systematische, die beim Unterricht ganz gewifs nicht überall festgehalten werden kann. So wird z. B. schon auf Seite 2 „Begriff, Einteilung und System der Geometrie" behandelt und in diesem Kapitel u. a. der Unterschied von Realdefinition und genetischer Definition, von direktem und indirektem Beweise, von Grundsatz, Lehrsatz, Zusatz und Umkehrung festgelegt, obschon der Schüler von all diesen Dingen bis dahin noch nicht das Allermindeste erfahren hat.

Die Darstellung der Parallelentheorie, allerdings ein heikeles Kapitel im planimetrischen Unterrichte nicht minder wie in einem planimetrischen Leitfaden, kann ich nicht als eine glückliche bezeichnen. Welcher Anfänger möchte wohl die auf Seite 11 gegebenen Ausführungen verstehen, welche beweisen sollen, dafs zwei von einer „Transversale" geschnittene Linien parallel sind, wenn zwei Wechselwinkel u. s. w. gleich sind! War es ferner

nötig, alle Beweise über die Parallelität der Linien indirekt zu geben, und ist es nicht geradezu störend, wenn mitten zwischen die Lehrsätze über die Parallelität noch der Grundsatz eingeschoben werden mufs: „Zu einer Geraden kann durch einen aufserhalb derselben gegebenen Punkt nur eine Parallele gezogen werden?" Ich habe nichts dagegen, dafs dieser Satz als Grundsatz benutzt wird; aber wenn es geschieht, dann gehört er an die Spitze des Kapitels über die Parallelen.

Der Symmetriebegriff wird schon früh (§ 7) festgelegt; jedoch wird weder bei den Beweisen für die Kongruenz der Dreiecke noch bei vielen anderen Gelegenheiten die so nahe liegende Anwendung davon gemacht. Auf Seite 22 begegnet man auch wieder der häfslichen, von den Schülern leider so leicht festgehaltenen Überschrift „Nichtkongruenzsätze", einer Wortverbindung, welche nicht nur sprachlich als Ungetüm sich darstellt, sondern auch inhaltlich verkehrt ist; denn dafür, dafs zwei Figuren nicht kongruent sind, braucht man nicht erst Lehrsätze; was hier bewiesen werden soll, ist etwas ganz anderes.

Es liefsen sich noch eine Menge kleiner Ausstellungen machen; es hat jedoch keinen Zweck, sie alle einzeln aufzuführen. Etwas Eigenartiges in Bezug auf die Anordnung des Stoffes oder die Art der Beweisführung hat das Buch nicht, es folgt vielmehr, wie in der Planimetrie, so in den übrigen Teilen alten und bewährten Mustern und kann deshalb als Schulbuch mit Nutzen verwendet werden. Dabei kommt namentlich auch das gesondert herausgegebene Übungsbuch desselben Verfassers zu statten, welches sich dem Gange des Lehrbuches genau anschliefst und dem Lehrer eine reiche Fülle von Aufgaben in allen Gebieten zur Verfügung stellt.

Druck und Ausstattung sind befriedigend. Vom k. k. Ministerium sind beide Bücher an den österreichischen Schulen für zulässig erklärt.

2) **Hans Hartl, Lehrbuch der Planimetrie** für den Unterrichtsgebrauch und für das Selbststudium verfafst. Mit 216 in den Text gedruckten Figuren, einer Tabelle und zahlreichen Übungsbeispielen. Leipzig und Wien 1896, Franz Deuticke. 135 S. 8. geb. 1 Fl. 40 Kr.

Schulunterricht und Selbststudium gleichen zwei sich schneidenden Kreisen; sie decken sich für einen gewissen Bereich, im übrigen gehen sie oft recht weit auseinander; ein Schulbuch ist daher nicht gerade das passendste Buch für das Selbststudium, und ein für das Selbststudium verfafstes Buch gehört der Regel nach nicht in die Schule. Wenn ich trotzdem nicht anstehe, das vorliegende Buch als ein gutes Schulbuch zu empfehlen, so geschieht dieses deshalb, weil unbeschadet der Titelaufschrift dem Verfasser augenscheinlich die Verwendung in der Schule als Hauptzweck vorgeschwebt hat.

Die Auswahl des Stoffes entspricht etwa den für das preufsische Gymnasium vorgeschriebenen Grenzen, innerhalb deren der Ver-

fasser unter thunlichster Beschränkung nur das wirklich Notwendige heranzieht, während die beigefügten Übungsbeispiele auch dem Bedürfnisse nach gröfserer Breite Rechnung tragen.

Recht geschickt ist die Anordnung des Stoffes, welche nicht wenig von der der meisten Lehrbücher abweicht, jedoch so, dafs dadurch die Beweisführung vielfach an Einfachheit, die Darstellung überhaupt an Kürze und Anschaulichkeit gewinnt.

Auf die unmittelbare Anschauung wird namentlich in den ersten Kapiteln ein besonderer Nachdruck gelegt unter Zurücktreten der starren Beweisform, für deren Notwendigkeit bei augenfälligen Dingen dem Anfänger ein Verständnis doch nicht recht beigebracht werden kann. Dem praktischen Bedürfnisse, wie es in unsern neuen Lehrplänen betont wird, entspricht es auch, wenn die Berechnung des Kreises in propädeutischer Weise schon früh (§ 46) eingeführt wird, während die genaue Herleitung der Zahl π einem späteren Abschnitte vorbehalten bleibt. Besonders eigenartig berührt die Einführung des Symmetrie-Begriffes nebst einigen zugehörigen Lehrsätzen gleich in den ersten Kapiteln (§ 17 und 18); doch läfst sich nicht leugnen, dafs dadurch eine Reihe von Lehrsätzen über das Dreieck und den Kreis, deren Beweise dem Schüler oft viele Mühe verursachen, in viel glatterer Weise erledigt werden.

Das Buch enthält eine stattliche Zahl von Übungsbeispielen, bei denen u. a. auch durch die Bezugnahme auf einfache technische, physikalische oder sonstige praktische Vorkommnisse dafür gesorgt ist, dafs das Interesse der Schüler immerfort angeregt und wach erhalten wird. Auch die frühzeitige Einführung und Benutzung des Begriffes der geometrischen Örter mufs lobend anerkannt werden.

Nicht recht verständlich ist, warum der Verfasser von den bekannten drei Umkehrungen des Satzes, dafs die Halbierungslinie des Winkels an der Spitze eines gleichschenkeligen Dreiecks die Grundlinie halbiert und auf ihr senkrecht steht, noch drei getrennte Beweise verlangt, zumal er selbst gleich danach die Einheitlichkeit dieser vier Sätze hervorhebt und zum Ausdrucke bringt. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, dafs er an der fraglichen Stelle die Beweise nur zur Übung geführt wissen will.

Im Sinne der offenbar überall erstrebten Einfachheit zu verstehen, aber im Sinne der Genauigkeit doch nicht ganz zu rechtfertigen ist es ferner, dafs bei der Flächenbestimmung des Rechteckes, bei der Proportionalität der Linien im Dreieck und an den übrigen entsprechenden Stellen der Fall der Inkommensurabilität einfach unterdrückt wird. Doch sind dieses Kleinigkeiten, die dem Werte des Buches keinen Abbruch thun. Druck und Ausstattung des Buches sind gut.

Münster. K. Jansen.

Karl Strecker, Logische Übungen. Erstes Heft. Der Anfang der Geometrie als logisches Übungsmaterial, zugleich als Hilfsmittel für den mathematischen Unterricht. Essen 1896, G. D. Baedeker. 61 S. 8. Mit 28 Figuren. 1,80 M.

Das vorliegende Heft ist im wesentlichen eigentlich nur ein Lehrbuch der Planimetrie, welches den Lehrstoff der Quarta behandelt. Allerdings ist die Lehrmethode eine von der gewöhnlichen ziemlich abweichende. Der Verfasser stellt sich in der Einleitung auf den Standpunkt, dafs man beim Lehren der Geometrie das logische oder geistige Element vernachlässige, und dafs man in der sprachlichen Darstellung der geometrischen Lehren meistens nicht korrekt genug sei; besonders aber erhebt er gegenüber der gebräuchlichen Beweismethode, welche von der Anschauung einer bestimmten Figur ausgeht, den Vorwurf, sie sei nicht allgemein genug, sondern habe es eigentlich nur mit einem Einzelbeispiel zu thun. Im Gefolge dieser Ideen werden nun für alle Lehrsätze Beweise zurecht gemacht, welche keine mathematischen Zeichen, keine Hindeutung auf irgend eine bestimmte Figur enthalten, sondern, wie der Verfasser meint, nur mit allgemeinen Begriffen arbeiten. Der gewöhnliche Beweis mit Figur und Buchstaben wird nachher unter der Marke „Beispiel" beigefügt. Bei genauerer Betrachtung aber ist es ein grofser Irrtum, wenn man allein mit allgemeinen Begriffen auf dem Gebiete der Planimetrie Wahrheiten erschliefsen will, und so zeigt sich bei einer strengen Prüfung der allgemeinen Beweise, dafs bei den meisten derselben die vorgetragenen Erörterungen nur dann verstanden werden können, wenn man sich eine Figur zeichnet oder wenigstens vorstellt. Und welchen Aufwand von Worten braucht man bei solchen allgemeinen Beweisen! Wie schwierig und umständlich ist es oft, etwas korrekt und unzweideutig in Worten auszudrücken, was in der Zeichensprache oft mit einem Buchstaben geschehen kann! Wer einen schnellen Einblick gewinnen will, wie man sich dabei drehen und winden mufs, der möge sich den Beweis des Lehrsatzes auf Seite 46 ansehen. Von Schülern der Quarta zu verlangen, dafs sie Beweise dieser Art vortragen können, ist ein verfehltes Unternehmen. Dagegen wäre es vielleicht nicht von der Hand zu weisen, auf höherer Stufe gelegentlich solche allgemeinen Beweise als Übungen im mathematisch-logischen Ausdruck ausführen zu lassen, und in diesem Sinne könnte das vorliegende Heft den Fachkollegen zu einiger Anregung dienen. Wahrscheinlich aber werden die meisten Mathematiker sofort erkennen, weshalb sie dem Verfasser in dem Kernpunkt seiner Ideen nicht beistimmen können und mögen. Seine in der Einleitung ausgesprochene Ansicht, dafs der Verstand den wichtigsten Anteil an der geometrischen Vorstellungsthätigkeit habe, enthält eine sehr bedauerliche Unterschätzung der sinnlichen Anschauung, welche beim Unterricht in der Planimetrie den Ausgangspunkt bilden

mufs und welche besser geeignet ist, in jene eigentümliche Welt hineinzuführen, als mühsam gefügte Worte in weitschweifiger Ausdrucksweise. Am Schlufs des Heftes versucht der Verfasser, auch den einfachen Konstruktionsaufgaben mit allgemeinen Begriffen beizukommen, doch ist dieser Versuch noch weniger glücklich zu nennen und in der Ausführung ziemlich inkonsequent ausgefallen. Die Hilfsfragen, durch welche die Analysis teilweise ersetzt werden soll, lassen oftmals mehrere Antworten zu und sind auch zuweilen schwer verständlich, da sie den Hinweis auf eine Figur verschmähen, um die Fahne des Prinzips hochzuhalten.

Gemäfs dem Titel und den in der Einleitung vorgetragenen Ideen soll das Heft aber noch einem andern Zwecke als dem bisher hervorgekehrten dienen. Unter der Berücksichtigung der Thatsache, dafs die Logik meistens nur theoretisch gelehrt wird und die praktische Anwendung zu kurz kommt, will es Übungsmaterial bieten. Man könnte beim Durchlesen der Einleitung sogar auf die Idee kommen, dafs dies der Hauptzweck des Buches sein soll, doch tritt die Sache in der eigentlichen Ausführung vollständig zurück. Was soll es heifsen, wenn die Einleitung uns mit den Hauptregeln der Logik, mit den kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Schlüssen empfängt, während in der Ausführung auf die Theorie der Logik nicht zurückgegriffen wird? Der kleine Versuch, den Beweis des Lehrsatzes von den Nebenwinkeln und desgleichen von den Scheitelwinkeln in Obersatz, Untersatz und Schlufssatz zu zerlegen, ist die einzige Beziehung zur wissenschaftlichen Logik, die in der Behandlung des geometrischen Stoffes zu finden ist. Was soll da der Titel: Logische Übungen? Gewifs ist es richtig, dafs die Geometrie reichliche Gelegenheit bietet, die Theorie der Logik anzuwenden, aber wenn dieser Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt werden soll, so mufs man doch die mathematische Gedankenreihe unter logischem Gesichtswinkel zerlegen, die Termini der Logik auf ihre Teile anwenden und die Verbindung der Gedanken überall auf ein logisches Schema zurückführen. Es wäre eine interessante und dankbare Aufgabe im Dienste der Logik, bei diesem oder jenem schwierigen Beweise eine solche Zergliederung vorzunehmen, welche gewifs auch der Klarheit und Überzeugungskraft des Beweises Dienste leisten würde; aber die vollständige Behandlung eines ganzen Gebietes der Mathematik hätte dabei wenig Zweck.

So scheint es dem Referenten, dafs das vorliegende Heft den Philosophen noch weniger befriedigen wird als den Mathematiker. Von vorn herein war es eine ziemlich mifsliche Aufgabe, dem Werke das doppelte Ziel zu stecken, die Theorie der Logik durch praktische Anwendung fruchtbar zu machen und zugleich als Hilfsmittel für den mathematischen Unterricht zu dienen. Der Hinweis, dafs daraus trotzdem Anregung geschöpft werden kann, soll hier

zum Schlusse noch wiederholt werden, da vielleicht der eine oder andere Fachgenosse auf einem Standpunkt steht, welcher die Bestrebungen des Verfassers in anderem Lichte erscheinen läfst.

Ploen. Th. Adrian.

---

1) Gustav Albrecht, Die Elektrizität. Mit 38 Abbildungen. Heilbronn a. N. 1897, Schröder & Co. 167 S. 8. In Original-Leinwandband gebunden. 2 M.

Der Verfasser hat die Absicht, die Faraday-Maxwellschen Anschauungen über die elektrischen Erscheinungen einem gröfseren Leserkreise zugänglich zu machen. Er geht von den Grundeigenschaften der magnetischen Körper aus, erklärt nach Anführung des Coulombschen Gesetzes die magnetische absolute Mafseinheit der magnetischen Kräfte und die Darstellung der Feldstärke durch Induktionslinien, die magnetische Durchlässigkeit, das innere Feld der Magnete und die Molekularmagnete. Die Betrachtung der elektrischen Ströme beginnt dann der Verfasser mit der magnet-elektrischen Induktion und zwar mit den Dämpfungsströmen. Durch Drehung einer Kupferscheibe im magnetischen Felde erzeugt er den Strom, dessen positive Richtung er willkürlich festsetzt. Er behandelt sodann das magnetische Feld des Stromes und des Solenoids und nach Einführung des Galvanoskops die magnet-elektrische Induktion und Volta-Induktion in Drähten, die Elektromagnete, die Wechselstrom- und Gleichstrommaschine. Die Anziehung zwischen Magnetpol und Stromkreis giebt die Definition des elektro-magnetischen absoluten Mafses für die Stromstärke, zu deren Messung Tangentenboussole und Galvanometer dienen. Die Arbeit bei der Induktion auf ein Gleitstück führt zur elektromotorischen Kraft und ihrer absoluten Mafseinheit, die Energie des Stromes zum elektrischen Effekt, die Wärmeentwickelung zum Widerstande und dem Ohmschen Gesetze. Es wird eine einfache Methode der Widerstandsmessung angegeben, der spezifische Leitungswiderstand eingeführt und die Kirchhoffschen Verzweigungsgesetze mitgeteilt. Darauf folgt die chemische Wirkung des Stromes, das Faradaysche Gesetz der Elektrolyse und die Theorie der freien Ionen (Mafs der Elektrizitätsmenge), woran sich die galvanische Polarisation, die Akkumulatoren und nun erst die galvanischen Elemente anschliefsen, deren Wirkung durch Nernsts osmotische Theorie erklärt wird. Die Erscheinungen an den Polen einer offenen Kette leiten zu den elektrostatischen Kräften über, wobei der „Elektrizitätsgrad“ (Potential) und die Kapazität eingeführt und die elektrostatischen absoluten Mafse der elektrischen Gröfsen definiert werden. Nun wird das Verhalten der Körper im elektrostatischen Felde besprochen unter Zurückführung auf die Begriffe des Elektrizitätsgrades und der Kapazität. Das Schlufskapitel bringt praktische Anwendungen der elektrischen Erscheinungen: Elektrolyse, Tele-

graph und Fernsprecher, Transformatoren, Kraftübertragung, Beleuchtung, Funkeninduktor, die Erscheinungen in verdünnten Gasen, sodann die elektrischen Schwingungen, endlich die Faraday-Maxwellschen Anschauungen über das Wesen und den Sitz der elektrischen Kräfte.

Vorstehende Inhaltsangabe läfst erkennen, wie das Buch vom historischen Gange abweicht. Es scheint zunächst nicht als Schullehrbuch gedacht zu sein. Jedem aber, der, mit den elektrischen Erscheinungen einigermafsen vertraut, über die neueren, in Wissenschaft und Praxis so sehr zur Geltung gekommenen Anschauungen sich unterrichten will, namentlich jedem Lehrer und Studierenden der Physik kann es vorzüglich empfohlen werden. Die Fassung ist knapp, die Darstellung gewandt; mit Freude sind auch die Zahlenbeispiele zu begrüfsen. Bei guter Ausstattung ist der Preis recht māfsig.

2) Fr. Busch, 100 einfache Versuche zur Ableitung elektrischer Grundgesetze. Mit 18 Figuren. Zweite Auflage. Münster i. W. 1897, Aschendorffsche Buchhandlung. II und 32 S. 8. 0,75 M.

Die angegebenen Versuche sind leicht und mit sehr geringen Kosten auszuführen. Benutzt wird etwas Papier, Draht, Siegellack, ein paar Metallknöpfe, Nähnadeln, Guttaperchablätter und dergl. Abgeleitet werden die Grundgesetze der Reibungselektrizität, nämlich Anziehung und Abstofsung, der Unterschied zwischen Leitern und Nichtleitern, die elektrische Verteilung auf Leitern und Nichtleitern und die Spitzenwirkung. Für Schüler, die sich die in der Schule vorgetragenen Lehren zu Hause durch eigene Versuche zum vollen Verständnisse bringen wollen, ist die Schrift als vorzüglicher Ratgeber angelegentlich zu empfehlen. Aber auch dem Lehrer der Physik ist die Schrift als Beitrag zur Methodik des physikalischen Unterrichts wertvoll; auch wird er manche Versuche, insbesondere die über das vom Verfasser angegebene Gabelelektroskop und die über Verteilung auf Nichtleitern, selbst mit Interesse ausführen und daraus für die experimentelle Ausstattung des Unterrichts manchen Nutzen ziehen.

Zittau i. S. R. Lamprecht.

Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands und des angrenzenden Mittel-Europas. Herausgegeben von Karl R. Hennicke. Lithographie, Druck und Verlag von Fr. Eugen Köhler, Gera Untermhaus.

Unter obigem Titel erscheint seit einiger Zeit eine neue Bearbeitung der alten, jedem Ornithologen wohlbekannten und von jedem Forscher auf dem Gebiet der Vogelkunde als klassisches Werk geschätzten „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ von Joh. Friedr. Naumann. Dies zwölfbändige Werk ist, obwohl schon 1844 bezw. mit dem dreizehnten (Ergänzungs-) Band 1857 vollendet, immer noch das Beste und Vollständigste, was über die

Biologie der deutschen Vögel erschien, ein glänzendes Zeugnis scharfer Beobachtung und beharrlichen Fleifses, eine Leistung, auf die wir Deutschen mit Recht stolz sein können. Aber nur wenigen war und ist es vergönnt, dies herrliche Werk ihr eigen zu nennen, da der Preis, besonders wegen der 391 mit der Hand kolorierten Kupfertafeln, ein sehr hoher ist (selbst antiquarisch beläuft er sich noch auf annähernd 400 M!). Ferner dürfen wir nicht verhehlen, dafs der „Naumann" das Schicksal so vieler anderer gepriesener Werke teilt: im Laufe der Zeit hat die fortschreitende Wissenschaft eine höhere Stufe erreicht und das einstmals epochemachende Werk ist in manchen Punkten alt geworden, veraltet. Nicht wenige früher dunkle Fragen sind gelöst, vieles Neue ist hinzugekommen, Verbesserungen und Ergänzungen sind zur dringenden Notwendigkeit geworden. Mit um so gröfserer Freude und Genugthuung mufs es daher begrüfst werden, dafs die durch den Verlag einer beträchtlichen Zahl wertvoller naturwissenschaftlicher Werke bekannte Verlagshandlung von Fr. Eugen Köhler in Gera es unternommen hat, eine neue Ausgabe des alten Naumann zu veranstalten und zwar in der Weise, dafs die beiden oben berührten Nachteile des Originalwerkes beseitigt werden. Durch die Gewinnung einer genügenden Zahl von Fachleuten mit gutem Namen (es seien nur erwähnt die Gebrüder Wilh. und Rudolf Blasius, W. Marshall, E. Hartert, Dr. Wurm u. a. m.) wird eine dem jetzigen Stande der ornithologischen Wissenschaft entsprechende Bearbeitung gewährleistet und andererseits ermöglicht das lieferungsweise Erscheinen der neuen Ausgabe zu dem erstaunlich billigen Preis von nur 1 M für die in Folio erscheinende, mit 2—3 Farbentafeln ausgestattete Lieferung auch dem minder Bemittelten die allmähliche Anschaffung des Werkes. Vorgesehen sind 100 Lieferungen, von denen jährlich etwa 20 ausgegeben werden sollen. Da die verschiedenen Mitarbeiter die von ihnen übernommenen Gruppen selbständig behandeln, so erscheinen die einzelnen Teile in zwangloser Reihenfolge. Der VI. Band ist fertiggestellt und läfst deutlich erkennen, was wir von dem Gesamtwerk zu erwarten haben: eine von durchweg guten, zum Teil vorzüglichen Farbentafeln begleitete, erschöpfende Beschreibung und Lebensschilderung der in Deutschland bezw. Mittel-Europa vorkommenden Vogelarten, bereichert noch durch die Darstellung der anatomischen, osteologischen und pterylographischen Verhältnisse, der geographischen Verbreitung u. s. w., wenigstens bei den Gruppen höherer Ordnung (Familien, Ordnungen). Der mir vorliegende VI. Band enthält die Tauben, Hühner und Schreitvögel. Soweit es irgend anging, ist der ursprüngliche Text stehen geblieben, doch beweisen zahlreiche Zusätze, die durch Klammern als neu hinzugetreten kenntlich gemacht sind, dafs überall, wo inzwischen Neues erforscht und festgestellt wurde, der sorgsame Bearbeiter seines Amtes gewissenhaft waltete. So ist in pietät-

voller Weise das Alte erhalten, das Veraltete vorsichtig entfernt, das Neue sorgsam hinzugefügt und somit das Ganze dem jetzigen Stande der Wissenschaft angepafst. Nicht ganz dies uneingeschränkte Lob verdienen die Bilder und merkwürdigerweise war gerade die erste (Probe-) Lieferung mit sehr mäfsigen Tafeln ausgestattet. In den andern Lieferungen sind die Bilder ohne Ausnahme weit besser, aber zum Teil doch nicht einwandsfrei. So klebt noch immer — und dies auch in andern Werken — ein grofser Teil der Tierzeichner an der schablonenmäfsigen Behandlung der Umgebung des darzustellenden Tieres und ganz besonders oft sehen wir den Fehler, dafs Zweige und Blätter, Gräser und Blumen in gänzlich falschem Mafsstabe und zwar fast stets viel zu klein gezeichnet sind. Auf der die Ringeltaube darstellenden und den Vogel selbst recht gut zur Anschauung bringenden Tafel sind z. B. die Eichenblätter an dem Zweige, auf welchem die Taube sitzt, etwa vier bis fünf Mal zu klein geraten. Ähnlich ist es mit den Gräsern und Stoppeln bei Wachtel, Rebhuhn und andern Hühnerarten. Bei bekannteren Tieren schadet dieser Fehler am Ende nicht so sehr viel; aber bei Tierarten, deren Gröfsenverhältnisse dem Beschauer des Bildes gänzlich fremd sind, werden durch den gerügten Fehler oft gänzlich falsche Vorstellungen erzeugt. Musterhaft in der gedachten Richtung sind in einigen Lieferungen des auf den VI. folgenden II. Bandes des „Naumann" die Bilder von Keulemans, der sich überhaupt durch sowohl lebenswahre als auch künstlerische Auffassung auszeichnet. Bei einigen Tafeln des vorliegenden VI. Bandes kommen kleine Unrichtigkeiten in den Farbentönen vor, ohne dafs sie jedoch ein gänzlich falsches Bild von der Färbung des dargestellten Vogels erzeugten. Ich erwähne, um nicht in den Verdacht zu kommen, kritiklos um jeden Preis loben zu wollen, absichtlich, was mir an Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten bei der Durchsicht des vollendeten VI. Bandes vorkam. Aber ich stehe auch nicht an, dem Verleger alle Anerkennung für sein Unternehmen, den Bearbeitern volles Lob für ihre Leistungen zu zollen und den „neuen Naumann" als Grundstock der heimischen Vogelkunde für jeden Forscher und Fachmann sowohl als auch für den Liebhaber und Freund unserer lieblichen Vogelwelt, für Schul- und öffentliche Bibliotheken zur Anschaffung dringend zu empfehlen. Weitere Besprechungen gedenke ich nach dem jedesmaligen Erscheinen neuer Bände zu bringen.

Hannover. Ernst Schäff.

EINGESANDTE BÜCHER.

---

1. O. Richter, Anleitung zur Abfassung von Englischen Briefen mit zahlreichen englischen Mustern und deutschen Übungen. Vierte Auflage. Berlin 1898, Leonhard Simion. VIII u. 187 S.

2. Felix Staehelin, Geschichte der kleinasiatischen Galater bis zur Errichtung der römischen Provinz Asia. Diss. Basel 1897. 104 S.

3. W. Jösting, Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten aus dem Jahre 1870/71. München 1897, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). VI u. 168 S. Mit einem Kärtchen. 1,60 M. — Ein prächtiges Büchlein, für Schülerbibliotheken sehr zu empfehlen; der Verf. ist jetzt Superintendent in Remscheid.

4. Fr. Moldenhauer, Das deutsche Korpsstudententum und seine Bedeutung. Köln 1897, Albert Ahn. VIII u. 100 S. kl. 8.

5. W. J. Schüller, Ausführliches Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. Zweite, um die Logarithmen vermehrte Ausgabe. Leipzig 1897, B. G. Teubner. XXVI u. 478 S. geb. 2,50 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1892 S. 500.

6. A. Schülke, Vierstellige Logarithmentafeln nebst mathematischen, physikalischen und astronomischen Tabellen. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1897, B. G. Teubner. IV u. 18 S. kl. Fol. Kart. 0,80 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1896 S. 58 ff. Um den Druck möglichst übersichtlich zu machen, sind neue Ziffern hergestellt worden.

7. R. Langenbeck, Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten. Erster Teil: Lehrstoff der unteren Klassen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1897, W. Engelmann. VIII u. 137 S. 0,80 M, geb. 1 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1894 S. 349.

8. H. Ganter und F. Rudio, Die Elemente der analytischen Geometrie. Erster Teil: Die analytische Geometrie der Ebene. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig 1897, B. G. Teubner. VII u. 176 S. 2,40 M.

9. F. Reidt, Sammlungen von Aufgaben und Beispielen aus der Trigonometrie und Stereometrie. Teil II: Stereometrie. Vierte Auflage, neu bearbeitet von A. Much. Leipzig 1897, B. G. Teubner. VIII u. 194 S. 3 M.

10. F. Reidt, Resultate der Rechnungsaufgaben in der Sammlung von Aufgaben und Beispielen u. s. w. Teil II: Stereometrie. Vierte Auflage, neu bearbeitet von A. Much. Leipzig 1897, B. G. Teubner. 58 S. 1 M.

11. R. Kübler und H. Mohs, Merkbuch für Physik und Chemie in gehobenen Volksschulen. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1897, Selbstverlag der Herausgeber. 54 S.

12. O. Wünsche, Die Pflanzen Deutschlands. Eine Anleitung zu ihrer Bestimmung. Die höheren Pflanzen. Siebente Auflage. Leipzig 1897, B. G. Teubner. XXIV u. 559 S. geb. 5 M.

13. L. Burgerstein, Mittel zur Verbreitung hygienischer Kenntnisse in der Bevölkerung. Hamburg 1897, L. Voss. 31 S. (S.-A. aus Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege, Jahrg. X).

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Universität und Gymnasium.

In der archäologischen Sektion der Dresdener Philologenversammlung, die im übrigen harmonisch und anregend verlief, erregte der Brief eines Universitätsprofessors peinliches Aufsehen, in dem der betreffende Gelehrte die archäologischen Ferienkurse scharf verurteilte. Diese Bestrebungen, so hiefs es etwa, förderten nur den Dilettantismus; die Teilnehmer könnten leicht zu der Annahme verleitet werden, die ganze Archäologie in nuce heimzutragen. Überhaupt sei die Universität nicht dazu berufen, Gymnasiallehrer vorzubilden. Diese Ausführungen, acerbius quam verius dicta, fanden an Ort und Stelle meines Wissens keine Widerlegung. Um so mehr erachte ich es für angemessen, so weittragende Behauptungen vor einem gröfseren Publikum auf ihre Berechtigung hin zu prüfen. Nicht als ob es mir um eine persönliche Polemik zu thun wäre; lenit albescens animos capillus. Aber die Sache selbst verlangt es, die höchst wichtige, noch immer nicht ausreichend beantwortete Frage nach der Vorbildung der Gymnasiallehrer. Da sich kein besserer Kämpe findet, so glaube ich als Leiter eines pädagogischen Seminars einigermafsen berechtigt zu sein, den Handschuh aufzunehmen, den die Gelehrsamkeit uns Lehrern zugeworfen hat. Ich möchte im Gegensatze zu der angeführten Behauptung die These verfechten, dafs die philosophischen Fakultäten sehr wohl daran thäten, sich der Vorbildung der Gymnasiallehrer mehr, als bisher geschehen ist, anzunehmen.

Zuvor ein Wort über die archäologischen Ferienkurse. Obgleich ich selbst niemals an einem solchen Kursus teilgenommen habe, so erachte ich dieselben doch für segensreich und fruchtbar. Hervorgegangen aus dem Bestreben, unsern Gymnasien durch Anschauung eine wirkungsvollere Einführung in das klassische Altertum zu ermöglichen, sind diese Kurse durch die neuen Lehrpläne von 1892 geradezu eine Notwendigkeit geworden. Wir müssen versuchen, das, was uns leider an Zeit genommen ist, durch intensivere Arbeit zu ersetzen. Wir müssen, wenn wir die Lektüre im Sinne der Lehrpläne fruchtbar machen wollen, uns

selbst mit einem lebendigeren Verständnis des Altertums erfüllen, als es die Zeit des grammatischen Formalismus verlangt hatte. Wer begeistern will, mufs selbst begeistert sein; wer es seiner Zeit versäumt hatte, das Altertum durch Anschauung kennen zu lernen, mufs es nachzuholen suchen. Es ist daher mit Dank zu begrüfsen, dafs die überwiegende Mehrzahl der deutschen Archäologen uns zu diesem Zwecke die helfende Hand geboten hat. Diese Richtung wird auch künftig mit Eifer und Erfolg eingehalten werden, wenn es der preufsischen Unterrichtsverwaltung gelingt, die reichgefüllten Kassen des Herrn Finanzministers auch einmal für ideale Zwecke zu öffnen. Vorläufig steht Preufsen in dieser Hinsicht hinter allen deutschen Bundesregierungen zurück, die es ihren Direktoren und Oberlehrern nicht zumuten, derartige Studienreisen aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Was aber den Vorwurf des Dilettantismus betrifft, der sich wohlgefällig „in philologischen Winkelblättchen" spreize, so habe ich davon nichts gemerkt. Ich habe nur herzliche Dankbarkeit, liebenswerte Bescheidenheit, überströmendes Glücksgefühl bei allen denen gefunden, die sich mündlich oder litterarisch über ihre archäologischen Studien geäufsert haben. Ich erinnere an das hübsche Buch von Peter Sirius, an Fritz Baumgarten, an das Dessauer Programm von Brosin. Wo ist da nur ein Schimmer des Beweises für die schweren Anschuldigungen, die der zu Anfang zitierte Archäologe erhoben hat?

Doch nun zur Sache, wiewohl auch die Erörterung der Ferienkurse einigermafsen zur Sache gehört. Was bezwecken die philosophischen Fakultäten der Universitäten? Ich weifs sehr wohl, dafs zu ihren Aufgaben die Pflege der reinen Wissenschaft gehört. Man erwartet von einem Universitätsprofessor, dafs er wissenschaftliche Erkenntnis mehrt und litterarisch wirkt: er hat ja auch die Zeit dazu. Er hat ferner die Aufgabe, Jünger der Wissenschaft heranzubilden. Aber sollte der preufsische Staat seine Universitäten allein unterhalten, damit Dozenten vorgebildet werden? Wenn man einen Professor der Medizin fragte, zu welchem Berufe er seine Schüler erziehe, so würde er antworten: zu praktischen Ärzten. Der Professor der Theologie wird in demselben Falle entgegnen, dafs er Geistliche heranbilde, und ein Professor der Rechtswissenschaft wird sicherlich nur an die künftigen Richter, Anwälte und Verwaltungsbeamten denken. Und der Vertreter der philosophischen Fakultät, insbesondere der historisch-philologischen Fächer einschliefslich der Archäologie? Ich denke, auch er wird in erster Linie die Heranbildung von Gymnasiallehrern als seine Aufgabe ansehen müssen. Freilich hat lange das Vorurteil gegolten, dafs ein hoffnungsvoller Gelehrter stets auch einen guten Gymnasiallehrer abgebe, aus dem sich unter günstigen Verhältnissen vielleicht ein wirklicher Gelehrter, d. h. ein Professor der Universität, entwickeln könne. Dies war die Auffassung Ritschls

und anderer grofser Philologen einer vergangenen Zeit. Diese Auffassung hat unzweifelhaft unsere Gymnasien mit vielen gelehrten und idealistisch gerichteten Lehrern beschenkt; sie hat aber auch in ihrer Übertreibung durch einseitige Spezialisten die Überbürdungsklagen und die Reformbestrebungen gefördert, wenn nicht hervorgerufen, unter deren Folgen unsere heutigen Gymnasien so schwer leiden. Wenn die „Schlacht am trasimenischen See" verloren wurde, so tragen die philosophischen Fakultäten ihr voll gerüttelt Mafs Schuld daran.

Wir Älteren brauchen uns nur an unsere eigene Ausbildung zu erinnern; ich rede nicht von den gegenwärtigen Verhältnissen. Etwas Planloseres als die Ausbildung der jungen Philologen in den sechziger Jahren läfst sich gar nicht denken; der Zufall regierte. An den drei grofsen Universitäten, an denen ich studierte, wurde nur einmal ein Kolleg über Encyklopädie und Methodologie der Philologie gelesen, und dies bestand in einer Geschichte der philologischen Wissenschaft. Weder wurde ein Studienplan den jungen Studenten verabfolgt, noch hielten es die Vertreter der historisch-philologischen Wissenschaften für erforderlich, sich über die Wahl der Vorlesungen zu beraten. Der Lektionskatalog bot oft ein seltsames Kaleidoskop ohne Zusammenhang, ohne Plan, ohne jegliche ratio. Ich habe in dieser Zeitschrift schon einmal erzählt, wie an der Universität Leipzig zu gleicher Zeit der Gräzist, der Latinist, der Germanist Grammatik, d. h. Formenlehre, lasen. Natürlich hörte der unerfahrene Student, den die grofsen Namen lockten, zu gleicher Zeit griechische, lateinische, deutsche Formenlehre. Von diesen Kollegien gedieh das über lateinische Grammatik im ersten Semester nur bis zum fünften der sieben Paragraphen der Einleitung; im zweiten wurde wenigstens die Lautlehre beendigt; im dritten die Deklination als publicum im Sturmschritt vorgetragen. Hörte man ein Exegeticum, so war es selbstverständlich, dafs die Vorlesung über die ersten 300 Verse einer Tragödie nicht hinauskam; das Dichtwerk wurde nie als Ganzes gewürdigt; mit zäher Langsamkeit schlich die Interpretation vorwärts. Litteraturgeschichte wurde sehr selten gelesen, kam übrigens über die Anfänge niemals hinaus. In den philologischen Seminaren wurde nur Textkritik mit obligater Konjekturenjagd getrieben; eine flotte, Geist und Gemüt anregende Erklärung wurde weder von den Leitern noch den Mitgliedern des Seminars versucht. Es war alles darauf angelegt, streng wissenschaftliche Methode zu lehren, Gelehrte zu bilden, künftige Universitätsprofessoren. Am Ende der Studienzeit war der Student, dem nicht ein günstiges Geschick die Laufbahn des Dozenten erschlofs, so übel wie möglich vorbereitet. Er hatte manches gelernt, manche Anregung empfangen; wie man aber griechische und römische Schriftsteller geschmackvoll erklärt, hatte er ebenso wenig gelernt, als er etwa in den Geist des Altertums eingeführt

worden wäre. Das haben wir uns dann mit saurem Schweifs in der eigenen Praxis, nach Vorbildern oder als Autodidakten, angeeignet; manche haben es überhaupt nie gelernt und machen sich und ihre Schüler dadurch unglücklich.

Jetzt ist es in dieser Hinsicht vielfach besser geworden. Man findet in den Verzeichnissen Vorlesungen über Schulschriftsteller und Anfänge einer Studienordnung. Ja, hervorragende Gelehrte halten es nicht unter ihrer Würde, vor einem gemischten Publikum die Ergebnisse der Wissenschaft geschmackvoll vorzutragen, um, wie einer von ihnen hübsch gesagt hat, die Zahl derer, die das Altertum zwar nicht kennen, aber doch mifsbilligen, zu verringern. Aber eine Minderzahl behauptet den veralteten Standpunkt, und der zu Anfang dieses Aufsatzes angezogene Ausspruch charakterisiert die Anschauung derjenigen Universitätslehrer, die der Wissenschaft etwas zu vergeben fürchten, wenn sie auf die Bedürfnisse der Schule Rücksicht nehmen. Derartige Velleitäten — ich kenne kein besseres Wort dafür — müssen bekämpft werden; denn niemals konnten wir weniger Spezialisten im Unterricht an den Gymnasien brauchen als heute. Und da gerade jetzt wieder in Berlin, wie die Tageszeitungen melden, die Vorbildung der Gymnasiallehrer beraten wird, so wage ich es, einige unmafsgebliche Vorschläge in der angedeuteten Richtung der Öffentlichkeit zu unterbreiten.

Zunächst dürfte es sich empfehlen, in den philosophischen Fakultäten einen Studienplan zu vereinbaren, der den unerfahrenen Studenten in der Auswahl der Kollegien und Betreibung des Studiums überhaupt berät. Man kann, wie das in andern Fakultäten früher geschah, eine Denkschrift ausarbeiten, die man bei der Immatrikulation verteilt; man kann regelmäfsige Vorlesungen über Einführung in das philologisch-historische Studium verabreden, die jährlich einmal abwechselnd von den verschiedenen Vertretern der Einzelfächer gelesen werden. Es müfste ferner, soweit die Lehrkräfte das irgend erlauben, darauf gesehen werden, dafs die wichtigsten Disziplinen, Litteraturgeschichte, Antiquitäten, Metrik u. s. w., im Laufe eines Quadrienniums wenigstens einmal gelesen werden. Bei den exegetischen Kollegien wäre es sehr wünschenswert, wenn die Schriftsteller der Gymnasien thunlichst berücksichtigt würden, also vor allem Cicero und Horaz, aber auch die Historiker; um die Griechen braucht man sich nicht zu sorgen, da Homer und Sophokles wohl überall zeitweilig gelesen sind.

Nun hätte ich aber auch für die Methode der exegetischen Vorlesungen einen Wunsch auf dem Herzen, der freilich manchem als eine Entwürdigung der Wissenschaft vorkommen wird. Und doch haben frühere Generationen, die doch auch auf ihre wissenschaftliche Ehre hielten, sich nicht gescheut, die Fühlung mit der Schule zu erhalten. Wir lesen in der Geschichte der Pädagogik

(z. B. Schiller S. 297 ff.), dafs J. M. Gefsner, der Begründer des Neu-Humanismus, seinen Studenten „Unterweisung in der schulmäfsigen Interpretation lateinischer und griechischer Klassiker“ erteilte. Wir lesen, dafs Chr. G. Heyne in seinen Vorlesungen eine „Übersicht über die antike Kultur im allgemeinen“ gegeben hat, während in seinem Seminar sich die Zuhörer praktisch in der Erklärung der antiken Dichter übten. Auf diese Männer kann man mit Fug verweisen, wenn man den Wunsch ausspricht, es möchten neben den eigentlich streng wissenschaftlichen Kollegien auch exoterische Vorlesungen gehalten werden, in denen die grofsen Alten mehr im grofsen Stile, mit Geist und Geschmack, erklärt würden. Nicht jeder Professor der Philologie ist dazu berufen; wer Geist wecken will, mufs selbst Geist besitzen, und es sind von je her der fleifsigen Arbeiter mehr gewesen als der anregenden Lehrer. Oder sollte die Wissenschaft sich schon so weit dem Standpunkte des Goethischen Wagner genähert haben, dafs das Pergament allein ihr der heilige Bronnen ist? Fast scheint es so. Mit Recht beklagt O. Weifsenfels an mehreren Stellen seiner Cicero-Schriften den ältlichen, greisenhaften Charakter unserer Wissenschaft. Die Akribie, die höchste Tugend des Philologen, wird ihm zum Fluche; er wagt nicht mehr zu irren und verschanzt sich daher ängstlich hinter das Gitterwerk seines Faches. Wo sind die Zeiten, da kühner Wagemut gröfsere wissenschaftliche Gebiete zu bewältigen suchte, trotz der sicheren Gefahr, in Einzelpunkten dem Irrtum zu verfallen? Und — seltsam! — es fehlt den Vertretern der strengen Wissenschaft nicht an Selbsterkenntnis. In der Abhandlung eines hervorragenden Historikers, die mir vorliegt, finde ich mit erstaunlicher Sicherheit das Kennzeichen unserer modernen Wissenschaft ausgeprägt: „Machen wir es wie Faust, der Greis gewordene, und rufen wir der Sorge zu, dafs wir am rechten Orte sind“. Wirklich? Findet die Gelehrsamkeit selbst, dafs sie gealtert ist?

Ich bin nur scheinbar von meinem Thema abgekommen. Die Wissenschaft, insbesondere die historisch-philologische, ist in Gefahr zu altern, sie ist vielleicht schon gealtert. Das ist aber für niemand gefährlicher als für die Lehrer der Gymnasien, für die heute mehr denn je die alte Losung F. A. Wolfs gilt: Habe Geist und suche Geist zu wecken! Wo sollen sie Geist, will sagen geistige Anregungen empfangen, wenn nicht auf unsern Universitäten? Die wissenschaftliche Methode, die Behandlung der Texte und die Betreibung eines Spezialfaches thut es nicht allein; die pädagogisch-didaktische Ausbildung thut es erst recht nicht; sie kann nur gelegentlich nachbessern, da sie in erster Linie andre Aufgaben zu lösen hat. Die Lehrer der Universitäten müssen die Begeisterung für das Altertum zu entfachen suchen, selbst auf die Gefahr hin, dafs sie einige Stufen gelegentlich von ihrer wissenschaftlichen Höhe herabsteigen. Einer von ihnen hat ja

neulich verraten, dafs er seinen Studenten die Kenntnis der 3. Plur. Perf. Pass. im Griechischen vermittele. Wenn es auch nicht so schlimm steht, so ist doch in der scherzhaften Notiz das Bestreben, sich mit den Hörern in Verbindung zu setzen, dankbar anzuerkennen. Die Herren geben doch damit zu, dafs sie Lehrer sind, nicht blofs Gelehrte. Sie sind, das wollen wir gern ihnen nachrühmen, das Salz des geistigen Lebens; wenn aber das Salz dumpf wird, d. h. spezialistisch einseitig, langweilig, womit soll man salzen? Nun wir haben Gottlob eine stattliche Reihe namentlich jüngerer Universitätslehrer, aus deren Händen wir dereinst einen tüchtigen, geistig angeregten Nachwuchs zu empfangen hoffen. Ist es unbescheiden, wenn man ihnen zumutet, sie möchten ihren Schülern vor allem vom Geiste des Altertums einen Hauch mitgeben?

Ich bin aber noch nicht am Ende meines Wunschzettels. Es giebt ein Gebiet, wo sich Gymnasium und Universität unmittelbar berühren, die Staatsprüfung. Auch hier ist früher viel gesündigt worden, nicht überall, aber hier und da, und zwar durch übertriebene Anforderungen und rigorose Strenge. Jetzt darf man auch auf diesem Gebiete eine Wendung zum Bessern feststellen, besonders seit praktische Schulmänner mit dem Vorsitz in den Wissenschaftlichen Prüfungskommissionen betraut sind. Man hört von den jungen Leuten die Humanität der Prüfenden und vor allem die ausgleichende und vermittelnde Thätigkeit der Vorsitzenden rühmen. Und ist es nicht recht so, dafs Wissenschaft und Praxis sich zu gemeinsamer Arbeit die Hand reichen, anstatt, wie früher so oft, verständnislos und kalt an einander vorüberzugehen? Vielleicht könnte man noch einen Schritt weitergehen und namentlich mit der Prüfung der Kandidaten, die nur eine mittlere Lehrbefähigung erlangen wollen, praktische Schulmänner betrauen, wie das auf andern Gebieten gleichfalls geschieht.

Und warum sondert man Universität und Gymnasium so ängstlich von einander? Während man früher wissenschaftlich regsame und litterarisch produktive Gymnasiallehrer vielfach an die Universitäten rief, hat man sich in der neueren Zeit in der überwiegenden Anzahl der Fälle auf den Ersatz aus dem Kreise der Privatdozenten beschränkt. Es thut das nicht gut. Unter den Zierden der Universitäten ist eine stattliche Zahl von ehemaligen Schulmännern gewesen, die den Vorteil didaktischer Ausbildung ihren Schülern zu gute kommen lassen. Nicht als ob ich in der Berufung eines Gymnasiallehrers an eine Universität immer eine aufserordentliche Bevorzugung erblickte. Es hängt das von der Begabung ab, die den einen mehr einem wissenschaftlichen Leben, den andern dem Erzieherberufe zuweist. Aber es entscheidet sich dies oft erst im Laufe der Jahre, und die Aussicht auf einen „Ruf“ ist zugleich für diejenigen, die sich mehr zu wissenschaftlicher Thätigkeit geneigt fühlen, ein schöner Ansporn, ihre Kräfte zu

versuchen. Man sollte den jüngeren Oberlehrern nicht die Möglichkeit benehmen, sich das Katheder des Universitätsprofessors zu verdienen. Ja, man könnte noch weiter gehen. Die Unterrichtsverwaltung ist zur Zeit in Sorge, wie sie Oberlehrer, die das mittlere Mafs überragen, anerkennen solle, namentlich für den Fall, dafs sie sich nicht für eine Direktorstelle eignen. Wie man in den Zeitungen liest, denkt man bereits an eine Beschränkung der Dienstalterszulagen, an die Schaffung von Gehaltsklassen. Ich würde in derartigen Versuchen nur einen Rückschritt erblicken zu Verhältnissen, die sich als unhaltbar gezeigt haben. Was haben Gehaltszulagen mit sittlichen und geistigen Kräften zu thun? Die Gesinnung und das Streben eines Gymnasiallehrers hängt nicht von der Höhe seines Einkommens ab; mit rein materiellen Mitteln erreicht man keine ideellen Ziele. Aber hier, auf dem Grenzgebiete zwischen Universität und Gymnasium, ist die Möglichkeit geboten, hervorragende Leistungen und reines Streben anzuerkennen. Man versetze solche Oberlehrer, die Gutes wirken und doch nicht Direktoren werden können, in Universitätsstädte und gebe ihnen Gelegenheit, sich die venia legendi zu erwerben. Man zeichne sie durch Übertragung einer Honorarprofessur, durch Beteiligung an der Leitung eines Seminars, durch Berufung in eine Prüfungskommission oder auch durch wissenschaftliche Aufträge und Beurlaubung für Forschungsreisen aus. Freilich kostet das Geld; aber das pretium affectionis wird bei solchen Auszeichnungen höher geschätzt werden als das praemium in Gestalt einer Zulage von etlichen hundert Mark.

Unsere gymnasiale Bildung, d. h. unsere deutsche Bildung überhaupt, schwebt zur Zeit in einer gefährlichen Krise. Wir müssen alle Kräfte anspannen, um die teuren Güter, die uns lieber als das Leben sind, unserm Volke zu erhalten. Darum müssen Universität und Gymnasium sich zu gemeinsamer Waffenbrüderschaft die Hand reichen, wie das in der Stiftung des Gymnasialvereins geschehen ist. Aber die Gesinnung und der gute Wille thun es nicht allein; sie müssen sich in Thaten umsetzen. Der vorstehende Aufsatz will nur ein bescheidener Beitrag zur Lösung der gemeinsamen Aufgabe sein; er ist in friedlicher Gesinnung niedergeschrieben. Möchte er eine entsprechende Aufnahme finden!

Burg bei Magdeburg. Friedrich Aly.

Der lateinische Unterricht auf den Gymnasien in seiner jetzigen Gestalt.

Immer lauter werden die Klagen aus den Kreisen ernster, weiterblickender Schulmänner, dafs es mit den Leistungen der Schüler auf den Gymnasien in den alten Sprachen und besonders im Lateinischen bedenklich zurückgehe. Man hört von Männern, die in der Praxis stehen, mit bedenklicher Miene oftmals es aussprechen, so gehe es nicht weiter, wir seien in Bezug auf die Leistungen in beiden alten Sprachen, besonders aber im Latein, in einem bedenklichen Niedergange begriffen. Es müsse demnach endlich etwas Bedeutsames geschehen, um weiterem Unheil vorzubeugen, die abschüssige Bahn müsse endlich verlassen werden. Wenn nun auch in diesen Rufen zum Teil etwas Schwarzseherei unverkennbar zu Tage tritt, so können wir doch nicht umhin, auch unsererseits ebenfalls aus langjähriger Praxis heraus die warnende Stimme zu erheben und auf Mängel und Gebrechen hinzuweisen, die dem lateinischen Unterricht speziell auf dem Gymnasium seit den neuesten Lehrplänen anhaften und im Laufe der Jahre immer mehr zu Tage getreten sind.

Wir schicken voraus, dafs wir nicht prinzipielle Gegner jener Lehrpläne sind. Im Gegenteil, wir haben sie nach manchen Seiten hin mit Freuden begrüfst. Es mufste endlich mit einer einseitigen, rein formalistischen Behandlung der alten Sprachen gebrochen werden. Dieselbe war vom Übel, hatte sich überlebt. Sie fand ja auch nur noch in einigen, in verkehrter Wertschätzung des klassischen Altertums und im Glauben an eine eben formalistische, allein selig machende Methode befangenen Philologen Anhänger. Man hörte ja wohl noch auf Philologenversammlungen vereinzelte Stimmen von Philologen alter Schule, die mit Emphase fast den Untergang der Welt prophezeiten, wenn — auch nur der lateinische Aufsatz fiele. Doch allgemeine Meinung war das durchaus nicht. Man liefs die Männer, die meist im Amt ergraut waren und mit ihrem ganzen Sein und Denken an dieser alten Methode hingen, reden, dachte aber nicht so tragisch, ja hoffte bald auf einen Umschwung und eine Wendung in der festen Überzeugung, dafs dieselbe für die gesunde Entwickelung der Gymnasien heilsam, ja notwendig sei. Zu diesen letzteren zählte sich auch der Schreiber dieser Zeilen. Er hatte selbst aus eigener Erfahrung, vornehmlich aus der Schülerzeit, dann aber auch aus der Zeit des eigenen Docierens in verschiedenen Stellungen, in Berlin und in der Provinz, die fest überzeugte

Meinung gewonnen, dafs die bisher gehandhabte Methode in Bezug auf die alten Sprachen an manchen Mängeln kranke. Bestärkt wurde ich darin und werde ich noch immer durch die Erzählungen und Mitteilungen von Männern der verschiedensten Berufsklassen, die früher auf den Schulbänken gesessen und nach dieser einseitigen Methode unterrichtet oder sagen wir gedrillt waren. Nach alledem, eigener Erfahrung und vielfachen Mitteilungen ruhig denkender, gereifter Männer, ist es meine feste Überzeugung, dafs die Einseitigkeiten der sogenannten Stockphilologen in vieler Beziehung daran schuld sind, dafs der Unterricht in den klassischen Sprachen in weiten Kreisen so in Mifskredit gekommen ist. Als Anhänger und Verehrer des klassischen Altertums aber bedaure ich das aufs lebhafteste und will nur wünschen und hoffen, dafs nicht noch schlimmere Folgen als bisher daraus erwachsen, so dafs die Stimmen derer Recht bekommen, die da verlangen, dafs man das Griechische ganz fallen lasse oder wenigstens fakultativ mache. Ich bin der Überzeugung, dafs mit einer so extremen Mafsnahme ein bedeutender Rückgang unseres ganzen geistigen Lebens verbunden sein würde. Hätte man damals, als die alte Methode noch uneingeschränkt herrschte, von Seiten der einseitigen Verehrer und Verteidiger des klassischen Altertums bei Zeiten mäfsige Konzessionen gemacht, dann würde der Abfall jetzt nicht so grofs sein. Hätte man damals auf die warnenden Stimmen, die verschiedentlich laut wurden, gehört und bei Zeiten eingelenkt, dann brauchte man jetzt nicht im Schmollwinkel zu sitzen und zu erklären, man mache nicht mehr mit, da ganz verkehrte Wege in Bezug auf die Behandlung der alten Sprachen auf den Gymnasien eingeschlagen seien, der vollkommene Ruin sicher und gewifs sei. Jetzt wird es für die gemäfsigte Reformpartei, wenn ich so sagen soll, zu der der Schreiber dieser Zeilen sich zählt, sehr schwer werden, den abwärts gehenden Strom zu hemmen, die Vorurteile, die man infolge der Halsstarrigkeit jener oben geschilderten Richtung in weiten Kreisen gegen das klassische Altertum und seinen Betrieb auf den höheren Schulen hat, zu bekämpfen und zu zerstreuen, damit eine richtige Würdigung des Wertes der klassischen Sprachen für die Heranbildung der heranwachsenden Jugend sich Bahn bricht. Immer und immer wieder mufs man ja Klagen darüber hören, wie auf der Schule so vielen die Liebe zu den klassischen Schriftstellern, selbst zu dem alten Vater Homer verleidet sei, ja im Keime erstickt, geschweige dafs sie geweckt wäre, wo sie noch nicht vorhanden, durch langatmige grammatische Exkurse bei der Lektüre, durch einseitige Formerklärung und Drillung des Verstandes im alleinigen Übersetzen ohne Rücksichtnahme auf Inhalt und Zusammenhang. Das ist eine schwere Schuld, sind arge Versündigungen, die zu bereuen besser wäre, als dafs man jetzt, wo es abwärts geht mit den Leistungen unserer Schüler, dabei steht und die

Schuld allein auf die Reformen schiebt und den alten Zustand als einziges Rettungsmittel wieder herbeiwünscht.

Die alten Zeiten, das mache man sich klar, sind unwiederbringlich vorüber und werden nicht wiederkehren. Wir haben den Zeitanschauungen und dem veränderten Bildungsideal entsprechend einen Schritt vorwärts gemacht. Die einseitige formale Bildung der früheren Jahre hat sich nicht bewährt, hat auf die Dauer eben wegen ihrer Einseitigkeit nicht zu befriedigen vermocht, und daher hat man mit ihr gebrochen. Jedoch ist nach unserer Überzeugung dieser Bruch zu gründlich, jedenfalls zu plötzlich vor sich gegangen, und es scheint uns an der Zeit, da nun die neue Ordnung der Dinge eine gewisse Feuerprobe bestanden hat, ernstlich zu überlegen und zu prüfen, ob man nicht in diesem oder jenem Punkte zu weit gegangen ist, über das Ziel hinausgeschossen hat, und wenn das der Fall sein sollte, ob es nicht Zeit ist, hierin einzulenken, ohne das Prinzip als solches aufzugeben. Die folgende Auseinandersetzung soll es sich zur Aufgabe machen, auf diese Punkte hinzuweisen und sie der Erwägung anheimzugeben.

Wie wir schon oben andeuteten, zeigt sich nach vielseitigem Zeugnis aus der Lehrerwelt ein bedenklicher Rückgang in Bezug auf die Sicherheit in der Grammatik beider alten Sprachen, vornehmlich aber der lateinischen. Man hat selbst in der Prima nicht ab und zu, sondern alle Augenblicke mit Unsicherheit in den Elementen nicht nur der Syntax, sondern sogar der Formenlehre zu kämpfen. Von gebräuchlichen und oft vorkommenden Unregelmäfsigkeiten ganz zu schweigen, es zeigt sich ab und zu sogar eine Unsicherheit in der regelmäfsigen Konjugation. Ich meine nicht ein Versprechen, das gleich verbessert wird, derartiges kann ja mal vorkommen, sondern ein wirkliches Schwanken und unsicheres Wissen. Ob z. B. das Imperf. von audio audiebam oder audibam oder audebam, das Fut. audiam oder audibo lautet, wie eigentlich der Inf. fut. pass. heifst, ob auditum oder auditurum iri, dann Formen wie ausi statt ausus sum, solui statt solitus sum, venitum statt ventum, mors immaturus, grave mole, ingentem agmen und anderes derartiges aus Deklination und Konjugation begegnet uns öfter. Besonders unsicher ist auch die Konjugation der Verben auf io nach der dritten Konjugation, wie interficio oder gar patior. Alle Augenblicke kommen noch Verwechselungen von caedo, cado und cedo vor, namentlich in den Compositis. Neulich konstatierte ich in Untertertia, dafs die Schüler die syntaktischen Regeln über iubeo kannten, auch leidlich anzuwenden verstanden; aber zum Teil iubeo nicht konjugieren konnten, praes. coniunct. sollte lauten: iubam, nachher sollte dies imperf. ind. sein. Ich entdeckte da zu meinem Schrecken ein ganzes Nest von Schwächen und Mängeln in den allerelementarsten Dingen der Formenlehre.

Nicht ganz so schlimm steht es nach unsern Erfahrungen

in der Prima mit der Syntax; doch begegnet uns auch da oft eine grofse Unkenntnis der gebräuchlichsten Dinge, wie der Konstruktion von dignus, von interest, der Verben des Kaufens und anderes. Die Unkenntnis in der Kasuslehre ist nach unserer Erfahrung auch gröfser als in der späteren Syntax, offenbar weil die Erlernung jener weiter zurückliegt und in eine Zeit fällt, wo der Geist noch nicht mit der Schärfe aufzufassen vermochte wie in späteren Jahren. Jedoch tritt auch hier öfter eine Unsicherheit in Bezug auf die Regeln der indirekten Rede, der consec. temporum und des Modus bei Konjunktionen und auf andere Dinge zu Tage.

Es ist nun aber sicher keine Frage, dafs eine solche Unsicherheit in den Elementen, wie wir sie eben in einzelnen besonders deutlichen Proben vorgeführt haben, auf die Lektüre, die doch nach den neuesten Lehrplänen auch im Lateinischen mehr in den Vordergrund treten soll, einen nachteiligen Einflufs ausüben mufs. Und in der That fehlt es auch da oft nach unserer Erfahrung an der nötigen Sicherheit aus Unkenntnis der Elemente. Wenn ein Schüler vor einer Form wie nosti oder moreris oder audiere und andern steht und sich lange besinnen mufs oder, wie es wiederholt vorgekommen ist, sie gar nicht erklären kann, auch nicht einmal nach einer häuslichen Präparation, ja dann fehlt es doch am Besten und Ersten, an der Grundlage. Und wo die fehlt oder nicht fest ist, wie soll dann darauf etwas Festes und Solides aufgebaut werden? Wie soll man in der Prima mit den Schülern Tacitus und Horatius lesen, wenn sie in den elementaren Sachen nicht sicher sind? Und in der That waren wir öfter versucht, Tacitus und Horaz bei Seite legen zu lassen und Grammatik zu treiben in der Überzeugung, dafs so die Stunde besser verwertet sei und mehr Gewinn bringe als mit dem steten Stümpern und mangelhaften Übersetzen aus dem Schriftsteller. In Prima soll doch die Lektüre ein Genufs sein, da soll nicht mehr mühsam der Gedanke herausgearbeitet werden aus dem, was gelesen wird, sondern es soll im allgemeinen dem fleifsigen und aufmerksamen Schüler der Gewinn der Lektüre als eine reife Frucht in den Schofs fallen. Ist das nicht der Fall, und wegen der grofsen Unsicherheit in den Elementen ist es eben jetzt sehr oft nicht der Fall, dann ist etwas nicht in Ordnung, dann hapert es irgendwo, und der eigentliche Zweck, warum die Sprachen erlernt werden, wird nicht voll und ganz erreicht.

Kurz, selbst in der Lektüre, die doch nach den neuesten Lehrplänen besonders und unserer Meinung nach mit Recht betont wird, tritt die Unsicherheit in der Grammatik hemmend und lähmend zu Tage. So erfordert das Prinzip, das man in den Vordergrund gestellt hat, selbst eine genaue Erwägung und gründliche Untersuchung, ob nicht einiges besserungsbedürftig ist in dem ganzen Organismus des altsprachlichen und speziell des lateinischen Unterrichts, damit hier auf diesem Gebiet das ge-

steckte Ziel voller und ohne so viel Hemmungen und Hindernisse erreicht wird.

Aber die lateinische Sprache vornehmlich, von der hier hauptsächlich die Rede sein soll, lehren wir doch nicht nur um der Lektüre willen, auch nicht nach den neuesten Lehrplänen, sonst wäre ja der ganze grofse grammatische Aufbau bis Obersekunda hin nicht nötig, sonst brauchte die schriftliche Übung im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nicht noch bis in die Prima hinein fortgesetzt und von den Abiturienten eine derartige Leistung verlangt zu werden. Nun giebt es ja freilich Leute, auch unter den Lehrern höherer Schulen, die diesen letzten Rest aus der früheren Periode der einseitigen formalen Bildung beseitigen möchten und die Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche nur noch in den Klassen, wo eigentlich Grammatik gelehrt und eingeübt wird, also etwa bis zur Untersekunda, beibehalten wissen wollen und darüber hinaus, demnach auch im Abiturientenexamen, nur eine Übersetzung aus dem Lateinischen verlangen, etwa so, wie es schon für das Griechische eingeführt ist. Wir hoffen aber zuversichtlich, dafs diese Leute mit ihrer Meinung nicht durchdringen. Wir würden das für sehr bedenklich halten und sprechen uns mit aller Entschiedenheit dagegen aus.

Dann würden sich die Klagen über die Unsicherheit in den einfachsten und gebräuchlichsten Regeln der Grammatik noch bedeutend vermehren. Es würde der Zuschnitt des ganzen Unterrichts von unten an ganz anders werden, man würde auf die Festigkeit in der Grammatik noch viel weniger Gewicht legen, und auch in der Lektüre würde viel weniger erreicht werden, als jetzt erreicht wird. Ein allgemeines Zerfliefsen des Unterrichts würde die Folge sein, ohne festes Gebäude und ohne festen Kern, und auch auf die Handhabung der übrigen Disciplinen würde dadurch ein nachteiliger Einflufs ausgeübt, kurz, die ganze Zucht und Schulung des Unterrichts würde gelockert werden. Also wir sind der Meinung, dafs mit den letzten Lehrplänen den berechtigten Forderungen von Reformen in betreff der Handhabung des altsprachlichen Unterrichts vollkommen und hinreichend Rechnung getragen ist, ja, dafs man in einigen Punkten sogar zu weit gegangen ist, und dafs es jetzt an der Zeit sein möchte, wie wir schon oben sagten, hierin eine Änderung anzubahnen. Wir haben schon auseinandergesetzt, dafs auch die Lektüre, wenn wirklich etwas in ihr erreicht werden soll, eine sorgfältigere Behandlung der Grammatik bedarf, als sie jetzt infolge der oder seit den neuen Lehrplänen vielfach vorhanden zu sein scheint. Es fragt sich nun, welche Mittel anzuwenden sind, um dies zu erreichen.

Wir wollen durchaus nicht, um damit zu beginnen, auf die frühere Stundenzahl zurück, weil wir der Meinung sind, dafs wir mit verbesserter Methode, wie wir sie ja schon haben und wie sie noch

immer mehr zu erhoffen ist, in der jetzt angesetzten Stundenzahl im allgemeinen wohl das jetzt für den Unterricht gesteckte Ziel erreichen können. Nur in der Prima wäre es doch erwünscht, dafs definitiv eine Extrastunde für das Latein angesetzt und nicht nur es ausnahmsweise gestattet würde, wenn ein Lehrer den Wunsch ausspricht, eine Stunde Latein mehr zu geben. Es ist für Wiederholungen der Grammatik und schriftliche Übungen, resp. Zurückgabe und Besprechung derselben nur eine Stunde wöchentlich angesetzt. Das ist entschieden zu wenig. Da wird zu eigentlichen Exkursen aus der Grammatik, wie sie infolge der oben besprochenen grofsen Unsicherheit doch so nötig sind, kaum Zeit übrig bleiben. Wie soll denn auch beim Abiturientenexamen die Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische geleistet werden, wenn diese Unsicherheiten nicht durch wiederholte grammatische Besprechungen und Erläuterungen und Übungen überwunden werden! Dafür mufs aber auf jeden Fall im Stundenplan Raum geschaffen werden.

Dazu kommt, dafs die Schüler nach den neuesten Lehrplänen ebenfalls aus Mangel an Zeit nicht genug Übung im schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische haben. Früher wurde von den Schülern jede Woche eine schriftliche Arbeit geleistet, entweder in der Klasse oder zu Hause. Jetzt wird nur alle 14 Tage eine solche Arbeit verlangt. Bei der Stundenzahl 6 für die Woche geht das auch nicht anders, und selbst wenn es sieben würden, dann würde auch, da doch fünf Stunden für die Lektüre nötig sind, nur alle 14 Tage eine schriftliche Arbeit möglich sein. Nun ist aber noch dazu nach den neuesten Lehrplänen bestimmt, dafs alle sechs Wochen eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche angefertigt werden soll; dadurch geht mindestens eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische im Quartal verloren, womöglich 2, wenn dasselbe lang ist. Also in einem kurzen Sommerquartal von sieben Wochen würden nur drei Arbeiten im Lateinischen vorliegen, eine Klassenleistung, eine häusliche Arbeit und eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche. Das ist entschieden zu wenig, da mufs die Übung im Lateinschreiben verloren gehen, wenn sie vorhanden war, oder kann, wenn das nicht der Fall ist, nicht gewonnen werden.

Nun soll ja retrovertiert werden, und ich glaube auch sicher annehmen zu können, dafs das auch geschieht; aber erstens kann dadurch allein die schriftliche Übung nicht erzielt werden, dann kann doch auch schwerlich in Stunden, wo Horaz, und auch nicht recht, wo Tacitus gelesen wird, retrovertiert werden. Das geht doch nur bei Cicero, oder bei Livius, Cäsar und Nepos, wenn man die noch kursorisch liest in Prima, was allerdings sehr zu empfehlen ist.

Im übrigen unterschätzen wir den Wert, den eine schriftliche Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche, in der Klasse gemacht,

hat, durchaus nicht. Denn obwohl wir wohl annehmen können, daſs überall auch wenigstens in den Prosaschriftstellern gelegentlich extemporiert wird — am besten ist, wenn jede Woche eine Stunde dafür angesetzt wird, im Abiturientenexamen wird es ja auch verlangt, und eine jede Sache will ja geübt sein —, so hat es doch auch einen Wert, wenn von der Klasse zu gleicher Zeit eine schriftliche Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche geleistet wird, die dann vom Lehrer korrigiert, gründlich besprochen und dann vom Schüler zu Hause verbessert wird. Aber für so wichtig halten wir diese Übung doch nicht, daſs deshalb die Übung im schriftlichen Übersetzen aus dem Deutchen ins Lateinische noch mehr beschränkt werden soll, zumal da doch schon im Griechischen und Französischen derartige Übungen gemacht werden, aus denen doch auch ein gewisser Vorteil für das Lateinische erwächst. Auch wird ja im Abiturientenexamen eine solche Leistung nicht verlangt, sondern nur eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische. Demnach, wenn man sie nicht ganz und gar fallen lassen will, wofür wir uns aussprechen möchten, dann lasse man sie auſser den regelmäſsigen, alle 14 Tage fälligen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische anfertigen, und zwar in einer Stunde, die für die Lektüre bestimmt ist, damit keine Stunde für die Grammatik und die schriftlichen Übungen im Lateinschreiben verloren gehe. Es können ja auch in der Lektürestunde, natürlich hauptsächlich der Prosaschriftsteller, interessante kleinere Partieen, z. B. bedeutsamere Perioden aus dem Präparierten und auch häufiger aus nicht Präpariertem zum sofortigen schriftlichen Übersetzen aufgegeben werden. Die Arbeiten werden dann sofort in der Klasse von einigen Schülern vorgelesen, darauf besprochen, und von Zeit zu Zeit nimmt der Lehrer diese Hefte zur Korrektur mit nach Hause. Auf diese Weise würde der Zweck, den die Lehrpläne verfolgen, auch erreicht, ohne daſs die Übung im Lateinschreiben dadurch beeinträchtigt wird[1]).

Das reicht aber alles noch nicht hin, um die gewünschte Sicherheit in der Grammatik und die nötige Übung im Lateinischschreiben auf der obersten Stufe zu erzielen. Es muſs auch auf den früheren Stufen stufenweise nach einem wohlgeordneten Plane die nötige Vorbereitung betrieben werden. Und dies ist umsomehr not-

---

[1]) Die Verfügung vom Jahre 1892 über die schriftlichen Arbeiten in OII und I lautet folgendermaſsen: „Alle 14 Tage eine schriftliche Übersetzung in das Lateinische abwechselnd als Klassen- und als Hausarbeit, daneben alle 6 Wochen eine Übersetzung ins Deutsche als Klassenarbeit“.

Dieser Wortlaut („daneben“) läſst unsere Forderung als ganz gerechtfertigt erscheinen. Wir wissen aber, daſs die Sache nicht überall so gehandhabt, sondern die Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche in den Turnus der 2 wöchentlichen Arbeiten eingerechnet wird. Es würde daher eine Verfügung erwünscht sein dahingehend, daſs diese Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche auſser den 2 wöchentlichen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische alle 6 Wochen angefertigt werden sollen.

wendig, da die Erlernung und Einübung der Grammatik und der schriftliche Gebrauch der Sprache im Lateinischen auch Selbstzweck ist und nicht nur um der Lektüre willen betrieben wird und ferner betrieben werden mufs. Nichts hat, das ist nach wie vor unsere Überzeugung, solchen Bildungswert nach der formal sprachlichen Seite hin wie die lateinische Sprache. Die modernen Sprachen können die Konkurrenz mit ihr nicht aushalten wegen der geringeren Formentwicklung in Deklination und Konjugation und der geringeren logischen Klarheit und Durchsichtigkeit in der Syntax. Es ist hier nicht der Ort, das hier des weiteren auszuführen. Unter Verständigen und Einsichtigen ist aber darüber auch kein Streit. Nur über die Art des grammatischen Betriebes und das Mafs der Forderungen, die an den Schüler gestellt werden sollen, ist man vielleicht nicht immer einer Meinung.

Wir sprechen uns mit Entschiedenheit von vornherein gegen ein Übermafs von Forderungen nach dieser Richtung aus. Dadurch hat man früher der guten Sache, wie wir oben auseinandergesetzt haben, nicht genützt, ja eher geschadet. Dazu kommt, dafs dadurch manche andere berechtigte Forderung, wie Vermehrung der Unterrichtsstunden für das Deutsche und Vertiefung dieses doch so überaus wichtigen Unterrichtes, und manches andere vernachlässigt und zurückgestellt worden ist.

Aber wir verlangen andererseits nach wie vor eine gründliche Behandlung der Grammatik der lateinischen Sprache, ein sicheres und exaktes Wissen und die Befähigung der leichten Anwendung. Das kann nun nach unserer Meinung auch bei der beschränkteren Zeit, die jetzt in den einzelnen Klassen zu Gebote steht, ermöglicht werden erstens durch immer wieder erneute sorgfältige Überlegung, was bei der Erlernung der Grammatik übergangen und ausgelassen werden kann. Früher hat man ja bekanntlich es darin so besonders verfehlt, dafs man z. B. alle Ausnahmen in den Genusregeln ganz ohne Rücksicht darauf, ob dieselben öfter oder nur vereinzelt oder womöglich nur einmal vorkommen, auswendig lernen liefs. Ebenso war die Syntax mit allerlei überflüssigem, im einzelnen sogar sehr zweifelhaftem Stoff überladen. Neuerdings hat man da zum Segen für den Unterricht schon wesent-

---

[2]) Wir empfehlen nach dieser Richtung hin auf das dringendste die „Lateinische Schulgrammatik, vornehmlich zu Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern“ von H. J. Müller (2. Auflage 1897). Dieselbe entspricht durchaus den Grundsätzen, die wir oben ausgesprochen haben. Sie will ein praktisches Lernbuch sein, welches nur das Wichtige und Notwendige enthält, dessen Inhalt aber vollständig verarbeitet werden soll; aufgeführt ist darin alles, was als die unerläfsliche Grundlage für den Schüler anzusehen ist, um den Schriftsteller zu verstehen und den Übersetzungsstoff mit Sicherheit ins Lateinische zu übertragen. Die Grammatik kann durchaus unabhängig von den Ostermannschen Lateinischen Übungsbüchern benutzt werden.

lich aufgeräumt, man hat gesichtet und unterschieden zwischen Notwendigem und Unnötigem. Vielleicht ist es möglich, dies und jenes noch bei Seite zu lassen, was z. B. als Ausnahme sich in Anmerkungen findet, und es der gelegentlichen Erklärung bei der Lektüre, falls es vorkommen sollte, zu überlassen[2]).

Desto fester und gründlicher mufs aber das Notwendige, allgemein Gebräuchliche eingeübt werden. Es müfste in jeder Anstalt ein Normalexemplar der Grammatik vorhanden sein, in dem genau angegeben wäre, was in den einzelnen Klassen zu erlernen sei, damit jeder Lehrer weifs, was er bei seinen Schülern, wenn sie zu ihm kommen, zu erwarten hat und von ihnen verlangen kann. Innerhalb dessen aber, was als notwendig bezeichnet wird, mufs im Betriebe des Unterrichts wieder unterschieden werden zwischen dem Allergebräuchlichsten und dem, was dem Schüler nicht so oft bei der Lektüre begegnet. Jenes mufs vor allem immer wieder gefragt und eingeübt werden, mufs auch, wenn dagegen namentlich im Schriftlichen gefehlt wird, schlimmer am Rande markiert und beurteilt werden.

Um nur ein Beispiel herauszugreifen: cado und caedo mit ihren Kompositen müssen immer und immer wieder eingeübt werden; geschieht dies, dann ist es doch nicht möglich, dafs darin noch in der obersten Stufe, wie das oft vorkommt, Unsicherheit herrscht. Der Lehrer mufs aufserdem selbst mit Eifer auf solche Dinge achten, die der Schüler leicht verwechselt, und dann dieselben ab und zu im Unterricht immer wieder vorbringen, so cedo neben cado und caedo mit den Kompositen, audebam und audiebam und anderes. Es giebt vieles der Art, dem man immer wieder im Verlauf der Unterrichtsstunde begegnet; es würde aber zu weit führen, dies hier im einzelnen zu besprechen. Auch bei der Erlernung der Vokabeln, die ja auch selbstverständlich nicht vernachlässigt werden darf und entschieden systematisch betrieben werden mufs, wenn nicht auf der obersten Stufe dann bedenkliche Lücken nach dieser Seite hin zu Tage treten sollen, sind meiner Ansicht nach die oben angegebenen Gesichtspunkte sehr wertvoll. Die gebräuchlichsten Vokabeln immer wieder wiederholen und einprägen, auch durch Verwertung in den schriftlichen Übungen, dagegen seltene so viel als möglich bei Seite lassen. Daneben auf Verwechselungen sorgfältig achten, die Schüler darauf hinweisen, ihnen das Einprägen durch allerlei Mittel erleichtern. Das sind Gesichtspunkte, die sich eigentlich von selbst verstehen, auf die aber doch immer wieder von neuem hingewiesen werden mufs. Einem geschickten Lehrer ergiebt sich ja vieles von selbst. Es giebt aber auch ungeschickte Lehrer, und diese bedürfen doch wenigstens im Anfang einer gewissen Unterweisung und Anleitung. Sie können das Ihrige auch leisten, wenn sie in einem festen Organismus stehen, in dem alles fest bestimmt und geordnet ist, auch Kleines; denn auch das Kleine ist im Unterricht namentlich der Sprache

oft von großer Bedeutung. In der Mathematik ist das ja bekanntlich noch weit mehr der Fall; aber auch im sprachlichen Unterricht darf es nicht unterschätzt werden.[1])

Wir versprechen uns von der genannten, sorgfältigen Durchführung der oben angegebenen Gesichtspunkte in allen Klassen immerhin nicht geringe Erfolge. Also Konzentration des Unterrichts, nicht Sichverlieren in Einzelheiten, das muſs noch immer mehr Losung überall werden. Ist das aber Losung, fest stehende Losung, dann kann nach unserer aus langjähriger Erfahrung geschöpften Überzeugung unter den Voraussetzungen, die wir oben gemacht haben, in den alten Sprachen und speziell im Lateinischen noch immer etwas geleistet werden, trotzdem die Zahl der Unterrichtsstunden verkürzt ist; es kann noch immer der hohe Bildungswert, der dem Lateinischen eignet, den Schülern nahe gebracht werden und der Unterricht in dieser Sprache die centrale Stellung behalten, die ihm im Betriebe der höheren Schule und speziell des Gymnasiums, was die intellektuelle Ausbildung anbetrifft, nach wie vor gebührt. Wir stehen also nicht auf dem hoffnungslosen Standpunkt, wo es heiſst: es ist alles vorüber, sondern auf einem hoffnungsfreudigen, auf dem es heiſst: nur mutig und getrost weiter! es geht vorwärts durch allerlei Verkehrtheit und Irrtum auch hier zu immer gröſserer Klarheit und Wahrheit.

Noch einen Punkt möchten wir aber hier zur Sprache bringen, der vielleicht hier und da auſser Augen gelassen, die Sicherheit in der Grammatik, Beherrschung der Sprache namentlich im schriftlichen Gebrauch und damit meiner Ansicht nach auch schlieſslich indirekt bei der Lektüre gefährdet. Es ist das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nach Übungsbüchern. Man hat ja damit, das ist nicht zu leugnen, sagen wir einmal früher geradezu Unfug getrieben. In der einseitigsten Weise hat man diese

---

[1]) In betreff der Erlernung der Vokabeln verweisen wir auf Christian Ostermannschen Lateinischen Übungsbücher neue Ausgabe von H. J. Müller. Es sind bis jetzt erschienen: Erster Teil: Sexta (6. Auflage); Zweiter Teil: Quinta (3. Auflage); Dritter Teil: Quarta (4. Auflage) (dieses Buch soll zugleich den Nepos ersetzen); Vierter Teil: Tertia und UnterSekunda (4. Auflage) mit einem ergänzenden Anhang, der besonders für Unter-Sekunda bestimmt ist (bis jetzt besonders gebunden, bei einer neuen Auflage wird er dem vierten Teil angeheftet). Dieser vierte Teil enthält natürlich nur Sätze und zusammenhängende Stücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische.

Endlich ist ein besonderes Wörterbuch zu den lateinischen Übungsbüchern für Sexta bis Tertia von demselben Verfasser erschienen, worin alle in denselben vorkommenden Vokabeln, lateinisch-deutsch und deutsch-lateinisch, alphabetisch geordnet noch einmal zusammengestellt sind.

Wir können versichern, daſs, wenn die in den Übungsbüchern vorkommenden Vokabeln Klasse für Klasse gründlich und sicher eingeprägt werden, die Klagen über Mangel an Vokabelkenntnis in den oberen Klassen verstummen werden.

Übersetzungen gehandhabt, als wenn dadurch allein oder doch hauptsächlich die Sprachkenntnis und die logische Schulung gewonnen würde, hat dabei aber ganz und gar aufser acht gelassen, dafs man jede Sprache, auch die tote, am besten, sichersten und leichtesten aus der Sprache selbst erlernt; der Schüler mufs sie sehen, hören, sie mufs ihm näher treten, dann tritt er auch ihr nahe und eignet sie sich allmählich an. Wir reden hier nicht denen das Wort, die auch die lateinische Sprache und womöglich auch die griechische nach dem modernen Rezept behandeln wollen, welches man für die modernen Sprachen (Französisch und Englisch) erfunden hat, das hier ja auch in gewisser Hinsicht berechtigt ist, jedoch selbst hier in einseitiger Weise angewandt, wie das leider öfter auch auf höheren Schulen geschieht, zu verwerfen ist. Nein, wer da meint und behauptet, es ginge auf den Gymnasien ohne systematische Erlernung der Grammatik, der kennt entweder die lateinische Sprache und Grammatik nicht genau und gründlich, oder er ist sich darüber nicht klar, welche Ziele sich die höhere Schule und speziell das Gymnasium zu stecken hat. Wenn solche Anschauungen durchdrängen, vorläufig ist ja wohl glücklicherweise noch keine Gefahr, dann würde nach unserer festen Überzeugung ein bedeutender Rückgang in der sprachlich-logischen Bildung die unmittelbare Folge sein.

Also systematische Betreibung der Grammatik wollen auch wir nach wie vor, aber nicht einseitig, das systematische Verfahren soll überall, von Anfang an nebenher gehen. Hieraus soll immer die lebendige Anschauung erwachsen, die das systematische Erlernen befruchtet und belebt, während umgekehrt das analytische Verfahren Regel und Ordnung schafft, Klarheit der Gedanken, Sichtung des Aufgespeicherten. Ist das aber richtig, und wir sind fest davon überzeugt, dafs es richtig ist, haben es auch durch vieljährige Praxis als richtig erprobt, dann ist es auch notwendig, dafs eine regelrechte, systematische Übung und Einübung des aus der Grammatik und in Bezug auf den übrigen Sprachschatz Erlernten betrieben wird. Nun will man vielfach dies ja auch ganz und gar durch die Lektüre erreichen, insofern als man den Schüler immer wieder dabei auf die sprachlichen Eigentümlichkeiten hinweist, Vokabeln und Redensarten aus derselben zum Erlernen aufgiebt, und vor allem dadurch, dafs man aus der Lektüre recht fleifsig retrovertieren läfst, auch die schriftlichen Arbeiten, vor allem die sogenannten Extemporalien, soviel als möglich an die Lektüre anlehnt. Wir sind mit alledem vollkommen einverstanden, erkennen dies als eine wesentliche Verbesserung der Methode freudig an und wissen den Wert derselben ebenfalls aus langjähriger Praxis zu schätzen, haben gesehen und sehen immer noch, wie auf allen Stufen der Schüler dadurch gefördert wird, wie er mit vermehrter Freudigkeit und Lust an die Sprache herantritt und demgemäfs der Schwierig-

keiten, die doch auf jeden Fall zu überwinden sind, Herr wird. Dies geben wir alles zu, ja freudig und aus vollster Überzeugung zu. Nichtsdestoweniger behaupten wir mit derselben Bestimmtheit und aus der Erfahrung geschöpften Überzeugung: die oben angegebenen Mittel sind nützlich und gut und mögen fleifsig und noch immer rationeller angewendet werden, aber sie reichen nicht hin. Es bedarf noch anderer, direkt wirksamerer Mittel, um die nötige Festigkeit und Sicherheit in der Grammatik zu erzielen und den nötigen Vokabel- und Phrasenschatz sich anzueignen und überhaupt der Verschiedenheit der Sprachidiome im einzelnen Falle sich bewufst zu werden und eine Sicherheit darin auch für den schriftlichen Gebrauch der Sprache zu gewinnen. Und dieses Mittel ist eben ein öfter wiederkehrendes mündliches und schriftliches Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nach einem systematisch geordneten Übungsbuch. Da lernt der Schüler achten auf genaue Anwendung der Formen in Deklination und Konjugation, auf Anwendung der syntaktischen Regeln, auf Unterschied der Sprachidiome in einzelnen Redewendungen, Phrasen und auf Wortstellung und den Bau der Sätze. Wir wünschten, solche Übungsbücher lehnten sich auch noch mehr an die Schul- und Privatlektüre an, als sie es thun. Der aus ihnen zu ziehende Gewinn würde dadurch jedenfalls gröfser werden. Wir verwerfen solche Übungsbücher, die Stoffe bringen, die dem Schüler inhaltlich Schwierigkeiten bereiten, dann auch solche, die nicht sprachlich dem bestimmten Zweck, hier Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, angepafst sind (regelrechtes, gutes Deutsch müssen sie natürlich bieten), oder womöglich moderne Anschauungen, Begriffe oder gar Worte aufweisen. Das artet dann in Spielerei aus (wie man früher wohl — es war ein Unfug — Schriften unserer deutschen Klassiker, ja Gedichte, wie Schillers Bürgschaft, zum Übersetzen ins Lateinische als Extemporale aufgab) und geht weit über das Ziel und den Zweck hinaus, den wir uns auf dem Gymnasium zu stecken haben, ganz abgesehen davon, dafs es ein Mifsbrauch unserer deutschen Klassiker ist, der nicht gerade imstande sein möchte, Liebe zu denselben bei unsern Schülern zu wecken. Auch würden wir in denjenigen Klassen, wo nicht mehr eigentliche Erlernung und Einübung der Grammatik betrieben wird, solche Übungen nicht mehr vornehmen. Also mit Untersekunda würden wir damit abschliefsen und in den drei oberen Klassen nur durch fleifsiges Hinweisen bei der Lektüre auf die sprachlichen Eigentümlichkeiten, durch stetes Wiederholen der in derselben vorgekommenen Vokabeln und Phrasen und durch stetes Retrovertieren, soweit es möglich ist und namentlich es die Zeit gestattet, auch durch gelegentliches schriftliches Übersetzen und Retrovertieren einzelner Sätze und kleinerer Partieen aus dem Schriftsteller, der gelesen wird, neben den eigentlichen zu Hause zu korrigierenden Arbeiten

die Sicherheit im schriftlichen Gebrauch der Sprache zu erzielen suchen. Aber mindestens bis Untersekunda einschliefslich wünschten wir dringend überall in den Händen der Schüler ein Lehrbuch oder mehrere, wenn es nötig ist, stufenmäfsig geordnet nach den einzelnen Klassenpensen in Bezug auf Formenlehre und die Hauptregeln der Syntax, aus dem vornehmlich mündlich in der Klasse von Zeit zu Zeit übersetzt, aber auch zu Hause Abschnitte zum Übersetzen aufgegeben werden.[1])

Einen allzu grofsen Raum dürfen derartige Übungen aber nicht einnehmen, damit die Hauptaufgaben nicht aufser acht gelassen werden, und die Hauptaufgabe ist und bleibt jedenfalls die Lektüre, aus ihr soll und mufs die Sprache erlernt werden. Wenn aber so beides neben einander betrieben wird, oder vielmehr methodisch beides in einander greift, Lektüre, Grammatik und Einübung derselben durch Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, dann, meine ich, müssen Resultate erzielt werden, auch jetzt, wo die Stundenzahl so wesentlich gekürzt ist, dann können und müssen die Klagen über Unsicherheit in den Elementen bis in die obersten Stufen mehr und mehr verstummen, dann kann immer noch das jetzt gesteckte Ziel, die Sprache mündlich und schriftlich mit einiger Leichtigkeit zu beherrschen, erreicht werden. Man soll nur die Anforderungen, wenigstens was die schriftliche Übung anbetrifft, nicht zu hoch stellen, den Abiturienten einen nicht allzu schweren Text geben, worin die grammatischen Schwierigkeiten sich häufen und Wendungen vorkommen, die nur ein geübter und viel belesener Lateiner in dieser Sprache wiederzugeben vermag. Nur einheitliches Zusammenarbeiten in allen Klassen der Anstalt ist hier im Lateinischen ganz besonders und neben der Mathematik wohl am allermeisten vonnöten. Das Pensum jeder Klasse mufs genau begrenzt sein, darf ja nicht zu umfangreich sein, damit es auch wirklich voll

[1]) Wir weisen auch bei dieser Gelegenheit auf die schon in der Anmerkung S. 80 genannten Lat. Übungsbücher von Ostermann-Müller hin. Sie entsprechen in dieser Umarbeitung und Erweiterung auch in Bezug auf das Üben im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische den Anforderungen, die wir nach dieser Richtung hin stellen. Man möge doch überall, wo diese Bücher noch nicht bekannt sind, dieselben eingehend prüfen, und besonders möge man dort, wo für Quarta, Tertia und Unter-Sekunda neben der lateinischen Klassenlektüre ein besonderes Buch zur Übung im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische gebraucht werden soll, die Einführung der Ostermann-Müllerschen Bücher in Erwägung ziehen. Wir denken uns den Gebrauch dann so, dafs das für Tertia und Unter-Sekunda bestimmte Buch mit dem Anhang auch in den oberen Klassen noch zuweilen zur Hand genommen wird, um das geläufige, fliefsende Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische auch mündlich hieraus zu üben. Es würde dies ohne Zweifel nützlich und förderlich sein auch für die schriftlichen Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, wie sie ja dringend notwendig sind, zumal da sie auch im Abiturientenexamen verlangt werden.

und ganz bewältigt werden kann, alles sicher und fest ist, dafs in der folgenden Klasse der Lehrer darauf als auf einer festen Grundlage weiter zu bauen vermag. Schüler, die im Lateinischen nicht reif sind, sollten nur ausnahmsweise versetzt werden. Denn erfahrungsmäfsig schleppt sich dann die gebliebene Unsicherheit von Klasse zu Klasse weiter und wird womöglich nicht einmal in der Oberprima vollkommen überwunden. Auch in Bezug auf den Vokabelschatz sollte eine gewisse Übereinkunft unter den einzelnen Lehrern, wenigstens der unteren Klassen, vorhanden sein, dann würden in den oberen Klassen nicht, wie es vielfach vorkommt, die einfachsten und geläufigsten Vokabeln fehlen, was sowohl für die Lektüre wie für die schriftlichen Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische peinlich und störend ist.

Also mein Rat ist: man schicke sich in die veränderten Zeitverhältnisse, gehe, wenn es irgend möglich ist, mit Freudigkeit auf die neuen Ideen und Änderungen der Methode ein und suche immer leichtere Wege und schneller und doch sicherer zum Ziele führende Methoden zur Erlernung der lateinischen Sprache, vor allem, man verliere sich nicht in Nebendingen, sondern gehe von unten an mit Konsequenz und Klarheit auf das eigentliche Ziel los und arbeite sich überall in die Hände, dann ist immer noch etwas zu erreichen. Der Wert und die Bedeutung der klassischen Studien und speziell des Lateinischen wird dabei nicht sinken, sondern, wie wir sicher hoffen, wieder mehr steigen.

Berlin. L. Weber.

Der internationale Schülerbriefwechsel.

Durch gedruckte Rundschreiben, Aufsätze in Zeitschriften u. a. sind die neuphilologischen Lehrer in Deutschland letzthin aufgefordert worden, den internationalen Schülerbriefwechsel fördern zu helfen. Welchen Erfolg dies bis zur Stunde gehabt hat, weifs ich nicht; aber gefreut habe ich mich, dafs mehrere gröfsere Zeitungen die Neuerung nicht unbesehen empfahlen, sondern viele offene Fragen behielten; eine von ihnen äufserte sogar ihre Genugthuung darüber, dafs diese Bewegung von Frankreich ausgegangen ist. Das Verdienst nämlich (ich selbst nenne es nicht so), den Gedanken dieses Schülerbriefwechsels zur Ausführung, ja zur systematischen Entwickelung gebracht zu haben, beansprucht, allerdings nicht unangefochten, Herr Mieille, Lehrer für Englisch am Stadtgymnasium zu Draguignan. Dieses Städtchen ist in Südfrankreich (Dep. Var) gelegen, also nicht weit von Tarascon. Mit dem unvergefslichen Tartarin hat Herr Mieille den dunkeln Drang gemein, etwas Ungewöhnliches zu leisten und seiner Vaterstadt zum Weltruf zu verhelfen. Dafs der systematisch geordnete, von Lehrern nicht beaufsichtigte Briefwechsel unter Schülern zweier Länder in Frankreich lauten Anklang fand, überrascht mich gar nicht; wie sagte doch Alphonse Daudet seiner Zeit? „En France tout le monde est un peu de Tarascon“. Aber es giebt auch eine weniger spafshafte Erklärung für die geräuschvolle Schnelligkeit, mit der man den Gedanken des Schülerbriefwechsels in Frankreich verwirklichte; diese Erklärung dürfte deutschgesinnte Leser interessieren, jedenfalls wird sie das Richtige treffen.

In einem offenen Briefe (28. Oktober 1896) an seinen vorgesetzten Schulrat (Inspecteur d'Académie) berichtet Herr Mieille, was ihn zu dem Versuche veranlafst hat, Schüler seiner Anstalt mit englischen in brieflichen Verkehr zu setzen: „Mir fiel die Thatsache auf, dafs selbst für die besten Schüler die „Hinübersetzung“ in eine lebende Sprache, die eigentliche Übung für jeden, der sich in der Handhabung einer Sprache vervollkommnen will, allzu oft eine rein mechanische Übung war, eine Übung, die man mit mehr oder weniger Virtuosität vermittelst des Wörterbuchs und der Grammatik anstellt, dafs sie aber im Grunde eine wenig anziehende, zuweilen sogar langweilige Übung für unsere Schüler war. Selbst die mündliche Übung litt an diesem Fehler, sie brachte Abwechslung in das Einerlei, ohne jedoch die Langeweile zu vertreiben“. Nach Abhilfe dafür suchend, sagte er sich, „dafs

die für die Schüler so stachelichte und barbarische Sprache von Millionen gleichaltriger Kinder gesprochen würde, die ihrerseits die Sprache jener Schüler stachelicht und barbarisch fänden".

Was lag da nun näher für Herrn Mieille, als Jungen dieser Art mit einander bekannt zu machen, damit sie der eine des andern Lehrmeister würden! Mir scheint, ehrlich gestanden, dafs dieser Gedankengang einem neuphilologischen Lehrer keine besondere Ehre macht. Zunächst ist die Voraussetzung unzutreffend; kein Mensch hat bis heute durch „Hinübersetzen" eine fremde, sei es lebende, sei es tote Sprache, sich „angeeignet"; höchstens hat er damit ihre Anfangsgründe, ihre Bestandteile erlernt. Dafs eine derartige unwirksame Übung auch eintönig, ja zum Sterben langweilig wird, das hätte Herr Mieille schon von seiner Schülerzeit her wissen können. Und eine Sprache, die man so gar nicht frei anwenden lernt, über die man so gar keine Herrschaft gewinnt, die mufs einem ja wohl stachlicht und ungefüge erscheinen. Ist nun der einzige Weg, aus diesen Übelständen herauszukommen, oder wenn nicht der einzige, doch der sicherste und nächstliegende, der internationale Briefwechsel? Da möchte man doch hören, worüber sich denn die jungen Leute brieflich unterhalten. Nach Herrn Mieille stellen sie sich einander regelrecht vor, auch ihre Familien und Freunde; dann beschreiben sie sich gegenseitig ihre Schule und Heimat; sie sprechen von ihren Studien, ihrer Berufswahl, den Ferien, Spielen und Sports, von ihrer Lektüre, ihren Lieblingsbüchern. U. s. w. u. s. w. fährt Herr Mieille fort; ja wohl, lang ist die Reihe nicht. Aber wäre sie auch länger, lernt denn dabei der Schüler wirklich die fremde Sprache? Wohlgemerkt, der Schüler, dessen Wortvorrat noch beschränkt, der mit den idiomatischen Wendungen jener Sprache wenig vertraut, der vielleicht in ihren Wort- und Satzformen nicht einmal taktfest ist.

Wunderliche Vorstellungen scheinen drüben wie hüben vom Rhein über die Frage zu herrschen, wie man eine fremde Sprache lernt, nämlich sie verstehen, sprechen und schreiben lernt. Für das Tagesbedürfnis lernt man sie durch das Tagesbedürfnis, indem man sie im Besuchszimmer und auf der Strafse, im Gerichtssaal und in der politischen Versammlung, auf dem Markt und in der Eisenbahn und was weifs ich wo sonst noch auffassen lernt, seinem Gedächtnis einprägt, um über das Einzelne bei eigenem Sprechen frei zu verfügen. Und für das schriftliche Bedürfnis lernt man eine Sprache durch reichliche Lektüre von Schriftwerken, die den benötigten Wortvorrat enthalten, und durch Nachahmung geeigneter Muster.

Welche Schriftwerke für Briefschreiber in Frage kommen, das hängt davon ab, was eben diese schreiben wollen. Ein Handelskorrespondent wird ohne die Lektüre von Büchern und Zeitungen für den Handel, aus denen er die Warenbezeichnungen

und Geschäftsausdrücke des Handelszweiges seines Hauses erlernt, nicht fertig; an Briefvorlagen vom Auslande fehlt es ihm nie. Der Gelehrte, sei er Geograph, sei er Historiker, sei er Naturforscher, hat genug Fachwerke in fremden Sprachen gelesen, um mit auswärtigen Gelehrten in diesen Sprachen wissenschaftlich zu verkehren. Junge Leute, wie die Briefsteller des Herrn Mieille, die an Unbekannte schreiben und ihr Thema oft wechseln müssen, die über Beobachtungen und Eindrücke berichten, die Örtlichkeiten und Personen darstellen, die Vergleiche ziehen und Kritik üben, die müssen ein grofses Gebiet der Sprache durchmessen haben, ehe sie leidliche Briefe zustande bringen. Mit Wörterbuch und Grammatik kann man solche Briefe nicht zusammenstoppeln. Wenn man aber bedenkt, was ein deutscher Primaner in Französisch, ein französischer in Englisch gelesen hat, sagen wir, um hoch zu greifen, etwa ein Dutzend Schulbändchen, die noch dazu entlegenen, fürs Briefschreiben ganz unergiebigen Gebieten angehören, so wird man ohne neugierige Erwartung oder grofse Hoffnung dem Ergebnis des internationalen Briefwechsels entgegensehen.

Was ist in der That, das fragen wir ernsthaft die lauten Propheten des neuen pädagogischen Evangeliums, was ist, von den paar armseligen Floskeln der Anrede, Unterschrift und der Übergänge abzusehen, der Gewinn der internationalen Einrichtung? Wir vermuten: die Verbesserung der Briefe, wenn sie mit sachlichem Ernst vom Empfänger vorgenommen und mit williger Dankbarkeit vom Schreiber anerkannt wird. Da nach unserer Darstellung jedoch diese Korrektur in den meisten Fällen auf eine gänzliche Umarbeitung der Briefe hinauslaufen wird, so zweifeln wir, dafs auf beiden Seiten die notwendige Energie lange vorhalten mag. Ein weiterer Gewinn könnte vielleicht die aufdämmernde Erkenntnis sein, dafs viel gelesen werden — vieles und zwar aufmerksam und dabei wiederholentlich! — und reichliche Übung im Schriftlichen, mancherlei Kleinarbeit gethan werden mufs, ehe man sich an einen, auch nur auf ein Jahr berechneten Briefwechsel des von Herrn Mieille angegebenen Inhalts heranwagt.

Als schriftliche Übungen verlangen unsere neusprachlichen Reformer die Nachschrift von Originalstücken aus dem Gedächtnis, Nachahmungen leichterer Art, Umbildungen und Erweiterungen des Lesestoffes, Zusammenschlufs des allmählich oder gelegentlich Erlernten zu kleinen Aufsätzen (Beschreibungen oder Schilderungen), verkürzende Wiedergabe von gröfseren Abschnitten der Lektüre, Bearbeitung freier Themata unter Benutzung eines Schriftstellers. Und was die Lektüre angeht, so wünschen sie neben geschichtlicher Prosa auch geographische, naturwissenschaftliche, belletristische (besonders Lustspiele) zu lesen. Diesen von unseren Schulmännern empfohlenen Weg mögen unsere Primaner gehen, namentlich als Autodidakten, wenn sie die Lehranstalten verlassen haben; insbesondere mögen sie,

unter Steigerung der Schwierigkeiten, Lektüre und schriftliche Übung allezeit in den innigsten Zusammenhang bringen, dann wird ihnen die Abfassung eines wahrhaft französischen (oder englischen) Briefes als reife Frucht ihrer Mühen von selbst in den Schofs fallen.

Ein Zugeständnis will ich Herrn Mieille machen; das von den Schülern selbst, das wirklich Erlebte ist naturgemäfs recht eigentlich der Übungsstoff für fremdsprachliches Schreiben und Sprechen, und ein Brief ist gar keine üble Schulaufgabe; aber nicht ins Blaue hinein soll geschrieben werden, sondern der Lehrer hat die Aufgabe zu umgrenzen, hat Fundstellen für deren Bedarf an Wörtern und Redensarten anzugeben, hat vorbildliche Muster mitzuteilen, wenn ein wahrnehmbarer Erfolg verbürgt werden soll.

Was Herr Mieille wünscht, nämlich wirkliches Französisch und wirkliches Englisch, nicht blofs die langue „livresque", sondern auch die Umgangssprache, das liegt auch den deutschen Reformern im Sinn; aber sein unpädagogisches Vorgehen verschmähen diese, wenigstens die Besonnenen unter ihnen. Ich will kein Aufhebens davon machen, dafs bei Mieilles Briefwechsel die Lehrer hüben wie drüben, vorab die Neuphilologen, Gegenstand ungehöriger Kritik werden könnten; ich will auch der Gefahr nicht achten, dafs die sich so gern forsch gebenden Jungen ihre Schülersprache, überhaupt statt der schlichten Ausdrucksweise Gebildeter den slang bevorzugen werden; aber, um zur Hauptsache zu kommen, sollen die Schüler noch immer mehr der Schule entfremdet werden? Statt stählender Arbeit noch immer mehr entnervende Spielerei? Statt Sammlung und Vertiefung und Selbstzucht immer mehr noch der zerstreuenden Liebhabereien, der verflachenden Allerweltsfertigkeiten, des vorlauten Gebahrens? Das deutsche Bildungsideal hat sich gewandelt; das kann man nicht leugnen, wird man auch nicht beklagen; aber dafs es ein hohes, herrliches Ideal bleibe, dem man nicht durch oberflächliche Halbheit nahe kommt, dazu sollten alle deutschen Schulmänner mitwirken. „Der letzte Zweck bei unserem französischen Unterricht", sagt Münch, der hervorragende, auch reformfreundliche Neuphilologe, „ist trotz allem nicht das Können dieser Sprache um jeden Preis".

Um nicht blofs Anklang bei seinen Landsleuten, sondern auch das Wohlwollen seiner vorgesetzten Behörde zu gewinnen, läfst sich Herr Mieille in seinem Briefe weiter aus: „Wir bedürfen im Auslande eifriger Verbreiter unserer schönen und edlen Sprache; denn die alte geistige Vorherrschaft unseres Vaterlandes in Europa ist heutigen Tages schwer gefährdet. Die Zeit ist hin, wo ein Fremder seiner Bewunderung für unsere grofsen Köpfe und Künstler nicht besser Ausdruck geben konnte als mit dem Satze: Jeder gebildete Mensch hat ein doppeltes Vaterland, nebst seinem eigenen Frankreich. Man kritisiert uns genug, aber man

liest uns nicht mehr. Ich selbst habe feststellen können, dafs die französische Sprache, ehemals die europäische Sprache, alle Tage mehr an Boden verliert, und es ist hoch an der Zeit, dafs man überall den Lärmruf der Alliance française vernimmt. Es schien mir ein nützliches vaterländisches Werk, an der Ausbreitung der Kenntnis des Französischen im Ausland an meinem geringen Teile beizutragen". Jegliche Erläuterung hierzu wäre mifsbrauchte Tinte. Das also war des Pudels Kern! — Der Kasus macht mich lachen.

Da war es freilich von Herrn Mieille wohlgethan, sein Heil zunächst in England zu versuchen, ehe er sich an die Deutschen wandte. Er fand Entgegenkommen und Unterstützung bei Mr. Stead, dem Herausgeber der „Review of Reviews". Natürlich! Mr. Stead ist der Vorkämpfer alles Absonderlichen, Reklamebedürftigen, gilt in England aber, wenn ich meinen zahlreichen Londoner Gewährsmännern glauben darf, als eine komische Figur. Für Deutsche ist er genügend gekennzeichnet, wenn ich mitteile, dafs er in seiner Zeitschrift der begeisterte Anwalt des famosen — Cecil Rhodes ist.

Wie zu erwarten, meldet sich auch der gesunde Menschenverstand bereits und zwar in der Schülerzeitschrift The Harrowian. In einer kostbaren Satire wird da erzählt, dafs Master Bunker in Harrow und Jules Potache in Draguignan anfingen mit einander zu korrespondieren; in den mitgeteilten Briefen kommt es bald zu Mifsverständnissen, Sticheleien, und der 3. Brief (bereits die Schlufsepistel!) Bunkers lautet: „Mossoo, Ma dictionnaire a été baggé et si Je ne pouvais teller vous quoi Je pense de vous. Mais juste vous looker dans votre Anglais-Dictionnaire et attemptez de trouver dehors que „chaw" et „smug" stand pour, parsque cela est quoi vous êtes, vous sillé skinné Français, vous! J'instructerai vous non de craquer joques sur mon nom; si J'était able de reacher vous Je'd soon montrer quoi Je'd lick; juste merci vous étoiles Je can't. C'est tous, vous mangeur des froggés es des slougs (bei den Engländern heifsen die Franzosen spöttisch Froschesser, frogeaters) — non étonnement vous avez „Douleur de l'Estomac" Mossoo Pot-ache. Je writerai à vous jamais plus, vous canal". — Den Lesern mufs ich es überlassen, dieses Kauderwelsch zu entziffern; aber sie werden mir beipflichten in der Behauptung, dafs in Harrow noch etwas von dem Geiste seines berühmten Schülers Byron lebt. So scharf mufs allerdings die Absage für Neuerer lauten, die preisen, ohne zu prüfen, die nichts zu bieten haben als — Allotria.

Kiel. J. Hengesbach.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

E. Hallervorden, Arbeit und Wille. Ein Kapitel klinischer Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene. (Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven I.) Würzburg 1896, A. Stuber (C. Kabitzsch). 41 S. 8. 1,20 M.

Die Abhandlung, die Kraepelin gewidmet ist, steht in innerem Zusammenhang zu den Kraepelinschen Arbeiten; nur holt sie weiter aus, ist umfassender, stürmischer und werbungslustiger. H. will eine Seelengesundheitslehre schaffen und seine Psychohygiene aufbauen auf einer Seelenlehre nach dem Leben und für das Leben, fufsend auf Forderungen der Sittlichkeit; er will das Studium aus den Gelehrtenstuben ins Leben zurückführen, zu dem Zwecke will er sehen und beobachten lernen und lehren. Die vorliegende Broschüre giebt eine Übersicht im allgemeinen, sie will dem Arzte zeigen, wie dieser sich zum Hygieniker der Seele ausbilden soll. Die Begriffe Arbeit und Wille sollen moralisch und psychologisch die Angelpunkte der langentbehrten Wissenschaft werden, die bisher nach H.s Meinung noch nicht existierte, aber unweigerlich Aufschwung nehmen wird. Das Recht auf Arbeit wird hygienisch umgeformt in das Recht auf individuell durch Beanlagung gebotene Arbeit. H. bringt eine Fülle von Fragen und Anregungen, zunächst für den Arzt, aber auch für den Pädagogen. Seine Klinik soll nicht der kleine wissenschaftliche Raum sein, der im engeren Sinne jenen Namen führt, sondern das ganze Leben, wovon ja ein wertvolles Stück die Schulstube ist. Wir — ich meine uns Philologen — kommen schlecht weg. H. klagt, dafs das Interesse für Psychologie verschwunden sei. Ausnahmen seien vorhanden: die meisten Psychologen habe er unter den Pfarrern gefunden, den besten Psychologen in einem Richter, dem zugleich die Gefängnisaufsicht anvertraut war; auch subalterne Gefängnisbeamte hätten überraschendes psychologisches Verständnis; die Psychologie der Pädagogen, d. h. hauptsächlich der Seminar- und Elementarlehrer, beruhe auf solidem Grunde ernster Arbeit und fortgesetzter Übung, vielleicht mit etwas Pedanterie; sie überrage aber alles, was Ärzte davon wissen oder ahnen. „Gymnasiallehrer entbehren, soweit ich gesehen, meist tieferer

Kenntnis der Menschenseele". — Wir brechen ab ohne pharisäische Empfindlichkeit und wünschen, dafs alle glänzenden Verheifsungen H.s in Bezug auf die Zukunftswissenschaft der Psychohygiene auch in Erfüllung gehen. Dafs er aber in seiner grofsen Lebensklinik mit Wasser kochen mufs wie wir alle, wird er wohl täglich mehr und mehr empfinden.

Coblenz. Ad. Matthias.

Emil Kraepelin, Zur Überbürdungsfrage. Jena 1897, Gustav Fischer. 40 S. gr. 8. 0,75 M.

Kraepelin erkennt es rückhaltslos an, dafs durch Teilung der Klassen, Verminderung der Hausarbeit, zweckmäfsigere Anordnung der Stunden, Beschränkung des toten Auswendiglernens und Verlängerung der Unterrichtspausen die Schule ihren Schülern die von ärztlicher Seite geforderten Erleichterungen gewährt habe. Da aber die Lehrer gerade dadurch gezeigt hätten, dafs sie die von den Ärzten behaupteten Schäden unseres Schulwesens als solche anerkennten, so sei es eine Pflicht der Schule, planmäfsig die Prüfung der Unterrichtswirkungen auf die Schüler fortzusetzen und dadurch die Frage der zulässigen Arbeitsbelastung ihrer Lösung näher zu bringen. Die Hauptfrage: Sind die unserer Jugend drohenden Gefahren durch die getroffenen Mafsregeln vollständig beseitigt? verneint er, indem er behauptet, noch immer habe die geistige Hygiene in unseren Schulen nicht die Beachtung gefunden, die sie verdiene.

Die wesentliche Schwierigkeit bei der Feststellung, ob und in welchem Umfange eine Überbürdung unserer Schuljugend bestehe, liegt nach Kr. in der Auffindung eines brauchbaren Mafsstabes für die Arbeitsbelastung, speziell für die Wirkungen des Unterrichts auf die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler. Für ein zuverlässiges Mittel, die Wirkungen jeder beliebigen Unterrichtsstunde zu ermitteln, hält er die Einschiebung geeigneter Prüfungsarbeiten in den Gang des Schulunterrichts; durch solche von der eigentlichen Schulthätigkeit ganz verschiedene Prüfungsarbeiten lasse sich der Einflufs der in den vorausgehenden Unterrichtsstunden geleisteten Arbeit auf das jugendliche Gehirn und der Grad der vorhandenen Ermüdung von Unterrichtsabschnitt zu Unterrichtsabschnitt genau abmessen, und zwar am besten stets durch ein und dieselbe Prüfungsarbeit. Schon das Wachsein allein ohne eine bestimmte geistige oder körperliche Arbeitsleistung erzeuge eine wachsende allgemeine Ermüdung, die sich am Ende des Tages in der Unfähigkeit zu stärkeren Anstrengungen nach jeder Richtung hin und endlich in dem überwältigenden Schlafbedürfnisse kundgebe. Daher sei die Meinung irrig, dafs der einfache Wechsel der Arbeit an sich ein Mittel sei, die Ermüdung aufzuhalten, wenn auch anerkannt werden müsse, dafs der Wechsel der Arbeit im Unterricht vorteilhaft sei, weil nach

einer schwierigen Stunde eine leichtere Gelegenheit zu teilweisem Ausgleiche der erzeugten Ermüdung gebe und weil der Wechsel der Arbeit an sich eine erfrischende Wirkung auf die Stimmung ausübe. Nur dürfe dieser Wechsel kein sehr häufiger und rascher sein, da sonst durch ihn leicht ein Gefühl der Unlust hervorgerufen werde infolge der Schwierigkeiten, die beim Beginn jeder neuen Thätigkeit zu überwinden seien, bis die nötige Anregung erworben werde. Kr. unterscheidet streng zwischen Ermüdung und Müdigkeit: die Ermüdung hänge vom Schwinden des verfügbaren Kräftevorrates ab; ihr Grad werde gemessen an der Herabsetzung der Leistungsfähigkeit. Das Gefühl der Müdigkeit dagegen könne durch einförmige Arbeit erzeugt werden, ohne dafs irgendwie von einer wirklichen Herabsetzung der Leistungsfähigkeit die Rede wäre. Die erfrischende Wirkung des Arbeitswechsels an sich dürfe keineswegs als ein Zeichen für den Ausgleich der Ermüdung angesehen werden, weil dabei die Leistungsfähigkeit unaufhaltsam sinke und die Ermüdung dann später mit um so gröfserer Gewalt eintrete; nur dann, wenn zugleich die Möglichkeit einer wirklichen Erholung in weniger angespannter Thätigkeit gegeben sei, könne die erfrischende Wirkung des Arbeitswechsels im Unterrichte voll ausgenutzt werden. Die Ermüdung beginne, da sie nur der Ausdruck des Stoffverbrauches sei, vom ersten Augenblick der Arbeit an. Von einem wirklichen Fernhalten der Ermüdung aus dem Unterricht könne daher niemals die Rede sein. Ein Übermafs von Ermüdungsarbeit setze die Arbeitskraft derart herab, dafs es unzweckmäfsig werde, fortzuarbeiten. Längere Pausen wirkten erst bei andauernder oder schwierigerer Arbeit günstig, während sie nach kurzer Arbeitszeit und bei leichter Thätigkeit im Gegenteil zunächst die Leistungsfähigkeit herabsetzten. Die Zweckmäfsigkeit einer Pause sei also erst dann dargethan, wenn ihr Erholungswert so bedeutend sei, dafs er den Zeitverlust mehr als aufwiege.

Die Anspannung der Schüler über ein gewisses Mafs hinaus sei kein harmloser Vorgang, sondern könne unzweifelhaft zu dauernden schweren Schädigungen führen. Es müsse daher genau geprüft werden, ob sich bei den Schülern die Tagesermüdung regelmäfsig wieder ausgleiche oder ob es unter dem Einflusse des Unterrichts zu einer dauernden oder gar wachsenden Ermüdung komme. Diese dauernden Wirkungen des Unterrichtsbetriebes liefsen sich nur klarlegen durch genaue Prüfung der Arbeitsfähigkeit und Ermüdung derselben Schüler an aufeinanderfolgenden Tagen, am Anfang und Ende der Schulwoche, vor und nach den Ferien. Nur solche psychologischen Untersuchungen könnten in der Überbürdungsfrage entscheidend sein.

Kr. giebt sodann eine Übersicht über die verschiedenen Arten von derartigen Versuchen zur Feststellung der Ermüdung. Laser in Königsberg stellte bei 13—14jährigen Knaben und

Mädchen an einem fünfstündigen Schultage in den ersten zehn Minuten jeder Stunde Versuche mit regelmäfsig zusammengestellten Additionen und Multiplikationen an. Schulze in Leipzig verwandte zu gleichem Zweck Aufgaben im Addieren von einstelligen Zahlen und Abschreiben von Buchstaben bei 12—13-jährigen Mädchen. Oehrn nahm ähnliche Versuche mit erwachsenen Personen vor. Richter in Jena legte Untertertianern gleichartige arithmetische Aufgaben in der ersten Vormittagsstunde des einen und der vierten des anderen Tages vor; bei Obertertianern versuchte er es einmal mit Aufgaben derselben Art, ein anderes Mal mit der Bildung griechischer Verbalformen in fünf Gruppen in einer ersten und einer fünften Vormittagsstunde; andere Versuche stellte Friedrich in Würzburg mit Abschreibe-, Additions- und Multiplikationsaufgaben, Kemsies in Berlin mit Rechenaufgaben und den Ergographenkurven an. Ebbinghaus versuchte die Kombinationsfähigkeit der Schüler dadurch zu prüfen, dafs er ihnen Lesestücke vorlegte, in denen einzelne Silben, Laute und Worte ausgelassen waren; die Kinder hatten dieselben zu ergänzen; die Zahl der begangenen Fehler wurde als umgekehrtes Mafs der Kombinationsgabe betrachtet.

Nach unserem Urteil sind diese Arten, die Ermüdung zu messen, durchaus nicht geeignet, ein zuverlässiges Bild zu geben. Denn einmal weichen die Bedingungen dieser wissenschaftlichen Versuche zu sehr von denen der wirklichen Schulstunde ab, da sie zum Teil eine so gesteigerte Anspannung der Aufmerksamkeit erfordern, wie sie in der Schulstunde nur ausnahmsweise gefordert wird; keineswegs also ist man berechtigt, die Ergebnisse solcher Versuche ohne weiteres bezüglich der Ermüdungsbemessung den Wirkungen des Unterrichts selbst gleichzusetzen. Sodann ruft schon der rasche Wechsel von der Thätigkeit in dem voraufgegangenen Teile der Unterrichtsstunde zu der in sie eingeschobenen Versuchsarbeit ein Gefühl der Unlust leicht hervor infolge der Schwierigkeit, sich unvermittelt in den neuen Gedankenkreis zu versetzen. Ferner aber sind die den Schülern aufgegebenen Leistungen teilweise so einförmig und öde, erfüllen die grofse Menge der Schüler von vornherein mit solcher Unlust und langweilen sie so sehr, dafs unbedingt die unter dem Einflusse dieser Unlust und Langeweile hervorgebrachten Leistungen den Eindruck weit gröfserer Ermüdungswirkungen herbeiführen müssen, als es dem thatsächlichen Zustande entspricht. Geradezu widersinnig aber erscheinen solche Versuche, wobei (S. 23) die Schüler die vorgelegten Worte, um nicht durch den Sinn beeinflufst zu werden, rückwärts abschreiben mufsten!! Dafs bei einer solchen durchaus sinnlosen Aufgabe die Lust der bedauerlichen Versuchsobjekte an der ihnen zugemuteten Leistung, die doch selbst einem Kinde höchst zwecklos erscheinen mufs, von Minute zu Minute abnimmt und der Widerwille wächst, ist ebenso

selbstverständlich, als dafs solche mit Widerwillen und Unlust ausgeführten Arbeiten notwendigerweise den Eindruck einer ganz ungewöhnlichen Ermüdung hervorrufen müssen und daher keinen Mafsstab für die Feststellung der Ermüdung der Schüler durch den wirklichen, nach pädagogischen Grundsätzen erteilten Unterricht abgeben können.

Ferner wird dadurch, dafs bei den meisten dieser Versuche in erster Linie die Geschwindigkeit der Arbeit gemessen wird, während die Zuverlässigkeit der Leistung dagegen zurückgesetzt wird, ein falsches Bild von dem geistigen Zustande der Versuchsobjekte erzeugt.

Als die wichtigsten Untersuchungen auf dem Gebiet der Überbürdungsfrage bezeichnet Kr. die von Griesbach in verschiedenen Klassen des Gymnasiums und der Oberrealschule zu Mülhausen, sowie an Schülern der mit der Oberrealschule verbundenen Industrieklassen, der Spinn- und Webschule und Volontären der elsässischen Maschinenfabrik u. a. vorgenommenen Untersuchungen mittels des Tastzirkels. Griesbach glaubt in dem kleinsten Abstande der Zirkelspitzen, der gerade noch zwei Berührungsempfindungen auf der Haut erzeugt, ein Mafs für die Gröfse der Ermüdung gefunden zu haben. Mit ihrem Anwachsen müssen die Spitzen immer weiter von einander entfernt werden, um getrennte Eindrücke zu erzeugen. Diese Untersuchungen liefsen ganz die gleichen Veränderungen durch die Einflüsse des Unterrichts erkennen. An schulfreien Tagen konnten nennenswerte Schwankungen der Tastwerte nicht nachgewiesen werden; dagegen stiegen die Zahlen im Laufe des Unterrichts sehr bedeutend, auf das Doppelte und selbst das Vierfache der Norm, an. Die verschiedenen Fächer übten einen verschieden starken Einflufs aus: namentlich Mathematik und Latein setzten die Hautempfindlichkeit stets beträchtlich herab. In der Mittagspause sanken die erkannten Zirkelabstände wieder, aber meist nicht bis zu ihrer gewöhnlichen Gröfse; es blieb vielfach noch anscheinend ein Rest unausgeglichener Ermüdung zurück. Aus der Thatsache, dafs bei einer gröfseren Zahl von Schülern auch am Morgen vor Beginn des Unterrichts eine Herabsetzung der Empfindlichkeit gegenüber den schulfreien Tagen bestand, schliefst Griesbach, dafs viele Schüler nicht gehörig ausgeruht und frisch morgens zur Schule kommen. Sehr herabgesetzt fand er die Hautempfindlichkeit nach mündlichen und schriftlichen Prüfungen. Griesbach kommt zu dem Resultat, dafs kein Schulknabe und selbst kein Erwachsener ohne Gefahr für seine Gesundheit Tag ein Tag aus geistig so lange zu arbeiten imstande sei, wie es der heutige höhere Unterricht bei strenger Durchführung erheische. Er fordert in Übereinstimmung mit Kraepelin mit Nachdruck Beseitigung aller wissenschaftlichen Nachmittagsstunden, späteren Beginn des Morgenunterrichts, auch im Sommer, nie vor 8, für jüngere

Schüler nicht vor 9 Uhr, möglichste Beseitigung aller Schulprüfungen, Einschränkung der Hausarbeit und namentlich des öden Gedächtniskrames.

Kraepelin hebt hervor, durch die Untersuchungen von Friedrich und Griesbach sei der Nachweis erbracht, daſs die Mittagspause nicht ausreiche, um die Ermüdung des Vormittags auszugleichen.

Als durchaus unzweckmäſsig bezeichnet Kr. es mit Recht, Turnstunden in die ersten Vormittagsstunden zu legen; das Turnen gehöre an das Ende des Unterrichts.

Zwei Umstände haben nach Kr.s Ansicht die Gefahr der Überbürdung verschärft, das Berechtigungswesen, durch das, insbesondere durch die Rücksicht auf den einjährigen Militärdienst, in die mittleren Klassen eine gröſsere Anzahl von Schülern hineingedrängt werde, die nur mit der äuſsersten Mühe zum Ziel gebracht werden könnten, und das Fachlehrertum, das den Nachteil mit sich führe, daſs dem Lehrer der Überblick über die Gesamtbelastung der Schüler zu sehr verloren gehe. In diesen Punkten kann er auf die Beistimmung weitester Kreise der höheren Lehrerschaft rechnen.

Als feststehend bezeichnet Kr. auf Grund der angestellten Untersuchungen, daſs sich im Laufe des Schultages die Zeichen einer beträchtlichen Ermüdung einstellen, ferner, daſs die Ermüdung bei den verschiedenen Persönlichkeiten in sehr beträchtlichem Grade differiert und daſs das jüngere Lebensalter gröſsere Ermüdbarkeit als die älteren Schüler zeigt, endlich, daſs die einzelnen Unterrichtsgegenstände sehr verschieden auf die Ermüdung einwirken. Der Unterrichtsplan sei daher so zu gestalten, daſs die schwierigeren Aufgaben in die Zeit der gröſsten Frische fielen und daſs ein Wechsel zwischen anstrengenderen und zwischen leichteren Stunden stattfinde. Nach diesem Prinzip verfahren alle einsichtigen Direktoren bei der Stundenverteilung schon längst; daſs es Ausnahmen giebt, soll allerdings nicht bestritten werden.

Die Beobachtung, daſs eine rein technische Thätigkeit ohne gröſsere Muskelanstrengung sehr geringe Ermüdungswirkungen entfalte, weist nach Kr. auf den Handfertigkeitsunterricht als Erholungsarbeit hin. Unseres Erachtens dagegen trägt Bewegung in frischer Luft besser zur Erholung bei als Handfertigkeitsunterricht in geschlossenem Zimmer.

Zu welchen neuen Ergebnissen haben denn nun die von Kr. und anderen angestellten Versuche geführt? Daſs die Ermüdung im Laufe eines Schultages stetig zunimmt, ist ein alter Erfahrungssatz; daſs eine Latein- oder Mathematikstunde den Schüler mehr anstrengt als eine Religionsstunde, weiſs jeder Abiturient aus eigener Erfahrung; daſs die geistige Anspannung im Unterricht auf die einzelnen Schüler je nach ihrer geistigen und körperlichen Veranlagung sehr verschieden einwirkt, ist gleichfalls

eine Lehre, die heutzutage jeder Seminar-Kandidat schon sozusagen mit der pädagogischen Muttermilch in sich aufnimmt. Sonst ist kaum etwas Wesentliches in den Ergebnissen zu entdecken. Somit bleibt uns Lehrern nichts übrig, als uns an einen der Schlufssätze der Kraepelinschen Schrift zu halten: „Unsere (der Ärzte) Kenntnis von dem Umfang und der Richtung der (Überbürdungs-) Gefahr ist eine zu lückenhafte und unvollkommene, als dafs wir mit unseren Abänderungsplänen über vorläufige Entwürfe hinausgehen könnten“.

Von irgendwelcher Überbürdung der Schüler kann nach den bedeutenden Erleichterungen, welche durch die neuen preufsischen Lehrpläne herbeigeführt sind, im Ernste wohl nicht mehr die Rede sein, wenigstens nicht von einer Überbürdung solcher Schüler, die ihrer geistigen Beanlagung nach zum Besuche einer höheren Schule befähigt sind. Anders steht es mit den unfähigen Elementen, die von jeher den Ballast der höheren Schulen bildeten und mitgeschleppt werden mufsten und die in stetig steigender Zahl durch das leidige Berechtigungswesen zum Besuche von Anstalten verleitet werden, deren Anforderungen sie von vornherein nicht gewachsen sind; solche blieben besser den höheren Schulen überhaupt fern. Auf keinen Fall aber darf ihnen zuliebe das Mafs der Anforderungen an geistige Kraft und geistige Übung noch mehr herabgesetzt werden, als es jetzt bereits geschehen ist; jede weitere Herabsetzung würde den höheren Schulen und dem Staate geradezu verhängnisvoll sein, da sie die geistige Verweichlichung der Jugend zur Folge haben müfste.

Marburg a. Lahn. Adolf Lange.

Jul. Baumann, Über Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage. Berlin 1897, Reuther u. Reichard. 86 S. 8. 1,80 M.

Das dritte Heft der von Schiller und Ziehen herausgegebenen Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiet der pädagogischen Physiologie und Psychologie behandelt ein verhältnismäfsig wenig bearbeitetes Gebiet der Pädagogik, das der Erziehungslehre. Der Verfasser, der das angegebene Thema zum besonderen Gegenstand seiner Studien gemacht hat, legt, gestützt auf umfassende Kenntnis der einschlägigen Litteratur, die Ergebnisse der psychologischen Forschung über dasselbe dar. Gemäfs dem heute allgemein anerkannten Grundsatze des psychophysischen Parallelismus berücksichtigt er die physiologische und die psychologische Seite der Willensentwicklung, allerdings mit besonderer Betonung der ersteren. So wird in den ersten Kapiteln ausführlich dargelegt, dafs alle Willensbethätigung, insbesondere auch das sittliche Handeln, durchaus körperlich bedingt sei, nicht blofs insofern jeder Willensakt zu seiner Ausführung bestimmter, besonders

auch zentraler körperlicher Funktionen bedarf, sondern auch insofern ein solcher Akt ohne die erforderliche Nerven- und Muskelkraft überhaupt nicht zustande kommen kann. Aus diesem Umstande folgt, wie der Verfasser hervorhebt, dafs im Interesse der Erziehung der Ernährung besondere Sorgfalt gewidmet werden mufs. Die psychischen Faktoren der Willenshandlungen, die Vorstellungen und Gefühle, haben an sich noch keinen effektiven Willen zur Folge, sondern nur soweit eine unwillkürliche Bethätigung voraufgegangen und eingeübt ist, so dafs die zur Ausführung erforderlichen körperlichen Bewegungen sich von selber anschliefsen. Die Entwicklung des Willens vollzieht sich somit nach Baumann in folgender Weise. Zuerst treten instinktive Regungen hervor, sei es unmittelbar infolge von Trieben, zu denen z. B. auch der Wissens-, Ehr- und der künstlerische Gestaltungstrieb gehören, oder infolge von Nachahmung fremder Beispiele. Mit dieser Art der Bethätigung verbindet sich nun die darauf bezügliche Vorstellung und Wertschätzung, die dann ihrerseits wiederum die betr. Bethätigung anzuregen vermögen. Die Einwirkung der ersteren auf die körperlichen Bewegungsorgane beruhen demnach auf einer umgekehrten Association. Erst eine derartige bewufste, d. h. von der Vorstellung und Wertschätzung geleitete Aktivität will der Verfasser als Sache des eigentlichen Willens bezeichnet haben, im Gegensatze zu Wundt, der auch die noch nicht mit deutlichem Bewufstsein, sondern nur mit dunklen Gefühlen verbundenen Triebe als Formen, und zwar als unentwickelte Formen des Willens auffafst. Diese Unterscheidung ist von grundsätzlicher Bedeutung; sie läuft auf die Frage hinaus, ob der Wille als besonderer psychischer Faktor anzunehmen ist oder nicht. Denn wenn derselbe nicht als ein solcher ursprünglicher Faktor vorausgesetzt wird, der sich schon in der einfachsten Form der Bethätigung, im Triebe äufsert, so ist, wie der zuletzt genannte Psychologe bemerkt, nicht einzusehen, wie er sich in den zusammengesetzten Formen der Bewegungsvorgänge äufsern und sich derselben zur Verwirklichung seiner Zwecke bedienen soll. Folgerichtigerweise müfste nach meiner Meinung die Auffassung Baumanns von der Natur des Willens zu der namentlich von Münsterberg und Ziehen vertretenen Ansicht führen, nach welcher von einem eigentlichen Willen überhaupt nicht die Rede sein kann, die sogenannten Willenshandlungen vielmehr mechanisch verlaufende motorische Vorgänge bedeuten; lediglich der Umstand, dafs bei eingeübten Bewegungen die Vorstellung von denselben der Ausführung vorausgeht, erwecke den Anschein, dafs dieselben willkürlich erfolgen, weshalb wir derartige Bewegungen als Willenshandlungen bezeichnen. Der Verfasser spricht gleichwohl wiederholt von vorsätzlicher Aufmerksamkeit (Apperzeption), welche ihren Einflufs auf das praktische Verhalten äufsere, und nimmt also offenbar eine spontane Funktion an. So erklärt er (im An-

schlufs an James) S. 13: „Wollen ist die Art Aufmerksamkeit, welche gerichtet ist auf Vorstellungen, beim Wollen nach aufsen auf motorische Vorstellungen, beim inneren Wollen auf die Vorstellung einer in einem psychischen Zustande zu bewirkenden Änderung“. Ferner spricht er S. 42—43 von der Möglichkeit, geistige und sittliche Anlagen durch Vorsatz zur Entwicklung zu bringen. In Bezug auf die psychologische Erklärung der Willensentwicklung scheint mir deshalb eine Lücke vorhanden zu sein. Im übrigen bietet die Schrift reiches Material in Bezug auf die Mittel und Wege der Willens- und Charakterbildung. Allerdings sind die Darlegungen mehr akademisch gehalten, als dafs sie einen planmäfsigen Gang der Erziehung vorzeichneten, welcher der praktischen pädagogischen Wirksamkeit zur Richtschnur dienen könnte. Hierzu bedarf es nach meiner Ansicht einer weiteren Arbeit, die neben den Ergebnissen der neueren Psychologie namentlich auch die unmittelbar für die Praxis bestimmten Ausführungen Herbarts über die Erziehung zu verwerten hätte.

Wittstock. A. Huther.

Karl Erbe, Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen. Als Grundlage für eine Verständigung über die Aussprache des Deutschen zusammengestellt und der Zehnten Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gewidmet. Stuttgart 1897, Paul Neff. 16 S. gr. 8. 0,30 M.

Der Herr Verfasser ist bekanntlich ein eifriger Vorkämpfer für die sorgfältige Berücksichtigung der richtigen Aussprache des Deutschen in der Schule und tritt mit Nachdruck dafür ein, dafs bei der Bestimmung dessen, was als gute oder als richtige Aussprache zu gelten habe, dem Süddeutschen die ihm gebührende Rücksicht zuteil werde.

Er nimmt an, dafs es bei der grofsen Verschiedenheit nicht nur der wirklichen Aussprache, sondern auch der Ansichten über die zu erstrebende Aussprache erst einer Vereinbarung über die richtige und daher in den Schulen zu lehrende Aussprache bedürfe.

Als Grundlage für eine solche Verständigung soll das vorliegende Schriftchen dienen. Die darin enthaltenen „Sätze“ stimmen dem Inhalt nach mit der ausführlicheren Schrift des Verfassers „Leichtfafsliche Regeln für die Aussprache des Deutschen u. s. w.“ und nach Inhalt und Form mit einer Arbeit Erbes in der Zeitschrift „Le Maître phonétique“ im wesentlichen überein. Zu den „Viermal sechs“ Sätzen, welche diese im Augustheft des vorigen Jahrgangs der genannten Zeitschrift stehende Arbeit enthält, sind in der vorliegenden Schrift noch einmal sechs die Betonung betreffende Sätze hinzugekommen, die sich wieder dem Inhalt nach auch in den „Leichtfafslichen Regeln“ finden. Sachlich stimmen unsre „Fünfmal sechs Sätze“ zwar, wie schon gesagt, im wesentlichen, aber nicht durchaus mit den „Leichtfafslichen

Regeln" überein; sie stellen, wie der Verfasser bemerkt, „eine Vereinbarung dar, und eine solche ist nicht möglich, ohne dafs nach der einen oder andern Seite Zugeständnisse gemacht werden". Jedenfalls ist die in den Sätzen vorliegende Vereinbarung nur als eine vorläufige anzusehen, da die Sätze ja als Grundlage für eine Verständigung dienen sollen. Dazu sind sie in der That wohl geeignet; denn sie enthalten fast nur solche Vorschriften, die in allen Gauen Deutschlands wenn auch nicht befolgt, so doch als richtig und befolgenswert anerkannt werden. Geht der Herr Verfasser ja doch von der ohne Zweifel richtigen Ansicht aus, dafs keine Stadt, keine Landschaft das Deutsche ganz rein und ohne mundartliche Färbung spreche, sondern dafs die deutsche Bühne die Stelle sei, wo das Deutsche am reinsten, „wo ein schönes, von offenbaren Fehlern freies, das gesprochene Wort mit dem geschriebenen meist in Einklang erhaltendes Deutsch gesprochen werde", und dafs sich daher die Aussprache in der Schule im ganzen möglichst an die Sprache der Bühne anschliefsen solle, wie es u. a. Hermann Dünzer in der dritten Hauptversammlung des A. D. Sprachvereins in München verlangt hat.

Da aber auch über die richtige Aussprache auf der Bühne bei aller Übereinstimmung im grofsen und ganzen doch im einzelnen mehrfach verschiedene Ansichten gelten, so ist es leicht erklärlich, dafs auch die auf Grund der Bühnensprache für den Gebrauch in den Schulen aufgestellten Regeln über die Aussprache im einzelnen nicht selten verschieden ausfallen werden, je nachdem sie jemand aufstellt, der wie Trautmann die Sprache der Bühne für „wesentlich berlinisch", oder jemand, der sie wie Erbe für wesentlich schwäbisch hält.

In der reichlich ein Drittel der vorliegenden Schrift einnehmenden Einleitung begründet Erbe seine Ansicht, dafs Schwaben die Heimat sowohl unserer Schrift- als unserer Bühnensprache sei. Auf die Prüfung dieser Gründe hier einzugehen fühle ich mich nicht berufen. Bemerkt sei nur, dafs der Herr Verfasser für seine Ansicht nicht nur nambafte Gewährsmänner, besonders Kauffmann[1]), sondern auch eine Reihe eigner feiner Beobachtungen anführt.

Was nun „die fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen" betrifft, so beziehen sich sechs davon auf die „Klinger oder Selblaute", achtzehn auf die „Tiser oder Mitlaute" — und zwar je sechs auf die „Klapper oder Verschlufslaute", die „Schleifer oder Reibelaute", und die „Fliefser oder Fliefslaute (Liquidä)" — endlich sechs auf die Betonung.

Ob es ratsam ist, auch Kunstausdrücke wie Klinger, Tiser,

---

[1]) Geschichte der schwäbischen Mundart, bes. in dem ersten Anhang „Die Schriftsprache", S. 288 u. f. S. 308.

— „Galme und Diefse“ nennt sie Trautmann —, Klapper u. s. w. in die Schulen einzuführen, lasse ich dahingestellt sein und wende mich der Besprechung der einzelnen Regeln zu.

Satz 1. „Das Näseln der Klinger ist tadelnswert“, wird kaum auf Widerspruch stofsen.

Satz 2 lautet: „Vor mehreren Tisern (Mitlauten) ist kurzer Klinger vorzuziehen, wenn nicht die Länge geschichtlich begründet ist, oder eine erdrückende Mehrheit für sich hat“.

Dann folgen vier Gruppen von Wörtern, in denen „die lange Aussprache des Klingers entschieden zu verlangen ist“.

Die Fassung der Hauptregel finde ich nicht bestimmt genug. Wenn die kurze Aussprache nur „vorzuziehen“ ist, so ist die lange damit nicht deutlich genug als unrichtig bezeichnet. Ich würde daher lieber sagen: Vor zwei oder mehreren Mitlauten ist der Selbstlaut in den meisten Wörtern kurz.

Ausnahmen bilden folgende Wörter: a) Behörde, Beschwerde u. s. w. Aus der Gruppe a, die Wörter umfafst, deren Stammvokal schon im Mhd. lang war, wo also „die Länge geschichtlich begründet ist“, würde ich das Wort Rost streichen, da man es in einem grofsen Teile Deutschlands trotz des geschichtlichen Rechtes der Länge mit kurzem Vokal spricht; es würde nach meiner Meinung besser zu den Wörtern mit schwankender Aussprache gestellt werden. Dasselbe gilt von Drost in der zweiten, Werder in der dritten Gruppe und von dem Lehnworte Vers. „Eine erdrückende Mehrheit“ für die Länge des Vokals in den Wörtern Drost, Werder und Vers dürfte schwerlich nachzuweisen sein. Vgl. u. a. Sachs in dessen grofsem deutsch-franz. W.-B. und Sanders, W.-B. der deutschen Sprache. Von Rost (Feuerrost) sagt Sachs, es habe „bisweilen“ ein langes o; Sanders, es werde „heute im allgemeinen — — mit geschärftem Inlaut“ gesprochen. Für Drost geben beide nur kurzes o an, für Werder Sachs nur kurzes, Sanders langes und kurzes e; in Vers endlich ist nach Sachs die Aussprache mit langem e provinziell, und Sanders kennt in diesem Worte nur ein kurzes e.

Unter den Wörtern mit schwankendem Vokal finden sich einige, für die nach meiner Meinung nur eine Aussprache mustergültig ist. Oder sollte man wirklich auf der Bühne Norden und worden mit langem, Magd, Vogt, Erde, Schwert, werden mit kurzem Vokal sprechen dürfen? Auch Vietor erklärt in den Wörtern Magd, Vogt u. s. w. die Aussprache mit langem Vokal als mustergültig.

Satz 3 verlangt mit Recht, dafs bei allen Biegungsformen flektierbarer Wörter (mit Ausnahme der starken und unregelmäfsigen Zeitwörter) der Selbstlaut der Stammsilbe dieselbe Dauer habe, also Tāg, hōchst, nāchst, sāgst, gesāgt u. s. w.

In Satz 4, der scharfes Auseinanderhalten von e und ö, i

und ü, ei und eu, ai und äu fordert, wird für y in Wörtern „griechischen Ursprungs“ ganz allgemein die Aussprache ü verlangt. Schwerlich mit Recht. Wie einige hierhergehörige Wörter das y auch schon in der Schrift mit i vertauscht haben, z. B. Silbe, Gips, so andere in der Aussprache, z. B. Krystall, Cylinder. Bei diesen wiegt die Aussprache des y als i so sehr vor, dafs sie von Anhängern lautgetreuer Schreibung auch schon mit i geschrieben werden. Ja auch das amtliche preufsische Regelbuch erwähnt diese Schreibung bei Kristall als zulässig.

Nach Satz 5 sollen lang a, o und ö geschlossen ausgesprochen werden.

Satz 6 heifst: Langes e, das gotischem ai entspricht, ist hoch (geschlossen): ehe u. s. w. bis Zehe, 32 Wörter, in denen allen die angegebene Aussprache zweifellos allgemein als richtig anerkannt wird. Dafs in allen diesen Wörtern e dem got. ai entspricht, ist für die Feststellung der Aussprache nicht entscheidend, jedenfalls für die Schule gleichgültig. Es giebt eine Anzahl von Wörtern mit einem langen e, für die kein gotisches Gegenbild mit ai vorhanden ist. Ist es Erbes Meinung, dafs in diesen allen das lange e offen gesprochen werden soll, also z. B. in sehen? ebenso wie in leben und geben? Doch in Satz 35 kommt Erbe auf die Unterscheidung der E-Laute zurück und wir werden uns daher noch einmal damit zu beschäftigen haben.

Unter den sechs Sätzen über die Aussprache der Klapper oder Verschlufslaute erregt nur der zweite Bedenken, der lautet: „p, t und k werden, wenn sie nicht mit andern Tisern (Mitlauten) verbunden sind, vor stark- und mitteltonigen Klingern behaucht: packen, Turm, Kuh; Pupille, Tataren, Komet, Herzlichkeit = phacken, thurm, khu; phuphille, thathareo, khomet, herzlichkheit“.

Ich möchte eine solche Regel für die Schule lieber nicht gegeben sehen. Wenn Erbe am Schlufs der zu dieser Regel gegebenen Erklärung sagt: „Man wird demnach wohl daran thun, auf die Behauchung von p und t keinen besonderen Nachdruck zu legen; schön klingen Wörter wie P—hap—ha, Ott—ho, t—hut—he gewifs nicht“, so fragt man sich unwillkürlich: „Wozu denn die ganze Forderung?“ Es wäre gewifs zu erwägen, ob man bei Aufstellung von Regeln für die Schule sich nicht darauf beschränken sollte, zu verlangen, dafs p, t und k im Gegensatz zu den stimmhaften b, d, g stimmlos, oder, wie man früher zu sagen pflegte und sich nicht scheuen sollte, schlecht und recht noch heute zu sagen, „hart“ zu sprechen sind. Auch auf die „behauchte“ Aussprache von k (also Khu, — kheit) würde ich keinen Wert legen; es genügt, darauf hinzuweisen, dafs sich bei sorgfältiger Aussprache des k vor betontem Vokal von selber ein leiser Hauch einschiebe. Die Hervorbringung dieses Hauches zu lehren, ist gewifs nicht ratsam. Es würde zu ähnlichen Kunst-

stücken führen, wie sie die Lehrer früher versuchten, indem sie eine Verschiedenheit des Anlautes in Tau und Thau zu erzielen sich bemühten. Vgl. hierzu auch, was Vietor, Elemente der Phonetik und Orthoepie § 102, über die regelmäfsige und die emphatische Aspiration sagt.

Alle übrigen Regeln über die Verschlufslaute sind völlig unanfechtbar. Nur in einem Zusatz zu der Regel 11 findet sich eine Forderung, der ich nicht zustimmen kann, nämlich dafs das g der Endung ig als Verschlufslaut gesprochen werden soll. Ich glaube, dafs die im Jahre 1887 für die Berliner Bühne festgesetzte Aussprache, nach welcher —ig und —ich gleichlautend sind, dem weit überwiegenden Gebrauch entspricht.

Es folgen nun sechs Sätze über die „Schleifer oder Reibelaute". Die drei Regeln über die Aussprache der S-Laute sind ohne weiteres zu unterschreiben. Es soll nämlich im Inlaut zwischen s und ß unterschieden, s nach r nicht wie sch, und sp und st im Anlaut wie schp und scht gesprochen werden.

Auffallend ist nur, dafs Erbe es für zulässig hält, s im Anlaute stimmlos zu sprechen. Es würde uns doch seltsam anmuten, wenn wir auf der Bühne ßingen und ßagen hörten, statt singen und sagen.

In Satz 16, der die Aussprache des Ch behandelt, ist angegeben, dafs in Chlor und Chrom ch wie k gesprochen werde. Für Chlor ist nachher angegeben, dafs die Aussprache des ch zwischen k und ch schwanke. Ich würde für beide Wörter ch vorziehen. Sanders giebt für Chlor nur diese Aussprache an, bei Chrom sagt er, „einige" sprechen Krom.

Ob es richtig ist, wie in Satz 17 geschieht, zu verlangen, dafs h vor der Endung —ung (z. B. in Drohung) — ebenso wie vor tonlosem e (z. B. in Lohe, drehen, gehen) — nicht gesprochen werde, bezweifle ich. Vietor will es vor Vokalen mit Nebenton ausgesprochen wissen.

In dem über die Aussprache des V handelnden Satz 18 sagt Erbe, in Fremdwörtern verdiene w den Vorzug; so in Vakanz, Violine, Klavier, Vokal; jedenfalls sei es so zu sprechen in Verdikt = Wahrspruch.

Soweit meine Erfahrung reicht, spricht man fast allgemein Ferdikt; diese Aussprache möchte ich daher mit Vietor und Sachs wenigstens als zulässig erklären. Vietor führt sie in der Schrift „Die Aussprache des Schriftdeutschen" als gleichberechtigt mit „Werdikt" an.

Die nun folgenden sechs Sätze über die „Fliefser oder Fliefslaute (Liquidä) treffen nach meiner Meinung überall das Richtige. Insbesondere ist es anzuerkennen, dafs Erbe mit Nachdruck die deutliche Aussprache des r empfiehlt. Ich glaube, dafs Gartner zu schwarz sieht, wenn er in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht XI 279 die Ansicht ausspricht,

r nach Vokalen sei nicht mehr zu retten, es gehe den Weg, den es im Englischen gegangen sei. Jedenfalls sollte die Schule der Bequemlichkeit, die r nach Vokalen schwinden läfst, in a oder in ch verwandelt, ernstlich entgegentreten.

An die 24 Sätze über die Aussprache der Laute schliefsen sich nun sechs Sätze über die Betonung an. Von diesen dürfte einer wenig Freunde finden. Es ist Satz 28, der folgendermafsen lautet:

„In fremden Vornamen ist die Betonung der Stammsilbe zu bevorzugen: Auguste (wie August), Philippine (wie Philipp), Fridoline (wie Fridolin), Helene, Irene, Marie, Sophie u. s. w."

Mir scheint die hier bevorzugte Betonung nur bei Sophie weitverbreitet, bei Marie nicht selten zu sein, bei allen andern mutet sie uns ganz fremdartig an. Ja ich glaube, dafs auch die von Erbe in den „Leichtfafslichen Regeln" als entschieden falsch bezeichnete Betonung der deutschen Vornamen Mathilde, Brunhilde, Hermine, Alwine, Elfriede, Adele, Adeline, Wilhelmine u. s. w. so allgemein üblich ist, dafs der Kampf gegen sie vollkommen aussichtslos erscheint. Wer heut zu Tage Mathilde, Brunhilde, Hermine u. s. w. sprechen wollte, würde sich der Gefahr aussetzen, gar nicht verstanden zu werden.

Wie hier, so scheint mir Erbe auch in einigen andern Fällen dem allgemeinen Sprachgebrauch im Vergleich zu dem, was logisch und sprachgeschichtlich richtig ist, zu wenig Gewicht einzuräumen. So, wenn er offenbar, Offenbarung verlangt, während doch ziemlich allgemein offenbar, Offenbarung gesprochen wird.

Dahin gehört es auch, wenn er sagt: „Zu retten dürfte die richtige Betonung noch sein in Forelle, abscheulich, vortrefflich, barmherzig und lutherisch". Nur für das letzte Wort kann ich ihm — und auch hier nur mit Einschränkung — zustimmen.

Auch in betreff der Ausstellungen, die er an den Betonungsangaben in Sachs' deutsch-französischem und Thieme-Preufsers deutsch-englischem Wörterbuch glaubt machen zu müssen, kann ich ihm nicht überall recht geben. Es ist nun einmal nicht anders. Gegen den allgemeinen Gebrauch kämpfen Logik und Grammatik selbst vergebens, und es wird wohl dabei bleiben, dafs man sagt: das Ungeheuer, aber ungeheuer grofs, unsterblich, allmächtig, leibhaftig (der leibhaftige Teufel). In betreff der Gründe, die zu solcher, von der gesetzmäfsigen abweichender Betonung geführt haben, verweise ich auf Erbes eigne feine Beobachtung in unserer Schrift selbst und in den „Leichtfafslichen Regeln" S. 33. Hier werden auch die Dichter für manche falsche Betonung verantwortlich gemacht.

Den Schlufs der Arbeit bilden „Sechs weitere Punkte, über die noch nicht entschieden ist, dem Schüler aber Auskunft ge-

geben werden mufs". Von diesen betreffen die drei ersten Beobachtungen über einige weniger wichtige Verschiedenheiten in der norddeutschen und der süddeutschen Aussprache, die drei andern sprechen Wünsche aus, nämlich erstens, dafs bei der Wortbildung die Quantität des Vokales — „die Dauer des Klingers" — der Stammsilben nicht ohne innern Grund geändert, zweitens, dafs das e durchgängig je nach seinem Ursprung aus, oder seiner Verwandtschaft mit a und i verschieden gesprochen, endlich drittens, dafs die schwäbische Unterscheidung von ei (mhd. î) und ai (mhd. ei), au (mhd. û) und au (mhd. ou), eu (mhd. iu) und äu (mhd. öü) erhalten werden möchte.

Zur Erfüllung dieser Wünsche dürfte nicht allzugrofse Aussicht vorhanden sein. Ich glaube nicht, dafs man in Norddeutschland bereit sein wird, Erde und werden wieder, wie es Satz 34 wünscht, mit kurzem Vokal in der Stammsilbe zu sprechen, und noch weniger Geneigtheit wird sich finden, den zuletzt ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen, da der Norddeutsche im allgemeinen eine Unterscheidung der genannten drei Doppellaute je nach ihrem Ursprung gar nicht kennt.

Auch die Regelung der Aussprache des e in der Stammsilbe nach dem angegebenen Grundsatz, d. h. auf Grund der Sprachgeschichte, würde grofsen Schwierigkeiten begegnen. Nicht nur würde der wissenschaftliche Grund für eine solche Scheidung nur wenigen klar sein, denn wie viele giebt es, auch unter den Gebildeten, die wissen, wo unser e dem gotischen ai entspricht, wo es Umlaut, und wo es dem i verwandt ist! — sondern sie würden auch vielfach zur Änderung jetzt ziemlich allgemein anerkannter Aussprache nötigen. Wollte man auf diesem Gebiete regelnd eingreifen, so könnte es nur auf Grund der heutigen Aussprache geschehen. Diese wäre also zunächst festzustellen, und nur wo sie sich als schwankend erwiese, wäre die Geschichte des Lautes zu seiner Feststellung heranzuziehen. Am einfachsten wäre es freilich, alle kurzen e offen und alle langen geschlossen zu sprechen. (Vgl. u. a. Gartner a. a. O. S. 276). Diese Regel wäre wenigstens leicht zu befolgen, aber sie würde uns in zahlreichen Fällen zur Änderung unserer bisherigen Aussprache nötigen. Vietor sagt a. a. O. S. 13, bei dem grofsen Schwanken der Aussprache des e erscheine eine Wiederherstellung der alten Unterscheidung aussichtslos.

Wenn die Besprechung der kurzen Erbeschen Schrift unverhältnismäfsig lang ausgefallen ist, so mag die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Wunsch, in weiten Kreisen für dieselbe Teilnahme zu erwecken, insbesondere die Lehrer des Deutschen zur Berücksichtigung der sehr verdienstlichen Arbeit anzuregen, dafür als Entschuldigung dienen. Ich selbst bekenne mich Herrn Kollegen Erbe für die empfangene Belehrung und Anregung zu grofsem Danke verpflichtet.

Von Druckfehlern ist mir aufgefallen S. 9 Z. 19 vloug st. vloue und S. 14 Z. 5 v. u. Bestimmungswort st. Grundwort.

Nachträglich bemerke ich noch, dafs die Zehnte Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu Stuttgart von dem Antrag Erbes: „Zu den Aufgaben des A. D. Sprachvereins gehört auch die Pflege der Aussprache des Deutschen. Der Gesamtvorstand wird gebeten, im Anschlufs an die Sprache der Bühne diejenigen Punkte zusammenzustellen, auf deren Beobachtung in allen Schulen strengstens gehalten werden soll" nur den ersten Satz unverändert angenommen hat. An die Stelle des zweiten Satzes wurde gesetzt: „Der Gesamtvorstand wird gebeten, diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und ihm Raum in der Zeitschrift zu gewähren".

Hersfeld. Konrad Duden.

---

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, herausgegeben und erläutert von W. Fielitz. Zweiter und dritter Band. Stuttgart o. J., J. G. Cotta. 266 u. 205 S. 8. geb. 2 M.

Auf den ersten Band dieser neuen, mit rühmlicher Sorgfalt und Vollständigkeit veranstalteten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Lotte haben wir Jahrg. 1896 S. 737 dieser Zeitschrift hingewiesen. Die vorliegenden zwei, die Sammlung abschliefsenden Bände enthalten die Briefe beider, dazu aber auch die der Schwiegermutter und der Schwägerin Schillers, aus der Zeit des Brautstandes und der Ehe Schillers und Lottes. Auch hier sind den einzelnen Briefen knappe, aber ausreichende Anmerkungen beigefügt, die über die in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten, Ereignisse, Verhältnisse u. s. w. erwünschten Aufschlufs geben, während kurze Ausführungen vor einzelnen Briefen, wenn nötig, die Veranlassung dieser aufzeigen oder den biographischen Faden weiterspinnen. Ein dreifaches Register (Übersicht über die Briefe, über die bisherigen Drucke, Personenverzeichnis) ist dem dritten Bande beigegeben. Das Werk bildet einen Teil der bekannten Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur und darf als eine wertvolle Bereicherung dieser bezeichnet werden.

2) Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. Dritte Auflage. Erster Band. Stuttgart 1897, J. G. Cotta. 466 S. 8. 3 M.

„Bei der eisigen Kälte und tödlichen Gleichgiltigkeit, welche die ganze deutsche Nation von jeher meinem poetischen und litterarischen Schaffen gezeigt hat und noch jetzt zu zeigen fortfährt, wo mein Abend hereinbricht, liegt es wohl oft nahe, dafs mich tiefe Niedergeschlagenheit befällt und dafs ich den Wunsch nicht zurückweisen kann, ich möchte lieber in England oder Italien, in Frankreich oder Spanien geboren sein. Ich kenne diese Länder genug, um zu wissen, dafs mir dort nicht die Teilnahmslosigkeit begegnet wäre, wie im 'Lande der Dichter und

Denker'". So hören wir den Grafen von Schack in seinem Werke „Meine Gemäldesammlung" (dritte Auflage) S. 342f. klagen, und diese Klage wiederholt sich in verschiedenen seiner Werke. Dieser Mangel an Anerkennung von Seiten seiner eigenen Landsleute mufste ihn um so schwerer drücken, da er an seinem deutschen Vaterlande mit ganzer Seele hing und er sich doch auch der Verdienste bewufst war, die er sich um dasselbe erworben hatte. Reich mit Glücksgütern ausgestattet, frei und unabhängig, konnte er nicht nur die meisten der alten und neuen Kulturländer und zwar manche wiederholt besuchen und sich in deren Kultur, besonders in ihre Sprache, Geschichte, Kunst und Litteratur einleben: er hat auch, ein Aristokrat in Haltung und Denkweise und dabei doch liberal im schönsten Sinne des Wortes, seinen Reichtum wie seine vielseitige Bildung der Allgemeinheit nutzbar zu machen gewufst. Er hat die Kunst, besonders die Malerei, gefördert, hauptsächlich durch die Art, wie er aufstrebenden und nach Anerkennung ringenden Talenten den Weg ebnete, er hat eine Gemäldesammlung begründet, die eine Zierde der bayrischen Hauptstadt bildet, er hat die deutsche Litteratur bereichert durch höchst bedeutende wissenschaftliche Werke, besonders auf kultur- und litterar-historischem Gebiete, ferner durch Übersetzungen, die ihn den gröfsten Übersetzern an die Seite stellen, aber auch durch eigene poetische Schöpfungen, die ihm allein schon einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteratur sichern würden. Besonders seine epischen Gedichte, wie die „Nächte des Orients", die „Episoden", „die Plejaden", die Versromane „Lothar", „Ebenbürtig", „Durch alle Wetter" u. a. werden stets eine Quelle dichterischen Genusses sein. So verdient Schack in mehr als einer Hinsicht eine vollere Würdigung, als sie ihm beschieden war, und es hat den Anschein, dafs dem nunmehr Dahingeschiedenen zuteil werden soll, was dem Lebenden versagt war, dafs man immer mehr zu empfinden beginnt, was man an ihm verloren hat. Seine Dichtungen insbesondere gewinnen immer mehr Leser, wie die wiederholten Auflagen der Einzelwerke wie ihre Gesamtausgabe beweisen, von der der Verleger schon nach kurzer Zeit eine dritte Auflage veranstalten konnte. Nicht wenige der Schackschen Dichtungen haben auch bereits in Schullesebücher und Gedichtsammlungen Aufnahme gefunden. Und in der That eignen sich viele derselben zur Lektüre auch in der Schule sowie zu Deklamationen. Spricht doch aus ihnen, wie jüngst ein Interpret Schackscher Dichtungen mit Recht hervorhob, ein nach den höchsten Idealen strebender Geist und ein Gemüt, das mit hinreifsender Begeisterung alles wahrhaft Edle und Schöne verherrlicht, und eine nicht gewöhnliche dichterische Kraft. Dazu kommt die Meisterschaft in der Form, die vollendete Schönheit und Mannigfaltigkeit der Verse und der Rhythmen, die glühende Farbenpracht der Diktion.

Die dritte Auflage meldet sich als eine bedeutend vermehrte an; sie soll die sämtlichen poetischen Werke, auch die zuletzt veröffentlichten umfassen. Der erste Band enthält „Die Nächte des Orients“ und die „Episoden“, Dichtungen, in denen die eben genannten Vorzüge in hervorragender Weise zu Tage treten. Erstere entrollen ein tiefsinniges, lebendiges Bild der Geschichte der menschlichen Geistesentwicklung in ihren Hauptepochen, letztere sind äufserst anschauliche und farbenprächtige poetische Erzählung bedeutsamer Vorgänge aus der italischen Kunstgeschichte, dem griechischen Altertum, der arabisch-spanischen Welt, dem italischen Volksleben u. s. w.

Der Band ist mit einem Bilde Schacks geschmückt.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Walther Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz. München 1897, Bruckmann. XII u. 290 S. 8. geb. 5 M.

Eine Reise nach Florenz gehört heutzutage Gott sei Dank nicht mehr zu den gröfsten Seltenheiten. Wen das Glück für einige Zeit zu der schönen Blumenstadt führt, für den tritt hier zunächst die Kunst des Mittelalters und der Renaissance in den Vordergrund. Enthalten doch die Paläste, Kirchen und Museen von Florenz eine solche Fülle von Denkmälern jener Zeiten, wie kein zweiter Ort der Erde. Auch wer kein Fachmann auf diesem Gebiete ist, der hat an des trefflichen Jacob Burckhardt Cicerone einen Helfer, der ihn nie im Stiche läfst. Anders stand es bisher mit den Antiken, unter denen sich doch so manches hochgepriesene Stück befindet und an welchen am allerwenigsten unsere Amtsgenossen achtlos vorübergehen werden. Da gab es bisher keinen kundigen Führer, der dem nicht fachmännisch gebildeten Beschauer — und gestehn wir's nur frei, das ist doch einstweilen noch die grofse Mehrzahl unter uns — das Inhaltliche der Darstellungen mitgeteilt, die modernen Ergänzungen aufgewiesen und das Ganze kunstgeschichtlich gewürdigt hätte. Diese Lücke füllt in der erfreulichsten Weise der Führer Amelungs aus. Aber nicht nur dem glücklichen Italienfahrer möchte ich ihn empfehlen, sondern auch dem, der zu Hause bleiben mufs. Sind doch die meisten Antiken von Florenz in Abbildungen bequem zugängig, sei es in Baumeisters Denkmälern, oder in den wohlfeilen, vorzüglichen Photographieen von Alinary, Brogi, Anderson oder in dem sogen. Arndt-Amelungschen Einzelverkauf der Verlagsanstalt Bruckmann in München, der „die Bekanntmachung aller von den Berufsphotographen nicht aufgenommenen oder sonst nicht publizierten Monumente durch Photographie mit Beigabe eines kurzen Textes bezweckt“. Das Buch von Amelung giebt allemal die nötigen Verweise. Verschiedene Gründe veranlassen mich, dasselbe an dieser Stelle noch besonders zu empfehlen.

Der Verf. stellt sich stets auf den Standpunkt nicht des Archäologen von Fach, sondern des gebildeten Laien: an ihn richtet er zunächst ganz elementar seine Unterweisungen, um ihn dann allerdings auch in streng wissenschaftlicher Form zu der Höhe der modernen Forschung zu führen, die er in vollem Umfang beherrscht. Ich habe mich, als ich Ostern v. J. gröfsere Teile des Buches in Florenz vor den Monumenten durchnahm, über das pädagogische Geschick gefreut, das der Verf. bei seiner Aufgabe zeigt. So lehrt er z. B. gleich S. 3 aus der Betrachtung der vier Götterstatuen des Palazzo vecchio die Entwickelung der griechischen Kunst von der Mitte des fünften bis zum Beginn des dritten Jahrhunderts. Ausgehend von der archaisehen Gebundenheit des sog. Apoll von Tenea zeichnet er uns in grofsen Strichen das Wesentliche der Kunst des Phidias, des Polyklet, des Praxiteles und Skopas und des Lysipp. Das ist viel instruktiver und haftet viel besser, als wenn einer das Gleiche aus einer umfangreichen Geschichte der Plastik sich aneignen wollte. Praktisch und lehrreich ist z. B. auch die gedrängte Übersicht, die uns S. 152 ff. über die Geschichte und Kunst der Etrusker gegeben wird. Amelung hatte sich S. VIII des Vorworts die Aufgabe gestellt, das vorhandene Material zu einer möglichst gründlichen Einführung in die Kenntnis der gesamten antiken Kunstgeschichte zu verwerten. Er hat sie m. E. gut gelöst. Ein sehr nützliches kunstgeschichtliches Register ordnet die Florentiner Antiken mit Ausschlufs der etruskischen nach Jahrhunderten: wer sich also z. B. über die Kunstweise des vierten Jahrhunderts belehren will, der studiere die Ausführungen zu den S. 283/4 aufgezählten Werken. Sehr zu statten kommen dabei die zahlreichen Abbildungen, mit denen die Verlagshandlung nicht gekargt hat.

Ein anderes. Wer über Kunst schreiben will, dem mufs auch der sprachliche Ausdruck eine Kunstübung sein. Es ist eine Sünde, sich an der medizeischen Venus, an der Niobe mit schlechtem oder allzu nüchternem Deutsch zu vergreifen. Sie hat A. nicht begangen. Entsprechend seinem überall hervortretenden feinen ästhetischen Gefühl ist seine Sprache klar, edel, dem Gegenstand angepafst und, wo es angebracht ist, warm und von poetischem Schwung. Beschreiben ist nicht leicht, und gut und schön beschreiben erst recht nicht. In dieser Hinsicht sind ganze Partieen des Buches direkt für die Schule verwendbar. Denn in jeder Prima wird doch wohl mal im Laufe der zwei Jahre die Rede kommen auf Darstellungen, wie die Gruppe des Menelaos und Patroklos[1]), die sogen. Thusnelda, den Marsyas, die Chimära, vielleicht die François-Vase, sicher die Niobidengruppe, den Kopf

[1]) Nicht Aias und Achilleus sind es; der Tote hat in der Gruppe zwei Wunden, Patroklos wird von Euphorbos und Hektor getroffen, Achilleus nur von Paris.

des Homer u. a. Da mag der Lehrer getrost zu unserem Führer greifen, er wird keinen Fehlgriff thun.

Dafs das Buch auch für den Archäologen von Fach von Wert und Bedeutung ist, möchte ich wenigstens nicht verschweigen: es näher auszuführen ist nicht meine Sache und hier nicht der Ort. Zu Ausstellungen habe ich kaum Anlafs; fast kein Druckfehler ist mir aufgestofsen. Dafs die Aufstellung auf den Treppenabsätzen (S. 13, 14) schon nicht mehr der Beschreibung entspricht, dafür kann der Verf. nicht. Die Schilderung der Gewandung an der Persephonestatue (53) und der Verschlingung bei der Ringergruppe (66) ist mir vor den Monumenten als nicht klar erschienen. S. 12 wird in der Anmerkung zu Nr. 6 Milchhöfers Deutung der sogen. Thusnelda als Medea u. a. schlagend widerlegt durch Heranziehung eines römischen Sarkophags im Museum zu Palermo. Derselbe ist mir auch aufgefallen; nach meinen Notizen kann aber nicht beide Male Gallier und Gallierin gemeint sein. In der linken Gruppe trägt der Mann Hosen, Chiton, Mantel und eine Art phrygischer Mütze; die Hände sind über dem Bauch gekreuzt und gefesselt, daneben steht die „Thusnelda“. In der rechten Gruppe ist der Mann ohne Hosen und Mütze, in Chiton und Mantel dargestellt, seine Arme und Hände zeigen die Haltung der „Thusnelda“, während bei der Frau, deren linke Brust nackt ist, die Hände über dem Schofs gefesselt sind.

Ich schliefse mit dem Wunsch: möge es recht vielen von uns bald vergönnt sein, in Florenz vor den Denkmälern zu prüfen, ob ich mit Recht Amelungs Führer warm empfohlen habe!

Krefeld. M. Siebourg.

Ernst Wagner und Georg von Kobilinski, Leitfaden der griechischen und römischen Altertümer für den Schulgebrauch zusammengestellt. Mit 14 Grundrifszeichnungen im Text, 22 Bildertafeln und Plänen von Athen und Rom. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 181 S. 8. 3 M.

Die lateinische und griechische Lektüre von Tertia an giebt dem Lehrer Veranlassung den Schülern allmählich das Wesentlichste über das öffentliche und private Leben der beiden alten Kulturvölker mitzuteilen. Wenn auch nicht zu befürchten ist, dafs die Lehrer einer Anstalt selbst bei der Benutzung verschiedener Hilfsmittel in der Überlieferung des Thatsächlichen und allgemein als richtig Anerkannten von einander abweichen werden, so ist es doch wünschenswert, wenn sie sich desselben Buches für diesen Zweig des altsprachlichen Unterrichts bedienen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist der vorliegende Leitfaden recht willkommen zu heifsen. Der Lehrer findet in ihm einen sorgfältig geordneten und bis ins Kleinste durchgearbeiteten Lehrstoff.

E. Wagner bespricht in 145 Paragraphen die verschiedenen Seiten des öffentlichen Lebens der Griechen (Verwaltung, Rechtspflege, Kriegswesen, Beziehungen der Staaten untereinander, Re-

ligionswesen), dazu § 146—162 das Privatleben. Einen Anhang bildet die Beschreibung der Stadt Athen und der Stätten in Olympia. Dieselbe Anordnung befolgt G. v. Kobilinski in der Bearbeitung der römischen Altertümer, nur dafs er die Beschreibung des alten Rom an die Spitze gestellt hat. Diese Darstellung umfafst § 175—324.

Die Verfasser denken sich die Benutzung des Leitfadens so, dafs die Realien auf jeder Klassenstufe systematisch behandelt und wiederholt werden. Offenbar soll dies geschehen, wenn die Lektüre und der sonstige Unterrichtsstoff der Klasse darauf führt. Da die Quarta wegen der griechischen Benennungen ausgeschlossen ist, so bleibt als Anfangsklasse die U III. Für diese Klasse eignen sich die §§ 239—260 über das Kriegswesen der Römer; aber hiervon kann nur wenig verwendet werden. Dieser kurze Abrifs wird in O III wiederholt, zur Erweiterung des Wissens liegt kein Anlafs vor. Die Xenophon-Lektüre führt auf die §§ 66—71. Die Erzählung von Philemon und Baucis giebt Gelegenheit, das Wesentlichste aus § 320 (*cena*) den Schülern zu sagen. In U II kommen für Homer die §§ 1—4 und 72 hinzu. Die meisten Abschnitte werden im geschichtlichen Unterricht der O II behandelt und bei der Lektüre in den obersten Klassen wiederholt und in mäfsigem Umfange erweitert werden.

Ohne Zweifel wird durch dieses Buch die Erkenntnis der gesamten Verhältnisse der alten Kulturvölker ungemein vertieft; aber für das Verständnis der Schriftsteller braucht aus dem reichen Inhalte verhältnismäfsig nur wenig mitgeteilt zu werden, und wegen der knapp bemessenen Zeit kann über dieses Mafs nicht hinausgegangen werden. Deshalb halte ich das Buch nicht für ein Lernbuch; den Zwecken des Schulunterrichts genügt ein knapper Auszug. Gleichwohl möchte ich den Leitfaden in den Händen der Schüler sehen, damit sie sich in privater Thätigkeit in diese Lektüre vertiefen. Aus diesem Grunde habe ich ihn in mehreren Exemplaren in die Lesebibliotheken der oberen Klassen eingestellt und benutze jede Gelegenheit, die Schüler auf dieses Buch aufmerksam zu machen und zur Lektüre zu ermuntern. Das Verständnis wird durch 14 Grundrifszeichnungen im Texte, 22 Bildertafeln und Pläne von Athen und Rom auf das wirksamste gefördert.

Druck und Ausstattung des Buches sind vortrefflich.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

Franz Harder, Griechische Formenlehre zum Gebrauch für Schulen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Dresden 1897, L. Ehlermann. IV u. 95 S. 8. geb. 0,80 M.

Die für den Bestand des humanistischen Gymnasiums hochwichtige Frage, ob die Anordnungen der neuen preufsischen Lehrpläne die Erfolge des griechischen Unterrichts gefördert haben, scheint nach den bisherigen Erfahrungen noch nicht spruchreif

zu sein. Während in einem Ministerial-Erlafs vom 13. Mai 1897 (vgl. Centralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preufsen, Juni 1897 S. 457) ausdrücklich die „Anerkennung" erwähnt wird, „welche den Erfolgen des griechischen Unterrichts gezollt werden kann", sprechen sich leider viele Lehrer des Griechischen im entgegengesetzten Sinne aus: es sei unmöglich, bei wöchentlich sechs Lehrstunden in zwei Jahren dem Schüler die attische Formenlehre mit der Sicherheit einzuprägen, ohne die an eine fruchtbare Lektüre der Schriftsteller nicht zu denken ist.

Wie dem auch sei, darüber herrscht volle Einigkeit, dafs, wenn es überhaupt möglich ist, die von den Lehrplänen dem griechischen Unterricht gesteckten Ziele zu erreichen, dies nur unter der Voraussetzung geschehen kann, dafs der grammatische Lernstoff auf das Allernotwendigste beschränkt wird. — Diesen Grundsatz hat bald nach Einführung der neuen Lehrpläne Franz Harder in seiner Griechischen Formenlehre mit anerkennenswerter Entschiedenheit zur Geltung gebracht. Hierüber vgl. diese Zeitschrift XLVI S. 227ff.

In der jetzt vorliegenden Neubearbeitung des Buches ist jener Grundsatz durchaus gewahrt geblieben. Wenn trotzdem der Umfang der Formenlehre etwa um ein Viertel gewachsen ist, so liegt dies nur zum kleinen Teil daran, dafs der Verf. einzelne Thatsachen, die ihm früher entbehrlich schienen, z. B. die zweite attische Deklination, *αἰδώς* und *ἠχώ*, das Futurum doricum, Besonderheiten einiger Verba pura, Eigentümlichkeiten der Augmentbildung, jetzt auf den Rat von Fachgenossen aufgenommen hat. Eine viel wichtigere Bereicherung des Buches ist es, dafs Harder der Darstellung des Lernstoffs durch gröfsere Ausführlichkeit und Übersichtlichkeit — Vermehrung der Beispiele, tabellarische Zusammenstellung gleichartiger Erscheinungen, gelegentliche syntaktische Zusätze — einen breiteren Raum gegönnt hat.

Die wenigen Versehen der ersten Auflage sind berichtigt worden; mehrere Regeln haben eine fafslichere und schulgemäfsere Gestalt erhalten. Noch nicht ganz ausreichend für das Bedürfnis der Schule scheinen mir die Angaben über die Enklisis § 9, allzu kurz die Regel über die Bildung des Akkusativs Sing. der Wörter auf *ις* und *υς* § 32, 2. Bei der unregelmäfsigen Komparation, § 53, vermisse ich *χείρων*, *χείριστος*.

Die Anordnung des Stoffes ist dieselbe geblieben; nur ist das praktisch angelegte Verzeichnis der wichtigsten unregelmäfsigen Verben in den Anhang verwiesen. — Der Druck ist sauber und zuverlässig; nur S. 11 u. l. *Σωκράτην*, S. 50 *διδόμεθα*, S. 51 *θώμεθα*.

Zum Schlufs ist festzustellen, dafs die Hardersche Formenlehre durch die verständige und besonnene Neubearbeitung an Brauchbarkeit bedeutend gewonnen hat.

Steglitz. Arnold Krause.

R. Paukstadt, Griechische Syntax zum Gebrauch an Schulen. Zweite, verbesserte Auflage. Dresden und Berlin 1897, L. Ehlermann. X u. 40 S. 8. 0,80 M.

Die erste Auflage des genannten Buches ist von P. Weifsenfels in dieser Zeitschrift 1893 S. 223 ff. besprochen worden, und die Rezension schliefst mit der Erklärung, dafs man die Syntax in der gegenwärtigen Form den Schülern nicht leichten Herzens in die Hand geben könne. Der Unterzeichnete, von der Redaktion der Zeitschrift mit der Besprechung der zweiten, verbesserten Auflage beauftragt, ist leider nicht in der Lage, ein anderes Urteil zu fällen, wenn er auch die Vorzüge des Buches gern anerkennt.

Der Verf. hat „eine Einschränkung des Stoffes auf das Wichtigste, auf die Haupterscheinungen, angestrebt", und es ist nicht zu leugnen, dafs er im allgemeinen eine richtige Auswahl getroffen hat. Es enthält das Buch die Regeln, deren Kenntnis man vom Schüler im Interesse einer gründlichen Lektüre verlangen mufs. Freilich wird mancher Lehrer ungern eine Anzahl von Spracherscheinungen vermissen, die zwar ihres seltenen Vorkommens wegen nicht systematisch besprochen werden können, über die der Schüler aber doch in seiner Grammatik, wenn auch in kleinerem Drucke, Auskunft finden sollte. Aber selbst ein Lehrbuch, das nur Lernstoff, keinen Nachschlagestoff bieten will, sollte doch folgende Punkte enthalten, die ich bei P. vermifst habe: die substantivierende Kraft des Artikels bei Adjektiven, Participien, Genetiven, Adverbien und Infinitiven sowie den Unterschied von *πολλοί* und *οἱ πολλοί* u. ä., die Bedeutung von *καὶ αὐτός*, *καὶ οὗτος*, *οὗτος ὅς*, den Unterschied von *οὗτος* und *ὅδε*, Wendungen wie *ἔστιν ὤν*, den Gebrauch von *πρῶτος* u. ä. statt eines Adverbs, den Wegfall der sogenannten Kopula, Wendungen wie *αὕτη ἐστὶ πρόφασις*, *παύειν τινά τινος* (es findet sich nur in einem Satzbeispiel), *κρατεῖν τινα*, *ὑπερβάλλειν τινά*, *ἐφεστάναι τινί*, die wichtigsten Bedeutungen der Präpositionen in Kompositis (das Gegebene genügt bei weitem nicht), *εἰς* zur Angabe des Zwecks und der ungefähren Anzahl, Wendungen wie *ἐν* (bei) *Σαλαμῖνι*, *ἐν* (unter) *φίλοις*, *ἀντί* = für, *ἱκετεύειν πρός τινος*, *ἐπί* c. dat. zur Bezeichnung des Grundes, *εὖ πάσχειν* als Passiv zu *εὖ ποιεῖν*, die Bedeutung des Part. Perf., *οἷος* und *ὅσος* = *ὥστε*, *ὥστε* = daher, den Gebrauch des Imperfekts beim Irrealis der Vergangenheit, die kausalen und besonders die konsekutiven Relativsätze, das Tempus nach Verben des Versprechens, Hoffens u. s. w., den Infinitiv nach Verben des Lehrens, Wählens und Bestimmens, *μεταμέλει* c. dat. part., die Konstruktion von *σύνοιδα*, die Infinitivkonstruktion bei *μανθάνειν*, *εἰδέναι* und *ἐπίστασθαι*, *μεμνῆσθαι*, *ἐπιλανθάνεσθαι*. — Selten sind mir Wendungen und Regeln begegnet, die ich vom Lernstoffe ausgeschieden sehen möchte, so der Artikel beim Prädikat, *ἀνὴρ ὁ σοφός*, *ἑαυτοῦ* für die 1. und 2.

Person, der doppelte Akkusativ bei lehren, verheimlichen, anziehen, ausziehen, ἀναμιμνήσκειν τινά τινος, der Zielakkusativ sowie der lokale Genetiv und Dativ auf die Frage wo?, der dat. relationis, folgende weniger wichtige präpositionale Wendungen unter der Fülle der zu merkenden Bedeutungen: ἀνὰ πᾶσαν τὴν ἡμέραν, κατὰ τῆς γῆς, μετά τινα ἰέναι, πρὸς ἑσπέραν, παρὰ ποτόν, παρὰ τοῦτο (im Vergleich dazu), ἐπὶ τούτοις (gleich nachher), ὑπό c. gen. im lok. Sinne.

Die Darstellung ist so knapp, dafs zuweilen die Verständlichkeit und noch häufiger die Form darunter leidet, z. B. § 10: A) Äufseres Objekt. 1. nützen und schaden, oder § 16: Gen. partitivus. Οἱ χρηστοὶ τῶν πολιτῶν u. s. w. a) Anteil haben. — An Übersichtlichkeit wird das Buch kaum von einer der modernen Grammatiken übertroffen; nur an wenigen Stellen (z. B. § 11, § 12, 2, A. 2, § 16 b u. c, § 24 b, A. 1) wird man eine übersichtlichere Darstellung wünschen. — Auch die Anordnung des Stoffes hat fast durchweg meinen Beifall. Jedoch würde der Gebrauch des Artikels bei Personennamen richtiger in § 3, 2 (fehlender Artikel) als in § 2, 1 (individualisierender Artikel) behandelt sein, εἶναι und καλεῖσθαι c. gen. part. in § 16 besser zu den übrigen Verben mit part. Gen. gestellt werden, die Aktiva mit passiver Bedeutung zweckmäfsiger in § 36 (Passivum) als in § 35 (Aktivum) aufgeführt sein. Bedenklicher ist, dafs P. in § 50 die hypothetischen Relativsätze und Participialkonstruktionen sowie die futurischen und iterativen Temporalsätze zusammen mit den Bedingungssätzen behandelt hat. Dagegen halte ich für recht angemessen die Einfügung der §§ 43 und 44, in denen einerseits die Konstruktion der Verba des Sagens, Meinens, Wahrnehmens und Wollens übersichtlich dargestellt, anderseits die Hauptregel für den Gebrauch der Modi, Tempora und Negation in Nebensätzen angegeben ist.

Zu einer gröfseren Reihe von Ausstellungen giebt jedoch die Fassung der einzelnen Regeln Veranlassung: § 1 (pron. Gebrauch des Artikels) und § 3, 1 u. 2 (vom Deutschen abweichender Gebrauch des Artikels) fehlt ein „besonders“ oder „u. a“. — In § 2 ist die Überschrift „Gebrauch des Artikels“ zu allgemein, und im Texte ist „daher“ an beiden Stellen mindestens für den Schüler unverständlich; aufserdem ist die Wendung „der Artikel weist auf die Person hin als erwähnt oder bekannt“ stilistisch unschön. — § 3, 1 b und § 4, 2 d würde statt ἀμφότερος besser ἀμφότεροι stehen. — § 3, 2 sind die Beispiele für das Fehlen des Artikels beim Prädikat nicht glücklich gewählt, da hier auch der Deutsche den Artikel fehlen läfst. — § 4 ist nicht gesagt, wann das Adjektiv attributiv und wann es prädikativ gestellt wird. — § 4, 2 e ist formell unrichtig „prädikative Stellung haben αὐτός etc. je nach der Bedeutung“. — § 4, 2 f wird ganz allgemein gesagt, dafs πᾶς prädikativ gestellt werde; das thatsächliche

Verhältnis geht erst aus den folgenden Beispielen hervor. — § 5, 1 würde es statt „die zweisilbigen Formen ἐμοῦ u. s. w. und die accentuierten (nichtenklitischen) σοῦ u. s. w.“ einfacher heifsen „die orthotonierten Formen ἐμοῦ, σοῦ u. s. w.“ — § 6 ist überflüssig die Aufzählung der Formen des Reflexivpronomens. — § 7 mufs es statt des seltenen τὸν ἡμῶν (ὑμῶν) αὐτῶν φίλον heifsen τὸν ἡμέτερον (ὑμέτερον) αὐτῶν φίλον. — Bei der Darstellung des Genetivs sollte die zweite Gruppe nicht als „Separativ“, sondern als „ablativischer Genetiv“ bezeichnet werden, zumal es schwer halten dürfte, den separativen Charakter des gen. causae und pretii zu erklären; bedenklich erscheint es auch, den Genetiv bei den Ausdrücken der Fülle als Separativ zu fassen. — § 14 ist ὁ Κίμωνος, εἰς Ἅιδου, ἦσαν βασιλέως ohne erläuternden Zusatz unverständlich. — § 14 A. würde es statt „beim gen. poss. steht zuweilen ἴδιος und ἱερός“ besser heifsen „der gen. poss. steht auch bei ἴδιος und ἱερός“. — § 15 sollte es statt „gen. obiectivus. Ὁ τῶν πολεμίων φόβος. ἔμπειρος, ἐπιστήμων τέχνης. a) sich erinnern u. s. w.“ heifsen „der gen. obi. steht 1. nach Substantiven, 2. nach Adjektiven, 3. nach Verben: a) sich erinnern u. s. w.“ — § 16 ist ἡ πολλὴ τῆς Ἑλλάδος und Θῆβαι τῆς Βοιωτίας ohne Übersetzung unverständlich. — § 18 findet sich der Genetiv z. T. hinter den aufgeführten griechischen Verben (z. B. ἀπέχειν τινός entfernt sein von), z. T. hinter der deutschen Bedeutung (z. B. παραχωρεῖν τινι jem. weichen, τῆς ὁδοῦ, oder ἀφιστάναι zum Abfall bringen, τινὰ τῶν Περσῶν); bei mehreren Verben steht statt τινά τινος nur τινός, und der Schüler kann deshalb glauben, dafs z. B. χωρίζειν τινός heifse „jem. trennen“. — § 18 c fehlen in der Überschrift die Verba des Beraubens. — § 18 d fehlt hinter ἀκούειν etc. τινός bezw. τί τινος. — § 21 fehlt bei ὠνεῖσθαι etc. die Übersetzung von τί τινος; überdies ist ἐργάζομαι μισθοῦ als einziges Beispiel für den gen. pretii nicht glücklich gewählt. — § 22 sollte es statt „der Genetiv steht auf die Frage wann? a) bei allgemeinen Zeitangaben ohne Attribut, b) innerhalb welcher Zeit?“ heifsen „der Genetiv steht a) ohne Attribut auf die Frage wann?, b) mit Attribut auf die Frage innerhalb welcher Zeit?“ — § 33 liest man, der Gen. und Acc. stehe bei διά = durch, κατά = über hin herab, ὑπέρ = über, und ebenso in § 34 der Gen., Dat. und Acc. stehe bei περί = ringsum, über, παρά = neben, ἐπί = oben auf, an, ferner πρός mit Acc. bedeute nach hin, πρός mit Dat. bei; die einzelnen abgeleiteten Bedeutungen findet man dagegen erst hinter den einzelnen Beispielen, wodurch die Einprägung der Bedeutung sehr erschwert wird. — § 33, 3 c und 34, 1, 3 und 4 findet sich z. T. als Beispiel neben der Präposition ein Kasus des nichtssagenden τις, während sonst bezeichnendere Substantiva zugefügt sind. — § 35 ist ἔχειν (οὕτως) = „sich verhalten“ und πράττειν (καλῶς) = „sich befinden“ zu wenig deutlich; es sollte

heifsen „in Verbindung mit einem Adverb". — In § 38—40 ist die Lehre vom Gebrauch der Tempora recht breit (auf drei Seiten ohne Satzbeispiele!) behandelt. Was ein Lernbuch enthalten mufs, ist der Gebrauch des Ind. Aor., die Bedeutung des Opt. und Inf. Präs., Aor. und Fut. in abh. Aussage- und Fragesätzen sowie des Konj. und Opt. Präs. und Aor. in fut. und iter. Sätzen, endlich der Gebrauch der Participia. Alles andere, was für die Übersetzung von Bedeutung ist, kann gelegentlich mitgeteilt werden. — § 40, 2 sind mehr Beispiele für den ingressiven Aorist nötig. — § 40 A. 2 und 3 durfte die Bedeutung, die der Inf. Präs. und Aor. einerseits und der Opt. Präs. und Aor. anderseits in abh. Aussagesätzen hat, nicht getrennt behandelt werden; hinzuzufügen war die Bedeutung des Inf. bez. Opt. Fut. und der Gebrauch der genannten Verbalformen in abh. Fragesätzen; statt „Temporalsätze" mufste es in Anm. 3 heifsen „fut. und iter. Nebensätze". — § 41 sind die Modi in Hauptsätzen in der Weise behandelt, dafs die Ausdrucksweisen für die Wirklichkeit, die Erwartung, das Gedachte und die Nichtwirklichkeit in Aussagesätzen einerseits und in Begehrungssätzen anderseits angegeben werden. Zweckmäfsiger erscheint es mir, die Bedeutung der einzelnen Modi mit und ohne *ἄν* vorzuführen, da diese der Schüler für die Lektüre kennen mufs. — In § 43 ist *φημί* als einziges Beispiel für die Verba des Meinens nicht zweckmäfsig gewählt. — § 44 ist die Wendung „in Nebensätzen steht der Modus wie in den Hauptsätzen" nicht verständlich; deutlicher wäre „i. N. st. d. M., der in der unabhängigen Form stehen müfste". — In §§ 45—53 (Nebensätze) hätte gleichmäfsig geteilt werden sollen: 1. Eingeleitet durch . . . ., 2. Modi. — § 45 A. 2 lautet für das Tempus (vom Modus braucht hier nicht gesprochen zu werden!) nach verbis sentiendi die Vorschrift „man verwandle den abhängigen Satz in einen Hauptsatz und füge daran den regierenden Satz". Zweckmäfsiger hiefse es „das Tempus wird vom Standpunkt des Schriftstellers bestimmt". — §§ 44—48 würde es statt „Modi der selbständigen Aussagesätze" einfacher heifsen „Modi der unabhängigen Form". — § 45 und § 46 vermifst man eine Übersetzung der Formelbeispiele. — § 48, 2 hätte es heifsen sollen „Modi der unabhängigen Form oder Infinitiv". — § 50 wird den Fällen der Wirklichkeit, des Gedachten und der Nichtwirklichkeit der Fall der Erwartung gegenübergestellt. Diese Bezeichnung pafst aber keinesfalls auf die nichtfuturischen Fälle, und der Verf. hat deshalb bei der Darstellung der einzelnen Fälle dafür den Begriff „temporale Bedingungssätze" eingesetzt und diese Sätze den übrigen reinen Bedingungssätzen zur Seite gestellt. Ferner ist beim wiederholten Fall nur vom Fall der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft die Rede, nicht aber von dem so häufigen Fall der unbestimmten Zeit. Unrichtig ist ferner die Angabe, dafs im Falle der Wirk-

lichkeit der Nachsatz den Indikativ zeige. Die Bezeichnung des pot. Falles als „persönlicher Gedanke des Sprechenden, der daraus seine subjektive Folgerung zieht" wird für den Schüler kaum verständlich sein. Unzweckmäfsig ist endlich die Trennung der Formelbeispiele von den Regeln und Satzbeispielen. — § 52 sollte es statt ὅτε, ὁπότε, ὡς = als, ἐπεί, ἐπειδή = als, nachdem heifsen ὅτε, ὁπότε, ἡνίκα = wenn, als, ὡς, ἐπεί, ἐπειδή = als, nachdem. — § 53 ist κρύψω, ἔνθα μή τις ὄψεται kein passendes Beispiel für finale Relativsätze. — § 54, 1 und 2 ist das, was der Verf. lehren will, aus ὁ καλὸς θάνατος = τὸ καλῶς ἀποθανεῖν und ἡ ἀπολογία Σωκράτους = τὸ Σωκράτη ἀπολογεῖσθαι ohne weitere Erklärung für den Schüler nicht verständlich. — § 54, 5 fehlt die Regel für die Behandlung des Subjekts beim Infinitiv, ebenso § 61, 2 für die Behandlung des Subjekts beim prädikativen Particip. — § 56 A. 1 ist behauptet, dafs bei χρή und δεῖ der Acc. c. inf. stehen müsse, während sich doch oft genug der blofse Infinitiv wie bei anderen unpersönlichen Ausdrücken findet. — § 57, 1 sind λέγει σε σιγᾶν und λέγει σε σιγῆσαι keine passenden Beispiele für den Unterschied des Inf. Präs. und Aor. — § 58, 2 ist zu breit behandelt, besonders auch im Vergleich zu § 54, 4. — § 59, 1 mufste angegeben werden, wie sich das attributive Particip in seiner Bedeutung von dem prädikativ gestellten unterscheidet. — § 60, 2, A. 2 fehlt die Übersetzung von παύω σε λέγοντα.

Satzbeispiele, vielfach ganz kurze, vom Verf. selbst gebildete Sätzchen, sind nur spärlich vertreten, und an nicht wenigen Stellen vermifst man sie ganz, oder sie sind wenigstens nicht in genügender Anzahl vorhanden, besonders § 38—40, 41, 45, 46, 48—51.

Mülheim a. d. Ruhr. H. Fritzsche.

Xenophons Anabasis B. I—IV. Nach der Schulausgabe von Ferdinand Vollbrecht. Neunte, bezw. achte Auflage, besorgt unter Mitwirkung von W. Vollbrecht. Bd. 1, Text. Bd. 2, Kommentar. Leipzig 1896, B. G. Teubner. 130 u. 193 S. 8. 3 M. — Dieselbe Ausgabe gleichzeitig in zwei Bändchen, enthaltend B. I, II und III, IV.

Xenophons Anabasis in Auswahl, herausgegeben von Fr. G. Sorof. Bd. 1, Text. 261 S. 8. Bd. 2, Hilfsheft und Kommentar. 71 u. 165 S. 8. Leipzig 1895, B. G. Teubner. 3,60 M.

Xenophons Anabasis, Auswahl für den Schulgebrauch, bearbeitet von C. Bünger. Leipzig 1896, G. Freytag. L u. 174 S. 8. 1,50 M.

Xenophons Hellenika. Ausgewählte Abschnitte. Nach der Ausgabe R. Grossers neu bearbeitet von C. Polthier. I. Text. 105 S. 8. II. Kommentar. 107 S. 8. Gotha 1896, F. A. Perthes. 2,80 M.

Xenophons Hellenika. Ausgewählte geschichtliche Gruppen und Einzelbilder. Für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Rofsberg. Münster i. W. 1896, Aschendorff. Ausgabe A 260 S. B 128 S. 1,75 u. 0,95 M.

Die beiden Ausgaben der neuesten Auflage der Anabasis von Vollbrecht unterscheiden sich nur dadurch von einander, dafs in

der einen der Kommentar einen besonderen Band bildet, während er in der andern unter dem Texte gedruckt erscheint. Die äufsere Ausstattung ist gut, sämtliche Hefte liegen in starken Einbänden vor.

Durch besondere Hervorhebung des Rhetorischen hoffen die Herausgeber den Schüler zu veranlassen, bei seinen schriftlichen Übersetzungen gleichfalls diesem mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir können diese Hoffnung nicht teilen, glauben überhaupt nicht, dafs bei der Lektüre Xenophons dieser Seite viel Berücksichtigung zuteil werden kann. Solange er die Anabasis liest, hat der Schüler wenigstens bei seiner häuslichen Präparation mit dem Grammatischen vollauf genug zu thun, und auch bei der Interpretation in der Klasse bleibt aufser diesem auch noch des Sachlichen so viel zu besprechen übrig, dafs auf die vom Schriftsteller angewandten rhetorischen Mittel nur ausnahmsweise hingewiesen werden kann.

Die rein grammatischen Erläuterungen, die naturgemäfs im Kommentar den breitesten Raum einnehmen, stellen an die Gewissenhaftigkeit und das Verständnis des Schülers zum Teil recht hohe Anforderungen. Besonders die häufigen Hinweise auf frühere Stellen des Textes — in den 29 Paragraphen von I 8 beispielsweise allein 40 — wird er in den meisten Fällen wohl unbenutzt lassen, desgleichen manche der Erläuterungen syntaktischer Eigentümlichkeiten. Gleich zu I 1, 2 *ἐποίησε* lautet die Anmerkung: „Im D. ist ein anderes Tempus zu gebrauchen; denn der griechische Aorist entspricht, da er die Verwirklichung oder das Eintreten einer Handlung schlechthin ausdrückt, in Nebensätzen je nach der zeitlichen Bedeutung des Prädikats des Hauptsatzes allen verschiedenen Präteritis anderer Sprachen, am häufigsten jedoch dem lateinischen und deutschen Plusquamperfektum". Interessieren wird hier den Schüler nur der Schlufs, das übrige wird er, auch wenn er es versteht, wenig beachten und es darauf ankommen lassen, ob der Lehrer eingehendere Begründung für nötig hält. Ebendort bemerkt Vollbr. zu *τῶν Ἑλλήνων*: „Die im Artikel liegende nähere Bestimmung wird im D. oft durch das Pron. poss. ausgedrückt". Auch hier genügt: „Im D. das Pron. poss.", die Begründung geschieht besser mündlich. Zu *καὶ στρατηγὸν δὲ αὐτὸν ἀπέδειξε* genügt die Bemerkung: „Im Deutschen Relativsatz: *καὶ . . . δέ*: und . . . auch". Was bei V. vorhergeht: „X. fügt einen unabhängigen Satz an einen relativen, um mit Nachdruck auf den Inhalt, den ausgedehnten Kreis der Machtvollkommenheit des Kyros hinzuweisen", fällt, wenn überhaupt nötig, gleichfalls besser mündlicher Belehrung zu. Ebenso das dort weiter noch über den Wechsel des Aorist und des Praesens histor. Bemerkte und der Hinweis auf den Chiasmus und seine Bedeutung an dieser Stelle: *ἀναβαίνει οὖν ὁ Κῦρος λαβὼν Τισσαφέρνην ὡς φίλον, καὶ τῶν Ἑλλήνων ἔχων ὁπλίτας ἀνέβη τριακοσίους.* Dazu folgt dann noch die Bemerkung: „Im

D. kann man, um die Wiederholung zu vermeiden, ἔχων als Prädikat und ἀνέβη durch ein Hauptwort mit einer Präposition, ἄρχοντα δὲ durch einen Relativsatz übersetzen". Das sind brauchbare Winke für den noch ungeübten Lehrer, der Schüler, der hier mit der Lektüre eines gröfseren Werkes eben anfängt, hat vorläufig mit Formen und Konstruktion vollauf zu thun und wird sich an Stellen, wie die vorliegende, bei der Präparation mit der wortrechten Übersetzung begnügen und sich einen so mühsamen Weg, eine bessere zustande zu bringen, lieber ersparen. Für λαβών als „Partizipium der Anschaulichkeit" wird er gleichfalls wenig Interesse zeigen und sich lieber mit der ihm wohl schon bekannten Übersetzung durch „mit" begnügen. Nicht erleichtert, sondern erschwert wird ihm ferner die Präparation, wenn er in seinem Kommentar so vollständige Regeln vorfindet, wie die an dieser Stelle zu ὡς φίλον gegebene; beachten wird er dort nur die zuletzt folgende Übersetzung: „als seinen vermeintlichen Freund". Gewifs lassen sich gleich die ersten Kapitel so wenig wie irgendwelche spätere ohne Kenntnis der wichtigsten syntaktischen Regeln richtig verstehen und gut übersetzen, im Kommentar aber und in der knappen Form der systematischen Syntax werden sie dem Tertianer ungeniefsbar. Und beginnt nun gar, was sich nicht immer vermeiden läfst, die Lektüre statt mit dem ersten mit einem der folgenden Bücher, dann hat er auch noch die vielen Stellen aus den ersten Kapiteln, auf die verwiesen wird, nachzuschlagen und in die nur dort gegebenen Regeln sich hineinzuarbeiten, um zum Ziele zu gelangen. So wird er z. B. in IV 5 zu ὥστε § 4 verwiesen auf I 1, 5, zu διεγένοντο § 5 auf I 1, 2, zu ἐβουλιμίασαν § 7 auf I 1, 9, zu φάγωσιν § 8 auf I 1, 10, zu ὀρμή ebendort auf I 2, 7 u. s. w. fast zu jedem Paragraph.

Der „Exkurs über das Heerwesen der Söldner bei Xenophon", wie er in dieser neuesten Auflage vorliegt, bietet mit den Ergänzungen topographischen und ethnographischen Inhalts im Anhang ohne Zweifel die vollständigste und zuverlässigste Darstellung des Gegenstandes und wird vom Lehrer gelegentlich gern zum Nachschlagen benutzt werden, in einer zunächst für Schüler berechneten Ausgabe aber erscheint eine solche Vollständigkeit doch nicht recht am Platze. Die taktischen Bewegungen des Heeres werden durch nicht weniger als 15 Abbildungen veranschaulicht, wozu noch die beiden den zweimaligen Aufmarsch bei Kunaxa darstellenden Skizzen hinzukommen; nur den Aufmarsch nämlich, denn den Verlauf der beiden Zusammenstöfse ersieht man daraus nicht. Die im Anhange (zu IV 2) befindliche Skizze zum Übergang über den Pafs im Karduchenlande trifft in der Gesamtanlage gewifs das Richtige, ob aber für den von Xenophon mit der Nachhut und dem Zugvieh passierten Umweg vier Bergspitzen, wie bei V., oder fünf, wie bei anderen, anzusetzen seien, wird sich aus dem Wortlaute des Textes mit Evidenz kaum erweisen lassen.

Auf zwei hinten angehefteten Figurentafeln finden sich im Anschlufs an die betreffenden Stellen des Exkurses Abbildungen nach antiken Bildwerken zur Veranschaulichung namentlich der Bewaffnung und der Kampfesweise, auch das Marsyasrelief, der Apoxyomenos und die Dresdener Fechterstatue. Zuletzt folgt dann noch die bekannte Karte mit dem eingezeichneten Zuge der Zehntausend.

Der Text ist der der Hugschen Ausgabe, textkritische Bemerkungen sind nicht vorhanden; mit Unrecht, wie uns scheint, wo so viel nicht nur Syntaktisches, sondern auch Rhetorisches, Antiquarisches und Geographisches aufgenommen ist. Die gröfsere Hugsche Textausgabe enthält eine praefatio critica von nicht weniger als LVIII Seiten und hat doch darum, wo sie beim Unterricht benutzt wurde, gewifs kein Unheil angerichtet; das würde bei einer knappen Auswahl von Bemerkungen zu noch nicht erledigten Stellen noch weniger der Fall sein, und der Lehrer brauchte dann nicht für seine eigene Präparation eine besondere Ausgabe mit kritischem Apparat zur Seite zu haben. Es giebt doch auch in der Anabasis eine Anzahl Stellen, an denen er ohne Textkritik nicht auskommt.

Dem Bedürfnis der Übersichtlichkeit entspricht in zeitgemäfser Weise die Zerlegung des Textes in gröfsere und kleinere, mit Überschriften versehene Abschnitte, alles in allem genommen aber läfst sich über die neue Gestalt der bekannten und so manchem liebgewordenen Ausgabe nicht wohl anders urteilen, als dafs sie zwar an sich eine tüchtige Leistung ist und überall die liebevolle Sorgfalt erkennen läfst, die die Herausgeber seit langen Jahren auf die Erklärung der Anabasis verwenden, als Schulausgabe aber wegen der Behandlung des Syntaktischen im Kommentar den Bedürfnissen der Zeit doch nicht in gebührendem Mafse Rechnung trägt.

Die in demselben Verlage in der Sammlung der Schülerausgaben erschienene Anabasis in Auswahl von Sorof bezeichnet gegenüber der zwei Jahre früher von demselben Herausgeber besorgten Ausgabe insofern einen Fortschritt, als hier von einem syntaktischen Anhange, auf den im Kommentar fortlaufend verwiesen war, abgesehen ist. Dafür sind freilich die entsprechenden Regeln nun unmittelbar in den Text des Kommentars aufgenommen und so die Methode doch nicht eigentlich verlassen, sondern vielmehr nur in etwas bequemerer Form beibehalten. Der Schüler sieht sich also wie bei Vollbrecht, so auch hier vor die Aufgabe gestellt, selbst schwierigere syntaktische Regeln, die ihm sonst nur durch mündliche Übung beim Unterricht verständlich gemacht zu werden pflegen, schon bei seiner häuslichen Präparation durch eigene Kraft zu verstehen. Wir fürchten, er wird dabei in den meisten Fällen Regel Regel sein lassen und sich ohne dieselbe, so gut es geht, mit dem Texte abzufinden suchen. Was z. B.

gleich in den ersten Paragraphen an Regeln enthalten ist, über die Konstruktion von τυγχάνω, über den Optat. orat. obl., über den Optativ in Absichtssätzen nach einem Präteritum, über den Infinitiv nach Verben des Begehrens, über πρὶν ἂν mit dem Konjunktiv u. ähnl., darf m. E. in der Tertia ausschliefslich durch mündliche Einübung im Anschlufs an die sich im Text wiederholenden Fälle allmählich angeeignet werden, um dann in der Sekunda an der Hand der an der Anstalt eingeführten Grammatik in den dafür angesetzten Stunden vervollständigt und in Zusammenhang gebracht zu werden. Die Einrichtung der Kommentare von Sorof und Vollbrecht scheint den Gebrauch einer besonderen Syntax daneben überflüssig zu machen, und doch kann ja eine solche nachher für zusammenhängende Repetition wie für gelegentliches Nachschlagen nicht entbehrt werden. Wie oft wird da die aus dem Kommentar gelernte Regel von der der systematischen Syntax wenigstens in der Form mehr oder weniger abweichen! Ein weiterer Übelstand dieser Methode ist, wie schon oben bemerkt, der, dafs die Regel nur allemal da mitgeteilt wird, wo sie zum ersten Male im Text angewandt erscheint, und dafs also der Schüler, so oft sich der Fall wiederholt, angehalten wird, die erste Stelle nachzuschlagen. Es wird dem Lehrer nicht leicht werden, ihm diese Mehrarbeit aufzuzwingen, besonders dann nicht, wenn einmal die Lektüre nicht mit dem ersten Buche, in dem schon fast alle Regeln vorkommen, beginnt. Abgesehen aber von den eingefügten Regeln, die m. E. besser ganz fehlen würden, bietet der Kommentar von S. nicht nur die für das sprachliche Verständnis des Textes nötigen Erklärungen in einer der Fassungskraft des Schülers entsprechenden Klarheit, sondern auch eine Menge Bemerkungen, die teils das sachliche Verständnis fördern, teils auch zu guter Übersetzung und überhaupt zum Nachdenken anleiten, offenbar das Ergebnis sehr gediegener Arbeit.

Der Text selbst ist, obgleich er sich als „Auswahl" einführt, doch ziemlich vollständig gegeben, der Inhalt des Fehlenden deutsch mitgeteilt. Gleich I 2 sind §§ 10–12 und 19, 20 ausgelassen; ist das nur, wie man vermutet, wegen der anstöfsigen Bemerkung über das Verhältnis der Epyaxa zu Kyros geschehen, so hätte es genügt, den betreffenden Satz (§ 12 fin.) allein wegzulassen, das Fehlen auch des übrigen schafft unnötigerweise eine Lücke in der sonst so vollständigen und vom Schüler an der Hand der Karte zu verfolgenden Marschroute, auch geht so verschiedenes anziehende Detail verloren: der Wettkampf in Peltai, die Geldverlegenheit des Kyros, die Plünderung Lykaoniens und die Hinrichtung zweier vornehmer Perser wegen angeblicher Nachstellungen gegen Kyros. Von B. II ist weggelassen Kap. 4, wo das Doppelspiel des Tissaphernes, das im folgenden Kapitel zur Katastrophe der Feldherren führt, schon immer deutlicher hervortritt. Wir würden die Auswahl des aus diesem Buche zu Lesenden lieber dem inter-

pretierenden Lehrer freigestellt haben. Am wenigsten wird jedenfalls der Verlauf der Erzählung unterbrochen, wenn man Kap. 6 — die Charakteristik der getöteten Feldherren — wegläfst, wie auch in B. I aus demselben Grunde Kap. 6 — der Verrat des Orontas — und Kap. 9 — die Charakteristik des Kyros — sich zur Weglassung eignen; das aber hat S. nicht ausgeschieden. I 4, 1—3 wird erzählt von der Ankunft der Flotte, die Kyros kommen liefs, um den syrischen Pafs auf dem Seewege umgehen zu können, auch von der Ankunft des später so bedeutend hervortretenden Cheirisophos und vom Übergang griechischer Söldner von Abrokomas zu Kyros; man sieht nicht recht, was der Herausgeber bezweckt, wenn er auch diese wenigen Paragraphen nur inhaltlich deutsch wiedergiebt. Abschnitte, wie III 3, 1—5 und 1, 4—6 — die Zurückweisung der Begleitung des Mithradates und der Angriff desselben auf den Zug der Griechen — können ohne Schaden überschlagen werden, die folgenden Paragraphen aber, wo sie das Trümmerfeld von Ninive passieren, zu überschlagen, ist wieder kein rechter Grund ersichtlich. Der Zug durch das Karduchenland und Armenien (B. IV) hat keine Kürzungen erfahren; mit Recht, denn es läfst sich kaum nachweisen, dafs hier das eine weniger lesenswert sei als das andere, es bleibt daher auch die Auswahl besser jedesmal dem Ermessen des Lehrers überlassen. Aus B. V fehlt nur der Marsch durch das Gebiet der Chalyber und Tibarener; man sieht wieder nicht recht, warum die wenigen Paragraphen (5, 1—6), statt nur inhaltlich wiedergegeben zu sein, nicht im Original abgedruckt sind. Gröfsere Auslassungen finden sich dann allerdings in B. VI (Kap. 4 und 5) und VII (Kap. 1, 33—2, 16. Kap. 3, 34—5. Kap. 7 und 8), und insofern hat denn auch der Titel des Ganzen, „Xenophons Anabasis in Auswahl“, eine gewisse Berechtigung. Buch- und Kapitelüberschriften fassen den Inhalt gröfserer und kleinerer Abschnitte zusammen, fortlaufende Randnoten geben aufserdem den Gang der Erzählung noch mehr im einzelnen wieder, so dafs, mag nun, was meistens der Fall sein wird, von dieser „Auswahl“ wieder nur der geringere Teil wirklich gelesen werden, ohne viel Mühe ein Durchblick auch durch das nicht Gelesene gewonnen werden kann. Die gesamte äufsere Ausstattung ist so vortrefflich, wie man sie in Schulausgaben selten findet, nur gut gebundene Exemplare werden abgegeben und zwar zu einem verhältnismäfsig geringen Preise.

Das mit dem Kommentar zu einem Bande vereinigte Hilfsheft enthält zunächst aufser einer kurzen Lebensgeschichte Xenophons mit Vorbemerkungen über die Anabasis ein Kapitel über das griechische Söldnerheer des Kyros in vier Abschnitten: Herkunft der Söldner, Sold und Verpflegung, Truppengattungen und ihre Bewaffnung, Taktik; dies alles bedeutend kürzer als bei Vollbrecht, aber vollkommen ausreichend und insofern zweckmäfsiger eingerichtet, als hier sämtliche Abbildungen in den Text gedruckt

und namentlich die, welche die taktischen Bewegungen veranschaulichen, vollständiger als dort ausgeführt sind. Ein hinter diesem Kapitel auf besonderem Blatte eingefügtes Vasenbild läfst die griechischen Trachten — Chiton, Chlamys und Himation — in wünschenswerter Deutlichkeit erkennen. Nach einer kurzen Zusammenstellung der Münzen, Hohl- und Längenmafse folgt dann noch, man sieht nicht recht zu welchem Zwecke, eine Inhaltsübersicht der Anabasis auf nicht weniger als 25 Seiten. Die darin aufgenommenen Landschaftsbilder — Euphratufer bei Hillah, Stätte des alten Ninive, Gegend von Trapezunt — werden den Schüler weniger interessieren, eher schon der Marsyassarkophag, Assyrier auf Schläuchen einen Flufs durchschwimmend nach einem assyrischen und Suovetaurilien nach einem römischen Relief, der Apoxyomenos, der Faustkämpfer und die bekannte Gruppe der Ringer.

Den Schlufs des Hilfsheftes bildet ein kleiner nach den Wortklassen geordneter synonymischer Anhang von 36 Artikeln, eine dankenswerte Anregung, das Gebiet der Synonymik auch im Griechischen nicht ganz unberücksichtigt zu lassen. Brauchbar sind besonders die Artikel über die Verba des Meldens, Wollens, Meinens.

Dem Textbande beigegeben ist eine Zeittafel auf Grund einer erneuten Prüfung der Kochschen Berechnung und ein sorgfältig gearbeitetes Verzeichnis der Eigennamen mit mancherlei anregenden Notizen antiquarischen Inhalts. Auf der hinten angehefteten Karte führt die den Rückzug der Griechen markierende Linie von der Mündung des Teleboas zunächst den östlichen Euphrat hinab, dann nordwärts bis an den westlichen Euphrat, dann diesen aufwärts in östlicher Richtung bis in das Thal des Phasis und erst von da in einem nach Westen geöffneten Bogen bis an den Berg Theches. Eine nähere Begründung dieser Abweichung von der gewöhnlichen Annahme — von der Mündung des Teleboas gerade nordwärts über den Phasis hinaus — haben wir nicht gefunden.

Fünf in den Text gedruckte Skizzen veranschaulichen bestimmte Vorgänge: die Umgehung der syrischen Thore, die beiden Zusammenstöfse bei Kunaxa, die Umgehung des Passes im Karduchenlande und den Übergang über den Kentrites. Die beiden zur Schlacht bei Kunaxa geben ein Bild nicht nur von der Aufstellung beim Beginn des Kampfes, sondern auch vom Verlaufe desselben: Strichlinien bezeichnen das Vordringen der siegreichen Perser bis an das Lager der Kyreer wie die Flucht der besiegten in entgegengesetzter Richtung, und auf der zweiten Tafel sieht man zuerst oben die Griechen nach Norden, die Perser nach Süden marschierend, bis sie sich auf gleicher Höhe befinden, dann unten beide Gegner einander gegenüber nach erfolgter Schwenkung beiderseits und die Perser im Rückzuge auf das Dorf und die dahinter liegende Anhöhe. Auf den beiden letzteren Skizzen ent-

spricht das Gröfsenverhältnis der Karrees einigermafsen den Zahlenangaben des Textes (I 7, 10 f.), während auf derjenigen zum ersten Zusammenstofs die Karrees des königlichen Heeres im Verhältnis zu denen der Gegner viel zu klein gezeichnet sind. — Die Skizze zur Umgehung des Passes im Karduchenlande ist in der Hauptsache dieselbe wie bei Vollbrecht, nur dafs hier fünf Anhöhen statt vier angesetzt sind. Trotz wiederholter Untersuchungen (s. Vollbrecht im Anhang zu IV 2, 1) scheint es bisher nicht gelungen, eine in allen Punkten befriedigende Erklärung des Herganges zu finden.

Was die Textgestaltung anlangt, so ersieht man gleich aus dem ersten Absatz der Vorrede, dafs der Herausgeber dieser Seite besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat. Um so mehr aber entbehrt man eine wenn auch ganz knapp gehaltene Zusammenstellung abweichender Lesarten.

Fassen wir unser Urteil über die Sorofsche Ausgabe zusammen, so ist die äufsere Ausstattung in jeder Hinsicht mustergültig, der Kommentar, abgesehen von den gemachten Ausstellungen, eine vortreffliche Leistung, der Abschnitt über das griechische Söldnerheer durch die Zeichnungen dem Zwecke besonders gut entsprechend, die übrigen Illustrationen fast ohne Ausnahme gut gewählt und in der Ausführung vorzüglich gelungen. Man kann daher nur wünschen, dafs sie an recht vielen Anstalten Eingang finde.

Die bei Freytag erschienene Auswahl aus der Anabasis von Bünger enthält ungefähr die Hälfte des Ganzen. Weggelassen sind nach der Vorrede „nebensächliche Ereignisse, Wiederholungen ähnlicher Begebenheiten wie Märsche und Kämpfe", gekürzt „Reden und Verhandlungen". So hofft der Herausgeber „die Darstellung knapper und straffer" zu machen. Gröfsere weggelassene Partieen sind durch kurze deutsche Inhaltsangaben ersetzt, kleinere nur an den Paragraphenzeichen am Kopf der Seite wie aus der dem Ganzen vorangestellten Inhaltsübersicht kenntlich. Ohne ersichtlichen Grund erscheint der Text bisweilen förmlich zerpflückt, so in dem Abschnitt „Der Übergang über den Kentrites", der sich aus IV 3, 16—21 und 23—33 zusammensetzt mit ganz willkürlicher Weglassung der §§ 22 und 34. Sogar Umstellungen mufs er sich gefallen lassen, wie in dem Abschnitt „Ein böser Feind" (die Karduchen), wo auf IV 1, 12—16. 2, 27—28 folgen 1, 17—28. Eher schon versteht man, wenn V 3, 7—13 aus dem übrigen herausgehoben und als „Xenophonstiftung" ganz an den Schlufs versetzt werden, obgleich auch hier ein zwingender Grund, den Schriftsteller selbst gewissermafsen zu korrigieren, nicht vorliegt.

Zerlegt ist das Ganze in sechs Abschnitte, die bis auf den fünften, der B. V und VI entspricht, der überlieferten Bucheinteilung entsprechen. Bünger nennt den zweiten „Klearch",

den dritten „Xenophon“; aber Klearch tritt auch schon in B. I bedeutend hervor, und Xenophons leitende Stellung dauert bis zum Ende des Zuges. Sonst sind die Überschriften, auch die der kleineren Abschnitte, passend gewählt und wohl geeignet, die Aufmerksamkeit des Schülers anzuregen: „Die Parade vor Epyaxa“, „Die Ruinen von Ninive“, „Die schlimmsten Tage“, „Das Meer, das Meer!“ u. s. w. Randnoten begleiten des weiteren den Fortgang der Erzählung und ermöglichen einen raschen Durchblick durch das Ganze.

Besonders ansprechend ist in der ziemlich umfangreichen Einleitung die Übersicht über die frühere persische Geschichte mit nachfolgender Charakteristik des jüngeren Kyros und seines Unternehmens. Der erstere Abschnitt ist sehr geeignet zum Durchlesen aufgegeben und dann in kurzer Besprechung durchgenommen zu werden; so gewinnt der Schüler einige Kenntnis von einem Gebiet der Geschichte, mit dem er seit Einführung der neuen Lehrpläne sonst nur wenig in Berührung kommt, und zugleich für die geschichtliche Bedeutung des Krieges zwischen Kyros und seinem Bruder ein besseres Verständnis. Abbildungen tragen dazu bei, ihm den Stoff näher zu bringen: das Grabmal des älteren Kyros mit der Inschrift im Original und beigefügter griechischer und lateinischer Übersetzung, persische Krieger, persischer König, umgeben von seinen Grofsen, Ruinen von Persepolis, der restaurierte Palast des Xerxes u. a. mehr. Weniger dem Bedürfnis genügend, weil für die taktischen Bewegungen nicht durch Zeichnungen illustriert, ist der Abschnitt über das griechische Söldnerheer. Sehr anschaulich zwar ist eine griechische Schlachtreihe im Ansturm, fliehende Barbaren vor sich hertreibend, und vorzüglich gelungen auf einer vorn angehefteten Tafel ein Hoplit nach Vasenbildern, aber in freier Behandlung durch Künstlerhand und farbig; jeder Schüler wird an der kräftigen, lebensvollen Gestalt seine Freude haben und sich mit Hülfe derselben die gesamte Ausrüstung weit leichter einprägen als an den sonst üblichen Abbildungen einzelner Waffenstücke oder den aus Vasenbildern unverändert übernommenen starren Figuren. Die in der Einleitung zuletzt folgende Biographie Xenophons schliefst mit einer ganz kurzen, aber warm empfundenen Charakteristik desselben, wie er uns als Schriftsteller in der Anabasis entgegentritt.

Unter den hinten angefügten Bildern ist der „Marsch im Viereck“ (zu II 2, 36) in ähnlicher Weise frei komponiert wie die vorhin erwähnte „Schlachtreihe im Ansturm“ und giebt, aus der Vogelperspektive gesehen, einen guten Überblick über die durch felsiges Terrain dahinziehende, eines feindlichen Angriffs stets gewärtige Griechenschar. Auch der persische Sichelwagen und die persischen Bogenschützen, die griechischen Wettkämpfer und Waffentänzer werden Schüler interessieren, weniger die Landschaftsbilder. Von den Gefechtsplänen zur Schlacht bei Kunaxa ist der

erstere weniger vollständig durchgeführt als bei Sorof, der zur Umgehung des Karduchenpasses verzichtet darauf, sämtliche im Texte erwähnten Höhen zu bestimmen und begnügt sich mit der Angabe dessen, was als sicher angenommen werden kann.

In einem Anhang folgen dann noch ein Verzeichnis der Eigennamen mit einzelnen recht brauchbaren Erklärungen (s. z. B. *Κυζικηνός*, *Μαρσύας*, *Μέσπιλα*), eine Zeittafel nach Weidner und eine Tabelle über griechische Mafse und Münzen, endlich die bekannte Karte und zwar mit der Ansetzung des Zuges durch Armenien wie bei Sorof.

Der Textgestaltung ist die Rezension von Hug zu Grunde gelegt, doch auch manche Lesart von Weidner aufgenommen. Eine annotatio critica fehlt auch hier gänzlich.

Der Kommentar, von dem Ref. nur aus den Mitteilungen des Herausgebers in der Vorrede Kenntnis hat, soll „das Wörterbuch und die schriftliche Präparation unnötig machen", daher sämtliche vorkommenden Wörter „mit Ausnahme der allergewöhnlichsten" enthalten. In jedem Stück bringt die Abteilung A diejenigen Vokabeln, welche zu dauerndem Besitz eingeprägt werden sollen — sie sind aufserdem am Schlufs alphabetisch zusammengestellt, „damit der Schüler nicht ratlos sei, wenn ihm doch eine entfallen sein sollte" —, B die übrigen sowie die grammatischen und sprachlichen Erläuterungen. Recht oft wird auf die Grammatik (Curtius-Hartel) verwiesen, aufserdem sind „bei passender Gelegenheit die nötigen Regeln der Syntax in fafslicher Form eingefügt und für spätere Fälle der Anwendung in systematischer Zusammenstellung dem Kommentar vorausgeschickt", sachliche Erörterungen, damit nicht „der dankbarste Stoff des Unterrichts dem Lehrer vorweggenommen" werde, weggelassen. Wie weit die Methode, bei zusammenhängender Lektüre dem Schüler das Nachschlagen im Lexikon zu ersparen, sich bewähren wird, bleibt abzuwarten; gewagt erscheint es immerhin, auf eine bisher für unentbehrlich gehaltene Übung, wenn auch nur für die Anabasis, so ganz zu verzichten. Auch den weiteren für die Anlage des Kommentars mafsgebend gewesenen Grundsätzen vermag Ref. nicht beizustimmen. Verweisungen auf die Grammatik in Schülerausgaben werden von denjenigen, für die sie bestimmt sind, wenig beachtet und erschweren überdies die Einführung überall dort, wo nicht gerade diejenige im Gebrauch ist, auf die verwiesen wird. Auch die syntaktischen Regeln selbst gehören m. E. nicht in den gedruckten Kommentar, sondern bleiben besser nur mündlicher, so oft als nötig zu wiederholender Einübung vorbehalten. Viel eher kann umgekehrt gerade manches Sachliche, sofern es einer besonderen Erklärung und Einübung nicht bedarf, von demselben vorgenommen werden.

Es bleiben nun noch zwei Ausgaben der Hellenika zu besprechen, die von Polthier für die Bibliotheca Gothana und die

von Rofsberg für die Aschendorffsche Sammlung besorgte. Die erstere enthält 33, ziemlich gleichmäfsig aus allen Büchern entnommene Stücke, jedes mit besonderer Überschrift, die gröfsere (A) von Rofsberg zunächst 38 über fünf gröfsere verteilte kleinere Abschnitte, und dann in einem Anhang 14 „Einzelbilder", die kleinere (B) reicht nur bis zur Abberufung des Agesilaus aus Asien, und es fehlen demnach von den gröfseren Abschnitten die beiden letzten und entsprechend von den Einzelbildern die letzten sechs; im übrigen ist die ganze Anlage genau dieselbe.

Auswahlen aus Geschichtswerken für Schulzwecke haben m. E. nur dann einen Zweck, wenn der Herausgeber nur das, was er für das geschichtlich Bedeutsamste hält, und nur so viel heraushebt, als ungefähr von einer Schülergeneration gelesen werden kann. Fügt sich der Stoff diesen Gesichtspunkten nicht, dann halte man am Ganzen fest und überlasse die Auswahl dem jedesmal interpretierenden Lehrer. Die beiden vorliegenden enthalten so gut wie die übrigen bisher von den Hellenika erschienenen immer noch bedeutend mehr, als was annähernd nach den neuen Lehrplänen bewältigt werden kann, selbst wenn etwa, der Übersessigen wegen, der Umfang zweier Jahrespensa wünschenswert erscheint. Das geschichtlich Wertvollste des Werkes liegt m. E. trotz der gerade diesem Teile anhaftenden Mängel in den beiden ersten Büchern, speziell in den Abschnitten über den Arginusenprozefs und die Herrschaft der Dreifsig und ihren Sturz. Hier tritt uns das innerpolitische Leben des für uns weitaus bedeutendsten griechischen Staatswesens mit seinen scharfen Parteigegensätzen in detaillierter und doch nicht zu umfangreicher Darstellung aufs lebhafteste vor Augen, während alles folgende, von einzelnem (Verschwörung des Kinadon) abgesehen, doch nur entweder den Verlauf auswärtiger Kriege darstellt oder die inneren Kämpfe minder bedeutender Staaten betrifft, auch dieselben mehr vorübergehend streift als eingehend behandelt. Gewifs bilden der Zug des Agesilaus nach Asien mit dem sich daran anschliefsenden korinthischen Kriege und nachher die Vergewaltigung Thebens mit dem darauf folgenden Emporkommen dieses Staates bedeutende Epochen der griechischen Geschichte, aber in den Hellenika sind sie zu ausführlich erzählt, um in der zur Verfügung stehenden Zeit mit Schülern ganz gelesen und von diesen als Ganzes aufgefafst zu werden. Bleibt noch Zeit übrig, um aufser der Niederwerfung Athens durch die Spartaner und dem mifslungenen Versuch der athenischen Oligarchen, die Demokratie zu beseitigen, einiges mehr zu lesen, dann greife man Ereignisse heraus, die für die geschichtliche Entwickelung von Gesamthellas von einschneidender Bedeutung werden, wie die Besetzung der Kadmeia und die Befreiung Thebens, oder die Schlachten bei Leuktra und Mantinea. Auch die Abschnitte über die Verschwörung des Kinadon und über die Vernichtung der spartanischen Mora bei Korinth sind von

grösserem Interesse, weil sie in besonders anschaulicher Darstellung die Schwächen des sonst so gefürchteten Sparta hervortreten lassen. Manches dagegen, was die genannten Herausgeber aufgenommen haben, hätte, wenn doch einmal ausgewählt werden soll, besser wegfallen können. Die Kämpfe um Kalchedon und Byzanz z. B. in B. I und nachher die des Thibron und des Derkylidas in B. III, auch z. B. der Überfall des Peiraieus durch Teleutias in B. V und die Fahrt des Iphikrates nach Kerkyra in B. VI, überhaupt sehr vieles in der ganzen zweiten Hälfte des Werkes ist, wenn auch hübsch erzählt und an sich anziehend zu lesen, doch nicht von allgemeinerem geschichtlichen Interesse und kann nur auf Kosten von Wertvollerem Berücksichtigung finden.

Durch die Heraushebung von Einzelbildern aus der fortlaufenden Darstellung — eine Scheidung, die sich überhaupt konsequent nicht recht durchführen läfst — wird in der Ausgabe von Rofsberg mehrfach Zusammengehöriges in unnatürlicher Weise getrennt; so der Arginusenprozefs als Einzelbild von der Arginusenschlacht als Teil der zusammenhängenden Erzählung, so auch die beiden grofsen Reden des Kritias und Theramenes von dem, was sonst über das Schicksal des letzteren berichtet wird, während doch dies ohne die Reden nicht recht verständlich ist und gerade sie in den Gegensatz der sich bekämpfenden Parteien erst hineinführen. Der Gruppierung wegen sind einzelne kleinere Partieen zweimal aufgenommen: III 5, 1—2, die Aufwiegelung der Griechen gegen Sparta durch Tithraustes, zuerst am Schlusse des Abschnittes „Agesilaus und Tithraustes" und nachher nochmals am Anfange desjenigen über die „Ursachen des (korinthischen) Krieges"; IV 1, 1—3, die den Abschnitt „Agesilaus und Pharnabazos" einleiten, nochmals in dem Einzelbilde „Pausanias (falsch für „Agesilaus") als Freiwerber". Ausgelassen ist nur wenig, und eben darum ersieht man bisweilen nicht, was damit bezweckt ist. So fehlen in dem Abschnitt über die Schlacht bei Korinth IV 2 die §§ 16 und 17, in denen die beiderseitigen Streitkräfte aufgezählt werden, ohne ersichtlichen Grund, so die Verfolgung der von Koroneia abziehenden Spartaner durch die Lokrer IV 3, 22. 23, so auch die kurze moralische Betrachtung des Schriftstellers in Veranlassung der Katastrophe des Teleutias vor Olynth in Einzelbild 10 (V 3, 7). Ein Index, aus dem in raschem Überblick zu ersehen wäre, wieviel überhaupt von dem Ganzen fehlt, ist nicht vorhanden. Gleich im ersten Abschnitt fehlen I 1, 26—37, im zweiten I 2, 18. 19, im dritten I 3, 13, im vierten I 4, 22. 23, das aber kann der Leser nur durch Vergleichung mit dem unverkürzten Werke ersehen, aus den fortlaufenden Angaben am Kopf der Seiten geht es nicht hervor.

Der Kommentar ist uns nicht zugegangen. Nach dem Prospekt der Sammlung sollen die Erklärungen fast ausschliefslich sprachlich-grammatischer Art sein und soll auf die klare Einsicht

in die richtige Konstruktion der Sätze besonderes Gewicht gelegt werden.

Der Kommentar von Polthier ist nach dem Vorwort im wesentlichen der bekannte von Grosser, weggelassen aber sind grammatische Ausführungen und Hinweisungen, auch Hinweise auf frühere Stellen, wiederholt dagegen, was schon einmal gesagt war, jedesmal wo dieselbe Schwierigkeit sich wiederholt. Das sind sehr zu billigende Grundsätze, und die Anmerkungen haben dadurch an Brauchbarkeit nur gewonnen. Im einzelnen läfst sich freilich auch jetzt noch dies und jenes ausstellen. II 3, 12 durfte bei Erwähnung der προβολή ein Hinweis auf die Erklärung dieses Ausdrucks zu I 7, 35 nicht fehlen. Bemerkungen, wie die zu II 3, 13 ὅπως ἂν ἐξείη („ὅπως ἄν m. Opt. = ὅπως m. Ind. Fut. nach βουλεύεσθαι u. a. Verben des Trachtens ist auf einen indirekten Fragesatz mit dem Modus potentialis zurückzuführen") wird der Schüler unbeachtet lassen, weil sie ihm ohne mündliche Belehrung nicht verständlich werden. Ebensowenig wird er dort (§ 14) die Anmerkungen zu παρωθουμένους („kausales Particip zu dem Verbum sentiendi ἀνέχεσθαι") und ἐπιχειροῦντας („sc. ἀντιπράττειν, hypothet. Partizip zu dem Inf. potentialis ἂν ... λαμβάνειν") aus eigener Kraft zu verwerten wissen. Eher schon würde er den Sinn der nicht ganz leichten Stelle herausbringen, wenn ihm etwa folgende Aushilfe gegeben würde: „ἀνέχομαι παρωθούμενος ich ertrage beiseite geschoben zu werden, ἀντιπράττειν τι ἐπιχειροῦντας wenn sie versuchten ..., τοὺς συνεθέλοντας scl. ἀντιπράττειν, ἂν ... λαμβάνειν für das (von ἐνόμιζον) unabhängige λαμβάνοιεν ἄν". Die folgenden §§ (15—20) hat P., wohl wegen der allerdings nicht geringen sprachlichen Schwierigkeiten, ganz weggelassen; aber lieber mag man doch diese durch desto ausgiebigere Erläuterungen beseitigen, als dafs so Wesentliches von den Gewaltmafsregeln der Dreifsig wie die dort erzählte Beschränkung des Bürgerrechts auf 3000 Bürger übergangen wird. Zu § 21 ὡς ἐξὸν ἤδη αὐτοῖς ποιεῖν ὅτι βούλοιντο wäre wohl der Optativ statt als „Modus des hypothet. Relativsatzes" richtiger als Optat. orat. obliquae zu erklären. Wenn ebendort zu den Worten ἔδοξε δ' αὐτοῖς, ὅπως ἔχοιεν καὶ τοῖς φρουροῖς χρήματα διδόναι, καὶ τῶν μετοίκων ἕνα ἕκαστον λαβεῖν bemerkt wird: „der Finalsatz ist dem Objektssatz untergeordnet", so wird der Schüler, wenn er das überhaupt versteht, doch wenig Nutzen davon haben; eher wäre etwa anzumerken: „ἔχω mit Inf. ich kann, ἕκαστον Subjekts-, ἕνα Objektsakkusativ". Zu § 22 μηδέν bemerkt P.: „konzessiv-hypothetisch = etiamsi non", das aber liegt doch nicht in μηδέν, sondern im Participium ἀδικοῦντας. Es müfste etwa so heifsen: „μηδὲν ἀδικοῦντας Leute, die kein Unrecht gethan haben; μηδέν, nicht οὐδέν, weil das Participium hypothetischen Sinn hat".

Wenn aber auch der Grossersche Kommentar in dieser Neu-

bearbeitung dem Bedürfnis derjenigen Stufe, auf der die Hellenika gelesen werden, nicht immer ganz entspricht, so mufs doch zugegeben werden, dafs er durchweg wohl geeignet ist, das grammatische wie das sachliche Verständnis des Textes in zweckentsprechender Weise zu erleichtern und zu fördern.

Husum. H. Kruse.

Demosthenes. Die Olynthischen und Philippischen Reden nebst der Rede über den Frieden. Zum Gebrauch für Schüler herausgegeben von Hans Windel. Bielefeld und Leipzig 1896, Velhagen & Klasing. Text: XXVIII und 104 S. kl. 8. 1,20 M. Kommentar: 46 S. kl. 8. 0,60 M.

Die Eigenart dieser wohldurchdachten und recht gut gelungenen Ausgabe von sieben Demosthenischen Reden ist durch das Programm bedingt, welches der von H. J. Müller und O. Jäger herausgegebenen Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben zu Grunde liegt. Die Wahl der Olynthischen und Philippischen Reden rechtfertigt sich durch ihre Bedeutung, wie ja auch die Lehrpläne ihre Lektüre in Prima vorschreiben. Die Rede „über den Frieden“ ist hinzugefügt, weil ohne sie in der zeitlichen Aufeinanderfolge der vom Redner behandelten Ereignisse eine Lücke sein würde, und weil ihr Inhalt für die Auffassung der Demosthenischen Politik von besonderer Bedeutung ist. Dagegen hat die Rede „über die Angelegenheiten im Chersones“ keine Aufnahme gefunden. Abgesehen von ihrer verhältnismäfsig grofsen Länge sind die abgehandelten Gegenstände, soweit sie Diopeithes betreffen, nicht von allgemeinem Interesse; die sachlichen Gesichtspunkte aber finden sich erweitert und von höherem Standpunkte aus betrachtet in der dritten Rede gegen Philipp wieder. Die Reden sind chronologisch geordnet.

Die vorausgeschickte übersichtlich und fesselnd geschriebene Darstellung der Zeitverhältnisse, unter denen Demosthenes wirkte, erleichtert das Verständnis der Gesamtsituation, aus der heraus die einzelnen Reden gehalten sind, während die an die Spitze der einzelnen Reden gesetzten kurzen Inhaltsangaben einen Ersatz für *Λιβανίου ὑποθέσεις* bieten und die am Rande vermerkten dispositiven Hinweise die Auffassung der einzelnen Reden unterstützen. Bei den Schwierigkeiten, welche die Lektüre des Demosthenes dem Primaner jetzt in höherem Grade bietet als früher, wo die Lektüre des Lysias vorausgegangen war, ist ohne solche Beihilfe eine ausreichende häusliche Vorbereitung nicht zu erwarten.

Der Text ist unter sorgfältiger Benutzung der grofsen einschlägigen Litteratur selbständig festgestellt worden. Im Anschlufs an die Untersuchungen von Voemel, Blafs und Weil sind überall die Lesarten von Σ (codex Parisinus) unter Zuziehung von L (codex Florentinus) für die zweite und dritte Philippische Rede bevorzugt. Das von Blafs für Demosthenes aufgestellte sogenannte „rhythmische

Gesetz" hat an Stellen, wo die Wahl der Lesart zweifelhaft war, den Ausschlag gegeben. Interpunktion und Elision zur Vermeidung des Hiatus sind dem Wesen der Schulausgabe gemäfs gehandhabt.

Der Kommentar folgt den für die Sammlung aufgestellten Grundsätzen. Er will in erster Linie die vielen formalen Schwierigkeiten, die für den Schüler vorhanden sind, in einer dem Standpunkte der Klasse angemessenen Weise vermindern. Dieses Ziel ist auch trotz der Knappheit des Kommentars erreicht. Man wird mit ihm auskommen dank der pädagogischen Erfahrung, die aus jeder Seite desselben herausschaut. Die Zeiten sind vorbei, wo der Schüler diese grofsen Reden mit Hilfe von Kommentaren lesen mufste, deren stark philologischer Inhalt weit über seinen Horizont und sein Interesse hinausging und vieles von dem, was gerade für seine Vorbereitung besonders nötig war, nicht erwähnte. Die vorliegende Ausgabe hält sich von dieser schädlichen Verquickung philologischer und pädagogischer Kommentierung vollständig frei, fördert aber in ihrer Beschränkung auf das für den Schüler Notwendige um so mehr dessen Vorbereitung und dessen Liebe zu dem gewaltigen Redner, dessen kraftvolle, patriotische Worte dem Schüler nicht mehr durch ärgerliche, von ihm doch überschlagene philologische Noten abgeschwächt werden. Der Arbeit des Lehrers in und mit der Klasse wird durch diesen Kommentar nicht vorgegriffen; für sie bleibt nach der inhaltlichen, stilistischen und rhetorischen Seite alles zu thun übrig. Aus der Praxis des gegenwärtigen Gymnasialunterrichtes hervorgegangen und für dieselbe bestimmt, wird diese Ausgabe das Ihre dazu beitragen, dafs sich unsere Jugend an der patriotischen Kraft dieses gröfsten aller griechischen Redner immer aufs neue zu eigener uneigennütziger Opferwilligkeit im Dienste des Staates begeistere, dafs sie von diesem grofsen Manne lerne, das eigene ganze Leben in den Dienst der Sorge für die Gröfse und Freiheit des Vaterlandes zu stellen. Recht gut macht die Einleitung Windels auf die Gröfse des Redners Seite XXV ff. aufmerksam. Mit Wärme hebt der Herausgeber auch die staatsmännischen Eigenschaften des Demosthenes hervor, die Kühnheit seiner Pläne, die Konsequenz in ihrer Ausführung und die Geschicklichkeit und Umsicht in der Wahl der Mittel. Als Probe der Darstellungsweise des Herausgebers mögen folgende Sätze dienen (S. XXVII): Falsch ist das Urteil, dafs er [Demosthenes] Unerreichbares erstrebt habe. Die von ihm angestrebte sittliche Wiedergeburt seiner Volksgenossen war wohl möglich, nicht minder die versuchte Einigung der Hellenen. Wenn die entsittlichende Bestechung mit Gold und Gunst, die Philipp ausübte, seinen Bestrebungen Abbruch that, so mindert das seine Verdienste in keiner Weise. Wie die Verhältnisse lagen, war seine Politik, die scharfe Opposition gegen Philipp, die einzig mögliche. Das System, den Gegner in seinem eigenen Lande mit einem Bürgerheer zu

bekämpfen, war ebenso das einzig richtige. Er ist im Kampfe unterlegen; aber mit vollem Rechte konnten seine Mitbürger unter das Standbild, das sie ihm auf dem Markte errichteten, die Worte setzen:

„Wäre, Demosthenes, dir wie der Geist, so die Macht auch geworden,
Nie makedonischem Schwert hätte sich Hellas gebeugt“.

Die Ausgabe Windels sei den Fachgenossen aufs beste empfohlen.

Marburg i. H. Eduard Heydenreich.

Prosateurs modernes. Bd. X. **Jeanne d'Arc**, Libératrice de la France. Nach Joseph Fabre für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. Mit einer Karte. Wolfenbüttel 1896, Julius Zwifsler. 68 S. 8. 0,50 M.

In die Sammlung der 'Prosateurs modernes', deren Tendenz bereits in dieser Zeitschrift Bd. L S. 154 bei Gelegenheit der Besprechung des ersten und achten Bändchens kurz dargelegt worden ist, auch die Jeanne d'Arc von J. Fabre in gekürzter und teilweise modernisierter Form aufzunehmen, dazu haben verschiedene „Erwägungen“ geführt. Erstens „gehört die Geschichte der Jungfrau von Orléans zu den beliebtesten Lesestoffen im französischen Unterricht“, was sich zum Teil dadurch erklärt, „dafs die herrliche Dichtung Schillers, der diese Heldin im edelsten Lichte darstellt, das Bedürfnis erweckt, auch die historische Johanna von Arc näher kennen zu lernen, gewifs aber zum Teil auch schon dadurch, dafs die unverdorbene Jugend allem Grofsen überhaupt, besonders aber unerschrockenem Mute feurige Bewunderung entgegenbringt“. Ferner ist statt der bisher fast ausschliefslich gelesenen Jeanne d'Arc von Barante die von Fabre gewählt worden, einmal weil erstere zu viel veraltete und absichtlich der Sprache des 15. Jahrhunderts entnommene Ausdrücke enthält, ein Umstand, der die jetzigen Bestrebungen, die Schüler möglichst in die Sprache der Neuzeit einzuführen, nicht fördert, sodann weil Fabre in seiner Darstellung weniger mystisch zu Werke geht und die Erfolge der Heldin möglichst auf natürliche Weise zu erklären sucht.

Die Bearbeitung besteht aus 27 zum Teil kurzen Abschnitten, in denen das Lebensbild der Johanna in schlichter, aber Herz und Gemüt ansprechender Form recht anschaulich vor Augen tritt. Das Interesse an dem Geschick der „Paysanne de Domrémy“ nimmt von Stufe zu Stufe zu: mit ihr kämpft, leidet, siegt, triumphiert der Leser, mit ihr geht er in den Märtyrertod.

Das Büchlein eignet sich recht wohl zur Lektüre für die mittleren Klassen. Die Fufsnoten geben in angemessener Weise Aufschlufs über etwaige ungewöhnliche Wortbedeutungen, die Anmerkungen geschichtliche, geographische und kulturgeschichtliche Erläuterungen. Der Text ist im allgemeinen korrekt; Druckversehen finden sich S. 4 Z. 4 *daus*; S. 9 Z. 8 fehlt ***nach pillées***

ein *Komma*; S. 17 Z. 25 *é* st. *né*; S. 24 Z. 7 *menacant*; S. 27 Z. 1 *Apres*; S. 33 Z. 9 *malgre*; S. 35 Z. 2 8 *mai* st. 8 *mai* S. 40 Z. 29 *ledos* st. *le dos*; S. 45 Z. 5 *lui* st. *lui*; S. 52 Z. 22 *elle même*; S. 58 Z. 28 *proces* und *serie*; S. 63 Z. 24 *Burcy-le-Petit*, während im Texte S. 9 Z. 13 *Burey-le-Petit* zu lesen ist; S. 65 Z. 21 *Belle Croix* st. *B.-C.*; S. 67 Z. 16 mufs es *49, 14* st. *49, 16* heifsen. Wünschenswert wäre vielleicht eine ganz kurze biographische Notiz über Joseph Fabre und — nach Art der früheren Bändchen — eine feste Einbanddecke.

Salzwedel i. A. K. Brandt.

---

1) **Wilhelm Steuerwald, Übersetzung der Absolutorialaufgaben** aus der französischen und englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Bayerns. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart 1896, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung. 163 S. kl. 8.

Solange die Lehrpläne für das Bestehen der Reifeprüfung und auch der Abschlufsprüfung zur Erlangung des Zeugnisses für den einjährigen Militärdienst Übersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache verlangen, so lange mufs die Schule auch derartige Übungen pflegen, und so lange können wir auch der Übungsbücher nicht entraten, die uns den Stoff für diese Übungen liefern. Steuerwald bietet uns in dem vorliegenden Werkchen die Übersetzungen[1]) der Examensaufgaben, die in den Jahren 1861—96 den Abiturienten der bayrischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen im Französischen und Englischen gestellt sind. Es läfst sich nicht leugnen, dafs dies ein ganz verdienstliches Unternehmen ist. Dem Schüler ist hier Gelegenheit geboten, sich selbst ohne fremde Hilfe zu üben; er kann seine Kraft erproben und sein Wissen bereichern, letzteres um so mehr, als der Verf. in den Anmerkungen eine Auswahl von Ausdrücken und Übersetzungsweisen beigefügt hat. Und in der That scheinen die Schüler den Wert dieser Sammlung erkannt zu haben, da bereits eine zweite Auflage nötig geworden ist. Aber auch dem Lehrer kann diese Sammlung nur willkommen sein; er findet hier eine Fülle trefflichen Materials, das sich besonders bei den Klassenarbeiten sehr gut verwerten lassen wird.

2) **Wilhelm Petersen, Englisches Lesebuch** für deutsche Schulen. In Übereinstimmung mit den neuesten ministeriellen Erlassen nach pädagogischen Grundsätzen geordnet und mit einem Wörterbuche versehen. Hannover 1897, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel). VIII u. 250 S. 8. Geb. 2,50 M.

Das vorliegende Lesebuch will einen Lesestoff bieten, der zugleich mit dem sprachlichen Wissen dem Schüler eingehende Kenntnisse über England und dessen Bewohner übermitteln soll. Zu dem Zwecke sind in demselben besonders die Geschichte, die

---

1) *Der deutsche Text* ist unter dem Titel: Die Absolutorialaufgaben in *Bayern. 2. Heft*, in der Stahelschen Buchhandlung in Würzburg erschienen.

Geographie, die Staatseinrichtungen, das private und öffentliche Leben, sowie die Litteratur des englischen Volkes berücksichtigt, aber auch die tägliche Umgangssprache und die Korrespondenz sollen zu ihrem Rechte kommen. Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: I. Stories from English History, II. English Poetry, III. Geographical Remarks on England, IV. English Life, Manners, and Customs, V. Conversations, VI. English Letters, VII. The English Government, VIII. The English Political Power, IX. Specimens of English Narrative Literature, X. English Poets, Wörterbuch. Man ersieht aus dem reichen Inhaltsverzeichnis, wie sehr dem Verf. daran gelegen war, ein möglichst reichhaltiges Material zu bieten, welches, um den Forderungen der neuen Lehrpläne nach stärkerer Berücksichtigung der nationalen Eigentümlichkeiten zu genügen, nur von England und seinen Bewohnern handelt. Das Buch reiht sich also in dieser Hinsicht der grofsen Zahl guter englischer Lesebücher an, die in den letzten Jahren erschienen sind. Die Stoffe sind mit grofsem Geschick ausgewählt und tragen den geistigen Bedürfnissen unserer Jugend auf der Stufe, für welche das Lesebuch bestimmt ist — es sind die Unter- und Mittelstufe —, im ganzen Rechnung. Nur hätte ich gewünscht, dafs für die vorgerückteren Schüler dieser Stufe etwas längere und sprachlich schwierigere Lesestücke aufgenommen wären; ich vermisse in der Anordnung ein Fortschreiten vom Leichten zum Schwereren; auch hätte ich gern ein besonderes Kapitel für *moral stories*, die sich ja auch auf englische Verhältnisse beziehen können. Ich fürchte nämlich, dafs der hier gebotene Lesestoff die Schüler dauernd nicht fesseln wird; Herz und Gemüt spielen bei der Jugendbildung eine grofse Rolle, der besonders auch bei der Auswahl des Lesestoffes Rechnung getragen werden mufs. Deshalb möchte ich dem Verf. raten, bei einer zweiten Auflage das Kapitel: *English Poets*, welches für die Schüler der unteren und mittleren Stufe doch nur einen sehr zweifelhaften Wert hat, fallen zu lassen und dafür einige hübsche Erzählungen einzustellen.

Dortmund. Ewald Goerlich.

Paul Dörwald, Die Formenbildungsgesetze des Hebräischen. Ein Hilfsbuch für Lehrer des Hebräischen an Gymnasien. Berlin 1897, Mayer & Müller. VII u. 123 S. 8. 2,40 M.

Das Buch will keine Hebräische Grammatik sein, sondern die Formenbildungsgesetze des Hebräischen erörtern und in möglichst knappe Fassung bringen, und zwar nur die grofsen Hauptgesetze der hebräischen Grammatik mit grundsätzlicher Ausschliefsung aller nicht zur Klarlegung der Sprachgesetze notwendigen Einzelheiten. Auf eine erschöpfende Darstellung der von den Fachgelehrten über die einzelnen Spracherscheinungen geäufserten Ansichten verzichtet der Verf., indem er sich damit begnügt, seine

eigene Auffassung zu entwickeln, allerdings häufig mit Bekämpfung entgegenstehender Meinungen. Dafs ihm manche litterarische Erscheinung auf dem Gebiete der hebräischen Sprachwissenschaft entgangen ist, verhehlt der Verf. sich nicht. Er geht stets zurück auf die stammverwandten Sprachen, vor allem auf das Arabische, daneben auf das Äthiopische und Aramäische.

Wie sein zweiter Titel „Ein Hilfsbuch für Lehrer des Hebräischen an Gymnasien" zeigt, will das Buch der Gymnasialpraxis dienen, aus der es entstanden ist; es soll den Lehrer zum Studium der verwandten Sprachen wie auch der grofsen wissenschaftlichen Grammatiken des Hebräischen anregen und ihm in der Lösung der Einzelfragen Hilfe bieten.

In den einleitenden neun ersten §§ wird zunächst die semitische Sprachenfamilie, ihr gemeinsamer Charakter sowie ihre drei verschiedenen Gruppen, süd-, nord- und westsemitische Sprachen, zu welchen letztgenannten das Hebräische zählt, besprochen. Der zweite § wendet sich zu der Eigenart des Hebräischen selbst, der dritte giebt eine Übersicht über die Geschichte der hebräischen Grammatik von ihren Anfängern Abraham ben Ezra und David Qimḥi bis auf unsere Zeit. Die nächsten §§ behandeln die Konsonantenschrift nach ihrer historischen Entwicklung und Stellung zu den verwandten Schriftarten, Namen und Reihenfolge der Konsonanten, ihre Verwendung als Zahlzeichen, ihren Lautwert und ihre Aussprache, die Vokalschrift nach ihrer Entstehung und allmählichen Ausbildung, die übrigen Lesezeichen, die Eigentümlichkeiten der Konsonanten, besonders der Gutturale, ferner des ו und י, sodann die Assimilation und Elision von Konsonanten, die Veränderungen des ursprünglichen semitischen Vokalismus im Hebräischen, hauptsächlich durch den Einflufs der Silbengesetze, und schliefslich die Betonung.

Mit § 10 geht der Verf. zu den eigentlichen Gesetzen der Formenbildung im Hebräischen über, und zwar geht er sachgemäfs von einer Besprechung der Wortwurzeln aus. In dem darauf folgenden Abschnitt über die Pronomina tritt er der Auffassung entgegen, in den Suffixen, Afformativen und Präformativen des Verbums Verkürzungen der vollen absoluten Pronominalformen zu sehen; er erblickt vielmehr in ihnen, und zwar wohl mit Recht, die ursprünglichen Personalbezeichnungen, während die vorhandenen Personalpronomina aus ihnen erst durch Zusammensetzung mit anderen Deutewurzeln zwecks Gewinnung gröfserer Selbständigkeit gebildet seien. Im nächsten § 12 (Nomina und Verba) lehnt er die Entscheidung der Frage nach der Priorität von Nomen oder Verbum ab und beschränkt sich auf die Feststellung der Thatsache, dafs die Sprache nebeneinander Nomen und Verbum aus denselben Wurzeln erzeugt hat. Allerdings ist die Frage sehr schwierig zu beantworten, aber doch neigen wir uns mit voller Entschiedenheit der Auffassung zu, dafs im Hebräischen die Verba

primäre, die Nomina sekundäre Gebilde sind. Das gesteht auch Dörwald selbst später zu, indem er S. 88 sagt, es seien von Hause aus Nominalbildungen, die zum Perfektstamm gehören, und solche, die auf den Imperfektstamm weisen, zu scheiden: denn mit dieser Scheidung erkennt er doch, im Widerspruch mit seinen Ausführungen im § 12, die Priorität des Verbums ausdrücklich an. Ebendarauf weist auch die Verwendung von Verbalformen als Eigennamen mit Sicherheit, vgl. S. 116. — Der folgende Abschnitt behandelt die Verbalstämme und kommt durch Vergleichung der hebräischen Stammbildungen mit denen der anderen semitischen Sprachen zu dem Resultat, dafs auch hinsichtlich der Stammentwicklung das Hebräische die Mitte hält zwischen der reicheren Entfaltung der südsemitischen und der Armut der nordsemitischen Sprachen. Daran schliefst sich die Behandlung der Tempus- und Modusbildung, der Numerus- und Personalbildung und die Einzelheiten der Verbal- und Nominalflexion nach Klassen geordnet. Die Verba עע erklärt Dörwald als ursprünglich bilitterale Stämme, welche die Sprache nach dem Gesetz der Analogie zu trilitteralen zu erweitern strebte durch Verdoppelung des zweiten Radikals oder durch dessen selbständige Wiederholung, wie im Inf. abs. Qal סָבוֹב und in den Part. Qal סוֹבֵב, סָבוּב. Diese Erklärung ist nicht zutreffend: vielmehr beweisen gerade die angeführten Formen und ebenso die Formen mit Verdoppelung, dafs der Stamm ursprünglich trilitteral ist: aus סָבַב ward mit Wegfall des zweiten ב dann סַב und daraus bildeten sich durch falsche Analogiebildung die Formen יָסֹב, חֵסֵב u. s. w. Die Erinnerung an die ursprüngliche Trilitteralität war aber so stark, dafs in den Formen mit Vokal hinter dem ב dies stets als aus dem gleichlautenden 2. und 3. Radikal entstandener Doppelkonsonant empfunden und geschrieben wurde. Bei den von Wurzeln עע abgeleiteten Nomina legt übrigens Dörwald selbst S. 91 trilitterale Wurzelform zu Grunde, indem er קַל als aus qalil, דל als aus dalil entstanden erklärt. Für die Verba עו dagegen lehnt Dörwald die Versuche, sie auf ursprünglich bilitterale Stämme zurückzuführen, unter Berufung auf das Arabische und Äthiopische mit Recht ab. — Bei der Erklärung der Nominalbildung folgt S. 94 Dörwald mit Unrecht der Vermutung Barths, dafs יְקוּם und יְבוּל durch Transposition aus קְיוּם und בְּיוּל enstanden seien: denn für eine so auffällige Transposition läfst sich bei der Formenbildung keine einzige erweisbare Analogie anführen.

Auf Einzelheiten weiter einzugehen, würde uns hier zu weit führen. Nur einige Druckfehler seien noch erwähnt: S. 32 sub 4 steht „Vokal- und Nominalstämme“ statt „Verbal- und Nominalst.“; S. 37 Z. 3 steht „Namens“ statt „Nomens“; S. 115 unten „auf einer Wurzel“ statt „auf eine W.“

Die Erklärung der Formen ist besonnen und sachgemäfs; abenteuerliche Erklärungshypothesen werden meist mit sicherem sprachlichen Gefühl von der Hand gewiesen. In der Praxis des Gymnasialunterrichts selbst wird sich nur ein geringer Teil des in dem Buche verarbeiteten Stoffes unmittelbar verwerten lassen; doch bildet es ein brauchbares Hilfsmittel für angehende Lehrer des Hebräischen zur Einführung in das wissenschaftliche Studium dieser Sprache.

Marburg i. H. **Adolf Lange.**

H. L. **Strack**, Hebräisches Vokabularium. Fünfte, ganz neu bearbeitete Auflage. München 1897, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 56 S. 8. Preis gebunden 0,80 M.

Das „hebräische Vokabular für Anfänger" des Berliner Professors Strack, welches 1889 zum erstenmale erschien, liegt jetzt schon in 5. Auflage vor. Seinen Zweck, eine genügende Vokabelkenntnis dem Leser der leichteren Bücher des A. T. zu vermitteln, erfüllt das Büchlein vollkommen. Es ist in der Hauptsache nach grammatischen Gesichtspunkten und innerhalb jedes Abschnittes alphabetisch geordnet. In der 5. Auflage ist der Vokabelschatz des grammatisch geordneten Teiles vermehrt und ein sachlich geordneter Teil (Religion, Schöpfung, das irdische Leben des Menschen) neu hinzugefügt. Weil sich das Ganze nicht an eine einzelne Grammatik noch an ein Lesebuch bindet, kann es neben jeder Grammatik sowohl von Schülern als von Studierenden mit Nutzen gebraucht werden. Nur dürfte es sich empfehlen, die verba gutturalia nach Klassen zu trennen. — Über die Berechtigung der Aufnahme einzelner Wörter kann natürlich Streit sein. Auch fragt es sich, ob לַיְלָה, הַיּוֹם, לָרֹב und ähnliche Ausdrücke zu den Partikeln zu stellen sind. Doch das sind Äufserlichkeiten. Der grammatisch geordnete Teil ist gut angelegt; der sachliche kommt so sehr einem Bedürfnis entgegen, dafs eine Erweiterung desselben schwerlich ausbleiben kann.

Königsberg i. N. **G. Zart.**

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Dritte völlig neugestaltete Auflage. Leipzig 1897, Otto Spamer. Vierter Band: Geschichte des Mittelalters von den Kreuzzügen bis zum Zeitalter der Renaissance, von G. Diestel, mit 418 Textabbildungen und 13 Beilagen. XIV und 808 S. Neunter Band: Geschichte der neuesten Zeit, von dem Beginne des nationalen Kampfes gegen Napoleon I. bis zum Kaisertum Napoleons III. (1808—1852), von B. Volz, in dritter Auflage bearbeitet von K. Sturmhoefel, mit 308 Textabbildungen sowie 12 Beilagen und Karten. XIV und 784 S. Jeder Band 8,50 M, geb. 10 M.

Der vierte Band dieser inhaltreichen Weltgeschichte behandelt im Anschlufs an die früher besprochenen (s. Bd. 51 S. 734 dieser

Zeitschrift) die Blütezeit und den Verfall des Mittelalters. Der Verfasser hegt für das Mittelalter keine besondere Sympathie; er nennt S. 336 den letzten Zeitraum desselben den erfreulichsten, weil er den Übergang bilde „aus einer Zeit wilder und oft barbarischer Kämpfe um Güter und Ideen, die uns heute wenig mehr gelten“, zu besseren Zeiten. Sein Urteil erscheint daher bisweilen einseitig, z. B. wenn er S. 1 die deutschen Herrscher des 10. bis 12. Jahrhunderts, die ihre stattlichen Pfalzen in allen Teilen des Reiches hatten und durch persönliche Gegenwart ihre Vasallen im Zaum hielten, tadelt, dafs sie „im eigenen Reiche wie Nomaden lebten“, wenn er S. 83 Friedrichs I. Aussöhnung mit dem Papste zu Venedig eine schwere Demütigung nennt und S. 338 sogar behauptet, durch den Kniefall, der mit dem zu Canossa zu vergleichen sei, habe dieser Kaiser „die Verehrung und Liebe des deutschen Volkes für immer eingebüfst“. Dafs Papst und Kaiser sich gegenseitig als die beiden höchsten von Gott geordneten Gewalten anerkennen, ist unstreitig die Grundlage friedlicher Zustände im späteren Mittelalter; dafs der Kaiser dem Oberhaupt der Kirche persönliche Verehrung erweist, ist ganz natürlich und dem Sinne der Zeit entsprechend; uns erscheint es vom protestantischen Standpunkt aus als ein Sieg der Hierarchie. Kämmel (Deutsche Gesch. S. 335) weist im Anschlufs an Nitzsch mit Recht darauf hin, dafs Kaiser Friedrich, indem er vom Papste die Anerkennung der während des Streits unter kaiserlichem Einflufs eingesetzten Bischöfe erlangte, die enge Verbindung des Königtums mit dem Bistum behauptete, und dafs, im Gegensatz zu den Zeiten Heinrichs IV., die deutschen Bischöfe und weltlichen Fürsten mit wenigen Ausnahmen treu zu ihm gehalten haben. Später hat Friedrich II. unklug gehandelt, als er nochmals den Kampf gegen das Papsttum begann zu der Zeit, wo er schon mit den lombardischen Städten zu kämpfen hatte; sein Stolz hat den Sturz der deutschen Monarchie und die Auflösung des Reichs verschuldet. Der Verfasser aber lobt ihn S. 338: „Er allein hat unverrückt die Staatsidee der Hierarchie gegenüber festgehalten, und der beste Teil der deutschen Nation, das rührige Volk der Städter, hat stets auf seiner Seite gestanden, obwohl er es selbst wenig schonte“. Was die Städte betrifft, so ist ihr Emporkommen auf Grund kaiserlicher und fürstlicher Privilegien gewifs erfreulich, aber ihre feindliche Stellung gegenüber den Fürsten, die später zu den Städtekriegen führt, ist als eine der üblen Folgen des Sturzes der Monarchie anzusehen. Karl IV. hatte, als er durch die Goldene Bulle die Ordnung des Reiches einigermafsen wiederherstellte, ganz recht, wenn er den Städten ihre Sonderbündnisse und die Aufnahme von Pfahlbürgern verbot; die Landfriedensordnungen haben immer darauf gehalten, dafs Städte und Fürsten zusammenwirkten für den Landfrieden. Unser Buch (S. 381 f.) hebt, wie es oft geschieht, nur die That-

sache hervor, dafs Karl IV., den böhmischen Städten günstig gesinnt, den deutschen Reichsstädten entgegentrat.

Diese Bemerkungen hindern durchaus nicht die Anerkennung, dafs der Verfasser einen grofsen und mannigfaltigen Stoff eingehend und anschaulich behandelt hat. Wenn der Verfall des deutschen Reiches in jener Zeit unleugbar ist, so wird zum Erweise der in Deutschland vorhandenen Lebenskräfte dem Emporkommen der Einzelstaaten ein lehrreicher Abschnitt gewidmet. Bei den Kreuzzügen tritt Frankreich als emporstrebender Staat hervor; der Einflufs der französischen Kultur auf die übrigen Staaten wird S. 250 ff. und 310 ff. im einzelnen dargelegt. Auch die englische Geschichte wird ausführlich behandelt, und die Staaten des Nordens und Ostens von Europa treten seit dem 12. Jahrhundert in immer helleres Licht. Nachdrücklich wird bei Ungarn und Polen (S. 286, 701, 708) auf die Bedeutung der deutschen Einwanderung hingewiesen. Bei Italien wird das Aufblühen der Städte Florenz, Mailand, Genua, Venedig anziehend geschildert, aber auch die mit der feineren Kultur verbundene sittliche Entartung hervorgehoben, gegen welche Savonarola kurze Zeit mit Erfolg auftrat. Die Blüte der deutschen Hanse wird S. 769 ff. namentlich durch Schilderung ihrer auswärtigen Niederlassungen in London, Brügge, Bergen, Novgorod veranschaulicht; übrigens war Köln nicht, wie S. 772 gesagt wird, anfänglich Vorort des Bundes; es hatte nur in London die ältesten Vorrechte; mit dem Zusammenschlufs des Städtebundes trat auch Lübeck an die Spitze. Die Konföderation zu Köln 1367, welche S. 384 erwähnt wird, hat nicht die Bedeutung, dafs Köln sich etwa an die Spitze des damals gegen Dänemark unternommenen Krieges stellte; es war nur der Versammlungsort für die Abgesandten der wendischen, preufsischen und niederländischen Seestädte, welche die Kriegsrüstung allein auf sich nahmen. Es ist starke Übertreibung, wenn S. 384 gesagt wird, Dänemark sei „durch die Krieger und Flotten von über 200 deutschen Städten“ besiegt worden, und ein Mifsverständnis, wenn es ebendaselbst heifst, Karl IV. habe 1374 „den Bürgermeister von Lübeck zum Statthalter des Reiches ernannt“. Die Urkunde, welche gemeint ist, giebt den Bürgermeistern (es waren vier, vom Rat aus seiner Mitte erwählt) Vollmacht, in Stellvertretung der Reichsgewalt die Friedensstörer im ganzen Reiche zu verfolgen. Doch solche Irrtümer schaden dem Gesamtbilde nicht erheblich.

Die dem Bande eingefügten Abbildungen lassen namentlich die Blüte der Baukunst erkennen (Normannische Schlofskapelle zu Palermo, Sainte Chapelle zu Paris, Ruinen der Kaiserpfalz zu Gelnhausen, Kathedrale zu York, Chor des Kölner Doms, Festsaal der Wartburg, Gesamtansicht und Remter der Marienburg u. a.). Interessant sind die Porträts von Königen und Fürsten nach Grabsteinen oder fast gleichzeitigen Statuen und

Gemälden, z. B. Heinrich der Löwe, Philipp II. von Frankreich, die Kaiser Sigismund und Maximilian, interessant auch die aus Miniaturen in Handschriften entnommenen Trachtenbilder. Auch Urkunden und Münzen werden dargeboten, von ersteren namentlich die älteste erhaltene Kaiserurkunde in deutscher Sprache, 1240 ausgestellt, und ein Teil des Entwurfs der Magna Charta.

Der neunte Band nimmt den Faden der Erzählung beim Jahre 1808 auf, um zunächst den „Widerstand der Nationalitäten" gegen Napoleons I. Eroberungsherrschaft darzustellen, dann die Zeit von 1815 bis 1852; das Nachfolgende bleibt dem zehnten Bande vorbehalten. Die Ereignisse naheliegender Zeiten nehmen die Teilnahme der Leser stärker in Anspruch als die Kämpfe und Zustände des Mittelalters; man verlangt bei entscheidenden Vorgängen genaue Erzählung des einzelnen, beim Abschlufs wichtiger Begebenheiten bestimmte, doch nicht einseitige Urteile. In beiden Beziehungen ist hier Anerkennenswertes geleistet. Vorgänge wie die Schlachten bei Leipzig und Belle-Alliance, die Aufstände in Paris, Brüssel und Warschau 1830, die Kämpfe in Paris, Wien, Berlin 1848 sind anschaulich in ihren Einzelheiten dargestellt. Mafsvolles Urteil zeigt sich an vielen Stellen, z. B. S. 184 über die Gründung des deutschen Bundes, S. 220 f. über die verschiedenen Bestrebungen innerhalb der deutschen Burschenschaft, S. 224 über die Wiener Schlufsakte, S. 708 über das Mifslingen der deutschen Nationalversammlung, S. 784 über die „Lehren, welche die Sturmjahre gegeben". Zu sehr entschuldigt werden S. 150 Metternichs Friedenserbietungen an Napoleon I. im Nov. 1813; zu scharf dagegen erscheint das Urteil über die unzulängliche Gebietsvergröfserung Preufsens auf dem Wiener Kongrefs S. 165; es war ein Segen für Deutschland, dafs Preufsen damals die Rheinlande in so ansehnlicher Ausdehnung erhielt. Die in England 1829—1846 durchgeführten Reformen sind dargelegt; ihr Gegensatz zu dem revolutionären Verfahren in Frankreich und ihre Wirkung, dafs England 1848 von der Revolution verschont blieb, hätte S. 437 wohl ausgesprochen werden müssen.

Hervorzuheben ist die eingehende Darstellung der deutschen Wirren von 1848—50. Man fühlt sich in die aufgeregte Zeit hinein versetzt; man sieht, wieviel Unreifes sich neben den berechtigten Bestrebungen geltend machte, wie notwendig es war, dem verderblichen Treiben der Unruhstifter in Berlin und noch mehr in Wien Einhalt zu thun, wie fast unmöglich, gleichzeitig eine glückliche Lösung der deutschen Einheitsfrage herbeizuführen. Auch die Neugründung des französischen Kaisertums wird eingehend dargestellt; man erkennt, wie die Republik bald in Mifsachtung geriet und die Stimmung des Volkes dem Ehrgeiz des Präsidenten entgegenkam. Der Strafsenkampf am 4. Dezember 1851, welcher ihm später oft zum Vorwurf gemacht ist, erscheint

weit weniger schlimm als die von Cavaignac im Juni 1848 gelieferte Schlacht.

Eine wohlthuende Unterbrechung der den politischen Ereignissen gewidmeten Darstellung bilden die eingefügten Abschnitte über Kunst und Wissenschaft. Der große Reichtum des 19. Jahrhunderts auf geistigem Gebiet erfordert übersichtliche Einteilung; deshalb sind zuerst Frankreich und England mit besonderen Abschnitten bedacht; weiterhin folgt Deutschland in ausführlicher Behandlung, und bei dem Aufschwung der Naturwissenschaften, welcher sich in Deutschland an A. v. Humboldt, K. Ritter, L. v. Buch, Gaufs und Weber, J. Liebig anknüpft, wird dann auch der aufserdeutschen Forscher gedacht; endlich folgt nochmals Frankreich, dessen Litteratur und Kunst nach 1830 so grofsen Einflufs übte, dafs auch aus diesem Grunde im Jahre 1848 alle Blicke sich auf Frankreich richteten.

Zahlreiche Abbildungen, zumal Porträts, zieren auch diesen Band; die revolutionären Bewegungen werden durch Spottbilder, wie sie aus jenen Zeiten zahlreich erhalten sind, veranschaulicht (Ludwigs XVIII. Rückkehr, Ludwig Philipp, Metternich, die Berliner Bürgerwehr, Wiener Gestalten u. a.).

Das Werk im ganzen, wie es nun bis auf den Schlufsband vorliegt, ist sehr geeignet, eingehenderes Studium der Geschichte zu fördern, und legt rühmliches Zeugnis ab sowohl für den Fleifs und die Einsicht der planvoll zusammenwirkenden Verfasser, wie für das Bemühen der Verlagshandlung, etwas dauernd Gutes zu schaffen.

Lübeck. Max Hoffmann.

---

1) Karl Schlemmer, Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten. 1. Teil: Lehrstoff für Quinta. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. 62 S. 8. 0,60 M.

Der erste Teil enthält nicht nur den Lehrstoff für Quinta, sondern auch den für Sexta, um in Quinta den Lehrstoff der Sexta wiederholen zu können. Es ist dies durchaus zu billigen, weil jeder zugeben wird, dafs in Quinta eine Wiederholung des Sextanerpensums notwendig ist. Es wird dies aber kaum möglich sein, wenn der Schüler nicht ein Buch in Händen hat. Dieser Wiederholungsstoff nimmt freilich in dem Leitfaden 42 Seiten ein, während der eigentliche Lehrstoff der Quinta auf 22 Seiten behandelt wird.

Ein grofser Vorzug des Buchs ist es, dafs der Lehrstoff auf das Notwendigste beschränkt ist, so dafs es selbst dem mäfsig beanlagten Schüler möglich sein dürfte, sich den Inhalt des Leitfadens anzueignen.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte; der erste handelt von der Erde als Himmelskörper, der zweite von der Erde und ihren

Bewohnern, der dritte giebt eine Übersicht über die fünf Erdteile, und der vierte führt uns in die Beschreibung von Deutschland ein. Dem letzten Teil ist eine Übersicht über die Staaten des Deutschen Reichs angefügt.

Die Darstellung ist überall klar und auch selbst für die Schüler auf dieser Stufe durchaus verständlich. Ebenso ist der Stoff höchst übersichtlich geordnet.

Vermieden sind alle unnötigen Namen und Zahlen. Ebenso befleifsigt sich der Verfasser, Fremdwörter nach Möglichkeit durch deutsche zu ersetzen.

Das Buch ist streng methodisch gearbeitet, auch nach einer bestimmten Disposition bei jedem einzelnen Lande, so dafs der Schüler mit Leichtigkeit gezwungen werden kann, sich im Zusammenhange über jedes Land auszusprechen, worauf auch schon in den unteren Klassen grofser Wert zu legen ist; denn nur so haftet in der Seele des Schülers ein lebendiges Bild von dem Lande.

Mir ist kein Lehrbuch der Erdkunde bekannt, welches in höherem Grade alle die angeführten Vorzüge in sich vereinigte. Daher kann ich dasselbe nach jeder Richtung mit bestem Gewissen empfehlen.

Freilich finden sich in demselben noch kleine Irrtümer und Versehen, wie dies kaum anders möglich sein wird. Dieselben thun der Brauchbarkeit desselben keinen erheblichen Abbruch und werden sicher in einer neuen Auflage, die ich dem vortrefflichen Buch möglichst bald wünsche, beseitigt werden.

Es sei mir gestattet, einige von diesen anzuführen.

Ein Versehen ist es nur, wenn der Verfasser gleich auf der siebenten Seite sagt: „Die Sonne ist etwa hundertmal so grofs als die Erde“. Gemeint ist offenbar: „Der Durchmesser der Sonne ist etwa hundertmal so grofs als der der Erde“.

Auf S. 8 ist bei der Angabe der Länge des Äquators das Komma zu streichen. Auf S. 13 liegt ebenfalls ein Irrtum vor. Es heifst dort: „Die Polarkreise sind $23^1/_2{}^0$ von den Polen entfernt und umschliefsen die Erdräume, in denen einmal im Jahre die Sonne in 24 Stunden nicht unter-, und einmal in 24 Stunden nicht aufgeht“. Es gilt dies doch nicht von der ganzen Zone, sondern nur von den unter den Polarkreisen liegenden Orten; vgl. S. 19 Mitte. S. 26 Z. 5 v. u. mufste Düna gesperrt gedruckt werden.

Auf S. 39 vermisse ich die Angabe über die Aussprache von New-Orleans, auch müfste es gesperrt gedruckt sein.

Auf S. 50 könnte beim Thüringer Walde wohl der Inselsberg erwähnt werden, der bekannter ist als der Beerberg, weil er die schönste Aussicht im Gebirge gewährt. Die Angabe über den Lauf der Unstrut ist ungenau, auch müfste hier wohl des Kyffhäusers gedacht sein.

Ähnliche Ausstellungen liefsen sich noch mehrere machen; die angeführten mögen genügen.

Zum Schlufs will ich nicht unterlassen, noch besonders hervorzuheben, dafs die Ausstattung sowie der Druck des Buchs vorzüglich sind, und dafür der Verlagsbuchhandlung meinen wärmsten Dank im Interesse der Schuljugend auszusprechen.

2) **Karl Schlemmer, Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten.** 2. Teil: Lehrstoff für Quarta, Tertia und Unter-Sekunda. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. 294 S. 8. 2,25 M.

Der zweite Teil enthält den Lehrstoff für Quarta, Tertia und Unter-Sekunda. Er ist genau nach den neuen Lehrplänen vom Jahre 1892 gearbeitet.

Voran geht ein Abschnitt „Die Erde und ihre Bewohner im allgemeinen", von dem der Verfasser mit Recht wünscht, dafs er in jeder Klasse zu Anfang des Schuljahrs wiederholt werde. Dieser Abschnitt giebt eine gedrängte Übersicht über die Verteilung von Land und Wasser auf der Erde, allgemein gehaltene Bemerkungen über Gebirge, Flüsse, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, sowie über die Menschen und die Kulturverhältnisse.

Darauf schreitet der Verfasser vor zur Behandlung der Erdkunde von Europa. Durchaus zu billigen ist es, dafs er mit der Erklärung des Namens Europa und mit der Entdeckungsgeschichte des Erdteils beginnt. Sodann folgt eine Beschreibung desselben im allgemeinen, und hieran reihen sich die Beschreibungen der einzelnen Länder Europas, mit der pyrenäischen Halbinsel anfangend und mit Frankreich schliefsend. Die Schweiz und Österreich-Ungarn bilden den Übergang zur Behandlung des deutschen Reichs.

Im Gegensatz zur Behandlung der übrigen Länder ist bei der des deutschen Reichs die physische und politische Erdkunde getrennt gegeben. Der Verfasser erklärt ausdrücklich in der Vorrede, dafs er dies nur deshalb gethan habe, weil ihm auf eine Anfrage von dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium in Stettin der Bescheid geworden wäre, dafs die Bewilligung zur Einführung des Buches nur erteilt werden würde, wenn in demselben auch dieser Bestimmung der neuen Lehrpläne Rechnung getragen worden sei. Nach meiner Meinung ist dies zu bedauern, da die physische und politische Erdkunde nicht getrennt werden darf. Der Verfasser ist auch bereit, in diesem Punkt eine Neubearbeitung vornehmen zu wollen, sobald in den neuen Lehrplänen diese an sich wenig vorteilhafte Trennung aufgehoben worden sei. Einen Grund für dieselbe kann ich nicht finden; denn es ist sehr gut möglich, in der Ober-Tertia die physische und politische Erdkunde des deutschen Reichs auch in einer Stunde in der Woche zu behandeln, während es die gröfsten Schwierigkeiten bietet, in Unter-Tertia aufser den aufsereuropäischen Erdteilen auch noch die physische Erdkunde des deutschen Reichs durchzunehmen.

Dafs der Verfasser bei der Behandlung Deutschlands nur den Wünschen der vorgesetzten Behörde Rechnung getragen hat, indem

er hier trennte, was prinzipiell zusammen gehörte, zeigt klar und deutlich die Behandlung aller anderen Länder, bei denen er die physische und politische Erdkunde nirgends getrennt behandelt.

Es folgen dann die aufsereuropäischen Erdteile, bei denen die deutschen Kolonieen nur kurz erwähnt sind, während sie in einem besonderen Abschnitt ausführlicher besprochen werden, was meiner Ansicht nach nur zu billigen ist.

Das Buch schliefst mit der mathematischen Erdkunde, die in Unter-Sekunda Lehraufgabe ist. Dieselbe ist so dargestellt, dafs sie dem Standpunkt eines Sekundaners voll und ganz entspricht.

Nachdem ich so den Gang des Buchs kurz angegeben habe, möge es mir gestattet sein, aus den vielen Vorzügen desselben einige noch besonders hervorzuheben.

Die Beschreibung der einzelnen Länder ist überall in einem guten und lesbaren, ja ich möchte sagen, in einem ansprechenden und fesselnden Deutsch gegeben. Überall zeigt es sich klar und deutlich, dafs der Verfasser über die wissenschaftlichen Fortschritte auf dem Gebiet der Länderkunde genau unterrichtet ist.

Die Darstellung ist durchweg klar und übersichtlich geordnet.

Jedes Land ist nach einer bestimmten Disposition behandelt, die sich ständig wiederholt. Zunächst wird die Lage und Gestalt angegeben, dann folgen die orographischen und hydrographischen Verhältnisse, an diese reiht sich das Klima, die Pflanzen- und Tierwelt. Sodann werden die Bewohner behandelt, indem zugleich eine knappe Übersicht über die Geschichte des Landes gegeben wird. Auch die Hauptbeschäftigung der Bewohner wird stets erwähnt und mit den Erzeugnissen des Landes in Verbindung gebracht. Die Behandlung eines jeden Landes schliefst mit der politischen Einteilung, der eine Übersicht über die Hauptverkehrsstrafsen hinzugefügt ist. In den meisten Lehrbüchern der Erdkunde fehlt diese; ich möchte sie aber auf keinen Fall entbehren und sehe gerade hierin einen besonderen Vorzug des Schlemmerschen Buchs.

Ebenso habe ich mit aufrichtiger Freude begrüfst die Abschnitte über die Weltmeere, das Mittelländische Meer und über die Nord- und Ostsee. In den meisten Lehrbüchern der Erdkunde fehlt die Behandlung der Binnenmeere im Zusammenhange. Bei der immer gröfser werdenden Bedeutung der Schiffahrt müssen die Schüler auch die wichtigsten Meere kennen lernen; daher hat der Verfasser recht, wenn er diese behandelt.

Als einen weiteren Vorzug des Buchs möchte ich hervorheben, dafs alle Fremdwörter nach Möglichkeit vermieden sind, ebenso auch den Grundsatz des Verfassers, dafs kein Ort genannt ist ohne eine nähere Angabe, weshalb er der Erwähnung wert ist. Der Schüler mufs erkennen, weshalb er sich gerade diesen Ort merken soll, während unzählige andere unerwähnt bleiben.

Zu loben ist es ferner, wenn der Verfasser bestrebt ist, das

Gedächtnis der Schüler nicht mit unnötigen Zahlen zu belasten. So vermeidet er meist mit Recht nähere Zahlenangaben über die Gröfse der Länder, die Höhe der Gebirge, die Länge der Flüsse und die Gröfse der Städte. Dafs die Angabe über die Einwohnerzahl der Städte fast überall weggelassen ist, ist durchaus richtig; denn dieselbe ändert sich ja fortwährend. Wenn auch sonst die Zahlenangaben vielfach fehlen, so scheint mir hierin der Verfasser doch etwas zu weit gegangen zu sein. Ich möchte daher empfehlen, in einer neuen Auflage das Versäumte nachzuholen. Die erste Auflage könnte neben der neuen sehr wohl gebraucht werden, da der Schüler vom Lehrer angehalten werden könnte, eine Zahl am Rande hinzuzufügen.

Äufserst praktisch ist es, dafs der Verfasser bei der Gröfsenangabe der Länder und Meere, der Einwohnerzahl der Länder und Städte stets Bezug nimmt auf andere, die dem Schüler bereits bekannt sein sollen. Denn nur so gewinnt der Schüler eine Vorstellung von der Gröfse des Landes etc., während die nackten Zahlen sehr bald wieder vergessen werden.

Anzuerkennen ist es ferner im höchsten Grade, dafs der Verfasser sich bei der Auswahl des Stoffes eine weise Beschränkung auferlegt, in dem er nur das Wichtigste und Notwendigste giebt, was der Schüler durchaus wissen mufs und auch selbst der mäfsig beanlagte lernen kann. Mit Recht sind daher auch alle geologischen Verhältnisse unerwähnt geblieben. So wünschenswert es auch sein mag, diese zu kennen, so fehlt doch dafür auf der Schule nicht nur die Zeit, sondern auch das Verständnis.

Als einen weiteren Vorzug des Buchs möchte ich noch hervorheben die beigegebenen, in den Text gedruckten Abbildungen, die meist recht gut sind. Kartenskizzen sind mit Recht fortgelassen; sie sind nicht nötig, da wir ja die vorzüglichen Atlanten haben.

Am Schlufs des Buches findet sich ein Namenverzeichnis; auch dies ist anerkennenswert, da den Schüler das Buch fast durch seine ganze Schulzeit begleiten soll und er so imstande ist, sich mit Leichtigkeit über einen Namen Auskunft zu holen.

Die Bezeichnung der Aussprache der Namen ist nur in beschränktem Mafse beigefügt, dagegen giebt der Verfasser vielfach eine Erklärung der Namen; ich wünschte, dafs dies noch mehr geschehen sei. Es läfst sich dies jedoch leicht in einer neuen Auflage nachholen.

Wenn ich kurz mein Urteil über das Buch zusammenfasse, so lautet es dahin, dafs ich demselben den Vorzug gebe vor allen mir bekannten Lehrbüchern der Erdkunde im Schulunterricht, selbst vor der allgemein anerkannten vortrefflichen Schulgeographie von A. Kirchhoff, die zwar für den Lehrer ein unübertroffenes Hilfsmittel für die Vorbereitung auf die Lehrstunde bleibt, aber für den Schüler in seiner geradezu klassischen Kürze oft schwer verständlich ist.

Wenn ich nun noch auf einige Mängel hinweise, so geschieht dies nur aus dem Grunde, um den Verfasser zu bestimmen, bei einer neuen Auflage, die ich dem vortrefflichen Buch recht bald wünsche, und die auch sicher in kurzer Zeit notwendig werden wird, dieselben zu beseitigen.

Auf S. 9 heifst es: „Europa erscheint seiner Lage und Gröfse nach nur wie eine Halbinsel des $4^1/_2$ mal so grofsen Asien". Hier mufste doch wenigstens die Gröfse Europas angegeben werden, wie dies auch im ersten Teil S. 22 geschehen ist; ebenso vermisse ich auf S. 11 eine bestimmte Angabe über die Zahl der Einwohner. Denselben Wunsch hege ich auch auf S. 13 bei der Pyrenäenhalbinsel und auch zum Teil bei den folgenden Ländern. Auf S. 12 werden zu den Romanen die Belgier schlechthin gerechnet. Das ist nicht richtig, nicht alle Belgier sind Romanen; zu diesen gehören nur die Wallonen, während die Fläminger Germanen sind. Auf S. 34 scheint mir die Bedeutung der Waldái-Höhe als Wasserscheide für die Flüsse Rufslands nicht genügend hervorgehoben zu sein. Auf S. 60 mufste erwähnt werden, dafs in jüngster Zeit die Fläminger mit dem Verlangen hervorgetreten sind, dafs auch ihre Sprache die Regierungssprache werden soll. Auch ist es nicht richtig, dafs „im ganzen Lande die Sprache der höheren Stände die französische sei".

Auf S. 128 heifst es: „Die gesetzgebende Gewalt wird durch den König und die beiden Häuser des Herrenhauses und des Landtages gemeinschaftlich ausgeübt". Dies ist falsch. Es mufs etwa heifsen: „Die gesetzgebende Gewalt wird durch den König und den Landtag gemeinschaftlich ausgeübt, der aus dem Herrenhause und dem Abgeordnetenhause besteht".

Auf S. 129 vermisse ich das Seebad Kranz und die wichtigsten Schlachtorte in Ostpreufsen, ebenso Braunsberg a. Passarge. Auf S. 131 könnte Landsberg, Prenzlau und Fehrbellin wohl noch erwähnt werden.

Auf S. 134 ist ein Druckfehler, statt 1792 mufs es 1772 heifsen. Auf S. 139 fehlt Lauenburg und Friedrichsruh.

Auf S. 158 wird gesagt, dafs alle Araber von Ismael abstammen; dies gilt doch nur von den Beduinen, während die anderen Stämme von Joktan abstammen.

Auf S. 204 mufste auf die Abhängigkeit Ägyptens von England hingewiesen werden.

Auf S. 270 konnte wohl auch der Asteroiden zwischen Mars und Jupiter gedacht werden.

Auf S. 279 ist der Satz: „Da nur der Mond bis Neumond" schlecht gefafst.

Belgard i. Pomm. J. Heling.

---

1) **Michael Geistbeck, Leitfaden der Geographie für Mittelschulen.** München 1896, R. Oldenbourg.
I. Teil: Geographische Grundbegriffe. Übersicht über die Erdoberfläche. Das Königreich Bayern. Elfte, durchgesehene Auflage. 92 S. 8. 0,55 M.
II. Teil: Mitteleuropa. (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Schweiz). Neunte, durchgesehene Auflage. 95 S. 8. 0,55 M.
IV. Teil: Die aufsereuropäischen Erdteile. Achte, durchgesehene Auflage. 112 S. 8. 0,70 M.

Die einzelnen Bändchen des an dieser Stelle bereits früher besprochenen Werkes haben an Seitenzahl etwas zugenommen, doch rührt dieser Zuwachs nicht von einer Vermehrung des Textes her, sondern von der Anwendung eines beträchtlich verbesserten, räumigeren Satzes. Es sind sogar an vielen Stellen, wie Stichproben ergeben, nicht unerhebliche Kürzungen vorgenommen, die dem Werke nicht geschadet haben. Die früher angefochtenen Stellen sind zumeist geändert worden, stehen geblieben ist irrtümlich im IV. Teile, dafs Point de Galle auf Ceylon Anlegehafen der nach Südost-Asien oder Australien fahrenden Dampfer ist. Das ist vielmehr Colombo. Dahin gehört ferner, dafs Chartum noch ein Hauptort des östlichen Sudans (S. 53) und der Kölner Dom nächst dem Eiffelturm das höchste Bauwerk Europas sein soll (S. 56). Das Ulmer Münster ist 9 m höher. Von der „äufseren Inselreihe" (S. 111) statt Polynesiens darf nicht mehr die Rede sein, und der lichte (?) Korallenkalk ist mit der Fufsnote „Abgesondert von den Korallenpolypen" etwas gar zu kurz abgethan.

2) **H. Harms, Fünf Thesen zur Reform des geographischen Unterrichts.** Ein Vortrag. 2. Auflage. Braunschweig und Leipzig 1897, H. Wollermann. 30 S. 8. 0,50 M.

3) **H. Harms, Erdkunde in entwickelnder, anschaulicher Darstellung. I. Vaterländische Erdkunde.** Mit 76 Abbildungen und 4 farbigen Kärtchen. 1897. XVI und 330 S. 8. 4 M, geb. 4,75 M.

Die fünf Thesen lauten in Kürze: Der Geographie-Unterricht mufs

1) sich zur vaterländischen Erdkunde abrunden (die aufserdeutschen Stoffe sind auf das durchaus Notwendige zu beschränken.);

2) das Bild als gleichberechtigt neben die Karte treten lassen und der auf der Karte und Bild basierten (sic) Schilderung mehr Raum gewähren;

3) dem entwickelnden Unterrichtsprinzip, der „Ritterschen Methode", mehr gerecht werden;

4) das geologische Moment mehr berücksichtigen;

5) in eine eingehende Kulturgeographie ausmünden.

Die fünf Thesen werden in dem kleinen Hefte mit grofser Wärme, zum gröfseren Teile überzeugend und für den, der sich nicht allerlei unliebliche Fremdwörter („realistische Geschwister, Bildungsmaterialismus, didaktischer Materialismus" und sogar „unmoderner Charakter" des heutigen geographischen Unterrichts) ver-

driefsen läfst, geschickt verfochten, und die umfangreiche „Vaterländische Erdkunde“ ist das ausgeführte Beispiel zu jenen fünf Leitsätzen.

Bei der Durchsicht des Lehrbuches sind mir anfänglich allerlei Bedenken erwachsen über den grofsen Umfang und die Vielseitigkeit des Gebotenen, die einer Sammlung des Unterrichts kaum förderlich sein können, aber sie sind geschwunden, seitdem ich an einer unscheinbaren und durch den Druck nicht hervorgehobenen Stelle (unter S. VII) gefunden habe: „Für den Lehrer, nicht für den Schüler, ist das Buch geschrieben“. Für jenen ist es allerdings ein sehr gutes Buch, mit vielen nützlichen Mitteilungen und Anleitungen; sollte es aber auch in der Hand des Schülers „gern gesehen“ oder dem Unterricht und seiner häuslichen Arbeit zu Grunde gelegt werden, so bleibt das Bedenken bestehen, dafs in der Durchführung der fünf Leitsätze nicht immer Mafs gehalten ist.

Das Bild gleichberechtigt neben die Karte treten zu lassen (These 2) oder gar es als der Karte „mindestens ebenbürtig“ zu erachten, das heifst den gesunden Grundsatz, dafs die Anschauung gefördert werden mufs, zu weit treiben. Die Karte mufs der Schüler lesen lernen, das ist das — oder doch ein — Ziel des Unterrichts, das Bild darf nur das Mittel bleiben, sie zu ergänzen und ihre konventionelle Sprache mit greifbareren Vorstellungen zu beleben, ein Übermafs an bildlichen Darstellungen aber stumpft die Phantasie ab, anstatt sie anzuregen. Dem Streben nach Gleichstellung jener beiden Gegenstände entspricht es, dafs H. in den Text seines Buches nicht allein zahlreiche Bilder einfügt, sondern auch der Besprechung der Dinge, die sie darstellen, zumeist das starke Anschwellen der Seitenzahl zuzuschreiben ist. Hierin liegt zugleich ein Teil seiner Eigenartigkeit. Denn der Verf. hat sich mit Erfolg bemüht diejenigen Schilderungen mit dem Lehrstoffe zu verschmelzen, die sonst aus den „geographischen Charakterbildern“ herausgesucht werden müssen, deren Schwächen er im Hefte S. 13 richtig kennzeichnet. Sind diese Schilderungen durchweg sehr ansprechend ausgefallen, so ist der Verf. bei der Auswahl ihrer Gegenstände doch auch auf Abwege geraten, die der zeitlich so beschränkte Geographie-Unterricht nicht betreten darf. Dahin sind vor allem die Bauwerke zu rechnen, zumal wenn sie ganz ohne landschaftliche Umgebung in den Text sich drängen. Das Strafsburger Münster, der Dom zu Speier, das Lutherdenkmal zu Worms, das Niederwalddenkmal, das mit zugehörigem Texte hier zwei Seiten beansprucht, sind Dinge, die sich ja sachlich allenfalls mit dem geographischen Unterrichte verknüpfen liefsen, die aber thatsächlich nicht hineingehören, noch weniger in ein Buch, dessen Verf. sich im methodischen Hefte so nachdrücklich gegen das Zuviel und das Vielerlei ausspricht. — These 3 und 4 steuern auf dasselbe Ziel zu, denn das entwickelnde Verfahren, das die Entstehung der heuti-

gen Landschaftsformen vorführt, kann dazu ja der Geologie nicht entraten. Ich will dem Verf. nicht entgegenhalten, dafs diese Methode nach seiner Sprechweise schon nicht mehr ganz „modern" zu sein scheint, denn eins der neuesten und achtbarsten Bücher, die „Deutsche Schulgeographie" von Supan, hält sich von der Geologie geflissentlich fern, obgleich ihren Verfasser bei seiner Stellung die Feder fast unwillkürlich in dieses Gebiet hineinziehen mufste. Er hat geologische Hinweise nur insoweit aufgenommen, als sie seiner Ansicht nach auf das Verständnis der Schüler rechnen können. H. scheint dieses etwas höher anzuschlagen, womit jedoch nicht gesagt sein soll, dafs seine auch hier wiederum sehr wohlgeratenen „entwickelnden" Darlegungen erheblich zu hoch gegriffen seien. Es kommt nur darauf an, für welche Stufe sie bestimmt sind. Die Oberstufe, von der er viel spricht, ist auf höheren Schulen thatsächlich kaum noch vorhanden. — Die Kulturgeographie (These 5) umfafst unter dem Titel „Deutschlands Kulturgeographie" am Schlusse auf 33 Seiten allerlei nützliche Mitteilungen über Ackerbau, Viehzucht, Industrie, Handel, staatliche Einrichtungen u. s. w. und schliefst mit einer ziemlich entbehrlichen, sechs Seiten langen Betrachtung über den deutschen Volkscharakter. — Dafs das Vaterland (These 1) in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt wird, ist recht und billig und entspricht ja auch den Lehrplänen von 1892. Ob nun alles das, was aufserhalb der Reichsgrenzen liegt, bei dieser Bearbeitung nicht gar zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird, mufs der in Aussicht gestellte II. Band ausweisen, der viel kürzer werden soll. — Die einfachen Kartenskizzen bedienen sich einer empfehlenswerten Entwurfsart.

Hannover. E. Oehlmann.

H. Hartenstein, Fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln. Leipzig 1897, B. G. Teubner. 123 S. 8. 1,40 M.

Das Buch bietet nichts wesentlich Neues. Die einzige vorhandene Neuerung, die darin besteht, dafs die natürlichen goniometrischen Funktionen und ihre Logarithmen immer auf derselben Seite vereinigt sind, ist nur eine Änderung in der Anordnung des Druckes. Worin der Vorzug dieser Änderung liegen soll, weifs ich nicht. Ein Vorwort, aus welchem man die Ansicht des Verfassers hierüber ersehen könnte, ist nicht vorhanden. Ich kann in dieser Neuerung nur eine Verschlechterung sehen, die beim Benutzen der Tabellen der natürlichen Funktionen sich fühlbar macht, denn was sonst bei demselben Format und Druck höchstens sieben Seiten einnehmen würde, ist hier auf 90 (!) Seiten verteilt.

Ein anderer Mangel des Buches besteht darin, dafs es für kleine Winkel nicht ausreicht; z. B. ist die Berechnung des Abstandes von Sonne und Erde aus der Horizontalparallaxe nicht möglich.

Ein dritter Mangel zeigt sich darin, dafs, obgleich auf dem Titelblatte steht: „für den Schulgebrauch“, alle Nebentabellen fehlen. Es sind nur vorhanden die Briggischen Logarithmen von 1 bis 10809, die natürlichen Winkelfunktionen von zehn zu zehn Minuten und die Logarithmen der Winkelfunktionen von Minute zu Minute.

Das Buch ist also nicht nur überflüssig, sondern auch minderwertig im Vergleich mit vorhandenen fünfstelligen Tafeln, z. B. der von Schlömilch.

Wandsbek. A. Richter.

Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 21 Abbildungen. Hamburg und Leipzig 1897, Leopold Voss. VII u. 303 S. kl. 8. geb. 4 M.

Das vorliegende Buch ist aus Vorträgen entstanden, die der Verfasser im „Verein für fortbildende Vorträge“ in Königsberg gehalten hat; es erinnert lebhaft an Liebigs „chemische Briefe“, die s. Z. für die weitere Verbreitung der Grundlehren der Chemie von so grofser Bedeutung gewesen sind. Wenn zwar chemische Kenntnisse jetzt weiter verbreitet sind als zu Liebigs Zeit, so sind trotzdem Bücher wie das vorliegende immer willkommen zu heifsen. Auch der Lehrer der Chemie wird aus diesem elegant geschriebenen Buche vielfache Belehrung schöpfen und selbst in methodischer Hinsicht manche beachtenswerte Winke erhalten. Ohne uns auf Einzelheiten einzulassen, wollen wir nur erwähnen, dafs im ersten Vortrag mit der Schilderung des Atmungsprozesses begonnen wird. Die nächsten Vorträge behandeln den Verbrennungsprozefs, die Ernährung der Pflanzen und Tiere, die Bestandteile des Pflanzen- und Tierkörpers, sowie die Zubereitung der Nahrungs- und Genufsmittel, die Lederbereitung, die Färberei und die Herstellung technisch wichtiger Stoffe. Im neunten Vortrag werden die bei der Seifenfabrikation benutzten Chemikalien beschrieben, der zehnte handelt über die Glasfabrikation und Photographie und der elfte von der Gewinnung der Metalle. Der zwölfte Vortrag bringt zunächst eine Beschreibung der wichtigsten Legierungen und darauf der bekanntesten in der Medizin verwendeten Stoffe. Der Verleger hat das Buch sehr gut ausgestattet; vielleicht entschliefst er sich bei der Herstellung der dritten Auflage zu einer Vermehrung der Figuren, durch die manche technische Prozesse veranschaulicht werden.

Leipzig. F. Traumüller.

Lensch, Der Bau des menschlichen Körpers mit Rücksicht auf die Gesundheitspflege dargestellt als Leitfaden für den Unterricht. Mit 32 Bildern. 2. Auflage. Berlin 1897, Wiegandt u. Grieben. VIII u. 84 S. 8. 1,25 M.

Die Lehre vom Bau des menschlichen Körpers bringt das vorliegende Heft entsprechend dem natürlichen Gange des Unter-

richts im steten Zusammenhange mit den übrigen naturwissenschaftlich-physikalischen Disziplinen. Der Verf. vergleicht fortwährend die menschlichen Organe mit den tierischen und geht häufig von den einfachen Verhältnissen am Körper auch niederer Tiere aus, andererseits versäumt er nicht vorausgreifend physikalische Sätze, wie die Hebelgesetze und die Wirkung der Linsen, durch eine Zahl einfacher Versuche zu erläutern und so das Verständnis der menschlichen Organe zu fördern. Durch Fragen und Aufgaben wird der Schüler zum Beobachten und Vergleichen angeregt, und die selbsterarbeitete Erkenntnis wird möglichst dazu verwendet, dafs er wichtige Gesundheitsregeln selbst auffindet. So stehen die letzteren nicht unvermittelt da, sondern werden in stetem Zusammenhange mit den Beobachtungen den Schülern dargeboten. Einige leichte Berechnungen, z. B. über die Gröfse der Herzarbeit oder über die Menge der Luft, welche den Tag über die Lunge passiert, sind ebenso geeignet, das Interesse der Schüler zu erwecken, wie die geschichtlichen Angaben und die Hinweise auf das Beispiel hervorragender Männer, von denen Moltke als Beweis dafür angeführt wird, wie ein gesundheitsgemäfses Leben auch schwächlicheren Körpern ein hohes Alter verleihen kann, während an Nansens Enthaltsamkeit auf seiner Polarfahrt die Entbehrlichkeit des Alkoholgenusses überhaupt nachgewiesen wird.

Der Schüler soll die Dinge nicht durch Beschreibungen und Abbildungen, sondern durch Anschauen der Dinge selbst kennen lernen. Für die inneren Organe freilich mit Ausnahme der Knochen müssen Modelle und Tierorgane als genügender Ersatz eintreten. Wenn durch diese und schematische Zeichnungen die Schüler die Dinge klar aufgefafst haben, genügt nach dem Verfasser für die häusliche Wiederholung eine geringe Zahl von Bildern. Dem kann ich nicht beistimmen. Auch für die Wiederholung halte ich eine gröfsere Zahl guter Abbildungen für sehr wesentlich. Aufserdem ist es bei vollen Klassen schwer zu erreichen, dafs alle Schüler sämtliche Teile des Anschauungsmaterials gleich deutlich sehen. Da wird die Abbildung aushelfen müssen, und mir ist es immer als wertvolles Hilfsmittel für den Unterricht erschienen, wenn alle Schüler das gleiche vorliegende Bild ihres Leitfadens zugleich genau betrachten konnten. Was sie an dem Modelle oder Präparate nicht deutlich oder bei gruppenweiser Betrachtung nicht lange genug gesehen haben, können sie hier scharf erkennen und länger ansehen. Bisweilen wird es sogar zweckmäfsig sein, erst genau an der Abbildung des Leitfadens alle Einzelheiten finden und sie an dem der ganzen Klasse vorgelegten Material nur wiederfinden zu lassen. Ich werde es daher, obwohl in der zweiten Auflage die Zahl der Abbildungen schon vermehrt ist, für eine wesentliche Verbesserung halten, wenn noch eine ganze Anzahl hinzugefügt würde. So vermisse ich unter anderen für den Abschnitt: „Wirkung einiger

Muskeln" Abbildungen der Muskellagerung von verschiedenen Seiten, wie sie z. B. Wossidlo in recht guter Weise darbietet. Die vorhandenen Bilder sind gut, nur ist im Bilde 27 auf Seite 67 der Gang der Lichtstrahlen ohne Brille falsch gezeichnet.

An Stoff enthält der Leitfaden, wie der Verfasser angiebt, mehr, als für gewöhnlich in einem Semester bewältigt werden kann. Der Lehrer ist dadurch in seinem Unterricht weniger beengt. Er kann das eine oder das andere übergehen oder dem Schüler zu lesen empfehlen. Die Auswahl ist passend getroffen, die Darstellung teilweise breiter, als es für einen Leitfaden angemessen erscheint. Papier und Druck sind gut.

Seehausen i. A. M. Paeprer.

---

1) **Hausschatz des Wissens**, Abteilung 6, Band 8 und 9: **Das Tierreich** in 2 Bänden. Von Heck, P. Matschie, v. Mertens, Bruno Dürigen, L. Slaby und G. Krieghoff. Bd. I 832 S., Bd. II 1356 S. nebst Register, je 7,50 M für Abnehmer des ganzen Werkes. Neudamm 1894 und 1897, J. Neumann.

Wie aus der Aufzählung der Autoren hervorgeht, haben wir hier ein Buch vor uns, an welchem nur Leute von spezieller Befähigung in ihrem Fache mitgearbeitet haben, und es ist ein Eingehen auf den Inhalt nach der Seite der Zuverlässigkeit der Angaben hin überflüssig. Die einzelnen Abschnitte sind, da das Buch für Laien geschrieben ist, von ungleicher Länge, und da ja das Interesse der meisten Menschen sich vorzugsweise auf die beiden oberen Tierklassen beschränkt, so ist das Überwiegen derselben (über 1100 Seiten von 2100) zu verstehen. Aus dem gleichen Grunde kann das Werk denjenigen Lehrern empfohlen werden, welchen die Anschaffung des Brehm zu kostspielig ist. Die Durchführung der Besprechung ist nun die, dafs meist eine auf das Einzelne eingehende Schilderung einzelner Tiere, also systematische Erkennungszeichen fehlen. Die Verfasser haben die Tiere oder Tierklassen in ihren Hauptzügen skizziert, von körperlichen Merkmalen aber meistens gerade nur so viel beigebracht, um Besonderheiten der Lebensweise zu erklären; denn um es kurz zu sagen, auch für dieses Werk hätte sich der Titel „Tierleben", falls er nicht schon vergeben wäre, als geeigneter empfohlen. Mehr als im Brehm und auch mehr als in dem in mancher Hinsicht ähnlichen Buche von Martin treten die systematischen Kennzeichen hinter allgemeinen Schilderungen der Lebensweise zurück. Dies bedingte dann freilich, dafs die Autoren in sehr verschiedener Ausführlichkeit zu Worte kamen. Stets und mit besondrer Bevorzugung sind die Anpassungserscheinungen behandelt, und die zahlreichen hier erläuterten und beschriebenen Beispiele machen das Buch zu einem guten Hilfsmittel für die Lehrer, wenigstens für diejenigen, welche nicht nur Merkmale einprägen, sondern welche zu erläutern suchen, welchen Sinn diese Merkmale haben.

Etwas kurz fortgekommen sind an Inhalt und Länge die Arthrozoen (von Dürigen und Krieghoff) und die Fische (von Slaby). Beide Abteilungen — zumal die letztere — hätten sich reicher ausgestalten lassen. Ob den Verleger oder Verfasser die Schuld hierfür trifft, weiſs ich nicht. Sehr gut fortgekommen sind die Mollusken (v. Mertens). Es ist entschieden richtig gewesen, für ein Werk wie dieses die Brachiopoden hier einzuschalten. Das einleitende Kapitel ist bei weitem das Beste, was über diesen Gegenstand je in einem populär-wissenschaftlichen Werke gesagt ist. Dies der Inhalt des ersten Bandes. Der zweite enthält auf den ersten 206 Seiten die Kriechtiere und Lurche (Dürigen). Diese im übrigen recht gut gelungene Abteilung ist die einzige, in welcher strenge Übersichtstabellen über Gruppen und Gattungen vorkommen und in welcher die Systematik einen breiteren Raum einnimmt. Da solche Tabellen (Leunis ausgenommen) in den leichter zugänglichen wissenschaftlichen Werken fehlen, so sind sie gewiſs manchem willkommen. Lebensschilderungen dieser langweiligen Geschöpfe sind ohne Zuhilfenahme einer starken Dosis Phantasie ohnehin nicht möglich. Wer sich für derartige Schilderungen interessiert, lese Brehm. Die Vögel (Matschie) nehmen ca. 400 Seiten ein. Hier ist eine unglaubliche Menge von einzelnen Arten erwähnt (die systematischen Gruppen u. s. w. dürften wohl alle aufgezählt sein), und daraufhin sind einzelne interessante Kapitel etwas sehr kurz behandelt. Es ist ja bekannt, daſs es über den Kuckuck allein eine ganze Litteratur giebt, und niemand wird verlangen, daſs der Gegenstand in einer dementsprechenden Breite besprochen wird, aber diesen Vogel in 18 Zeilen abzuthun, ist denn doch nicht zulässig in einem Buche, welches für Laien geschrieben ist, die Belehrung suchen. Den breitesten Raum nehmen die Säugetiere ein (S. 609 bis Schluſs, von Heck). Hier hat der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens sein Talent und seine Lust zu erzählen frei zur Geltung gebracht. Es standen ihm hierin in unerschöpflicher Fülle seine Erfahrungen aus früherer Zeit und die tagtäglich sich ihm darbietenden Beobachtungen zur Verfügung. Reicher als sonst in Werken ähnlicher Art sind die Notizen von Sammlern lebender Tiere, von Jägern und Sportsmen verwendet. Das verschafft dem Buche den Vorzug der Frische, und für den Tierfreund werden diese Teile des Buches zweifellos eine unterhaltende Lektüre bilden. Für die strikte Naturwissenschaft steckt manches Brauchbare unter vielem Beiwerk; im ganzen aber liegt hier etwas Neues und Gutes vor. Während noch Brehm genötigt war, für die Schilderung des „Lebens" der Tiere auf alte Reisebeschreibungen von z. T. recht fraglichem Werte zurückzugreifen, steht dieser ganze Teil des Werkes in der Hauptsache auf der viel gesunderen Basis der Beobachtung an Tieren, welche der Mensch für die Gefangenschaft, in die er sie brachte, mit so viel Interesse

und Liebe zu entschädigen sucht, als irgend in seiner Macht steht. Es ist eine ganz unglaubliche Menge von Notizen mit hineingearbeitet. Förster und Wildliebhaber, Offiziere der Kolonialtruppen haben ebenso beigesteuert wie die Wärter der zoologischen Gärten und die Tierbändiger von Beruf. Sport und Jagd sind etwas breit behandelt, das ist zweifellos, manches hätte sich kürzer abmachen lassen; aber es sind Gebiete behandelt, von welchen in den älteren naturwissenschaftlichen Werken kein Wort steht, so z. B. die wichtige Frage über die Erhaltung eines guten Wildbestandes durch Blutauffrischung. Dies ist eine Frage, welche ganz genau so viel Interesse für die spekulative Naturwissenschaft als für den Jagdliebhaber hat. In einer Bemerkung dem Verf. recht zu geben, und zwar aus eigner Beobachtung, kann ich hier nicht umhin, ich meine die auf S. 853 erwähnten „switch-horns“ der nordschottischen Hirsche, welche durch zu lange Inzucht verdorben sind.

Dafs die Einzelheiten dieser Fragen nicht Gegenstand des Unterrichts sein können, brauche ich nicht auszuführen; es ist aber durchaus notwendig, dafs Lehrer diese Fragen wenigstens kennen, und da es nicht wohl zu verlangen ist, dafs wir auch noch die land- und forstwirtschaftlichen Zeitungen lesen, so hat dieser Teil des Buches trotz mancher Längen doch den unbestreitbaren Vorzug, die wichtigsten Punkte über Erhaltung einer einheimischen Tierwelt in durchaus sachgemäfser Weise allgemeiner bekannt zu machen.

Wie sehr das Interesse an solchen Fragen, die Liebe zu Tieren, die Beschäftigung mit ihnen in den letzten 25 Jahren zugenommen hat, dafür ist das Buch ein interessanter Beweis. Dies sei nur beiläufig bemerkt.

Die Ausstattung des Buches hat dieselben Vorzüge und Mängel, welche ich vor einiger Zeit an einer andern Publikation derselben Verlagsbuchhandlung lobte und rügte. Der Druck ist gut. Die Illustrationen sind höchst ungleichwertig. Brehm resp. Mützel zu übertreffen ist kaum denkbar; aber der Standpunkt der meisten Illustrationen ist ein zu tiefer — vielleicht richtig gezeichnet, aber gar zu grob in der Ausführung. Es macht der Rührigkeit der Verlagsbuchhandlung alle Ehre, diese Menge von Abbildungen überhaupt und aus den verschiedensten landwirtschaftlichen Zeitschriften und der Jägerzeitung, auch ganz moderne Clichés zusammengebracht zu haben, um das Neueste zu bieten; aber wir sind nun einmal verwöhnte Leute auch hierin. Zu Demonstrationszwecken in der Schule eignen sich die Abbildungen nicht, schon wegen des meistens recht kleinen Mafsstabes. Viele Abbildungen sind durchaus entbehrlich, so die Reproduktionen aus dem alten Ridinger, die Abbildungen auf S. 846, 847, 848, 1036, 1039, 1040 und einige Dutzend andrer.

Die Frage, ob das Buch unbedingt in die Hände von jüngeren

Leuten gegeben werden kann, eine Frage, die in einer pädagogischen Zeitschrift berechtigt ist, möchten wir dahin beantworten, dafs dies nur von Fall zu Fall zu entscheiden ist; ein Kinderbuch ist es ebensowenig wie die andern Bände des Hausschatzes.

2) All about animals. For old and young, interesting facts, interesting photos. 12 fortnightly parts price 6 d. London, G. Newens u. Co. kl. Quer-Folio.

Das Werk soll aus 12 Lieferungen, jede mit 20 Photogravüren und erläuterndem Text bestehen; 10 Lieferungen sind erschienen, jede im Preise von 0,50 M.

Es ist im allgemeinen nicht Gepflogenheit dieser Blätter, von ausländischen Publikationen Kenntnis zu nehmen. Ausnahmen, hoffe ich, werden zuzulassen sein. Das vorliegende Werk ist kein Schulbuch; es ist eigentlich überhaupt kein Buch, sondern eine Sammlung von Tierphotographieen, meist aus zoologischen Gärten, nebst erläuterndem Text. Aber diese Photographieen sind zum weitaus gröfsten Teil von einer so plastischen Deutlichkeit und einer solchen Schönheit der Ausführung, dafs sie als Demonstrationsmaterial alles übertreffen, was wir zur Zeit besitzen; die Mützelschen Bilder bei Brehm mit einbegriffen. Der Photograph, welcher diese Bilder aufnahm, ist ein Künstler. — Was wir an Tafeln für den Unterricht haben, ist z. Z. noch sehr minderwertig, und gute Abbildungen oder, richtiger ausgedrückt, nicht ganz so schlechte, wie die früheren waren, sind nicht allzu häufig. In solchen oft vorkommenden Lagen, wo der Lehrer sich scheut, die alten Karikaturen zu zeigen, sind diese Abbildungen kein übles Auskunftsmittel. — Bevorzugt sind die grofsen Carnivoren und Pachydermen, nächstdem die Wiederkäuer. Abbildungen wie the king sleeps, royal consorts, der Kopf eines Bison, die verschiedenen Photographieen von Tigern sind auch in Berlin von Wert, wo der Zoologische Garten den Knaben Gelegenheit bietet, die Tiere zu sehen. In der Provinz werden sie von noch ganz andrem Werte sein. Die Vögel und Reptilien sind ebenfalls gut dargestellt, aber nicht so vollendet wie die Meisterwerke aus den oberen Abteilungen. — Der Text hat das Gute, dafs er nie eine langweilige Beschreibung enthält, sondern — wenn irgend angängig — Bemerkungen, welche auf die jedesmalige Darstellung Bezug haben. So z. B. bei dem Tiger, welcher den Rachen geöffnet zeigt, Bemerkungen über die Ausführung dieser Bewegung bei den verschiedenen Tierklassen. — Ich bemerkte, dafs es sich hier eigentlich um gar kein Buch handle, folglich auch nicht um ein englisches Schulbuch und folgerichtig auch nicht um eine Nachahmung der Engländer, wenn wir uns dieses vortrefflichen Hilfsmittels bemächtigen. Ob das Buch in englischen Schulen benutzt wird, weifs ich nicht. Dies zur Beruhigung allzu ängstlicher Gemüter. Ich sah es im Juli vorigen Jahres in England und bestellte es sofort und sah es nachträglich einmal in Berlin

in einem Schaufenster. Es hat mir wahrlich nicht leid gethan, es kennen gelernt zu haben, und ich empfehle es mit gutem Gewissen. Eine deutsche Ausgabe würde bei der allgemeinen Verbreitung der englischen Sprache bei uns keinen Sinn haben. — Der Preis des ganzen Werkes — 6 Mark — wird wohl nirgends zu hoch befunden werden.

Gr. Lichterfelde. F. Kränzlin.

---

1) E. Dennert, Hilfsbuch für botanische Exkursionen. Ein Verzeichnis der wichtigsten deutschen Pflanzen. Godesberg 1897, Schlosser. IV u. 41 S. 8. 1 M.

Der Verfasser hat es bei den mit seinen Schülern gemachten Exkursionen als Übelstand empfunden, dafs die mitgeteilten Pflanzennamen schlecht oder gar nicht gemerkt oder in korrumpierter Form dem Gedächtnis einverleibt wurden. Diesem Übelstand soll das Hilfsbuch abhelfen. „Der Lehrer braucht dann während der Exkursion nur die betreffende Nummer ausrufen zu lassen, jeder Schüler notiert dieselbe auf dem der Pflanze beizulegenden Zettel und kann dann zu Hause die nötigen Namen abschreiben". Zu diesem immerhin etwas eigenartigen Exkursionsbetrieb stehen 1250 Nummern, gröfstenteils die fremdsprachlichen und deutschen Namen von Phanerogamen, zur Verfügung. — Ich halte rein floristische Exkursionen für wenig bildsam. Der Ausflug mufs in erster Linie der Biologie dienen. Dabei kommt es natürlich weit mehr auf ein multum als auf multa an. Eine solche Menge von Pflanzen, wie Dennert sie bringt, braucht Referent wenigstens auch nicht annähernd. Zudem werden die draufsen beobachteten Pflanzen auch in die Klasse mitgebracht und hierbei ihre Namen an die Tafel geschrieben. Referent bedarf also des Dennertschen Hilfsbuches nicht. Wer aber ein solches entbehrt hat, d. h. also ein blofses Namenregister, nicht etwa eine Flora, dem sei mitgeteilt, dafs die alphabetische Anordnung die geplante Verwendung erleichtert, ebenso der Umstand, dafs eine kurze Aufzählung der Familien des natürlichen Systems und ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der deutschen Namen beigegeben ist.

Die deutschen Namen sind wohl gebräuchlichen Floren entnommen. Volksbezeichnungen sind kaum benutzt. So z. B. hat D. für Jasione gar keinen deutschen Namen und nennt die Lysimachia Friedlos. Die Schreibart Wallnufs statt Walnufs ist zu meiden.

2) Franz Söhns, Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Leipzig 1897, B. G. Teubner. 92 S. 8 1,60 M.

Der Verfasser verlangt, dafs der Lehrer der Botanik seinen Schülern den tiefen Inhalt der Pflanzennamen enthülle, sowohl

der fremdsprachlichen, als auch ganz besonders der deutschen. Er möge dadurch die Pflanze dem jugendlichen Gemüte so nahe wie möglich führen. Es ist eine alte Streitfrage, welche Bedeutung man im botanischen Unterricht den deutschen Pflanzennamen beizulegen habe. Bekanntlich wird ein und dieselbe Pflanze mit ganz verschiedenen Namen bezeichnet. Wenn der Ostpreufse von Butterblume spricht, denkt der Sachse an Caltha und nimmermehr an Taraxacum, der Name Sinnau für Alchemilla ist in weiten Strichen Deutschlands unbekannt und so anderes mehr. Daher wurde früher (und viele stehen noch auf diesem Boden) mit aller Entschiedenheit verlangt, dafs die lateinischen Namen gelernt werden, da sie allein wissenschaftliche, weil internationale Bedeutung haben. Referent, und wohl die Mehrzahl der Kollegen, ist anderer Meinung schon der Schwierigkeit wegen, die die fremdsprachlichen Namen den noch gar nicht oder nur wenig sprachlich geschulten Kindern bereiten. Die wissenschaftlichen Namen werden gelesen, bezw. aufgeschrieben und nur die deutschen memoriert. Nur müssen wir wirkliche Namen, d. h. Volksbenennungen, den Schülern mitteilen, nicht nur Übersetzungen der fremdsprachlichen, wie sie häufig in botanischen Lehrbüchern vorkommen. Solche Namen nun findet der Leser mit grofser Vollständigkeit in Söhns schönem Buche gesammelt. — Dem bekanntlich durch das Preisausschreiben des deutschen Sprachvereins gesteckten Ziele einer einheitlichen deutschen Namengebung strebt er nicht nach, und schliefslich werden ja auch immer die internationalen fremdsprachlichen Pflanzennamen den Schülern zugänglich bleiben müssen, wenn er sie auch nicht lernt.

Ein Übelstand würde mit der Uniformierung der deutschen Pflanzenbenennung sicher verbunden sein: die Unterdrückung so mancher bedeutsamen Beziehungen zur Mythologie, zum Volksaberglauben, zur Volksmedizin, also eines Stückes deutscher Kulturgeschichte, die gerade in vielen lokalen Bezeichnungen niedergelegt ist. Dieser Verzicht ist von dem Germanisten sicher nicht zu verlangen. Söhns sagt S. 2: „Wie tiefe Blicke eröffnen diese alten Namen nicht selten in unsre älteste germanische Vorzeit!“ dann weiter unten: „Was in der ältesten Zeit Götterglaube war, wurde später in christlicher Zeit zum Aberglauben“, und S. 85: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, dafs den meisten dieser (Pflanzen-) Legenden irgend eine heidnische Göttersage zu Grunde liegt, und diese aufzufinden, wie man die Grundschrift eines Palimpsestes findet, mufs die Aufgabe des germanistischen Forschers sein“. Aus diesen Worten ergiebt sich die Art, in der Söhns sein Thema behandelt.

Andererseits erklärt sich hieraus der Umstand, dafs der Verfasser Namen gar nicht bringt, die sich von selbst erklären, und dafs er die Namen unsrer Gartenblumen nur streift. Auch sonst,

sagt der Verfasser selbst (S. 4), wird „dem einen hier, dem andern dort eine Lücke auffallen“. So vermifst der Referent u. a. die Erwähnung und Erklärung der Namen: Hasel, Rade, Andorn (Marrubium), Eberesche oder Quitsche, Sonnentau, Erle, Klette. Was will das aber sagen bei der Reichhaltigkeit des Stoffes, der auf den wenigen Seiten geboten wird! Der Lehrer der Naturbeschreibung, der einmal das Buch kennen gelernt hat, wird immer wieder gern dazu greifen und reiche Anregung für seinen Unterricht daraus schöpfen. Wünschenswert wäre bei einer hoffentlich bald erfolgenden zweiten Auflage die Hinzufügung eines alphabetischen Verzeichnisses der fremdsprachlichen Pflanzennamen, zumal da eine bestimmte Reihenfolge (etwa nach einem der gebräuchlichen Pflanzensysteme) nicht eingehalten ist.

Druckfehler sind mir nicht aufgestofsen, und wenn im Folgenden einiges erwähnt wird, was dem Referenten aufgefallen ist, so geschieht das mehr in der Absicht, den Herrn Verfasser zu einer nochmaligen Prüfung zu veranlassen, als um ihn zu korrigieren.

Auf S. 19 citiert Söhns Lange im Hausfreund 1890 Nr. 37 über Alchemilla vulgaris: „Übrigens ist das zierliche Blümchen Sinnau ein Mörder und Wegelagerer schlimmster Art. Wehe dem Tierlein, das sich in seiner Einfalt auf sein Taublatt wagt, es kommt niemals wieder herunter. Sobald es die Härchen der Pflanze berührt, rollt sich das empfindliche Blatt zusammen, und die saure Flüssigkeit erstickt und tötet das Opfer . . .“. Hier liegt augenscheinlich eine Verwechselung mit dem Sonnentau, Drosera, vor, für den die Langesche Beschreibung zutrifft, während die oft recht bedeutende Wasseransammlung auf dem fächerartig gefalteten, samtartig behaarten Blatt der Alchemilla weder sauer, noch das Blatt reizbar ist. Die Verwechselung konnte um so eher stattfinden, als der Sonnentau in manchen Gegenden den Namen Sindau führt.

Auf S. 24 spricht Söhns von der oft genannten Erscheinung des Getreideregens (Erdgerste, Himmelbrot) und führt sie auf die bei heftigen Regengüssen stattfindende Blofslegung der „flachliegenden kleinen Wurzelknollen“ zurück, während thatsächlich nicht diese, sondern nur die in den Blattwinkeln sitzenden Brutknospen sich leicht ablösen und Ähnlichkeit mit Weizenkörnern haben.

S. 31 deutet Söhns den Namen Kranewite (Juniperus) als Kranichholz. In Piepers „Volksbotanik“ (Gumbinnen 1897) findet sich die Deutung Chranawitu = gruoni (grün) und witu (Holz). Sie leuchtet mir mehr ein, lediglich allerdings aus dem Grunde, weil ich nicht sehe, dafs der Kranich die Wachholderbeeren bevorzugt. Welche Deutung vom germanistischen Standpunkt die richtige ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Ähnlich geht es mir mit dem lateinischen Namen Juniperus, den S. auf iuvenis

und pario zurückführt, Pieper dagegen auf celtisch jeneprus = rauh.

S. 44 erklärt S. die Bezeichnung Duwenwok für Schachtelhalm als Duwenwoker = Taubenwucher. Welchen Wucher oder Nutzen sollen aber die Tauben von dem Schachtelhalm ziehen? Sollte nicht vielmehr der erste Teil des Wortes auf dûw oder dôw = taub oder unfruchtbar zurückzuführen sein? Frischbier im Wörterbuch der ostpreufsischen Provinzialismen deutet den zweiten Teil des Wortes als wock oder mogg = Ähre, Pieper als wock = Acker. Jedenfalls scheint mir der Name Duwok auf etwas Taubes, Unfruchtbares hinzudeuten; denn erstens sind die Sommerstengel des Ackerschachtelhalms ährenlos, zweitens gilt dem Landmann die Pflanze als Verräterin eines unfruchtbaren Ackers.

Erwähnt sei noch, dafs Katzenpfötchen auch in Ostpreufsen gebräuchlicher Name für Gnaphalium ist, dafs dagegen Baldgreis für Senecio auch hier meines Wissens nicht als Volksbenennung vorkommt. Sollte das nicht nur Übersetzungsname sein?

Jedenfalls sieht der Leser schon aus den wenigen hier besprochenen Namenserklärungen, wie ungemein anregend die Lektüre des Söhnsschen Buches ist. Der billige Preis bei schöner Ausstattung empfiehlt es noch besonders zur Anschaffung für Schülerbibliotheken. Aber auch jedem, der Freude an der Natur und an den Regungen der Volksseele hat, kann das Büchlein zu einer wahren Fundgrube werden.

Allenstein i. Ostpr. B. Landsberg.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden vom 29. September bis zum 2. Oktober 1897.

Für die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hatte die Kölner Vereinigung als Ort Dresden, als Vorsitzende Oberschulrat Professor Dr. Wohlrab, Rektor des Königlichen Gymnasiums zu Dresden-Neustadt, und Geh. Hofrat Dr. Ribbeck, Professor an der Universität Leipzig, gewählt. Zum zweiten Male hatte damit nach einer Zwischenzeit von 53 Jahren Sachsens Hauptstadt die Freude und Ehre, diese Wanderversammlung in ihren Mauern zu begrüfsen. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete seit lange der erste Vorsitzende, dem eine grofse Anzahl von Ausschüssen hilfsbereit zur Seite stand, und nicht minder wurden durch Professor Dr. Ribbeck die Leipziger Universitätslehrer für die Versammlung interessiert und zur Mitarbeit an den Vorbereitungen gewonnen. Des wertvollsten Entgegenkommens erfreute sich die Oberleitung auch von seiten der hohen Behörden, was um so höher zu schätzen war, als in derselben Woche in Dresden noch mehrere Versammlungen tagten. Dresdens reiche Sammlungen hatten den willkommenen Gästen ihre Thore geöffnet. Direktor Professor Dr. Treu veranstaltete an zwei Tagen erläuternde Führungen durch die Skulpturensammlung im Albertinum und führte noch am letzten Nachmittage einem kleineren Kreise einige neue Ergänzungen antiker Bildwerke ebenda vor. Geh. Hofrat Professor Dr. Woermann gab bei Gelegenheit seiner Führungen in der Kgl. Gemäldegalerie einen interessanten Überblick über die Malerei seit dem 16. Jahrhundert. Ebenso hatten sich die Herren Direktoren des Kupferstichkabinetts, der Kgl. Öffentlichen Bibliothek, des zoologischen und anthropologisch-ethnographischen sowie des mineralogisch-geologischen und prähistorischen Museums zu Führungen und Auskunftserteilungen bereit erklärt. Die naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis hatte die anwesenden Fachgenossen zu ihrer Hauptversammlung eingeladen. Auch die Internationale Kunstausstellung erleichterte den Teilnehmern an der Versammlung den Besuch ihrer Räume. Den Wohnungsnachweis für die Mitglieder hatte der Verein zur Förderung Dresdens und des Fremdenverkehrs unentgeltlich übernommen. Um den Gästen einen würdigen Empfang zu bereiten, waren gelehrte Kreise thätig gewesen, und

so konnte den Teilnehmern eine grofse Anzahl von Festschriften, die unten Erwähnung finden, überreicht werden.

Neben dem συμπονεῖν, über das die folgenden Blätter berichten sollen, war natürlich für jeden Tag das συνήδεσθαι nicht unberücksichtigt geblieben. Am Abend des 28. Septembers fand im grofsen Saale des Vereinshauses die Begrüfsungsfeier statt. Diese Stätte, die auch der Abhaltung der Hauptversammlungen und des Festmahles diente, prangte in würdigem Schmucke: besonders fesselte das Auge die lebensgrofse vatikanische Statue, in der man bisher meist den Komiker Menander erkennen wollte; als sei er einer der Unseren, so schaute der griechische Unbekannte auf uns herab. An diesem Empfangsabende, der bereits zahlreich besucht war und in fröhlichstem Gedankenaustausche verlief, begrüfste Professor Dr. Ribbeck die Anwesenden, indem er unter anderem einen Vergleich des beginnenden Festes mit den griechischen ἀγῶνες durchführte. Der Nachmittag des Mittwochs war dem auch von Damen reich besuchten Festmahle gewidmet; hierbei wurden Huldigungstelegramme an Se. Majestät den Kaiser und Se. Majestät den König von Sachsen sowie an den Fürsten Bismarck abgesandt. In dem Liederbuche, welches für das Fest verfafst war, stritten Leipziger und Dresdener Schulmänner um den Dichterlorbeer. Am Donnerstag wurden viele Teilnehmer durch die Festvorstellung im Kgl. Hoftheater erfreut, wo „Odysseus' Heimkehr“ von Bungert aufgeführt wurde. Die Stadt Dresden hatte die deutschen Philologen und Schulmänner als ihre Gäste für Freitag Abend in den Ausstellungspalast gebeten. Der Nachmittag des Sonnabends galt den Dampferfahrten nach der malerisch im Elbsandsteingebirge gelegenen Bastei und nach der alten Markgrafenstadt Meifsen, und hiermit hatte auch der gesellige Teil der im ganzen von 757 Teilnehmern besuchten Versammlung sein Ende erreicht. Manchem mag, als er die Rückreise antrat, die Strophe eines herrlichen Tafelliedes nachgeklungen haben:

„Kehrt er heim, der Philologus,
Spricht er: Klassisch der Genufs,
Unbezahlbar in Golde!
Wunder, wie mir dort geschah!
Dank dir, gastliche Helena,
Elbflorenz, du holde!“

Festschriften.

I. Otto Kaemmel, Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner, 1897 (von den höheren Schulen Sachsens).

II. Festschrift der öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens Dresden, B. G. Teubner, 1897. Inhalt: 1. J. A. Bernhard, Kunstgeschichtliches für die Schule. 2. C. Müller, Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen. 3. W. R. Nessig, Geologische Exkursionen in der Umgegend von Dresden. 4. E. Schelle, Der neueste Angriff auf die Echtheit der Briefe ad M. Brutum. 5. M. Schmidt, Zur Geschichte der Besiedelung des sächsischen Vogtlandes. 6. F. Münzner, Die Quellen zu Longfellows Golden Legend. 7. H. Stürenburg, Die Bezeichnung der Flufsufer bei Griechen und Römern. 8. Th. Hasper, De compositione Militis Gloriosi commentatio. Adiectae sunt emendationes Militis Gloriosi.

III. Otto Fiebiger, Ein Gutachten Gottfried Hermanns über den lateinischen und griechischen Sprachunterricht, herausgegeben und erläutert (= Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Bd. 156 S. 257—272). Leipzig, B. G. Teubner, 1897 (von der Kgl. Öffentlichen Bibliothek zu Dresden).

IV. Ludwig Schmidt, Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern. I: Altzelle. Dresden, W. Baensch, 1897 (von der Kgl. Öffentlichen Bibliothek zu Dresden).

V. Max Lehrs, Arnold Böcklin, ein Leitfaden zum Verständnis seiner Kunst. München, Photographische Union, 1897 (von der Generaldirektion der Kgl. Sammlungen zu Dresden).

VI. Georg Treu, Lichtdruck der Giebelgruppen des Zeustempels zu Olympia nach ihrer Aufstellung und Ergänzung im Albertinum. Dresden, Stengel und Markert, 1897 (für die archäologische Sektion im Namen der Kgl. Skulpturensammlung zu Dresden).

VII. Theophrasts Charaktere, herausgegeben, erklärt und übersetzt von der philologischen Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig, B. G. Teubner, 1897 (für die philologische Sektion von der philologischen Gesellschaft zu Leipzig).

VIII. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Sachsen (= Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte Jahrg. VII, Heft III). Berlin 1897 (von der genannten Gesellschaft). Inhalt: 1. B. Stübel, Über die ältesten Vorlesungsverzeichnisse der philosophischen Fakultät an der Leipziger Universität. 2. P. Meyer, Christoph Schellenberg de visitationibus seu inspectionibus anniversariis scholae illustris Grimanae (1554—1575) mit den amtlichen Berichten der Visitatoren. 3. P. Bartusch, Die Feier des Gregoriusfestes an der Annaberger Lateinschule im XVI. Jahrhundert. Ein quellenmäfsiger Beitrag zur Geschichte dieses Festes. 4. St., Aus Heinrich von Treitschkes Schülerzeit. 5. G. Hausmann, Die Entwickelung der Städtischen höheren Töchterschule zu Dresden. 6. G. Müller, Zur Geschichte deutscher Fürstenerziehung. Zur Geschichte der Prinzenerziehung der Wettiner. 7. H. E. Stötzner, Die erste Urkunde der Dresdner Taubstummen-Anstalt aus dem Jahre 1828. Ein Blatt aus deren Jugendgeschichte. 8. H. Barge, Gründung der ältesten sächsischen Realschule (Leipzig) und ihre ersten Schicksale.

IX. Hermann Peter, Die geschichtliche Litteratur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen. 2 Bde. Leipzig, B. G. Teubner, 1897 (von Oberschulrat Prof. Dr. Peter, Rektor der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meifsen).

X. Ludwig Sütterlin, Die allgemeine und die indogermanische Sprachwissenschaft in den Jahren 1895 und 1896 (= Vollmöllers Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie, Bd. IV, Heft 1, S. 1—16). Erlangen, Fr. Junge, 1897 (von Prof. Dr. Karl Vollmöller in Dresden).

XI. Otto Lyon, Die Ruhmeshalle. Ein Grufs an die 44. deutsche Philologenversammlung zu Dresden. Dramatischer Vorgang in einem Aufzuge (= Lyons Ztschr. f. d. deutschen Unterricht, Jahrgang XI, Heft 10, S. 609—626). Leipzig, B. G. Teubner, 1897 (von Oberlehrer Dr. Lyon in Dresden).

XII. Lessing, Minna von Barnhelm, herausgegeben von Veit Valentin (= Nr. 27 der deutschen Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin). Dresden, L. Ehlermann, 1897 (von L. Ehlermanns Verlagsbuchhandlung in Dresden).

XIII. Veit Valentin, Die Behandlung des dichterischen Kunstwerkes in der Schule (= Pädagogisches Archiv, Jahrgang 39, Nr. 7/8). Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeldt, 1897 (von L. Ehlermanns Verlagsbuchhandlung in Dresden).

XIV. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, herausgegeben von Dr. Johannes Ilberg und Rektor Prof. Dr. Richard Richter, Jahrgang 1, 1898, I. und II. Bandes 1. Heft (für die pädagogische Sektion von B. G. Teubners Verlagsbuchhandlung in Leipzig).

Eine Anzahl anderer Publikationen, die in einzelnen Sektionen verteilt wurden, sind unter den betreffenden Sektionen aufgeführt. Aufserdem erschien in fünf Nummern ein Tageblatt, redigiert von Oberlehrer Dr. Wiegandt, und wurde den auswärtigen Teilnehmern Meinholds Führer durch Dresden übersandt.

A. Hauptversammlungen.

Am 29. September 1897 früh 9 Uhr wurde die erste Hauptversammlung im grofsen Saale des Vereinshauses abgehalten. Wie das Haus Wettin jederzeit diesen Versammlungen reges Interesse entgegengebracht hat, so wohnten auch diesem feierlichen Akte Se. Majestät König Albert und Se. Königliche Hoheit Prinz Georg, Herzog zu Sachsen, bei, welche mit einem vom ersten Vorsitzenden ausgebrachten Hoch empfangen wurden. Aufserdem waren erschienen Se. Excellenz Kultusminister Dr. von Seydewitz, Geheimer Rat Dr. Waentig, Geheimer Schulrat Dr. Vogel, der Präsident des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums von Zahn, Oberbürgermeister Geh. Finanzrat Beutler und Bürgermeister Dr. Nake, Geh. Regierungsrat Dr. von Seidlitz sowie viele andere hervorragende Persönlichkeiten. Nach dem Erscheinen Sr. Majestät bestieg der erste Präsident, Oberschulrat Professor Dr. Wohlrab, die Rednerbühne, auf der auch die Obmänner Platz genommen hatten, und erklärte dem ihm in Köln gewordenen Auftrage gemäfs die Versammlung für eröffnet. In seiner Begrüfsungsrede lenkte er den Blick der Zuhörer zunächst rückwärts auf die siebente dieser Versammlungen, die des Jahres 1844, welche gleichfalls in Dresden tagte und in dem Leipziger Philologenfürsten Gottfried Hermann ihren Mittelpunkt fand. Unter den wenigen, denen es vergönnt war, jener wie dieser Versammlung beizuwohnen, ist der erste des Sachsenkönigs Albert Majestät. An der Seite seines Vaters, des damaligen Prinzen, späteren Königs Johann wohnte er allen öffentlichen Sitzungen des 7. Philologenkongresses bei. Ihm galt zunächst der Versammlung ehrerbietigster Grufs und unterthänigster Dank. Ein herzliches Willkommen rief sodann der Redner allen Erschienenen zu. Der Umstand, dafs gerade auf dieser ersten Dresdner Versammlung neben den allgemeinen Versammlungen Sektionen zuerst auftraten und dafs diese Sektionsbildung durch die jetzt erfolgende Gründung einer Sonderabteilung für Bibliotheks-

wesen zu einem gewissen Abschlufs kommt, führte den Sprecher dazu, der Entwickelung der Sektionen nachzugehen.

Die erste dieser Sektionen bildete sich in Gestalt der Gesellschaft für Kunde des Morgenlandes, welche auf jener Versammlung am 3. Oktober 1844 begründet wurde. Zugleich wurde auch die Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft ins Leben gerufen, die jetzt 50 stattliche Bände aufweist. Im Jahre 1845 traten in Darmstadt auf Köchlys Vorschlag die Schulmänner zu einer besonderen Abteilung zusammen, ohne dafs hierdurch — damals wie später — pädagogische Vorträge aus den allgemeinen Sitzungen verbannt worden wären. Bis 1863 war darum der Name dieser Vereinigungen: Versammlungen der Philologen, Schulmänner und Orientalisten, und erst nachdem sich auch die Germanisten selbständig gemacht hatten, wurde der Name „Philologen" in seinem umfassenden Sinne, wie anfangs, wieder angewendet. Nach zwei Seiten, der der pädagogischen Praxis und der der wissenschaftlichen Philologie, entwickelten sich dann die Sektionen weiter. Im Jahre 1864 konstituierte sich in Hannover die Sektion ür Mathematik und Naturwissenschaften, 1885 in Giefsen auf Onckens Antrag die historische Sektion, welche besonders auch der bis dahin vernachlässigten mittleren und neuen Geschichte zu ihrem Rechte verhelfen wollte. Die Hamburger Versammlung 1855 brachte als Abzweigung mehr der wissenschaftlichen Philologie eine besondere Abteilung für Archäologie. Da ferner in den Plenarsitzungen auch auf philologischem Gebiete nur philologische Fragen von allgemeinerem Interesse behandelt werden konnten, wurde für die Sonderinteressen der altklassischen Philologen bereits 1865 eine Sektion für Kritik und Exegese durch Köchly wachgerufen, die in Wiesbaden 1877 auf Useners Anregung zu einer Sektion für klassische Philologie erweitert wurde. Im Jahre 1893 ist als jüngste Sektion die historisch-epigraphische auf Bormanns Antrag in Wien entstanden, so dafs seit dieser Zeit auch Gelehrte nichtdeutscher Länder die Versammlungen durch ihre Anwesenheit ausgezeichnet haben. Mit der Erweiterung der philologischen Wissenschaft und ihrer Vertretung auf der Hochschule hing zusammen die 1862 vollzogene Gründung einer germanistischen Sektion, in der zunächst auch die Romanisten Platz nahmen. Nachdem 1872 in Leipzig auf Anregung von Mätzner und Kern die neu-philologische Sektion, für Französisch und Englisch, gegründet war, zog diese seit 1891 auch die Romanisten von den Germanisten zu sich herüber. Ebenfalls in Leipzig 1872 wurde unter dem Einflusse von Georg Curtius die Sektion für indogermanische Sprachen geschaffen, die aber erst seit 1891 regelmäfsig zustande gekommen ist. Als letztes Glied in dieser Reihe konstituiert sich nun 1897 auf Dziatzkos Anregung die Sektion für Bibliothekswesen, und zwar zunächst als vorübergehende, da sie statutengemäfs erst dann zu einer ständigen wird, wenn sie in drei aufeinander folgenden Versammlungen zustande gekommen ist.

Zum Abschlufs dieser Erörterungen über die Geschichte der Philologenversammlungen, in der sich zugleich ein Stück Geschichte des deutschen Wissenschaftsbetriebs und des deutschen höheren Schulwesens überhaupt darstellt, warf der Redner einen Blick auf die Gründung dieser Vereinigungen, bei der bereits Vertreter fast aller heute in ihnen vorhandenen Richtungen anwesend waren: Männer wie Fr. Thiersch, Kohlrausch, Otfried

Müller, Schneidewin, Göttling, Welcker, Ritschl, Gebrüder Grimm, Ewald, Pott, Dahlmann, Ferd. Ranke, Grotefend, Ahrens, Rost unterzeichneten die ersten Statuten, der vielumfassende Alexander von Humboldt wohnte dieser Feier bei. Der erste Vortrag war übrigens der des Missionars Dr. Schmid über tamulische Sprache. Eine seltene Vielseitigkeit, führte der Vortragende weiter aus, ist es somit, die diese Versammlungen von Anfang an auszeichnet: in der That hat es von Anfang an auch mathematische, geschichtliche und neusprachliche Vorträge gegeben. Und so haben sie, dem Willen der Gründer gemäfs, in ihrem Verlaufe dazu beigetragen, einerseits die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen und im wesentlichen Übereinstimmung und gegenseitige Achtung unter ihnen zu wahren, andererseits die Methoden des Unterrichts fruchtbringend zu machen und den doktrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen: so in dem Streit zwischen Sprachphilologie (Gottfried Hermann) und Sachphilologie (Otfried Müller und August Böckh), so in Bezug auf die Differenzen bei Abgrenzung des Sprach- und Realunterrichts auf den höheren Schulen. Ihr Wert und ihre Anziehungskraft besteht ferner darin, dafs die Resultate der Forschung aus dem Munde der Forscher selbst vernommen werden und dafs den Jüngern der Wissenschaft Gelegenheit geboten wird, die Träger von Namen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Damit aber bei dieser Mannigfaltigkeit die Einheit nicht fehle, forderte der Redner zum Schlusse seiner fesselnden Erörterungen auf, sich an das alte bewährte Wort zu halten: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!

Nach Schlufs der mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Rede wurden als Sekretäre der Plenarsitzungen die Gymnasialoberlehrer Dr. Albrecht (Dresden), Dr. Heyden (Meifsen), Dr. Koch (Zittau) und Realgymnasialoberlehrer Dr. Lüder (Dresden) vom Präsidium vorgeschlagen und von der Versammlung bestätigt.

Hierauf begrüfste Se. Excellenz Staatsminister Dr. von Seydewitz die Versammlung mit folgenden Worten:

„Königliche Majestät! Durchlauchtigster Prinz! Hochverehrte Versammlung! Ich habe die Ehre, die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Namen der Königlich Sächsischen Regierung zu begrüfsen, und ich thue dies sehr gern, weil wir Ihren Bestrebungen lebendiges Interesse und warme Sympathie entgegenbringen.

Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner darf, da seine ersten Statuten vom 20. September 1837 datieren, in dieser Tagung auf eine 60jährige erfolgreiche Wirksamkeit zurückblicken. Hierin liegt nicht nur ein Anlafs für uns, den Verein zu dem schönen Jubelfeste, das er in unseren sächsischen Landen feiert, herzlich zu beglückwünschen, es liegt hierin zugleich der Beweis dafür, dafs der Verein einem weithin empfundenen Bedürfnisse Rechnung getragen und die an seine Begründung geknüpften hohen Erwartungen erfüllt hat. Der Verein hat seine Lebenskraft durch zahlreiche wertvolle Anregungen bewiesen, die er teils auf dem Gebiete theoretischer Forschung, teils im Rahmen praktischer Schulthätigkeit gegeben und durch die er segensvoll für unsere Jugend, dieses kostbarste Gut deutscher Nation, gewirkt hat. Wenn Sie, meine Herren, nach ihren grundlegenden Satzungen vor allem auch „die Methode des Unterrichts an den

höheren Lehranstalten mehr und mehr bildend machen" wollen, so dürfen wir in Ihrem in so glücklicher Weise aus ausgezeichneten Gelehrten und praktischen Schulmännern zusammengesetzten Vereine unseren natürlichen Bundesgenossen, einen treuen Mitarbeiter an der eigenen Lebensarbeit erblicken; denn auch wir streben unausgesetzt danach, die Fortschritte der Wissenschaft für die Schulpraxis zu verwerten und auf diese Weise die Lehrmethode in der Schule zu verbessern.

Das Ihrer und unserer Fürsorge anvertraute deutsche Gymnasium ist in neuerer Zeit Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Schriftlich und mündlich, in grofsen und kleinen, berufenen und nicht berufenen Kreisen hat man die Frage seiner Existenzberechtigung in der Gegenwart aufgeworfen und in allem Ernste verneint. Man hat — um von anderem zu schweigen — behauptet, dafs der Deutsche durch die eingehende Beschäftigung mit der antiken Welt auf dem Gymnasium den Sinn für deutsches Denken und Fühlen, das Verständnis für deutsche nationale Gröfse verliere, man scheute sich nicht, diesen Vorwurf etwa ein Jahrzehnt nach dem grofsen Kriege von 1870/71 zu erheben. Man hat kurz und bündig die ganze Unterrichts- und Erziehungsweise auf unserem Gymnasium als eine grundverkehrte bezeichnet.

Es wird nicht der ausdrücklichen Versicherung bedürfen, dafs die Sächsische Regierung diese Auffassung nicht teilt. Ich möchte aber hier noch eine doppelte Bemerkung hinzufügen.

Auch wir wissen, dafs das Gymnasium in seiner jetzigen Verfassung nicht vollkommen, sondern verbesserungsfähig ist. Wir haben deshalb in Sachsen nicht jeden Reformgedanken zurückgewiesen, wir haben nicht verkannt, dafs in der allgemeinen Schulbewegung manch gesunder Gedanke lag, wir haben deshalb die Frage, ob und inwieweit am Gymnasium zu ändern sei, sehr eingehend, sine ira et studio, geprüft, und wir haben insoweit, als uns eine Umgestaltung angezeigt erschien, offen und ehrlich reformiert. Wir haben in dieser Beziehung — ich darf hier wiederholen, was ich schon einmal öffentlich ausgesprochen habe — der Stärkung und Stählung des Körpers gröfsere Sorgfalt zugewendet, wir haben der Mathematik, den Naturwissenschaften und den neueren Sprachen den Raum im Lehrplane gegeben, den sie nach ihrem Bildungswerte beanspruchen dürfen, wir haben die Pflege unserer deutschen Muttersprache mehr in den Vordergrund gerückt und im Geschichtsunterrichte den Hauptwert auf die Geschichts**erkenntnis** im Gegensatz zur blofsen Kenntnis geschichtlicher Thatsachen gelegt, und wir haben endlich durch eine Beschränkung des grammatikalischen und des syntaktisch-stilistischen Stoffes die Freude und den Genufs an den unvergänglichen Werken der griechischen und römischen Autoren zu erhöhen gesucht. Und das alles war gewifs zum Vorteile des Gymnasiums. Aber wir haben bei aller Reform unentwegt daran festgehalten und werden immer daran festhalten, dafs die Einführung in das klassische Altertum der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts sein und bleiben müsse.

Die andere Bemerkung, die ich machen möchte, ist die: es giebt Kreise in unserem Volke, die eine Unterweisung der Jugend in dem Sinne wünschen müssen, dafs bei der Auswahl des Lernstoffes vorwiegend auf dessen Verwendbarkeit für gewisse praktische Zwecke Rücksicht genommen werde. Diesem berechtigten Verlangen wollen bestimmt ausgeprägte Schulorganismen

Rechnung tragen, die die Regierung in wohlwollendster Weise fördert und unterstützt. Aber daneben bestehen und werden, wie ich zuversichtlich hoffe, immer bestehen bleiben weite Kreise, die eine Unterweisung der Jugend in dem Sinne wünschen, dafs der Lernstoff nicht nach naheliegenden Nützlichkeitsrücksichten, sondern vornehmlich nach seinem inneren Bildungswerte für Geist und Gemüt der Jugend bestimmt werde. Diesem Verlangen wollen unsere vorwiegend ideal gerichteten Gymnasien Rechnung tragen. Auch diese Schulgattung hat gewifs Anspruch auf den Schutz und die Förderung des Staates.

Die Gegner des Gymnasiums sind mitunter von kleinen Gesichtspunkten ausgegangen. Wir wollen im wohlthuenden Gegensatze hierzu die grofsen unerschütterlichen Grundlagen, auf denen das Gymnasium ruht, die grofsen idealen Ziele, die es verfolgt, die grofsen unanfechtbaren Erfolge, die es an den Besten unseres Volkes aufzuweisen hat, nie aus dem Auge verlieren. Man klagt wohl, dafs unsere Zeit hier und da den wünschenswerten grofsen Zug vermissen lasse: ich hoffe, dafs dem Kampfe für das Gymnasium immer jener grofse Zug zu eigen bleiben werde!

Als der Verein deutscher Philologen und Schulmänner im Jahre 1844 seine Schritte zum ersten Male nach Dresden lenkte, da haben zwei Glieder unseres hohen Königshauses, Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Johann und Albert, seinen Verhandlungen ganz besonders eingehende persönliche Teilnahme zugewendet und dadurch bekundet, dafs sie den Wert der Philologie und der auf ihr ruhenden klassischen Bildung wohl zu würdigen wufsten. Vom Jahre 1854 bis zum Jahre 1873 hat die Regierung unseres Landes in den Händen des ersten jener beiden Prinzen, Sr. Majestät des hochseligen Königs Johann, geruht, und seit dem Jahre 1873 ruht die Regierung unseres Landes in den Händen des anderen jener beiden Prinzen, Sr. Majestät des Königs Albert. Beide Herrscher sind in der Fortführung des schon im Jahre 1844 bethätigten hohen Sinnes zu jeder Zeit, auch in kritisch bewegter Zeit, mit aller Kraft und Entschiedenheit, aber auch mit aller Ruhe und Besonnenheit eingetreten für die grundsätzliche Beibehaltung der klassischen Bildung und für die Hochschätzung der Männer, die die Vermittlung dieser Bildung auf den Hoch- oder Mittelschulen sich zum Lebensberuf gewählt haben. Und die Herrscher wufsten und wissen sich hierin einig mit den Räten der Krone und mit vielen Einsichtigen in unserem Volke.

Darum wird eine Versammlung wie die Ihre immer auf freundliche Aufnahme in unserem Lande rechnen dürfen, und darum freuen wir uns, dafs Sie in diesem Jahre wieder zu uns gekommen sind. Ich heifse Sie noch einmal herzlich willkommen und wünsche, dafs auch die Verhandlungen dieser Tagung von reichem Erfolge begleitet sein mögen."

Nachdem der Vorsitzende für das in dieser freudig aufgenommenen Ansprache bezeugte wohlwollende Entgegenkommen der Königlichen Regierung den ehrerbietigsten Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, brachte Geh. Finanzrat Oberbürgermeister Beutler den Anwesenden einen herzlichen Willkommengrufs der Kgl. Haupt- und Residenzstadt Dresden dar. Der Grund dafür — so führt er aus —, dafs Dresden nach langem Zwischenraume zum zweiten Male der Sitz einer Philologenversammlung geworden sei, liege gewifs nicht darin, dafs es in seiner Geschichte oder in seinen

Baudenkmälern oder in seinen Lehrinstituten gerade für den klassischen Philologen einen besonderen Reiz biete. Hierin würde gewifs Leipzig überlegen sein. Da aber Archäologie, Pädagogik, Mathematik und Naturwissenschaften, Bibliothekswissenschaft und Geschichte gleichfalls zum Programme der Philologenversammlungen gehören, würde die Versammlung in Dresdens höheren Schulen, und vor allen Dingen in der Kgl. Technischen Hochschule und den Kgl. Sammlungen Anstalten sehen, die einen Vergleich mit anderen ähnlichen Instituten sicher nicht zu scheuen brauchten. Mindestens gleich könne sich aber Dresden allen Städten stellen in der Freude über den Besuch und dem Bestreben, für die Gäste den Aufenthalt in der Versammlungsstadt möglichst angenehm zu gestalten. Dem Beispiele Sr. Majestät des Königs folgend, würdige die Bürgerschaft Dresdens die Bedeutung der Philologenversammlungen im vollsten Mafse. Denn wie die Philologie im wesentlichen die Erziehung der Jugend für alle Berufe beherrsche, welche eine akademische Bildung erfordern, so habe die Wissenschaft der lebenden Sprachen in unserer Zeit durch die Erweiterung des Weltverkehrs eine erhöhte Bedeutung auch für das praktische Leben erhalten; und ohne erst die moderne Frage „cui bono?“ zu stellen, werde auch in Dresden aller wahren Wissenschaft die gröfste Achtung und Wertschätzung entgegengebracht. Darum noch einmal: Willkommen in Dresden!

Alsdann begrüfste Senator Professor Dr. Tocilesco aus Bukarest die Vertreter der deutschen Philologie und Schule im Namen der Rumänischen Regierung und der Rumänischen Akademie der Wissenschaften, als deren Vicepräsident er zu der Versammlung entsandt war. Er wiederholte die Worte seines Königs, des Hohenzollern auf Rumäniens Thron, welche dieser an die Kölner Versammlung gerichtet hat: „Ich wünsche von Herzen, dafs die Forschungen und Bemühungen der deutschen Philologen und Schulmänner von den besten Erfolgen begleitet sein mögen!“ Er äufserte weiterhin, dafs bei der grofsen Aufgabe, das zurückgebliebene Land auf die Stufe der westeuropäischen Staaten zu heben, die erste Sorge die für Heer und Verwaltung habe sein müssen, versicherte aber, dafs der erleuchtete Sinn seines Fürsten auch das hohe Prinzip zu würdigen wisse, dessen Bethätigung die deutschen Schulen zu den ersten der Welt gemacht habe, Erziehung durch Wissenschaft, Wissenschaft durch Erziehung. Mit nochmaligem Grufse an die Anwesenden, die „lebendige Verkörperung dieses Prinzips“, schlofs er seine Ansprache, die vom Präsidenten herzlich erwidert wurde.

Ernster Sitte folgend, ehrte darauf die Versammlung durch pietätvolles Gedenken und Erheben von den Plätzen die Philologen und Schulmänner, welche seit der letzten Wanderversammlung dahingeschieden sind. Viele sind dabei, deren Namen dauernden Klang besitzen in Schule und Wissenschaft. Der Präsident erinnerte besonders an Männer wie Overbeck, Ernst Curtius, Humann, Buresch, von Treitschke, Wattenbach, Michael Bernays, Bardey, Reis, Jürgen Bona Meyer, Stauder, Bender, Kreufsler u. a.

Hierauf hielt Professor Dr. Treu, Direktor der Kgl. Skulpturensammlung in Dresden, einen Vortrag über Winckelmann und die neue Bildhauerei, welcher auch in einem Sonderabdruck vollständig erscheinen wird. Der Redner knüpfte an die hohe Bedeutung an, welche Dresden für Winckelmanns Entwickelung gehabt hat. Sechs Jahre (1748—1754) brachte

er als Hilfsarbeiter in der reichen Bibliothek des Grafen von Bünau in Nöthnitz bei Dresden zu, im Jahre 1755 siedelte er nach Dresden selbst über und stand hier im regen Verkehr mit dem Maler Adam Friedrich Oeser. Glücklich und frei lebte er hier in der Hoffnung auf das Land seiner Sehnsucht, Italien. Hier wurde er zu seiner Erstlingsschrift, „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“, gleichsam seinem Programm, angeregt. Dafs eine derartige Beeinflussung damals von keiner anderen Stadt Deutschlands in dem Mafse hätte ausgehen können, hat schon Winckelmanns Biograph Justi richtig geurteilt. War doch in Dresden durch die Bemühungen von August dem Starken und August III. ein Florenz des Nordens entstanden. Hier studierte er die vor kurzem erweiterte Gemäldegalerie, hier bewunderte er die Sixtinische Madonna, die er in jener Schrift verherrlicht. Hier konnte er sich aber auch vertraut machen mit den Werken der zeitgenössischen Bildhauerei, besonders denen eines Bernini. Ein ganzes Volk von Marmor umgab ihn, von dem noch jetzt in etlichen Gruppen des Grofsen Gartens Reste, besonders die zwei Kentaurengruppen, vorhanden sind. Wir freuen uns über diese Zeugnisse überwundener Kunst, damals aber mufsten sie in ihrer aufdringlichen Menge und gespreizten Unnatur das kunstverständige Auge ermüden. Und dies um so mehr, als Winckelmann in den drei Pavillons des Grofsen Gartens, freilich unwürdig aufgestellt, die Antiken anschauen konnte, deren Sammlung sich damals in ihren Anfängen befand. Eine hervorragende Stelle nahmen unter diesen die drei berühmten Frauenstatuen aus Herkulaneum aus dem Nachlasse des Prinzen Eugen von Savoyen ein, römische Kopieen wahrscheinlich praxitelischer Kunst, deren eine wohl Persephone darstellt. Das Studium solcher Gestalten mufste in ihm das Verständnis wecken für die „edle Einfalt und stille Gröfse“ griechischer Kunst und zugleich einen Abscheu gegen das ihn umgebende Marmorgesindel, das einen Verderb der Kunst bedeutete. Wir verstehen es so, wenn er einen Weg zu finden versuchte, auf dem man zu Besserem gelangen könnte, und wenn er diesen Weg in jenem Werke mit den Worten wies: „Der einzige Weg für uns, grofs, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten“. Welch ein Gedanke, wenn er in unserer Zeit ausgesprochen würde! Wie kann Nachahmung zur Unnachahmlichkeit, ja zur Gröfse führen! Ist sie doch der sicherste Weg, dieses hohe Ziel zu verfehlen. Und nun empfiehlt er gar, die Griechen zum Vorbilde zu nehmen. Winckelmann selbst hat schon die Förderung erkannt, welche die Bildhauerei in Griechenland durch Natur und Klima fand. Und weiterhin hat Taine dargelegt, wie das Schicksal Griechenlands seine Befähigung für die Kunst beeinflufste, ja schuf. An Sparta hat er gezeigt, wie der Kampf in Griechenland Lebensbedingung war: der Kampf aber wies auf die Ausbildung des Körpers, forderte das Gymnasium. Politische und soziale Notwendigkeit züchteten hier gleichsam den starken, gewandten, den schönen Menschen, den hier das Auge studieren konnte. So ist und bleibt die griechische Skulptur unnachahmlich auf dem Gebiete des Nackten. Wie könnten wir in vollständig veränderten Verhältnissen das gleiche Ziel erreichen? Thorwaldsen liefert den Beweis dafür, wie weit wir auf diesem Wege kommen. Verzichtend auf Wahrheit und Leben, kalt und tot schuf er, wenn auch geschmackvoll, nach, was weit besser und eindrucksvoller in

der Antike bereits vorhanden gewesen war. Eine starke „Flut des Antikisierens" hat sich auch über Deutschland länger als ein Jahrhundert ergossen, aber sie ist stets zurückgeprallt, wenn es galt, wahr und treu der Wirklichkeit und Gegenwart zu sein. Künstler wie Schadow in seinem Zietendenkmal mit den herrlichen Reliefs, Rietschel in seinem Schiller-Goethe und in seinem Luther sind bewundernswerte Beispiele kühnen Ankämpfens gegen diese Strömung. Und nicht mehr ist ferner erreicht worden, wenn die Bildhauerei, den einmal betretenen Weg der Anlehnung an Vorhandenes weiter beschreitend, sich die Frührenaissance oder den Barockstil zum Vorbilde nahm.

Soll nun die Bildhauerei vielleicht zur absoluten Nachahmung der Natur, zur strengen Nachbildung der gegenwärtigen und vereinzelten Wirklichkeit flüchten? Auch dies ist versucht worden. Auf italienischen Friedhöfen stehen massenhafte Marmorbilder, mit kunstvollen Spitzenschleiern und Rüschen herausgeputzt, Kinderstatuetten mit zierlichen Röckchen und naturgetreuen Stiefelchen, welche die unbedeutenden Marmorkünstler von Carrara und ihre römischen und florentinischen Genossen zu Verfertigern haben, und mit denen die Italiener selbst an den geweihten Stätten eine eitle Koketterie treiben. Schmerzlich gedenkt der Beschauer allerdings bei diesem Anblicke der „edlen Einfalt und stillen Gröfse"!

Nun dürfen wir wiederum nicht von jedem plastischen Kunstwerke diese Eigenschaften fordern, auch nicht im höchsten Sinne schön mufs jedes Erzeugnis der Bildhauerei sein; aber ein gewisses Inneres mufs es besitzen, etwas Typisches und Charakteristisches, das es der dauernden Betrachtung und des Sichversenkens würdig macht, womit wiederum auch nicht gesagt ist, dafs es „interessant" sein müfste. Sind doch auch die Griechen vom Gotte zum Satyr, vom Menschen zum Tier herabgestiegen. Auch hier war der Grieche wieder glücklicher: seine Technik verschmähte in der besten Zeit das durchgeführte Modell, auf die Vorderseite des Blockes rifs der Künstler die Umrisse seiner Gestalt, und dann arbeitete er in Rücksicht auf das Ganze und die Gesamtwirkung, nicht auf die Einzelheiten, im Hinblick auf den Ideengehalt, die zum Ausdruck zu bringende Seele, im Hinblick auf die Deutlichkeit des Motivs und die Anforderungen des Materials. Erst neuerdings hat Adolf Hildebrand dieses Verfahren wieder empfohlen. Diese Vorzüge an den Werken der Antike klar erkannt und sie in ihrem geschichtlichen Werden begriffen zu haben, ist Winckelmanns Verdienst. Geirrt aber hat er darin, dafs er glaubte, diese Vorzüge seien notwendig verbunden mit den besonderen Formen und Gegenständen der griechischen Kunst. Erklärlich ist dies, wie schon Justi bemerkte, daraus, dafs er in einer Zeit des Kunstverfalles lebte und so im Mifstrauen gegen diese Zeit und ihre eigene, originelle Schöpferkraft das Heil in einer verständigen Reproduktion des Erbes einer besseren Zeit suchte; erklärlich ist es zum andern daraus, dafs seine Zeit sich überhaupt aus der „dumpfen Enge" in die freieren Lebens- und Kunstformen des Südens, Italiens, sehnte, ein Zug der Zeit, von dem sein weltbürgerlicher Sinn besonders beeinflufst wurde. Wir aber leben in einer Zeit selbständiger nationaler Entwickelung, in einer Zeit frischen Hoffens und neuen Schaffens. Neue Werte machen sich geltend, und für sie müssen auch neue Formen gesucht werden, die alten können den Inhalt der Zeit nicht mehr fassen. Unsere Bildhauerei ist

zum Teile auch bereits bestrebt, dies zu thun, und Dresden steht darin nicht zurück. Und einer ist in der jetzt tagenden Internationalen Kunstausstellung zu sehen, der uns zeigt, wie man unter freier Benutzung der Erfahrungen vergangner Zeit, unter Bewahrung auch des für alle Zeit Gültigen, was der Kunst inne wohnt, neues Leben in neue, große plastische Formen zu fassen vermag: der Belgier Constantin Meunier. Hat der Inhalt der Rede — so schlofs der Vortragende — auch etwas abgelegen von den Zwecken einer Philologenversammlung, so lehrt uns doch gerade ein Winckelmann, nicht nur der Schule zu lernen, sondern auch dem Leben.

Dem Danke der Versammlung für diesen gehaltvollen, interessanten Vortrag gab der Vorsitzende Ausdruck. Alsdann wurde mit einem von Geh. Hofrat Professor Dr. Ribbeck ausgebrachten Hoch auf Se. Majestät König Albert die Sitzung geschlossen.

Die zweite Hauptversammlung wurde Donnerstag, den 30. September, von Geh. Hofrat Professor Dr. Ribbeck eröffnet. Nachdem er das Telegramm verlesen hatte, welches Se. Majestät König Albert als Antwort auf das Huldigungstelegramm vom vorhergehenden Tage der Versammlung gesandt hatte, erteilte er, in die Tagesordnung eintretend, das Wort an Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Richard Foerster aus Breslau zu seinem Vortrage über „Antiochia. Zum Gedächtnis Otfried Müllers". Dieser Vortrag ist im Jahrbuch des Kaiserlichen deutschen archäologischen Instituts, Bd. XII (Berlin 1897), S. 104—149 in weiterer Fassung publiziert. Er wurde unterstützt durch eine Terrainskizze und zahlreiche Originalphotographieen. An dieser Stelle sei auf Foersters Rektoratsrede vom 15. Oktober 1897 hingewiesen, in der er Otfried Müller als Lernenden, Lehrer, Forscher und Mann eingehend würdigt (vgl. vorläufig Schlesische Zeitung 1897, No. 739 und 742). Aus den interessanten Ausführungen sei — zum Teil unter vergleichender Heranziehung jener Publikation — Folgendes hervorgehoben.

Der 28. August 1897 war der 148. Geburtstag Goethes und der 100. Geburtstag von Karl Otfried Müller, der wie kein zweiter in unserem Jahrhundert die klassische Altertumswissenschaft auf den Bahnen Winckelmanns, Heynes und Goethes weiterführte. Über ein halbes Jahrhundert ruht er nun auf dem Kolonoshügel. Nur einer aus der Zahl seiner Schüler ist es, den wir unter uns sehen können: Alfred Fleckeisen. Otfried Müller verkörperte in sich die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Deutschland vorhandene Richtung auf allseitige Erfassung der Antike und ist, auch ein praeceptor Germaniae, auf manchem Gebiete noch heute ein Wegweiser, wie er auch einen Ehrenplatz einnimmt unter den deutschen Prosaschriftstellern. Nahe stand er auch den Philologenversammlungen, zu deren Mitbegründern er gehört. Mit einer Dichtung „Totenfeier Otfried Müllers" begrüßte Adolf Bube die dritte Versammlung, die zu Gotha, am 29. September 1840, nachdem Müller am 1. August 1840 gestorben war. Sein großer Gegner Gottfried Hermann hielt ihm tags darauf den Epitaphios. Die nächste Versammlung liefs eine Medaille ihm zur Ehre schlagen, die ihn nennt: Ingenio doctrina industria de antiquitatis studiis immortaliter meritum. Dresden ferner war für O. Müller dasselbe wie für Winckelmann: hier ging ihm in unmittelbarem Verkehr mit den Werken griechischer

Plastik der Sinn für „edle Einfalt und stille Gröfse“ der klassischen Kunst auf. Mit 22 Jahren vom Maria Magdalenen-Gymnasium in Breslau nach Göttingen berufen, nahm er in Dresden den lange gewünschten Aufenthalt, um sich durch das Studium der hiesigen Antikensammlung für das Lehramt der Archäologie vorzubereiten. Wie viel er sich mit den Antiken beschäftigte, zeigt ein Brief von ihm an Böckh vom 10. September 1819. Die „Dreifufsbasis“ war der Ausgangspunkt für seine erste archäologische Abhandlung (de tripode Delphico 1820). Im Verkehr mit den Kunstverständigen seiner Zeit genofs er daneben die übrigen Dresdener Kunstwerke, besonders die Sixtinische Madonna, sowie die Naturschönheiten und den Zauber des genius loci. Nicht auf seine ganze Person und sein ganzes Werk ging sodann der Redner ein, sondern nur einem einzelnen Zweige seiner reichen Thätigkeit widmete er, als Landsmann und Fachgenosse O. Müllers, das Folgende.

Die gleichmäfsige, allumfassende Rücksicht auf Denkmäler, Inschriften Mythen, Litteratur, Sprache, Versmafs schien ihm unerläfslich, um ein Gesamtbild des antiken Lebens zu gewinnen. Dazu sah er, dem der historische Sinn innewohnte wie seinem Böckh, nirgend jähen Wechsel, sondern allerorten Übergang und Entwickelung; scheinbar verlorene Mittelglieder wieder aufzufinden war ihm stets eine besonders reizvolle Aufgabe. So kam es, dafs er als erster die Bedeutung der Diadochenzeit würdigte, in der er zugleich das Erbe der klassischen Zeit und die Keime des aufstrebenden Römertums und seiner Kultur fand. Dies veranlafste ihn am Ende seiner kurzen Schaffenszeit zur Beschäftigung mit der Seleukidenresidenz Antiochia am Orontes, der Weltstadt, der Wiege des Christentums. In den antiquitates Antiochenae stellte er die Geschichte dieser Stadt von den Anfängen bis zum Untergange dar, indem er zugleich ihre Topographie sowie ihre Bauten und Denkmäler behandelte. Unendlich weit steht seine Leistung über der seiner Vorgänger. Unter Heranziehung fast aller antiken Nachrichten, Beschreibungen und Terrainskizzen neuerer Reisender hat er vermittelst scharfsinniger Kombination ein in seinen Elementen wohl unverrückbares Bild der Stadt und ihres Werdens gegeben. Er zuerst trug einen Grundrifs der antiken Stadt in eine Terrainskizze ein, während man bis dahin in dieser Hinsicht immer nur das Antiochia zur Zeit der Kreuzzüge berücksichtigt hatte. Hiermit hat er beinahe jeder Kritik stand gehalten. Erst in neuester Zeit wurde ein anderes Urteil laut von seiten des Abbé Le Camus (Notre voyage aux pays bibliques, t. III, Paris 1890), der trotz der von ihm gerühmten Autopsie selbst nur ein Phantasiebild giebt.

Einiges mehr, einiges anders zu geben, versprach der Vortragende, und dies nicht infolge veränderter Stellung zu den Quellen, sondern infolge von Zuwachs an Material und auf Grund seiner zwölftägigen (18.—29. März 1896) Autopsie von Antâkieh, das freilich nur $^1/_{10}$ der alten Stadt einnimmt. Es sei auch Müllers Verdienst, wenn es ihm gelungen sei, das Richtige zu treffen.

Für die Baugeschichte Antiochias liegen uns zusammenhängende Quellen vor, die sich über einen Zeitraum von 800 Jahren erstrecken. Dies verdanken wir besonders der Chronik des Joannes Malalas, der seinerseits auf dem Geschichtswerk des antiochenischen Rhetors Joannes fufst. Dieser geht wiederum indirekt, besonders durch Pausanias, in seinen Nachrichten

über Antiochia auf die Stadtchronik selbst zurück. Prüft man, soweit möglich — denn das meiste steckt noch unter der Erde —, des Joannes Malalas topographische Angaben an der Wirklichkeit, so zeigen sich die meisten als richtig: das Theater ist richtig angesetzt, wie sich auch aus Ammianus Marcellinus, dem Antiochener, XXIII 5, 3 ergiebt. Es lag am Silpios am Abhange der Akropolis und ist als vierstöckig, wie Malalas angiebt, zu erkennen (je eine ζώνη von Cäsar, Agrippa, Tiberius, Trajan). Ein Cirkus und das öffentliche Bad des Diokletian liegen, der Angabe des Malalas S. 307, 1 entsprechend, nebeneinander in der Orontesebene, eine der metae und einen Teil der spina hat der Vortragende noch aus dem Sumpfe hervorragen sehen, ebenso sind Umfassungsmauern und Treppen zu den Plätzen verhältnismäfsig gut erhalten. Von den Thermen, südöstlich davon, sind nur Umfassungsmauern zu sehen. Zu dem von Malalas S. 307, 17 erwähnten unterirdischen Hekatetempel in Daphne, den Diokletian erbaute, glaubt der Vortragende wenigstens den Eingang wiedergefunden zu haben; die Zahl der Stufen, nach Malalas 365, ist leider von ihm nicht nachgeprüft worden. Zum vierten hat Foerster das der Zeit des Antiochus Epiphanes angehörige Charonion, von Malalas S. 205, 8 erwähnt, wieder gefunden und mit Hilfe eines Photographen aufgenommen. Es liegt an der östlichen Höhe des Silpios, 300 Schritt von der Höhle des Chrysostomos. Etwa 4 m über dem Felsboden befindet sich, aus dem Kalksteinfelsen gehauen, eine kolossale, 4½ m hohe, nach der Stadt blickende Büste, vom Kopfe fällt ein Tuch zu beiden Seiten auf die Schultern hinab. Das bartlose Gesicht scheint mehr das einer weiblichen als einer männlichen Person zu sein und würde in seinem ernsten Ausdruck für eine Todesgöttin passend erscheinen. Charonion war gewifs zuerst der Name des Ortes. Dicht daneben findet sich eine 3 m hohe, ganze, anscheinend weibliche Figur, die nach Art einer Karyatide den ausgehöhlten Felsen zu tragen scheint. Zwei Löcher, die sich links von ihr im Felsen befinden, dienten vielleicht zur Aufnahme von Weihgeschenken.

So fällt die Prüfung der topographischen Angaben für Malalas günstig aus, und doch ist es der Syrer Malalas (vgl. Bentley, epist. ad Joan. Millium)! Leichtfertigkeiten in den Berichten, Flüchtigkeiten (S. 28, 22 ~ 200, 20; S. 347, 1 ~ 201, 19), ja Autoschediasmen lassen sich ihm durch Vergleich verschiedener Stellen seines eigenen Werkes nachweisen. Zur Prüfung und Ergänzung seiner Angaben stehen zu Gebote Euagrios, der ebenfalls Joannes Rhetor ausschrieb, und Libanios, der in dem geschichtlichen Teile seines Antiochikos aus der Schrift des Pausanias über Antiochia schöpfte (s. o.) und uns in dem zweiten Teile sehr sorgfältig das Stadtbild vom Jahre 360 n. Chr. giebt. Ein viel unrichtigeres Bild entwarf zwei Jahrhunderte später in panegyrischer Tendenz Procop (559 n. Chr.) von der durch Justinian wiederhergestellten Stadt. Daneben bietet nur Einzelnes Strabon, der auf Posidonius, und Josephus, der auf Nikolaus von Damaskus zurückgeht. Die Berichte der Chinesen für die Jahre 25—1060 n. Chr. sind durch Irrtümer stark entstellt und beruhen auf Schematismus. Die arabischen Berichte sind wenig ausgiebig für die alte Stadt, wie dies auch für die Nachrichten der abendländischen Chronisten der Kreuzzüge gilt. Ebenso bleiben zwei Stadtbilder ohne topographischen Ertrag.

Die Stadt des Seleukos Nikator wurde nicht, wie mehrfach ange-

nommen, auf dem Berge Silpios angelegt, sondern in der Ebene zwischen diesem südlich gelegenen, schluchtenreichen und für Aufnahme einer Stadt überhaupt ungeeigneten Berge und dem Orontes: denn Malalas S. 28, 22 wird durch S. 198f., besonders S. 200, 10 rektifiziert, und dagegen spricht nicht die Gruppe des Eutychides, die von Brunn und Helbig in diesem Punkte verkannt und von Gerber im ganzen richtig dahin gedeutet worden ist, dafs die Göttin die Tyche von Antiochia ist, welcher der König sofort nach der Aufstellung ein Opfer darbringt. Zum Sitz der über der Stadt waltenden Göttin ist passend der über ihr gelegene Silpios gewählt, der allerdings (gegen Gerber) nicht zu bestreiten ist; den einen Fufs setzt sie auf die Schulter des Flufsgottes, da der Orontes nicht selten gefährliche Überschwemmungen anrichtete. Die Mauern der Stadt reichten nicht durchweg bis dicht an den vielfach sich windenden Flufs heran. Die Südgrenze ist nicht genau zu bestimmen. Ihre Hauptausdehnung war die von Osten nach Westen und von Anfang an, der starken anfänglichen Bevölkerung (allein 5300 aus Antigoneia) entsprechend, beträchtlich. Die Stadt wurde von Seleukos sogleich nicht nur schön und regelmäfsig, sondern auch fest und zur Verteidigung geeignet angelegt (Liban. I S. 300, 17 und Malalas S. 200, 20). Die erste Erweiterung — und hier tritt Libanios als Quelle ein — brachte der Stadt Antiochos der Grofse (222—187), und zwar wurde er der Vollender der Inselstadt, die er mit griechischen Kolonisten besetzte und mit der Altstadt durch fünf Brücken verband und befestigte. Seleukos Kallinikos war gewifs der Anfänger dieses Stadtteils, wodurch (mit Müller) die Stelle Strabon XVI 2, 4 (S. 750) ihre Erledigung findet. Die heutige Insel kann sich erst in neuerer Zeit gebildet haben und ist erheblich kleiner (1 km im Umfang) als die alte. Wahrscheinlich befand sich hier auch ein Königspalast, Müller aber versteht diesen fälschlich unter τὰ βασίλεια bei Libanios (= römischer Kaiserpalast). Der dritte, nach Süden, also der Bergseite, gelegene Stadtteil ist die Epiphania, genannt nach ihrem Gründer Antiochos Epiphanes (175—164). Sie bildete nach Malalas nur eine Vorstadt und hatte keine Ummauerung, wurde vielmehr erst von Tiberius mit einem Mauerring umgeben, eine Bemerkung, in der Malalas, vielleicht polemisch, seine eigene oder seines Gewährsmannes Ansicht, nicht eine alte Nachricht der Chronik wiedergiebt. Strabon belehrt uns vom Gegenteil (XVI 2, 4, S. 750), und dies wohl auf Grund des Posidonios, indem er aus seinen Worten wenigstens erkennen läfst, dafs seiner Ansicht nach Epiphanes der Erbauer der Mauer ist — übrigens eines Werkes von seltener Grofsartigkeit und Kühnheit. Bei diesem Widerspruche der Nachrichten schliefst sich aus prinzipiellen und sachlichen Gründen Foerster mit O. Müller der Nachricht des Strabon (Posidonius) an; er spricht sich für eine Ummauerung der Epiphania durch Epiphanes aus, wahrscheinlich hat Tiberius diese Mauern wieder hergestellt oder erweitert, wie er allem Anschein nach den von Epiphanes begonnenen Tempel des Iuppiter Capitolinus vollendet oder wiederhergestellt hat. Gegen Müller aber begründet Foerster die Ansicht, dafs die herrliche, von doppelten Säulenhallen eingeschlossene, 4 m lange Stoenstrafse nicht ein Werk des Epiphanes, sondern des Herodes und Tiberius ist: es ergiebt sich dies aus dem direkten, nicht mit Grund anzuzweifelnden Zeugnis des Malalas (S. 234, 16) sowie aus dem Schweigen bei Livius XLI, 20 und Libanios S. 300, 17 — 313, 14, endlich aus Joseph. bell. Iud. I 21, 11

und ant. Iud. XVI 5, 3. Mit der Vollendung der Steenstrafse durch Tiberius wird auch die Erneuerung des Ostthores durch ihn im Zusammenhang gestanden haben. Des Tiberius eherne Statue wurde darum auf Beschlufs von Rat und Volksversammlung in der Mitte dieser Strafse errichtet. Dieser Punkt wurde, wie aus seinem Namen ὀμφαλός erhellt, auch Ausgangspunkt für die weitere Gliederung der Epiphania und Schnittpunkt dieser östlichen und einer zweiten, nördlichen Kolonnadenstrafse. Ebenso sind die Kolonnaden der Inselstadt nicht ein Werk Antiochos' des Grofsen, sondern der Römer, und zwar der späteren Kaiserzeit. Der Plan der Neugestaltung der Inselstadt ging von Gallien aus (253—268), seit dieser Zeit wurde für diese Stadt der Name „Neustadt" gebräuchlich. Die Stadt dehnte sich nun auch nach Norden aus, aber auch die anderen Seiten blieben nicht zurück; die hervorragendste Vorstadt war entschieden die westliche, nach Daphne zu gelegene. Diese wurde durch die nächste Herausrückung des Weichbildes in den Mauerring einbezirkt, und zwar nach der wahrscheinlicheren Annahme durch Theodosius den Jüngeren (408—450, vgl. Euagrios hist. eccl. I 20), nicht durch Theodosius den Grofsen (Malalas S. 346, 10). Diese Mauer, über die Iopolis hinausgerückt, kletterte kühn an dem letzten Gipfel des Silpios empor, ihre Reste sind noch zu sehen. Dies ist die letzte Erweiterung, welche das Pomerium der Stadt erhielt. Das Erdbeben vom Jahre 457/58 schädigte hauptsächlich die Neustadt, das vom Jahre 526 die ganze Stadt aufser den Häusern am Berge, auch die hierbei wohl verschonten Mauern stürzten bei dem Erdbeben 528. Wegen der bereits drohenden Persergefahr wurden sie wieder hergestellt. Chosroes, an einer gefährdeten Stelle einbrechend, verwüstete die Stadt vollständig, liefs aber die Mauern unversehrt. Justinian beschränkte darauf, um eine wirksamere Verteidigung der Stadt zu ermöglichen, den Mauerring in der von Procop in der Schrift über die Bauten Justinians allerdings mangelhaft geschilderten Weise, und zwar im Norden und Süden. Zu demselben Zwecke legte er im Norden einen künstlichen, mehrfach überbrückten Kanal an, indem er die Insel und die zwischen den Windungen des Orontes gelegenen Stadtteile als Stadt aufgab. Den Lauf des Kanals, der bereits zur Zeit der Kreuzzüge verschwunden war, erkennt man noch jetzt an einer Bodensenkung längs des Mauerzugs. Der Bericht über die Mauerregulierung auf dem Berge und hauptsächlich über die zum Schutze gegen einen besonders gefährlichen Bergbach angelegte Mauer leidet entschieden an Übertreibung. Sodann schritt Justinian zum Neubau, der gewifs ein regelmäfsiger war, und dies war die letzte Veränderung des antiken Stadtbildes. Als Antiochia 638 von den Saracenen genommen wurde, blieb die Stadt unversehrt. Nikephoros Phokas staunte noch 968 über die Gröfse der Mauern, Suleiman nahm die Stadt 1084 von der östlichen Bergseite, 1098 eroberten sie die Kreuzfahrer von der Westseite, Sultan Beibars fand sie 1268 ohne Verteidiger, das Feuer verbreitete sich damals über die ganze Stadt. Hierauf thaten die Zeit und Erdbeben sowie Gewaltthaten der Menschen das Ihre, die Mauern zu zerstören, seit dem letzten Erdbeben (1872) dürfen alle Bewohner die Steine der Mauern für Häuserbauten verwenden. Die noch jetzt sichtbaren Mauerreste gehören der Stadt Justinians an. Eine Vermessung des Mauerzuges und des Flächeninhalts hat noch nicht stattgefunden; die Ausmessung des Cernikschen Planes, über dessen Verläfslichkeit jedoch noch kein sicheres

Urteil feststeht, ergiebt 19,24 qkm Flächeninhalt, das heifst mehr, als Syrakus (18,14 qkm) und das aurelianische Rom (12,30 qkm) aufwiesen.

Ferner hielt Professor Dr. Berthold Delbrück aus Jena einen hochinteressanten, mehr philosophischen als philologischen Vortrag über vergleichende Syntax. Er führte aus, wie durch die Erschliefsung neuen Materials, durch die zunehmende Betonung der Analogie und die veränderte Stimmung in Deutschland die Wissenschaft der vergleichenden Syntax etwas ganz Neues geworden sei im Vergleiche zu der Forschung von Georg Curtius. Abgesehen davon, dafs man jetzt die vollständige Einheitlichkeit der indogermanischen Grundsprache sowie die Existenz bestimmter Grenzlinien zwischen ihr und den Einzelsprachen leugnet, erwies der Redner jene Behauptung durch eine Erörterung über die syntaktischen Grundbegriffe und Gebrauchstypen, wobei er besonders die Zurückführung aller Kasus auf lokalistische Grundbedeutungen als zu weit gehend bezeichnete, wie überhaupt die Herleitung der Bezeichnungen unsinnlicher Vorstellungen von sinnlichen keinen Anspruch auf allgemeine Berechtigung habe. Um die Gebrauchstypen auf den Urtypus zurückzuführen, bezeichnete er als nächste Aufgabe der Forschungen auf dem Gebiete der vergleichenden Syntax die statistischen, möglichst viele Sprachen umfassenden Untersuchungen über das Alter der Gebrauchstypen, woraus dann auf dem Wege fortwährenden Durchdenkens einst die Einheit in der Vielheit gewonnen werden könne.

Als dritter Vortrag dieser Sitzung folgte der von Professor Dr. Georg Wissowa aus Halle über Römische Götterbilder. Die Abhandlung wird vollständig in Ilberg und Richters Neuen Jahrbüchern für das klass. Altert., Gesch. u. dtsche. Litt. und für Pädagogik erscheinen. Gemäfs dem Ausspruch des M. Terentius Varro, dafs der, welcher ein Bild von einem Gotte machte, die Frömmigkeit zerstörte und dafs die Römer 170 Jahre ihre Götter ohne bildliche Darstellung verehrten, galt der Iuppiter fictilis vom Vejenter Volkas im kapitolinischen Tempel — denn auf dessen Einführung deutet Varro hin — für das älteste römische Götterbild. Und wirklich gehören die Kulthandlungen, bei denen ein Götterbild gebraucht wurde, entweder zu dem kapitolinischen Kulte selbst oder zu den noch später in Rom eingeführten griechischen Kulten: so die Nachahmung der Statue des Iuppiter opt. max. in Schmuck und Färbung durch den Triumphator, wobei das Bild gleichsam lebendig wird, das Tragen seiner Abzeichen seitens der spielgebenden Magistrate an den ludi Romani, die pompa circensis, jener Hauptbestandteil bei den Cirkusspielen, bei dem die Götterbilder im Aufzuge erschienen, die lectisternia und das epulum Iovis. In Ciceros Zeit suchte man für solche Erscheinungen eine Entschuldigung und verlegte sie in die älteste Periode der römischen Religion. Die altrömische Religion hingegen kennt keine Götterbilder und konnte keine kennen: die di indigetes, von denen das römische Sakralrecht die novensides scheidet, sofern jenen allein feriae gelten und sich ihnen allein die flamines weihen, sind aufs engste und untrennbar verbunden mit der Natur und mit den Dingen, in denen sie zur Wirksamkeit gelangen, und können, körperlos und unvorstellbar, wie sie sind, nicht im Bilde neben diese Sachen gestellt werden, mit denen sie identisch sind. So ist es, wie leicht zu erkennen, bei Janus, dem Thorbogen, Tellus, dem Saatfelde, Ops, Vesta, Fons, woraus auch erhellt, wie Appellativnamen und Götternamen zusammenfallen. Nicht einmal Symbole

werden in Rom verehrt, Lanze, Schild und Feuerstein sind Waffen, aber nicht Anbetungsstücke.

Seit dem Ausgange der Königszeit drängen sich in Rom hauptsächlich aus Unteritalien, besonders aus Cumae (Apollo), aus Sicilien (Demeter, Hermes) sowie aus dem früh von Griechen beeinflufsten Tibur und Tusculum (Herakles, Dioskuren) die griechischen Kultformen ein, und mit ihnen hält das Götterbild seinen Einzug. Dieses aber findet, wenn auch das Alte daneben im gewöhnlichen Leben noch lange bleibt, rasche Einführung bei der nun folgenden Zersetzung des altrömischen Gottesdienstes durch griechische Elemente. Die Gestalten der alten Götter verblassen nach und nach, der Glaube an sie wird mehr und mehr inhaltlose Form. Die griechischen Götter nehmen vielfach die Namen von di indigetes an, so Ceres, Liber, Neptunus, usurpieren so ganz, was diesen gehört hatte, und treten völlig an ihre Stelle. Zunächst glichen sich die grofsen Götter mit ihren römischen Verwandten aus: zur Zeit des Hannibalischen Krieges ist diese Gleichsetzung vollendet für die zwölf Hauptgötter der Griechen, und bei dem Lektisternium des Jahres 217 erscheinen die sechs Götterpaare Juppiter und Juno, Neptunus und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Vulcanus und Vesta, Mercurius und Ceres. Für die Götter aber, welche echt römische Schöpfungen waren und im griechischen Glauben keine unmittelbare Parallele hatten, mufste, dem Bedürfnisse nach einem Bilde entsprechend, ebenfalls ein solches geschaffen werden. Da aber in Rom keine Göttersage existierte, konnte das Leben des betreffenden Gottes keinen Anhalt für die Schaffung eines passenden Bildes darbieten. Man half sich, indem man nach Mafsgabe der dem Gotte im Kult zugeschriebenen Wirksamkeit von einer möglichst ähnlichen griechischen Gottheit die Darstellung entlehnte und diese eventuell durch Beigabe von Attributen u. dgl. so modifizierte, dafs sie sich der römischen Anschauung anpafste. Bisweilen geschieht dies mit zweifelhaftem Glücke: so wenn man die Lares Compitales, die Grundstücksschützer, mit Rücksicht auf die ausgelassene Freude an den Compitalien tanzend darstellt. Gleichwohl war die Verwendung von Attributen beim Götterbilde eine besondere Stärke des römischen Volkes: sinnig giebt man so dem Genius das Füllhorn, hinweisend auf die genialis copia; bei Silvanus bestimmt und begrenzt man den Begriff des göttlichen Wesens durch die Beigabe mehrerer Attribute, des Baumstammes, Gärtnermessers und Hundes. Auch die doppelgesichtige Darstellung des Janus, die gewöhnlich für echt italisch gilt, ist erst durch Reflexion und Kombination auf Grund griechischer Einflüsse sekundär entstanden. Auch er wurde an seiner Kultstätte, dem Doppelthor am Forum, ursprünglich ohne Bild verehrt, kein Numa hat ihm eine Statue gesetzt. Das Älteste in dieser Beziehung sind vielmehr die Doppelköpfe auf dem As der ältesten römischen Kupferprägung; und diese sind nach griechischem Vorbilde gewählt. Ein letzter Akt gewaltsamer Hellenisierung macht sich in der augusteischen Poesie geltend, wenn etwa Faunus nach dem Vorbilde des Pan Hörner und Bocksfüfse erhält und mehrere Fauni im bakchischen Thiasos schwärmen, worauf wir unbewufst zurückgehen, wenn wir von einem „faunischen Lächeln“ sprechen.

Allen Rednern sprach der Vorsitzende den Dank der Versammlung aus.

In der dritten Hauptversammlung, der Oberschulrat Wohlrab präsidierte, hielt Professor Dr. Konrad Burdach aus Halle einen Vortrag, betitelt: Zur Entstehung des mittelalterlichen Romans. Die Abhandlung wird erweitert in der Deutschen Rundschau und darauf in einem Sonderdruck erscheinen.

Der Typus des mittelalterlichen Romans ist in der lateinischen Litteratur des Mittelalters zu suchen. Wann, woher und wie er entstanden ist, soll im folgenden beantwortet werden. Das älteste angelsächsische und deutsche nationale Epos haben gemeinsam das naive Verhältnis zu dem treu bewahrten heimischen Stoffe und behalten den festen epischen Stil bei. Im 8. und 9. Jahrhundert entwickelt sich eine christliche Epik mit vollständig neuem Inhalt und veränderter Form. Den Inhalt lieferten die nicht ganz rein epischen, sondern von Parabolischem und Transcendentalem durchsetzten Evangelien, auch in das alte Testament griff man zurück, die Vermittelung der Theologen, die früheren dichterischen Bearbeitungen dieses Stoffes, die Apokryphen, die Legenden und schliefslich die Homilieen wirkten zusammen und durchsetzten diese altenglische und altdeutsche christliche Epik.

Einen weiteren starken bestimmenden Einflufs übte auf diese Dichtung die Fortwirkung der Litteratur des Altertums in christlicher Form aus, ein Gebiet, dessen genauere Durchforschung der Vortragende als eine besonders verdienstliche Aufgabe bezeichnete. Insbesondere hat der griechische Roman, vermittelt durch die jüngeren Sophisten, weiter gewirkt, wie sich dies in den apokryphischen Evangelien, Legenden und den Apostelgeschichten verfolgen läfst. Die alten Motive einerseits, die Formen der Einkleidung andererseits, die dem antiken Roman eigen sind, treten hier wieder auf und sind nur mit christlichem Inhalte erfüllt. Wie der Vortragende an zahlreichen Beispielen aus den pseudoclementinischen Schriften, aus dem Leben des heiligen Paulus von Theben von Hieronymus, aus den vitae patrum des Palladius, der Geschichte des Apostels Andreas u. a. erläuterte, finden wir hier das ganze Repertoire des griechischen Romans an Motiven: Reisen, Trennung und Wiedersehen, erotische Elemente, Hexengeschichten, Seeraub, Schiffbruch, Verwandlungen, Kinderentführung, Zaubergärten, Verfolgung durch Dämonen, fabelhafte Tiere und Pflanzen, Schilderung von Kunstwerken u. s. w. An Formen der Einkleidung, die aus dem Vorrate des griechischen Romans entnommen sind, sind besonders fünf zu unterscheiden: die Vision, die fingierte urkundliche Beglaubigung, der traditionelle Eingang der Ich-Erzählung (etwa der Anfang mit einem Spaziergang des Erzählers), die Unterbrechung der epischen Darstellung, sei es durch den Rückblick in der Ich-Form, sei es durch Einlegung eines Briefes, und endlich die geistige Tiersymbolik. Die Vision, welche durch Aelius Aristides für die Rhetorik ausgebildet wurde, behandelte der Redner eingehend. Er verfolgte, wie sie seit ihrem Auftreten in der Nekyia der Odyssee ein beliebtes Requisit der Litteratur geblieben ist, hinweisend auf die νόστοι, Platos Vision des Pamphyliers in der Republik, auf Ciceros somnium Scipionis, auf Vergil, Plutarch (Vision des Thespesios, ser. num. vind.), dann auf den Roman der jüngeren Sophisten (Antonius Diogenes, Hadesfahrt der Tyrierin Derkyllis), die Pseudoclementinen und die bildende Kunst. Die Visionen erscheinen selbst wieder in verschiedener Art; bald wird ein Scheintoter ihrer teilhaftig, bald ein wirklich

Verstorbener, der durch ein Wunder auferweckt wird, bald werden sie durch eine Reise nach dem Himmel oder der Hölle ermöglicht, bald kommen sie im Traume.

Neue Elemente bringt hierzu die Zeit der Ottonen, jene gleichsam universellere Wiederholung der karolingischen Renaissance. Neues Leben beginnt jetzt zu pulsieren. Realistische, weltliche, nationale Elemente drängen mächtig vor; eine lateinische Liederdichtung mit historischem Inhalte, die anekdotenhafte, volkstümliche Behandlung der Geschichte, die antikisierenden Legenden der Roswit, die Schwänke und Novellen in Sequenzenform erstehen. In den Vordergrund treten die Spielleute mit dem geschichtlichen Gelegenheitsgedicht, auch mit Schwänken, Anekdoten und Märchen. So war ein mächtiger Umschwung im Geistesleben eingetreten. Unter diesen Einflüssen entsteht um 1030 der erste mittelalterliche frei erfundene Roman: es ist der Ruodlieb. Der Vortragende unternahm, um diesen Typus des mittelalterlichen Romans zu veranschaulichen, eine geistvolle Analyse des Werkes. Die Zusammenkunft Kaiser Heinrichs II. und König Roberts 1023 ist märchenhaft novellistisch ausgeschmückt, in die Rahmenerzählung von der Belohnung durch die zwei wunderbaren Brote und von den zwölf goldenen Lehren sind Novellen eingefügt. Entstammen auch etliche Züge noch der Heldensage, so befinden wir uns doch im ganzen in völlig neuen Anschauungen: Motive der Galanterie, Etikette, Ritterlichkeit treten hervor, leise klingt der Ton der Minne an, das Weibliche erfährt eine vertiefte, feine Darstellung, der Typus des idealisierten Königs tritt auf, die Rücksicht auf die Interessen der Mitmenschen, eine gewisse Humanität spricht sich in dem Gedichte aus, mit Vorliebe werden elegische Züge angebracht und ausgeführt, die Kleinmalerei, die der Dichter liebt, geht zum Teil bis ins Komische, das Interesse für die Tierwelt (Dohle), für zoologische Fabeleien, wunderbare Edelsteine (Plinius!) und für Kunstgegenstände, Schalen, Schmucksachen ist ein charakteristischer Zug. Hier liegt aber nicht bloſs Liebhaberei des Dichters vor, es ist vielmehr ein antiker Hauch, den wir spüren. Vieles hiervon erinnert an die alexandrinische Dichtung eines Kallimachos, vermittelt durch römische und sophistische Nachahmung. Andere Züge der Technik, Reden, Botenberichte, Briefe erinnern an den griechischen Roman. Derartige Einflüsse nahm der Dichter leicht im rhetorischen Schulunterrichte, der ums Jahr 1000 in Tegernsee blühte, in sich auf, auch durch die Hymnen des Prudentius wurde ihm manches nahe gebracht. Jedoch reicht dies noch nicht aus. Manche Elemente müssen auch auf spielmännische Einflüsse zurückgeführt werden, so das Burleske und die Vorliebe für Kunststücke. Hierzu sind noch byzantinische Quellen anzunehmen: so für die Art der Rahmenerzählung; dorthin weisen Goldmünzen, dorthin die Beschreibung des Schachspiels, die Erwähnung von abgerichteten Vögeln, von gewissen Kunstwerken und Einzelheiten der Diktion. Der Dichter mag ein Hofmann gewesen sein, vielleicht ein Beamter der königlichen Kanzlei. So zeigt uns der Ruodlieb, daſs der Typus des mittelalterlichen Romans im ersten Drittel des 11. Jahrhunderts fertig war.

Hierauf sprach Professor Dr. Albrecht Dieterich aus Gieſsen über den Ursprung des Sarapis. Auch dieser Vortrag soll vollständig veröffentlicht werden, sobald etliche mit diesem Stoffe verknüpfte Fragen von

Kennern der babylonischen und ägyptischen Altertümer einwandfrei erledigt sind. Die Wichtigkeit der Nachrichten über Sarapis liegt darin, dafs die Schöpfung dieses Gottes eine der allerersten und sicher die wesentlichste, für die weitere Entwicklung wichtigste Erscheinung jenes Vorgangs bezeichnet, den wir Synkretismus nennen und dessen Analyse die vornehmste Aufgabe der antiken Religionsgeschichte ist. Ferner ist es ein fast einzig dastehendes Ereignis auf diesem Gebiete, dafs „ein König und sein Kultusminister im geheimen Kabinett“ einen Gott machen. Endlich ist für diesen Vorgang die Überlieferung so klar und reich, dafs hier die Analyse besonders erleichtert wird. Alle anderen Quellen (Plutarch, Clemens Alexandrinus) gehen auf in Tacitus, hist. IV 83 und 84, dessen Quelle wir nicht kennen. Des Tacitus Bericht sei angedeutet: dem Ptolemäus erscheint im Traume eine übermenschliche Jünglingsgestalt und fordert ihn auf, seine vertrauenswürdigsten Freunde nach dem Pontus zu senden und zum Wohl und Ruhm seiner Stadt das Bild des Gottes holen zu lassen. Die ägyptischen Priester sind ratlos. Der vom Könige befragte Eumolpide Timotheos, der Antistes der Eleusinien, weifs, dafs der Gott in Sinope ist. Nach längerem Zögern und wiederholten wunderbaren Aufforderungen entsendet Ptolemäus seine Boten mit Geschenken zum Könige Scydrothemis von Sinope. Nachdem diese sich noch in Delphi Rat geholt, kommen sie dorthin. Der König schwankt, ob er das Bild herausgeben solle, auch das Volk weigert sich. Da, nach drei Jahren, begiebt sich der Gott selbst auf das Schiff, das nun mit wunderbarer Schnelligkeit in drei Tagen in Alexandria anlangt, wo man dem Gotte sein Heiligtum anweist. Tacitus bemerkt auch, dafs der Gott nach anderen Nachrichten aus Seleucia in Syrien oder Memphis gekommen sei, dafs er durch Identifizierung mit verschiedenen Göttern gedeutet werde und dafs auch die Person des Ptolemäus nicht sicher sei. Wir dürfen dies Schwanken teils auf die Absicht zurückführen, den Kult in ältere Zeit hinaufzurücken, teils darauf, dafs gewisse Könige ihn besonders begünstigt haben.

Hier haben wir alle Motive einer Kulteinführungslegende, wie sie sich durch Analogieen nachweisen lassen. Die Legende ist genügend nur zu verstehen, wenn wir in Berücksichtigung ziehen den alten Mythus von der wunderbaren Götterfahrt und Götterepiphanie, die Hyperboreerfahrten, für die bereits Sinope eine wichtige Station und besonders heilige Stadt war, den Kult der Grofsen Mutter und des Asklepios, dem um die gleiche Zeit (291 v. Chr.) und unter ähnlichen Verhältnissen sein Kulttempel auf der Tiberinsel in Rom geweiht wird. Hiermit lassen sich sogar auch die Motive der Legenden von Übertragung gewisser Heiligenreliquien bei späteren Völkern vergleichen. Es hatten sich also gewisse typische Formen für solche Kulteinführungslegenden herausgebildet. Nach solchen Formen hat Ptolemäus seine Legende gemacht oder machen lassen. Der *ἱερὸς λόγος* wird als Inschrift im Tempel des Sarapis, der sich in Alexandria Rhakotis befand, gestanden haben, der Eumolpide Timotheos aus Athen war ihr Verfasser. Von hier mögen im Grunde die Nachrichten über den Vorgang stammen. Das Kultbild hatte der athenische Künstler Bryaxis geschaffen (vgl. Clem. Alex.); die Nachrichten über diesen bedeutenden Bildhauer und Erzkünstler weisen auf den Anfang der Ptolemäerregierung hin. Weiter wurde infolge der Kürze der Zeit mehr andeutend auf den Namen des

Gottes eingegangen, besonders auf die Zusammensetzung Osiris Apis, auf die in Papyris überlieferte Form 'Οσόραπις und die Form Σάραπις. Schon in Babylon war der Name des Gottes vorhanden, wie etliche Notizen, besonders eine aus den Ephemerides Alexanders, beweisen. Weiter wurde auf die Einführungskämpfe, zu denen die anfängliche Renitenz der Ägypter führte und die durch memphitische Papyri beleuchtet werden, auf die Tempelbeamten, die κάταχοι, und den Tempeldienst hingewiesen.

Die Hauptbedeutung dieses Kultes und seiner Einführung liegt darin, dafs durch das absichtliche, zweckvolle Eingreifen eines Herrschers eine Gottheit als höhere Einheit über die bisherigen, abgelebten und verknöcherten Hauptgötter Isis und Osiris gesetzt wird, die zwar als Person erscheint, aber durch kein vorhandenes Bild und vor allem durch kein mythisches Beiwerk in ihrem Wesen begrenzt, sondern allmächtig und unendlich ist. Mag man diesen Gott mit Zeus, Helios, Dionysos, Asklepios, Osiris Apis gleichsetzen, er ist doch ein Versuch des einen Gottes, nach dem die Sehnsucht der Völker stand. Seine Schöpfung entsprang nicht nur politischen, berechnenden Überlegungen, sondern auch einem dunklen, tief religiösen Drange. So bereitete sein Kult, wie er den Synkretismus in Flufs brachte, den Glauben an einen Gott vor. Die Frage nach der Genesis des Christentums kann nicht gelöst werden, ohne dafs die Entwickelung des Synkretismus analysiert wird. Darum — und dieser Hinweis erschien als ein Hauptzweck des Vortrags — ist rege Anteilnahme an dieser interessanten Aufgabe erforderlich, und zunächst ist besonders die Herstellung eines Urkundenbuches für Isis, Attis, Sarapis u. a. wünschenswert, wie ein solches für Mithras bereits mustergiltig vorhanden ist.

Dem Brauche der Philologenversammlungen gemäfs erstattete dann Professor Dr. Karl Kehrbach aus Berlin Bericht über die wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und über die Thätigkeit einzelner Gruppen. Zur Illustration dieses Berichtes hatte er die erschienenen Teile der Monumenta Germaniae paedagogica sowie der „Mitteilungen“, das eben erschienene erste Heft der „Texte und Forschungen“, eine Anzahl Exemplare der „Bibliographie“ und endlich den 1. Band der von der Gruppe Österreich begonnenen, unten zu erwähnenden „Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte“ ausgelegt. Das neuste Heft der „Mitteilungen“ (VII 3, 1897) war als Festschrift allen Teilnehmern eingehändigt worden.

Seit dem auf der Kölner Versammlung gegebenen Berichte ist neu erschienen der 18. Band der Monumenta Germaniae paedagogica, durch den nun die Geschichte des gesamten Militärbildungswesens in den Ländern deutscher Zunge zum Abschlufs kommt. Zufällig ist dieser Band gerade Sachsen in erster Linie gewidmet, dessen Militärbildungswesen darin von Oberst B. Poten auf Grund von bisher nicht benutztem Aktenmaterial behandelt ist. Übrigens ist das im Jahre 1692 in Dresden begründete Kadettenkorps „die älteste unter den gegenwärtig in den Landen deutscher Zunge bestehenden militärischen Erziehungsanstalten“. Aufserdem sind in diesem Bande die Grafschaft Schaumburg-Lippe, die Schweiz, das Königreich Westfalen und Württemberg behandelt.

Das auf der vorigen Versammlung gegebene Versprechen, bis zu dieser

Versammlung als weiteren Band der Monumenta den 1. Teil der Akten zur Erziehungsgeschichte des Fürstenhauses der Hohenzollern erscheinen zu lassen, hat leider nicht erfüllt werden können, da sich bei der Bearbeitung die Aussicht auf erst noch zu prüfendes Quellenmaterial eröffnet hat und sich auch merkwürdigerweise in der Genealogie des Hohenzollernhauses Ungenauigkeiten und Lücken vorgefunden haben, die erst zu verbessern und auszufüllen sind. Schon jetzt läfst sich sagen, dafs diese Zeugnisse über die Fürstenerziehung sehr ergiebig sein werden für die deutliche Erfassung der Charaktere und die gründliche Erklärung der Handlungsweise einzelner Fürsten und nicht zum mindesten auch für die genauere Kenntnis der oftmals sehr einflufsreichen fürstlichen Geschwister.

Von dem entsprechenden Werke über die Wittelsbacher liegt bereits der 2. Band (pfälzische Linie) im Manuskript vor. Aufser für die Hohenzollern, Wittelsbacher und Habsburger haben sich leider geneigte Bearbeiter dieses Gebietes nicht gefunden.

Der Redner wies sodann auf das der Versammlung gewidmete Heft (Jahrgang VII, Heft 3, 1897) der „Mitteilungen" hin, welches nur Saxonica, ausschliefslich von sächsischen Schulmännern bearbeitet, darbietet und auch einen Beitrag zur Geschichte der Prinzenerziehung der Wettiner (1608—1610) aufweist. Auch bei Herstellung dieses Heftes ist es wieder klar geworden, dafs eine Organisation der in Sachsen eifrig betriebenen historisch-pädagogischen Studien und eine genaue Bibliographie der sächsischen Schulgeschichte sehr notwendig ist, dies besonders auch im Hinblick auf die seit lange für die Monumenta begonnene Ausgabe der sächsischen Schulordnungen.

Die Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion, die Pastor Ferdinand Cohrs in Markoldendorf (Hannover) unter Leitung seines Lehrers Kawerau für die Monumenta unternommen hat und über die in dieser Zeitschrift (1896 S. 402 f.) ausführlich gesprochen ist, schreitet infolge der grofsen Schwierigkeiten dieser Aufgabe nur langsam vorwärts.

Von den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte sind seit der Kölner Versammlung 8 Hefte erschienen. Endlich hat auch das 1. Heft der seit 1893 geplanten „Texte und Forschungen" erscheinen können: es enthält den 1. Teil der lateinischen Schulgespräche der Humanisten (1480—1520, vom Manuale scholarium bis Hegendorffinus), von A. Bömer.

Die Absicht, auch Beiträge zur Geschichte der Universitäten in den Ländern deutscher Zunge erscheinen zu lassen, ist nicht zur Ausführung gekommen, da während der Drucklegung des ersten in Angriff genommenen Werkes (die Anfänge der Universität Frankfurt a. O. und die Entwickelung des geistigen Lebens an der Hochschule, 1506—1540, von Prof. Dr. G. Bauch) das Kgl. Preufsische Kultusministerium einem das gesamte Universitätswesen umfassenden Plane näher getreten ist und eine Vereinigung dieser Pläne zweckmäfsig erscheinen dürfte.

Auf dem Gebiete der Bibliographie hat ferner die Gesellschaft seit 1896 ein von der Kritik bereits rühmlich anerkanntes Werk von aktueller Bedeutung unternommen, welches den Titel führt: „Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge" und

ein für pädagogische Forschungen künftighin unentbehrliches genaues Verzeichnis aller Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mitteilungen über neu entstandene Lehrmittel zu geben bestimmt ist. Für den noch nicht abgeschlossenen 1. Jahrgang (1896) sind bis jetzt gegen 1400 Bücher und 950 Zeitschriften herangezogen worden. Das Programm dieses bibliographischen Unternehmens war zugleich mit dem Inhaltsverzeichnis der bisher erschienenen 11 Hefte den Anwesenden eingehändigt worden.

Der Vortragende besprach dann noch Einzelheiten bezüglich der Landes- und Provinzialgruppen der Gesellschaft. Er wies auf das gleichfalls ausgelegte Bayernheft hin, welches die seit der letzten Philologenversammlung gegründete Gruppe Königreich Bayern verfafst hat. Auch die sich stark entwickelnde Gruppe Österreich hat bereits begonnen, Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte zu veröffentlichen (1. Band, Geschichte der Savoyischen Ritterakademie in Wien, von Prof. Dr. Schwarz). Die Gruppe Pommern beabsichtigt, ein Verzeichnis aller in den Schulen Pommerns seit dem 15. Jahrhundert benutzten oder in pommerschen Offizinen gedruckten Lesebücher herauszugeben, gewifs ein sehr verdienstlicher Plan. Im Anschlufs hieran teilte der Vortragende mit, dafs das Preufsische Kultusministerium beabsichtigt, eine Centralsammelstelle für alle Lehrbücher des höheren Unterrichtswesens zu begründen. Es sollen zunächst alle jetzt gebrauchten Lehrbücher gesammelt und diese Sammlung dann nach rückwärts ergänzt werden. Auch soll mit der Sammelstelle eine Auskunftsstelle verbunden werden. Sicher wird diese Institution die zweckmäfsige Auswahl von Schulbüchern wesentlich erleichtern und auch einen günstigen Einflufs auf die litterarische Produktion auf diesem Gebiete nicht verfehlen.

Zum Schlufs seines Berichtes hob der Redner hervor, dafs die Geschichtsschreibung bisher die gebührende Rücksicht auf die Schul- und Erziehungsgeschichte aus dem Auge gelassen habe, während doch sie in erster Linie das Werden der Menschen erklärt und ihr Studium den Enthusiasmus erzeugt, dessen Erweckung Goethe für das Beste an der Geschichte erklärt.

Der Dank der Versammlung wurde den einzelnen Rednern durch den Präsidenten ausgesprochen.

In der vierten Hauptversammlung, welche Sonnabend, den 2. Oktober, früh 9 Uhr stattfand, führte Geh. Hofrat Professor Dr. Ribbeck den Vorsitz. Zunächst sprach Professor Dr. Franz Studniczka aus Leipzig über das Bildnis des Komödiendichters Menander. Der Redner hatte zu diesem Zwecke die gemeiniglich auf Menander gedeutete grofse vatikanische Statue sowie viele andere Gipsabgüsse aufgestellt und unterstützte seine Deduktionen aufserdem durch zahlreiche Photographieen. Er widerlegte auf Grund der lediglich in Betracht kommenden beglaubigten Medaillonporträts und unter umfassender Würdigung der litterarischen Überlieferung die hergebrachte Ansicht, dafs die eben erwähnte vatikanische Statue, die seit lange den Namen des Menander führt, den Dichter darstelle, und versuchte, authentische Darstellungen desselben in einem früher Pompejus genannten Kopfe nachzuweisen, von dem bisher achtzehn Exemplare bekannt sind. Im Verlaufe dieses Beweises deutete der Vortragende ein Relief im Lateran als eine Darstellung des Dichters bei seiner Arbeit mit

Theatermasken und Rollen. Wie der Redner ankündigte, wird der ganze Vortrag in einer besonderen Schrift veröffentlicht werden (vgl. Berliner Philol. Wochenschrift 1895 Sp. 1627).

Nachdem der Vorsitzende dem Redner gedankt hatte, sandte die Versammlung in einem Telegramm an Theodor Mommsen, „den grofsen Meister der klassischen Altertumswissenschaft“, ihren Grufs und Glückwunsch zu seinem bevorstehenden 80. Geburtstage, worauf am Abend Mommsens Antwort eintraf: „Der Jugend, die des Alten gedenkt, sagt der Alte seinen Grufs und seinen Dank im Bewufstsein dauernder Arbeitsgemeinschaft“.

Hierauf wurden die Berichte über die Arbeit der einzelnen Sektionen von den Obmännern erstattet, wobei die Sektion für Bibliothekswesen diesen Namen einem Beschlusse gemäfs in Anspruch nahm.

Als nächster Versammlungsort (1899) wurde Bremen bestimmt. Schulrat Sander, der vom Senat der freien und Hansestadt Bremen delegiert war, dankte für diese Wahl. Wenn auch ein alter Spruch laute: „Bremen, wis bedächtig, lat nich mehr in, as du bist mächtig“, so hoffe er doch, dafs die Versammelten Raum genug finden und mit der δόσις ὀλίγη τε φίλη τε vorlieb nehmen würden.

Der Sitte gemäfs richtete sodann der zweite Vorsitzende, Geh. Hofrat Prof. Dr. Ribbeck, Worte des Abschieds an die Versammlung. Wir haben, so führte er aus, diese Tage nicht verloren, sondern sind fleifsig gewesen. Es herrscht in der Wissenschaft, wie wir erkennen, eine rege Thätigkeit, die sich nicht nur auf die vier Wände beschränkt, sondern sich auch auf das Leben auszudehnen bestrebt ist. Auf das von ihm vertretene Spezialgebiet der klassischen Philologie eingehend, bemerkte er, dafs er die Überzeugung habe, diese befinde sich nicht in einer Epoche des Absterbens, sondern stehe gleichsam im Zeitalter einer zweiten Renaissance. Neue Probleme tauchten auf mit neu sich erschliefsenden Quellen. Den Löwenanteil haben hieran die Monumente, und zwar nicht sowohl die in Stein und Erz, als vielmehr in steigendem Mafse die Papyri, von denen man unermefsliche Bereicherung zu erwarten berechtigt ist. Die klassische Altertumswissenschaft ist den Kinderschuhen entwachsen, die Zeiten eines Gottfried Hermann und eines Böckh sind vorüber, da man sich um ihre Grenzen stritt. Ihr Horizont ist jetzt ein unermefslicher, aus allen Wissenschaften holen wir uns jetzt Rat, und so möge es immer bleiben. Leider konnte dies Ineinandergreifen der Wissenschaften in diesen Tagen nicht in dem Mafse ausgenutzt werden, wie es wohl mancher — besonders nach Anhörung der Berichte — gewünscht hätte, da die Fülle des Stoffes die gleichzeitige Tagung mehrerer Sektionen forderte. In Rücksicht hierauf bezeichnete es der Redner als wünschenswert, dafs die Zersplitterung nicht weiter fortschreite. Alsdann dankte er im Namen des Präsidiums für die Huld, Güte, Liberalität und Munificenz, welche die Versammlung von allen Seiten erfahren habe. Mit einem „Auf Wiedersehen in Bremen!“ sprach er den Versammelten, deren rege Teilnahme an den Sitzungen er besonders anerkannte, den Abschiedsgrufs aus.

Dem Danke der Versammelten an die Präsidenten, die unterstützenden Kräfte und die Stadt Dresden gab Professor Moldenhauer aus Köln Ausdruck. Er rühmte in herzlichen Worten das herrliche Gelingen des Festes

und betonte, dafs die Versammelten scheiden dürften in dem festen Bewufstsein und dem erhebenden Gefühle, in voller Einmütigkeit zu wirken zum wahren Wohle der deutschen Wissenschaft und Erziehung. Den Bürgern Dresdens stellte er das Zeugnis aus, dafs sie den Ruf der weltbekannten sächsischen Gemütlichkeit gerechtfertigt, durch das Fest im Ausstellungspalast aber auch die kunstsinnige Richtung bestätigt hätten, die man dem schönen Elbflorenz nicht minder nachrühme. Er dürfe darum versichern, dafs alle von diesen Tagen die schönste Erinnerung mit nach Hause nehmen und voll Dankbarkeit ihrer gedenken würden. Auf des Redners Aufforderung erhob sich zum Zeichen des Dankes die Versammlung von den Plätzen.

Hierauf erwidernd, dankte Stadtrat Fischer im Namen des Rates und der Bürgerschaft Dresdens für die erwiesene Ehre und sprach seine Freude darüber aus, dafs die Gäste zufrieden seien. In beifälligst aufgenommenem Humor wünschte er, die Beteiligten möchten sich nun in Lehrsälen und Schulzimmern von den Anstrengungen erholen, und rief zum Schlufs der Versammlung zu: „Auf Wiedersehen in Dresden im nächsten Jahrhundert!“

Hiermit schlofs auch die letzte Hauptversammlung und damit der offizielle Teil der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

B. Sektionssitzungen.

1. Philologische Sektion.

Zu Vorsitzenden der philologischen Sektion, welche 137 Mitglieder zählte, wurden dem Vorschlage von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Usener entsprechend gewählt Geh. Hofrat Professor Dr. Lipsius aus Leipzig und Professor Dr. Büttner-Wobst aus Dresden; das Amt eines Schriftführers lag in den Händen von Oberlehrer Dr. Schwarze aus Dresden. Über die Vorträge von Dr. Hiller von Gärtringen und den Professoren Dr. Pick, Dr. Wilcken und Dr. Mitteis, welche diese Sektion mit anderen vereinigt anhörte, wird unter der historisch-epigraphischen Sektion berichtet werden.

In der ersten Sondersitzung der philologischen Sektion hielt Professor Dr. Otto Immisch aus Leipzig über Theophrasts Charaktere einen Vortrag, der im „Philologus“ veröffentlicht wird. In Rücksicht auf die mit Kommentar und Übersetzung versehene Ausgabe der Charaktere Theophrasts, welche die philologische Gesellschaft zu Leipzig veranstaltet und der Philologenversammlung gewidmet hat und von der Exemplare durch die Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner zur Verteilung überreicht wurden, legte der Vortragende dar, welche Ansicht er sich über das dort nicht behandelte litterarhistorische Problem bei der Teilnahme an der Herausgabe gebildet hat. Für die Geschichte der Frage über die Echtheit beziehentlich die Excerptentheorie und über den Zweck des Werkes verwies er auf die Ausführungen von Gomperz (Wiener S. B. 117, 1888). Er selbst hielt an der Urheberschaft des Theophrast fest und erklärte den bisweilen schlimmen Zustand der Schrift als entstanden in späterer, namentlich byzantinischer Zeit. Sodann wendete er sich gegen die hergebrachte Anschauung, dafs das Werk zu Theophrasts ethischer Schriftstellerei zu zählen sei. Es ist die Schrift vielmehr eine rhetorische, für die ästhetische, nicht aber philosophische Gesichtspunkte mafsgebend sind. Sie sollte nützlich sein für

die Komposition der θέσεις und Deklamationen, diente praktischen Zwecken und war bestimmt, eine Fundgrube für Motive, eine Sammlung von Charakterzügen zu bilden, wie es auch für andere Elemente der Rede (prooemium) solche Sammlungen gab. Hierzu pafst die Auswahl der Charaktere, hierzu die Form der Darstellung und der Titel, und so erklärt sich auch am leichtesten die Art der Überlieferung. Im Charakter des Stiles, der ferner besprochen wurde, tritt die Schlichtheit hervor. Anklänge an die Schrift lassen sich bei zeitgenössischen Rednern, besonders bei Theophrasts Schüler Dinarch, nachweisen.

Oberlehrer Dr. Georg Knaack aus Stettin handelte über die Hirten bei Theokrit. Dieser Vortrag wird weiter ausgeführt in Buchform erscheinen. Der Vortragende besprach zunächst einleitend die jetzt geltende doppelte Auffassung der theokritischen Bukolik, insofern man sie teils als eine wirkliche volkstümliche, teils als eine allegorische Hirtenpoesie auffafst und unter den vorkommenden Hirtengestalten bestimmte, meist litterarische Persönlichkeiten sucht. Die bewufste Naivetät hat Haupt zuerst hervorgehoben. Der Vortragende nahm einen mittleren Standpunkt ein. Zu Reitzensteins Ausführungen in „Epigramm und Skolion" verhielt er sich im ganzen zustimmend, jedoch teilte er sie nicht in ihrem ganzen Umfange. Nach handschriftlicher Überlieferung sind die Idylle anzuordnen: I, VII, III, IV, V. In Id. VII (Θαλύσια), dessen litterarische Maskerade ausführlich besprochen wurde, ist auch nach Knaack unter Simichides Theokrit, unter Lykidas Dosiades zu verstehen, mit Tityros ist ebenfalls eine dichterische Persönlichkeit, wahrscheinlich Alexander Aetolus (mit Meineke) gemeint. Auch der in seinem Äufseren beschriebene (III 8) Gefährte des mit diesem identischen, III 2 genannten Tityros mufs eine bestimmte geschichtliche Person sein. In dem in IV genannten Rinderhirten Aigon, dessen Geliebte die bereits III 6 (vgl. IV 38) genannte Amaryllis ist, wies der Vortragende einen zur Zeit des Athleten Milon lebenden Krotoniaten nach. In Battos (IV) vermutete Knaack eine geschichtliche Person, vielleicht Kallimachos. In dem scharfen Gegensatze zwischen Korydon und Lakon in V erkannte er einen Streit von zwei Dichterschulen. Zum Schlusse wurde darauf hingewiesen, wie die unteritalische Kultur sowie die für den ganzen koischen Dichterkreis so wichtige Persönlichkeit des Philetas von Kos auf die Hirtengedichte des Theokrit von hervorragendem Einflusse gewesen ist.

Darauf gab Dr. Robert Fuchs aus Dresden einen Bericht über die Fortschritte auf dem Gebiete der Geschichte der Heilkunde in den letzten zwei Jahren. Angesichts der Menge der vom September 1895 bis zum September 1897 erschienenen Abhandlungen über die klassische Medizin, die sich auf 143 (Deutschland allein 104!) belaufen, war auch die knappste Wiedergabe des Inhalts ausgeschlossen. Im allgemeinen orientierte der Redner darüber, dafs von den zwei für dieses Gebiet in Betracht kommenden Jahresberichten trotz ihrer Vortrefflichkeit weder der medizinische (herausgeg. von Rudolf Virchow, 1896 von Puschmann und Töply), noch der philologische (Bursians Jahresbericht, 1895 von Susemihl) in gewünschtem Mafse allgemein befriedigt. Da sich ferner beide Berichte in einen grofsen Gesamtbericht einordnen müssen, ist die Besprechung manchmal erst lange nach dem Erscheinen eines Werkes möglich. Endlich müssen dabei aufser den Referaten und Kritiken viele mehr unter-

haltende als belehrende Aufsätze ausgeschlossen werden. Der Vortragende ging sodann auf zwei einzelne medizinische Traktate ein. Er erwies zunächst, dafs der Verfasser der Διάγνωσις περὶ τῶν ὀξέων καὶ χρονίων νοσημάτων, auf die Kostomiris (rev. d. ét. grecq. III 146) verwies und von der Fuchs eine andere, teils gekürzte, teils vollständigere recensio im Paris. Graec. 2324 (vgl. Rhein. Mus. 49, 532—558) entdeckt hat, sicher ein Methodiker, aber nicht, wie erst angenommen, Soranos, sondern vielleicht, wie Beobachtungen über Citierungen vermuten lassen und die Sprache nicht ausschliefst, ein älterer Arzt sei, und versparte die Mitteilung weiterer Vermutungen auf die von ihm angekündigte Praefatio. Aufserdem machte der Vortragende auf das bisher noch nicht datierte, aber vermutlich aus früherer Zeit stammende Iatrosophium des Hippokrates, Galenos, Magnos und Erasistratos aufmerksam (vgl. die Inhaltsangabe von Fuchs im Rhein. Mus. 50, 596—599), eine Sammlung von Hausarzneimitteln aus diesen Schriftstellern, deren Einleitung besonders interessant ist, da in ihr Gewährsmänner häufig abfällig kritisiert und ihre Lehren selbstgefällig berichtigt oder ergänzt werden.

Professor Dr. Karl Lincke aus Jena sprach über Sokrates und seine Apologeten. Wenn man des Sokrates Verdienst um die Lösung des Problems der Wissenschaft im ganzen genügend gewürdigt hat, so ist dies nicht immer der Fall in Bezug auf das Problem der Sittlichkeit, auf seine Stellung zu dem Begriffe des Guten. Nach den Ausführungen des Vortragenden ist seine Lehre vom Daimonion, der göttlichen Idee des Guten, der Höhepunkt der sokratischen Ethik und zugleich philosophisch-sittlicher Anschauung der antiken Welt überhaupt. Mit dieser Lehre kann aber die Ansicht von dem relativen Werte des Guten nicht in Einklang gebracht werden, denn das Daimonion war ihm der Quell der Erkenntnis des unbedingt Guten. Der Apologet Xenophon, gestützt auf seinen vertrauenswürdigen Gewährsmann Hermogenes, den Sohn des Hipponikos, nimmt in seinen apologetischen Ausführungen Rücksicht hauptsächlich auf des Meisters wissenschaftliche Bedeutung und die Vorwürfe der Zeitgenossen, besonders der durch seine Lehre vom Daimonion irritierten Mantikgläubigen. Von diesen Ausführungen unterscheidet sich in einer Anzahl von Eigentümlichkeiten eine jüngere Reihe von Denkwürdigkeiten, welche, wissenschaftliche und sittliche Grundsätze des Sokrates verleugnend, insbesondere den Daimonionglauben zurücktreten lassen, die Verehrung des Nützlichen betonen und alle Stoffe des Unterrichts hereinzuziehen streben. So stellen sich die Memorabilien, wie sie uns vorliegen, als ein planmäfsig allmählich ausgearbeitetes, aufkläruugsfeindliches Schulbuch dar, welches unter der Schutzmarke des Xenophon herausgegeben worden ist. Platons Apologie, die wirkungsvollste der platonischen Rechtfertigungsschriften, ist nicht die wirkliche Gerichtsrede des Sokrates, sie sollte vielmehr allgemeine Bedeutung für ganz Athen haben: erst eine Reihe von Jahren nach dem Prozefs, etwa im Jahre der Eröffnung der Akademie in Athen 386 v. Chr., verfafst, ist sie ein Denkmal für Sokrates als den wahrhaft Weisen und kann zugleich als das allgemein verständliche Programm der Akademie betrachtet werden. Nach diesen Gesichtspunkten mufs die Frage über die geschichtliche Treue des Xenophon und Platon in der Darstellung des Sokrates behandelt werden. Für die, welche über den interessanten Vortrag Orientierung im einzelnen

wünschen, sei auf den vollständigen Abdruck in dieser Zeitschrift verwiesen.

Endlich handelte in dieser Sitzung, die zu Diskussionen über das Gehörte keine Zeit bot, Oberlehrer Dr. Max Wellmann aus Stettin über Dioskurides, dessen Ausgabe er vorbereitet. Ausgehend von den Beziehungen Winckelmanns zu Dioskurides legte der Vortragende die Bedeutung seiner Schrift *περὶ ὕλης ἰατρικῆς* für die Heilkunde und Botanik, die Kultur- und Kunstgeschichte sowie die vergleichende Sprachwissenschaft dar. Durch ihn läfst sich das Kräuterbuch des Diokles von Karystos rekonstruieren. Bis ins 16. Jahrhundert ist er die alles beherrschende botanisch-pharmakologische Autorität der griechischen, römischen, arabischen und deutschen Welt gewesen. Die durch ihn erhaltenen, für die Sprachwissenschaft wertvollen synonymen Ausdrücke für die Heilpflanzen aus den Sprachen des Mittelmeergebietes stammen nicht aus dem echten Dioskurides, sondern aus der in der Zeit zwischen Galen und Oribasius entstandenen alphabetischen Umarbeitung, der das illustrierte Herbarium des Rhizotomen Krateuas (zur Zeit des Pompejus und Mithridates) zu Grunde gelegt ist. So ist dem Dioskurides die Erhaltung des ersten uns bekannten illustrierten griechischen Buches im cod. Constantinopolitanus und Neapolitanus zu verdanken. Die beiden im ersteren Codex erhaltenen Bilder mit Arztedarstellungen bereichern unsere Vorstellung von den hebdomades des Varro. Es ist von den unter Dioskurides' Namen gehenden Schriften nur die oben genannte echt, die *εὐπόριστα* sind um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts verfafst und bieten eine Parallele zur medicina Plinii.

2. Pädagogische Sektion.

Zum Vorsitzenden wurde unter allgemeinem Beifall Geheimer Oberregierungsrat Dr. Schrader aus Halle, zum stellvertretenden Vorsitzenden Rektor Professor Dr. Richard Richter aus Leipzig gewählt. Schriftführer waren die Oberlehrer Dr. Weber aus Leipzig und Dr. Nowack aus Dresden. In die Liste der Sektion hatten sich 209 Mitglieder eingeschrieben, eine Zahl, die wohl auf keiner Philologenversammlung in dieser Sektion erreicht worden ist.

In der ersten der zwei Sitzungen, die in der schönen Aula des Gymnasiums zum hl. Kreuz tagten, wurde zunächst von der Versammlung ein Glückwunschtelegramm an Herrn Professor Dr. Autenrieth in Nürnberg zu seinem bevorstehenden 25. Rektorjubiläum entsandt. Darauf hielt Rektor Professor Dr. Konrad Seeliger aus Zittau einen Vortrag über die Aufgaben des griechischen Unterrichts in der Gegenwart, der in den Neuen Jahrbüchern für das kl. Altert., Gesch. u. dtsche Litt. und für Pädagogik von Ilberg und Richter (1898 I u. II Bds. 2 Heft) vollständig abgedruckt ist.

Der Redner bemerkte zunächst, dafs sein Vortrag nicht auf eine Reform oder Reaktion abziele, sondern sich auf dem Boden der Thatsachen bewegen werde. Da Sachsen im Griechischen die Maximalzahl an Stunden aufweist, ist hier entschieden der Lehrer für den Ertrag dieses Faches verantwortlich zu machen. Die Frage, welche Forderungen in der Gegenwart an den griechischen Unterricht zu stellen seien, wird zunächst negativ dahin beantwortet, dafs das Ziel nicht die Fähigkeit sei, Fremdes zu verstehen, sondern vielmehr, in dem Fremden das Unsere zu finden. Beim

Griechischen ist dies um so mehr zu fordern, als die Gegenwart in vielen Stücken mit dem Griechentum verwandt ist: die Zeit aber ist es, welche das Mafs der Bildung und das jeweilige Verhältnis der Bildungsmittel zu einander bestimmt, wenn anders Erziehung und Unterricht zur allseitigen Teilnahme an dem geistigen und sittlichen Leben der Zeit befähigen sollen. Es verbindet uns mit den Hellenen die gleiche Lust am Schaffen, die Sorge für die Ausbildung des Körpers, das Streben nach gleichmäfsiger Bethätigung aller Kräfte, der Forschertrieb, der sich überall regt. Die Philosophie, besonders die Ethik, und die Staatswissenschaft der modernen Zeit sind durch viele Fäden mit den Anschauungen der Griechen verknüpft. Die Reste der Kunst spürt man eifriger denn je auf und ahmt sie nach, die litterarischen Funde, wie die der Papyri, werden allen, nicht nur den Gelehrten, durch die Zeitungen zugänglich gemacht. Auch den redenden Künsten thut ein Bad im griechischen Jungbrunnen not; wenn es auch nicht nötig ist, die Stoffe aus dem Griechentum zu entnehmen, so hat es doch zuweilen den Anschein, als ob der Idealismus dieses fremden Gewandes bedürfe. So ist das Hellenentum noch jetzt eine wirkende Kraft, die Bestrebungen der Gegenwart fufsen auf ihm, und das Verständnis unserer Zeit hat die Kenntnis jenes zur Voraussetzung. Darum mufs es auch ein hervorragendes Bildungsmittel unserer Gymnasien bleiben und sich eine schulmäfsige Behandlung gefallen lassen.

Die Forderung, statt der Originale die Übersetzungen und dann um so mehr Werke der Griechen zu lesen, ist zurückzuweisen. Einerseits kann, wie sich auch aus dem Folgenden ergiebt, die Lektüre der Übersetzungen die der Originale nicht ersetzen, andererseits thut es nicht die Menge und ist es für einen Schüler geradezu eine geistige Überbürdung und Überfüllung, etwa in vier Wochen den ganzen Thukydides mit Erfolg zu lesen. Beschränkung ist vielmehr der erste erforderliche Grundsatz. Stoff mufs in Kraft verwandelt, das Verständnis mufs gemeinsam erarbeitet werden. Den heutigen Bestrebungen nach Ausdehnung des Lesestoffes ist darum entgegenzuarbeiten, der in unseren Lehrordnungen aufgestellte Plan entspricht durchaus dem Bedürfnis. Xenophons Anabasis, ein Fünftel von Herodot, die Odyssee, der gröfsere Teil der Ilias, drei bis vier Philippische Reden des Demosthenes, drei Tragödien, in erster Linie von Sophokles, von Platon die Apologie und neben Kriton oder Euthyphron ein gröfserer Dialog, endlich ein bis zwei Bücher Thukydides dürften genügen. Auch die Fertigkeit im Lesen vom Blatt kann nicht das Ziel des griechischen Unterrichts bilden, sondern das gemeinsam erarbeitete, durchgreifende, allseitige Verständnis des Gelesenen ist das Unentbehrliche. Hierzu ist die notwendige Grundlage die Grammatik, deren Bedeutung wieder, auch vor der Öffentlichkeit, mehr zu betonen ist: die grammatische Zucht ist heilsam für die Jugend, ja ein Gegenmittel gegen manche Gefahren unserer Zeit. Uninteressant braucht ihr Betrieb nicht zu sein, sind doch die heutigen Lehrer nicht mehr pädagogische Pedanten. Der Lehrer baut sie auf das Latein, mit ein wenig Frische und Findigkeit läfst sich dieses Gebiet zu einem Felde des allgemeinen Wetteifers machen, ohne dafs die Stunde zu einer Spielerei wird. Wer unter uns hat nicht der praktischen Pädagogik von Adolf Matthias mit Überzeugung und Freude seinen Beifall gezollt? Und besonders interessant läfst sich der grammatische Betrieb der

griechischen Sprache mit ihrem Reichtum an Ausdrucksmitteln und ihrem kunstvollen Bau gestalten. Der Lehrer baut hier auf das Latein; in wenige Hauptgesetze läfst sich die Syntax fassen. Und am Beginn der Schullektüre steht das Werk des Xenophon, die Anabasis, wie geschaffen, zu grammatischer Betrachtung herangezogen zu werden, und auch inhaltlich geeignet, für Tertia und Sekunda allein die attische Lektüre zu bilden, wozu sich dann Homer und Herodot gesellen. Diese Trias, mit Lebendigkeit und Findigkeit bis ins Kleinleben des sprachlichen Ausdrucks hinein ausgenutzt, bietet der Jugend alles, was sie hier braucht, und täglich kann der Lehrer hier Entdeckungen machen, nur findig mufs er sein. Aber nicht auf das äufserliche Hinzutragen darf es dem Lehrer bei solcher Erklärung ankommen. Realien über Gebühr in den Unterricht hineinziehen werden nur die, welche ihren Schülern wahre, echte Kost nicht zu bieten vermögen. Der Versuch, den Schüler mit allen Phasen des griechischen Lebens vertraut zu machen, ist als übertrieben zurückzuweisen und von keinem Geringeren als Goethe schon zurückgewiesen worden. Besser ist es, lieber in einigen besonderen Stunden die Kulturgeschichte zu treiben, als immer mit Einzelheiten zu stören. Nicht anders gilt es von der übermäfsigen Benutzung von Bildern: die müssen vor allem gut sein und gehören an die Wände oder in den Glaskasten. Durch flüchtiges und zu massenhaftes Vorzeigen von Bildern wird die Einbildungskraft des Schülers mehr gehemmt als gefördert. Diese zu wecken giebt es ein besseres Mittel: zunächst die Übersetzungsarbeit selbst. Denn diese Thätigkeit beschäftigt neben dem Verstande schon an sich auch das Gefühl und die Phantasie. Ist doch verständiges Übersetzen nicht blofs ein Nachdenken, sondern auch ein Nachempfinden. Besonders geeignet ist hierfür das Übersetzen aus einer Sprache wie der griechischen, deren auszeichnender Schmuck die plastischen Bilder sind. Nicht zu vernachlässigen ist im Hinblick auf solche Ziele auch die Kunst des Vortrags. Noch stärker aber beeinflufst die Phantasie der Inhalt der Lektüre. Auch er erzeugt scharf abgegrenzte Bilder in der Seele. Und gerade aus Rücksicht hierauf mufs der Stoff der Lektüre knapp gehalten werden, sonst erzeugt der Ansturm der mannigfachen Eindrücke Verwirrung, wie uns etwa die Überfülle eines Museums oder einer Ausstellung verwirrt. Der Geist wird dadurch zerstreut und zersplittert. Bei der Behandlung dieses also begrenzten Lesestoffes ist aber ein sinniges Verweilen, tieferes Eindringen in den Sprachgeist und eine lebendige Vorstellung, gleichsam eine Wiederbelebung des Schriftinhaltes notwendig. Die Dramen sollen darum so gelesen werden, dafs der Schüler bei jeder Stelle an das gesprochene Wort, bei jeder Scene an die Aufführung denkt, wodurch das Stück sich gleichsam von neuem vor dem geistigen Auge abspielt. Und der Mensch und seine seelischen Vorgänge müssen dabei im Mittelpunkte der Erörterungen stehen. Das vornehmste Studium des Menschen ist jetzt und war einstens der Mensch, auch für das Griechentum stand er im Mittelpunkte des Interesses. Ein noch immer verbreiteter Irrtum ist es, zu meinen, dafs die griechischen Dramen nur Typen von Menschen, nicht individuelle, lebendige Gestalten gezeichnet hätten: auf die Charakteristik mufs nur die nötige Aufmerksamkeit verwendet, die kleinen und kleinsten Schattierungen und Färbungen müssen beobachtet und gewürdigt, der ganze psychologische Gehalt mufs

erschöpft werden. Und hier ist es wiederum offenbar, dafs die gedruckte Übersetzung nicht für das Original eintreten kann; denn an einem Worte des Urtextes und seinem richtigen Verständnis hängt oft ein wesentliches Stück der Charakterzeichnung. Besonders willkommen mufs uns der Umstand sein, dafs die alten Schriftsteller wenigstens in den klassischen Werken nicht das Krankhafte und Ungesunde überfein ausspinnen, wie es die modernsten Tragiker thun; es fehlen hier die einseitigen Übertreibungen und Verzerrungen der heutigen Zeit, und dieses Fehlen wirkt besonders wohlthuend. Trotzdem aber darf und kann die Antike uns nicht zum einzigen Mafsstabe für die Beurteilung des Modernen werden, das hiefse Leichtsinn und Hochmut. Bei solchen Betrachtungen ist der beständige Vergleich der griechischen mit modernen, besonders deutschen Schriftstellern von wohlthuendem Einflufs auf die Ausbildung des Geschmacks und des ästhetischen Urteils. Und die Alten zu kennen ist ja unerläfslich, um unsere Dichter zu verstehen; nicht überflüssig sind sie durch Schiller und Goethe gemacht. Die gröfste Rücksicht ist ferner auf den sittlichen Gehalt des Gelesenen zu nehmen. Wie verschieden man auch über die Sittlichkeit der Alten urteilen möge, das läfst sich nicht leugnen, dafs sie die Überhebung über die Schranken der Sittlichkeit als Schuld ansahen. Diese Überzeugung zeigen die Schriften der Griechen und vernachlässigen oft die Neuen. So grofs und allgemein auch im öffentlichen Leben die Gehässigkeit, Scheelsucht und Leidenschaftlichkeit war, es gab doch immer bevorzugte Männer, die über der Menge standen und ebensowenig das Gefühl für die Kunst als das sittliche Bewufstsein in den Wirren von innen und aufsen verkümmern liefsen. Das Gefühl für ein sittliches Ideal ist in Griechenland nie untergegangen. Die Besten, in denen es lebte, können also der Ausgangspunkt hoher sittlicher Betrachtungen werden. Selbst die Zeit der Sophistik mit ihrem Schwanken in der Abwertung sittlicher Grundsätze läfst sich zu sittlicher Belehrung benützen, solche Belehrung aber thut not und ist auch nicht — wie manche meinen — auf der Schule überflüssig in einer Zeit, wo Sittlichkeit als konventionelle Moral mit Hohn und Ironie geleugnet wird — nur mufs der Lehrer selbst Philosophie treiben. Die reifere Jugend erwartet vom Lehrer sein Bekenntnis in religiösen und sittlichen Fragen; giebt er es nicht, so deutet sie es als Unsicherheit und Verneinung. Natürlich kann die Schulphilosophie nur eine Besprechung ethischer Fragen sein (vgl. Hermann Meier, in den Frickschen Lehrproben, Heft 11); diese Besprechung ist aber, wie in manchem anderen Lehrfache, so auch im Griechischen sehr wohl möglich und kaum zu umgehen bei der Lektüre von Platos Dialogen oder Sophokles' Dramen. Selbst dem Christentum steht die griechische Anschauung näher als der moderne Materialismus, nur darf man die Begriffe wie νέμεσις, ἄτη, αἰδώς, χάρις nicht auf rohe Grundvorstellungen zurückführen (vgl. Leopold Schmidt, Ethik der Griechen). In unserer Zeit gilt alles die Erfahrung, wenig das Ideal, wir kennen kein absolutes Sittengesetz mehr, die moderne Ethik ist utilitarisch. Damit kehrt sie nicht zum Altertum zurück, denn dort steht die Sittlichkeit und Religion wenigstens in der besten Zeit, aus der unsere Klassiker stammen, in engem Zusammenhange. Der Glaube an eine Gerechtigkeit, die in den menschlichen Schicksalen waltet, war der Kern des sittlichen Bewufstseins im Griechen. Welch

eine Furcht vor der ἄτη! Und doch fühlte sich der Mensch verantwortlich, wenn auch dieses Gefühl nicht bis zur absoluten Klarheit durchdrang. Selbst Platon, der die Tugend für lehrbar erklärte, erhebt sich durch seine idealistische Weltanschauung genau genommen hoch über diesen Satz. Sein Kampf gegen die Sophisten und gegen die Leugnung eines Sittengesetzes mutet an wie ein Kampf gegen Anschauungen der Neuzeit. Ohne Beschönigung zeigen Historiker und Philosophen die Folgen des Egoismus in warnenden Bildern. So läfst sich die griechische Schriftstellerlektüre benutzen, den Schüler über gewisse Verirrungen und Auswüchse moderner Weltanschauungen aufzuklären. Welche Feinheit im Verkehr, welche Humanität beobachten wir ferner in den Dialogen Platos! Das Urteil über die Stellung des Weibes, die Gattenliebe und den Familiensinn, ja auch über die Wertschätzung der gewerblichen Arbeit bei den Griechen ist erst durch die Entgegenstellung christlicher Anschauungen getrübt worden, und eine falsche Vorstellung darüber ist leider weit verbreitet. Uneingeschränkt aber gilt jedenfalls, dafs die griechische Litteratur und Geschichte hervorragend geeignet sind, das Gefühl für staatliche Gemeinschaft und für die sittliche Hoheit des Staates wachzurufen, das nie ernster empfunden worden ist als bei den Alten. Über die Stellung des Staates gegenüber den einzelnen Volksklassen auf dem Gebiete des Güterlebens (vgl. Robert Pöhlmann) belehrt uns die Staaten- und Stadtgeschichte der Griechen, und hier berühren sich Neuzeit und Griechentum. Darum kann das Griechische seinen Teil mitwirken, den Schüler in die sozialen Probleme der Gegenwart einzuführen und grofszuziehen, was so not thut, das politische Denken. Die altklassische Lektüre soll so in den Dienst unserer Zeit gestellt werden. Ob das Griechische durch unsere redliche Arbeit dem Gymnasium erhalten bleibt, mag man getrost der Zukunft überlassen: solange es erhalten bleibt, mufs es an seinem Teil mitwirken für die Gegenwart.

Der geistvolle Vortrag wurde oftmals durch Beistimmungsbezeugungen unterbrochen und fand am Schlusse lauten Beifall.

Sodann sprach Professor Dr. Johannes Volkelt aus Leipzig über die Stellung der Pädagogik zur Psychologie. Auch dieser Vortrag ist, wie der vorige, in den Neuen Jahrbüchern von Ilberg und Richter (1898 I. u. II. Bds. 2. Heft) veröffentlicht. Der Redner führte etwa Folgendes aus: Die zunehmende Strenge und tiefere Begründung in der psychologischen Forschung hat seit längerer Zeit dazu geführt, dafs man dieselbe mehr als früher und ausdrücklicher und bis ins Einzelne zur Grundlage der Pädagogik zu machen und deren wissenschaftlichen Charakter durch Begründung auf jene zu stärken sucht. Unwidersprechlich ist es, dafs Psychologie zur Pädagogik gehört und dafs die Beschäftigung mit Psychologie für die Erziehungsthätigkeit nützlich ist. Mufs doch auch der Landmann die Arten des Bodens kennen, auf dem er bauen will. Richtig ist es, dafs man sich auch ohne systematisches Studium der Psychologie eine genügende Kenntnis der Seele durch Beobachtungen im Verkehr erwerben kann, aber überflüssig ist deshalb ersteres für den Erzieher noch nicht; denn zum einen vertieft die systematische Psychologie jene Beobachtungen über das Seelenleben, und zum andern ist erst durch sie Genauigkeit, Begründung und Zusammenhang in der Pädagogik zu erlangen, während ohne sie der Psychologie des Lebens der Charakter der Unsicherheit und Unvollendung anhaftet.

Diesen allgemein anerkannten Thatsachen gegenüber zog es der Vortragende vor, die Art und die Grenzen des Nutzens der Psychologie für die Pädagogik zu bestimmen und insbesondere zu zeigen, welche Schranken ihr in dieser Hinsicht gesetzt sind — letzteres hauptsächlich angesichts einer gewissen Überschätzung, welche jetzt die Psychologie in ihrem Einflusse auf die Pädagogik nicht selten erfährt, wenn sie auch andererseits manchmal unterschätzt wird.

Eine erste Schranke, die der Bedeutung der Psychologie für die Pädagogik gesetzt ist, finden wir, wenn wir sie über das Ziel des Erziehens im allgemeinen oder im speziellen konkreten Falle, über die wünschenswerte Beschaffenheit des Idealmenschen befragen, dessen Bild dem Erzieher als Ziel vorschweben soll. Hier versagt die Psychologie die Antwort, da sie uns nur Thatsachen und die Gesetze des thatsächlich Vorhandenen zeigt, nicht aber sagt, wie etwas sein soll. So sagt sie uns nicht, ob das Intellektuelle (Erasmus), Sittliche (Locke), Religiöse (Francke) bei der Bestimmung des Erziehungszieles berücksichtigt werden oder in welcher Weise mehreres hiervon oder alles miteinander verbunden werden soll (Comenius); sie sagt uns nicht, ob die Erziehung mehr sozial oder mehr individualistisch sein solle. Die Frage über das Ziel der Pädagogik beantwortet uns vielmehr in erster Linie die Ethik, die für die Pädagogik mehr Bedeutung hat, als man annimmt; nur mufs man sie als eine Wissenschaft nicht allein über Gut und Böse, sondern über alle menschlichen Güter fassen, etwa im Sinne Schleiermachers. Aber aufserdem wird das Ziel der Pädagogik bestimmt durch die Stellung zu den Grundfragen der Kulturgeschichte und besonders zu den Fragen des gegenwärtigen Lebens. Denn immer kann und soll eine gewisse Erziehung nur einem gewissen Kulturstande angepafst sein und dienen, eine für alle Zeiten und Völker passende Pädagogik kommt über triviale Allgemeinheiten nicht hinaus. Von der Rücksicht auf die Interessen und bewegenden Elemente der jeweiligen Zeit hängt auch die jeweilige Bestimmung und Abwertung der einzelnen Unterrichtsfächer ab. Ebenso werden die Richtungen der Pädagogik bestimmt durch ethische und kulturgeschichtliche Fragen. Rücksichtlich des wissenschaftlichen Charakters der Pädagogik ergiebt sich hieraus die Folgerung, dafs exakter Charakter der Pädagogik nicht eigen sein oder werden kann, auch nur in dem Mafse, wie die Psychologie eine exakte Wissenschaft ist. Wird sie auch den Einflufs des Subjektiven stets herunterzudrücken suchen, so kann sie sich doch von ihm nicht emanzipieren. Hierdurch wird ihr der wissenschaftliche Charakter in keiner Weise abgesprochen, da Wissenschaft nur voraussetzt, dafs man durch logische Schlüsse klare Ergebnisse gewinnt, ohne dafs diese durchaus an sich einleuchtend oder allgemeingiltig sein müfsten. Gleichsam zum Ersatze gewinnt sie aber hierdurch an menschlichem Werte, indem sie zu der menschlichen Natur und den menschlichen Interessen in engere Beziehung tritt. Eine ganz exakte Welt wäre in der That eine entzauberte Welt.

Eine weitere bedeutende Schranke in der Verwendbarkeit der Psychologie für die Pädagogik ergiebt sich, wenn wir Rücksicht nehmen auf die pädagogische Methodenlehre. Zwischen pädagogischer Theorie und pädagogischer praktischer Wirklichkeit besteht eine ungeheure Kluft. Die Methodenlehre giebt stets nur typische Gesetze und berücksichtigt normale

Lehrverhältnisse, Lehrer und Schüler. Der Verlauf einer Unterrichtsstunde dagegen ist abhängig von vielen Zufälligkeiten und vielen unberechenbaren Faktoren, besonders von der individuellen Beschaffenheit von Schüler und Lehrer, die aufserordentlich mannigfaltig sein kann. Die auf Grund der Psychologie aufgestellten Gesetze können also nur zu allgemeine, grobe Bestimmungen darbieten, und diese selbst sind vielfach nur von relativer Giltigkeit; nur die wenigsten haben ganz allgemeinen Wert, etwa die, dafs stets an Bekanntes anzuknüpfen ist. Nicht anders gilt es von der experimentellen Psychologie, auf deren Ergiebigkeit für die Pädagogik viele jetzt allzu grofse Erwartungen setzen. Auch sie kann nur allgemeine Fingerzeige geben, und dies auch nur für den gröberen, mehr äufserlichen Teil des Unterrichtsbetriebs (Ermüdungsexperimente!).

Haben sich hierin zwei wesentliche Schranken für die Bedeutung der Psychologie auf dem Gebiete der Pädagogik ergeben, so ist doch das Eine von grundlegender Bedeutung und nicht anzuzweifeln noch zu unterschätzen, dafs sie vor allem es ist, welche die Pädagogik der Gefahr des Schweifens und Tastens, der Unordnung entrückt, das Triviale und Grobe aus ihr beseitigt und ihr den grofsen Zug verleiht, dessen sie bedarf.

Auch dieser Vortrag fand den lebhaften Beifall der Versammlung. Alsdann führte Professor Dr. Gustav Uhlig aus Heidelberg einen Meinungsaustausch über die Abschlufsprüfung am Ende der Untersekunda herbei, der aber nicht auf eine Abstimmung abzielen sollte. In Übereinstimmung mit dem jüngst verstorbenen hochverdienten Geheimrat Stauder betonte er zunächst, dafs der Kardinalpunkt im Kampfe ums Gymnasium das Festhalten am obligatorischen Griechisch sei. Er führte sodann aus, dafs gegen die seit 1892 durchgeführte preufsische Schulreform viele Einwendungen gemacht worden seien, er sei aber dafür, dafs nicht eher wieder geändert werde, als bis ein genügendes Erfahrungsurteil über das Neue feststehe, denn Ruhe sei jetzt der Schule vor allem nötig. Eine Ausnahme aber sei erforderlich, und dies bezüglich der Abschlufsprüfung am Ende der Untersekunda. Sei diese Prüfung auch scheinbar eine rein preufsische Sache, so sei sie doch bereits auch in Bayern, Elsafs-Lothringen und Braunschweig eingeführt, und es sei Gefahr vorhanden, dafs sie freiwillig oder gezwungenerweise eine Verallgemeinerung erfahre. Als übertrieben wurde es bezeichnet, wenn man diese Bestimmung gleich nach der Veröffentlichung für unerhört und pädagogisch barbarisch erklärt habe, sei doch schon K. Peter und Köchly für ein strenges Zwischenexamen vor der Oberstufe eingetreten. Aber zweierlei sei nicht zu leugnen: 1) die Einrichtung leistet nicht, was von ihr erwartet wurde, 2) sie bringt starke Übelstände mit sich.

Zum ersten Punkte bemerkte der Redner: die im früheren Modus gebotene Erleichterung für die Erlangung des Einjährigenzeugnisses, die so viele aufs Gymnasium gelockt und von der siebenklassigen Realschule abgehalten hatte, hat man beseitigen und das Gymnasium entlasten wollen. Der Referent glaubte aber nicht, dafs dies erreicht worden ist. Wenn die Heeresverwaltung infolge der Abschlufsprüfung auf geeignetere, brauchbarere Einjährige hoffte, so ist ihr entgegenzuhalten, dafs es mehr bedeutet, die Reife für Obersekunda dokumentiert zu erhalten, als eine Prüfung zu bestehen, die nur die Bewältigung des Untersekundanerpensums nachweisen soll.

Bezüglich der Übelstände, die diese Prüfung mit sich bringt, führte

der Redner aus: Examina sind ein notwendiges Übel, aber man möge sie wenigstens nicht vermehren, und dies besonders, soweit sie unter Mitwirkung von fremden Examinatoren abgenommen werden oder werden können: es wird hierdurch ein Arbeiten auf das Examen — bei Lehrern und Schülern — notwendig leicht herbeigeführt, und wie viel Zeit wird damit schlecht angewandt, wie leicht kann Überanstrengung im Gefolge davon entstehen. Ferner kann durch die Abschlufsprüfung eine Alteration des Lehrplanes eintreten. Bayern hat an seinem Lehrplane nichts geändert, dadurch tritt aber als neuer Übelstand ein Widerspruch ein: der Abschlufs liegt am Ende der Obertertia, die Prüfung am Ende der Untersekunda. Eingetreten ist diese Alteration in Preufsen, und zwar als eine Veränderung von zweifelhaftem Werte, wie etwa in der Mathematik, die Teile des Pensums der oberen Klassen in die Untersekunda ziehen mufs aus Rücksicht auf die, welche man eigentlich vom Gymnasium abhalten will, und zum Schaden für diejenigen, denen das Gymnasium eigentlich gelten soll. Minister v. Gofsler wollte das Einjährigenberechtigungswesen ganz von der Gymnasialorganisation losgelöst haben, jetzt aber ist das Gegenteil der Fall, es gewinnt immer mehr bestimmenden Einflufs.

Nach dieser Kritik der Institution stellte der Redner die Frage, was nun in Zukunft geschehen solle. Die Einrichtung jetzt abzuschaffen werde nicht möglich sein, aber Vorsicht sei geboten, dafs sie nicht weitere Einführung finde. Wäre eine Beseitigung möglich, so sei das Rationellste, dafs eine Schule nur nach Absolvierung der ganzen Anstalt das Einjährigenzeugnis giebt; ist dies nicht angängig, dann bleibe es bei dem Zeugnis der Reife für Obersekunda. Vielleicht sollte in dem Falle, dafs ein Schüler abgehen soll, eine etwas mildere Beurteilung walten dürfen.

Geh. Oberregierungsrat Dr. Schrader giebt zu, dafs durch die Abschlufsprüfung der Lehrplan leider beeinflufst wird (Geschichte), dafs die Prüfungen leider vermehrt werden (obwohl hier das Urteil des Lehrers mehr wiegen müsse als der blofse Ausfall des Examens) und dafs der Mechanismus des Unterrichts und Lernens wachse; das Beste wäre, wenn diese Prüfungen gar nichts mit der Schule zu thun hätten. Ihre Schädlichkeit findet er besonders darin, dafs sie am falschen Orte angesetzt sind und ihr ursprünglich gewolltes Verhältnis zur Abiturientenprüfung, für die sie eine Erleichterung herbeiführen sollten, nicht eingetreten ist. Trotzdem aber erklärt er sich gegen den Versuch der Abschaffung, da man infolge der vielen mitsprechenden Potenzen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stofsen werde.

Direktor Professor Dr. Kübler stellt die Abschlufsprüfung in milderem Lichte dar, sie sei kein besonderer Schrecken für die Schüler, sondern bedeute eine Versetzungsprüfung unter Beobachtung der Formen einer Abschlufsprüfung. Ferner habe sie auch manches Gute gebracht. Die früheren Bestimmungen über Erteilung des Einjährigenzeugnisses hätten zu einer Unterscheidung zwischen diesem und dem der Versetzung nach Obersekunda geführt: diese nachteilige Verschiedenheit in der Anwendung der Bestimmungen sei durch die Neuordnung beseitigt worden, vielleicht sei dieser Grund sogar mit Veranlassung zu der Neuordnung gewesen. Ferner sei im Zusammenhang mit dieser Prüfungsbestimmung die Geltung der einzelnen Lehrgegenstände für die Versetzung genauer fixiert und so eine festere Norm und sicherere Grundlage für die Versetzung überhaupt geschaffen worden.

Geh. Regierungsrat Provinzialschulrat Dr. Kruse aus Danzig konstatiert, dafs nur wenige Klagen gegen die Institution laut geworden seien. Viele Schüler wollen mit der Berechtigung zum Einjährigendienste abgehen, eine Form ist also nötig. Viele für das Gymnasium wenig Taugliche werden in der That abgeschoben. Der Examensfleifs ist schliefslich in Wirklichkeit nicht so grofs, wie er dargestellt wird. Nur eine vernünftige Praxis ist für diese Prüfung erforderlich, wodurch die neue Methode der alten sich allmählich wieder nähern kann.

Geh.-Rat Professor Dr. Wendt aus Karlsruhe drückt dagegen auch seinerseits die Befürchtung aus, dafs die Einführung der Abschlufsprüfung weiter um sich greifen könne, wie sie in Bayern thatsächlich überraschend gekommen sei. Er macht besonders den schädlichen Einflufs auf den Lehrplan geltend und spricht seine Ansicht dahin aus, dafs alles zurückzunehmen sei.

Rektor Professor Dr. Arnold wies nachträglich in der nächsten Sitzung darauf hin, dafs die Abschlufsprüfung in Bayern lediglich eine Versetzungsprüfung sei, für deren schriftlichen wie mündlichen Teil ein besonderer Apparat nicht aufgeboten werde.

Zum Schlusse ergreift Professor Uhlig noch einmal das Wort und konstatiert, dafs keiner der Redner empfohlen habe, der Abschlufsprüfung weiteren Eingang zu verschaffen, was ihm bereits genüge. Übrigens sei es unmöglich, dafs man Schüler zugleich vom Gymnasium wegschieben wolle und berücksichtige; die von Direktor Kübler erwähnten Vorteile aber seien auch ohne Einführung dieser Institution zu erreichen. Als eine schreckhafte Einrichtung sei das Institut übrigens in der Begründung obiger Sätze nicht bezeichnet worden.

Diese Besprechung ist vollständig abgedruckt in dem „Humanistischen Gymnasium“ 1897 Heft III/IV.

Die zweite Sitzung der pädagogischen Sektion wurde eröffnet durch einen gehaltvollen, formvollendeten Vortrag von Oberlehrer Dr. Otto Lyon aus Dresden über die Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter, der in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht XII 1 erschienen ist. Der Redner betonte, dafs er nicht über die Ziele des deutschen Unterrichts überhaupt, die allgemein anerkannt seien, sondern über diejenigen Ziele sprechen wolle, die sich aus dem Charakter unseres Zeitalters ergeben. Er fafste diese in drei Leitsätze:

1) Der Schüler mufs zu der sicheren Erkenntnis und dem deutlichen Gefühle geführt werden, dafs das Deutsche eine lebende Sprache ist. Er führte hierzu aus, dafs sicher strenge grammatische Schulung und stilistische Übung auch in der Muttersprache eine unerläfsliche Forderung ist. Aber neben der gesetzmäfsigen soll auch die historische Grammatik berücksichtigt werden. Dazu ist uns frisches Blut aus germanistischem Studium not. Im Gegensatze zum Latein, wo meist nur eine Form, nur ein sprachlicher Ausdruck als richtig und nachahmenswert gilt, ist im muttersprachlichen Unterricht eine Besprechung der Sprachschwankungen und der Hinweis auf die Richtigkeit von oftmals zwei, drei und mehr sprachlichen Erscheinungen neben einander nötig. Dafs hierin das Deutsche anders zu betreiben ist als das Lateinische, liegt in dem Unterschiede von der lebenden, noch in der Entwickelung begriffenen zur toten Sprache. Zu diesem Zwecke ist der Begriff der sprachrichtigen

Schwankung in die deutsche Grammatik einzuführen. Es giebt einen gewissen Zeitpunkt, wo mehrere Formen nebeneinander gleich richtig sind, bis die eine siegt. Zur Illustration zog der Redner Lessings ironisch gewürzte Verteidigung für die von ihm gebrauchte Form „kömmt" statt „kommt" heran. In den deutschen Arbeiten ist darum mehr sprachliche Freiheit zu gestatten, als gewöhnlich geschieht. Damit der Schüler ein Bild von der Vielgestaltigkeit seiner Sprache bekommt, sind die Beispiele für den grammatischen Unterricht, so sehr er auch anfangs von festen Regeln auszugehen hat, aus wirklichen Erzeugnissen der deutschen Schriftsteller zu nehmen. Das Lesebuch mufs wirklich ein Bild der vorhandenen Mannigfaltigkeit darbieten und darf nicht ganz mundgerecht gemacht und nach gewissen Gesetzen zugeschnitten sein. Ein Widersinn liegt geradezu darin, dafs man, um jeden Anstofs zu beseitigen, selbst ein Lesebuch schreibt. Ferner ist zu dem oben genannten Zwecke der Schüler auf das Wesen der Mundart als einer geschichtlich gewordenen und der Schriftsprache gleichberechtigt gegenüberstehenden Sprache nachdrücklich hinzuweisen, aus welcher diese sogar beständig bereichert wird. Es soll ihm sogar eine gewisse Hochachtung und Ehrfurcht der Mundart gegenüber beigebracht werden, der Schüler soll sich über die Schwankungen ebenso freuen lernen, wie über eine derbe mundartliche Wendung.

2) Um die einseitige Schulung des Verstandes, die in der Grammatik vielfach überwiegt, in gesunder Weise zu ergänzen, hat der deutsche Unterricht bei der Besprechung der hervorragendsten Werke unserer Litteratur vor allem auch auf Phantasie, Gefühl und Willen einzuwirken und auf deren Gleichberechtigung mit dem Verstande hinzuweisen. Das Streben mufs darauf gehen, das abstrakte Denken durch das gegenständliche Denken, das Denken in Bildern, und durch lebendige Anschauung zu ersetzen. Die Regelung dieses Denkens geschieht durch den Willen. Die anschauliche (Goethe) wie die kombinatorische (Schiller) Phantasie müssen wir nähren. Dies wird erreicht besonders durch das Hinlenken auf die Bedeutung, den Inhalt, die Entwicklung und den kulturgeschichtlichen Hintergrund der Wörter im Sinne Hildebrands, sowie durch wirklich gutes Vorlesen.

3) Der Unterricht in der deutschen Litteratur sowie die Lektüre selbst hat überall von den Personen der Dichter und deren Eigenart auszugehen und ebenso die Charaktere und Motive der Personen eines Litteraturwerkes dem Schüler zum vollen Verständnis zu bringen. Es ist also eine psychologische Vertiefung des deutschen Unterrichts notwendig. Diese mufs treten an Stelle des althergebrachten äufserlichen Schematismus im Zerlegen des Kunstwerkes in seine Teile und der mit alten, jetzt fast inhaltlosen ästhetischen und rhetorischen Schlagwörtern („schön") hantierenden Verschwommenheit in der Erklärung. Es ist vielmehr nach dem Charakteristischen zu suchen. All dies wurde an treffenden Beispielen aus den in der Schule zu lesenden Klassikern ausgeführt, besonders durch den Hinweis auf den Unterschied des an tragischen Motiven überreichen Schiller und des mit den einfachsten Motiven arbeitenden Goethe. Auch verwies der Redner auf Wundts Ethik, Volkelts Ästhetik des Tragischen und Elsters Prinzipien der Litteraturwissenschaft.

Am Ende des beifällig aufgenommenen Vortrags stellte der Redner, die Ergebnisse zusammenfassend, die Forderung, dafs der grammatisch-ästhetische Unterricht vertieft werde zu einem historisch-psychologischen.

Rektor Professor Dr. Richard Richter aus Leipzig sprach darauf über die Bedeutung der Geldfrage in der Gymnasialpädagogik. Dieser Vortrag ist in den vom Redner herausgegebenen Neuen Jahrbüchern (1898, I. u. II. Bds. 2. Heft) veröffentlicht. Der Beweis, dafs die Geldfrage grofse Bedeutung für das Gymnasium hat, ist nicht erst zu bringen. Interessant aber ist es, eine Rangliste der Einrichtungen aufzustellen, für welche zunächst der Kostenpunkt in die Wagschale fällt, und zu fragen: Was ist am leichtesten, was am schwersten zu entbehren von dem, was der Kosten wegen jetzt nur mangelhaft oder gar nicht vorhanden ist?

Ein entbehrlicher Luxus, durch dessen Abschaffung man, dem Grundsatze ‚do, ut des' folgend, Geld für Wichtigeres sparen könnte, sind zunächst die Jahresberichte, d. h. Programme samt wissenschaftlichen Abhandlungen. Sicher ist ein gewisser Nutzen dieser „Dekorationen" nicht zu leugnen: sie tragen, eine Art Familienchronik, das Gepräge des Familiären, sichern manchem Namen und Ereignis die Unsterblichkeit und regen den Lehrer zu wissenschaftlicher Beschäftigung an; aber das wiegt doch noch nicht den unverkennbaren Aufwand an Arbeit und Druckkosten sowie die unendliche Mühe der zur Registrierung verpflichteten Bibliothekare auf. Diese Programme könnten billigerweise zusammenschrumpfen zu schulgeschichtlichen und schulstatistischen Zusammenstellungen für ganze Provinzen und Länder, wodurch nicht nur eine Ersparnis, sondern auch mancher andere Vorteil erzielt werden würde. Ferner wird auf freie Dienstwohnungen, wenn auch nicht überall, so doch meistens besser zu verzichten sein. Ist auch die immerwährende Anwesenheit des Rektors in der Schule von grofsem Nutzen, so wird es doch immer schwieriger und ist es sehr kostspielig, eine einigermafsen gemütliche Familienwohnung in das kunstvolle Ganze eines Gymnasialgebäudes einzufügen.

Fragen wir nun, was unentbehrlich oder dringend notwendig ist, so steht in erster Linie Obdach und Hausrat, und dabei besonders eine geeignete Lage, genügende Heizung, Ventilation, Beleuchtung und einige bauliche Ästhetik, die mindestens in der Festhalle nicht fehlen dürfte. Jedoch können wir hier nicht klagen: die jetzige Zeitströmung und die vollendete Technik bewirken in unserem hygienisch geradezu beängstigenden Zeitalter, dafs diesen Wünschen meist in recht zufriedenstellender Weise Rechnung getragen wird; auch Kosten werden nicht gescheut, und die Wahrheit des „billig und schlecht" hat man eingesehen. Es ist dies um so freudiger zu begrüfsen, als sich der Vandalismus der Schüler an den Einrichtungen desto weniger versucht, je feiner und sauberer sie sind. Besonders hervorgehoben sei die beiläufige Bemerkung, dafs es ratsam ist, die kleineren Schüler zu gewissen Aktusfeierlichkeiten nicht mit hinzuzuziehen; dadurch wird eine oft zu bemerkende Überfüllung der Aula vermieden, und ein besonders mit den jüngeren Schülern abgehaltener Aktus wird diesen bieten können, was ihrem Interesse und ihrer Fassungskraft besser entspricht.

Auch mit Lehrmitteln sind die Gymnasien — dank dem sensualistischen Zuge der Zeit — sowohl in Bezug auf Qualität als auf Quantität

meist gut versorgt oder haben gute Aussichten für die Zukunft. Ein Vergleich der naturwissenschaftlichen Kabinette der Gymnasien mit denen der Hochschule ist prinzipiell unberechtigt. Für den Zeichenunterricht ist die Munificenz der mafsgebenden Stellen besonders anzuerkennen. Für den sprachlichen und historischen Unterricht ist ein gewisses, nur auf das Notwendige vorsichtig beschränktes Gymnasialmuseum sehr nötig. Aber nachdrücklich warnte der Redner vor einem allzu illustrierten Unterrichte. Abgesehen von Geographie und Naturwissenschaften, gewissen der Archäologie gewidmeten Stunden und etwa dem französischen Elementarunterrichte, mufs man befürchten, dafs ein übermäfsiges Vorzeigen von Bildern eher schädlich als nützlich wirkt. Die Erziehung des Auges ist mehr Sache des Hauses als des Gymnasiums. Grundsatz mufs hierbei sein: nicht wo er kann, sondern wo er mufs, soll der Lehrer zum Anschauungsmittel greifen; und dann mufs es gut sein und mufs in richtiger Weise und mit richtiger Anleitung zum Anschauen, nicht flüchtig gezeigt werden. Sonst fördern wir nur das flatternde Irrlichtelieren des Auges, zu dem unsere mit Bildern überfüllten Grofsstädte schon an sich so sehr verführen. Das Kind mufs lernen, sich auch etwas denken zu können, was es nicht sieht; und alles, was es sieht, mufs schliefslich doch auch auf dem Wege durch das Ohr zum Verständnis gebracht werden.

Wenn wir ferner ganz den Anforderungen unserer Zeit genügen sollen, brauchen wir mehr Raum und Anlagen, also mehr Geld für die Körperpflege. Übermäfsige Anforderungen zu stellen, müssen wir uns auch hier hüten; aber verlangen dürfen wir eine doppelte Turnhalle für eine doppelte Schule, damit die Turnstunden nicht nur nach Rücksichten auf den Raum, sondern nach höheren Gesichtspunkten im Stundenplane angesetzt werden können, ferner in erträglicher Entfernung von der Schule gelegene Spielplätze, genügendes Spielgerät, den unentbehrlichen Aufwand für den Betrieb und die genügende Beaufsichtigung der Spiele, endlich einen überdachten Raum für die Schüler während der Pausen. Der Redner verwahrte sich aber zugleich dagegen, dafs — wie es von gewissen Seiten angestrebt worden sei — das Elternhaus durch solche Einrichtungen gleichsam nur zur Schlafstelle des Schülers werden solle. Als auffällig und unbegreiflich bezeichnete er jedoch die Teilnahmlosigkeit und Sprödigkeit der Familien gegen solche von der Schule veranstaltete Bewegungsspiele. Diesen Widerstand gilt es zu brechen. Sollte es vielleicht besser werden, wenn man eine Bezahlung für den Genufs dieser Institution einführte? Im Zusammenhang hiermit wurde bemerkt, dafs wenigstens in Sachsen das Schulgeld überhaupt sehr gering bemessen ist (die Lehrstunde rund 10 Pf.) und eine Erhöhung nicht unangebracht sei; zugleich müfsten nur mehr Schulgelderlasse ermöglicht werden, wodurch die immer mehr abnehmende Zahl ärmerer, aber talentvoller Schüler wieder vermehrt werden könnte. Bei den Spielen mufs auf der anderen Seite der Ausartung zum Sport sorgfältig vorgebeugt werden, wozu in der Jugend stets ein starker Reiz vorhanden ist. Rudersport und Fahrrad sind Mächte, mit denen die Schule der Zukunft wird rechnen müssen. In dieser Beziehung könnte recht segensreich wirken der Schularzt, der uns überhaupt nur willkommen sein könnte: an einseitiger Verfolgung medizinischer Interessen wird schon die Wirklichkeit hindern.

Als eine Geldfrage bezeichnete der Vortragende ferner die Frequenz-

verhältnisse der ganzen Schule wie der einzelnen Klassen. In diesem Punkte ist die Pädagogik stark abhängig von der Ökonomie und unterliegt ihr meist. Denn Anstalten mit 500—600 und Klassen mit 40 Schülern sind für die pädagogische Theorie Undinge. Die Maximalzahlen (in Sachsen 40 für Unter- und Mittelklassen, 30 für Oberklassen) sind nur nach äufserlichen, finanziellen Rücksichten festgesetzt worden. Ein genügendes Individualisieren und das wünschenswerte Eingehen auf die Originalgenies ist dadurch bis zu einem gewissen Grade ausgeschlossen, wenn auch besonders tüchtige Lehrer selbst in starken Klassen dieses erforderliche Individualisieren anzuwenden verstehen. Die Folge der Überfüllung der Klassen ist, dafs meist nur Durchschnittsmenschen herangezogen werden; kommt doch auf einen Schüler in der Stunde durchschnittlich nur $1\frac{1}{4}$ Minute, d. h. im Jahre 25 Stunden. Aber dagegen ist nicht zu verschweigen, dafs die Einzelerziehung ein glücklich überwundener Standpunkt und die Eingliederung eines Schülers in eine Mehrheit sehr wünschenswert und segensreich ist. Eine absolute Antwort auf die Frage nach der richtigen Schülerzahl für eine Klasse kann nicht gegeben werden, sie hängt vielmehr ab von dem einzelnen Fache, der Zusammensetzung der Schüler und besonders vom Können und Wollen des Lehrers. Jedenfalls haben wir immerhin eine Herabsetzung der Frequenzzahl vom pädagogischen Standpunkte aus zu befürworten, und dies hauptsächlich auch angesichts der immer wachsenden Schwierigkeit und des stetig zunehmenden Umfanges der Lehraufgaben, sowie angesichts der Beobachtung, dafs die Schule immer mehr von den Pflichten des Hauses mit übernehmen mufs. Viel weniger zu beanstanden ist eine Doppelschule mit Parallelklassen. Der Versuch, Teilung von Doppelgymnasien zu erreichen, wird gewifs vergeblich sein, und in der That sind neben gewissen unabweisbaren Vorteilen die pädagogischen Nachteile solcher Anstalten nicht so erheblich, dafs der grofse Aufwand, der sonst nötig wäre, mit Recht gefordert werden könnte. Es ist nur mehr auf die Opferwilligkeit der Lehrer zu rechnen, den einzelnen Lehrern, besonders den Ordinarien, ist, wie auch bereits üblich, eine gröfsere Ermächtigung einzuräumen; der wohl manchmal mitsprechende Wunsch nach mehr hervorgehobenen Stellen kann auch auf andere Weise befriedigt werden. Dreifache Parallelen wurden allerdings als eine Übertreibung bezeichnet.

Endlich ging der Redner auf die Frage der Besoldung der Lehrer ein, denn auch diese gehört zu den Geldfragen der Gymnasialpädagogik. Weit entfernt, an dieser Stelle die oft gehörten querellae de salarii angustiis oder das Klagelied über die ungünstigen Einflüsse der zu geringen Bezahlung und der dadurch hervorgerufenen materiellen Sorgen sowie des vielfach notwendig gemachten Nebenerwerbs auf den Unterricht, die Stimmung und Kraft des Lehrers anzustimmen, erklärte der Redner, dafs er allerdings für reichliche Gehalte sei, so reichlich, als sie nach den öffentlichen Verhältnissen möglich seien, auch für Bemühungen in dieser Richtung, nur müfsten sie vornehm sein und dürften sich nicht in unwürdigem Gewinsel und Gezeter geltend machen — aber auch für reichliche Arbeit im Amte; dies aber nicht im extensiven Sinne, sondern im intensiven, in der Vertiefung und Verfeinerung der Arbeitsleistung.

Ein Rückblick auf das Ganze lehrt, dafs das Gymnasium, wie es verbesserungsfähig stets ist, so verbesserungsbedürftig auch jetzt erscheint, dafs aber für grundstürzende Änderungen kein Grund vorhanden ist.

Nach diesem mit besonders freudigem Beifall aufgenommenen Vortrage, dessen charakteristische Diktion ein Referat leider nicht wiederzugeben vermag, verlas Rektor Professor Dr. Stürenburg zwei lateinische Briefe Sr. Majestät des Königs Albert, welche dieser einst an seinen Lehrer Konrektor Sillich geschrieben hat.

Sodann sprach Professor Sedlmayr aus Westheim bei Augsburg zur Frage über die Verbesserung der Aussprache des Lateinischen in den Gymnasien des deutschen Reiches. Diese Ansprache ist wörtlich abgedruckt im Dresdener Anzeiger, 2. Oktober 1897, Seite 28f. Indem der Redner den von ihm ursprünglich eingereichten Antrag auf Einsetzung einer Kommission zu diesem Zwecke der Zeit und gewisser Bedenken halber zurückzog, erklärte er, dafs er nur einen Meinungsaustausch prinzipieller Natur herbeizuführen beabsichtige.

Dafs der Wunsch nach einer richtigeren Aussprache des Lateinischen seit längerer Zeit vorhanden ist, zeigt bereits der Hinweis auf die Bemühungen von Andreas Spengel, Friedrich Ritschl, Wendelin Förster und Franz Bücheler. Gefördert wurde die Sache durch Emil Seelmann, der in seinem Werke „Die Aussprache des Lateins nach physiologisch-historischen Grundsätzen, 1885“ die Theorie der lateinischen Aussprache wesentlich ausbaute. Hieraus ergiebt sich, dafs zwar eine ganz getreue Wiedergabe der Aussprache, zu der wir theoretisch so ziemlich befähigt sind, praktisch kaum zu erreichen sein wird, weil dazu eine ganz besondere phonetische Schulung der Lehrer und eine zu weit gehende Trainierung der Schüler erforderlich sein würde, dafs man aber andererseits eine nahezu vollkommene Aussprache erzielen kann, wenn nur für das Lateinische jene Laute, die wir im Deutschen besitzen, zu richtiger Verwendung kommen. Entgegnet man, dafs in Sexta, um die es sich in erster Linie handelt, zu einer besonderen Betonung der Aussprache keine Zeit sei, so ist dies tief zu beklagen: es ist eben dann ein zu grofser Lehrstoff oder eine zu geringe Stundenzahl für das Latein in dieser Klasse angesetzt; denn besser ist es, weniges ganz richtig als vieles halbrichtig zu lernen. Dem Einwande, dafs die richtige Aussprache bei einer toten Sprache weniger belangreich sei, hat man einen Satz des Pädagogen v. Hartel entgegenzuhalten: „Irrtümer, die einmal erkannt sind, dürfen sich nicht behaupten“.

Um nun der sich ergebenden Aufgabe näher zu treten, ist zunächst aus dem von Seelmann und anderen zu Tage Geförderten gleichsam die Quintessenz zu ziehen und dies für die Schule zu präparieren, damit bei einer Umgestaltung der Aussprache eine weitere Belastung von Lehrern und Schülern möglichst vermieden werde. Der Vortragende selbst stellte ein Werkchen für diesen Zweck in Aussicht. Um sich zur Ermutigung für solche Arbeit des Interesses von seiten der Vertreter unserer philologischen Wissenschaft zu versichern, bat er, folgender Resolution zuzustimmen: „Die Anwesenden erklären sich einverstanden, dafs der Frage hinsichtlich einer Reform der Aussprache des Lateinischen näher getreten werde“. Diese Resolution wurde fast allgemein angenommen.

Hierauf dankte der Vorsitzende dem Rektor der Kreuzschule für die Überlassung der schönen Räume und den Rednern für die inhaltreichen, anregenden Vorträge, indem er den Wunsch aussprach, dafs sie sämtlich wörtlich veröffentlicht werden möchten. Rektor Prof. Dr. Richter dankte dem

Vorsitzenden und gab der Hoffnung Ausdruck, diesen auch auf der nächsten Versammlung als Präses der Sektion begrüfsen zu können.

3. Archäologische Sektion.

Der Sitzungsraum dieser von 154 Teilnehmern besuchten Sektion war der Olympiasaal der Dresdener Skulpturensammlung, des Albertinums. Der Sektion wurde der unter den Festgaben oben erwähnte Lichtdruck gewidmet. Die vorbereitenden Geschäfte hatten Professor Dr. Studniczka in Leipzig, Professor Dr. Treu, Direktor der Kgl. Skulpturensammlung in Dresden, und Hofrat Professor Dr. Schreiber in Leipzig geführt. Da an allen Sitzungen der archäologischen Sektion die historisch-epigraphische Sektion teilnahm, soll über die vor ihr gehaltenen Vorträge, unter denen nur der von Professor Dr. Rofsbach dem speziellen Gebiete der Archäologie angehörte, in dem Abschnitte über die historisch-epigraphische Sektion mit berichtet werden. An dieser Stelle aber sei behandelt die

Besprechung über Gymnasium und Archäologie.

Diese Besprechung, zu der das Kaiserliche archäologische Institut eingeladen hatte, fand unter Vorsitz von Generalsekretar Professor Dr. Conze aus Berlin in zwei zahlreich besuchten Sitzungen statt. Direktorialassistent Dr. Herrmann und Gymnasiallehrer Ruoff aus Dresden waren zu Schriftführern bestimmt. Vor dem Eintritt in die eigentliche Besprechung wies der Vorsitzende darauf hin, dafs das Kaiserliche archäologische Institut gemäfs dem in Wien laut gewordenen Wunsche nach gröfseren archäologischen Vorlagen für die Schule jetzt eine Wandtafel mit dem sogenannten Alexandersarkophage aus Sidon (vgl. Ztschr. f. d. G.-W. 1893, 692) ausgestellt habe, wie bereits eine Wandtafel, die Grabstele der Hegeso darstellend, auf der Kölner Versammlung vorgezeigt worden sei (vgl. Ztschr. f. d. G.-W. 1896, 182). Die Tafel kann durch Vermittelung des Generalsekretars des archäologischen Instituts von der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München zum Preise von 5,80 M (einschliefslich Verpackung, ausschliefslich Porto) bezogen werden. Rektor Dr. Arnold aus München machte als Vertreter der Königlich Bayerischen Regierung auf die ausgestellte, besonders gelungene vierte Lieferung der Denkmäler griechischer und römischer Skulptur (Auswahl für den Schulgebrauch aus der von Heinrich Brunn und Friedrich Bruckmann herausgegebenen Sammlung, mit Texten von A. Furtwängler und H. L. Urlichs, München, Fr. Bruckmann) aufmerksam und teilte zur Freude der Anwesenden mit, dafs diese Schulausgabe, dem Wunsche der Kölner Versammlung entsprechend, mit Genehmigung des Bayerischen Staatsministeriums auch an nichtbayerische Anstalten zu dem Vorzugspreise von 70 (statt 100) M abgegeben werden soll; es ist dazu jedoch die Vermittelung der vorgesetzten Unterrichtsbehörde erforderlich. Auch legte Rektor Arnold einige Proben von Glasphotogrammen antiker Bild- und Bauwerke zur Projektion vermittelst des Skioptikons vor. Diese Photogramme sind, das Stück zum Preise von 1 M, nur durch Vermittelung des archäologischen Seminars der Universität München (Galleriestrafse 4) zu beziehen, auf dessen Veranlassung sie hergestellt sind. Ebenda sind auch Verzeichnisse der vor-

handenen Photogramme zu erhalten. Professor Dr. Treu wies die Anwesenden auf das im Albertinum ausgestellte zerlegbare Parthenonmodell hin, welches auf Anregung der Wiener Philologenversammlung durch die Munificenz des Österreichischen Unterrichtsministeriums von Professor Niemann hergestellt worden ist (vgl. Ztschr. f. d. G.-W. 1896, 188). Der Preis beträgt infolge der grofsen Schwierigkeiten, welche die Herstellung bietet, 800 Gulden aufser 150 Gulden für Verpackung u. s. w. Eigens zu Ehren der Philologenversammlung waren ferner im Albertinum ausgestellt: 1. Ad. Gutbiers (Ernst Arnoldsche Hofkunsthandlung in Dresden) Museum der antiken Skulptur, 932 Originalphotographieen nach Auswahl von Dr. Paul Herrmann; 2. Seemanns Wandbilder aus allen Kunstperioden; 3. von Prof. Karl Weichard in Leipzig zwölf pompejanische Originalaquarelle, die als Vorbilder für das kürzlich erschienene Prachtwerk „Pompeji vor der Zerstörung“ (Leipzig, K. F. Köhler, 50 M) gedient haben.

Zu der eigentlichen Besprechung über Gymnasium und Archäologie, in welche man sodann eintrat, waren von Regierungen vertreten: Preufsen durch Provinzialschulrat Dr. Genz (Berlin), Bayern durch Rektor Dr. Arnold (München), Württemberg durch Oberstudienrat Dr. Rapp (Stuttgart), Sachsen durch Direktor der Skulpturensammlung Prof. Dr. Treu (Dresden), Baden durch Geh. Rat Oberschulrat Prof. Dr. Wendt (Karlsruhe), Hessen durch Geh. Oberschulrat Soldan (Darmstadt), Braunschweig durch Schulrat Prof. Dr. Koldewey (Braunschweig), Anhalt durch Oberschulrat Prof. Dr. Krüger (Dessau), Schwarzburg-Sondershausen durch Schulrat Prof. Fritsch (Sondershausen), Bremen durch Schulrat Sander (Bremen), Österreich durch Landesschulinspektor Dr. Scheindler (Wien).

Zur Ergänzung und zum Abschlufs der auf den Philologenversammlungen in Görlitz, München, Wien und Köln (vgl. Ztschr. f. d. G.-W. 1890, 185; 1891, 643 und 709; 1893, 702; 1896, 186) über dieses Thema gepflogenen Beratungen harren, wie der Vorsitzende ausführte, noch zwei Fragen der Beantwortung: 1. Wie soll der künftige Lehrer seine Vorbildung in Archäologie auf der Universität finden? und 2. Wie soll der Staat in der Prüfung etwa darüber Rechenschaft fordern, dafs in dem wünschenswerten Sinne etwas gelernt ist? Es äufserten sich zunächst die Vertreter der Regierungen über die Stellung, welche die einzelnen Länder zu diesen Fragen einnehmen. Indem für die Einzelheiten auf die ausführliche Wiedergabe der Besprechung im Anzeiger des Archäologischen Jahrbuchs (1897, Heft 4) hingewiesen wird, ist daraus an dieser Stelle besonders hervorzuheben, dafs in Bayern die Archäologie bereits seit 1873 obligatorisches mündliches Prüfungsfach ist und durch Einrichtung von Ferienkursen sowie reichliche Stipendien die archäologische Ausbildung der Gymnasiallehrer und die Verwertung der Archäologie für das Gymnasium mit Erfolg gefördert wird. In Österreich ist durch die neue Prüfungsordnung vom 27. August 1897 der Archäologie volle Geltung bei der Prüfung verschafft worden, ein österreichisches archäologisches Institut ist in der Gründung begriffen, auch soll ein Betrag von 10 000 Fl. zu Stipendien jetzt für ständig gelten, eine Anzahl von sonstigen Unternehmungen beweisen gleichfalls, wie grofses Interesse hier der Archäologie entgegengebracht wird. Gute Erfolge an den Schulen sind wahrnehmbar.

Eine württembergische Prüfungsordnung, die jetzt ausgearbeitet wird, soll auf die Archäologie in Gestalt einer „freien Besprechung“ (zur Vermeidung mechanischer Vorbereitung) gebührende Rücksicht nehmen und dabei mehr die Kenntnis der besten Hilfsmittel des Faches und die gewonnene Anschauung als ein ausgedehntes Wissen fordern. In Hessen ist die Archäologie zwar nicht unter die Prüfungsfächer aufgenommen; wie es aber durch die Gewährung der Geldmittel die Teilnahme an den archäologischen Kursen ermöglicht und sich so zugleich die Auswahl der Personen vorbehält, so soll auch künftig die Einführung eines von einem Universitätsprofessor gehaltenen archäologischen Kurses im pädagogischen Seminar der weiteren archäologischen Schulung der Lehrer dienen. Schulrat Prof. Dr. Koldewey aus Braunschweig hob die von der Regierung gewährten Unterstützungen und die Berücksichtigung der Archäologie im pädagogischen Seminar hervor und trat warm dafür ein, dafs die Teilnahme an den Kursen nicht nur den Wohlsituierten, sondern vor allem den Würdigsten, die nicht immer zugleich wohlhabend seien, ermöglicht werde. Oberschulrat Prof. Dr. Krüger forderte, dafs im Interesse einer fruchtbaren Verwendung der Archäologie in der Schule mehr das archäologische Können, die Fähigkeit, die vorhandenen Hilfsmittel richtig zu verwerten, als das archäologische Wissen, auf welches die Münchener Versammlung den Nachdruck gelegt hatte, betont und zu diesem Zwecke bei den Vorlesungen und Übungen der Universität auf die Bedürfnisse des Unterrichts in den Oberklassen Rücksicht genommen werde, wie auch der Examensausweis hierin mehr ein praktischer als ein theoretischer sein müsse. Er wünschte, dafs dies in einer entsprechenden Resolution zu der Münchener (1891) hinzugefügt werde. In Bayern werden, wie hierzu Rektor Arnold bemerkte, bei der Prüfung bereits jetzt Bildwerke von Denkmälern zur Interpretation vorgelegt. Geh. Rat Prof. Dr. Wendt schilderte die liberale und zweckmäfsige Unterstützung, welche Baden seinen Lehrern zu dem in Rede stehenden Zwecke gewähre, hob auch in einer späteren Äufserung hervor, dafs ein grofser Nutzen davon zu spüren gewesen sei; ob aber die Archäologie unter die obligatorischen Prüfungsfächer eingereiht werden solle, liefs er subjektiv zweifelhaft. Diesen Bedenken schlofs sich Provinzialschulrat Dr. Genz an. Prof. Dr. Herrlich aus Berlin äufserte den ihm als Lehrer naheliegenden Wunsch, dafs die städtischen Behörden, besonders angesichts der genügend vorhandenen Hilfslehrer, freigebiger sein möchten mit der Erteilung von Urlaub für archäologische Studienzwecke, hauptsächlich auch an Lehrer, die auf eigene Kosten reisen wollen, da bei aller vorhandenen Begeisterung für die Archäologie doch eine Reise nach dem Süden das Hauptmittel sei, den Lehrer zu einer erspriefslichen Verwertung dieser Wissenschaft für den Unterricht zu befähigen.

Von Universitätslehrern ergriff zunächst Prof. Dr. Studniczka aus Leipzig das Wort. Er sprach auf Grund seiner Freiburger Erfahrungen sein Bedauern darüber aus, dafs es die Studenten der klassischen Philologie jetzt oftmals an der wünschenswerten Teilnahme für Archäologie fehlen liefsen und nach seinen und anderer Beobachtungen die Kandidaten meist erst zu spät die Beschäftigung mit diesen Studien aufnehmen; er führte ferner aus, dafs ein gewisser Zwang durch Forderung eines Ausweises im Examen wohl unentbehrlich sei, wenn auch nicht der Gesamtausfall der Prüfung davon abhängig gemacht werden müfste, und versicherte endlich,

dafs die Universitätslehrer gewifs sehr gern bereit sein würden, helfend einzugreifen. Auch Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Foerster aus Breslau stand der Betonung der Archäologie als eines Bestandteils der Altertumswissenschaft unter allen Umständen sympathisch gegenüber, betonte mit Oberschulrat Krüger, dafs besonders das Können anzustreben und in archäologischen Seminaren in erster Linie die Kunst des Sehens und Beschreibens gelehrt werden müsse, und forderte, dafs diese archäologischen Studien möglichst im engen Anschlufs an die Philologie betrieben und die Studierenden durch die Professoren der Philologie selbst auf die Notwendigkeit des Besuches archäologischer Vorlesungen und Übungen nachdrücklich hingewiesen würden, wie natürlich andererseits die Heimischmachung im Süden unentbehrlich sei. Auch hierauf konnte Rektor Arnold unter dem Beifall der Anwesenden erwidern, dafs in Bayern archäologische Vorlesungen und Seminare bereits dem Bedürfnis des Gymnasiums Rechnung tragen und übrigens auch beim Examen in diesem Fache jede billige Rücksicht genommen werde. In einer brieflichen Äufserung zu diesem Thema warnte Professor Dr. Kekulé von Stradonitz in Berlin, durch allgemeine Forderung archäologischer Ausbildung Anlafs zu etwaiger Phraseologie im Unterrichte zu geben, bestätigte, dafs die Beschäftigung mit Archäologie von den Studierenden meist am Anfange des Studiums beabsichtigt, aber sehr oft auf die letzten Semester verschoben werde, wo es dann zu spät sei, und forderte andererseits, dafs die, welche dieses Fach ernsthaft betrieben hätten, auch in der Prüfung ihren Nutzen davon haben sollten. Professor Robert in Halle, der sich gleichfalls schriftlich geäufsert hatte, hob zunächst hervor, dafs es nicht die Aufgabe des akademischen Lehrers sei, Gymnasiallehrer zu bilden; unter normalen Verhältnissen sei für einen Studierenden der Philologie die Teilnahme an archäologischen Übungen ebenso selbstverständlich als die an historischen; aber durch die Veranstaltung von Ferienkursen, welche übrigens die Teilnehmer durch die Menge der sich häufenden Eindrücke gleichsam erdrückten, sei die Ansicht hervorgerufen worden, als sei Archäologie später sehr schnell zu lernen und ihr Studium auf der Universität entbehrlich, und, um dem zu begegnen, müsse eine bestimmte, unerläfsliche Forderung im Examen gestellt werden, um den Studenten wieder zur Beschäftigung mit Archäologie während des Studiums zu veranlassen. Im weiteren Verlauf der Besprechung hob Professor Studniczka, ohne sich im ganzen der Anschauung Professor Roberts anzuschliefsen, hervor, dafs der Nutzen der Ferienkurse auch seiner Meinung nach vielfach überschätzt werde und diese die archäologische Ausbildung auf der Universität in der That nicht ersetzen können. In ihren Erörterungen verteidigten im folgenden den segensreichen Einflufs dieser Kurse, der sich auch auf die Kollegen der Teilnehmer erstrecke, Direktor Treu, Oberschulrat Peter aus Meifsen, Rektor Arnold und Geh. Rat Wendt, auch stimmte die Versammlung am Schlusse dem von Generalsekretar Prof. Dr. Conze eingebrachten Antrage zu, es möge der Wunsch ausgesprochen werden, dafs die Teilnehmer an den Ferienkursen allgemeiner pekuniär unterstützt würden, damit die Teilnahme nicht nur wohlhabenden, sondern auch minder bemittelten tüchtigen Lehrern ermöglicht würde. Nach Verlesung des Briefes von Professor Robert schlug Oberschulrat Krüger, auf seine oben erwähnten Ausführungen zurückkommend, eine Resolution vor,

in der er es als wünschenswert bezeichnete, dafs einerseits die Dozenten der Archäologie den besonderen Bedürfnissen der Gymnasiallehrer in Vorlesungen und besonders in Übungen mehr als bisher Rechnung trügen, und dafs andererseits der künftige Gymnasiallehrer durch Besuch von Vorlesungen und Übungen während des Studiums sich neben mythologisch-archäologischen Kenntnissen die Gesetze der Hermeneutik aneigne und darüber, hauptsächlich über letzteres, sich bei der Prüfung ausweise. Geh. Schulrat Dr. Vogel aus Dresden sprach sich dahin aus, dafs die Forderung archäologischer Kenntnisse in der sächsischen wie in der preufsischen Prüfungsordnung bereits vorgeschrieben sei und es dem Kandidaten auch gestattet werden könne, sich Archäologie als ein besonderes, dann zu rechnendes Prüfungsfach zu wählen, etwa wie philosophische Propädeutik, dafs aber seiner persönlichen Ansicht nach die obligatorische Prüfung in Archäologie nicht anzustreben sei, da eine Verlängerung oder Erschwerung des philosophischen Studiums, wie sie die Schaffung eines neuen Examenfaches zur Folge habe, unter jetzigen Verhältnissen nicht ratsam erscheine. Im folgenden sprachen sich gegen die obligatorische, für alle giltige Einführung der Archäologie in das Examen und mehr für den fakultativen Charakter einer Prüfung hierin aus Direktor Treu, Schulrat Genz, Oberschulrat Peter, Geheimrat Wendt, indem besonders betont wurde, dafs es in diesem Fache auf spezifische, nicht bei allen vorauszusetzende Begabung ankomme und dafs — wie Oberschulrat Peter hervorhob — eine zu gleichmäfsige Betonung der Archäologie im Unterrichte durch alle Klassen ermüdend auf den Schüler wirken möchte. Die Notwendigkeit einer wie immer eingeschränkten Prüfung in Archäologie wurde dagegen wiederholt von Professor Studniczka betont, während Professor Herrlich die obligatorische Prüfung zugleich in Archäologie als eine unerläfsliche Ergänzung wenigstens der Prüfung in alter Geschichte hinstellte.

Generalsekretar Conze wandte zum Schlufs gegen die von Oberschulrat Krüger vorgeschlagene Resolution besonders ein, man solle dem Universitätslehrer nicht in dieser Form eine Vorschrift machen und könne nicht sagen, dafs nicht bereits richtig verfahren würde, wozu er auf die aus O. Jahns Schule stammenden, auch für die künftigen Lehrer geeigneten archäologischen Übungen für Anfänger hinwies. Um einen einstimmigen Beschlufs zu ermöglichen, zog Oberschulrat Krüger seinen Resolutionsvorschlag zurück. Hierauf wurde eine von Generalsekretar Conze vorgeschlagene Resolution einstimmig angenommen, welche lautet: „Es möge in den Prüfungsordnungen wenigstens insoweit auf die Zugehörigkeit der Archäologie zur Philologie im weiteren Sinne Rücksicht genommen werden, dafs die Voraussetzung ausgesprochen würde, es habe jeder Kandidat auf der Universität mit den Elementen der Archäologie sich bekannt gemacht, und dafs dem Fortgeschritteneren Gelegenheit geboten würde, seine archäologische Bildung in der Prüfung zur Geltung zu bringen“. Rektor Arnold enthielt sich der Abstimmung, da Bayern über das hier geforderte Mafs bereits hinausgehe und das Bestehende sich bewährt habe. (Fortsetzung folgt.)

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. H. de Kerchove d'Exaerde, De l'enseignement obligatoire en Allemagne. Gand 1897, Engelcke. 173 S. gr. 8.

2. Jahresberichte über das höhere Schulwesen. Herausgegeben von C. Rethwisch. XI. Jahrgang (1896). Berlin 1897, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). 13 M.

3. O. Kaemmel, Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1897, B. G. Teubner. 85 S. Lex. 8. 2,80 M.

4. Vaterländische Schülerfeste an der Realanstalt am Donnersberg. I: Armin, der Befreier Deutschlands. Kirchheimbolanden 1897, C. Thieme. 42 S. 0,50 M.

5. Kalender für Lehrer an höheren Schulen 1898. Mit Kalendarium 1. Oktober 1897 bis 31. März 1899. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von J. Heinemann. Hamburg, C. Aler; geb. 1 M. — Ein sehr praktisches Büchlein.

6. Lehrbuch der katholischen Religion für die oberen Klassen der Gymnasien. Achte Auflage. München 1897, R. Oldenbourg. XIV u. 410 S. geb. 2,90 M. — Dieses zunächst für den Religionsunterricht an den bayerischen Gymnasien verfafste Lehrbuch hat auch an manchen aufserbayerischen Gymnasien Eingang gefunden. Die 8. Auflage unterscheidet sich von den vorhergehenden nur durch wenige und unbedeutende Änderungen.

7. Th. Dreher, Lehrbuch der katholischen Religion für Obergymnasien. München o. J., R. Oldenbourg. Teil I: Die Göttlichkeit des Christentums, 6. Auflage. V u. 140 S. geb. 2,10 M. — Teil II: Die katholische Glaubenslehre, 7. Auflage. VI u. 140 S. geb. 2,10 M. — Teil III: Die katholische Sittenlehre, 6. Auflage. IV u. 82 S. geb. 1,50 M. — Teil IV: Abrifs der Kirchengeschichte, 13. Auflage. VII u. 118 S. geb. 1,50 M.

8. K. Brugmann und B. Delbrück, Grundrifs der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Band I: Einleitung und Lautlehre von K. Brugmann (zweite Hälfte, § 695—1084). Zweite Bearbeitung. Strafsburg i. E. 1897, K. J. Trübner. IX u. S. 623—1098. 12 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1887 S. 457.

9. L. E. Chevaldin, La grammaire appliquée ou série synoptique de thèmes grecs et latins sur un chapitre de Montesquieu. Paris 1897, C. Klincksieck. II u. 221 S. geb. 2 M.

10. Ausgewählte Komödien des Plautus, für den Schulgebrauch erklärt von J. Brix. Zweites Bändchen: Captivi. Fünfte Auflage von M. Niemeyer. Leipzig 1897, B. G. Teubner. VI u. 114 S. 1 M.

11. Columellae liber de arboribus qui vocatur. Recensuit Vilelmus Lundström. Upsaliae 1897, Lundequist. X u. 43 S. 1 M.

12. Eranos, acta philologica Suecana. Edenda curavit Vilelmus Lundström. II 2. Upsaliae 1897. — Hierin u. a. W. Lundström, Emendationes in Columellam III, IV; W. Lundström, De Isidori Pelusiotae epistulis recensendis praelusiones.

13. K. Schenkl, Deutsch-griechisches Schul-Wörterbuch. Fünfte, teilweise gekürzte Auflage. Leipzig 1897, B. G. Teubner. VIII u. 1076 S. 9 M. — Manche Artikel, welche minder gebräuchliche Wörter ent-

hielten, und manche Angaben, die sich auf den Sprachgebrauch der späteren Schriftsteller bezogen, sind weggefallen, auch der Ausdruck hat mehrfach Kürzungen erfahren. Eine durchgreifende Umarbeitung war nicht beabsichtigt.

14. A. Haberda, Bericht über eine archäologische Studienfahrt der Schüler des Gymnasiums in Krems nach Carnuntum. Progr. Krems 1897. 9 S.

15. Macaulay's Lays of ancient Rome. Edited with introduction and notes by W. T. Webb. London 1897, Macmillan & Co. XXIV u. 107 S. geb. 1 sh. 9 d.

16. Edmund Wilke, Einführung in die englische Sprache. Ein Elementarbuch für höhere Schulen. Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Stoffe zu Gehör- und Sprechübungen". Leipzig 1897, Raimund Gerhard (vormals Wolfgang Gerhard). X u. 254 S. 1,80 M, geb. 2,20 M.

17. Edmund Wilke, Einführung in das geschäftliche Englisch. Anhang zu „Einführung in die englische Sprache" für Bürgerschulen, Fortbildungsschulen, Gewerbeschulen u. s. w. Zweite Ausgabe. Leipzig 1897, Raimund Gerhard (vormals Wolfgang Gerhard). 59 S. 0,50 M.

18. Shakespeare, König Richard der Dritte. Für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Hübbe. Leipzig 1898, G. Freytag. 143 S. und eine Stammtafel. geb. 0,60 M.

19. B. Plüss, Naturgeschichtliche Bilder für Schule und Haus: Zoologie, Botanik, Mineralogie. 244 Tafeln mit 1060 Holzschnitten und mehr als 1200 Aufgaben. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. B. 1897, Herdersche Verlagshandlung. 262 S. 4. 4,80 M, geb. 5,80 M. — Die Zahl der Bilder ist um mehr als die Hälfte vermehrt. Der „Schlüssel" zur Lösung der Aufgaben kann für 0,80 M, geb. 1,00 M bezogen werden.

20. O. Coym, Liederschatz. Eine Sammlung der schönsten Lieder und Gesänge für den Schulgebrauch in drei Teilen mit einem Anhang. Berlin 1897, E. S. Mittler & Sohn. X u. 292 S. kl. 8. 1,75 M. — Umfafst 177 Nummern, in drei Teilen für die Unter-, Mittel- und Oberstufe. Der Anhang (14 S.) enthält das Wichtigste von der Theorie des Gesanges. Das Buch ist an den Kadettenanstalten eingeführt.

21. C. Adler's Taschenbuch für Zeichenlehrer 1898. Mit Kalendarium 1. Oktober 1897 bis 31. März 1899. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Höke. Hamburg, C. Adler; geb. 1 M. — Ein recht brauchbares Büchlein.

22. Gesundheit und Höflichkeit. Ratschläge für die Jugend von einem Jugendfreund. Zehntes bis zwölftes Tausend. Leipzig 1897, Rengersche Buchhandlung (Gebhard & Wilisch). 16 S. 0,20 M (Partiepreis geringer).

23. Deutsche Nationalfeste, I. Band, 5. Heft (S. 125—154). Enthält u. a. den ersten Teil eines Aufsatzes von Hofrat Dr. Rolfs in München über die Beteiligung der Kunst an den deutschen Nationalfesten (Baukunst, Malerei, Kunsthandwerk).

24. Sterne der Jugend. Illustrierte Zeitschrift zur Bildung von Geist und Herz. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Johannes Praxmarer. Druck und Verlag der Buchhandlung L. Auer in Donauwörth. 4. Jahrgang (1897), Heft 1—23 und 26; 5. Jahrgang (1898) Heft 1 und 3. (Jährlich 26 Hefte, Preis des Jahrgangs 4 M)

Berichtigung.

Oben S. 7 Z. 15 v. o. lese man negiert (statt „regiert").

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Bemerkungen über den Unterricht im Hebräischen.

In der zehnten Sitzung der Schulkonferenz, die im Dezember 1890 in Berlin über Fragen des höheren Unterrichts beriet, wurde von der Mehrheit der Wegfall der mündlichen und schriftlichen Reifeprüfung im Hebräischen beschlossen. Man glaubte auch darin ein Mittel für die Vereinfachung der Reifeprüfung auf dem Gymnasium gefunden zu haben. Die Streichung des hebräischen Unterrichts aus dem Lehrplan war damit nicht beabsichtigt. Seine Beseitigung wäre zu beklagen gewesen. Man hätte sich von den Anschauungen losgesagt, die seit der Reformation auf dem Gebiete des höheren Schulwesens herrschend gewesen sind. Dazu lag aber keine Veranlassung vor. Auch ist der Unterricht in der hebräischen Grammatik wohl geeignet, die Kenntnis der Sprachgesetze im allgemeinen zu erweitern und zu vertiefen. Dies hat Dr. Dörwald in den Jahrbüchern für Phil. u. Pädag. 1892 II S. 198 ff. trefflich auseinandergesetzt. Mit der aus der Betrachtung der Sprachgesetze sich ergebenden Belehrung verbindet sich der aus dem Inhalt der Sprachdenkmäler zu gewinnende Einblick in die Anschauungen auf den verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit und in die Handlungsweise eines Volkes. Dieses Wissen kann zwar auch mittelbar durch Übersetzungen erworben werden; aber der Kundige weifs, dafs wegen der Verschiedenheit der Begriffssphären vieler Wörter und wegen der Unmöglichkeit für alle Wörter der fremden Sprache den völlig entsprechenden deutschen Ausdruck zu finden auch die beste Übersetzung hinter dem Original zurückbleibt. Ein so herrliches Zeugnis deutschen Fleifses und deutscher Gelehrsamkeit Luthers Bibelübersetzung ist, man darf nicht verkennen, dafs dieser Arbeit wegen des damaligen niedrigen Standes wissenschaftlicher Forschung mancherlei Mängel anhaften. Die ungenaue Übersetzung mancher Stellen ist in der revidierten Bibel berichtigt worden. Ich erinnere nur an Ps. 8, 6, der in der alten Fassung einen gar seltsamen Sinn gab; ich will gar nicht sprechen von dem falschen Tempus in diesem und dem folgenden Verse. Ja, manche Anschauungen bringt die Über-

setzung überhaupt nicht zur Darstellung. Hierfür verweise ich auf Exod. 32, 11 (וַיְחַל). So macht Luthers Übersetzung das Studium des Hebräischen auch in der Schule nicht überflüssig. Wenn auch der Umfang der Lektüre nicht gerade grofs ist, so kann doch eine sorgfältige Auswahl mancherlei Vorstellungen richtiger begründen und das Interesse steigern. Dies ist doch wohl auch der Grund, warum im Religionsunterricht „wenigstens abschnittsweise der griechische Text herangezogen werden kann“. Endlich spricht für den Unterricht im Hebräischen auf dem Gymnasium auch das Nützlichkeitsprinzip, dem man doch nach 1892 nicht wenige Konzessionen gemacht hat. Dahin gehört die Pflege der Stenographie. Hier kann man von einer Ausbildung der Verstandeskräfte und von einer Förderung der sittlichen Bildung doch nicht reden. Ich meine, man mufs die angehenden Theologen instandsetzen, sofort nach dem Eintritt in die Universität alttestamentliche Vorlesungen mit Verständnis zu hören. Geheimer Rat Klix sagte auf der im Eingange erwähnten Konferenz: „Wir sind es den Dienern der Kirche schuldig und der Kirche, dafs wir der Universität Schüler überliefern, die die Elemente dieser Sprache, ohne welche das Studium des alten Testamentes nicht möglich ist, gelernt haben . . . Es ist ein Akt der Barmherzigkeit nicht blofs, sondern ein Akt der Pflicht gegen die Kirche und ihre Diener, wenn wir den Unterricht und die Prüfung im Hebräischen beibehalten“. (Verh. über Fragen des höh. Unterr. S. 572. 573.)

Der Unterricht im Hebräischen ist den Gymnasien belassen worden. Die neuesten Lehrpläne enthalten auf S. 3 die Anmerkung: „Zur Erlernung des Hebräischen in je zwei Stunden von IIA bis IA wird Gelegenheit gegeben“. Ein Lehrziel ist nirgends angedeutet. Darüber sagen die Lehrpläne vom J. 1882 S. 15 Folgendes: „Der hebräische Unterricht wird in Sekunda und Prima mit je zwei wöchentlichen Lehrstunden erteilt. Die Aufgabe desselben ist: feste Aneignung der Elemente der Formenlehre, Lektüre leichter Abschnitte aus dem alten Testamente“. In den Erläuterungen dazu heifst es S. 22: „Studierende der Theologie“ sollen „sogleich bei ihrem Eintritt in die Universität solchen Vorlesungen erklärenden und historischen Inhalts, welche einige Kenntnis des Hebräischen voraussetzen, mit Verständnis folgen“ können. Ich vermute, dafs diese Bestimmungen auch nach 1892 Geltung haben sollen; denn die Zielforderungen bei der Reifeprüfung sind in beiden Prüfungsordnungen vom J. 1882 und 1892 mit denselben Worten angegeben worden.

In dem Reifezeugnis soll dem Schüler bestätigt werden, dafs er hebräische Texte geläufig lesen könne. Wenn man verwundert fragt, wie man dies nach Beseitigung der mündlichen Prüfung feststellen solle, so verweise ich auf die Zielforderung für das Französische. Trotzdem auch hier eine mündliche Prüfung nicht stattfindet, soll doch den Abiturienten bescheinigt werden,

dafs sie einige Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache besitzen. Und ähnlich ist es im Deutschen; litterargeschichtliche Kenntnisse können auch nicht in der Prüfung nachgewiesen werden.

Wenn schon in den übrigen Sprachen die Geläufigkeit im Lesen nur durch tägliche Übung erreicht wird, so sind solche Leseübungen für das Hebräische mit seinen abweichenden Schriftzeichen noch in weit gröfserem Umfange in jeder Stunde zu betreiben. Auch in dem letzten Schuljahr sind jedesmal mindestens fünf Minuten auf das blofse Lesen hebräischer Texte zu verwenden. Diese Zeit genügt vollkommen, da die Zahl der Teilnehmer leider nur gering ist.

In der Formenlehre ist auf die Lautgesetze sorgfältige Rücksicht zu nehmen und dem Schüler die Entstehung der Formen recht klar zu machen. Denn nur bei vollem Verständnis der eigenartigen Sprachgesetze kann der Lernende die Sicherheit in der Bildung der Formen erlangen. Die Einübung erfolgt in der für die übrigen fremden Sprachen üblichen Weise und zwar nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich. Ich lasse nicht nur einzelne Formen bilden, sondern gebe auch als häusliche Arbeit die Übersetzung von Sätzen auf. Für solche Übungen bietet Strack in seinem Buche zu wenig Stoff. Früher habe ich viele Jahre das Übungsbuch von Kautzsch benutzt und die Genugthuung gehabt, dafs meine Schüler eine ziemliche Gewandtheit im Übersetzen deutscher Sätze erlangten. Dieses Buch habe ich leider abschaffen müssen, als die Grammatik nach der vollständigen Umarbeitung einen solchen Umfang annahm, dafs die Kosten für die Lehrbücher zu hoch wurden. Im zweiten Schuljahr lasse ich alle drei bis vier Wochen als schriftliche Arbeiten zu Hause Übersetzungen aus dem Hebräischen nebst Analysen anfertigen. Dabei befolge ich aber die Vorsicht, dafs jeder Schüler eine andere Stelle zum Übersetzen erhält, um ihn vor der Versuchung zur Unselbständigkeit zu bewahren und zur Selbstthätigkeit zu erziehen. Zuerst übersetzt und bespricht jeder nur einen Vers; allmählich steigere ich das Pensum, so dafs es im letzten Halbjahr ebenso grofs ist, wie es für die Prüfungsarbeit erfordert wird. In der ersten Zeit sind alle Formen zu besprechen; von vornherein untersage ich solche Angaben, wie וַיֹּאמֶר ist die 3. P. S. Ipf. Kal von אָמַר mit Waw; denn dies ist aus der Übersetzung zu erkennen; sondern ich verlange bei dieser Form die Erläuterung der Punktation des Waw und die Herkunft des Cholem. Ferner darf der Schüler in seinen einzelnen Arbeiten nicht dieselben Formen besprechen, sondern er mufs jedesmal andere zu erklären versuchen. Sobald das Übersetzungspensum umfangreicher wird, bestimme ich die zu analysierenden Formen. Ich achte darauf, dafs die Nominal- und Verbalbildungen allmählich wiederholt werden. Da ich in der Übersetzung ein gutes Deutsch verlange, so hat der Schüler jedes-

mal den Grund für die Abweichung von dem hebräischen Satzbau zu rechtfertigen und die syntaktischen Regeln zu erwähnen. Ich habe zu Zeiten Schüler gehabt, die mir Arbeiten im Umfange von 10—15 Quartseiten abgaben, einige zogen gegebenenfalls Vergleiche zwischen dem hebräischen und lateinischen oder griechischen Sprachgebrauch. Ich habe nicht gehört, dafs sich die Schüler dadurch überbürdet gefühlt haben. Solche Klagen habe ich auch nicht befürchtet. Denn einmal sind die hebräischen Stunden Sonderstunden, für die auch eine Sonderarbeit gefordert und geleistet werden mufs, und zweitens will ich dadurch das wissenschaftliche Gewissen wecken und stärken. Endlich waren es Schüler, denen eine solche Arbeit Freude machte und die auch gern Zeit darauf verwandten. Ich mufs allerdings bekennen, dafs diejenigen, die in dieser Art ihre Arbeiten anfertigten, leider nicht Theologie studierten, sondern sich einem andern Studium zuwandten. Daneben hatte ich schwach begabte, auch weniger fleifsige Schüler. Wenn ich auch die Anforderungen an diese ermäfsigte, so mufsten sie doch, wenn ihre Leistungen genügen sollten, die von mir ausgewählten Formen richtig und vollständig erklären. In jedem Vierteljahre lasse ich eine Übersetzung nebst Analyse in der Klasse anfertigen; die Wahl fällt auf solche Stellen, die fast gar keine unbekannten Vokabeln enthalten, damit die Übersetzung wenig Zeit in Anspruch nimmt, desto mehr Zeit aber für die Erklärung der Formen übrig bleibt.

Die Übersetzung wird durch eine umfangreiche Vokabelkenntnis sehr erleichtert. Aus Stracks Vokabularium werden während der ganzen Schulzeit systematisch Vokabeln gelernt und zwar für jede Stunde sechs; das macht in einem Jahre etwa 450, am Ende des dritten Jahres gegen 1200 Wörter. Schwach begabte Schüler werden aber doch gegen 800 behalten haben. Dies mufs für den Anfang genügen.

Die in dieser Weise vorbereiteten Schüler dürften wohl imstande sein, exegetischen Vorlesungen über alttestamentliche Schriften mit Verständnis zu folgen.

Die im Eingang erwähnte Dezember-Konferenz war der Meinung, dafs der Lehrer des Hebräischen nach seiner gewissenhaften Entscheidung in das Reifezeugnis die Bemerkung aufzunehmen hat, der Abiturient sei auch in seinem Unterrichtsfach so weit vorgebildet, dafs er auf der Universität selbständig weiter zu arbeiten fähig sei. Aber ich frage: Warum soll denn der Schüler am Ende seiner Schulzeit in einer Prüfung nicht auch sein Wissen im Hebräischen darlegen? Warum soll denn nicht auch der Lehrer Proben seiner Unterrichtserfolge in diesem Gegenstande vorlegen dürfen? Wünschenswert wäre es und für den Unterrichtsbetrieb recht förderlich, wenn der Herr Minister von Zeit zu Zeit nicht nur die schriftlichen Prüfungsarbeiten in den obligatorischen Unterrichtsgegenständen, sondern auch die im

Hebräischen der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission zur Durchsicht übergäbe. Damit würde man der Behauptung begegnen, die Reifeprüfung im Hebräischen sei unnötig, weil Direktor und Schulrat in den seltensten Fällen Sachverständige seien, es also in Wirklichkeit doch nur auf das Urteil des Fachlehrers ankomme. Im Anschlufs daran hat man, um den Wert dieser Prüfung zu erhöhen, allen Ernstes „im Interesse des hebräischen Unterrichts und der durch ihn vertretenen Sache" gefordert, „dafs der Direktor und Schulrat Sachverständige seien". Dies ist ein sonderbares Verlangen. Dann müfsten die Direktoren und die Schulräte die Lehrbefähigung in allen Unterrichtsgegenständen für alle Klassen besitzen, und solche Männer dürfte es zur Zeit nicht geben und auch in Zukunft an solchen ein recht fühlbarer Mangel sich bemerklich machen. Obwohl für manche Gegenstände oft genug der Fachlehrer allein den Wert der schriftlichen Prüfungsarbeiten richtig beurteilen kann, fällt es niemand ein den Wert dieser Prüfung herabzusetzen.

Die Prüfungsordnung vom 27. Mai 1882 setzte eine schriftliche und eine mündliche Prüfung an; die neueste verlangt nur die Anfertigung einer schriftlichen Arbeit; sie weicht in der Zielforderung nicht von jener Ordnung ab. An die Übersetzung eines leichten Abschnittes aus dem alten Testamente hat sich eine grammatische Erklärung zu schliefsen. Die Analyse wünscht Dr. Dörwald nach seinen Ausführungen in dieser Zeitschrift 1897: „Die Reifeprüfung im Hebräischen" beseitigt zu sehen. Aber er hat dabei eine solche im Sinn, die streng genommen diese Bezeichnung gar nicht verdient. Er hat ohne Zweifel recht, wenn er sagt S. 850: „Eine Angabe der Formen nach Verbalstamm, Tempus, Person, Suffixformen u. s. w. braucht man wahrlich von einem Schüler nicht zu verlangen, der schon durch die Übersetzung bewiesen hat, dafs ihm diese Formen bekannt sind". Solche Angaben haben in der That keinen Wert; denn sie lassen nicht erkennen, in wie weit der Schüler einen Einblick in die Gesetze der hebräischen Sprache gewonnen hat. Diesen Nachweis kann der Prüfling führen, wenn man ihm die nach ihrer Entstehung zu erklärenden Formen genau bezeichnet. Dabei wird er auch Anlafs haben, dem Hebräischen eigentümliche syntaktische Regeln zu erwähnen. Die Übersetzung allein erweist nicht die Sicherheit in der Kenntnis besonders der Formenlehre.

Für eine solche Prüfungsarbeit genügen allerdings zwei Stunden nicht, sondern dafür sind drei anzusetzen. Ein stichhaltiger Grund gegen die Ausdehnung der Arbeitszeit kann meines Erachtens nicht vorgebracht werden.

Neuerdings ist in dieser Zeitschrift der Vorschlag gemacht worden, dem Abiturienten in der schriftlichen Prüfung den Gebrauch des Lexikons zu verbieten. Er wird folgendermafsen begründet. In dem Wörterbuche von Gesenius sei bei vielen Wörtern

die Fundstelle angegeben, und damit werde dem Schüler die Arbeit zu sehr erleichtert; andere Lexika enthielten sogar die Verbalparadigmen. Diesem Vorschlage kann ich nicht beistimmen. Wenn der Schüler in der Erkenntnis der Formen sehr unsicher ist, so erleichtert ihm die Anführung der Fundstellen an sich noch nicht die Arbeit. Werden die grammatischen Erklärungen nach meinem Vorschlage gefordert, so gewähren ihm die Lexika, deren Anhang Verbalparadigmen bilden, keine Erleichterung. Übrigens, sollte ein Lehrer sich dieser Befürchtung nicht entschlagen können, so hat er doch das Recht, die Benutzung solcher Hilfsmittel zu untersagen. Wenn ich also dem Schüler den Gebrauch des Wörterbuchs erhalten sehen will — ich habe nicht nur jüdische, sondern auch christliche Schüler gehabt, die freiwillig darauf verzichteten —, trotzdem ich das Vokabellernen in der oben beschriebenen Ausdehnung betreibe, so bestimmt mich dazu das Gefühl der Billigkeit, da im Griechischen und Französischen trotz des durch viele Jahre betriebenen Vokabellernens der Gebrauch des Wörterbuches gestattet ist.

Die in dieser Weise abgehaltene schriftliche Prüfung ist durchaus geeignet, die Reife des Abiturienten festzustellen. Deshalb ist meines Erachtens von einer mündlichen Prüfung mit Recht Abstand genommen worden; denn in der mündlichen und schriftlichen Prüfung wird, wie Geheimer Rat Deiters hervorhebt, doch nur dasselbe verlangt. (Verh. über Frag. d. höh. Unterr. S. 593 f.). Sollte aber das Ergebnis der schriftlichen Prüfung wider Erwarten ungenügend sein, so ist nach dem Ministerial-Erlafs vom 24. Oktober 1893 eine mündliche Prüfung zulässig. Doch selbst eine genügende Leistung kann, wenn die Klassenleistungen nur mit Einschränkung genügend genannt worden sind, das Urteil über die Unreife nicht umstofsen.

Dr. Dörwald wirft in dem genannten Aufsatze S. 582 die Frage auf, ob „die Schule an den künftigen Theologen, denen das Gymnasium sich heute noch verpflichtet fühlt diesen Unterricht zu erteilen, auch wirklich das leistet, was von ihr verlangt wird“. Er verneint sie, indem er auf die Klagen hinweist, die von den Universitätslehrern über die geringen hebräischen Kenntnisse der Studenten erhoben werden. Wenn man die Anforderungen in der Reifeprüfung nach meinem Vorschlage bemifst und die Studenten von ihrem Eintritt in die Universität ihre Kenntnisse gewissenhaft zu erweitern bemüht sind, dürften solche Klagen wohl verstummen. Strenge bei der Reifeprüfung und, wenn das Zeugnis auf dem Gymnasium nicht erworben ist, Strenge in der Prüfung vor der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission kann allein eine erfolgreiche Beschäftigung mit dem Alten Testamente im Urtexte verbürgen. Man darf aber nicht glauben, dafs die für das Studium notwendige sichere Kenntnis des Hebräischen erst auf der Universität erworben werden kann. Dafür ist

mir Geheimer Rat Klix ein einwandfreier Zeuge. In den öfter erwähnten Verhandlungen sagt er S. 572: „Ich habe seit zwanzig Jahren das fragwürdige Vergnügen, die Studenten zu prüfen, welche erst auf der Universität angefangen haben Hebräisch zu lernen. Es ist traurig zu sehen, wie wenig es ihnen gelingt, durch Privatunterricht oder sonstige Mittel sich die nötigen Kenntnisse anzueignen. In der Regel fällt die Hälfte durch und wohl auch mehr".

Ich möchte die Prüfungsordnung für das Hebräische dahin abgeändert sehen, dafs die Arbeitszeit für die schriftliche Prüfung auf drei Stunden erhöht wird und dem Schüler die nach ihrer Entstehung zu erklärenden Formen genau bestimmt werden müssen.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Franz Kern, Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima. Zweite Auflage. Berlin 1897, Nicolaische Verlags-Buchhandlung. 211 S. 8. 1,80 M.

Die erste Auflage des vorliegenden Buches ist 1885, die zweite erst 1896 erschienen: ein Beweis, dafs das treffliche Werk die Anerkennung und Verbreitung nicht gefunden hat, die es verdient. Um es Lehrern und Schülern aufs neue zu empfehlen, schreiben wir diese Anzeige.

Der dargebotene Lehrstoff ist kurz folgender: I. Über das Kunstwerk, Einteilung der schönen Künste, das Verhältnis der Künste zu einander. II. Die Poesie. III. Die Lyrik. IV. Das Epos. V. Das Drama. Zum Schlufs: Klassische und romantische Dichtung. Anhang: Die Hauptgedanken aus der Ars poetica des Horaz. — Unter die Lyrik ist, um eine künstliche Einheit herzustellen, das Wichtigste aus der Logik und Psychologie, auch Ethisches subsumiert. Wir haben also nicht blofs eine Ästhetik oder Poetik, sondern eine vollständige philosophische Propädeutik im Rahmen der Ästhetik vor uns. Die Art und Weise, wie Franz Kern die Frage der philosophischen Propädeutik gelöst hat, verdient gewifs Beachtung. Wir laden die Herren Kollegen zu einem Versuch ein.

Sachlich haben wir wenig zu bemerken. Unter den verschiedenen Einteilungen der Künste konnte auch die in fixierende und transitorische im Anschlufs an Lessings Laokoon erwähnt werden. Dafs auf S. 49 Anm. 2 der alte Fehler „Hangen und Bangen" steht, hat uns gewundert. Warum zu S. 123 oder auch zu S. 135 Lessings und Jakob Grimms divergierende Ansichten vom Wesen der Tierfabel unerwähnt geblieben sind, wissen wir nicht. Unter den Merkmalen des Begriffes der romantischen Dichtung fehlt ein wesentliches: die Ironie.

Kerns Polemik gegen die Bestimmung des Wesens der Tragödie aus ihren Wirkungen (S. 182) und die Anmerkung dazu vom Wesen eines guten Messers halten wir nicht für glücklich. Aristoteles wenigstens, der überall aus dem Zweck das Wesen des organischen Gebildes entwirft und bei jedem Kunstwerk nach der *οἰκεία ἡδονή* fragt, wird auf diese Weise schwerlich wider-

legt. Indessen auch Kern hält es für zweckmäfsig, sich bei eingehender Betrachtung der Tragödie ihre Wirkungen zu vergegenwärtigen; denn in der „Wechselwirkung des Dichters und der Geniefsenden liegt das Leben der Kunst".

In der Katharsisfrage folgt Kern der Erklärung von Jakob Bernays. Wir möchten dem gegenüber doch nicht unterlassen, auf die Poetik von Hermann Baumgart und auf „die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles" von Hans Laehr (Berlin, G. Reimer) hinzuweisen.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

---

1) **Schillers Briefe** in Auswahl, für den Schulgebrauch herausgegeben von G. **Bötticher**. Leipzig 1897, G. Freytag. 189 S. 8. 1 M.

Alle Freunde Schillers haben ohne Zweifel den Abschlufs der grofsen Jonas'schen Ausgabe von Schillers Briefen mit Freude begrüfst. Denn wenn es eine unumstöfsliche Thatsache ist, dafs wir bei vielen grofsen Dichtern und Denkern erst durch Kenntnisnahme ihres Briefwechsels mit erleuchteten Geistern oder mit ihren Freunden und Schicksalsgenossen einen tieferen Einblick in ihre innere Entwickelung erhalten, so gilt dies in ganz hervorragender Weise von dem Dichter, den wir unseren Liebling nennen. Es ist daher zu begrüfsen, dafs Bötticher eine Auswahl der Schillerschen Briefe für den Schulgebrauch veranstaltet hat.

Bei der Anordnung der 83 von ihm aufgenommenen Briefe hat er sich, hierbei Jonas folgend, mit Recht für die chronologische Reihenfolge entschieden. Denn nur so wird einzig und allein auf eine vernünftige Weise den Schülern ein Einblick in die innere Entwickelung des Dichters ermöglicht. Diese aber im Anschlufs an die in der Schule zu behandelnden Dichtungen aufzuzeigen, ist der eigentliche Zweck einer solchen Schulausgabe.

Wie interessant ist es, um nur einige Beispiele hervorzuheben, in dem ersten Briefe: An Friedrich Scharffenstein, den Stil des Stürmers und Drängers zu erkennen! Wie wird man beim Lesen desselben an die Räuber und an das Jugendgedicht: „Die Schlacht" erinnert! Auch das allmählich immer inniger werdende Verhältnis zwischen Schiller und Goethe, die Verehrung, mit der insbesondere der Dichter Wallensteins an seinem Freunde hängt, die Beziehungen zwischen Schiller und Körner werden durch die ausgewählten Briefe in das rechte Licht gesetzt.

Die Anmerkungen (S. 168—186) geben für den Zögling das Notwendige, und dies in klarer, bestimmter Form. Wir empfehlen die Sammlung den Fachgenossen.

2) **Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit** (Auswahl), für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Naumann. Leipzig 1897, G. Freytag. 179 S. 8. 1 M.

Seitdem wir mehr als früher unsere Schüler auf die Fortschritte der menschlichen Kultur und auf den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen aufmerksam machen, sind Werke wie die anregenden „Ideen" Herders ein Bedürfnis geworden, mindestens als Stoff der Privatlektüre in Prima. Diesem Zwecke dient die Ausgabe Naumanns.

In einer Einleitung (S. 3—28) werden die Schüler über den Unterschied zwischen der chronistischen und pragmatischen Geschichtsschreibung belehrt, sodann über Herders Ideen, ihre Entstehung; über ergänzende Schriften; über die Aufnahme der Schrift bei den Zeitgenossen u. s. f. Es folgt die Vorrede Herders vom April 1784 (S. 29—35). Aufgenommen sind aus den 20 Büchern, deren Inhaltsübersichten übrigens mitgeteilt werden, 17 Abschnitte. Um nur einige zu erwähnen, wollen wir hervorheben, dafs aus dem 13. und 14. Buche die folgenden Abschnitte mitgeteilt sind: Griechenlands Lage und Bevölkerung; Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst; Künste der Griechen; Sitten und Staatsweisheit der Griechen; wissenschaftliche Übungen der Griechen; Geschichte der Veränderungen Griechenlands; allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlands. Entsprechende Abschnitte über die römische Kultur folgen.

Man wird ohne Zweifel mit dieser Auswahl einverstanden sein, da die ausgezogenen Betrachtungen am besten in Wechselwirkung zum geschichtlichen Unterrichte auf dieser Stufe gesetzt werden können.

Die Anmerkungen sind dem Zwecke entsprechend; sie weisen, was bei einem Schriftsteller wie Herder notwendig ist, nicht selten auf syntaktische Eigentümlichkeiten und auf schwierigere Satzkonstruktionen hin.

3) **Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea** von L. Cholevius. Dritte, verbesserte Auflage von Gotthold Klee. Leipzig 1897, B. G. Teubner. XVIII u. 252 S. 8. 3 M.

Will man der Jugend einen Herz und Geist erfrischenden Einblick in das deutsche Familienleben gewähren, wie es von einem der gröfsten Menschen- und Herzenskenner aller Zeiten ebenso treffend als anmutig dargestellt worden ist, so mufs man, wie es ja unsere Lehrpläne von 1892 für Sekunda vorschreiben, mit ihnen Hermann und Dorothea lesen. Auch die harmonische Vereinigung hellenischen und deutschen Geistes dürfte wohl durch keine Lektüre offenkundiger werden, als gerade bei der Durchdringung dieses unvergleichlichen idyllischen Epos.

Allerdings über das Mafs des den Schülern an Erläuterungen zu Bietenden werden die Ansichten der Schul-

männer stets auseinander gehen. Der eine wird dies, der andere jenes unbesprochen lassen, der eine mehr in dieses, der andere mehr in ein anderes Gebiet bei seiner Erklärung eindringen.

So viel ist jedenfalls sicher: die vorliegende Erläuterungsausgabe zu Hermann und Dorothea wird allen gerecht werden; nur können wir nicht einsehen, warum der Text fast in extenso beigegeben ist, da diesen doch jeder Lehrer und jeder Schüler in seiner Ausgabe besitzt.

Als leitender Grundsatz bei seinen Erläuterungen wird von Cholevius in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe betont: „Man hat die Jugend darauf hinzuführen, dafs das Gedicht, welches sie liest, ein Gebilde des erfindenden und gestaltenden Geistes, dafs es ein Werk der Kunst sei". Es ist deshalb sein Bestreben, das allmähliche Werden und Entwickeln der Handlung und der Charaktere aufzuzeigen, nicht blofs äufserlich zu berichten, was in den einzelnen Abschnitten geschieht. Wir können dieser Lehrweise nur zustimmen.

Es sind 24 Fragen zu schriftlicher Behandlung oder Disponierung aufgestellt, die wohl meist gebilligt werden dürften. Wir erwähnen die folgenden: 6. Was Dorothea erlebt hat, bevor sie in dem Gedichte auftritt. 16. Dafs der Apotheker bei allen seinen Schwächen kein verächtlicher Mann sein konnte, da der Geistliche und der Wirt mit ihm so vertraulich umgingen. 23. Welche Episoden das Gedicht enthält, und wie sie in jedem einzelnen Falle motiviert sind.

Im einzelnen zerfällt das interessante Buch in folgende Abschnitte: I. Ästhetische Einleitung; II. Historische Einleitung; III. Erläuterung. Besonders die historische Einleitung (S. 57—77) ist sehr schön geschrieben und enthält alles Notwendige in knappster Form.

Niemand, der das Werkchen mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird es ohne reichliche Anregung aus der Hand legen. Die oben schon berührten Kürzungen vorausgesetzt, sagen wir ihm eine weite Verbreitung voraus.

Homburg v. d. Höhe. W. Bauder.

G. Zart, Chidher in Sage und Dichtung. Hamburg 1897, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 24 S. Text und 3 S. Anmerkungen. 8. 0,75 M. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. Zwölfte Serie. Heft 280.)

Die genannte Schrift giebt mehr, als der Titel verspricht. Es werden nicht nur die mannigfachen Gestaltungen, in denen die Vorstellung von Chidher im Morgenlande erscheint, durchgegangen, sondern auch deren abendländische Ausläufer. Vor allem wird das Rückertsche Gedicht „Chidher" einer eingehenden Betrachtung unterzogen, sowie der physische Ursprung der ganzen

Sage nachgewiesen und bis auf Aristoteles zurück verfolgt. Über das eigentliche Wesen Chidhers war man bisher im Unklaren. Die Vermutungen und Hypothesen auch der abendländischen Gelehrten widersprachen einander.

H. J. Müller.

Max Rothstein, Die Elegien des Sextus Propertius. 1. Band: 1. u. 2. Buch. XLVIII u. 375 S. 8. 6,00 M; 2. Band: 3. u. 4. Buch. 384 S. 8. 6,00 M. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung.

Die neue Ausgabe der Elegieen des Properz wird jedem Freunde römischer Dichtkunst willkommen sein; endlich wieder eine erklärende Ausgabe dieses Dichters, dessen Verständnis so viel Schwierigkeiten bereitet. Gründliche Kenntnis der Litteratur und feinsinniges Eingehen auf die Eigenart des Dichters haben hier ein Werk von bleibendem Wert geschaffen. Erfreulich ist auch die Art der Auseinandersetzung mit abweichenden Ansichten: nicht grimmige Polemik, wie sie sonst auf diesem Gebiet leider nur gar zu sehr üblich war; vielmehr wird, wohl nach dem Vorbilde der vornehmen Art Vahlens, die eigene Ansicht begründet, wodurch zugleich die irrigen Erklärungsversuche anderer widerlegt werden.

Die Einleitung bietet zunächst eine Lebensbeschreibung des Dichters, in der die Fragen nach dem Geburtsort des Properz und nach der Herausgabe der einzelnen Bücher ausführlich erörtert werden; dann folgt eine kurze Geschichte der Entwicklung der Elegie bei den Alexandrinern sowie ihres Einflusses auf die augusteischen Dichter, und namentlich auf Properz; ferner eine Charakteristik der Cynthia und des Verhältnisses, in welchem Properz zu ihr stand; endlich eine Abhandlung über das elegische Distichon und die Sprache des Properz. — Der Text bietet eine neue Rezension des Dichters, obwohl Verfasser erklärt, dafs dieser Ausgabe kritische Zwecke fern lagen; aber ein Anhang enthält alle Abweichungen von der Wolfenbütteler Handschrift (N) und der Haupt-Vahlenschen Ausgabe (steht nicht IV 3, 11 in N *parce*?). Wie diese schliefst sich Verf. möglichst eng an N an; dabei gelingt es ihm, an einer Reihe von Stellen bisher nicht beachtete Lesarten dieser besten Handschrift neu zur Geltung zu bringen. Eigene Vermutung ist wohl I 7, 16 *quam nolim nostros te violasse deos!* Manche wertvolle Abhandlung findet sich aufserdem in diesem Anhang, so über die Deklination griechischer Namen bei Properz; über die Musenquellen; über die Teilung des 2. Buches, die mit Recht verworfen wird; über die Einweihung des palatinischen Apollotempels, die Situation der Corneliaelegie, antiquarische Fragen und vieles andere. Hier bedauert man es, dafs Verf. nicht mehr Angaben über die neuere Properzlitteratur bringt; neben den Aufsätzen von Vahlen, Maafs und Reitzenstein hätte noch manche Arbeit Berücksichtigung verdient.

Der eigentliche Wert der Ausgabe liegt aber natürlich in der Erklärung der einzelnen Gedichte, welcher die Horazausgabe von Kiefsling zum Vorbild gedient zu haben scheint. Jedem Gedicht geht eine Inhaltsangabe mit eingehender Entwicklung des Gedankenganges und eine ästhetische Würdigung der Elegie voran. Die griechischen Dichter werden nach Gebühr sorgfältig zur Erläuterung herangezogen, soweit Properz ihnen einzelne Wendungen oder ganze Gedanken entlehnt hat, desgleichen die Nachahmer des Properz. Viele wertvolle sprachliche und sachliche Bemerkungen lassen es bedauern, dafs nicht durch ein kurzes Register das Nachschlagen erleichtert wird; auch hätte man hier und da eine ausführlichere Erklärung gewünscht, wie II 13, 30 über syrische Spezereien, mit deren Benennung sich das zu III 7, 49 über den macedonischen Terpentinbaum Gesagte vergleichen liefs. Jedenfalls wird die Ausgabe auch der Erklärung der anderen römischen Dichter zu gute kommen; denn vieles wiederholt sich hier formelhaft.

Nachdem ich so im allgemeinen die reichen Vorzüge der Ausgabe hervorgehoben habe, hebe ich im folgenden ein paar Stellen heraus, an denen ich dem Verf. nicht beizupflichten vermag. Rothstein ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe vollkommen bewufst gewesen und betont es ausdrücklich, dafs er oft anstatt einer sicheren Erklärung nur eine wahrscheinliche zu geben versucht hat.

I 7 sollte es in der Einleitung wohl 'in der anspruchsvolleren Form der epischen Dichtung' heifsen. — I 9, 23 *nullus Amor cuiquam faciles ita praebuit alas, ut non alterna presserit ille manu*: Amor läfst sich arglistig leicht fangen, um dann sein Opfer um so leichter zu treffen. *Alterna manu* soll dabei 'mit der Hand, die abwechselnd ruht und angreift' bedeuten. Die Worte besagen vielmehr: Amor läfst sich zwar leicht fangen, aber zur Vergeltung verwundet er dann seinerseits mit der Hand, so dafs also *alterna* statt eines Adverbs steht. — I 14, 9 *nam sive optatam mecum trahit illa quietem, seu facili totum ducit amore diem*: der Gegensatz, der durch *sive — seu* eingeleitet wird, soll hier in den Worten *trahere quietem* 'die Ruhe in vollen Zügen geniefsen' und *diem ducere* 'den Tag verbringen helfen' liegen. Sicher unrichtig; *trahere quietem* bedeutet vielmehr 'die Nacht hinziehn' und entspricht dem *ducere diem*; *amore* gehört natürlich zu beiden und der Gegensatz, den man allerdings bei *sive — sive* erwarten darf, liegt nicht in den Verben, sondern in *quietem* 'die Nacht' und *diem*. — I 15b, 29 wird interpungiert: *multa prius, vasto labentur flumina ponto, annus et inversas duxerit ante vices, quam*. Hier soll *fient* zu dem *multa prius* ergänzt werden, wie es sich bei ähnlicher Aufzählung von ἀδύνατα mehrfach findet. Aber die Möglichkeit einer derartigen Ergänzung müfste erst durch Beispiele erwiesen werden; an den angeführten Stellen (Dirae 4; Ov. tr. I 8, 7) steht

fient da. Und dann entsprechen hier doch deutlich einander in den beiden ἀδύνατα *prius* und *ante* (vgl. II 15,31 f.), wie auch Prop. III 19, 5 *citius* in ähnlicher Wendung steht. Es ist das Komma hinter *prius* zu tilgen und *multa* mit *flumina* zu verbinden; vgl. Otto, Sprichw. unter flumen 4 und 5. — II 2, 5 und III 7, 60 werden *longae manus* durch 'lange Arme' erklärt, die zu den Schönheitszeichen der Menschen gerechnet werden. — II 13, 25: die hier nach Vulpius gegebene Erklärung der berühmten *tres libelli* scheint mir nicht glücklich zu sein. Nach Rothstein nimmt Properz die Gedichtbücher aus seiner Bibliothek mit in das Totenreich hinab, und zwar griechischer Dichter, um auch im Tode seine frühere dichterische Thätigkeit fortsetzen zu können, wozu er seine griechischen Vorbilder gebraucht; diese will er dann der Herrscherin der Unterwelt als Geschenk darbringen (!). Einer solchen künstlichen Erklärung bedarf es nicht, um die im 2. Buche der Gedichte stehenden Worte *tres libelli* zu deuten, und namentlich steht sie im Widerspruch zu den Worten *sint pompa*, welche nicht bedeuten können 'ich will sie mit hinabnehmen ins Totenreich'. Properz sagt: 'sterbe ich einst, so soll mein Begräbnis so einfach wie möglich sein, nur drei Gedichtbücher mögen mir das Geleit geben', so dafs *tres* und *pompa* im Gegensatz zu einander stehn. Wenn nun das Gedicht, das diese Worte enthält, im 2. Buch sich findet, so erklärt sich dies daraus, dafs Properz damals mitten im reichsten dichterischen Schaffen stand und selbst, wenn er von Todesahnungen erfüllt war, wie sie zu Anfang dieser Elegie angedeutet werden, hoffen konnte drei Bücher zu hinterlassen. Dabei war wohl die beim Totenkultus übliche Dreizahl (vgl. I 224) mitbestimmend. — V. 38 desselben Gedichts war *Pthii* zu schreiben. Dies ist die richtige, inschriftlich wie handschriftlich bezeugte Orthographie des Wortes, wie Mommsen nachgewiesen hat. Wenn in N *pythii* steht, so ist dies aus *pthii* mit darübergeschriebenem *y* (*pthyi*; dieses *y* steht z. B. im cod. V) entstanden. Dieselbe Variante findet sich Cat. 64, 35. — II 31, 5 wird *hic* als Adverb in dem Sinne gefafst, dafs der Dichter von seinem Standpunkt aus die Apollostatue sieht. Das mufste doch wohl *hinc* heifsen; auch fehlt dann dem Satze das Subjekt. *Hic* ist vielmehr Pronomen. Überhaupt scheint mir die Erklärung dieses Gedichts, das Verfasser nicht von der Einweihung des Tempels selbst im Oktober des Jahres 28, sondern von einer später erfolgten Eröffnung der zum Tempel gehörigen Halle verstanden wissen will, zu künstlich. Rothstein nimmt seine Zuflucht zu dieser Erklärung, um ein chronologisches Bedenken zu beseitigen: wäre das Gedicht im Jahre 28 verfafst, so müfste es, meint er, im 1. Buche der Gedichte stehen, das im J. 27 erschien. Aber steht dieses Datum so fest? Und mufste denn jedes Gedicht, das bis zum J. 27 von Properz verfafst war, im 1. Buche enthalten sein? Warum nicht II 20 (vgl. zu v. 21)? Hat nicht auch Horaz manches Lied,

das wohl einer früheren Zeit angehört, erst im letzten Buch seiner Oden veröffentlicht? Und gilt nicht dasselbe von dem letzten Buch des Properz, in dem sich gleichfalls 'Nachklänge der alten Erotik' finden, deren Entstehung doch wohl einer früheren Zeit angehört? — III 1, 31 vertritt in den Worten *exiguo sermone fores nunc, Ilion, et tu, Troia, nunc* allerdings einen Bedingungssatz, aber des Inhalts: wenn du nicht bei der Nachwelt durch das Lied des Dichters berühmt geworden wärest; dies lehrt v. 33 *ille tui casus memorator Homerus.* — III 11, 37 werden die Worte *issent Phlegraeo melius tibi (Pompeio) funera campo* von einer Erkrankung des Pompejus in Neapel im J. 50 verstanden, der er bald erlegen wäre. Aber der Pentameter *vel tua si socero colla daturus eras* lehrt, dafs hier nicht von einer Krankheit, von der Pompejus besser hinweggerafft wäre, sondern von dem Tode in der Schlacht bei Pharsalus die Rede ist: es wäre besser gewesen, er wäre in der Schlacht gefallen, oder auch, er wäre damals in die Gefangenschaft Cäsars geraten. — III 18, 21 ist doch wohl beide Male *huc* zu lesen: *sed tamen huc omnes, huc primus et ultimus ordo.* Rothstein behält das *hoc* des cod. N, das an erster Stelle überliefert ist, bei und fafst es als Neutrum des Pronomens, zu dem er *patimur* ergänzt. Dieses *hoc* scheint mir vielmehr auf die Form *hoc* = *huc* hinzuweisen, die sich auch sonst in N findet; vgl. Wölfflin im Archiv f. lat. Lex. u. Gramm. 7, 332, dessen Sammlung keineswegs erschöpfend ist. — V. 32 ist es nicht nötig, das überlieferte *tuae* in *suae* umzuändern: *animae tuae* ist dann natürlich der Wind, der den Nachen Charons an das Ufer der Unterwelt hinübertreibt, und *inane* steht absolut. Nach Rothstein soll das Subjekt in *portent* selbst liegen: die Träger. — IV 3, 43 (*Hippolyte*) *texit galea barbara molle caput*: Rothstein verbindet *galea barbara*, indem er *galea* als Nominativ fafst, weil sonst ein Tadel gegen Hippolyte ausgesprochen würde, der hier unmöglich sei. Ist es schon metrisch bedenklich, den Nominativ *galea* zu messen, so verstehe ich aufserdem nicht, inwiefern in diesen Worten, wenn man *galea* als Ablativ versteht, ein Tadel der Amazonenkönigin liegen soll. Der Sinn ist doch: 'in kriegerischer Rüstung zog sie in die Schlacht; dürfte ich es ihr gleichthun'. *barbara* gehört vielmehr zu *Hippolyte*, wie *barbarus Hector* III 8, 31; auch wäre der Wechsel des Subjekts zu *tulit* und *texit* störend. — V. 51 scheint mir *nam mihi quo?* nicht richtig aufgefafst zu sein. Es soll heifsen: 'wohin soll ich, was soll ich mit mir anfangen?' Es heifst, wie die folgenden Worte *Poenis tibi purpura fulgeat ostris* lehren: 'wozu soll für mich der Schmuck angelegt werden? für dich nur möchte ich mich schmücken'. Ebenso scheint mir v. 52 die Erklärung von *crystallus* 'Kügelchen zur Abkühlung der Hand' wegen *ornet* verfehlt; es bezeichnet einen Fingerring. — IV 11, 20 wird von Rothstein konstruiert: *vindicet ossa mea in sortita pila* 'er möge durch die Entscheidung

der Urne, durch das Gericht, das er bestellt und das einen günstigen Spruch fällt, mich von aller Schuld befreien'. Dies erregt manche Bedenken: dürfte dann *in* stehen? Kann, wie Rothstein will, zu *vindicet* ohne weiteres *a damnatorum poenis* ergänzt werden? Kann die Präposition *in* (die Stelle lautet *in mea sortita vindicet ossa pila*) mit *pila* verbunden werden? gehört sie nicht unbedingt zu *mea ossa*? Die Stellen, welche Rothstein für die Trennung der Präposition vom Substantiv zu II 9, 18 anführt, sind doch verschieden. — V. 24 wird zu den Worten *fallax Tantaleo corripere ore liquor* ein Begriff wie *vacet* ergänzt, *corripere* als Infinitiv mit *fallax* verbunden und *ore* als Dativ gefafst: sicher verkehrt. *corripere* ist Imperativ und entspricht den Konjunktiven *vaces* und *taceant*. Überhaupt ergänzt mir Rothstein zu oft spezielle Verbalbegriffe. Auch kann ich einen Dativ *ore* für Properz so wenig anerkennen wie einen Dativ *vertice* I 14, 5 u. IV 1, 125, und *limine* oder *sanguine* (vgl. zu I 14, 5). — V. 30 werden die Worte *Afra Numantinos regna loquuntur avos* erklärt: Afra et Numantina regna Africanos et Numantinos avos loquuntur, für die Heldenthaten der beiden Scipionen legen die von ihnen unterworfenen Länder Zeugnis ab. Eine derartige Zerlegung und Wiederverknüpfung der Begriffe scheint mir doch unzulässig. — V. 51 steht *vel—vel* wohl, wie öfter, für *nec—nec* oder *aut-aut*. — Das Distichon v. 65/66 soll nach der Bemerkung auf S. 382 am falschen Platz stehen. Dafs es den richtigen Platz einnimmt, ist bereits von Herzog nachgewiesen. Ich habe an anderer Stelle weitere Belege für diese Griechen und Römern eigentümliche Art der Anordnung, die von der unsrigen allerdings abweicht, beigebracht. — v. 72: sollte nicht doch Kiefslings Erklärung für *libera fama* = liberorum fama möglich sein? Vgl. aufser dem von Rothstein schon angeführten III 7, 10 *cognatos rogos* noch Ovid. fast. 3, 204 *propinqua bella*. — V. 93 läfst sich das überlieferte *sentire* wohl halten, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe. — Die Erklärung des 94. Verses scheint mir nicht nur sehr gekünstelt, sondern geradezu unmöglich, da *vacare* nicht = *patere* ist. — V. 102 endlich ist das blofse *aquis* in dem verlangten Sinne unverständlich und deshalb in *avis* umzuändern, trotz der Überlieferung in N.

Noch an mancher Stelle hege ich Bedenken gegen die vorgeschlagene Erklärung. Der Fülle des Guten gegenüber sind sie unbedeutend und vermögen den Wert des Ganzen in keiner Weise zu schmälern, selbst wenn sie alle gerechtfertigt sind.

Berlin. K. P. Schulze.

Tacitus' Germania, für den Schulgebrauch übersetzt und herausgegeben von Friedrich Seiler. Leipzig 1897, G. Freytag. 48 S. kl. 8. 0,40 M.

Verfasser, der sich schon durch seine Schulausgabe der Germania und durch die Schrift „Die Entwicklung der deutschen

Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes“ als tüchtiger Kenner der Urzeit unseres Volkes bewährt hat, bietet in Freytags Sammlung von Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht eine Übersetzung der Germania zum Gebrauche für lateinlose Schulen. Verdient schon das Bestreben, die ehrwürdigste Urkunde über Deutschland den weitesten Kreisen der deutschen Jugend zugänglich zu machen, Anerkennung, so können wir auch der Ausführung im wesentlichen zustimmen. In einer kurzen, ihrem Zwecke entsprechenden Einleitung werden die wichtigsten Angaben über Leben und Schriften des Tacitus gemacht, während ein besonderer Abschnitt in klarer und anschaulicher Weise die Tendenz und Bedeutung der Germania behandelt. Die Übersetzung selbst ist möglichst wortgetreu gehalten und sucht mit Recht die eigentümliche Kraft und lakonische Kürze der lateinischen Vorlage nachzubilden. Dafs dabei der Ausdruck uns zuweilen fremdartig berührt und Härten nicht völlig vermieden sind, ist begreiflich. Ich erwähne den unvermittelten Übergang in die indirekte Rede ‘und dies seien echte und alte Namen’, ferner Wendungen wie: die Götter mit Wänden (statt: in Tempelmauern) einschliefsen und ‘etwas in die Zukunft Schauendes’, wo ich ‘Ahnungsvolles’ vorschlage. Erläuternde Bemerkungen am Schlusse suchen dem ersten Verständnisse des Schülers zu Hilfe zu kommen, ohne dem Unterrichte im wesentlichen vorzugreifen. Nach dem Gesagten kann das Büchlein, dessen Brauchbarkeit übrigens durch Beigabe einer Karte noch erhöht werden würde, den oben bezeichneten Anstalten zum Gebrauch recht wohl empfohlen werden.

Halle a. S. H. Knauth.

Ph. Kaufmann, K. Pfaff und Th. Schmidt, Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia. Vierter Teil: Für Tertia. Leipzig 1897, B. G. Teubner. VI u. 214 S. 8. 2,00 M.

Für den vierten Teil dieser Lehr- und Übungsbücher wurde der Stoff gröfstenteils aus Cäsars bellum Gallicum entnommen; und zwar sind gemäfs der üblichen Auswahl und Verteilung der Lektüre für die Untertertia der Krieg gegen die Helvetier, der Krieg gegen die Belgier, Galbas Expedition gegen die Alpenvölker, Crassus’ Feldzug nach Aquitanien und der erste Feldzug nach Britannien bestimmt, für die Obertertia der Kampf mit Ariovist, der Feldzug gegen die Usipeter und Tenkterer, die Schilderung der Kelten und Germanen und der Kampf mit Vercingetorix.

Um jedoch einen zu engen Anschlufs an den Text der Kommentarien zu vermeiden, wurden auch andere litterarische Quellen zur Ergänzung von Cäsars Darstellung herangezogen und auch einige mittelbar mit dem Inhalt der Kommentarien im Zusammenhang stehende geschichtliche Stoffe eingefügt. So eine Geschichte Massilias, die Sitten der Belgier, das Verpflegungswesen

im römischen Heere, der Festungskrieg der Römer, die Märsche des römischen Heeres, eine Geschichte des grofsen und kleinen St. Bernhard, eine Geschichte Britanniens unter den römischen Kaisern, eine Ergänzung von Cäsars Bericht über die Kulturzustände bei Kelten und Germanen und eine Charakteristik Cäsars auf Grundlage der Kommentarien. Auch für diese Stücke ist der Wort- und Phrasenschatz meist dem bellum Gallicum entlehnt.

Zu den zusammenhängenden Stücken, deren Deutsch ziemlich lesbar ist und in welchen die Verbindung der Sätze durch Konjunktionen deutlich hervorgehoben ist, treten, um eine möglichst vielseitige Einübung der syntaktischen Regeln zu ermöglichen, Einzelsätze hinzu, die zumeist geschichtlichen Quellen entnommen sind. Und gewifs sind Einzelsätze besonders für die Anwendung solcher syntaktischer Erscheinungen durchaus notwendig, welche verhältnismäfsig selten sind und deren Verarbeitung in zusammenhängenden Stücken eine geschmacklose Überhäufung verursachen würde. Übrigens bilden auch diese sogenannten Einzelsätze recht häufig kleinere zusammenhängende Gruppen von Sätzen, was sehr zu billigen ist.

Rastenburg. O. Josupeit.

Carl Hachtmann, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros vierte Rede gegen Verres. Gotha 1898, F. A. Perthes. IV u. 39 S. 8. Kart. 0,80 M.

Diese Übungsstücke, die sich an Ciceros vierte Verrina anschliefsen, enthalten, Kapitel um Kapitel verfolgend und höchstens manchmal zwei Kapitel zusammenfassend, eine freie Umschreibung des Inhalts der ganzen Rede. Die rhetorische Form ist durchweg in die erzählende verwandelt. Dabei wird planmäfsig und geschickt die ganze Mannigfaltigkeit der syntaktischen Regeln allmählich zur Anwendung gebracht. Da die Wendungen meist in dem behandelten Kapitel des Textes gegeben sind und die Sprache sich durchaus der Einfachheit befleifsigt, ohne durch gesuchte moderne Ausdrücke die Übersetzung zu erschweren, so sind Hilfen fast gar nicht angegeben und auch nicht erforderlich. Es mufs ein Primaner, der sein Cicerokapitel mit Aufmerksamkeit gelesen hat, mit Leichtigkeit imstande sein, diese Übersetzungsstücke schriftlich oder mündlich ex tempore zu übersetzen. Die Perioden sind bereits fertig gegeben, durchaus nicht immer zum Vorteile des Deutschen, aber sicherlich zu dem Zwecke einer raschen Übertragung. Der Druck ist sauber, einige Versehen und Unebenheiten werden leicht bemerkt und verbessert werden. In Nr. 3 erfordert der Zusammenhang des Satzes und die Darstellung bei Cicero, dafs geschrieben werde: daher habe es ihm nicht frei gestanden, alle kostbaren Dinge fortzuschleppen; in Nr. 8 mufs es natürlich Cilicien statt Sicilien heifsen; in Nr. 20 ist der Ausdruck Ciselierarbeiten nicht gut; in Nr. 43 ist der letzte Satz: 'indem

Cicero ... erklärt, ... fährt er fort', nicht zu verstehen, es müfste wenigstens heifsen: nachdem Cicero ... erklärt hat, aber auch dann noch entspricht die Darstellung nicht den Thatsachen. Wenn in Nr. 30 gesagt wird, Scipio habe den Sicilianern ihre in Karthago erbeuteten Kunstdenkmäler wiedergegeben, 'um die sicilischen Gemeinden für sich zu gewinnen', so ist dies eine nicht begründbare Vermutung, es war diese Handlung vielmehr, wie Valerius Maximus richtig angiebt, ein Ausflufs der Humanität Scipios.

Der Verf. bemerkt in seinem Vorworte, dafs die Forderung in den preufsischen Lehrplänen und Lehraufgaben vom Jahre 1892: Die Übersetzungen 'sind einfach zu halten und fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln' in ihrem letzten Teile nicht streng befolgt werden könne, am wenigsten bei Dichtern und bei Schriftstellern wie Tacitus. Das ist nicht zu bestreiten; die freiere Gestaltung des Stoffes in den vorliegenden Stücken hält ein richtiges Mafs inne, auch könnte man doch Übersetzungsstücke, die etwa Satz für Satz dem lateinischen Texte nachgehen, gar nicht drucken lassen, sie würden den Schülern geradezu als Eselsbrücke dienen. Wenn aber fleifsige Schüler die passende Übersetzung einzelner Ausdrücke in den Stücken suchen, so läfst sich dagegen wohl nichts einwenden. Zur Befestigung der Lektüre und Einübung der syntaktischen Regeln erblickt daher Ref. in diesen zu vielem mündlichen Übersetzen auffordernden Übungsstücken ein gutes Unterrichtsmittel. Für die Anfertigung der häuslichen Exercitien freilich werden aufserhalb des Bereichs der preufsischen Lehrpläne andere Stoffe immer noch bevorzugt werden, vor allem ist es aber nötig, dafs der Schüler eine lateinische Periode selbst zu bauen genötigt wird. Das ist jedenfalls auch die Meinung des Verf.s, dem die Stücke nur 'als Unterlage bei den in der Klasse gefertigten Arbeiten gedient haben'. Eine in gleicher Weise fortgesetzte Behandlung noch anderer in der Schule vielgelesener Schriften wird daher mit Dank angenommen und gewifs viel benutzt werden.

Gera. Richard Büttner.

H. J. Müller, Übungsstücke im Anschlufs an lateinische Schriftsteller, und zwar im Anschlufs an 1) Cicero p. Archia 10 S., 2) Cicero p. Ligario 9 S., 3) Cicero in Q. Caecilium 10 S., 4) Cicero in Verrem IV, 32 S.) Cicero p. Deiotaro 7 S., 6) Cicero p. Milone 15 S., 7) Cicero p. Sestio 18 S. (1.—7. Ergänzungsheft zu Chr. Ostermanns lateinischen Übungsbüchern). Leipzig 1898, B. G. Teubner. 8. cart.

[1]) Jedes der vorliegenden 7 Heftchen bietet auf wenigen sehr klar gedruckten Seiten Übungsstücke im Anschlusse an die betreffenden Reden. Jedes der Stücke enthält eine abgeschlossene Gedankengruppe, welche der Vertiefung des Inhaltes der Rede dient, indem sie historische oder kulturelle Bemerkungen einflicht. Die Stücke folgen dem Gange der Rede, indem jedesmal mehrere

Paragraphen zusammen behandelt werden, halten sich aber, entsprechend den Bemerkungen im Zentralblatte der Unterrichtsverwaltung in Preufsen, Juniheft 1897, von Retroversionen fern und sichern so ein selbständiges Arbeiten der Schüler. In betreff der Benutzung der Heftchen ist wohl in erster Linie an Obersekunda gedacht, doch bieten sie auch dem Primäner genug. Ihm können gerade die kurzen Reden Ciceros zur Privatlektüre aufgegeben werden, und diese läfst sich durch Benutzung der Vorlagen zum mündlichen Übersetzen zweckmäfsig kontrollieren. Anerkennenswert ist es, dafs in ihnen darauf bedacht genommen ist, das grammatische Wissen der Schüler zu erhalten und zu erweitern, da ja ohne dies eine erspriefsliche Lektüre der Schriftsteller seitens der Schüler undenkbar ist. Wer aber von den Fachlehrern hat nicht die Erfahrung gemacht, wie rasch das grammatische Wissen schwindet, wenn es nicht fortwährend durch ernste Übungen gegenwärtig gehalten wird; solche Übungen sind aber jetzt noch mehr nötig als früher, nachdem die Stundenzahl für das Lateinische gekürzt ist. Auch die Aufmerksamkeit der Schüler wird hierdurch geschärft und wachgehalten. Besonders anerkennend verdient hervorgehoben zu werden, dafs der Verf. das stilistische Element der lateinischen Sprache in seinen Vorlagen zur Übung bietet, ohne jedoch hierbei über das für die Schule zulässige Mafs hinauszugehen. Rhetorisches ist mit Recht ferngehalten: es dient zu sehr der Phrase, und sie wollen wir in diesen Übungen ebensowenig pflegen, wie sie nach meiner Ansicht früher in den lateinischen Aufsätzen zugelassen werden durfte. Einübungen des stilistischen Elementes dagegen fördern wesentlich die Schriftstellerlektüre, da es ja bei der Übersetzung ins Deutsche fortwährend berücksichtigt werden mufs.

Der deutsche Ausdruck der Vorlagen, dessen Charakter sicherlich für die Gewöhnung der Schüler an gutes Deutsch von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, verdient nach meiner Ansicht rechtes Lob: er ist frisch und anregend; und das ist bei dem Streben, der Grammatik zu dienen, nicht leicht. Nur hier und da dürfte vielleicht ein Satz etwas zu lang sein.

Ein besonders glücklicher Griff scheint mir die Herausgabe in Einzelheften zu sein. Hierdurch ist man nicht gezwungen, aufser den Stücken, die man im Unterricht im Anschlufs an die Lektüre behandeln will, noch eine grofse Anzahl anderer mit in den Kauf zu nehmen. Dabei ist der Preis der einzelnen Hefte (20—40 Pf. das Heftchen) so gering, dafs ihre Anschaffung auch mit Rücksicht auf den Kostenpunkt sehr erleichtert wird.

Nach allem glaube ich sagen zu dürfen, dafs die Heftchen einem Bedürfnisse entgegenkommen.

Marburg i. H. J. Loeber.

2) Im vorigen Jahre ist zum vierten Teile von Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern ein Anhang mit Übungsstücken im Anschlufs an die Klassenlektüre der Untersekunda erschienen und von mir in dieser Zeitschr. 1897 S. 482 f. angezeigt worden. Dem dort Gesagten habe ich nichts hinzuzufügen. Das eine aber möchte ich noch einmal betonen: solche Übungen sind sehr geeignet, in Grammatik und Wortschatz eine sichere Grundlage zu legen und zu erhalten. Darum habe ich das Erscheinen der vorliegenden 7 neuen Übersetzungsvorlagen mit Freuden begrüfst. Ich glaube, dafs hier zugleich eine praktische Frage ihrer Lösung näher gebracht wird. Wenn nämlich der Übersetzungsstoff, wie es hier geschehen ist, in lauter getrennten, ganz billigen Einzelheften herausgegeben wird, so kann die einzelne Schule, nach eigener Wahl und nach Bedürfnis wechselnd, sich ein eigenes Übungsbuch zusammenstellen. Und damit würde ein zweifacher Übelstand beseitigt, den ein festliegendes Übungsbuch notwendig mit sich führt: dieses scheidet entweder eine Menge geeigneter Litteratur aus und beschränkt so die Auswahl und Abwechselung in der Lektüre; oder es wird sehr umfangreich und damit auch sehr teuer, enthält dann aber eine grofse Menge jeweils nicht verwendbaren Stoffes, der mit in den Kauf genommen werden mufs, und befriedigt doch nicht alle Wünsche (denn mit Übungsstücken zu allen in der Schule gelesenen Schriftwerken würden mehrere Bände gefüllt werden).

Wenn man z. B. in einzelnen Klassen jahrein jahraus dieselbe Rede Ciceros, denselben Abschnitt aus Livius lesen mufs, so kann dadurch leicht dem Lehrer die für einen gedeihlichen Unterricht nötige Frische vermindert werden. Darum wollen wir eine reiche Auswahl in der Lektüre zur Verfügung haben, und darum ist es sehr zu wünschen, dafs der Verf. noch mehr solche Übungsstücke veröffentlicht.

Die hier bearbeiteten Reden sind eine recht geeignete Schullektüre; sie führen uns ein wichtiges Stück römischen Lebens vor und zeigen uns den Schriftsteller als Mensch von hoher Bildung, als Redner und Sachwalter in seinem eigentlichen Element.

Malmedy. Theodor Büsch.

---

1) K. A. Martin Hartmann, Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Leipzig 1897, Dr. P. Stoltes Verlagsbuchhandlung. VIII u. 194 S. 8. 3 M.

Der Titel des Buches könnte leicht falsche Vorstellungen über seinen Inhalt erwecken; es sei darum vorweg bemerkt, dafs über die ästhetischen Eindrücke, die der Verfasser auf seiner Reise empfangen hat, kein Wort darin gesagt ist. Man wird dies bedauern; denn auch der auf einer Studienreise begriffene Neu-

philolog geht nicht achtlos an landschaftlichen Reizen, an den in Museen aufgespeicherten Kunstschätzen, an geschichtlich denkwürdigen oder durch Schönheit hervorragenden Bauwerken in den von ihm berührten Gegenden vorbei.

Die Beobachtungen über Land und Leute beschränken sich so ziemlich auf Feststellung der Thatsache (S. 25 ff.), dafs politische Abneigung oder nationaler Hafs gegen uns Deutsche dem Verf. nirgend entgegengetreten sind. Man kann sich dieser Mitteilung freuen, ohne darum dem von Hartmann (S. 35) gestellten Ansinnen zuzustimmen, dafs wir zum Danke dafür und um die französische Empfindlichkeit nicht zu reizen, von jetzt ab auf die Feier des Sedantages in Deutschland verzichten sollten. Ein strenger Kritiker könnte sogar in diesem Vorschlage einen bedauernswerten Mangel an Nationalgefühl auf seiten dessen, der ihn gemacht hat, erblicken.

Auch anderes ist auffallend. Mancher würde gewifs den französischen Lehrer einen Lumpen schelten, der gegen sein pädagogisches Gewissen einen Schüler nachträglich versetzt, weil für diesen ein einflufsreicher Abgeordneter sich interessiert, von dessen Stimme in der Kammer die Bewilligung einer von den Lehrern geforderten Ortszulage abhängig ist. Herr Hartmann sagt dazu auf S. 126 wörtlich: „Was ist unter diesen Umständen dem Lehrer anders übrig geblieben, als in eine Änderung seiner Zensur zu willigen? Und wer möchte den Mut haben, ihn deshalb zu verurteilen?“ — Ebenso tadelt es unser Verf. nicht (S. 132 f.), wenn ein grofser Teil der akademisch gebildeten Lehrer Frankreichs für eine im öffentlichen Interesse gebotene, auch von ihnen selbst als notwendig erkannte Reform des Baccalaureats nicht eintreten, weil sie dadurch eine nicht unbeträchtliche Nebeneinnahme verlieren würden. Der Satz, „dafs Privatinteressen niemals über öffentliche Interessen gehen dürfen“, ist ihm eine kahle Abstraktion, mit der man „die Verhältnisse, wie sie nun einmal sind, nicht aus der Welt schafft“. — Ich hebe diese kleinen Züge nur deshalb mit einigem Nachdruck hervor, weil leider in unserer Zeit die Gefahr nicht ganz fern liegt, dafs eine solche Gesinnung, die in Frankreich thatsächlich herrscht, in unserer höheren Lehrerschaft sich weiter ausbreiten könnte.

Ihrem wesentlichen Inhalte nach stellt sich die zu besprechende Schrift als ein Bericht über den heutigen Stand des neusprachlichen Unterrichts in Frankreich dar. Das Material dazu ist gesammelt auf einer Reise, welche der Verf., jetzt Professor am Königlichen Gymnasium zu Leipzig, von Ende September 1895 bis Ende März 1896 im Auftrage des Königlich Sächsischen Unterrichtsministeriums unternahm, auf welcher er St. Gallen, Genf und in Frankreich Paris und 15 gröfsere Provinzialstädte berührte und in 72 Schulen 318 Lektionen von 238 verschiedenen Lehrern und Lehrerinnen beiwohnte. Die Verarbeitung eines so um-

fassenden Beobachtungsmaterials würde für die Fachgenossen unzweifelhaft noch interessanter und wertvoller, als sie in Wirklichkeit ist, zu machen gewesen sein, wenn der Verf. sich nicht gar zu einseitig auf den Standpunkt des Neuphilologen und als solcher wieder auf einen engherzigen Parteistandpunkt gestellt hätte.

Herr Hartmann ist, wie die Fachgenossen aus seiner Schrift über „Die Anschauungsmethode im neusprachlichen Unterricht" (Wien, Hölzel 1895) wissen, ein begeisterter Anhänger des sogenannten direkten Verfahrens, das die fremde Sprache womöglich ganz ohne Benutzung der Muttersprache lehren will. Fast die Hälfte seines neuesten Buches (S. 1—23 und 54—118) ist demzufolge mit langatmigen Berichten über den Verlauf von Lehrstunden angefüllt, in denen diese Methode zur Anwendung kam. So erfahren wir denn mit peinlichster Genauigkeit, wie Herr X. im deutschen Unterrichte die Zahl der im „Schulsaale" vorhandenen Tische, Stühle, Bänke und „Schulsäcke" durch seine Schüler bestimmen liefs und durch welche Kunstmittel Fräulein Y. in englischer Sprache ihren Schülerinnen das Bekenntnis entlockte, ob sie Milch, Kaffee oder Suppe zum Frühstück geniefsen. Über alles, was abseits dieses Weges liegt, wird schnell hinweggeglitten oder kurzer Hand der Stab gebrochen.

Dem gegenüber ist denn doch hervorzuheben, dafs von der direkten Methode in ihrer Gesamtheit dasselbe gilt, was der treffliche Inspecteur général M. Jost unserem Verf. speziell über die Méthode Gouin gesagt hat: sie ist eines der verschiedenen Verfahren, die im neusprachlichen Unterrichte mit einander abwechseln müssen, aber „man darf es nicht mit zu einseitiger Ausschliefslichkeit anwenden" (S. 105). Die Sprechübungen, die sich auf die unmittelbare Umgebung des Schülers beziehen, die sich an den Lektürestoff oder vielleicht auch einmal an ein Anschauungsbild anschliefsen, sind ein Mittel, dessen man sich von Zeit zu Zeit bedienen mag, um den Unterricht zu beleben, um das von den Schülern erworbene Wissen in lebendiges Besitztum umzuwandeln. Aber ohne systematischen Unterricht in der Grammatik, insbesondere in der Formenlehre, ohne mündliche und schriftliche Übungen im Übersetzen aus der fremden in die Muttersprache und umgekehrt geht es nicht ab; ohne innige und fortgesetzte Beziehung des von dem Schüler Neuzuerlernenden auf die in seinem Geiste bereits vorhandenen Kenntnisse und Erkenntnisse, also auf die Muttersprache, sind nach allgemein anerkannten Gesetzen der Association und Apperception wirkliche und bleibende Erfolge im fremdsprachlichen Unterricht der Schule nicht zu erzielen. Eine fremde Sprache schulmäfsig in der Art lehren zu wollen, wie das Kind seine Muttersprache oder wie der im fremden Lande Weilende die dort verbreitete Umgangssprache aufnimmt, ist ein psychologisches Unding, weil die inneren und äufseren Bedingungen, unter denen das eine und das andere geschieht, fundamental ver-

schieden sind: schon um die äufsere Ähnlichkeit herzustellen, wäre eine weit intensivere Einwirkung, eine weit länger währende Übung erforderlich, als die Schule sie überhaupt zu bieten vermag.

Glücklicherweise giebt es in Frankreich, wie ich aus eigener Wahrnehmung versichern kann, noch eine ganze Anzahl von Lehrern der neueren Sprachen, die diese Wahrheiten erkennen und danach handeln, und wäre Herr Hartmann den von ihnen angestellten Überlegungen überhaupt zugänglich gewesen, so würde das Urteil über das von ihm Wahrgenommene nicht in einzelnen Fällen so schief und ungerecht und sein Bericht reicher an Abwechslung und dadurch anziehender und belehrender ausgefallen sein.

Wie weit die Einseitigkeit in der Auffassung dieses Neuphilologen geht, zeigt sich u. a. auf S. 121, wo er allen Ernstes fordert, dafs aus dem Lehrplane des Gymnasiums, des deutschen sowohl wie des französischen, mindestens eine der dort gelehrten alten Sprachen gestrichen werde, damit die Schüler in den lebenden fremden Sprachen bessere Fortschritte machen.

Was der Verfasser sonst in dem zweiten Teil seiner Schrift über die Gründe der Mängel ausführt, die dem neusprachlichen Unterricht in Frankreich unzweifelhaft anhaften, verdient im grofsen Ganzen Zustimmung. Die Schuld liegt nicht an den Lehrern, auch nicht an den Schülern, sondern lediglich an einigen in der Überlieferung wurzelnden Einrichtungen, für die man den Weg der Reform noch nicht gefunden oder noch nicht betreten hat. Vor allen Dingen sind in dieser Beziehung mit Hartmann zu nennen: die im Verhältnis zu den Lehraufgaben zu knapp bemessene Zeit, die mangelnde Strenge bei der Versetzung, die verkehrte Anlage des Baccalaureats, der Fluch des (übrigens im Rückgange befindlichen) Internats und das fast vollständige Fehlen der theoretischen und praktischen Pädagogik in der Lehrervorbildung.

Im einzelnen habe ich zu den vom Verf. in diesem Teile entwickelten Gedanken das Folgende zu bemerken:

Herr Hartmann glaubt wahrgenommen zu haben (S. 122), dafs die zwei volle Stunden ohne Unterbrechung fortlaufende Lektion die Schüler über Gebühr ermüdete, dafs ihre Kräfte zuletzt versagten. Ich habe dies, wie ich sagen mufs, zu meiner Verwunderung nirgend beobachten können, sondern die Schüler fast ohne Ausnahme am Schlusse der zweistündigen Lektionen am Vormittag wie am Nachmittag fast ebenso frisch und spannkräftig gefunden wie zuvor. Die Erklärung hierfür liegt zunächst in der geringen Zahl der Stunden: nach den ministeriellen Lehrplänen wöchentlich nicht mehr als 20, die sich auf 5 Tage der Woche, meist morgens 8—10 und nachmittags 2—4 verteilen. Dazu kommt, dafs die Lehrer es vortrefflich verstehen, in der Art der

Beschäftigung abzuwechseln, abgesehen davon, dafs in einer Lektion nicht selten 2—3 Gegenstände, Französisch und Lateinisch, Französisch, Latein und Griechisch nach einander traktiert werden. Endlich ist nicht zu vergessen, was auch Hartmann in anderem Zusammenhange (S. 183) zutreffend hervorhebt, dafs die französischen Lehrer im allgemeinen sich mehr an einzelne als an die ganze Klasse wenden und dadurch die Kraft der Schüler durchschnittlich weit weniger, als wir zu thun pflegen, in Anspruch nehmen.

S. 128 bezeichnet Herr Hartmann mit Recht als einen Mifsstand, dafs der neusprachliche Unterricht in der VIe der französischen Schulen vielfach so gut wie von vorn begonnen werden müsse, obwohl auf dem Lehrplan der drei vorhergehenden Klassen schon Unterricht in den neuen Sprachen stehe. Er irrt aber, wenn er dies lediglich auf eine Rücksicht, die man gegenüber den Neuaufgenommenen übe, zurückführt. Auch die durch die classes élémentaires hindurchgegangenen Schüler besitzen, wenn sie in die VIe derselben Anstalt versetzt werden, nicht alle die Kenntnisse des Deutschen, die dort vorauszusetzen wären, weil in den classes élémentaires ihnen die Wahl zwischen Deutsch und Englisch freistand und einige von ihnen das letztere gewählt hatten. Am häufigsten tritt dieser Fall ein im Enseignement moderne, wo dann für die Schüler, die in den Unterklassen am Englischen teilgenommen haben, während des Jahreskursus der VIe, während dessen sie das Deutsche beginnen, ein Hilfsunterricht im Englischen eingerichtet wird, damit sie diese Sprache nicht ganz vergessen. Das hindert aber nicht, dafs sie nachher in der Ve das Englische ganz von neuem beginnen, weil sich in dieser Klasse wieder Schüler befinden, die in den classes élémentaires nur am deutschen Unterrichte teilgenommen hatten.

Es ergiebt sich hieraus, dafs die Überlegenheit in der Zahl der den langues vivantes gewidmeten Stunden, ein Vorzug, den Herr Hartmann auf S. 49 den französischen Schulen gegenüber den deutschen nachrühmt, nur auf dem Papier existiert.

Auch dem, was Herr Hartmann, in Übereinstimmung übrigens mit Rofsmann (Ein Studienaufenthalt in Paris. Marburg 1896, Elwert. S. 30), über die in französischen Schulen herrschende Disziplin bemerkt, möchte ich nicht ohne Vorbehalt zustimmen.

Wenn, wie das hier geschieht, über einen Mangel an Disziplin in den französischen Schulklassen Klage geführt wird, so mufs ein jeder diese Worte zunächst dahin deuten, als ob schon in der Jugend Frankreichs jener Geist der Widersetzlichkeit, der Auflehnung gegen die Autorität, hier der Lehrer oder Direktoren, umginge, der im öffentlichen Leben der Nation, im Heere wie in der Beamtenwelt nicht selten in so erschreckender Weise hervortritt. Eine solche Auffassung wäre jedoch grundfalsch, und die Meinung Hartmanns, wenn ich ihn recht verstehe, geht auch keineswegs

dahin, dies zu behaupten. Im Gegenteil mufs jeder Deutsche, der ein französisches Schulhaus oder eine französische Schulklasse betritt, zunächst angenehm berührt werden von der dort herrschenden äufserlichen Zucht, von der Willfährigkeit, mit der die Schüler den uns oft wunderlich scheinenden Bestimmungen der Hausordnung, den für unser Gefühl bisweilen harten oder willkürlichen Weisungen und Strafen der Lehrer stillschweigend sich fügen. Man erkennt darin unschwer eine, bei näherer Prüfung freilich nicht ganz süfse Frucht des Internats, in dem sich die Traditionen des jesuitischen Geistes mit den Erziehungsgrundsätzen von Port-Royal verschmolzen haben.

Was Hartmann und wohl auch Rofsmann bei ihrer Bemängelung der Schuldisziplin im Auge haben, sind Vorgänge wie der, dafs auf eine Frage des Lehrers oft eine gröfsere Anzahl von Schülern gleichzeitig antwortet; dafs Schüler mit den Händen in den Hosentaschen, sei es auf dem Hofe, sei es auch im Klassenzimmer selbst vor den Lehrer treten; dafs sie wie der Fuhrmann mit seiner Peitsche mit den Fingern schnalzen, wenn sie sich melden, um eine im Unterricht gestellte Frage zu beantworten. Solche Züge berühren uns in der That unangenehm; aber darf man einen Mangel an Disziplin darin erblicken, wenn den Schülern ein solches Verhalten, das allgemein verbreitet, niemals verwiesen worden ist, und wenn man andererseits beobachtet, dafs die wenigen Lehrer, die es verbieten, willigen Gehorsam hierin finden? Sollte man da nicht lieber sagen, dafs die Begriffe von Schicklichkeit bei Deutschen und Franzosen einigermafsen verschieden sind und dafs ein Vorwurf, insoweit ein solcher hier überhaupt zu erheben ist, sich höchstens gegen das Feingefühl der Lehrer richten könnte? Das wechselseitige Verhältnis aber zwischen Lehrern und Schülern, welches das Wesen der Disziplin im engeren Sinne ausmacht, wird dadurch nicht berührt.

Der Pflicht des Kritikers gehorchend, habe ich im Vorhergehenden diejenigen Punkte aus der Hartmannschen Schrift herausgehoben, die mir zu Bedenken oder Widerspruch besonderen Anlafs boten. Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs der Verfasser nicht im ganzen scharf beobachtet und in seinem Urteil als Pädagog nicht vielfach das Richtige getroffen habe. Deshalb mag sein Buch allen denen, die sich mit dem höheren Schulwesen Frankreichs schon eingehender beschäftigt haben oder näher beschäftigen wollen, zu prüfender Lektüre empfohlen sein.

2) **Philipp Aronstein, Die Entwicklung der höheren Knabenschulen in England.** Marburg 1897, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. IV u. 75 S. 8. 0,80 M.

Eine Geschichte des höheren Schulwesens in England ist bisher noch nicht geschrieben worden, vielleicht aus dem Grunde, weil scheinbar dort von einem höheren Schulwesen und infolge dessen auch von einer geschichtlichen Entwicklung desselben im

eigentlichen Sinne kaum die Rede sein kann. Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts und darüber hinaus findet der oberflächliche Beobachter bei unseren angelsächsischen Vettern nur eine gröfsere Anzahl vereinzelter Schulgebilde, deren jedes seine bestimmt ausgeprägte Eigenart und seine Geschichte für sich hat. Erst seit 1860 etwa zeigen sich Ansätze dazu, den Unterricht in den höheren Schulen nach einem mehr einheitlichen Plane zu organisieren. Doch haben diese Versuche bisher zu einem abschliefsenden Ergebnisse nicht geführt.

Dem Verf. der vorliegenden Schrift, eines Separatabdrucks aus der Zeitschrift „Die neueren Sprachen“ Bd. IV, 1896, der erweiterten Umarbeitung eines auf dem 7. Neuphilologentage (Pfingsten 1896) zu Hamburg gehaltenen Vortrags, ist es in seinem ersten Teile gelungen, aus der Fülle des meist in Monographieen niedergelegten Materials die wenigen gemeinsamen Züge in dem Bilde der bis ins 14. Jahrhundert zurückgehenden altberühmten Lateinschulen und den Zusammenhang ihrer Geschichte mit der Gesamtentwicklung des öffentlichen Lebens in England herauszuheben. Über einige Flüchtigkeiten im einzelnen, so auf S. 18 Anm. 1 die wirren Angaben über das Leben des Nicholas Udall oder auf S. 22 die falsche Übersetzung der Worte *if allowed* (nicht: „wenn es erlaubt ist“, sondern: „wenn sie, nämlich die *gratuity*, von den Eltern bewilligt wird“) wird man gern hinwegsehen in Anbetracht der Thatsache, dafs Herr Aronstein im grofsen Ganzen in seiner Schilderung und Beurteilung der Zustände das Richtige getroffen hat.

Ob das Wirken Th. Arnolds in Rugby wirklich, wohin es der Verf. stellt, in den Anfang der neuen Zeit und nicht vielmehr an das Ende des vorhergehenden Abschnitts gehört, mag streitig bleiben. Im übrigen ist das im zweiten Teile des Büchleins Gebotene aus den Berichten der Royal Commissions von 1864 und 1894—95 mit geschickter Auswahl zusammengestellt und läfst die Ziele, denen die im Zuge befindliche Reformbewegung auf dem Gebiete des höheren Knabenschulwesens in England zustrebt, mit hinreichender Deutlichkeit erkennen. Keiner, der sich für den Erfolg dieser Bewegung trotz ihrer ausgesprochen deutschfeindlichen Richtung interessiert, wird die kleine Schrift gänzlich unbefriedigt aus der Hand legen.

Berlin. Georg Schulze.

Eduard Rothert, Karten und Skizzen aus der Geschichte des Altertums. Band I des Gesamtwerkes. Zur raschen und sicheren Einprägung zusammengestellt und erläutert. Düsseldorf 1897, Druck und Verlag von August Bagel. gr. 8. 5 M.

Dieser Teil des Rothertschen Gesamtwerkes ist ebenso gearbeitet wie die andern. Da wir diese hier schon besprochen haben, wird es nicht nötig sein, das Allgemeine zu wiederholen, und können wir demnach sogleich auf das Einzelne eingehen.

Zunächst wenden wir uns gegen eine Bemerkung im Vorworte. Dort wird für Lehrer und Schüler der Gebrauch der farbigen Kreide warm empfohlen. Ref. hat in der Praxis keine Resultate davon gesehen; im Gegenteil haben die Lehrer, die erst dafür schwärmten, bald die Sache aufgegeben. Er ist nicht dafür, dafs die Schüler in der Geschichtsstunde Hefte haben und etwa nachschreiben; er hat das nie geduldet und nur darauf gesehen, dafs jeder Schüler seinen Atlas in der Geschichtsstunde vor sich liegen hatte und darin dem Vortrage folgte. Doch da steht Ansicht gegen Ansicht, und darüber will Ref. nicht streiten.

Ich billige ferner nicht die Art, wie der Verf. auf Tafel I die ägyptische Geschichte behandelt. Ich stehe auf dem Standpunkte, den Ranke in dem ersten Teile seiner Weltgeschichte vertritt. Er sagt: „Durch alle Forschung sind wir doch, wie einer der namhaftesten Ägyptologen ausdrücklich zugestanden hat, in positiver Kenntnis der alten ägyptischen Geschichte nicht weit über Herodot hinaus gekommen“. Ferner sagt er von der Herrschaft der Hyksos, deren Namen man noch nicht einmal auf den Denkmälern gefunden hat, dafs doch alles auf sehr zweifelhaften Berichten beruhe. Darum würde ich für die Schule nicht das bringen, was noch Gegenstand der Forschung ist und sich fortwährend verändert. Solche Zahlen wie 3900 Menes, 2100 Einfälle der Hyksos, 1350 Sesostris, 1300 Auszug der Juden haben gar keinen Wert und beschweren nur unnütz das Gedächtnis der Schüler. Man schlage einmal Geschichtstabellen auf und man wird finden, dafs dort die verschiedensten Zahlenangaben vorkommen. Ich will nur eins anführen. In dem „neuesten Jahresbericht der Geschichtswissenschaft“ wird der Auszug der Juden 1449 angesetzt. Darum fort aus der Schule mit diesem Wust! Es genügt, wenn der Name Menes genannt wird, der die „gute Wohnung, das ist Memphis“ gründete. Dann spreche man von den Pyramiden, von Theben und der Gräberstadt und gehe sofort auf Psammetich über. So schön die ägyptische Kulturgeschichte ist, so fern liegt sie der Schule. Ja selbst das Gymnasium der Neuzeit kann darauf nicht mehr eingehen, da neben Physik, Chemie etc. für den Herodot kaum Zeit bleibt. Und ebensowenig würde ich die Zahlen für die Alt-Babylonier, Assyrer und Neu-Babylonier lernen lassen, sondern nur die Könige nennen, welche für die jüdische Geschichte wichtig sind. Wohl aber würde ich von Babylon und Ninive sprechen. Für die Schule genügt das vollkommen, was der Verf. unten in der Ecke rechts angiebt. Mein Grund ist auch hier der, dafs noch alles im Flufs und die Forschung nicht abgeschlossen ist.

In Nr. 2 giebt der Verf. zwei Karten, eine von Italien und eine von Griechenland. Ich bedauere, dafs er das gethan hat und von seiner Gewohnheit abgewichen ist. Ob die Zeichnung richtig oder unrichtig ist, darüber will ich hier nicht streiten, obgleich

vieles dagegen einzuwenden wäre, aber das mufs ich hervorheben, dafs sie mir für Schulzwecke nicht brauchbar erscheint. Es wird doch sehr schwer werden, dem Schüler daraus klar zu machen, dafs Etrurien ein stufenförmiges Hochland ist, und ebenso, was das Hochland der Abruzzen sei. Anschaulich ist das auf der Karte nicht. Wenn der zweite Samniterkrieg vorgetragen wird, dann wird der Lehrer schwerlich die Karte benutzen können. Und wie wird es im ersten Punischen Kriege sein? Da wird der Schüler vergebens den Hercte und Eryx suchen, und wenn nun die Verrinen und der Horaz gelesen werden, wo sucht er dann die Venus Erycina ridens?

Wir werden bei der Besprechung der römischen Geschichte vielleicht noch dies und jenes anführen müssen.

Wie in der Karte von Italien nicht zu ersehen ist, wodurch die pontinischen Sümpfe entstanden und so schwer auszutrocknen sind, so gilt dasselbe vom Kopaissee in der Karte der Hämushalbinsel. Auch wird es dem Schüler schwer werden, aus dieser Zeichnung die Bedeutung des Athos zu erkennen.

Die Bemerkungen zu den Karten sind höchst verständig und gut zu gebrauchen.

Wenn der Verf. in Nr. 3 die ganze Urgeschichte der Hellenen wegläfst, die heikle Pelasgerfrage nicht erwähnt, nicht von dem bedeutenden Einflufs der Semiten auf die griechische Religion und Bildung und ebensowenig von dem der Ägypter spricht, so billige ich das vollkommen. Es ist zwar jetzt Mode, nach Kulturgeschichte zu schreien, Kunstgeschichte zu treiben ohne Kenntnis der Profangeschichte, aber dafs der Verf. davon nichts in die Geschichtsstunde bringen lassen will, darin stimme ich ihm bei. Wie viel der Zeichenlehrer davon geben kann, wie viel man bei der Lektüre mitzuteilen imstande sein wird, das wird bei den verschiedenen Schulen sehr verschieden sein. Überall aber wird die Grundlage die Kenntnis der einfachsten geschichtlichen Thatsachen sein. Wenn man die Verrinen, den Horaz in der Schule liest, dann kann man die Wanderungen der Astarte als Venus von Cypern über Cythere nach dem Eryx besprechen, dann kann man von der Magna mater, der Cybele, der Demeter und von Ennas Blumenflur handeln. Ebenso wenn man in der siebenten Ode des ersten Buches von Horaz die Stelle: Certus enim promisit Apollo ambiguam tellure nova Salamina futuram" bespricht, wird man nicht umhin können, auf die phönizischen Ansiedlungen in Griechenland einen Blick zu werfen. Ich verkenne nicht, dafs der historische Lehrer hier manche Schwierigkeiten zu überwinden hat. Wenn z. B. von den Wanderungen der Böotier gesprochen und ihre Einnahme der Kadmea erzählt wird, soll da der Lehrer ganz von den Phöniziern schweigen und die Erwähnung derselben dem Oviderklärer überlassen? Wenn es in Tafel 3 weiter heifst: „Sie (sc. die Griechen) verdrängten zunächst die Phönizier aus Kreta

und Rhodus etc.", so wird es schwer sein, nicht auch ihrer Ansiedlungen im eigentlichen Griechenland zu gedenken. Ich mache da auf einen Aufsatz in der Revue des deux mondes vom November 1896 aufmerksam, welcher des Interessanten viel enthält, selbst wenn wir nicht alles darin Gegebene billigen. Doch genug davon.

In Tafel 4 wird zunächst Sparta besprochen. Da wird Lykurg in das Jahr 880 gesetzt, wogegen man denn doch Einspruch erheben mufs. Wäre es nicht besser gewesen, von einer „sogenannten" Lykurgischen Verfassung zu sprechen? Was sollen ferner die sehr fraglichen Zahlen der Spartaner und Periöken? Soll etwa der Schüler auch, wie da verlangt wird, die Zahlen für die beiden ganz sagenhaften Messenischen Kriege lernen? Ferner würde ich von den Schülern niemals lernen lassen: Kodrus † 1066, 752 Archonten für zehn Jahre, 713 Archonten aus allen Eupatriden, 683 neun Archonten auf ein Jahr; auch nicht 640 Kylon, sondern erst 620 Drakon. Jene Zahlen sind doch so fraglich, dafs die meisten Historiker sie gar nicht mehr angeben, sondern erst mit dem Jahre 620 beginnen (vgl. Rankes und Jägers Weltgeschichte).

Tafel 5 handelt von den Perserkriegen. Will der Verf. wirklich die ungeheuren Zahlen verteidigen, welche Herodot für die Heere der Perser angiebt? Man hat in neuerer Zeit viel dagegen und, wie ich glaube, nicht ohne Grund eingewendet. Also würde ich wenigstens eine Andeutung wünschen, dafs wir ganz auf griechische Berichte angewiesen sind und annehmen können, dafs diese nicht unparteiisch erzählen. Ferner ist das Jahr der Schlacht am Eurymedon, wie es der Verf. angiebt, nämlich 466, nicht so unbestritten, als dafs nicht ein Fragezeichen am Platze gewesen wäre.

Nr. 6 bringt die Vorspiele zum Peloponnesischen Kriege (465—445). In der Tafel ist alles richtig, und doch meint Ref., dafs sie für die Schule nicht zu brauchen ist. Oder ist der Verf. wirklich der Ansicht, dafs die Schüler das alles lernen und behalten sollen? Und wenn sie das fertig gebracht, was haben sie dann für eine Anschauung gewonnen? Meiner Ansicht nach mufs man dem Schüler Folgendes klar machen. Er habe wohl zwischen Grund und Veranlassung zu unterscheiden. Der Grund zum Peloponnesischen Kriege sei in der Verschiedenheit des dorischen und ionischen Nationalcharakters zu suchen; daraus gehe hervor, dafs in dem einen Staate die Oligarchie, in dem andern die Demokratie herrsche, in dem einen der Seekrieg, in dem andern der Landkrieg beliebt sei. Dorer und Joner stofsen zuerst nicht im eigentlichen Griechenland auf einander, sondern in den Kolonieen Epidamnus, Corcyra und Potidaea. Vorher schon hatte Perikles versucht, das Übergewicht der Spartaner in Mittel-Griechenland zu brechen, und war dabei gescheitert. Das genügt; denn die wechsel-

vollen Kämpfe in Böotien bei Tanagra und Oinophytai lernt kein Schüler.

Der Verf. hat das in Tafel 8, die sehr gut gearbeitet ist, auch berücksichtigt, um so mehr scheint es mir angezeigt, dafs der Lehrer Tafel 6 ganz unbeachtet läfst. Wenn der Verf. in Tafel 10 den Äschines als Verräter brandmarkt und den Demosthenes so sehr hochstellt, so kann Ref. dem nicht beistimmen und glaubt sich dabei auch auf Rankes Ansicht stützen zu können. Dem Ref. ist Demosthenes stets als ein sehr kurzsichtiger Politiker erschienen, der seine Zeit nicht begriffen hat. Er ist ein Advokat und ebenso wie Jules Favre und Odilon Barrot ein Mann der Worte. Ref. würde diesen Vergleich nicht anstellen, wenn nicht der Verf. es liebte, solche Blicke auf die Neuzeit zu werfen. — Für die Bedeutung Makedoniens und Alexanders des Grofsen scheint mir der Verf. nicht genügend hervorgehoben und klargemacht zu haben, dafs weder die griechischen Kleinstaaten noch die persische Königsmacht imstande waren, eine weitere Entwickelung herbeizuführen. Diese Rolle übernahm Makedonien, ein Land, in dem griechische Bildung zu Ehren kam, in dem die Monarchie galt und doch eine andere war als in Persien. Auch will mir scheinen, als ob Alexander beim Beginn seines Zuges gegen Persien schon sehr bestimmt die Absicht gehabt hat, das persische Reich zu stürzen und griechische Bildung dorthin zu verbreiten.

Wenn wir nun zur römischen Geschichte übergehen, so möchten wir ein Wort Rankes voranstellen, welchem wir vollkommen beistimmen und nach dem wir uns richten werden.

Ranke nimmt an, dafs die ganze römische Geschichte bis auf Camillus hin sehr viel Fabelhaftes und Fremdartiges enthalte, und wirft dann die Frage auf, warum man sich denn überhaupt mit dieser ältesten Geschichte so angelegentlich beschäftige. „Die Antwort ist“, sagt er, „dafs der Kern der Tradition doch durch und durch römisch sei und unentbehrlich zum Verständnis der römischen Geschichte, die wieder in der Weltgeschichte unter allen Nationalgeschichten die bedeutendste Rolle einnimmt“. Ich stimme dem Ausspruche so sehr zu, dafs ich es nur lebhaft bedauern kann, wenn in der Neuzeit die Ansicht laut geworden ist, was brauchten die Schüler die Punischen Kriege zu kennen, wenn sie nur von denen der Neuzeit etwas wissen. Mir scheint es immer, dafs multum besser sei als multa. Und ich meine, dafs ein Schüler, der die römische Geschichte tüchtig gelernt und begriffen hat, sehr wohl vorgebildet sei, um mittlere und neuere auf der Universität oder sonstigen Fortbildungsanstalten zu verstehen. Ich gebe zu, dafs in Volksschulen und Realschulen die vaterländische Geschichte überwiegen kann und mufs, aber auf Gymnasien, die für die Universität bilden, mufs das Altertum als Grundlage des Wissens hochgehalten werden. Und im Geschichtsunterricht mufs die römische Geschichte eine hervorragende Rolle

spielen, die, wenn sie recht vorgetragen wird, das jugendliche Herz ergreifen und entflammen kann. Oder meint man, dafs Numa Pompilius, die Egeria und Tarquinius Superbus nicht auch heute noch die Jugend fesseln können? Man sagt, die heutige Jugend sei eine andere, als die frühere. Gewifs, aber Jugend bleibt Jugend und bleibt immer fähig, sich an Idealen zu erfreuen. Doch genug!

Wenn nun der Verf. in Tafel 12 sagt: „Die Etrusker haben die älteste Geschichte. Schon die äufsere Erscheinung zeigte ihre Eigenart", so meint er etwas Richtiges, hat es aber nicht gut ausgedrückt. Ich hätte gewünscht, dafs der Verf. noch schärfer die drei grofsen Gebiete der Etrusker in Italien bezeichnet und hervorgehoben hätte, dafs wir die Zwölfzahl in ihnen vorwiegend finden.

Ich will mit dem Verf. über mancherlei Einzelheiten in Tafel 13 nicht streiten, nur das eine will ich bemerken, dafs ich niemals die Einteilung der fünf Klassen in Centurien würde lernen lassen. Meint der Verf. (Tafel 14), dafs nach dem Kampfe an der Cremera nur ein Fabier übrig geblieben sei? Dafs dies höchst unwahrscheinlich sei, ist wohl zugestanden. Für das Gesetz des Terentilius Harsa und die Decemvirn möchte ich auf Rankes Darstellung aufmerksam machen. Er sagt: „Der erste Stand und Stamm wurde durch die Consuln repräsentiert, der andere durch die Tribunen. Zwischen Consuln und Tribunen herrscht ein Widerstreit, welcher den inneren Frieden jeden Augenblick gefährdet und häufig unterbricht. Niemand wufste, wo eigentlich der Sitz der Autorität und des Rechtes sei. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, ist nun eine für beide Teile gleichmäfsige Gesetzgebung in Vorschlag gebracht worden".

Und weiter: „Es wurde dem Senate zum Bewufstsein gebracht, dafs beide Teile einer allgemeinen Legislation bedürften, um nicht einer von dem andern kraft der einem jeden besonders zustehenden Rechte angegriffen und in Strafe genommen zu werden". Ferner: „Die Gesetzgebung, welche die beiden gesonderten Stände von Rom vereinigt, ist als der Anfang einer auf allgemeinen Prinzipien beruhenden Legislation, als die Grundlage des römischen Rechtes überhaupt zu betrachten". Sehr erwünscht wäre es wohl gewesen, wenn der Verf. bei Erwähnung der Schlacht an der Allia und der Kämpfe der Römer gegen die Gallier darauf hingewiesen hätte, dafs die Römer als Vorkämpfer der eigentlichen Apenninenhalbinsel gegen die Angriffe dieses Volkes anzusehen sind. Unübertrefflich schön hat das Ranke in seiner Weltgeschichte ausgeführt. Nachdem der Verf. in Tafel 15 die Samniterkriege ganz sachgemäfs behandelt hat, springt er plötzlich in Tafel 16 ganz unvermittelt in den Krieg mit Tarent hinein. Dafs Rom Thurii gegen Tarent unterstützt hat, ist nur die Veranlassung zu diesem Kriege, der Grund ist doch darin zu suchen, dafs die Besitznahme von Mittel-Italien die Handelsinteressen der Magna

Graecia schädigte. Bedenken wir, dafs die griechischen Städte an der Küste lagen und aufser ihrem kleinen, meist sehr schönen und fruchtbaren Stadtgebiete auf das Hinterland als Absatzgebiet ihrer Waren angewiesen waren! Wenn nun dies Gebiet in die Hände eines mächtigen Volkes gekommen war, so konnte das auf den Handel nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die griechischen Interessen vertrat aber als Vorort der Griechen die Stadt Tarent. Dafs sie dessen nicht würdig war, ist richtig, und das sah Pyrrhus ein, der ein weit berufenerer Vertreter der griechischen Interessen war als jene Stadt. In ihm lebte das Bewufstsein, dafs mit der griechischen Demokratie kein Abkommen zu treffen sei, dafs vielmehr nur die hellenistische Monarchie imstande sein würde, die griechische Welt zu retten. Er wollte sie gegen Rom und gegen Karthago schützen, weshalb sich denn auch beide Republiken gegen ihn verbündeten. Als ihn der Einfall der Gallier in die Hämus-Halbinsel zurückrief, da dauerte die Einigkeit der beiden Republiken nicht lange, und bald brach der erste Punische Krieg aus. Wir haben zu demselben (Tafel 16) nichts weiter zu bemerken, hätten aber gewünscht, dafs bei dem Jahre 238, wo von der Erwerbung Sardiniens und Corsicas gehandelt wird, die Notwendigkeit dieser That für die Römer hervorgehoben worden wäre. Solange nämlich diese Inseln im Besitze der Karthager blieben, war die Westseite Italiens stets gefährdet. Wie richtig die Politik der Römer gewesen, zeigte sich im zweiten Punischen Kriege (Tafel 17). Dadurch wurde Hannibal gezwungen, den Landweg nach Italien zu wählen. Wenn der Verf. annimmt, dafs Hannibal über den kleinen St. Bernhard gegangen sei, so wollen wir das als die am meisten verbreitete Ansicht annehmen; sie ist aber neuerdings stark erschüttert worden von Osiander und Fuchs. Da der Verf. bei dem Abstiege Hannibals in die Poebene an Friedrich Barbarossa und Napoleon erinnert, so hätte er, meiner Ansicht nach, auch auf Folgendes hinweisen müssen. Es ist bekannt, dafs nicht leicht ein anderes Land durch menschliche Thätigkeit so verändert worden ist als diese Ebene. Wie sie Polybius schildert und wie sie jetzt ist, welch' ein Unterschied! Ich vermisse ferner die Andeutung, dafs in Rom doch noch immer ein Gegensatz zwischen der plebs (Flaminius, Terentius Varro) und den Patriziern und auch unter diesen zwei Parteien (Fabier, Scipionen) vorhanden waren.

Zu den übrigen Tafeln, die sehr gut gearbeitet sind, haben wir nichts zu bemerken.

Schöneberg bei Berlin. R. Fofs.

Franz Heiderich, Länderkunde von Europa. Leipzig 1897, G. J. Göschen. 182 S. 8. 0,80 M.

Es ist sehr dankenswert, dafs die Verlagsbuchhandlung in ihrer bekannten Sammlung dem Publikum wissenschaftliche Werke zu einem so billigen Preise liefert. Der Verf. hat in dieser kleinen Länderkunde von Europa durchweg die neuesten Resultate der Wissenschaft benutzt, jedoch scheint ihm nicht überall das neueste statistische Material vorgelegen zu haben. Daraus ist das Wissenswerteste in gedrängter Kürze zusammengestellt, nur das deutsche Reich und Österreich — der Verf. ist Österreicher — werden eingehender geschildert. Im allgemeinen ist die politische Geographie ausführlicher behandelt als die physikalische, die Schilderung der Erdoberfläche geschieht fast durchweg von tektonischen Gesichtspunkten aus. Zahlen sind sehr reichlich verwandt; da wird fast keine Stadt genannt ohne die Einwohnerzahl, kein Berg ohne die Höhe, kein See ohne Angabe der Gröfse und Tiefe. — Schon aus dem Gesagten ergiebt sich, dafs das Büchlein sich für die Schule nicht eignet. Der Fachmann wird zu seiner Belehrung zu gröfseren Werken greifen. Es bleibt also als Leser des Werkchens übrig der gebildete Laie. Dem sind aber namentlich bei der tektonischen Betrachtungsweise der Erdoberfläche eine Menge von technischen Ausdrücken fremd und unverständlich. Freilich wird er dafür auf die in derselben Sammlung erschienene „Physische Geographie" von Günther verwiesen, deren Kenntnis in dieser Länderkunde vorausgesetzt ist. Bequem und angenehm aber ist es nicht, dafs man erst ein anderes Buch studieren mufs, um dieses überhaupt mit Verständnis lesen zu können. Die Kenntnis fremder Sprachen ist bei uns weit verbreitet, und es ist gewifs nicht nötig, wie es vielfach geschieht, hinter jedem fremden Namen die Aussprache anzugeben. Der Verf. unserer Länderkunde aber verfällt in das andere Extrem und vermeidet derartige Angaben gänzlich, und da möchte ich doch bezweifeln, dafs, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, die Worte „Amsterdam liegt am Y" (S. 127) von vielen richtig gelesen werden. Schlimmer aber sind die sachlichen Unrichtigkeiten, die recht zahlreich sind. So soll Dannemora östlich von Upsala (169), Baden-Baden in der Rheinebene (103), Darmstadt auf den Vorhöhen des Odenwaldes (104), das Sauerland zwischen Sieg und Lahn und die Eifel auf rechtsrheinischer Seite liegen (107). Schleswig-Holstein soll in den westlichen Strichen ungemein fruchtbar sein (123), das Grofsherzogtum Baden das ganze rechtsrheinische Tiefland umfassen (103). Das Grofsherzogtum Hessen teilt der Verf. in einen linksmainischen und einen rechtsmainischen Teil, von dem linksrheinischen Teil wird nichts gesagt und behauptet, dafs Mainz an (statt gegenüber) der Mainmündung läge (104). Von der Stadt Minden wird gesagt, dafs sie das Weserthal bewacht (111); sie wird also

wohl noch als Festung betrachtet. Ehrenbreitstein wird als Festung angeführt (109), Koblenz nicht. Die Festung Metz soll auch den Weg nach Strafsburg beherrschen (105). — Dieselbe Flüchtigkeit zeigt sich in einer Reihe von Inkonsequenzen. So wird wohl das Hermannsdenkmal bei Detmold (112), nicht aber das Denkmal auf dem Niederwald genannt. Der Kriegshafen Wilhelmshaven wird erwähnt (125), von Kiel aber nur gesagt, dafs es der beste deutsche Ostseehafen sei (123). Ebenso sind in Frankreich Toulon und Brest als Kriegshäfen angeführt, Cherbourg dagegen nicht. Über Konfession und Dichtigkeit der Bevölkerung werden bald Angaben gemacht, bald nicht. Bei Baden, Württemberg und dem Rheingau wird der Weinbau erwähnt, beim Elsafs, der Pfalz und der Rheinprovinz nicht. Von den Mecklenburgern wird gesagt, dafs sie germanisierte Slaven sind (122), von den Pommern nicht. Eigentümlich klingt es auch, wenn Belgien, Holland und Dänemark als „die kleineren Staaten des deutschen Tieflandes" bezeichnet werden. — Mit historischen Angaben ist der Verf. sparsam, aber gleichwohl nicht immer glücklich. So sagt er: „Belgien und Holland gehörten ursprünglich zu Spanien" (127). Der Kölner Dom erinnert ihn an Zeiten, da Köln noch Residenz eines geistlichen Kurfürsten war (109), was doch wohl heifsen soll, dafs der Dom aus jenen Zeiten stammt. — Gegen derartige Ungenauigkeiten mögen Druckfehler wenig bedeuten, auch wenn sie öfters vorkommen, wie Montserrat S. 47 und 52. Man sieht, ehe man aus dem Büchlein eine zuverlässige Belehrung schöpfen kann, bedarf es einer gründlichen Überarbeitung.

Karlsruhe. Hermann Hecker.

---

1) Emil Weyhe, Kurzes Hilfsbuch für den Anfangs-Unterricht in der Geographie. Dessau 1897, Verlag von Paul Baumann. VI u. 31 S. 0,30 M.

2) Ludwig Neumann, Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten. Im Anschlufs an E. Debes, Schulatlanten. I. Teil: Lehrstoff für Sexta, Quinta, Quarta. Leipzig 1897, Wagner u. Debes. V u. 136 S. broch. 0,80 M.

Solange das Lehren als eine Kunst, nicht als Handwerk betrieben wird, wird dieselbe trotz aller auf Gleichmachung abzielender Vorschriften von den einzelnen Lehrern in verschiedener Weise ausgeübt werden. Dementsprechend werden auch die betreffenden Lehrbücher stets mehr oder weniger in ihrer Anlage von einander abweichen: ein gröfserer Unterschied aber in der Behandlung desselben Stoffes für dieselbe Unterrichtsstufe als der, welcher zwischen den beiden vorliegenden Büchern besteht, ist wohl nicht denkbar. Beide Verfasser berufen sich aber ausdrücklich auf langjährige Erfahrung beim Unterricht gerade in den unteren Klassen.

Das Kurze Hilfsbuch von Weyhe giebt für die beiden untersten Klassen lediglich eine Zusammenstellung derjenigen geographischen Namen, welche der Schüler sich einprägen soll. Denn „wird mehr als diese Wörter gegeben, ich meine, bringt man sie in Sätze wie: die Elbe hat ihre Quelle auf dem Riesengebirge. Der höchste Berg des Riesengebirges, die Schneekoppe (1600 m), liegt in der Nähe der Elbquellen u. s. w., dann nimmt man den Kindern eine Arbeit, an der sie Freude haben, weg und bestärkt sie vielleicht in dem Glauben, den sie mit zahllosen Laien teilen, der Atlas sei nur ein Nachschlagebuch, ihr wohl stilisiertes Lehrbuch aber die Hauptsache". Trotz der anschaulichen Darstellung der Unterrichtsmethode des Verfassers im Vorwort des Hilfsbuchs kann ich nun aber die Notwendigkeit desselben in dieser Form nicht einsehen, es sei denn, dafs die Kinder einen Atlas in Händen haben, der sie durch die Menge der in ihm enthaltenen Namen verwirrt, was doch aber bei der grofsen Zahl der vorhandenen guten Schulatlanten für jede Unterrichtsstufe mindestens nicht notwendig ist. Enthält also der Atlas wirklich nur das für die betreffende Stufe Wissenswerte, so bedarf der Schüler der Zusammenstellung derselben Namen im Hilfsbuche gar nicht. Nun darf man sich aber, mindestens in Quinta, nicht mehr auf das rein Topographische beschränken, es müssen in dieser Klasse schon Dinge erwähnt und wenigstens andeutungsweise behandelt werden, welche nicht ohne weiteres vom Atlas abzulesen sind (Pflanzen- und Tiergeographie, staatliche und gewerbliche Verhältnisse der Bevölkerung u. s. w.), und da mufs meines Erachtens gerade dem kleinen Schüler ein Hilfsbuch auch wirkliche Hilfe leisten, weshalb die preufsischen Lehrpläne mit Recht von Quinta an ein Lehrbuch in der Hand des Schülers verlangen. Für preufsische Schulen wird freilich dies Hilfsbuch, das zunächst für das Dessauer Gymnasium bestimmt ist, schon deshalb kaum in Frage kommen, da es in der Verteilung des Stoffes den preufsischen Lehrplänen nicht entspricht, sondern die fünf Erdteile zweimal, in kürzerer und etwas erweiterter Form, behandelt.

Der Verfasser des Lehrbuchs der Geographie, der bekannte Freiburger Professor der Geographie, geht in der Darbietung des Stoffes auch für Sexta genau vom entgegengesetzten Standpunkte aus: in zusammenhängender, klarer und deutlicher Sprache behandelt er in vier Abschnitten den Lehrstoff für Sexta, Quinta und Quarta. Ich halte dies für das allein Richtige. Der Schüler soll auch im erdkundlichen Unterricht im Gebrauch seiner Muttersprache, in zusammenhängender Wiedergabe des Gelernten geübt werden. Da ihm nun schon die Einprägung der zu lernenden Namen, besonders der fremdländischen, Schwierigkeit macht, mufs er für die weiter von ihm zu leistende Arbeit an dem Lehrbuch nicht nur einen Anhalt, sondern auch ein Vorbild haben. Am

wenigsten scheint mir dies Ziel im I. Abschnitt „Grundbegriffe der mathematischen und physischen Geographie" erreicht zu sein. Der Verfasser hat sich bemüht, „soweit das überhaupt möglich erscheint, die gefährlichen Klippen zu umgehen, welche darin liegen, dafs geometrische und physikalische Kenntnisse als Voraussetzungen dienen müssen, die bei der betreffenden Alters- und Lernstufe schlechterdings nicht vorausgesetzt werden können". Um diese schwierigste Aufgabe des erdkundlichen Unterrichts in Sexta und Quinta zu lösen, kann der Lehrer in der That kaum elementar genug sein, und es wird ihm (besonders im Lehrbuch) um so weniger gelingen, sich dem Fassungsvermögen des Sextaners anzupassen, je weiter das Einstens zurückliegt, wo er auf dieser Stufe unterrichtet hat. Der Verfasser will nun aber mit seiner teilweise zu ausführlichen Erklärung der „elementaren Grundlagen" einen doppelten Zweck erfüllen: er will „dem Lehrer, insbesondere dem jungen und pädagogisch noch weniger geübten einen Leitfaden für den einzuschlagenden Weg und dem Schüler eine Richtschnur für die häusliche Wiederholung in die Hand geben". So dankenswert eine solche Anleitung für den Lehrer von einem so bewährten Fachmann in einer pädagogischen oder geographischen Zeitschrift oder in einem besonderen Hefte sein würde, so wenig ist sie in einem für die Hand des Schülers bestimmten Lehrbuch am Platze. Auch in dieser Beziehung kann niemand zwei Herren dienen: das Schulbuch ist für den Schüler bestimmt und darf die mündlichen Erklärungen und Erläuterungen des Lehrers nicht vorweg nehmen, zumal doch jede, auch die beste Anleitung dazu nur zeigt, wie es nach Auffassung eines erfahrenen Fachmannes wohl gemacht werden kann, aber nicht etwa unbedingt gemacht werden mufs. — Im II. Abschnitt „allgemeine Übersicht der Erdoberfläche" handelt es sich „weniger darum, die Erscheinungen und Thatsachen alle zu erklären, als darum, sie vorerst einmal fest in den Bestand des Wissens einzufügen". Dementsprechend wird nach einem Überblick über alle fünf Erdteile jeder derselben nach seiner horizontalen Gliederung, Bodengestaltung und Bewässerung behandelt, danach werden Bevölkerung, Staaten und Hauptstädte kurz besprochen. Hinsichtlich der getroffenen Auswahl der Namen scheint mir der Verfasser zu weit zu gehen, wenn er für Sexta schon verlangt z. B. Töllpos, Kap Baba, Demavend, Elbrus, Nipal, Bhutan, Saigon, Massaua, Mount Townsend, Paumotu-Inseln u. s. w. Mehr aber ist mir aufgefallen, dafs bei Aufzählung der europäischen Staaten wohl die Städte Luxemburg und Cettinje, ebenso bei China fünf, für Russisch-Asien drei, für Kaiserreich Indien vier Städte, dagegen von den Einzelstaaten des Deutschen Reiches nur Preufsen und von den Städten nur Berlin und Hamburg genannt werden. Die Namen der gröfseren und mittleren Staaten Deutschlands und zum mindesten die ihrer Hauptstädte dürften für den Sextaner

doch wichtiger sein als die genannten. Dafs die Lehraufgaben für Sexta überhaupt behandelt sind, verdient Anerkennung: wenn in Sexta auch kein Lehrbuch in der Hand des Schülers sein soll, so mufs dasselbe doch Gelegenheit bieten, in Quinta das in Sexta Gelernte wiederholen zu können.

Der III. und IV. Abschnitt enthalten den Lehrstoff für Quinta und Quarta. Der III. Abschnitt „Mitteleuropa, insbesondere das Deutsche Reich“, hält sich nicht streng an die Forderung der preufsischen Lehrpläne, insofern die Schweiz, die Niederlande, Belgien und Luxemburg schon hier behandelt werden, was wissenschaftlich berechtigt ist und praktisch auch Vorteile bietet; nur sehe ich nicht ein, warum dann nicht auch die österreichischen Länder als zu Mitteleuropa gehörig an dieser Stelle besprochen sind. Indem der Verfasser in Übereinstimmung mit der Forderung der modernen Länderkunde die sogenannte physische und politische Erdkunde eng aneinander anschliefst, mufs notwendigerweise die Übersicht mitunter Not leiden. Um diese Schwierigkeit zu heben, sind in Tabellen die wichtigen Ortschaften gröfserer Gebiete zusammengestellt und in § 33 eine kurze Wiederholung der Länderkunde Mitteleuropas, nach Flufsgebieten geordnet, angefügt. Vielleicht wäre es zweckentsprechender gewesen, an Stelle dieser Art der Wiederholung eine Übersicht über die politische Gestaltung des Deutschen Reiches zu geben, da auch nach den Lehrplänen die politische Geographie nicht zurücktreten soll. Ebenso halte ich es nicht für den Schulzwecken entsprechend, dafs die Zahlenangaben in den tabellarischen Zusammenstellungen nicht abgerundet sind. Dafs die Schüler sich nicht etwa diese genauen Zahlen einprägen sollen, ist klar, thatsächlich aber glaubt mancher von ihnen, etwas Besonderes zu leisten, wenn er solche Zahlen auswendig lernt, er wird also durch dieselben leicht verleitet, unnötig Zeit auf nebensächliche Dinge zu verwenden. — Die Bezeichnung der Aussprache ist den fremdländischen Namen nicht beigefügt. Bei den trotz Kirchhoff noch bestehenden verschiedenen Anschauungen über diese Frage scheint der Verfasser die Entscheidung derselben dem betreffenden Lehrer überlassen zu wollen, zumal der Atlas von Debes, an den das Buch sich in allen Teilen streng anschliefst, auf einem angefügten Blatte eine Zusammenstellung der Aussprachebezeichnung der wichtigsten Namen enthält. Jedenfalls aber sollten Namenformen wie Magalhaës wenigstens für die unteren Klassen vermieden werden. — In Bezug auf die Auswahl des Stoffes scheint mir das für Quinta Gebotene teilweise fast zu reichlich bemessen, auch die geschichtlichen Bemerkungen über die Entwicklung des Deutschen Reiches und der aufserdeutschen Staaten Europas gehen mitunter über das Verständnis des Quintaners und Quartaners hinaus, die doch, wie der Verfasser richtig bemerkt, entweder noch keinen Geschichtsunterricht haben oder nur die alte Geschichte Griechenlands und

Roms kennen. Ich bin gespannt, in welcher Ausdehnung der Verfasser denselben Stoff für die Tertia und Untersekunda zu behandeln gedenkt, in welchen Klassen ja nur je eine Stunde der Erdkunde zugewiesen ist.

Nach diesen mancherlei Ausstellungen erübrigt nur noch, hervorzuheben, dafs die Darstellung klar und gewandt und mit den erwähnten Ausnahmen dem Verständnis der betreffenden Klassenstufen angepafst ist und dafs dieselbe, wie bei einem so bewährten Fachmann nicht anders zu erwarten, durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage ruht, so dafs das Buch jedenfalls eine dankenswerte Gabe für die höheren Schulen ist. — Für die zweite Auflage möchte ich den Verfasser auf einige stehengebliebene Druckfehler hinweisen: S. 11 Z. 18 ändern (1 st. ändert); S. 35 Z. 13 Apennien; S. 55 Z. 37 Finsteraahorn; S. 105 unten: die Bevölkerung ist überwiegend von Christen bewohnt; S. 109 Z. 10 Ligurischen st. Liparischen; S. 126 Z. 33 Grampions; auch die Form „nieder" für „niedrig" (z. B. S. 13 Z. 30 u. S. 130 Z. 3) ist wenigstens unsern norddeutschen Schülern nicht geläufig.

Treptow a. d. Rega. Karl Schlemmer.

F. Höck, Grundzüge der Pflanzengeographie, unter Rücksichtnahme auf den Unterricht an höheren Lehranstalten. Breslau 1897, Ferdinand Hirt. III u. 170 S. 8. 3 M.

Durch die dem Titel beigefügte Bemerkung: „Unter Rücksichtnahme auf den Unterricht an höheren Lehranstalten" wünscht der Verfasser auszudrücken, dafs ihm bei der Abfassung seines Werkes wohl die Rücksicht auf die Forderungen des Unterrichtes die wichtigste gewesen ist, dafs er aber nicht ein für die Hand des Schülers bestimmtes Lehrbuch habe schreiben wollen. Das Buch soll vielmehr lediglich ein Vorbereitungsbuch für den Lehrer sein: als Lehrbuch soll es höchstens für einzelne Schüler höherer Klassen dienen, welche durch eigene Thätigkeit ihre Kenntnisse erweitern wollen. Da aber jedenfalls die Bedürfnisse des Unterrichts dem Verfasser die hauptsächlich mafsgebenden waren, so hat er dementsprechend den Stoff ausgewählt, dargestellt und angeordnet. Bei der Auswahl des Stoffes ist die Pflanzenwelt unseres Vaterlandes, sowie die unserer Kolonieen verhältnismäfsig reich berücksichtigt worden; den Kultur- und Nutzpflanzen hat der Verfasser stets vorwiegend seine Aufmerksamkeit zugewendet. Die Darstellung ist anschaulich und so gestaltet, wie sie der Lehrer für den Unterricht braucht; eine Fülle biologischer Bemerkungen wirkt anregend und belebend. Endlich läfst sich auch die Anordnung des Stoffes wohl mit den Bedürfnissen des Unterrichts — an Realanstalten — vereinigen. Das ganze Buch besteht aus 25 Abschnitten. In den drei ersten wird die Pflanzenwelt Deutschlands besprochen, der verändernde Einflufs der Kultur auf dieselbe, wie die allgemeinen Bedingungen

für die Verbreitung der Pflanzen, und zwar ebenfalls an unserer heimischen Flora erläutert. Die Abschnitte IV—XVIII behandeln die einzelnen Pflanzenreiche der Erde. Von den letzten Abschnitten ist einer der Verbreitung der wichtigsten Pflanzenfamilien gewidmet. Aufserdem wird die Pflanzenwelt der Meere, die des süfsen Wassers und die des Strandes besprochen. Kulturpflanzen und Unkräuter werden in ihrer ursprünglichen und heutigen Verbreitung geschildert, und zuletzt werden die wichtigsten Beziehungen zwischen der Verbreitung der Pflanzen und anderer Lebewesen erläutert. Die drei ersten Abschnitte enthalten hauptsächlich solche Thatsachen, die sich schon in den unteren Klassen, insbesondere in UIII verwenden lassen; die übrigen Teile können den Erörterungen über pflanzengeographische Fragen, wie sie in dem Lehrplan der Realgymnasien für O III vorgeschrieben sind, zu Grunde gelegt werden. Natürlich wird sich bei dem reichhaltigen Stoffe die Benutzung im botanischen Unterricht immer nur auf ausgewählte Abschnitte beschränken müssen. Dagegen bietet das Buch auch für den geographischen Unterricht, insbesondere den der oberen Klassen, eine Fülle anziehenden Materials.

Was die Illustrationen betrifft, so ist die Zahl derselben nicht grofs. Aber die 50 gegebenen Abbildungen sind mit grofsem Geschick ausgewählt. Die wichtigsten Charakter- und tropischen Nutzpflanzen sind zur Darstellung gelangt, und in 25 Abbildungen werden dem Leser anschauliche Landschaftsbilder aus allen Pflanzenreichen vorgeführt. Vielleicht könnten in einer neuen Auflage des Werkes zu dem Bilde „Waldküste (Holstein)“ noch Landschaftsbilder aus Marsch und Geest hinzutreten; denn gerade an diesen drei ausgezeichneten Gegensätzen erläutert der Verfasser eigentlich den Begriff Pflanzengeographie. Von den beiden beigegebenen Karten stellt die eine die Vegetation der Erde dar, die andere veranschaulicht die Herkunft der wichtigsten Handelsgegenstände aus dem Pflanzenreiche.

Alles in allem kann die Absicht des Verfassers, ein Vorbereitungsbuch zu schreiben, als wohlgelungen bezeichnet werden; das Werk wird sicher manchem der Herren Kollegen sowohl für den botanischen als auch für den geographischen Unterricht willkommen sein.

Berlin. P. Röseler.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele, herausgegeben von E. von Schenckendorff und F. A. Schmidt. VI. Jahrgang (1897). Leipzig, R. Voigtländers Verlag. V u. 301 S. 8.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dafs die Spielbewegung in Deutschland noch immer im Wachsen begriffen ist. Mag man nun ein Anhänger dieser Richtung sein oder der Ansicht huldigen, dafs man die Kinder doch wenigstens auf diesem einen Gebiet mit seiner Weisheit verschonen solle, immerhin

wird man die Pflicht haben, sich mit den Bestrebungen des Central-Ausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland bekannt zu machen und sich betreffs ihrer Erfolge auf dem Laufenden zu erhalten. Dazu ist das „Jahrbuch“ unumgänglich notwendig. — Dasselbe bringt auch in seinem vorliegenden sechsten Bande eine Reihe höchst interessanter Artikel, z. B. gleich zu Anfang einen über das Problem, welches Prof. Buchner auf der Naturforscherversammlung zu Frankfurt a. M. behandelt hat: Durch die Fortschritte der ärztlichen Kunst, namentlich durch hygienische Vorsichtsmafsregeln, aber auch durch soziale Fürsorge werden in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts jährlich viele Tausende von schwächlichen Individuen, welche früher durch Epidemieen oder Mangel an genügender Pflege aus dem Volksbestande ausgemerzt wurden, am Leben erhalten und dadurch nicht nur die durchschnittliche Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Volkes herabgedrückt, sondern auch eine Degeneration der Gesamtheit herbeigeführt, welche den physischen Bankerott derselben zur gesetzmäfsigen Folge haben mufs. Die einfachsten Gesetze des Christentums und der Humanität verbieten es uns, jene Mafsregel zu ergreifen, mit welcher die Spartaner für eine Steigerung der Volkskraft auf Kosten des Individuums sorgten; folglich müssen wir der drohenden Degeneration eine Regeneration entgegensetzen. Eine geeignete Mafsregel dafür erblickt B. in der „positiven Hygiene“, welche der bisher gepflegten negativen Hygiene zu Hilfe kommt und durch zielbewufste Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten die durch jene erzeugte gesundheitliche Minderwertigkeit beseitigen soll. Übung und Anstrengung im Turnen, Spiel und Sport führen diesem Ziele zu. Kein Einsichtiger wird sich der Logik dieser ernsten Schlufsfolgerungen B.s entziehen können, wenn er auch die Forderung, dafs die Schule mindestens zwei Nachmittagsstunden täglich auf die körperliche Ausbildung ihrer Zöglinge verwenden und die geistige Arbeit auf den Vormittag beschränken solle, nur mit Achselzucken beantworten kann. Die Familie hat doch gewissermafsen auch noch Pflichten der Erziehung, und die Kinder danken es erfahrungsgemäfs der Schule wenig, wenn sie sie auf diesem einen Gebiet, welches ihren Neigungen, ihrer Erfindungsgabe, ihrem Thätigkeitsdrange noch freien Raum liefs, auch noch beaufsichtigt und bevormundet. Wollte man den von B. vorgeschlagenen Weg betreten, so müfste die Schule folgerichtig vor allem für zweckmäfsige Ernährung, Kleidung und Wohnung der Schüler sorgen, denn wie oft hängt das elende Aussehen der Schüler mit einem Zuviel oder Zuwenig in diesen Punkten zusammen, sie müfste ihre ganze Erholungszeit, inklusive des Schlafs überwachen, denn das erste Bedürfnis eines angestrengten Körpers ist Ruhe und Schlaf; müfste ihre Genüsse regeln, denn was hilft die schönste „Ertüchtigung“, wenn am Abend auf die Nerven losgewüstet wird; kurz, die Schule müfste

eine sozialdemokratische Kadettenanstalt werden, welche von den Eltern nur noch die Lieferung einer bestimmten Anzahl Kinder verlangt.

Direktor Sachse spricht sodann über „die ethische Bedeutung der Volks- und Jugendspiele“. Er findet sie in dem Umstande, dafs sie die Liebe zur Natur fördern, dafs sie Gelegenheit geben zu bewufster und allseitiger Übung und Bethätigung physischer Kraft und Gewandtheit und dadurch der Einseitigkeit vorbeugen, den Charakter bilden und die sozialen Unterscheidungen zu beseitigen geeignet sind. Dafs die Schule Anregung und Anleitung zu solchen Spielen gebe, erscheint als eine durchaus berechtigte Forderung.

In einem weiteren Aufsatze entwickelt E. v. Schenckendorff seine Pläne über ein deutsches Nationalfest. Er referiert über die umfassenden Vorbereitungen, welche für die Einführung einer solchen, in fünfjährigen Zwischenräumen wiederkehrenden, nationalen Feier in den letzten Jahren vom Central-Ausschufs getroffen worden sind, und zeigt dann in einer stenographischen Wiedergabe seiner Eröffnungsrede der bekannten Versammlung am 31. Januar vorigen Jahres mit zündender Beredsamkeit, dafs ein dringendes Bedürfnis für ein solches Fest vorliege, wie ein solches Fest geeignet sei, die Leibesübungen zu einer Volkssitte zu machen, die Volksfeste zu beleben, den sozialen Ausgleich zu fördern und das Nationalgefühl des deutschen Volkes zu stärken; wie demgemäfs die Organisation eines Ausschusses für die Vorbereitung solcher Feste am zweckmäfsigsten zu gestalten sei, während schliefslich die speziellsten Fragen nach Ausübenden, Inhalt des Programms, Beschickung, Festplatz u. s. w. berührt werden.

Nachdem E. Witte in Braunschweig „über die öffentlichen Feste und Lustbarkeiten des Volkes in Norddeutschland und unsere Reform der Volksfeste“ einen, freilich recht lückenhaften Bericht erstattet hat — in Thüringen würde Verf. viele sehr eigenartige Feste gefunden haben —, behandeln H. Stöckel und E. Walther „die wichtigsten Volksfeste Süddeutschlands“ und zeigen an der Hand von Thatsachen, „wie sehr eine Beeinflussung des Volkes vonseiten der mafsgebenden und gebildeten Kreise der Nation bezüglich unserer Volksfeste möglich ist“, und wie die vom Central-Ausschufs vertretenen und empfohlenen Vorschläge bei Gelegenheit ihrer Verwirklichung gefallen haben.

Nun folgt ein besonders anziehender Artikel von Rolfs über „Sport und Schule“. Er bespricht zuerst die Unzulänglichkeit der bisherigen Veranstaltungen für die Körpererziehung, stellt sodann die Einwände zusammen, welche man vonseiten der Familie, der Schule und der Sportleute gegen den „Schulsport“ vorgebracht hat und widerlegt alle die, welche nicht „reine Phrasen“ und Schlagwörter sind, durch Hinweis auf die Möglichkeit und Notwendigkeit, jeden Sportbetrieb zu hindern, dem der jugendliche Körper nicht gewachsen ist, dagegen die sportlichen

Übungen in regelmäſsigem Betriebe zu dosieren und durch Sachverständige zu beaufsichtigen und zu leiten. Hätte Verf. nun vorgeschlagen, den Schulsport zu begünstigen, ihn den Schüler-Sportvereinen zu überweisen und gelegentlich durch geeignete Kräfte zu überwachen, so könnte man ihm zustimmen und die „von keiner Seite bestrittene Thatsache“ der hohen geistigen Forderungen seitens der Schule als „reine Phrase“ behandeln. Aber statt dessen verlangt Rolfs: „die Nachmittage müssen einerseits von aller Schularbeit frei bleiben, andererseits aber für die Zwecke der körperlichen Erziehung und des Hauses nach einem festen Stundenplan verwendet werden! Spielplätze sind für jede einzelne Schule anzulegen, auf denen in vollkommen methodischer Weise die Jugend durch turnerische und sportliche Übungen zur Reife erzogen wird; und unsere Lehrer haben sich nicht nur für die wissenschaftliche, sondern auch für die körperliche Erziehung als geeignet auszuweisen, insbesondere auch durch das Studium der Physiologie und Hygiene“. Die geistige Schularbeit mit ihrem Gefolge von Hausarbeiten soll beschnitten werden, „denn, wenn irgendwo von einem Zuviel! die Rede sein kann, so ist es hier, wenn nicht nach einstimmigem Urteil der Lehrer, so doch der Ärzte und Eltern“. Dann würden, so hofft der Verf., „dem Vaterlande Geschlechter erwachsen, in deren Hände man getrost sein Schicksal legen darf“. Offenbar hat Verf. hier nur die Volksschule im Auge. Von den Gymnasien und Realschulen derartiges zu verlangen, wäre ja sinnlos. Diese Schulen würden aufhören, solche zu sein, die auf die gelehrten Berufe vorbereiten. Selbst wenn man, um den Ausfall der Hausarbeit zu decken, drei weitere Jahre der Schulzeit hinzufügte, wo sollte denn selbständiger Fleiſs und eigenes ruhiges Nachdenken gelernt werden, ohne welches das Studium nun einmal undenkbar ist? Woher nimmt übrigens R. das Vertrauen zu den Geschlechtern, die nach seiner Vorschrift erzogen sind? Hat Bismarck, hat Moltke, hat Helmholtz, hat Richard Wagner eine solche Rolfssche Reformschule besucht? Oder sind nicht vielmehr alle groſsen Männer unseres Jahrhunderts auf den alten Gymnasien oder doch auf solchen Anstalten vorgebildet, welche R. nur mit groſsem Miſstrauen betrachtet, weil sie mehr Zeit auf die Bildung des Geistes als auf die Kräftigung des Körpers verwenden? Man verschone uns doch endlich mit den ewigen Reformvorschlägen! Die Schule darf nicht auf die Dauer der Prügeljunge sein, den man für alle Mängel verantwortlich macht. Wenn an unsern Schulen wieder einmal geändert werden muſs, so steht das Urteil darüber den Schulmännern zu, und zweifellos wird die Richtung dieser Änderung rückwärts sein, denn die Schulen sind bereits auf falsche Bahnen gedrängt worden.

Viel besonnener äuſsert sich Raydt im folgenden Aufsatze: „Wie ist der Bestand der Jugendspiele auf die Dauer in den

höheren Schulen zu sichern". Er fordert obligatorische Einführung der Spiele in allen Schulen und Überwachung derselben durch Lehrer — nicht Turnlehrer, sondern am besten Klassenlehrer, denen diese Stunden als Unterrichtsstunden anzurechnen seien —, Freiheit der Schüler beim Spiel, Lieferung von Spielplätzen und Spielgeräten und Begünstigung von Spiel- und Turnvereinen. Von solchen Mitteln erhofft Raydt den Bestand der Jugendspiele und als Folge „eine kräftige Generation". Man erkennt sofort den sachverständigen Fachmann, der bei dem gröfsten Eifer für die Kräftigung des Körpers doch weifs, dafs der Geist darüber nicht zu kurz kommen darf. Man kann fast jedes Wort dieses Aufsatzes unterschreiben, wenn wir auch nach unsern Erfahrungen Spiel und Sport durch die Schule lieber nur lehren und anregen und die eigentliche Übung den Schülervereinen überlassen würden.

Ebenso treffend beantwortet derselbe Verfasser die Frage: „Wie lassen sich Arbeiter, Gehilfen und Lehrlinge zu den Volksspielen heranziehen", und auch die Wünsche des Turninspektors Hermann für „die weitere Förderung der Spiele der Mädchen" werden allgemeine Anerkennung finden, sowie auch ein Aufsatz von Dr. med. Dedolph „über die erste Hilfe auf dem Turn-, Spiel- und Sportplatz, sowie bei Touren und beim Schwimmen" als eine schätzenswerte Beigabe des Jahrbuches zu betrachten ist.

Der weitere Inhalt des Bandes ist speziellerer Natur. Er betrifft die Spiellitteratur, die Fortschritte der Spielbewegung in einzelnen Ländern und Provinzen, Beschreibung von Wettspielen, Ausbreitung einzelner Sports, Spielkurse u. dergl., auf welche näher einzugehen es hier an Raum mangelt; so viel wird man aus dem Vorstehenden ersehen haben, dafs das Studium des Jahrbuches nicht nur interessant, sondern auch notwendig ist; man mufs wissen, wie tief unsere Schulen in der Wertschätzung der Körperfanatiker stehen, und welche Gefahr ihnen von dorther droht, aber auch davon sich überzeugen, dafs warme Verteidiger von Turnen, Spiel und Sport weit entfernt sind von den Forderungen jener und durchaus annehmbare Vorschläge zu machen wissen.

Halle a. S. G. Riehm.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden vom 29. September bis zum 2. Oktober 1897.

4. Historisch-epigraphische Sektion.

Die Spezialliste dieser Sektion wies 102 Einzeichnungen auf. Die historisch-epigraphische, archäologische und philologische Sektion hielten vereinigt am Vormittage des 30. Septembers im Olympiasaale des Albertinums eine Sitzung ab, in welcher Generalsekretar Professor Dr. Conze aus Berlin erster, Geh. Hofrat Professor Dr. Wachsmuth aus Leipzig, der auch die vorbereitenden Geschäfte geführt hatte, zweiter Vorsitzender war. Schriftführer waren Direktorialassistent Dr. Herrmann und Gymnasiallehrer Ruoff aus Dresden.

Freiherr Dr. Friedrich Hiller von Gaertringen, Privatdozent an der Universität Berlin, sprach über die archaische Kultur der Insel Thera. Der Vortrag ist bei G. Reimer in Berlin als Sonderabdruck unter dem gleichen Titel erschienen. Der Vortragende unterstützte seine interessanten Ausführungen durch einen von Landmesser Wilski hergestellten Stadtplan und viele photographische Wiedergaben.

Thera, diese im Verhältnis zu Naxos und Paros kleine Insel unter den Kykladen, hat in diesem Jahrhundert durch die Felseninschriften aus ältester griechischer Zeit, die Anton von Prokesch-Osten und Ludwig Rofs hier fanden und Böckh genial behandelte, und dann durch die vulkanischen Revolutionen des Jahres 1866 das Interesse der Gelehrten und auch weiterer Kreise auf sich gezogen. Kurz vorher hatten sich in bedeutender Tiefe, im weifsen Bimssande, die Reste uralter menschlicher Ansiedlungen mit altertümlichen Vasen und Geräten gefunden. Der Vortragende, der sich vor zwei Jahren nach Thera begeben hat, um für das Berliner Corpus die Inschriften von Thera zu revidieren, ist dadurch im vorigen Jahre zu einer viermonatlichen Ausgrabungsthätigkeit auf der Insel, verbunden mit einer von Landmesser Paul Wilski ausgeführten Vermessung der alten Stadt und ihrer Umgebung, veranlafst worden. Durch die Ergebnisse dieser Arbeiten wird das Bild von der Kulturentwicklung der Stadt wesentlich vervollständigt, und einzelne Perioden der Geschichte treten schon klarer hervor: besonders die alte Zeit, in der Kyrene von Thera aus gegründet wurde (8.—5. Jh.), das

1. Jahrhundert der Ptolemäerherrschaft, für die sich jetzt Thera als strategisch sehr wichtig darstellt, und die römische Kaiserzeit des 2. Jahrhunderts. Am reichsten ist jetzt neue Belehrung gewonnen worden für die archaische Periode, die wir als die Glanzzeit von Thera jetzt voll berechtigt bezeichnen dürfen.

Der Redner besprach nun die einzelnen Quellen dieser neuen Erkenntnisse. Er ging von einer Schilderung des Bodens und der einzigartigen Natur der Insel (Eliasberg, Messavuno, Sellada) aus, die zur Gründung einer Stadt einlud, welche bald gegen die Seeräuber Schutz gewährte, bald aber auch in friedlicher Zeit mit besser zugänglichen Plätzen vertauscht werden konnte. Die alte Stadt selbst hat, wie die Mauerreste wenigstens vermuten lassen, möglicherweise eine Stadtmauer besessen. Die in Terrassen über einander unter starker Verwendung des natürlichen Felsens angelegten Gebäude waren meist klein und unansehnlich, was selbst von den öffentlichen Bauten gilt. Baugeschichtlich in hohem Grade merkwürdig ist die Stoa Basilike, ein längliches, rechteckiges Gebäude (45 m : 11 m), welches eine einzige Reihe von zehn dorischen Säulen in der Längsachse aufweist. In ihr haben wir die älteste urkundlich als solche bezeugte altgriechische Basilika, da die alte athenische Stoa Basileios am Markte noch nicht sicher nachgewiesen ist. Vor ihr lag die einfache, unregelmäfsige Agora. Die gepflasterte Hauptstrafse führte nach dem Tempel des Apollon Karneios und dem Gymnasion. Unregelmäfsig zweigen sich davon zahlreiche Seitenstrafsen, zum Teil stark ansteigend, ab. Die archaischen Inschriften, deren Zahl jetzt von 30 auf 150 gestiegen ist, finden sich teils auf Vasenscherben eingeritzt, teils auf meist noch ganz roh bearbeiteten Grabsteinen, die meisten sind in den gewachsenen Fels, den blauen, marmorartigen Kalkstein, selbst eingehauen und bieten bald Götternamen, bald Namen von Menschen mit Zusätzen. Der Vortragende erläuterte die Richtung der Schrift (meist linksläufig) und einige besonders charakteristische Schriftzeichen: das theräische Alphabet stellt eine in mehrfacher Beziehung selbständige Behandlung des semitischen Alphabets dar und ist wohl direkt von phönikischen Kaufleuten und Piraten übernommen, aber bald durch andere griechische Städte beeinflufst worden (vgl. Paul Kretschmer, Athen. Mitteil. XXI). Die Gräberfunde in der zur Stadt Thera gehörigen Nekropole sind reich an Vasen des geometrischen Stils (vgl. Dragendorff, Archäol. Anz. des Jahrb. 1897) und bereichern aufserordentlich unsere Kenntnis des einheimischen theräischen Stils. Aufserdem sind noch zahlreiche Grabsteine mit Inschriften der mittleren archaischen Schriftperiode und einige interessante Terrakottenfiguren gefunden worden. Schwarzfigurige Gefäfse haben sich in der Nekropole gar nicht gezeigt.

Für die Götterverehrung der Theräer ergiebt sich aus diesen Quellen, namentlich aus vielen kleinen Kultstätten und den Inschriften an deren Seite, dafs dem erwachsenen Zeus ein jugendlicher, Kures, zur Seite steht, dafs ferner die Dioskuren und Hermes hier eine Stätte der Verehrung fanden. Der Name Polieus steht, wie auch Hikesios, Stoichaios und Horkios, losgelöst von dem Namen des Zeus. Ferner finden wir Lochaia, die im tiefen Getreidefelde (λοχαῖος σῖτος) waltende Göttin (Wilamowitz), und Damia, den Kentauren Chiron, Boreaios, den nördlichen Wind, auch die Namen der Athanaia und der rätselhaften Biris. Der Hauptgott aber war Apollon Karneios,

von dessen Tempel, am Rande des Stadtberges gelegen und teils in den Felsen gehauen, beträchtliche Reste zeugen. Diesen widmete der Redner eine ausführliche Besprechung. Dabei lag der Festplatz für das Festlager und die Speisung an dem Karneenfeste, das sich dem hebräischen Laubhüttenfeste näherte und das alte Ernte- und Weinlesefest aus einer Zeit darstellte, wo Apollon noch mehr als später ein Gott der Vegetation war. Die Felsen in der Nähe weisen noch die Zeugnisse für die Knabentänze, die Gymnopädien, auf. Es findet sich hier eine überraschend grofse Zahl archaischer Namen, neben denen sich bald ἀγαθός (entsprechend dem attischen ὁ παῖς καλός) hinzugeschrieben findet, bald die Fertigkeit im Tanzen gerühmt wird (ὠρχεῖτο μὰ τὸν Ἀπόλλω); das Wort οἴφειν, fünfmal angewandt, und das einmal von boshafter Hand beigeschriebene πόρνος auf diesen nicht unter das 7. Jahrhundert zu setzenden Inschriften geben uns neue sittengeschichtliche Belehrung über Bedeutung und Alter der Knabenliebe. Nahe bei den Felsen mit diesen Inschriften befand sich später ein Gymnasion, und zahlreiche Verzeichnisse von ἐφηβεύσαντες sind hier gefunden worden, meist mit einer Widmung an Hermes und Herakles schliefsend. Hier ist auch ein Stein zum Vorschein gekommen, auf dem sich griechische Weisheitssprüche (γνῶθι σεαυτόν, ἐγγ[ύα· πάρα δ' ἄτα], μηδὲν ἄγαν sind sicher erkennbar) finden, eine Aufzeichnung, die nicht früher als das 4. Jh. anzusetzen, jedoch etwas älter ist als das Sammelbuch des Demetrios von Phaleron über die Sprüche der sieben Weisen. Ein Lavastein von fast 10 Ctr. Gewicht ist der Inschrift nach von Eumastas gehoben worden. Über Kunst und Handwerksbetrieb geben uns aufser dem sogenannten Apollo von Thera nur die Vasen, diese aber auch reiche Auskunft. Inbezug auf die Pflege der Landwirtschaft dürfen wir aus den späten Katasterinschriften vom Rundbau der Perissa am südlichen Fufse des Stadtberges schliefsen, dafs in archaischer Zeit Getreidebau, Ölbaumkultur und daneben wohl auch Viehzucht den Vorrang vor dem heutzutage weit überwiegenden Weinbau hatten. Die Bevölkerung dieser Kulturperiode war dorisch, wie der Dialekt und die Phylen ergeben. Der Name der letzteren scheint, wie in Sikyon, στοῖχοι gewesen zu sein, deren Unterabteilungen waren die ἑταρεῖαι. Im Jahre 426 trat Thera, wenn auch nur für kurze Zeit, in den attischen Seebund. Damals wanderte Archedamos von Thera nach Athen und schmückte, theräischer Sitte und den heimischen Göttinnen getreu, mit Reliefdarstellungen und Inschriften die Nymphengrotte von Vari.

Professor Dr. Behrendt Pick aus Gotha sprach über das corpus nummorum. Der Vortragende orientierte zunächst über die hauptsächlichen bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der antiken Numismatik. Er wies besonders auf die älteren Arbeiten von Eckhel und Mionnet, die musterhaften Kataloge des British Museum und einiger anderer Sammlungen, Imhoofs grofse Verdienste um die griechische Numismatik, Cohens zwar unwissenschaftliche, aber als Materialsammlungen wertvolle Bücher über die römischen Münzen, L. Müllers Werke über Alexander den Grofsen, über Lysimachos und über Afrika und endlich auf Svoronos' Werk über Kreta hin. Nachdem er der hohen Verdienste Th. Mommsens gedacht, kam der Redner auf die von der Akademie der Wissenschaften in Berlin in Angriff genommene Publikation der antiken Münzen Nordgriechenlands zu sprechen, wobei er betonte, dafs ein allgemeines 'corpus nummorum' zu

schaffen nicht beabsichtigt und darum die Bearbeitung weiterer Gebiete von anderer Seite nur erwünscht sei. Von jenem Werke bearbeitet der Vortragende die zwei ersten Bände; vom ersten Bande (Dacia, Moesia superior, Moesia inferior, Sarmatia) sind 33 Bogen gedruckt; für den zweiten Band (Thracia) ist das Material bereits geordnet. Vom dritten Band (Makedonische Münzen), den Dr. Gaebler in Berlin bearbeitet, wurde der Druck für die nächsten Wochen in Aussicht gestellt. Für die Münzen Kleinasiens sind von der Akademie ähnliche Werke beschlossen, und die betreffende Litteratur ist unter Leitung von Professor Kubitschek bereits excerpiert. Bekanntlich hat Professor Mommsen den Ertrag der ihm bei seinem 50jährigen Doktorjubiläum überreichten Stiftung für diesen Zweck bestimmt. Der Vortragende erläuterte die Einrichtungen des Werkes, dessen fertig gedruckte Teile nebst den 20 Tafeln vorgelegt wurden.

Professor Dr. Ulrich Wilken aus Breslau hielt am Ende dieser Sitzung einen Vortrag über griechische Papyrusforschungen, der in erweiterter Gestalt bei G. Reimer in Berlin erscheint. Er behandelte zunächst die einzelnen, hauptsächlich drei Perioden der Papyrusfunde. Die frühesten Funde, dem Ende des vorigen Jahrhunderts angehörend (1788), blieben zuerst unbeachtet; die zweite Periode, die der sogenannten Fayumfunde, begann 1878. Mit den neuesten, von Oxford ausgehenden Bestrebungen, die im Gegensatz zu früher auf systematische Ausgrabungen und Durchforschungen abzielen, beginnt die dritte Periode. Sodann wurde eine Übersicht über die bisherigen Publikationen gegeben. Als ein erstrebenswertes Ziel stellte der Vortragende die Schaffung eines corpus papyrorum Graecarum hin, zu dem aber erst noch viele Vorarbeiten und Einzelpublikationen erforderlich sind. In Gestalt einer vom Vorsitzenden vorgeschlagenen Resolution bezeichnete man es im Anschlufs hieran als wünschenswert, dafs, um weitere Vernichtung von Papyrusschätzen zu verhindern, Expeditionen zum Zwecke systematischer Papyrusausgrabungen nach Ägypten gesandt würden, und dafs man andererseits auf das Zustandekommen eines Centralorgans für Papyrusforschungen hinarbeite. Sodann gab der Vortragende einen Überblick über den Inhalt der Urkunden auf Grund des von ihm ausgearbeiteten Urkundenverzeichnisses. Sie stellen archivalische Skripturen des öffentlichen und privaten Lebens jeder Art dar und bieten weniger Aufschlüsse für die politische Geschichte, als vielmehr für die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Ägyptens vom dritten vorchristlichen Jahrhundert an, für die sie, insbesondere unter Heranziehung verwandter Disziplinen wie Numismatik, höchsten Wert haben. — Weiteres über Papyrusforschungen bot der unten behandelte Vortrag von Professor Dr. Mitteis.

Ebenfalls unter Vorsitz von Generalsekretar Professor Dr. Conze tagte eine Sitzung der vereinigten historisch-epigraphischen und archäologischen Sektion am 1. Oktober, in der fünf Vorträge gehalten wurden.

Professor Dr. Otto Rofsbach aus Königsberg sprach über die Nemesis des Agorakritos und den sitzenden Faustkämpfer im Thermenmuseum zu Rom. Der erste Teil erscheint in Roschers Mythol. Lexikon, der zweite in einer besonderen Schrift. Nach einleitenden Bemerkungen über die Darstellung der zwei Nemesen in Smyrna, für die einige smyrnäische Münzen und die betr. Stellen des Pausanias (VII 5, 2; IX 35, 6) zu Grunde gelegt wurden, gab der Vortragende, gestützt auf die vorhandenen Be-

schreibungen und Bruchstücke, eine im ganzen sichere, durch Skizzen erläuterte Rekonstruktion der Nemesis des Agorakritos in Rhamnus, sowie des Reliefschmuckes der Basis. Anhangsweise interpretierte der Redner die im Thermenmuseum zu Rom befindliche Erzstatue des sitzenden Faustkämpfers auf Grund einer spartanischen Münze, zweier etruskischer Spiegel und der Stelle bei Theokrit (XXII) als den besonders aus der Argonautensage bekannten bithynischen Faustkämpfer Amykos, dessen siegreicher Gegner Polydeukes wurde. Professor Dr. Studniczka aus Leipzig legte in der sich anschliefsenden Debatte auf die Andeutung von Blutstropfen und Verwundungen Nachdruck, woraus folge, dafs der Faustkämpfer nach dem Kampfe dargestellt sei, während Amykos vor dem Kampfe an der Quelle aufgefafst sein müfste.

Hierauf sprach Professor Dr. Tocilesco aus Bukarest über die neuen Ausgrabungen und Forschungen in Adamklissi. Er erwähnte zunächst von den kürzlich aufgedeckten 10 Kastellen am limes Alutanus und an der römischen Chaussee Drubeta-Romula-Apulum das von Turn-Severin, dessen Trümmer aus der Zeit Trajans (Brückenkopf, Festungsmauer mit den inneren 15 Türmen, Prätorium), Konstantins (4 Gebäude mit 80 cubicula, die 7 äufseren Türme), Justinians (Rundturm) und späterer Zeit (Kirche und Kapelle aufserhalb der Mauern) stammen, auch wurde eine auf einem Ziegel eingeritzte, bisher nicht entzifferte Inschrift in anscheinend orientalischem Alphabet hervorgehoben.

Zu dem gigantischen Tropäumsbau von Adamklissi übergehend, führte der Redner aus, dafs er auf Grund der dabei gefundenen monumentalen Kaiserinschrift und des inschriftlich beglaubigten Namens der in der Nähe gelegenen Stadt Tropaeum Traiani an der von ihm im Verein mit Benndorf und Niemann gegebenen Datierung, wonach es von Trajan nach dem zweiten dakischen Kriege (109 n. Chr.) errichtet ist, gegen die Ansichten anderer Gelehrter festhalten müsse, während er sich im ganzen der in Furtwänglers zweiter Abhandlung von Buhlmann vorgeschlagenen neuen Anordnung der Inschrift anschlofs.

Es wurde dann zu dem 200 m östlich von den Trümmern des Tropäums gelegenen, neu aufgedeckten und höchst eigenartigen Altarbau mit den Namen der im Kampfe gefallenen römischen Soldaten übergegangen, der gleichfalls in die trajanische Zeit gehört, und die Inschrift der Vorderseite genauer besprochen. Ferner ist im Sommer 1897 freigelegt worden ein grofser Tumulus, als dessen Kern sich mehrere konzentrische Mauerringe darstellen.

Schon seit 1891 ist man mit der langwierigen Ausgrabung der etwa 1 km vom Tropäum entfernten, nach der Bauinschrift von Konstantin neu erbauten Civitas Tropaeensium beschäftigt. Es sind davon drei Thore und die gut erhaltene Umfassungsmauer nördlich vom Westthore mit fünf Türmen und im Innern drei Basiliken aufgedeckt, von denen eine mit zwei Reihen von je 18 Säulenbasen wohl trajanischer Zeit angehört. Mit einem Ausblick auf die hier zu erwartenden grofsen Ausgrabungsresultate schlofs der interessante Vortrag, der durch bildliche Wiedergaben der Ausgrabungen und Pläne unterstützt wurde.

Professor Dr. Eugen Bormann aus Wien verbreitete sich im Anschlufs hieran allgemeiner über die antiquarischen Forschungen an der

Donau. Diese haben ihren Mittelpunkt in dem Wiener archäologisch-epigraphischen Seminar und den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn. In Zukunft wird jedoch dieses Seminar, dessen Thätigkeit vom Vortragenden besonders gewürdigt wurde, hinter dem Anfang 1898 in Wirksamkeit tretenden österreichischen archäologischen Institute zurücktreten. Die Wiener Akademie der Wissenschaften ferner unternimmt jetzt, unterstützt durch die Stiftung eines Wiener Bürgers Treitl, die Erforschung des römischen Limes auf österreichischem Gebiete und die auch antiquarisch-epigraphisch wichtige Erforschung der Balkanländer, zu welchem Zwecke bereits mehrere Expeditionen ausgesandt worden sind. Redner wies sodann auf die erspriefsliche Thätigkeit des Vereins Carnuntum für die Aufdeckung dieses bedeutenden Waffenplatzes hin und besprach einen Fund von diesem Forschungsgebiete. Es hat sich hier in Brocken des Wandverputzes die eigenartige Wanddekoration eines Zimmers gefunden, Wandmalereien mit Inschriften in meist griechischer Sprache. Es ergiebt sich daraus, dafs auf den Wänden Sieger von alle vier Jahre stattfindenden Wettkämpfen dargestellt sind. Ein Stück giebt den Siegespreis an, eine andere Inschrift läfst auch auf Wettkämpfe in der Redekunst schliefsen, wobei man an die von Domitian 86 begründeten zugleich musischen kapitolinischen Agone erinnert wird. Aus Bulgarien legte der Vortragende ferner ein vollständig erhaltenes, mehrfach interessantes römisches Militärdiplom vom 19. Oktober 93 vor, auf dem zum ersten Male der von Domitian eingeführte Monatsname Domitianus (vgl. Suet. Domit. 13) sowie ein neues Konsulnpaar erscheint und die bisher noch nirgend erwähnt gefundene cohors I Cispadensium genannt wird, während sich der Kommandant der Kohorte als mit Maecenas in verwandtschaftlichem Zusammenhange stehend herausstellt.

Dr. Karl Patsch, Kustos am Landesmuseum in Sarajevo, handelte über das Mithraeum von Konjica, worüber der Vortragende in den Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina Bd. VI eine Arbeit publiziert hat. Das Eigentümliche dieses Mithräums ist einerseits die ganz oberirdische, mit einem grofsen Vorraume versehene Cella, andererseits das Kultbild, eine beidseitig mit Reliefs versehene Kalksteinplatte, von der Heliogravüren und Photographieen verteilt wurden. Auf der einen Seite sehen wir Mithras, wie er das Stieropfer darbringt, auf der anderen ist eine Mahlzeit der Eingeweihten dargestellt, wobei diese Brot und Wein empfangen. Diese durch die Kirchenväter bezeugte Einzelheit der Mysterien hat hier zum ersten Male eine bildliche Darstellung erfahren und erinnert an das christliche Liebesmahl in beiderlei Gestalt.

Nachdem der Vorsitzende den Herren aus Österreich den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, sprach Professor Dr. Georg Steindorff aus Leipzig über die älteste Civilisation Ägyptens. Von der Geschichte Ägyptens vor der 4. Dynastie Manethos war infolge der mangelhaften und spärlichen Quellen sowie der geringen Anzahl von erhaltenen Denkmälern bisher kaum mehr bekannt als die Namen und die ungefähre Reihenfolge der Könige. Der englische Agyptologe Flinders Petrie hat nun Anfang 1895 auf dem westlichen Nilufer bei Tûch mehrere Nekropolen aufgedeckt, die er wegen ihres von sonstigen ägyptischen Gräberfunden sehr wesentlich verschiedenen Inhaltes für unägyptisch und einer neuen, wahrscheinlich libyschen Rasse angehörig erachtete. Die Leichen lagen hier mit in die Höhe gezogenen Knieen und vor das Gesicht gehaltenen Händen auf

der linken Seite, bald auch waren sie zerstückelt; eigenartig bemalte und geformte Töpfe, schwarze Schalen mit weifsen Verzierungen, äufserst geschickt gearbeitete und polierte Steingefäfse, Feuersteinwaffen von bisher ungekannter Vollendung, Platten aus grünem Schiefer, meist in Tierform (Reibeplatten oder Amulette), ornamentierte Haarnadeln und Kämme aus Knochen, dagegen nur wenig Metallgefäfse hatte man den Toten mitgegeben. 1896 und 1897 sind ähnliche Nekropolen an verschiedenen Stellen Oberägyptens meist durch de Morgan untersucht und von diesem wegen des geringen Vorkommens von Kupfer- oder Bronzegegenständen als neolithisch und einer vorgeschichtlichen Periode angehörend bezeichnet worden. Inschriften finden sich in all diesen einfach ausgestatteten Gräbern von Privatpersonen nicht. Amélineau entdeckte nun in den letzten zwei Wintern bei Abydos fünf grofse Königsgräber: rechteckige Säle mit Luftziegelwänden, zum Teil von kleineren Kammern für die Bestattung der Begleiter des Königs oder die Deponierung von Opfergaben umringt, in deren Umgebung sich, wie bei den Pyramiden, auch kleinere Grabbauten für Vornehme befanden. Darin fanden sich aufser zahlreichen kurzen hieroglyphischen Inschriften Grabsteine, Thon- und Alabasterkrüge, Abdrücke von Siegelcylindern auf Lehmpfropfen, Stücke von Stein- und Thongefäfsen, Elfenbeinschnitzereien, Feuersteinwaffen, wodurch diese Gräber in dieselbe Kulturperiode als die oben genannten gewiesen werden. Im Frühjahr 1897 entdeckte de Morgan noch ein sechstes Königsgrab mit wiederum gleichartigem Inhalte.

Unzweifelhaft ist die uns hier entgegentretende Civilisation ägyptisch, wie schon die darin gefundenen ägyptischen Inschriften beweisen. Für die Datierung geben die in den Königsgräbern genannten Königsnamen keinen Anhalt, da es die damals gebräuchlichen offiziellen Herrschernamen, nicht, wie in den ägyptischen Königslisten und bei Manetho, die Geburtsnamen sind. Auf zwei Steinscherben aber sind auch zwei Könige bei ihren Geburtsnamen genannt. Diese Herrscher und folglich auch die zwei Königsgräber gehören der 1. Dynastie an. Aber auch die anderen Königsgräber müssen aus der 1. oder 2. Dynastie stammen, da diese Könige nach Manetho aus This (Abydos) stammten und ägyptischer Sitte gemäfs ihre Gräber in der Nähe ihrer Hauptstadt, in Abydos, lagen. In ungefähr gleiche Zeit sind somit auch die genannten Nekropolen Oberägyptens zu setzen.

Somit gewähren diese Gräberfunde einen Einblick in die ägyptische Civilisation der ersten Dynastieen. Die Art der Bestattung, vielleicht auch die Anschauung vom Leben nach dem Tode weicht von der späteren ab; dafs bei der Bestattung grofse Feuer angezündet wurden, beweisen vorhandene Reste. Leichenverbrennung ist nicht nachzuweisen. Bei den Begräbnissen der Könige scheinen die Steingefäfse zerbrochen worden zu sein. Über Tracht und Schmucksachen belehren uns gleichfalls diese Funde, Schminken und Tättowieren war Brauch. Thon und Stein wurden sehr geschickt bearbeitet, Kupferarbeiten erscheinen seltener, Spinnen und Weben verstand man, ebenso leistete man Grofses in der bildenden Kunst. Den Schlufs des interessanten Vortrags bildeten einige allgemeine methodische Bemerkungen für die Lösung der vielen durch diese Funde gestellten Rätsel.

Die historisch-epigraphische und historische Sektion vereinigten sich am Nachmittage des 1. Oktobers zu einer Sitzung unter Vorsitz von *Geh. Hofrat* Professor Dr. Wachsmuth, der auch in den bisher ge-

nannten Versammlungen der historisch-epigraphischen Sektion zweiter Vorsitzender gewesen war.

Professor Dr. Julius Beloch aus Rom sprach über die Bürgerzahl Athens im 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. Durch den Fund der *Ἀθηναίων πολιτεία* veranlafst, gab der Redner in diesem methodologisch besonders interessanten Vortrage einen notwendig gewordenen Nachtrag zu dem betr. Abschnitt in seinem Werke „Über Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" (1888, p. 55 ff.; über die frühere Litteratur s. Böckh, Staatshaushalt I 247 ff. 2. Ausg.). Er betrachtete zunächst die hierher gehörigen Angaben des Aristoteles und wies dabei auf einige statistisch-methodologische Fehler hin. Unter scharfsinnigster Verwendung aller zu Gebote stehenden Angaben und der Resultate der statistischen Forschung stellte er sodann fest, dafs die Zahl der athenischen Bürger im Anfang des 4. Jahrhunderts ungefähr 21 000 betrug und im Jahre 370 ihren Höhepunkt erreichte. Rückwärts schliefsend, berechnete er dann, dafs Athen in der Zeit unmittelbar vor der grofsen Pest, etwa im Jahre 431, nicht unter 30 000 und schwerlich über 40 000 Bürger, also etwa 35 000 bez. 37 000, zählte. Bis zum Jahre 400 starben dann infolge der Pest und der Kriegsnöte etwa 15—16 000, eine Bevölkerungsabnahme, die auffälligerweise nie wieder ausgeglichen worden ist.

Sodann sprach Professor Dr. Karl Lamprecht aus Leipzig zunächst die Hoffnung aus, dafs die historische Sektion auf den künftigen Versammlungen wieder selbständig tagen werde, und teilte mit, dafs in Rücksicht hierauf die Historikertage fernerhin in den Jahren stattfinden sollen, in die eine Philologenversammlung nicht fällt. Hierauf gab der Redner eine Orientierung über die im Jahre 1896 begründete Königliche Kommission für sächsische Geschichte. In einer geistvollen Erörterung über die Geschichte und Organisation der Geschichtswissenschaft seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts führte der Redner etwa Folgendes aus: Nachdem bis gegen diese Zeit die mittlere und neue Geschichte immer vom antiquarischen Standpunkte aus betrieben worden und es immer nur bei einem Wissen von Wissenskram geblieben war, tauchte in jener Zeit als eine neue Phase der Begriff der Staatengeschichte auf. Sie wurde mit besonderer Rücksicht auf das Staatsrecht und meist von Juristen getrieben und stellte, auf das Singuläre, die Person eingehend, zunächst die Persönlichkeit des Herrschers oder der Minister und Staatsmänner in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Aus dieser Staatengeschichte hat sich nach vielfachen Wandlungen die heutige historisch-politische Geschichtsschreibung entwickelt. Nach Absolvierung der Reichsgeschichte ging diese Historiographie in der Mitte der 80er Jahre auch zur Behandlung der Einzelstaaten über, führte also zur Territorialgeschichtsschreibung. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand neben dieser Gattung von Geschichtsschreibung noch eine andere Art von Geschichtsbetrachtung: unter dem Einflusse von Herder und Winckelmann legte man den Nachdruck auf die kulturgeschichtliche Seite der Geschichtsentwicklung. Diese Richtung strebte im Gegensatz zu jener ins Allgemeine, ist aber gleichwohl in ihren Anfängen und um zu richtigen Urteilen über gröfsere Komplexe und Zeiträume zu gelangen auf die Untersuchung des Einzelnen angewiesen, führte also auch ihrerseits auf die Territorialgeschichtsschreibung. Die zwei hier genannten Methoden der Geschichtsschreibung liefen beständig nebeneinander her, mannigfach

beeinflufst durch den Lauf der Geschichte selbst. Seit Anfang der 40er Jahre finden wir besonders ein reges politisches Interesse. Nach der Gründung des neuen Reiches tritt wieder die Kulturgeschichte mehr hervor, und wir stehen gleichsam im Kampfe beider Richtungen. In gleicher Weise aber wurden beide auf die Territorialgeschichtsschreibung hingedrängt, und daraus erklärt sich die jetzt hervortretende starke Entwicklung dieses Zweiges der Geschichtsschreibung.

Wie zuerst die Gründung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde vom Vortragenden selbst 1881 veranlafst wurde, so sind ähnliche Institutionen in Baden, Hessen, Westfalen u. a. ins Leben gerufen worden, eine der jüngsten Schöpfungen auf diesem Gebiete ist die Kgl. Kommission für sächsische Geschichte. Der Vortragende orientierte im einzelnen über die Gründung, Organisation und den bisherigen Verlauf des Unternehmens und bemerkte dabei nachdrücklich, dafs man bei Lösung der Aufgaben für den Einzelstaat die Rücksicht auf das Allgemeine nie aus dem Auge verlieren dürfe, und dafs die verschiedenen Kommissionen ineinander greifen müfsten, wie dies ja auf manchen Gebieten, etwa dem der Statistik, unumgänglich sei. Da die Subskriptionen auf die von der Kommission geplanten Veröffentlichungen sehr glänzend sind, kann man hoffnungsfreudig an die Arbeit gehen. Die beabsichtigten Publikationen gehen teilweise von neuen Gesichtspunkten aus und verdienen darum auch hier Erwähnung. Es ist so zunächst in Aussicht genommen die Herstellung von Grundkarten mit Eintragung des Flufsnetzes, der Örtlichkeiten und Gemeindegrenzen als Grundlage für politische und kulturgeschichtliche Karten jeder Art, ferner ein Flurkartenatlas. Weiter sollen veröffentlicht werden ein Lehnsbuch Friedrichs des Strengen (1439), Akten und Briefe des Herzogs Georg des Bärtigen (1500—1539), Briefe des Hans von der Planitz (politische Berichte an den Kurfürsten Friedrich den Weisen), Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, Akten und Briefe des Kurfürsten Moritz (1541—1553), Akten zur Geschichte der sächsischen Landesverwaltung, Landtagsakten, die Instruktion eines Vorwerksverwalters durch Kurfürst August (1570), eine Geschichte des sächsischen Finanzwesens, endlich ein Briefwechsel der Kurfürstin Maria Antonia mit Maria Theresia. Überdies hat die Kommission die Absicht, sich auch kunstgeschichtlichen Publikationen zuzuwenden.

Endlich hielt die historisch-epigraphische Sektion im Verein mit der philologischen und archäologischen unmittelbar vor der letzten Hauptversammlung eine Sitzung ab, der Geh. Hofrat Professor Dr. Lipsius präsidierte. In dieser wies zunächst Geh. Regierungsrat Professor Dr. Diels aus Berlin im Auftrage von Generalsekretar Prof. Dr. Conze auf die von Dr. Karl Patsch aus Sarajevo vorgelegten, auf Grund von Funden aus dem Bereiche Bosniens und der Herzegovina hergestellten Schulwandtafeln für den klassisch-historisch-philologischen Unterricht hin, welche in den bosnischen Mittelschulen zur Veranschaulichung römischen Lebens in der Provinz eingeführt sind, und empfahl die Nachahmung dieses Verfahrens unter einem kurzen Hinweis auf seinen nicht zu verkennenden Nutzen auch den in Betracht kommenden deutschen Ländern.

Darauf hielt Professor Dr. Mitteis aus Wien einen von der Versammlung mit höchstem Interesse aufgenommenen Vortrag über die juristische

Bedeutung der Papyruspublikationen, der den oben erwähnten Wilckenschen Vortrag gleichsam ergänzte. Ist die Papyruswissenschaft als selbständiger Zweig der Altertumswissenschaft auch eigentlich erst zwei Dezennien alt, so läfst sich doch bereits jetzt sagen, dafs die Papyrusfunde besonders für die Kenntnis der Geschichte des antiken Rechts wichtiger sind und immer mehr werden als die epigraphischen Zeugnisse in Stein und Erz. Der Redner beantwortete die Frage nach der Bedeutung der Papyri getrennt für das griechische und römische Recht. Zunächst auf dem Gebiete des griechischen Rechtes beweisen bereits die bisherigen Funde in ihrer bisherigen Verwertung zu voller Klarheit die Einheit des griechischen Rechtes im ganzen Umfange des gräco-makedonischen Hellenismus. Diese Erkenntnis ist in erster Linie höchst wichtig für die richtige Würdigung der hellenischen Kultur in dieser Zeit. Sie ist ferner methodisch wichtig, sofern sich jetzt auch auf dem Wege der Konjektur die Lücken unseres Wissens vom griechischen Rechte einigermafsen ausfüllen lassen, welches ja bis jetzt nur für Attika und die Zeit der Redner bis ins Einzelne bekannt war. Wir sehen weiterhin, dafs die Römer bei ihrem Vordringen nach dem Osten Völkern mit einheitlichen Rechtsformen begegneten. Das griechische Recht ist jetzt auf dem Wege, eine selbständige juristische Disziplin zu werden. Es wird an Wichtigkeit nicht hinter dem römischen Rechte zurückstehen, an ethischem Werte steht es höher, und seine Kenntnis wird auf viel frühere Zeit ausgedehnt werden können, als dies beim römischen Rechte der Fall ist. Die gräco-italische Hypothese wird sich jetzt auch von seiten der Juristen einen starken Angriff gefallen lassen müssen. An einigen einleuchtenden Beispielen erhärtete der Vortragende sein Urteil über den Reichtum dieser neuen Fundgruben und zeigte, wie wir bis ins Detail unterrichtet werden. So ergiebt sich aus P. 19 der Berliner ägyptischen Urkunden, dafs nach dem Rechte der alexandrinischen Griechen bei Beerbung der Grofseltern Enkel neben Kindern ersten Grades ein Repräsentationsrecht ihrer Eltern nicht haben, dafs die ausgestattete verheiratete Tochter keine weiteren Erbansprüche an die Eltern hat, solange Söhne vorhanden sind (P. 592 Berol.). Weitere interessante gesicherte Belehrung erhalten wir über Exekutionsurkunden, Wechselrecht, das Trapezitenwesen, welches sich als ein vollkommenes Analogon unseres Maklerwesens darstellt, über die Archive, die bis auf 100 Jahre den Besitz zurückzuverfolgen gestatten. Auf dem Gebiete des römischen Rechtes bieten die Papyri wenig für die Überlieferung der römischen Rechtslitteratur, so die kürzlich veröffentlichten Bruchstücke aus dem Ediktskommentar des Jul. Paulus, viel reichere Ausbeute gewähren sie an Originalrechtsurkunden, Gesetzen und Verordnungen, besonders für Straf- und Eherecht, aufserordentlich reich aber sind sie an Quellen für die Kenntnis des praktischen Rechtsverkehrs, der geradezu bis ins Feinste durchleuchtet wird: so auf dem Gebiete der Volkszählung, des Steuer- und Pensionswesens, der Leiturgieen, Gemeinde- und Provinzverwaltung. In Akten, Testamente, Kontrakte u. dergl. wird uns ein Einblick gestattet. Hier erkennen wir klar, dafs Rom seiner Provinzen vollkommen Herr war in der Verwaltung, dafs aber im reinen Privatrecht meist das griechische Rechtsbewufstsein bestehen geblieben ist. Zum Schlusse ermahnte der Redner, ja beizeiten an ein energisches Studium der Papyri zu gehen, ehe die Masse des Materials allzu umfänglich werde.

5. Historische Sektion.

Unter Hinweis auf die allen Interessen der Geschichtswissenschaft gewidmeten Historikertage wurde allen Historikern nach dem Vorgange der historischen Sektion auf der Kölner Versammlung der Wiederanschlufs an die historisch-epigraphische Sektion empfohlen. Für die hier in Betracht kommenden Vorträge, besonders die der Professoren Dr. Beloch und Dr. Lamprecht sei darum auf den Abschnitt über die historisch-epigraphische Sektion verwiesen.

6. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Vorsitzende dieser Sektion, welche in der Kgl. Technischen Hochschule ihren Sitz hatte und 50 Mitglieder aufwies, waren Geh. Hofrat Professor Dr. Krause aus Dresden und Rektor Professor Dr. Böttcher aus Leipzig, Schriftführer Oberlehrer und Privatdozent Dr. Witting aus Dresden.

In der konstituierenden Sitzung wurde ein von Subrektor Prof. Dr. Theodor Reishaus in Stralsund eingegangener Brief über das 11. Axiom Euklids verlesen.

Hierauf hielt Professor Dr. Georg Helm aus Dresden einen Vortrag über das Rechnen mit Mafseinheiten beim mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht, das noch viel zu selten angewendet werde. Als Ergebnis seiner Ausführungen bezeichnete er die beiden Sätze: 1. Wenn man mit Mafseinheiten rechnet, versteht man darunter die Mafszahlen, die ihnen bei Messung durch eine beliebige neue Einheit zukommen. 2. Man rechnet daher mit ihnen nach der Berechnungsformel, durch welche überhaupt die gemessenen Gröfsen verknüpft sind.

Zuletzt berichtete Prof. Dr. J. C. V. Hoffmann aus Leipzig über die Verhandlungen der mathematischen Sektion der Naturforscherversammlung in Braunschweig.

In der zweiten Sitzung sprach Rektor Professor Dr. Eduard Böttcher aus Leipzig über bewegliche Schülermodelle zur Geometrie. Obgleich der Spruch nil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu theoretisch wohl jederzeit für den geometrischen Unterricht anerkannt wurde, so ist er doch in Wirklichkeit durch lange Zeiträume aufser acht gelassen worden, wie der Vortragende in einer historischen Einleitung ausführte. Ein echtes Schülermodell ist kein prächtiges Schaustück; es mufs sich schnell und ohne grofse Mühe vom Schüler selbst mit den einfachsten Hilfsmitteln herstellen lassen. Zu dem selbstgefertigten Gegenstande gewinnt der Schüler eine persönliche Zuneigung, die ihm andern Modellen gegenüber völlig fehlt; sein Interesse wird kaum durch etwas anderes so erregt wie durch eine Aufgabe dieser Art. Unter Benutzung zahlreicher, von Schülern gefertigter und im Unterricht benutzter Modelle erläuterte nun der Vortragende ihre Verwendung und hielt sich dabei im wesentlichen an den üblichen Lehrgang. Als erste Aufgabe des geometrischen Unterrichts in Quarta ergiebt sich die Ordnung und Klärung der Vorstellungen, die jeder Knabe halb unbewufst besitzt. Körperliche Modelle bilden daher den Ausgang. Dabei bietet sich z. B. Gelegenheit, den Begriff der Symmetrie zu erklären und zu erläutern, indem man eine beliebige Figur mit Tinte auf ein Blatt zeichnet und noch feucht durch Zusammenklappen des Blattes abklatscht u. dgl. Es bleibt nicht beim Analysieren der Modelle, sondern bald

erwacht in dem Knaben der Wunsch, sie nachzubilden; durch Arbeiten für den Christbaum und durch Zusammenkleben von Modellierbogen besitzt er ja bereits einige Übung. Als notwendiges Erfordernis der ersten Konstruktionen erscheinen weder Zirkel noch Lineal, sondern eine ebene Zeichenfläche, ohne die auch mit jenen Hilfsmitteln nichts auszurichten ist. Das einmalige Brechen eines beliebig begrenzten steifen Papiers liefert das Lineal, das zweimalige den rechten Winkel. Alle Erkenntnis mufs man durch Stellen einer Aufgabe herbeizuführen suchen. Die Frage, was möglich ist und was nicht, führt bald zu der weiteren Frage nach dem Warum. Die Herstellung eines Rechtecks und eines Quadrats, das Winkelhalbieren in einem Dreieck durch einfaches Brechen sind leicht auszuführen und geben zu mancherlei Fragen Anlafs. Die Lehre von der Kongruenz der Dreiecke beginnt mit der Aufgabe, von einem gezeichneten Dreieck so viel Stücke zu entnehmen, wie zum Zeichnen eines neuen, jenem völlig gleichen erforderlich sind. Stets ist die Prüfung durch Aufeinanderlegen der Dreiecke von jedem Schüler auch wirklich auszuführen. — Zum Begriff der geometrischen Örter führt die Aufgabe, zunächst einen, dann mehrere und schliefslich alle Punkte zu suchen, welche den gegebenen Bedingungen entsprechen. So findet der Knabe nicht allein den Kreis, sondern er erfindet dabei leicht nacheinander den Faden- oder Kettenzirkel, den Band- oder Streifenzirkel sowie den Stangenzirkel und bedient sich erst zuletzt des gewöhnlichen Schenkelzirkels. Grenzpunkte und sonst bemerkenswerte Punkte werden behandelt. Meist lassen sich die geometrischen Örter durch wirkliche Bewegungen zur Darstellung bringen. Reihenfiguren finden so durch bewegliche Modelle ihre Ergänzung. Durch zwei Stücke unvollständig bestimmte Dreiecke sind nicht zu übergehen und finden später bei der Diskussion des Sinus- und Kosinussatzes Anwendung. Schieben, Drehen und Wenden der Figuren sind mit sehr einfachen Hilfsmitteln leicht auszuführen und ergeben zahlreiche Nutzanwendungen, führen vom Dreieck auf das Deltoid u. s. w. Auch die Flächengleichheit der Figuren ist oft überraschend einfach zu zeigen, für Parallelogramme mit gleicher Grundlinie und Höhe durch Hin- und Herschieben eines Trapezes. Mosaikaufgaben verschiedener Art beleben den Unterricht über Flächengleichheit, und mannigfache Modelle veranschaulichen den Pythagoreischen Lehrsatz. Bei der Lehre von der Ähnlichkeit der Dreiecke sind die vier möglichen Lagen, die Haupt-, Dreh-, Wende- und Drehwendelage zu unterscheiden; bald führt die eine, bald die andere zu neuen Sätzen. Auch für die Behandlung der Kreislehre war eine grofse Zahl beweglicher Modelle vorhanden. Wenn sich auch die Trigonometrie für diese Behandlungsweise weniger eignet, so läfst sich doch z. B. an einem beweglichen Modell leicht das Wachstum des Sinus erläutern. Eine einfache, im Schulhof mit einem Springständer aus der Turnhalle leicht herzustellende Vorrichtung gestattet, etwa die Höhe des Gebäudes zu messen, und zeigt, wozu tg eines Winkels gut ist. Um so mehr treten dann in der Stereometrie die Modelle in ihr Recht. Ein regelmäfsiges Sechseck mit seinen Diagonalen liefert leicht ein Modell für die Ecken von Ikosaeder, Oktaeder und Tetraeder, je nachdem eins, zwei oder drei von den gleichseitigen Dreiecken nach innen geschlagen werden, und läfst sich jederzeit wieder zur Ebene ausbreiten und im Buche unterbringen. Durch Ausbreiten eines Körpermodelles in einer Ebene läfst sich leicht der

Eulersche Polyedersatz ableiten. Den Übergang zur sphärischen Trigonometrie vermittelt etwa ein Modell ähnlich den Dächern zweier Häuser, die mit ihren Giebelseiten aneinanderstofsen. Das aus einem Kreissektor leicht hergestellte Modell der dreiseitigen Kugelpyramide führt ebensowohl zur dreiseitigen Ecke wie zum sphärischen Dreieck. In der Projektionslehre ist, sobald die geringste Schwierigkeit auftaucht, durch Umbrechen des Blattes sofort Grund- und Aufrifstafel herzustellen, die Centralprojektion durch Anwendung einer Kerze zu verdeutlichen u. s. w. Die analytische Geometrie hat es zunächst wieder mit Gebilden der Ebene zu thun. Den Ausgangspunkt bilden die geometrischen Örter; ein fester Punkt hat konstante, ein Laufpunkt variable Koordinaten. Kegelschnitte und andere Kurven werden durch allerhand Hilfsmittel erzeugt, die vom Schüler selbst erfunden und hergestellt sind. Auch Rechnen, Geographie und Astronomie bieten mannigfache Gelegenheiten zur Anwendung entsprechender Modelle. Zum Schlusse bezeichnete der Redner einen regeren Gedankenaustausch durch gegenseitige Mitteilung neuer Ideen auf diesem Gebiete als sehr wünschenswert.

Professor Dr. Karl Rohn aus Dresden sprach über die Anwendung räumlicher Beziehungen zur Ableitung planimetrischer Sätze. Er betonte die Notwendigkeit, den Schülern eine sozusagen flüssige Raumanschauung durch mannigfache Übungen zu verschaffen, und wies an mehreren Beispielen nach, wie gewisse schwer zu beweisende planimetrische Sätze mit Leichtigkeit durch Verwendung von räumlichen Beziehungen abgeleitet werden können.

Am Donnerstag nachmittag versammelte sich die Sektion im physikalischen Institut der Kgl. Technischen Hochschule, um den Demonstrationen von Dr. Friedrich Pockels und Dr. Max Toepler zu folgen. Ersterer behandelte die neueren Methoden, welche geeignet sind, die Ausbreitung elektrischer Schwingungen im Raume sichtbar zu machen. Erzeugt wurden diese Schwingungen durch die Entladung eines Doppelkondensators, der mit einer gröfseren Influenzmaschine verbunden war. Zum Nachweis der Potentialschwankungen an dem einen Ende des stabförmigen Resonators wurde ein Elektroskop benutzt, das aus zwei Metallcylindern und einem dazwischen aufgehängten Aluminiumdraht bestand. Um eine möglichst grofse Beweglichkeit des Drahtes zu erzielen, war er mittels einer Stahlspitze an einem Magnet aufgehängt, über welchem ein zweiter in entgegengesetzter Lage so weit vorgeschoben war, dafs der erste den Draht eben noch zu tragen vermochte. Da einer der beiden Cylinder zur Erde abgeleitet war und der andere durch die vom Empfänger überspringenden Funken geladen wurde, zeigte die Bewegung des Drahtes das Auftreten jener Potentialschwankungen mit Sicherheit an. Durch Drahtgitter wurde die Absorption und Reflexion, durch einen Metallschirm die Bildung stehender Wellen gezeigt. Eine andere Methode zum Nachweis der Schwingungen beruht auf der Anwendung eines Metallpulvers, dessen Leitungsfähigkeit durch den Einflufs von elektrischen Schwingungen vermehrt wird. Diese Verringerung des Widerstandes wurde durch ein Galvanometer zur Anschauung gebracht, in dessen Schliefsungskreis die mit Kupferspänen gefüllte Röhre eingeschaltet war. Zuletzt erläuterte der Vortragende noch, wie die erwähnte Eigenschaft loser Metallpulver jetzt von dem Italiener Marconi bei seiner Telegraphie ohne Draht benutzt wird

Die Demonstrationen von Dr. Toepler erstreckten sich zunächst auf die Erzeugung kräftiger Röntgenstrahlen mit einer starken Influenzmaschine und auf das Verhalten fluoreszierender Flüssigkeiten im elektrischen Lichte. Besonders überraschend wirkte es, als der Vortragende in einem ausgepumpten Rohre geschichtetes Anodenlicht erzeugte und dann durch Näherung eines Magneten immer neue Schichten aus der Anode gewissermaſsen herauszog. Er zeigte dann mittels eines Projektionsapparates, daſs auch in freier Luft geschichtete Entladungen stattfinden können; denn es war ihm gelungen, Photographieen von solchen herzustellen. Eine groſse Zahl von Versuchen erläuterte sodann den Einfluſs verschieden schneller Ladung auf den Entladungsfunken einer kräftigen Batterie. Die Wirkung der hierbei verwendeten mit 60 Platten ausgestatteten Töplerschen Influenzmaschine kann man daraus ermessen, daſs am Schlusse Gleitfunken von etwa 120 cm Länge an einer Glasplatte erzeugt wurden.

In der dritten Sitzung gab Geh. Hofrat Professor Dr. Martin Krause Bemerkungen zum mathematischen Unterricht in der Oberprima der Realgymnasien und berücksichtigte besonders die Behandlung der unendlichen Reihen. Er gab zu, daſs manche Gründe für deren Durchnahme angeführt werden könnten: die unendlichen Reihen für sin x und cos x zeigten dem Schüler am Schlusse des trigonometrischen Lehrganges, wie die von ihm benutzten Werte sich wirklich berechnen lieſsen, und böten wegen ihrer elementaren Behandlungsweise keine besonderen Schwierigkeiten. Trotzdem sei er dafür, diese unendlichen Reihen vom Schulunterrichte auszuschlieſsen; denn einerseits gehörten sie nicht zu den Gebieten, die hier einen Abschluſs finden könnten, und andererseits böte der Grenzbegriff, insbesondere der Begriff des unendlich Kleinen und des unendlich Groſsen dem Schüler erhebliche Schwierigkeiten, da er in der vorhandenen Zeit unmöglich eingeübt werden könne. Die ohne Differentialrechnung möglichen Beweise lieſsen sich nur dann kurz und durchsichtig gestalten, wenn man auf die erforderliche Strenge in einem Maſse verzichte, das selbst begabten Schülern auffallen müsse. Er erläuterte dies an der Entwickelung der Reihen für sin α und cos α, die in einem der besten und verbreitetsten Lehrbücher gegeben ist. Nur die geometrische und die Binomialreihe möchte er beibehalten wissen. Im übrigen aber ist er der Meinung, daſs zumal die Theorie der Maxima und Minima, die jetzt für die preuſsischen Realgymnasien vorgeschrieben ist, nicht allein das Interesse der Schüler errege, sondern auch mehr als die unendlichen Reihen den Übergang zum Hochschulunterrichte vermitteln könne. Da sich in der lebhaften Diskussion, die dem Vortrage folgte, Übereinstimmung in allen wesentlichen Punkten ergab, so sprach sich die Sektion einmütig dafür aus, daſs die Lehre von den unendlichen Reihen möglichst einzuschränken und durch Behandlung anderer Gebiete, z. B. der Maxima und Minima, zu ersetzen sei.

Professor Dr. Ernst Kalkowsky hielt in dem unter seiner Leitung stehenden mineralogischen Institut der Kgl. Technischen Hochschule einen Vortrag, dessen Gegenstand der krystallographische Unterricht bildete. Er hob hervor, daſs die wissenschaftliche Darstellungsweise der modernen Krystallographie, welche das Hauptgewicht auf die Symmetrieverhältnisse der Krystalle legt, zwar nicht ohne weiteres geeignet sei, den Anfänger in das Gebiet einzuführen, wies aber darauf hin, daſs auf diese

Symmetrieverhältnisse grofser Wert zu legen sei. Man hat deswegen mit den symmetrischen Formen zu beginnen und kann mit einem einfachen Spiegel sehr leicht die Symmetrie zur Darstellung bringen. Besondere Beachtung fanden die Winkelspiegel; mittels dreier Spiegel, welche in ihrer Lage den verschiedenen Symmetrieebenen des regulären Systems entsprechen, gelingt es, durch eingeführte Kartonkörper nicht allein alle holoedrischen Formen, sondern auch z. B. Durchkreuzungszwillinge in überraschender Weise zur Darstellung zu bringen. Wenn auch die hemiedrischen Formen aus den holoedrischen abgeleitet werden, so ist doch ihre Selbständigkeit nachdrücklich zu betonen. Aus praktischen Gründen werden im Unterricht nicht die Millerschen, sondern die Naumannschen Symbole auch künftig anzuwenden sein. Der Lehrgang schreitet dann zu Formen mit immer geringerer Symmetrie fort und führt dadurch wie durch Betrachtung der Kombinationsformen zur Erkenntnis, dafs nicht die Gestalt des ganzen Körpers, sondern vielmehr die gegenseitige Lage der Flächen das Wesentliche ist. Zuletzt zeigte der Redner durch eine farbenprächtige Vorführung, wie man mit dem Projektionsapparate die Lageveränderung sichtbar machen kann, welche die optischen Axen in einem Gipskrystalle beim Erwärmen erleiden. Prof. Dr. Böttcher wies darauf hin, wie wichtig in geometrischer Beziehung das Zeichnen von Krystallen, am besten in Schrägprojektion, ist, und verteilte Zeichnungen zum Beweis dafür, dafs man eine befriedigende Übersicht über die regulären Formen nur dann erhält, wenn man für alle die Kantenmitten des Oktaeders und Würfels festhält. Ein Teil der Anwesenden folgte darauf Prof. Dr. Rohn in den Sammlungsraum für darstellende Geometrie und besichtigte die von ihm erläuterten Modelle.

Am Freitag nachmittag wurde der Neubau des Annenrealgymnasiums für den physikalischen Unterricht unter Führung von Konrektor Prof. Dr. Richard Henke besichtigt.

Prof. Dr. Gustav Looser aus Essen führte mit seinem Differentialthermoskop eine Reihe von Versuchen vor, deren Einzelheiten er selbst zu veröffentlichen wünscht; sie bezogen sich zum Teil auf die Kälteerzeugung beim Ausdehnen komprimierter Gase, zum Teil auf die unter verschiedenen Umständen vom elektrischen Strome in festen und flüssigen Leitern entwickelte Wärme und die Wärmestrahlung.

Dr. Hans Lohmann und Dr. Martin Gebhard aus Dresden führten, soweit es ihnen die Zeit gestattete, eine Anzahl elektrischer Schulversuche vor, die sie nach Abschlufs der Elektrostatik an einem schulfreien Nachmittage anzustellen pflegen. Sie konnten sich hierbei einer Anzahl von Apparaten bedienen, die von Schülern der Anstalt, oft in vorzüglichster Weise, hergestellt waren. An einer isolierten Hanfschnur zeigten sie durch Anlegen eines isolierten Doppelpendels und einer mit dem Elektrometer verbundenen Gabel die Abnahme des Potentials nach der Mitte zu und die Konstanz des Potentialgefälles; sie wiesen nach, welchen Einflufs die isolierende Substanz des Kondensators auf seine Kapazität, und welchen Einflufs die Verbindungsweise der Leydener Flaschen auf Spannung und Menge der Elektrizität hat. Weitere Versuche bezogen sich auf die elektrostatische Kraftübertragung, die Dauer des Entladungsfunkens u. s. f.

7. Germanistische Sektion.

Die von 65 Mitgliedern besuchte Sektion konstituierte sich am 29. September unter dem Vorsitz von Professor Dr. Sievers aus Leipzig und Oberlehrer Dr. Lyon aus Dresden. Schriftführer waren Oberlehrer Dr. Bassenge aus Dresden und Privatdozent Dr. Saran aus Halle.

Nachdem der erste Vorsitzende den seit der letzten Versammlung Verstorbenen pietätvolle Worte gewidmet hatte, teilte er mit, dafs die auf Anregung der Kölner Versammlung (vgl. Ztschr. f. d. GW. 1896 S. 269; Verhandl. der Kölner Vers. S. 136) dem Herrn Minister ausgesprochene Bitte, die zu einer gedeihlichen Fortführung und Ausbeutung des deutschen Sprachatlasses nötigen Mittel zu bewilligen, leider ablehnend beantwortet worden sei. Professor Dr. Bötticher aus Berlin bat im Namen der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin um Teilnahme für den Jahresbericht und forderte dringend zur Übersendung von Schriftwerken zur Berichterstattung auf.

Sodann verlas Professor Dr. Siebs aus Greifswald eine These, welche nach kurzer Debatte in folgendem Wortlaute angenommen wurde:

Die im ernsten Drama übliche deutsche Bühnenaussprache pflegt als Norm für die deutsche Aussprache zu gelten. Sie ist aber nicht im deutschen Sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, nicht in jeder Beziehung zu billigen. Deshalb ist aus orthoepischen Gründen für Bühnen- und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Aussprache wünschenswert; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige Verbesserungen der Orthographie auf ihr werden fufsen müssen. Vor allem ist nötig:

1. die Unterschiede der Aussprache zwischen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachgebietes auszugleichen, sei es nach Mafsgabe der Sprache der Gebildeten, sei es nach historischen und ästhetischen Gesichtspunkten;

2. die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lautes zu beseitigen, die nur nach Mafsgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden.

Die Sektion würde es mit Freude begrüfsen, wenn der deutsche Bühnenverein bereit wäre, sich zu gemeinsamer Arbeit an diesem nationalen Werke mit der germanistischen Wissenschaft zu verbinden.

Hierzu führte der Redner aus, dafs thatsächlich die im ernsten Drama übliche Bühnenaussprache als Norm für die deutsche Aussprache genommen werde, ohne dafs er die Berechtigung hier untersuchen wolle. Infolge des Schwankens dieser Bühnenaussprache im deutschen Sprachgebiete kann man öfter eine sichere Auskunft über orthoepische Fragen nicht geben (g als Verschlufslaut oder Spirans in Berlin und Wien!). Von dem Redner um Auskunft gebeten, haben bereits 1896 die Bühnen in Berlin, Wien, München, Stuttgart diese freundlichst gegeben und grofses Interesse bewiesen. Bühne und Schule, aber auch die Wissenschaft, und insbesondere die germanistische sind bei dieser Frage interessiert. Ihre Bedeutung für die Orthographie steht aufser Zweifel, zunächst aber darf sie ebenso wie die Gesangskunst aus praktischen Gründen unberücksichtigt bleiben. Der Generalintendant der Kgl. Schauspiele in Berlin, Graf von Hochberg, ist bereits höchst dankens-

wert für die Sache eingetreten und will im Frühjahr 1898 dem deutschen Bühnenvereine die Gründung einer aus praktischen und theoretischen Vertretern der einzelnen deutschen Sprachgebiete bestehenden Kommission vorschlagen. Für seinen bereits gewährten und für die Zukunft in Aussicht gestellten Rat dankte der Referent besonders Professor Dr. Sievers.

Privatdozent Dr. John Meier aus Halle sprach über Volkslied und Kunstlied. Er erörterte zunächst die Entwickelung dieser Begriffe, ihr Auftreten seit Herder und betonte, die Scheidung sei anfangs von rein ästhetischen Gesichtspunkten aus vorgenommen worden, erst später habe man Artunterschiede damit verbunden. Er wendete sich sodann gegen die Ansicht, dafs Volkslied und Kunstlied ihrer Entstehung nach verschieden seien, und führte aus, dafs als Volkslieder diejenigen Lieder zu bezeichnen seien, die im Munde des Volkes lebten und deren Text und Melodie gegenüber es sich durchaus freischaltend und autoritär verhielte. Diese Einsicht gestatte es, die sogenannten historischen Lieder und auch die Kirchenlieder aus den Volksliedern auszuscheiden. An einer Reihe von abgedruckten Beispielen wurde dann gezeigt, wie in diesem Sinne Kunstlieder durch die freie Umgestaltung im Volksmunde verwandelt werden und wie alles dasjenige, was man als 'das Leben des Volksliedes' bezeichnet hat, auch in gleicher Weise den in den Volksmund eingedrungenen Kunstliedern eigne. Das Stadium des volksmäfsig gewordenen Kunstliedes sei es, was uns neue Erkenntnis über das Wesen und innere Leben des Volksliedes zuführen müsse. Denn während wir beim Volkslied keinen Anfang und kein Ende hätten, keinen Punkt, wo die Untersuchung einsetzen könne, sei beim volksmäfsigen Kunstlied der Ausgangspunkt vorhanden. Wie in der Sprache erst die Erforschung der lebenden Dialekte richtige Vorstellungen vom Sprachleben gezeitigt habe, so sei auch zu hoffen, dafs die Beschäftigung mit dem lebenden Volkslied und die aus diesen Beobachtungen fliefsende Erkenntnis sich für die älteren Litteraturperioden nützlich erweise. Der Vortrag ist in der Beilage der Münchener Allg. Ztg. 1898 Nr. 53 und 54 veröffentlicht.

In der zweiten Sitzung, der Oberlehrer Dr. Lyon präsidierte, sprach Professor Dr. W. Streitberg aus Freiburg i. d. Schw. über das sogenannte opus imperfectum. Schon Erasmus von Rotterdam hat erkannt, dafs der Verfasser dieses im frühen Mittelalter sehr verbreiteten, fragmentarisch erhaltenen Kommentars zum Matthäusevangelium, der unter dem Namen 'opus imperfectum, quod Chrysostomi nomine circumfertur', geht, ein arianischer Christ gewesen sein müsse. In der Beilage zur Münchener Allg. Ztg. 24. Febr. 1897 sucht nun Fr. Kauffmann die schon früher ausgesprochene Ansicht zu beweisen, dafs die Schrift einen Goten zum Verfasser habe, und vermutet, dafs Wulfila selbst dieser Verfasser sei. Der Vortragende wandte sich gegen diese gewinnende Hypothese. Die für die gotische Herkunft des Verfassers von Kauffmann beigebrachten Belegstellen beweisen höchstens Bekanntschaft mit germanischen Sitten. Ein anderes von K. vorgebrachtes Argument wurde auf unrichtige Interpretation der betr. Stelle (über den gladius 'separationis) zurückgeführt. Positiv führte der Redner aus, dafs der Verfasser ganz aus den Anschauungen der antiken Kultur heraus schreibt, also sicher nicht germanischer Nation sei, wie sich z. B. aus der Vertrautheit mit römischer Kultur, dem Leben am Kaiserhofe, den römischen Militärverhältnissen, römischen ärztlichen und kaufmännischen

Verhältnissen u. a. ergiebt. Ferner kann das Werk erst niedergeschrieben sein, als die Niederlage des Arianismus entschieden war, was sowohl aus einzelnen Stellen als auch aus dem Charakter der ganzen Darstellung folgt. Hierdurch wird die Verfasserschaft des Wulfila aus zeitlichen Rücksichten unmöglich, da dieser den Kommentar spätestens in den ersten Regierungsjahren Theodosius' des Grofsen geschrieben haben müfste, d. h. zu einer Zeit, wo diese Anschauung ausgeschlossen war. Das Werk ist vielmehr etwa 30 bis 40 Jahre nach Wulfila entstanden bei einem Volke, das schon lange dem Christentum gewonnen war, vielleicht in Südgallien oder Spanien. Eine eingehendere Behandlung dieser Frage stellte der Vortragende in Aussicht.

Privatdozent Dr. Karl Kraus aus Wien verbreitete sich über die Sprache Heinrichs von Veldeke. Dieser Dichter hat mit seiner Eneide, wie aus dem begeisterten Lobe Gottfrieds von Strafsburg und Wolframs von Eschenbach und anderer, sowie aus der grofsen Zahl der erhaltenen Handschriften erhellt, grofsen Anklang und weite Verbreitung in Deutschland gefunden. Thüringische Fürsten trieben ihn sogar zur Vollendung des Werkes an. Und doch war der Dichter zu Maestricht geboren, sein Dialekt war also dem Niederländischen nahe verwandt. Der Vortragende stellte darum die Frage, wie eine in diesem Dialekte geschriebene Dichtung auf deutschem Boden so beifällig aufgenommen werden konnte, während es in seiner Heimat nicht der Fall gewesen zu sein scheint. Bei einer kurzen Kritik der bisherigen Beantwortungen dieser Frage von Lachmann bis auf Braune und Behaghel erklärte sich der Vortragende besonders gegen die letzten beiden Gelehrten. Das Vorkommen von wenigen spezifisch hochdeutschen, aber vielen maestrichtschen Reimen in der Eneide beweist noch nicht, dafs der Dichter die hochdeutschen Mundarten überhaupt unberücksichtigt liefs und unbefangen seinen Dialekt gebrauchte. Es ist vielmehr zu fragen, ob in der Verwendung der Dialektreime die Eneide mit den entsprechenden Dichtungen auf gleicher Stufe steht. Die Antwort darauf aber lautet auf Grund einer Untersuchung: der Dichter hat vieles, was in seiner Mundart ganz unanstöfsig gewesen wäre, vermieden — und dies besonders in den Reimen —, weil es dem Hochdeutschen widerstrebte, hat also spezielle Rücksicht auf das Hochdeutsche genommen. Beispiele veranschaulichten die Methode der Beweisführung. Diese Beobachtung, die sich in ähnlicher Weise auch an anderen mhd. Dichtern machen läfst, wirft auch helleres Licht auf das Wesen der mhd. Schrift- oder Dichtersprache überhaupt. Für ein entsprechendes Verfahren bei den Dichtern des 17. Jahrhunderts liegen übrigens bestimmte Zeugnisse vor.

Privatdozent Dr. Konrad Zwierzina aus Graz sprach sodann über Reimwörterbücher zu den höfischen Epikern. Reimwörterbücher bieten die Möglichkeit, die mhd. Dichter, welche ja fortwährend ihre Technik und Diktion zu verbessern trachten, in dieser ihrer Technik und Diktion zu verfolgen und zu kontrollieren. Sollen sie diesem Zwecke ganz genügen, so müssen in ihnen die Verse samt dem Reimvers vollständig ausgeschrieben und nach den Reimwörtern geordnet werden. Die Beobachtungen über die Reimwörter können dann als Ausgangspunkt für Beobachtungen über das syntaktische und lexikalische Material und deren Verhältnis zu Fragen der Metrik dienen und ermöglichen ein sicheres Urteil über Takt und Geschmack

des Dichters in seiner Stellung zu dem Sprachmaterial und über die Fortschritte, die er nach dieser Richtung aufweist. An Beispielen wurde dies andeutungsweise ausgeführt. Von solchen Untersuchungen ist dann auch Belehrung zu erwarten über die allgemeinen Fragen, was etwa in einer bestimmten Gegend in bestimmten Kreisen zu bestimmter Zeit für veraltet oder vulgär oder ein Requisit der gröberen Poesie galt, unter welchen Bedingungen also die einzelnen Dichter schrieben. Hierzu wird einerseits die Vergleichung der Reimwörterbücher der verschiedenen Werke desselben Dichters, andererseits die Vergleichung der Reimwörterbücher verschiedener Dichter ihre Beiträge nicht versagen, ebenso wie die Textkritik nicht leer ausgehen wird.

Privatdozent Dr. Otto Bremer aus Halle verbreitete sich über die dringlichen Aufgaben der deutschen Mundartenforschung und bezeichnete als solche 1. eine qualitative und besonders quantitative Vermehrung des mundartlichen Materials, das hauptsächlich über die Lautlehre hinausgehen und möglichst alle Gebiete — Altbayern und die ostelbischen Gebiete sind fast noch gar nicht berücksichtigt — umfassen muſs, ehe der Rückgang der echten Mundart noch weiter fortschreitet; 2. die baldige Verarbeitung des bereits vorliegenden mundartlichen Materials, und zwar möglichst, solange die Verfasser von Spezialuntersuchungen, wie es oft nötig ist, noch befragt werden können; 3. die kritische Bearbeitung von Wenkers Sprachatlas, dessen Karten zunächst nur eine Registrierung der Beantwortungen der Fragebogen bieten und dessen Linien später nicht mehr nachgeprüft werden können. Praktischerweise könnte man kleine provisorische Karten, nur die Hauptlinien enthaltend, herstellen und veröffentlichen.

Damit die Lösung dieser drei Aufgaben thatkräftig und planvoll in Angriff genommen werde, wurde eine Organisation sämtlicher deutscher Sprachforscher gefordert, deren Aufgabe zuerst die umfassende grammatische und lexikalische Bearbeitung der Mundarten sein würde, sodann aber auch die Darstellung der Mundarten in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache, ihrer Beziehung zur Entwickelung der deutschen Nation und ihrer Bedeutung für die germanische Stammesgeschichte, besonders die Festlegung der alten Stammesgrenzen, endlich auch die Feststellung der Haupttypen der deutschen Stämme in Volkscharakter und Lebensweise. Die letzten Punkte wurden weiter ausgeführt und durch Belege veranschaulicht.

Nach einer kurzen Diskussion über den Vortrag, in der Professor Sievers auf die Schwierigkeiten der erwähnten Organisation hinwies, berichtete Dr. Schullerus aus Hermannstadt über den Stand der Vorarbeiten zu dem siebenbürgisch-deutschen, bereits von Leibnitz angeregten Wörterbuche, für das zu den Vorarbeiten von J. K. Schuller, Jos. Haltrich und J. Wolff in den letzten zwei Jahren gegen 40 000 Beiträge gekommen sind, so daſs die Ausarbeitung unmittelbar bevorsteht. Der Redner bat um Unterstützung bei diesem nationalen Werke. Es wurden Exemplare vom Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XX Nr. 9 und ein Aufruf des Allgemeinen deutschen Sprachvereins zum Beitritt verteilt.

In der dritten Sitzung sprach unter Vorsitz von Professor Dr. Sievers Dr. Carl Reuschel aus Dresden über die ältesten Lutherspiele und

behandelte die von 1600—1625 erschienenen Lutherdramen Andreas Hartmanns, Martin Rinkarts, Heinrich Hirtzwigs und Heinrich Kielmanns, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Quellen.

Für das Curriculum vitae Lutheri Hartmanns (1600) gab er als Vorlagen aufser litterarischen Werken des Reformators besonders Mathesius' Predigten und die Tischreden an und zeigte die aufserordentlich gewissenhafte Benutzung des Quellenmaterials, ja die Ansätze zu einer Kritik der Überlieferung. Der Zeit nach folgte der „Eislebische christliche Ritter" Martin Rinkarts (1613). Zu der den Kern dieses allegorischen Stückes bildenden Fabel von den drei Söhnen, die nach der Leiche ihres Vaters schiefsen, um den Erbschaftsstreit zu schlichten, wurde u. a. auf die bildliche Darstellung durch Francesco Ubertini (Dresdner Kgl. Gemäldegalerie Nr. 80) verwiesen. Einzelne Züge verdankt das Drama der Predigt „Von der geistlichen Ritterschaft" Cyriakus Spangenbergs. Für den geschichtlichen Inhalt lehnte sich Rinkart an Mathesius und die Tischreden an. Zum 100jährigen Jubiläum des Thesenanschlags erschien das lateinische Drama „Lutherus" von Hirtzwig, das in Wittenberg und Speier aufgeführt wurde, die „Tetzelocramia" Kielmanns und der „Indulgentiarius confusus" Rinkarts; letzterer ist 1890 durch August Trümpelmann für die Gegenwart bearbeitet worden. Schöpfte Kielmann aus Hartmanns Curriculum, so Rinkart noch mehr, und aufserdem entlehnte er reichlich aus der „Tetzelocramia". Die Benutzung fremden Eigentums geschieht aber meist mit Geschick. Der letzte Akt, in dem der Papst vor der Himmelsthür erscheint, aber nicht eingelassen wird, wurde nach dem Hutten zugeschriebenen Dialoge „Libellus de obitu Iulii Pontificis Maximi" behandelt. Von Martin Rinkart stammt auch eine Darstellung des Bauernaufstandes (Monetarius Seditiosus), in der Luther nur eine bescheidene Rolle spielt.

Über Sprache und Stil genannter Werke gab der Vortragende das Nötigste an. Er gedenkt, eine ausführliche Geschichte der Lutherspieldichtung bis zur Gegenwart zu schreiben.

Professor Dr. Adolf Hauffen aus Prag hielt einen Vortrag über Johann Fischarts Bibliothek. Durch Hofbibliothekar Dr. A. Schmidt in Darmstadt sind neue Fischartfunde gemacht worden, über die der Vortragende unter Heranziehung einiger photographischer Nachbildungen vorläufig orientierte, während er eine ausführliche Besprechung in Aussicht stellte. Es sind dies 1. Abschriften lothringischer Verordnungen, die Fischart als Amtmann zu Forbach (1584—1590) hergestellt hat, und 2. sechs Bücher mit vielen bisher unbekannten lateinischen und deutschen Anagrammen und zahlreichen handschriftlichen Randbemerkungen Fischarts. Letztere sind besonders interessant. Sie geben Notizen über Fischarts Mutter, Namen und Geburtsort (Strafsburg), sowie über seine Schriftstellerei. Vielfach enthalten sie Etymologieen. In dem Werke des Holländers Goropius Becanus, der den niederländischen Dialekt des Germanischen als Ursprache der Menschheit nachzuweisen unternimmt, sucht Fischart durch seine Randbemerkungen den Vorrang seiner Mundart, des Alemannischen, geltend zu machen. Auch auf die Randbemerkungen zu den Hieroglyphica des Pierius Valerianus und etliche andere Bücher aus Fischarts Bibliothek wurde andeutend hingewiesen.

Alsdann sprach Privatdozent Dr. Karl Drescher aus Bonn über den

Verfasser der pseudo-Stainhöwelschen Decameronübersetzung. Dafs nicht, wie Jacob Grimm meinte, Heinrich Stainhöwel der Arigo des Decamerone ist, ist durch Wunderlich erwiesen. Für haltlos erklärte der Vortragende auch die von Hans Möller (Leipzig 1895) vorgetragene Identifizierung des Arigo mit Arriginus von Plassenburg, während Möller richtig oberpfälzische Anklänge in der Sprache konstatiert. Aus dem Originalmanuskript desselben (vgl. den Nachweis von Fr. Vogt) Arigo, welches uns in der Übersetzung der 'Fiori di virtu' vorliegt, ergiebt sich, dafs der Druck des Decamerone im ganzen konservativ ist, so dafs wir sichere Schlüsse aus dem hier vorhandenen Sprachstande ziehen können. Die Übersetzung ist danach kein schwäbisches Denkmal, denn es findet sich kein schwäbisches Charakteristikum. Viele wesentliche Eigentümlichkeiten zeigen Übereinstimmungen mit der Sprache der Kanzlei Friedrichs III., ebenso zeigen sich speziell bayerische, bzw. oberpfälzische Eigentümlichkeiten. Der Wortschatz widerlegt durch viele direkt aus dem Italienischen genommene Wörter zunächst Wunderlichs Annahme einer lateinischen Zwischenübersetzung und weist wiederum nach Bayern. Andere Worte ermöglichen eine Einschränkung auf den Landstreifen von Bamberg-Würzburg-Frankfurt a. M., andere weisen auf den östlichen Teil der genannten Gegend, wieder andere führen auf Nürnberg. Ausschliefslich auf dieses weist das Wort dinglach (Weifszeug, Gewand). Aus zwei eigenartigen Übersetzungen schlofs der Vortragende scharfsinnig, dafs der Übersetzer in einer Stadt geschrieben hat. Etliche sachlich auffällige Übersetzungen bzw. Veränderungen der italienischen Vorlage erklären sich auch am besten durch die Annahme von Nürnberg. Alles dieses wurde durch Beispiele belegt. Nicht zu leugnen ist, dafs einiges im Wortschatze auch nach dem nördlichen Mitteldeutschland weist: so findet sich etliches, was uns bei Luther oder in sächsischer bzw. schlesischer Gegend belegt ist. Das Wort chad (Gefäfs) mufs dem Ulmer Drucker fremd gewesen sein, da er ch nicht, wie bei den ihm bekannten Worten, in k verwandelt hat, andererseits kommt es (kad) mehrfach in Luthers Bibelübersetzung vor. Diese md. Elemente sind aber nicht zahlreich genug, um Ausschlag zu geben, sondern können höchstens je nach der Person des Übersetzers Bedeutung erlangen. Ferner wurde an Beispielen gezeigt, dafs Arigo Geistlicher war, wie sich auch deutlich die rhetorische Manier des Kanzelredners beobachten läfst und gleichsam Rücksicht auf ein hörendes, nicht ein lesendes Publikum genommen ist. Des Übersetzers Interesse für deutsche Poesie erhellt aus etlichen selbständigen Änderungen bei der Übersetzung („schöner Rosengarten“ für blofses „Garten“, „Meistergesang“ für „Gesang“ u. dgl.), ebenso hat er entschiedene Vorliebe für deutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Gewifs war er also kein Italiener, wie Vogt meint. Suchen wir nun den Arigo in Nürnberg, so gab es dort thatsächlich 1450—1460 einen humanistischen Kreis und in ihm Männer wie Niklas von Wyl, Gregor Heimburg, Peter Eschenloer und Heinrich Leubing, den Pfarrer von St. Sebaldus. Zu letzterem, auf den der Vorname hinweist, pafst alles Eruierte. Seine Herkunft aus Nordhausen erklärt jene mitteldeutschen, sein Studienaufenthalt in Leipzig die sächsischen Anklänge. Er war auch öfter in Italien, sogar im Dienste des Kaisers. Aus dem Dienste des Erzbischofs von Mainz (vgl. oben „Meistergesang“) kam er 1444 nach Nürnberg als Rechtskonsulent und Pfarrer, 1472 starb er als Domherr zu Meifsen.

Seine humanistischen Neigungen sind gleichfalls bezeugt. Eines endlich erschien dem Redner besonders entscheidend: In ganz unzweifelhaft absichtlicher Weise vermeidet Arigo bei der Übersetzung der 1. Novelle des 1. Tages, wo Bocaccio einen Ordensbruder die Beichte abnehmen läfst, an 25 Stellen die Bezeichnung 'mûnch' oder 'pruder', indem er umschreibende Wendungen gebraucht (der gute mann u. dergl.). Er will offenbar die Beichte nicht in den Händen der Ordensgeistlichen lassen. Leubing aber hatte 1451 mit der Geistlichkeit der vier Nürnberger Orden einen heftigen Streit speziell über diesen Punkt. Gewifs ist in jenem Vorgange bei der Übersetzung eine Nachwirkung dieses Streites zu finden. Dadurch wäre die Übersetzung auf die Zeit bald nach 1451 datiert und jene Bewegung vielleicht gar mit ein Beweggrund zu der Übersetzung überhaupt. Die ausführliche Begründung dieser Punkte soll an anderer Stelle gegeben werden.

Endlich erörterte Privatdozent Dr. Wilhelm Uhl aus Königsberg Benennung und Wesen der deutschen Priamel. Die Priamelforschung ist durch Lessing angeregt worden, wie sich aus seinem Briefe vom 10. Jan. 1779 ergiebt, mit dem er zugleich einige von ihm aus den „ansehnlichen Sammlungen" der Wolfenbüttler Bibliothek abgeschriebene Proben dieser Dichtungsgattung an Herder nach Weimar übersandte. Eschenburg warf zuerst die Frage nach der Etymologie des Wortes auf und dachte an praeambulum. Herder acceptierte unter Beistimmung Eschenburgs diese Herleitung und begründete sie im Litterarischen Briefwechsel des deutschen Merkur (1782, 3. Vierteljahr, 173f.): „Es wird nämlich (damit ich mich des altdeutschen Volksausdruckes bediene) erst lange praeambulieret, und dann folgt der kurze Schlufs oder Aufschlufs ... Priamel ist also ein kurzes Gedicht mit Erwartung und Aufschlufs, gerade die wesentlichen Stücke, in die Lessing das Sinngedicht setzt". Dagegen ist einzuwenden: 1. Diese Erklärung steht auffällig unter dem Einflufs von Lessings Theorie über Erwartung und Aufschlufs. 2. Die allermeisten der in den Wolfenbüttler Hss. unter dem Namen „Priameln" überlieferten Gedichte sind einfache scherzhafte Gedichte ohne jede besondere Schlufswendung, nur auf vereinzelte passen jene zwei Kriterien. 3. Hierbei würde nur die „Erwartung" (praeambulum) die Benennung liefern, die Hauptsache, der Aufschlufs, bliebe unberücksichtigt, eine Erscheinung, für die sich keine Analogie findet. 4. Eine deutsche, besonders eine gerade in ungelehrten Kreisen lebende und verbreitete Dichtungsart konnte sehr schwer einen lateinischen Namen erhalten. Aufser Laisen, Sequenzen und Antiphonen (geistlichen Liedern!) läfst sich für eine solche Erscheinung nur das „Quodlibet" als Analogie beibringen. In seinen positiven Ausführungen knüpfte der Redner an die Bezeichnung „Quodlibet" an. Sicher ist diese auf gelehrte, auf Universitätskreise zurückzuführen. Ebenso wird es von der Priamel anzunehmen sein, jedoch hat man sie sicher nicht aus wissenschaftlichen oder litterarisch-ästhetischen Rücksichten so genannt, da eine derartige Behandlung der deutschen Litteratur auf den deutschen Universitäten im 15. Jahrhundert vollständig unbekannt war. Es bleibt uns vielmehr nichts anderes übrig, als einen Studentenwitz als Veranlassung zu dieser Bezeichnung anzunehmen. Bestätigt wird diese Vermutung durch die Auffindung zweier quaestiones praeambulares der Universität Erfurt von 1497 und 1499 in der Bibliothek zu München und der Stadtbibliothek zu Braun-

schweig. Sie sind zwei Einblattdrucke, deren einer die Überschrift trägt: „Quaestio praeambularis quodlibetice disputationi". Die quaestio praeambularis, identisch mit der bekannten quaestio exspectatoria, ist auch für Leipzig nachweisbar und bedeutet eine Art „Generalprobe" der quaestio quodlibetica, ist also eine „Vorläuferin" derselben. Über ihren Verlauf unterrichtet ein Conclusum der Leipziger Artistenfakultät vom 14. Juli 1513. Über kulturgeschichtlich interessante Einzelheiten, die sich aus Vergleichungen von Statuten verschiedener Universitäten ergeben, verwies der Vortragende auf sein Buch (Die deutsche Priamel u. s. w., Leipzig 1897, Hirzel). Derartige Gewohnheiten aber fordern bekanntlich ganz besonders den schlagfertigen Witz der akademischen Jugend heraus: was mit der qu. quodlibetica geschah, geschah in gleicher Weise mit der qu. praeambularis, dem praeambulum, es führte zur Bezeichnung eines scherzhaften Mischmaschgedichtes ohne jede Schlufswendung, der Priamel. Unter dieser Bezeichnung gehen nun jetzt irrtümlicherweise zwei ursprünglich völlig getrennte Gattungen, das urdeutsche Mischgedicht und das international kurze Lehrgedicht mit Pointe. Mit Andeutungen über Unterteilungen dieser beiden Arten, ihr Wesen und ihren Ursprung schlofs der Vortrag.

Für die Bremer Philologenversammlung wählte die germanistische Sektion Dr. Bulthaupt in Bremen und Professor Dr. Heyne in Göttingen zu Vorsitzenden.

8. Neuphilologische Sektion.

Vorsitzende dieser Sektion, die 63 Mitglieder aufwies und im Saale der Stadtverordneten tagte, waren Professor Dr. Wülker aus Leipzig und Professor Dr. Scheffler aus Dresden, Schriftführer die Oberlehrer Dr. Meier und Dr. Thümmig aus Dresden.

Den ersten Vortrag hielt Professor Dr. Karl Luick aus Graz: Über die Quantitätsveränderungen im Laufe der englischen Sprachentwickelung. Auf Grund reichen Beweismaterials führte der Vortragende scharfsinnig seine Ansicht aus, dafs die grofsen Quantitätsveränderungen, welche in spät-, alt- und früh-mittelenglischer Zeit in den Tonsilben zu Tage treten, auf die natürlich unbewufste Sprachtendenz zurückzuführen seien, die Silbenquantität durch Kürzung oder Längung auf ein Normalmafs zu bringen, welches verschieden ist, je nachdem die Silben für sich das Wort ausfüllen oder auf sie noch eine oder zwei unbetonte Silben folgen. Diese Quantitätsgesetze wirken im Laufe der Sprachentwickelung immer weiter: sie treten bei allen späteren lautlichen Veränderungen hervor und namentlich auch bei der Quantitierung der romanisch-lateinischen Lehnwörter. Schliefslich gelten sie nicht blofs im Worte, sondern im Sprachtakt überhaupt, auch wenn er aus mehreren Wörtern besteht. All diese Erscheinungen sind unabhängig vom Accent, eine rein quantitative Regulierung. In der Diskussion über den sehr beifällig aufgenommenen Vortrag brachte Prof. Dr. Suchier Parallelen aus den romanischen Sprachen bei.

Die zweite Sitzung wurde eröffnet mit einem Vortrage von Professor Dr. Schneegans aus Strafsburg über die affektische Diphthongierung in den romanischen Sprachen. Der fesselnde Vortrag, der eine wichtige

grundsätzliche Frage auf eine neue Art zu beantworten suchte, ging davon aus, dafs auf einem grofsen Teile des romanischen Sprachgebiets die Erklärung der Entwickelung der offenen Vokale grofse Schwierigkeit bietet, weil in ganz gleichartigen Fällen selbst innerhalb desselben Sprachgebietes und sogar desselben Satzes die Diphthongierung bald eintritt, bald nicht, die Formen also ganz bunt durcheinander gehen. Es mufs diese Erscheinung also eine andere als eine lautliche Erklärung haben. Da nun die Diphthonge entstehen, indem infolge stärkerer Exspiration die offenen Vokale zuerst gedehnt, dann gebrochen werden und bei noch stärkerer Exspiration der eine Vokal zum Extremvokale entgleist (ọe)ie, ọo)uo), so müssen sie am leichtesten beim Schreien entstehen, und da dieses wiederum die Folge irgendwelchen Affektes ist, verdankt die Diphthongierung dem Affekte ihre Entstehung. Weil ferner das Volk unmittelbarer und rückhaltloser seinen Affekt äufsert als der Gebildete und mithin lauter spricht als dieser, tritt sie, wie Beispiele aus Sicilien, Süd- und Norditalien bestätigen, bei dem Volke häufiger auf als bei dem Gebildeten, in der Sprache der Bauern und Warenausschreier häufiger als in der des Städters, in den von der Kultur weiter entfernten Gebieten (den Gebieten des Hinter- und Vorderrheins, Welschtirol, den Abruzzen, am Ätna, im Innern Siciliens) häufiger als in den von der Schriftsprache beherrschten Gegenden, schliefslich im Mittelalter, wo selbst die Sprache der Gebildeten infolge der niedrigeren Kulturstufe affektischer war als jetzt, häufiger als in neuerer Zeit. Diese Beobachtungen veranlassen zu der Frage, ob der Affekt und damit mehr ein psychologischer als ein physiologischer Vorgang vielleicht überhaupt die Ursache der Diphthongierung sei und dieser nur durch gewisse lautliche Einflüsse eine gewisse Regelung erfährt. Der durch zahlreiche, zum Teil sehr charakteristische Beispiele aus allen in Betracht kommenden Sprachgebieten unterstützte Vortrag rief eine lebhafte Debatte hervor, in der, von Einwendungen der Professoren Dr. Suchier und Dr. Voretzsch abgesehen, besonders Prof. Dr. Morf aus Zürich einen prinzipiell entgegengesetzten Standpunkt vertrat, insofern seiner Ansicht nach die romanische Diphthongierung durch Palatisierung und Velatisierung des Vokals unter Einflufs eines nachfolgenden î oder û entsteht und der Affekt die Diphthongierung nicht hervorgerufen, sondern nur erhalten habe.

Professor Dr. Theodor Vetter aus Zürich sprach sodann über Robert Greene und seine Prosa. Er gab zunächst einen Überblick und eine Kritik der über diesen interessanten Zeitgenossen Shakespeares vorhandenen Litteratur, indem er besonders das russisch geschriebene Werk von Storoženko (Moskau 1878) hervorhob, von dem A. B. Grosart (Bd. I) eine ziemlich unzuverlässige, für litterarhistorische Arbeiten unzureichende englische Übersetzung giebt. Darauf besprach er den litterarischen Nachlafs Greenes und bezeichnete seine Prosa, die von ihm selbst der Presse übergeben oder sehr rasch nach seinem Tode von anderen zum Drucke befördert worden ist, als das zuverlässigere biographische Material. Speziell die Broschüren über Leben und Bekehrung des Dichters unterzog der Redner angesichts der Schwierigkeit, welcher alle Greenebiographen begegnen, wenn sie den Charakter des Dichters erklären sollen, einer nochmaligen Prüfung. Durch Widerlegung der von Storoženko für die Echtheit der 'Repentance' vorgebrachten Gründe und Aufdeckung von Widersprüchen erwies der Vor-

tragende, dafs Greene sicher nicht der Verfasser dieser für uns ältesten (noch 1592 publizierten), schon wiederholt angefochtenen Schrift ist. Ebenso sprach er aus inneren Gründen das unter Greenes Namen gehende Werk „A Groatsworth of Wit“ (vorhanden erst aus dem Jahre 1596) Greene ab und erklärte den Stil weder für den eines 'revival preacher', noch für den eines 'Kranken', sondern für den eines ungeschickten Nachahmers. Er fügte die Vermutung hinzu, dafs vielleicht der auch sonst stark verdächtige Henry Chettle, so eifrig er sich auch dagegen wehrt, dafs er 'A Groatsworth of Wit' geschrieben haben soll, die Schrift verfafst habe. Ist diese Schrift aber unecht, so müfste die Biographie Greenes und in der Shakespearebiographie das Kapitel über Shakespeare und seine Zeitgenossen revidiert werden.

Schliefslich wurde Herrn Professor Dr. Vollmöller für die unter den Festschriften aufgeführte Festgabe und der Rengerschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig für die geschenkten Werke: Molières Avare, hsg. von Mangold, und Leiteritz, London and its Environs, der Dank der Sektion ausgesprochen.

In der dritten Sitzung sprach Professor Dr. Scheffler über Molières Bühne und das Komödienhaus am Kursächsischen Hofe. Der Vortrag, welcher auf dem gesamten von Fritsche in seiner Abhandlung über Molières Bühne (Ausgabe des Avare, 1886) beigebrachten und durch Funde des Vortragenden vervollständigten Quellenmaterial fufste, wurde durch zeitgenössische Pläne, Kupfer und die auf Prof. Schefflers Veranlassung hergestellten Modelle von Molières Bühne im Palais-Royal, sowie einer Bühne im Schlofsgarten zu Versailles unterstützt. Zur Ergänzung wurde auch das sicher unter italienisch-französischem Einflusse vom Kurfürsten Johann Georg II. 1664 in Dresden erbaute erste Komödienhaus herangezogen, in dem bereits seit 1674 Molièresche Stücke aufgeführt wurden und auch die berühmte Bande des Magisters Velten „den alten Geizhals“ und den „scheinheiligen Mann Tartuffe“ zur Darstellung brachte.

Molières erste bleibende Wirkungsstätte in Paris war der Langsaal im Petit-Bourbon, wie überhaupt im 17. Jahrhundert die langen, rechtwinkligen Ball- und Ballspielsäle auch den Theateraufführungen dienten (Bild bei Spamer, Illustr. Weltgesch. S. 287, Lief. 41). Von der im Hintergrunde eingebauten Bühne führte eine Treppe in den Saal. In dessen Mitte, also in wirkungsvoller Entfernung von der Bühne, war der Sitz des Königs. An der Längsseite in zwei Reihen übereinander befanden sich Logen. Über die Niedrigkeit des Raumes sollte ein Säulenbau hinwegtäuschen. Von hier wanderte Molière in den von Le Mercier unter Richelieus Aufsicht und Rat erbauten, wiederum rechteckigen Theatersaal im Palais-Royal, den überhaupt ersten festen, eigens für Theaterzwecke gebauten Saal, der 18 m breit, 36 m lang und 6—8 m hoch war und aufser der Bühne Parterre, Amphitheater und Logen mit einer nach den verschiedenen Angaben und Berechnungen zwischen 1460 (wohl richtig) und 4000 schwankenden Anzahl von Plätzen enthielt. Da das Parterre mannstief unter der Bühne lag und nur sanft anstieg, mufsten die Zuschauer hier stehen. Das Amphitheater, sanft ansteigend in 27 steinernen, zugleich sehr breiten und niedrigen Stufen, auf denen in ziemlich grofsem Abstande hölzerne Bänke standen, hatte in der Mitte jedenfalls keinen Gang, war auch vom Parterre wohl nicht durch

einen Gang, sondern nur durch eine Scheidewand getrennt. In der Mitte der letzteren war der Platz des Königs, nicht, wie Fritsche meint, am Ende des Amphitheaters. Die Logen, die keine architektonische Gliederung zeigten, waren natürlich für das Sehen vielfach ungünstig, weshalb die Comédie Française 1680 die Hufeisenform einführte. Zu beiden Seiten auf der Bühne, die mit dem Parterre sicher nicht durch eine Treppe verbunden war, befanden sich, manchmal durch eine Balustrade von ihr getrennt, vier Reihen von sehr teuren und gesuchten Zuschauerplätzen (teils Binsenstühle, teils taburettähnliche Sessel, teils Bänke), weshalb auch nur die drei letzten der sechs (nach der Com. Franç.) Kulissen beweglich waren. Die Musik befand sich bald in einem vertieften, vom Parterre durch eine hohe Scheidewand abgeschlossenen Raume, wie in den Theatern zu Versailles, bald im Vordergrunde des Parterres rechts und links in vertieften Logen, bald rechts und links von der Bühne, die zwölf Violinen Molières wurden wohl in den zweiten Rang verwiesen. Im Garten von Versailles dienten der Musik sogar in die Scene hineinragende Bäume als Aufenthaltsort. Im Dresdener Komödienhause von 1664, das jedoch schon 1697 einem neuen Gebäude weichen mufste, haben wir das älteste nachweisbare Beispiel von Rundbogenform der Logen, auch hatte hier der Fürst einen Platz sowohl im Parterre als in einer Loge des ersten Ranges. Der Redner gedenkt das französische Theater am Kursächsischen Hofe in einer besonderen Schrift zu behandeln.

Oberlehrer Dr. William Vollhardt aus Leipzig behandelte die Vorbilder Shakespeares für Oberon und Titania. Er ging davon aus, dafs die Art der Vorwürfe, die sich Oberon und Titania in Shakespeares Sommernachtstraum (II 1) bezüglich des Verhältnisses zu Theseus und Hippolyta, sowie zu anderen Personen der griechischen Sagenwelt machen, sowie der für Titania (V 1) gebrauchte Name Hekate es verbieten, an einen altfranzösischen Feenkönig und eine beliebige Feenkönigin zu denken. In beiden sind vielmehr Gestalten der griechisch-römischen Mythologie zu erkennen. Aus dem Gebrauche des Namens Titania bei Ovid met. III 173 ergiebt sich, dafs Titania identisch ist mit Diana-Artemis, die jedoch bei Shakespeare nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt als Jagdgöttin erscheint, sondern in dem ihr später zu verschiedenen Zeiten angedichteten Wesen, wo sie mit Selene, Hekate, Proserpina, ja schliefslich sogar mit Frau Holde, der Führerin von nächtlichen Hexenzügen, identifiziert, beziehungsweise verschmolzen wird. Shakespeare hat diese Auffassung entnommen aus dem von ihm nachweislich auch sonst benutzten Werke des Reginald Scot, Discovery of Witchcraft (1584). Oberon ferner ist nur im Namen, nicht im Wesen mit dem germanischen Zwergkönig Alberich verwandt, und insoweit besteht die Ansicht von G. Paris (Rev. Germ. XVI 379) zu Rechte. In der Auffassung des Wesens Oberons ist Shakespeare beeinflufst weder durch die altfranzösischen Romane, noch durch Robert Greenes James IV. (1594), noch durch Spensers Faerie Queen, wohl aber, wie schon früher vermutet, durch Chaucers Pluto in den Canterbury Tales (vgl. Wielands Oberon, 6. Ges.), der dort in ganz entsprechender Weise als King of Faierie erscheint. Ferner ist zu beachten, dafs Pluto und Proserpina als Herrscher im Feenreiche wie bei Chaucer, so auch in dem altenglischen Gedichte von Sir Orfeo und Heurodis (Orpheus und Eurydike) erscheinen und dafs nach englischen abergläubischen Anschauungen auch Pan und Apollo zu Herren über

die Geister werden, von denen gleichfalls gewisse Züge in Shakespeares Oberongestalt übergegangen sind. Bezüglich des von Titania geliebten schönen Edelknaben darf man vermutungsweise an Endymion, aber auch an Hippolyt und Adonis erinnern. Für das Eingreifen Oberons zu Gunsten unglücklich Liebender nahm der Vortragende nicht mit Ten Brink eine spanische, sondern eine italienische Quelle an, das auch sonst in manchen Punkten verwandte, 1581 erschienene Schäferdrama Gl'Intricati.

Dr. Paul Schumann, Redakteur des Dresdner Anzeigers, sprach über mittelalterliche Illustrationen zu dem Roman de Troie von Benoît de St. More als Vorbilder zu Wandteppichen. Kunsthändler Ad. Gutbier in Dresden hat vor kurzem unter der dem Untergange gewidmeten Makulatur eines alten Herrn acht Handzeichnungen gefunden. Der Vortragende erwies, auf den Inhalt der einzelnen Bilder eingehend, dafs wir in ihnen Vorbilder zu Bildteppichen haben, deren ursprünglich noch umfangreichere Folge eine fortlaufende Illustration zu dem gesamten trojanischen Kriege im engen Anschlufs an den Roman de Troie bildet, wie in jener Zeit der trojanische Krieg überhaupt neben dem Leben Jesu ein Lieblingsgegenstand künstlerischer Behandlung war. Er datierte sie auf die Zeit bis 1477, wofür die Art des Lumpenpapiers, die Wasserzeichen (Lilienwappen, Anker), die Waffen und die sonstige Tracht der als Franzosen und Türken dargestellten Griechen und Trojaner, die Architekturen und der gesamte Stil, so die Ausnutzung des Raumes, die Häufung und staffelweise Übereinanderreihung der Gestalten, genügenden Anhalt bieten. Noch nachweisbar sind, wie genauer ausgeführt wurde, etliche der nach diesen Bildern gemalten Teppiche, wie solche von ihrer Erfindung bis ins 16. Jahrhundert einen notwendigen Schmuck der kahlen Wände fürstlicher und herrschaftlicher Wohnungen bildeten und zur Abteilung grofser Zimmer benutzt wurden. Zu den Zeichnungen sind auch Inschriften vorhanden, 17 achtzeilige Stanzen in glattem Französisch und in der Schrift des 15. Jahrhunderts, die offenbar von dem Gelehrten gedichtet sind, welcher gewöhnlich dem Maler die Zahl der Bilder, den Inhalt, die Handlungen, die Bewegungen der Personen u. dgl. angab. Es erfahren durch diesen höchst glücklichen Fund, von dem hier zum ersten Male Mitteilung gemacht wurde, die recht spärlichen Reste der französischen Teppichweberei aus deren erster Periode (bis 1477)und die fast noch spärlicheren der Vorbilder dazu eine um so erfreulichere Bereicherung, als wir für die Geschichte der französischen Kunst des 15. Jahrhunderts infolge der von den Religionskriegen und der grofsen Revolution herrührenden Verluste in der Hauptsache auf Miniaturen und die Wandteppiche angewiesen sind. Ein besonderes Werk hierüber (bei Ad. Gutbier, Dresden) kündigte der Redner an.

Endlich besprach Professor Dr. Hermann Varnhagen aus Erlangen die Prüfungen der Kandidaten für den neusprachlichen Unterricht in Bayern, veranlafst besonders durch die in Preufsen bevorstehende Änderung des Prüfungswesens und die noch wenig bekannte Eigenart der diesbezüglichen bayerischen Bestimmungen. Es finden dort nur in München und nur im Oktober Lehramtsprüfungen statt, und zwar wird ein mehr praktisches Hauptexamen in zwei Teilen (Franz. und Engl.) und ein mehr wissenschaftliches Spezialexamen vor drei jährlich neu gewählten Kommissionen unter Vorsitz eines Ministerialbeamten ab-

gelegt. Zu den vier Mitgliedern für die erste Prüfung gehören auch praktische Schulmänner, zur Kommission für die zweite Prüfung nur Universitätsprofessoren. Bei der Hauptprüfung, deren zwei Teile nach dem 6. Semester und auch in einem Jahre abgelegt werden dürfen, werden als Klausurarbeiten 1. ein deutscher, 2. ein französischer bezw. englischer Aufsatz, 3. eine deutsch-französische bezw. deutsch-englische Übersetzung, 4. ein französisches bezw. englisches Diktat nebst Übertragung ins Deutsche gefordert und die Kandidaten einzeln je 10 Minuten mündlich geprüft in Litteratur (vom 16. Jahrhundert ab), historischer Grammatik, Phonetik, Übersetzung und Interpretation eines modernen Textes, Metrik und in neufranzösischer bezw. neuenglischer Grammatik. Das komplizierte Rechenverfahren für die Eruierung der Gesamtzensur wurde geschildert. Die schriftliche Arbeit des Spezialexamens, mindestens im Umfange eines Druckbogens, ist bis zum 1. Mai einzureichen und wird von einem Referenten und Korreferenten beurteilt, aber auch von den beiden anderen Mitgliedern der Kommission zensiert. Das Thema wählt der Kandidat selbst, läfst es sich von einem Professor stellen oder entnimmt es den vom Ministerium zur Verfügung gestellten Aufgaben. Mündlich findet eine halbstündige Besprechung der schriftlichen Arbeit statt und wird je eine halbe Stunde altfranzösische und altenglische historische Grammatik und Litteratur und je eine Viertelstunde Pädagogik und Geschichte der Philosophie geprüft. Das Ergebnis geht aus kollegialer Beratung hervor. In seiner Kritik hob der Vortragende, abgesehen von der im ganzen für gut befundenen Berechnungsweise des Gesamtergebnisses, hervor, dafs die Hinzuziehung von Schulmännern zum Hauptexamen günstig wirke und auch die nur einmalige Abhaltung der Prüfungen im Jahre im Interesse der Examinatoren und Examinanden liege. Dagegen hat nach seiner Ansicht der deutsche Aufsatz, der doch nur den Nachweis allgemeiner Bildung liefern soll, zu grofsen Einflufs auf den Gesamtausfall des Examens und trägt die Prüfung zu ausschliefslich den Charakter eines Fachexamens, wodurch die Kandidaten zu einer übergrofsen Bevorzugung der Prüfungsfächer und zur Vernachlässigung der allgemeinen Ausbildung bei der Auswahl der Vorlesungen verführt werden. Besonders aber wurde betont, dafs durch die Beschränkung der Prüfungen auf München die Studenten ebenso nach dieser Universität gedrängt als von den zwei anderen Universitäten abgezogen und die letzteren dadurch wesentlich benachteiligt werden.

In der Debatte hob Prof. Dr. Vollmöller hervor, der deutsche Aufsatz könne auch segensreich dazu beitragen, ungeeignete fremdländische Bewerber abzuhalten. Wie Prof. Dr. J. Schipper aus Wien in einer kurzen Darlegung der Neuordnung des österreichischen Prüfungswesens mitteilte, ist auch hier aufser einer Erleichterung die Heranziehung von Vertretern der Schule zur Abnahme der Prüfungen beabsichtigt und soll die Neuordnung auch eine Hebung des Seminarienwesens zur Folge haben.

Nachdem Prof. Dr. Wülker die Sitzungen offiziell geschlossen hatte, dankte Prof. Dr. Schipper den Vorsitzenden und erinnerte an den Pfingsten 1898 in Wien abzuhaltenden Neuphilologentag, wo die Vertreter eines herzlichen Empfanges sicher sein dürften.

9. Orientalische Sektion.

Diese Sektion vereinigte in sich die Deutsche morgenländische Gesellschaft und den Deutschen Palästinaverein.

In der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, in der Geh. Hofrat Prof. Dr. Windisch aus Leipzig den Vorsitz führte, wurde zunächst vom Vorstande der Jahresbericht erstattet. Alsdann sprach Professor Dr. Friedrich Delitzsch aus Breslau über Assyrische Notizen zur hebräischen Formenlehre, wobei er besonders zeigte, wie das Pron. personale und relativum im Assyrischen ihre ursprünglichen Formen haben. Mit grofsem Interesse wurde noch die Mitteilung einiger Proben von Keilschrifttexten aufgenommen, aus denen sich eine Vorstellung von der damaligen Vulgärsprache und dem Briefstil gewinnen sowie erweisen läfst, dafs sich in letzterem mannigfache Kanaismen vorfinden.

Dr. med. et phil. Julius Caesar Häntzsche aus Dresden, der lange als Arzt in Persien gewirkt hat, sprach über das Geschlechtsleben in Persien, indem er über Geburt, Erziehung, Beschäftigung und Verheiratung des weiblichen Geschlechtes in diesem Lande interessante, zum Teil sehr intime Mitteilungen machte. Zum Schlusse berichteten die Professoren D. Dr. Emil Kautzsch aus Halle und Dr. Albrecht Socin aus Leipzig über den im September 1897 zu Paris abgehaltenen Internationalen Orientalistenkongrefs. Die Versammlung beschlofs, die Reichsregierung um Entsendung eines von der Morgenländischen Gesellschaft zu wählenden offiziellen deutschen Vertreters zu diesen Kongressen zu ersuchen.

Im Deutschen Palästinaverein führte Professor D. Dr. Kautzsch den Vorsitz. Es sprach Dr. Otto Kersten aus Altenburg über die vom Vereine an verschiedenen Orten des heiligen Landes, in Jerusalem, Gaza, Haifa, Nabulus u. a. unterhaltenen meteorologischen Stationen und deren Beobachtungen. Professor Dr. Hermann Guthe aus Leipzig berichtete über die noch nicht zu Ende geführte Vermessung des Ostjordanlandes, welche vom deutschen Vereine zur Erforschung Palästinas vorgenommen wird. Der Redner konnte rühmend hervorheben, dafs der Verein, obwohl ihm nicht die reichen Mittel wie dem Palestine Exploration Fund zu Gebote stehen, Anerkennenswertes geleistet habe. Es sind bis jetzt 12 000 qkm vermessen. Interessant ist, dafs sich auf den Bergeshöhen zahlreiche Spuren von alten Kultstätten zeigen, durch welche die alttestamentlichen Erzählungen von den Höhenopfern ihre Bestätigung finden. Aufserdem erkennt man aus der grofsen Anzahl von Ruinen, dafs auch das Ostjordanland früher bis tief in die Wüste hinein bewohnt gewesen ist.

Dr. Wilhelm Sieglin aus Leipzig hielt einen interessanten Vortrag über die merkwürdige Mosaiklandkarte von Palästina und den angrenzenden Ländern, welche vor kurzem auf dem Boden einer Basilika in Mādebā gefunden worden ist. Er bewies, dafs sie ums Jahr 500 n. Chr. entstanden sein mufs und völlig auf den Angaben im Onomastikon des Eusebios beruht, sogar dessen Irrtümer teilt. Nach einer kurzen, sich anschliefsenden Besprechung äufserte sich Professor D. Mühlau aus Kiel über die von ihm auf Grund langjähriger Studien entworfene Höhenkarte des Westjordanlandes, welche in Bezug auf Plastik der Darstellung

die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete weit übertrifft und den vollen Beifall der Anwesenden fand.

10. Indogermanische Sektion.

Den Vorsitz führten Professor Dr. Karl Brugmann aus Leipzig und Professor Dr. H. Uhle aus Dresden. Schriftführer waren Oberlehrer Dr. Prellwitz aus Tilsit und Dr. Erich Berneker aus Berlin.

Professor Dr. Wilhelm Streitberg aus Freiburg i. d. Schw. sprach über die Entstehung des Injunktivs im Indogermanischen. Er zeigte, wie sich die Gebrauchstypen des Injunktivs auf die verschiedenen Schichten des Rigveda verteilen. Seine Hauptquelle ist der Statistik gemäfs der starke Aorist. Die negative und positive Fügung treten zu gleicher Zeit nebeneinander auf. Dafs der Injunktiv als ein indefinites Präsens die jüngste Stufe der Entwickelung bilde, entspricht nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Es ist zur Erklärung der Bedeutungstypen von der ursprünglichen perfektiven Bedeutung der Injunktivformen auszugehen. Er bezeichnet als indefinites Präsens ursprünglich den Moment des Eintritts bezw. der Vollendung einer Handlung. Indem dieser Moment erwartet wird, entwickelt sich die modale Bedeutung des Injunktivs, wie ja auch im Deutschen das Futurum imperativischen Sinn haben kann.

In der zweiten Sitzung gab Dr. Prellwitz in seinem Vortrage Beiträge zur Wortbildung im Indogermanischen und behandelte besonders die Herkunft der lateinischen Suffixe -ārius und -tūrus. Einleitend wurde darauf hingewiesen, dafs die Lehre von der Wortbildung und speziell von den Suffixen, welche doch die Beziehung des einzelnen Wortes zu seiner Umgebung vermitteln, noch nicht genügend ausgebaut ist. Viele Suffixe sind selbständige Wörter gewesen, während andere aus nominalen Kasusformen erwachsen sind. Bezüglich des Suffixes -ārius besprach der Vortragende ablehnend die Ansicht von Paucker (Kuhns Ztschr. f. vgl. Spr. XXVII 113ff.), der mit Bopp und Schleicher Verwandtschaft mit den Suffixen āli, āri annimmt, und von Corssen (Krit. Beitr. 1863), der ārio als ein ursprünglich ganz selbständiges Suffix bezeichnet. Eine Untersuchung der Bedeutung ergiebt ganz klar den lokativischen Charakter des Suffixes, da ja auch der Handwerker und Händler mit seinem Erzeugnis und seiner Ware stets im örtlichen Zusammenhange steht. Nach des Redners Ansicht ist asio die älteste Form und ist herzuleiten aus dem locat. pl. auf ās (oder āsi) der 1. Deklination (vgl. aliās sonst, foras draufsen). Beziehung zunächst aufs Femininum erkennt man in equaria „das Gestüt" (von equa), dann aber konnte das Suffix ārius an alle Stämme treten. Manchmal wird durch Umkehrung des lokativischen Begriffs das umfassende Plurale zum umfafsten Singulare, z. B. aquarium, frigidarium u. s. w. Ebenso mögen den Suffixen īrius, ērius Lokative zu Grunde liegen. Auch lat. ārea, ocrea, vielleicht aureus, igneus, griech. χρύσεος geben auf Lokative zurück. — Das Suffix -turus der partic. fut. act. und die Endung -tura der Abstrakta leitete der Redner im Gegensatz zu Kretschmer (K. Z. XXXI 463ff.), Brugmann (Grdr. II 1268), Stolz (Hist. Gr. § 209) und Lindsay (VIII § 89), der von Postgate für die Erklärung von turum aus dem Abl. tū + esom = esse (J. F. IV 252ff.) angewandten Methode folgend, aus

einem älteren Genetiv ab, z. B. dicturus (sum) und natura aus den Genetiven dictūs und natūs. So entspricht einem altindischen „dve pratyetos, zwei sind des Herankommens, können herankommen" etwa: duo aditus-i = aditari. Auch maturus „von rechter Ausbildung" geht auf einen Genetiv mātūs von einem u-Stamme (vgl. Matūta, mātūtīnus) zurück. Hiermit ergiebt sich für die Wortbildungslehre ein neues Prinzip: Es kann an einen attributiv oder prädikativ gebrauchten Kasus die Endung der thematischen Deklination treten, so daſs dadurch die Zugehörigkeit leichter erkennbar wird oder ein bequem brauchbares Nomen entsteht. Der Vortrag erscheint in Bezzenbergers Beitr. zur Kunde der idg. Sprachen.

Es folgte ein Vortrag von Professor Dr. K. Brugmann über dissimilatorische Veränderungen von ē im Griechischen und Aristarchs Regel über den homerischen Wechsel von η und ει vor Vokalen. Der Vortragende zeigte, daſs im Jonisch-Attischen dasjenige ē, welches durch Ersatzdehnung oder durch Kontraktion von εε entstanden war, vor ε und ι auf dissimilatorischem Wege zu offnerem ē (η) wurde, während es vor andern Vokalen, wie gewöhnlich, als geschlossenes ē (ει) erscheint. Daher z. B. homerisch χέρηες χέρηϊ neben χέρεια aus *χερεσϝ-ες etc., τελήεις aus *τελεσ-ϝεντ- neben τέλειος aus *τελεσ-ϝο-, σπήεσσι σπῆϊ neben Gen. Sing. σπεῖος (fälschlich σπέους geschrieben) aus σπεεσ-, attisch κλῄζω = κληΐζω aus *κλεϝεσ-ιζω neben hom. ἐυκλεῖας aus *-κεϝεσ-ας. Ausführlicher legte dabei der Vortragende dar, daſs die Auflösung der bei Homer überlieferten kontrahierten Formen in unkontrahierte, wie sie von Nauck u. a. vorgenommen wird, z. B. σπεέεσσι, ἐυκλεέας, unberechtigt ist, indem dadurch vorhomerische Formen statt der echt homerischen in den Text gebracht werden. Der Vortrag erscheint vollständig in den „Indogerm. Forschungen".

Die dritte Sitzung wurde eröffnet durch den Vortrag von Professor Dr. Otto Hoffmann aus Breslau über die Entstehung des grammatischen Geschlechts in den indogermanischen Sprachen. Er ging davon aus, daſs nach W. v. Humboldts Ansicht, die in Jakob Grimms deutscher Grammatik weiter ausgeführt ist, in urindogermanischer Zeit die Menschen kraft einer auſserordentlich regen schöpferischen Phantasie die unbelebte Natur sich als belebt vorgestellt und ihren Gegenständen je die Eigenschaften eines männlichen oder weiblichen Wesens angedichtet und damit auch männliches oder weibliches Geschlecht verliehen hätten. Im Gegensatze hierzu hat Brugmann (Techmers Ztschr. IV) die Meinung vertreten, daſs das Suffix-a ursprünglich keinerlei Geschlechtsunterschied bezeichnete und mit der Zeit nur deshalb zum charakteristischen Suffix der Feminina geworden ist, weil einige Substantiva mit natürlichem weiblichem Geschlecht dieses Suffix hatten. Man habe also, was ursprünglich zufällig war, mit der Zeit als in ursächlicher Verbindung stehend aufgefaſst. Hiergegen wendete sich der Vortragende, indem er das von den Junggrammatikern seiner Meinung nach zu einseitig verfochtene Prinzip angriff, lediglich durch Rückschlüsse von den jetzt bekannten und kontrollierbaren Spracherscheinungen aus die Sprachschöpfungen der urindogermanischen Entwickelungszeit zu erklären. Wenn sich auch vieles auf diesem Wege ermitteln lasse, da in vielen Stücken die Sprachentwickelung jener Zeit keine andere gewesen sein kann als in moderner Zeit, so sei doch gerade in der Stellung dem Naturleben gegenüber

ein grofser Unterschied in jener und in moderner Zeit anzunehmen, der sich auch in der Anschauung über die Beziehung zwischen der Sprachform und ihrem Inhalte geltend machen müsse. So sei eine Sprachschöpfung, wie die vorliegende, aus dem Geiste jener Zeit zu erklären. Der Redner pflichtete Brugmann in der Ansicht bei, dafs das adjektivische Femininum auf -a durch Anlehnung an das weibliche Substantivum auf -a entstanden ist, wie dies auch für das adjektivische Maskulinum auf -u- im Verhältnis zu den männlichen Substantiven auf -u- wahrscheinlich sei. Als weiteres Bedenken gegen jene Auffassung hielt er aber Brugmann entgegen, dafs einerseits die geschlechtigen Pronomina auf -o- und -a- schwerlich jünger als die Nomina seien und doch bereits ein Femininum zeigen, und andererseits für Humboldts und Grimms Ansicht die urindogermanischen Bezeichnungen der Körperteile sprechen, bei denen das Geschlecht mit der Ähnlichkeit ihrer Funktionen und ihrer äufseren Beschaffenheit zusammenstimme.

Der Vortrag veranlafste eine rege Debatte über prinzipielle Fragen der Forschung, wobei Brugmann jenes Prinzip als das einzig exakt wissenschaftliche vertrat und seine Hypothese nicht für widerlegt erachtete.

Darauf gab Professor Dr. O. Schrader aus seinen Vorarbeiten zu einem Sachwörterbuche der indogermanischen Altertumskunde Beiträge zu den Begriffen Familie, Sippe, Stamm. Aus seinen Ausführungen, von denen ein Auszug der Natur der Sache nach kaum möglich ist, resultierte er, indem er die lateinische Sippe vindex, vindicare u. s. w., ahd. adal u. s. w., ahd. gouwi u. s. w., griech. ἐλεύθερος u. s. w. verfolgte, dafs der Gedanke der politischen Freiheit auf idg. Gebiete durch den Gegensatz einer stammhaften und nicht stammhaften Bevölkerung hervorgerufen wurde.

Zum Schlusse bot Dr. Hermann Hirt aus Leipzig Bemerkungen zur litauischen Betonung. Durch eigene Beobachtungen im russischen Litauen konnte er die Forschungen von Baranowski (Ostlitauische Texte) in jeder Weise bestätigen. Auch bietet das moderne Litauische Parallelen für das Indogermanische, sofern die Vokale vor dem Schwund zunächst gemurmelt und dann gehaucht werden. Der Aufforderung von Dr. Prellwitz, der „Litauischen litterarischen Gesellschaft" zu Tilsit beizutreten, leistete eine gröfsere Anzahl der Anwesenden sogleich Folge.

Zum Schlusse dankte Prof. Dr. Hoffmann den Vorsitzenden und Schriftführern für ihre Mühewaltung und der erste Vorsitzende den Mitgliedern der Sektion für ihre rege Beteiligung.

11. Sektion für Bibliothekswesen.

Diese Sektion, welche zum ersten Male — also zunächst als vorübergehende — auf einer Philologenversammlung auftrat, zählte 51 Mitglieder und tagte in den schönen Räumen des Japanischen Palais, das seit mehr als 100 Jahren das Heim der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden ist. Den Vorsitz führten Direktor Professor Dr. Schnorr von Carolsfeld aus Dresden, der mit dem leider durch Unwohlsein am Erscheinen verhinderten zweiten Obmanne Professor Dr. von Gebhardt in Leipzig die vorbereitenden Geschäfte geführt hatte, und Geh. Regierungsrat Direktor Dr. Hartwig aus Halle. Schriftführer war Dr. Trommsdorf aus Berlin, stellvertretender

Schriftführer Dr. Fiebiger aus Dresden. Als Festschriften der Sektion lagen aus: 1. Separatabdruck aus dem Centralbl. f. Bibliothekswesen, a) die Leistungen Preufsens für seine Bibliothekare und die Bedürfnisse derselben; b) der zweite internationale Bibliothekarkongrefs in London (von Fritz Milkau). 2. Eichler, Bibliothekspolitik am Ausgange des 19. Jahrhunderts. 3. Dr. C. Nörrenberg, a) Bücher- und Lesehallen; b) Der Bibliothekar und seine Stellung; c) Wissenschaftliche und populäre Bibliotheken (drei Sonderabdrucke aus verschiedenen Zeitschriften). 4. Die unter den allgemeinen Festschriften genannten Beiträge von Ludwig Schmidt. Auch wurde die Sektion von der Verwaltung des Kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zur Besichtigung eines neuen eisernen Schiebebücherschrankes eingeladen.

Bereits in der konstituierenden Sitzung hielt Direktor Dr. Paul Schwenke aus Königsberg einen Vortrag über die Erforschung des deutschen Bucheinbandes des 15. und 16. Jahrhunderts, der nebst den vorgelegten Tafeln in der von Dziatzko herausgegebenen „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten“ erscheint. Die Wichtigkeit der Erforschung des Bucheinbandes liegt hauptsächlich darin, dafs er Schlüsse auf die Provenienz von Handschriften und Drucken und auf die Geschichte eines einzelnen Exemplars ermöglicht. Der Vortragende wies darauf hin, dafs es an einer umfassenden, bis ins Einzelne gehenden Geschichte speziell des in Deutschland vom 15. bis zum 17. Jahrhundert gebräuchlichen Bucheinbandes noch fehlt, in der die örtlichen und landschaftlichen Eigentümlichkeiten genau verfolgt und dargestellt wären. Für die Methode der von ihm geforderten Lokalforschung auf diesem Gebiete betonte er, dafs von solchen Bänden auszugehen sei, deren Herstellungsort durch ausdrückliche Einzeichnung, durch äufsere Indizien (Stempel, Landes- und Stadtwappen) oder den Inhalt und Charakter des Werkes (archivalische Handschriften) sicher bestimmt ist. Weitere Schlüsse erlaubt die Ähnlichkeit der Verzierungen, Stempel, ornamentalen Motive u. s. w., weshalb eine bildliche Wiedergabe und Sammlung der auf den Bänden verwandten Zierstücke (vermittels des Durchreibeverfahrens) notwendig ist. An Stelle einer Veröffentlichung der aufserordentlich zahlreichen Stempel wird zunächst eine Sammlung der einzelnen Durchreibungen an einer Centralstelle, etwa im Germanischen Museum, genügen, von wo dann ein illustrierter Katalog veröffentlicht werden kann.

In der zweiten Sitzung sprach Geh. Regierungsrat Professor Dr. Carl Dziatzko aus Göttingen über die modernen Bestrebungen einer Generalkatalogisierung. Dieser äufserst gehaltreiche Vortrag erscheint im 11. Hefte der Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. Das Altertum hat nur einen einzigen Versuch eines zusammenfassenden Verzeichnisses der vorhandenen Litteratur aufzuweisen, den berühmten Katalog der alexandrinischen Bibliothek. Cäsars gleichartiger Plan gelangte nicht zur Ausführung. Am Ende des 18. Jahrhunderts konnten die Kataloge der Pariser Nationalbibliothek und der Bibliothek des Britischen Museums als Generalkataloge gelten. Weitere Bestrebungen auf Herstellung solcher Kataloge führten nur zu Anfängen. In neuester Zeit entstand der gedruckte alphabetische Katalog des Britischen Museums nebst dem mit 1880 beginnenden Verzeichnis der neuen Erwerbungen und der alphabetische Katalog der Pariser Nationalbibliothek. Besonders hob der

Vortragende sodann den in Angriff genommenen Katalog der preufsischen grofsen Bibliotheken und die auf Herstellung einer einheitlichen internationalen Bibliographie gerichteten Pläne des Brüsseler Internationalen Instituts hervor. Da aber die Zahl der Titel nach des Redners Schätzung etwa 12 Millionen betragen mag, kann der Umfang des zu bearbeitenden Materials in mehrfacher Hinsicht wohl Bedenken bezüglich der Ausführung des letzteren Planes erregen. Der Vortrag führte in der letzten Sektionssitzung zu einer Beratung über die Frage, ob der Generalkatalog für die preufsischen Bibliotheken nicht auch auf andere deutsche Länder ausgedehnt werden solle, und auf Antrag von Bibliotheksdirektor Dr. Gerhard aus Berlin wurde eine Resolution einstimmig angenommen, in der es die Sektion als in hohem Mafse wünschenswert bezeichnet, dafs der preufsische Gesamtkatalog auch auf die übrigen gröfseren deutschen (vorläufig nur reichsdeutschen) Bibliotheken ausgedehnt werde, und die betreffenden Bibliothekare ersucht werden, bei ihren Regierungen hierfür nach Kräften einzutreten.

Die dritte Sitzung wurde eröffnet durch einen Vortrag von Bibliothekar Dr. Johannes Luther aus Berlin, betreffend die Reformationsbibliographie und die Geschichte der deutschen Sprache. Die bisherigen Forschungen über die Geschichte der deutschen Sprache des 16. Jahrhunderts und über die Bibliographie dieser Zeit sind nur als ein Anfang auf diesem Gebiete zu bezeichnen. Den Mittelpunkt für die Erforschung der Sprache des Reformationsjahrhunderts bildet die Sprache Martin Luthers, die sich wiederum auf die Sprache der mitteldeutschen Kanzleien stützt, wie sich ja überhaupt seit dem Ende des 14. Jahrhunderts durch den Verkehr der kaiserlichen und landschaftlichen Kanzleien eine deutsche Schriftsprache allmählich zu bilden begonnen hatte. Luthers Sprache tritt uns in den Drucken infolge der damals von den Druckern vorgenommenen selbständigen Veränderungen nicht genau so wie in seinen Handschriften entgegen, aber für die Beurteilung seiner Sprache in ihrem Einflufs auf die deutsche Sprache überhaupt und in ihrem Verhältnis zu deren Geschichte kommt gerade die ihr von den Druckern gegebene Gestalt in Betracht, und hauptsächlich sind in dieser Beziehung die in Wittenberg unter Luthers Augen erschienenen Drucke zu berücksichtigen. Da die Drucke jener Zeit aber ihre Herkunft meist nicht nennen, ist es die Aufgabe der bibliographischen Forschung, diese zu ermitteln, damit die Drucke für die Sprachforschung richtig verwertet werden können. Die Bestimmungsmittel sind zunächst die Typen, da besonders im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts jeder Drucker seine Typen selbst herstellte, ferner die bildlichen Beigaben, hauptsächlich Druckerzeichen, Titeleinfassungen und Initialen, für die immer nur ein einziger Holzstock vorhanden war. Für die Verwendung des letztgenannten Mittels ist jedoch Vorsicht geboten, da die Holzstöcke manchmal ihren Besitzer wechselten oder mehrere Drucker desselben Ortes dieselben Stöcke sogar gleichzeitig nebeneinander gebrauchten und schliefslich auch zum Teil täuschend ähnliche Nachahmungen guter bildlicher Beigaben öfter vorkommen, als man meist denkt. Für die letztere Erscheinung wurden als Belege gute Nachbildungen vorgezeigt. Zum Schlusse betonte der Redner noch, dafs die seit 1883 erscheinende grofse weimarische Lutherausgabe den bibliographischen Anforderungen nicht in wünschenswertem Grade gerecht werde, und dafs derartige bibliographische Vorarbeiten auch

für den in Angriff genommenen Gesamtkatalog preufsischer Bibliotheken von hohem Werte seien.

Bibliothekar Dr. Gustav Milchsack aus Wolfenbüttel behandelte die Buchformate, historisch und ästhetisch entwickelt. Er führte aus, dafs die Formate der ersten Drucke eine gewisse, wohl in einem bestimmten, vielleicht durch Schöffer vom geschriebenen Buche herübergenommenen Formatgesetz begründete Regelmäfsigkeit zeigen, sofern die Breite der Ränder vom Bundsteg zum Kopfsteg und von diesem zum Seiten- und Fufssteg ständig zunimmt, und dafs durch diese Raumeinteilung eine harmonische und gleichsam architektonische Wirkung für das Auge erzielt wird. Auf Grund dieser historischen und ästhetischen Beobachtungen stellte der Vortragende drei von ihm schon früher entworfene Formatgesetze auf, und zwar stehen nach diesen die Breiten des halben Bundstegs, des Kopfstegs, des Seitenstegs und des Fufsstegs in folgenden Proportionen: 1) 2 : 3 : 4 : 6 (für mittlere und gute Buchausstattung, namentlich bei Oktav und Quart), 2) 2 : 3 : 5 : 6 (bei besonders reicher Ausstattung und Folio), 3) 2 : 3 : 4 : 5 (bei kompresser Ausstattung). Bei den Schriftkolumnen soll sich die Höhe (einschliefslich des Kolumnentitels) zur Breite in Folio und Oktav wie 5 : 3 (goldener Schnitt), bei Quart am besten wie 4 : 3 verhalten.

Nach kurzer Debatte hierüber sprach Oberbibliothekar Dr. Gräsel aus Berlin über Bibliotheksmuseen. Er wies darauf hin, dafs Bibliotheksmuseen zur Veranschaulichung des Betriebs einzelner Bibliotheken in Amerika und England (Albany und London) bereits existieren und die österreichischen Bibliothekare für die Begründung eines solchen für Österreich neuerdings eingetreten sind. Preufsen hat gewissermafsen einen Ausgangspunkt hierfür in der in Chicago 1893 ausgestellten Sammlung. Es wurde sodann kurz Inhalt, Organisation und Nutzen solcher Museen charakterisiert, die durch freiwillige Beiträge der einzelnen Bibliotheken zwar wertvoll unterstützt werden könnten, in der Hauptsache aber der staatlichen Beihilfe bedürfen würden. Einstimmig angenommen wurde nach kurzer Debatte die vom Redner vorgeschlagene Resolution: „Die Versammlung deutscher Bibliothekare beschliefst, dafs die Einrichtung eines bibliothekstechnischen Bibliotheksmuseums ein erstrebenswertes, der Förderung der deutschen Regierungen würdiges Ziel sei". Der Vortrag ist im Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel 1897 Nr. 238 veröffentlicht.

In der vierten Sitzung wurde zunächst beschlossen, eine zweite, im Anschlufs an die nächste Philologenversammlung einzuberufende Versammlung der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten vorzubereiten und ein Ausschufs dafür gewählt. Darauf hielt Dr. Wilhelm Molsdorf aus Göttingen einen Vortrag über die Photographie im Dienste der Bibliographie mit besonderer Berücksichtigung älterer Drucke, der in der oben erwähnten Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten zum Abdruck kommt. Um ein genügendes Vergleichsmaterial als Hilfsmittel für die Bestimmung undatierter Inkunabeln zu beschaffen, empfahl der Redner die Sammlung der grofsen Alphabete der verschiedenen Drucker in photographischer Reproduktion. Er beschrieb einen von ihm hergestellten Apparat, der 28 Aufnahmen auf einer Platte ermöglicht. Auch wies er auf ein in der Kgl. Bibliothek zu Berlin angewandtes Verfahren zur Photographierung von Palimpsesten hin.

Bibliothekar Dr. Constantin Nörrenberg aus Kiel beschränkte sich wegen Zeitmangels für seinen Vortrag „Die deutsche Bibliotheksbewegung, ihre Ziele und Wege“ auf Kundgebung folgender Sätze:

„Deutschland bedarf neben den wissenschaftlichen solcher öffentlicher Bibliotheken, die der höheren und niederen Bildung, der litterarischen Unterhaltung und dem praktischen Leben dienen.

Diese Bücher- und Lesehallen sollen enthalten: gemeinverständliche wissenschaftliche und gewerbliche Bücher und aus der schönen Litteratur die künstlerisch wertvollen, dazu Zeitschriften aus denselben Gebieten und politische Zeitungen. Bei der Auswahl der Litteratur haben politische und religiöse Tendenzen fern zu bleiben.

Die Bücher- und Lesehallen sollen für jedermann frei und ohne Förmlichkeiten und zu reichlichen Stunden täglich benutzbar sein und von Fachleuten im Hauptamte verwaltet werden.

Für das Land genügen Volksbibliotheken mit niederem Bildungsprogramm. In den Städten sind nicht solche von denjenigen mit höherem Programm getrennt zu halten, weil dadurch der grofsen Masse die Aneignung höherer Bildung erschwert wird; vielmehr sollen bestehende Stadt- und Volksbibliotheken mit engerem Programm sich nach dem weiteren hin ausbilden oder sich verschmelzen.

Die Bücher- und Lesehallen sollen in den Städten ständige Einrichtungen werden; unterhaltungspflichtig sollten sein die Kommunen oder Kommunalverbände, eventuell mit geregelter Staatsunterstützung.

Es ist wünschenswert, dafs mit Unterstützung der Städte einer- und der Bibliotheken andererseits eine Centralstelle eingerichtet werde, die Kommunen oder Vereinen, welche Bücher- und Lesehallen gründen wollen, mit Rat und Auskunft zur Hand geht.“

All diesen Rednern sowie den fünf Herren, die aufserdem Vorträge angemeldet hatten, dankte der Vorsitzende und beschlofs damit diese unter günstigsten Auspizien abgehaltene, an Anregungen aufserordentlich reiche erste deutsche Bibliothekarversammlung.

Dresden. Karl Brandstätter.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die Auswahl der in Prima zu lesenden Reden des Demosthenes.

Dafs Demosthenes zu den griechischen Schriftstellern gehört, deren Lektüre sich für Prima ganz besonders eignet, das ist in neuerer Zeit, wenigstens in Deutschland, wohl kaum mehr ernstlich bestritten, und in der That finden wir, dafs schon vor dem Erscheinen der neuen Lehrpläne an der grofsen Mehrzahl der deutschen Gymnasien Demosthenes regelmäfsig in Prima gelesen wurde[1]). Es wird daher auch allseitige Zustimmung gefunden haben, dafs die neuen Lehrpläne für die griechische Prosalektüre der Prima neben Plato und Thukydides auch Demosthenes anführen.

Es fragt sich aber, welche von den 60 Reden, die unter dem Namen des Demosthenes erhalten sind, in Prima gelesen werden sollen. Schon bisher wurden vorzugsweise diejenigen Reden ausgewählt, die man, weil sie alle mehr oder weniger gegen Philipp von Makedonien gerichtet sind, die philippischen Reden (im weiteren Sinne) genannt hat. Es sind dies, wenn wir von denjenigen philippischen Reden, die wahrscheinlich oder zweifellos unecht sind, absehen, bekanntlich folgende acht: die erste Rede gegen Philipp, die drei olynthischen Reden, die Rede über den Frieden, die zweite Rede gegen Philipp, die Rede über die Angelegenheiten auf dem Chersones und die dritte Rede gegen Philipp.

Verhältnismäfsig selten wurden andere Reden gelesen, z. B. die grofsartige Rede über den Kranz; letztere ist eben wegen ihres bedeutenden Umfanges (sie ist ungefähr so lang wie die acht philippischen Reden zusammen) für die Schule weniger geeignet.

Die neuen Lehrpläne nennen denn auch (S. 27) von den Demosthenischen Reden nur die „olynthischen und philippischen“.

---

[1]) Vgl. hierüber die genauen Angaben in der Abhandlung von E. Albrecht: „Der Dual in der griechischen Schulgrammatik“ in dieser Zeitschrift 1890 S. 580 ff. besonders die Tabelle II (S. 584).

Es fragt sich nun, welche Reden darunter zu verstehen sind. Nach dem Wortlaute scheint es, als ob nur die drei olynthischen und die drei Reden gegen Philipp (die drei philippischen Reden im engeren Sinne) damit gemeint wären und also die Reden über den Frieden und über den Chersones von der regelmäfsigen Schullektüre ausgeschlossen und höchstens ausnahmsweise gelesen werden sollten.

So scheint es, wie gesagt, dem Wortlaute nach; allein ich möchte lieber annehmen, dafs die neuen Lehrpläne sich hier eine Ungenauigkeit des Ausdrucks haben zu Schulden kommen lassen, und dafs sie unter den „olynthischen und philippischen Reden" alle die Reden verstehen, die man sonst wohl, wie bereits erwähnt ist, in passenderer Weise unter dem Namen der philippischen Reden (im weiteren Sinne) zusammengefafst hat[1]). Denn welcher Grund könnte vorhanden sein, die Reden über den Frieden und über den Chersones auszuschliefsen? Dafs die Rede über den Frieden sowohl durch die Umstände, unter denen sie gehalten wurde, als auch durch ihren Erfolg sehr bedeutsam ist, werde ich nachher nachzuweisen suchen, und ob diese Rede sowie die Rede über den Chersones an Schönheit hinter den übrigen oben genannten Reden zurückstehen, dürfte doch zu bezweifeln sein[2]).

Bei der Demostheneslektüre sind also diese acht Reden ausschliefslich oder wenigstens in erster Linie zu berücksichtigen. Nun würde aber die Lektüre sämtlicher acht Reden eine längere Zeit in Anspruch nehmen, als der Demostheneslektüre in der Regel wird zuerkannt werden können; denn aufser Demosthenes ist ja auch Plato und Thukydides in Prima zu lesen, und an vielen Gymnasien wird dem Demosthenes wohl nur ein Semester eingeräumt[3]). Es ist also in den meisten Fällen unter den acht philippischen Reden wiederum eine Auswahl zu treffen[4]).

---

[1]) Der nämlichen ungenauen Ausdrucksweise hat sich auch Schiller in seinem Handbuch der praktischen Pädagogik S. 447 bedient, indem er sagt, dafs von Demosthenes „einige olynthische und philippische Reden" zu lesen seien, unter den letzteren aber empfiehlt er ausdrücklich die Rede über den Chersones. [2]) Vgl. S. 292.

[3]) Ob die Demostheneslektüre nach Oberprima oder, wie z. B. v. Oppen in seiner Schrift „Die Wahl der Lektüre im altsprachlichen Unterricht" (Berlin 1885) S. 45 vorschlägt, nach Unterprima zu verlegen ist, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Ich schlage gewöhnlich einen Mittelweg ein, indem ich den Demosthenes in dem letzten Vierteljahr des Unterprima- und in dem ersten des Oberprimakursus lese.

[4]) Schimmelpfeng sagt zwar in seiner Schrift „Die griechische Lektüre in der Prima des Gymnasiums" (Berlin 1881), dafs er entweder alle (8) philippischen Reden lesen lasse, und zwar teils in der Schule teils privatim, oder die Rede vom Kranze in der Schule und einige von den philippischen Reden privatim. Ich glaube aber, dafs Schimmelpfeng hierin wohl nur wenige Nachahmer finden wird. Denn abgesehen davon, dafs die Rede über den Kranz sich zur Schullektüre weniger eignet (s. o. S. 289), sind auch die philippischen Reden zu schwierig, um von den Schülern privatim gelesen werden zu können.

Zunächst wollen wir nun sehen, wie diese Auswahl bis jetzt getroffen worden ist. Nach Albrecht[1]) wurden im Schuljahre 1888 bis 1889 an 262 (unter 368 von ihm berücksichtigten) deutschen Gymnasien Demosthenische Reden gelesen, und zwar die olynthischen an 177, die philippischen (im engeren Sinne) an 173, die R. über den Frieden an 68 und die über den Chersones an 34 Gymnasien; an vielen Gymnasien wurden also offenbar olynthische und philippische Reden u. s. w. neben einander gelesen. Es geht aber aus der von Albrecht veranstalteten Statistik nicht hervor, wie viele und welche von den drei ol. und den drei ph. Reden an den betreffenden Gymnasien gelesen wurden; denn vermutlich wurden doch an manchen Gymnasien nicht alle drei ol. und alle drei ph. Reden gelesen, sondern es wurde unter diesen wieder eine Auswahl getroffen.

Wenn ich nach einigen von v. Oppen[2]) mitgeteilten statistischen Angaben, die sich auf zehn pommersche Gymnasien beziehen, sowie nach einer Anzahl mir vorliegender Schulprogramme aus verschiedenen preufsischen Provinzen urteilen darf, so scheint es, dafs an den meisten jener oben erwähnten 177 Gymnasien alle drei ol. Reden oder doch mindestens zwei, und zwar vorzugsweise I und II, gelesen wurden und wohl nur sehr wenige von jenen 177 sich mit einer einzigen von den ol. Reden begnügten; dafs dagegen unter den von Albrecht erwähnten 173 Gymnasien viele waren, wo nicht drei oder zwei ph. Reden, sondern nur eine einzige gelesen wurde. Erst recht aber wurde die Rede über den Frieden und besonders die über den Chersones weit seltener gelesen als die olynthischen Reden. Leuchtenberger[3]) nennt die drei ol. Reden sogar die „gewöhnliche Demostheneslektüre auf Gymnasien"! Wenn auch diese Behauptung etwas übertrieben ist, so geht doch aus allem Gesagten deutlich genug hervor, dafs die ol. Reden vor den übrigen fünf Reden in auffallender Weise bevorzugt werden; ja es dürfte nicht wenige Gymnasien in Deutschland geben, wo Jahr aus Jahr ein nichts oder fast nichts anderes von Demosthenes gelesen wird als die drei ol. Reden. Ich trage kein Bedenken, ein solches Verfahren für verfehlt zu erklären. Es ist ja schon an sich zu mifsbilligen, wenn viele Lehrer Jahr für Jahr immer wieder die drei ol. Reden lesen, da doch der Lehrer nach Abwechselung in der Lektüre streben soll, nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch — und zwar aus verschiedenen Gründen — der Schüler wegen, was ja hier nicht näher erörtert zu werden braucht; also wenn nach den Lehrplänen ihm Abwechselung in der Lektüre gestattet ist — und eine solche ist ja bei der Demostheneslektüre gestattet —, soll er nicht ohne

[1]) A. a. O.
[2]) A. a. O. S. 10 ff.
[3]) Dispositive Inhaltsübersicht der drei olynthischen Reden, zweite Auflage (Berlin 1884), S. 4.

triftige Gründe mehrere Jahre hinter einander dasselbe lesen. Freilich giebt es in dieser Beziehung Ausnahmen, z. B. Platos Apologie und die Germania des Tacitus, denn das sind Werke, welche eigentlich von jedem Primaner gelesen werden müssen und also vor den übrigen Schriften des Plato und des Tacitus bevorzugt zu werden verdienen. Das trifft aber auf die drei ol. Reden des Demosthenes durchaus nicht zu! Denn erstens darf man wohl bezweifeln, dafs gerade die ol. Reden vortrefflicher wären als alle übrigen ph. Reden. Man möge mich nicht mifsverstehen! Ich will damit den Wert der ol. Reden in keiner Weise herabsetzen; aber die übrigen ph. Reden sind ebenfalls vortrefflich. Zwar scheint ein neuerer Gelehrter (Wilhelm Christ) die ol. Reden für die vorzüglichsten unter allen Reden des Demosthenes oder doch wenigstens unter den ph. Reden zu halten[1]), und schon Friedrich Jacobs hat die hohe Vortrefflichkeit der ol. Reden gerühmt[2]). Aber anderseits wird von Blafs[3]) neben andern Reden die I. Rede gegen Philipp sehr gerühmt; Emil Müller[4]) nennt die Rede über den Frieden eine der schönsten unter den erhaltenen Reden des Demosthenes; von der Rede über die Angelegenheiten auf dem Chersones sagt Rosenberg[5]): „Wenn eine, so zeigt diese Rede die Gröfse des Demosthenes sowohl des Menschen als des Redners“, und ein englischer Gelehrter, Lord Brougham, hat geurteilt, dafs diese Rede wohl geeignet sei, im englischen Oberhause gehalten zu werden, und hervorgehoben, dafs sie die am meisten streng beweisende und, wie es scheine, auch in jeder Beziehung die schönste von allen Staatsreden des Demosthenes sei[6]). Aufserordentlich begeistert spricht sich auch[7]) Theremin (Demosth. u. Massillon 74f.) über diese Rede aus. Aber für die leidenschaftlichste, gewaltigste, bedeutendste und überhaupt für die vorzüglichste unter allen acht ph. Reden dürfte wohl von den meisten die III. Rede gegen Philipp angesehen werden[8]); ja Rehdantz[9]) nennt diese Rede

---

[1]) Geschichte der griech. Litteratur (Nördlingen 1889) S. 305: „Die markige Wucht der Sprache stempelt die drei kurzen Reden für Olynth zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Demosthenischen Beredsamkeit“. Aber derselbe Gelehrte erklärt doch S. 309 die Rede vom Kranze für ein „unübertroffenes Meisterstück“.

[2]) In seiner Übersetzung der Staatsreden des Demosthenes (Leipzig 1833); vgl. namentlich S. 174 und 177.

[3]) Attische Beredsamkeit, zweite Auflage, (Leipzig 1893) III 1 S. 303f.

[4]) Ausgewählte Reden des Demosthenes erklärt von A. Westermann, 7. Auflage, besorgt von E. Müller (Berlin 1875), Band I S. 90.

[5]) 8. Auflage der Westermann-Müllerschen Ausgabe, besorgt von E. Rosenberg (Berlin 1883) S. 206.

[6]) Nach Blafs a. a. O. S. 373.

[7]) Nach Blafs ebendaselbst.

[8]) Schon Dionys von Halikarnafs (de Thucyd. c. 54) sagte von der III. Philippika: „τῆς μεγίστης τῶν κατὰ Φιλίππου δημηγοριῶν“; vgl. auch Westermann-Müller a. a. O. S. 105, Rosenberg a. a. O. S. 244.

[9]) In seiner Ausgabe der philippischen Reden, 5. Auflage (Leipzig 1877), in den Anmerk. zur III. R. gegen Ph. § 76.

„vielleicht die gewaltigste, welche jemals auf Erden gesprochen ist“, und Blafs[1]) stimmt diesem Urteile völlig bei.

Aber gesetzt auch, dafs gerade die ol. Reden wirklich die vorzüglichsten unter allen ph. Reden wären, so würde daraus noch keineswegs folgen, dafs es für die Schüler zweckmäfsig wäre, alle drei ol. Reden lesen zu lassen, vielleicht gar mit Ausschlufs aller übrigen ph. Reden. Eine solche Bevorzugung der ol. Reden würde sich nur dann rechtfertigen lassen, wenn diese drei Reden durch ihren Gesamtinhalt bedeutsam vor den übrigen hervorragten, und wenn sie die Aufmerksamkeit des Schülers vom Anfange der ersten bis zum Ende der dritten Rede in Spannung zu erhalten oder noch zu steigern vermöchten. Aber sehen wir uns die ol. Reden näher an! Der Hauptinhalt jeder dieser drei Reden ist in seinem Kern der nämliche; denn in allen drei Reden sagt der Redner, dafs nun endlich die langersehnte Verfeindung Olynths mit Philipp eingetreten und dafs es die Pflicht der Athener sei, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um im Verein mit den Olynthiern Philipp zu bekriegen. Von dem olynthischen Kriege selbst erfahren wir in allen drei Reden gar nichts! Dafs aber die I. ol. R., wie man doch erwarten sollte, durch die II., und diese durch die III. fortgesetzt und weitergeführt würde, wird sich schwerlich beweisen lassen, und wenn wirklich eine solche Weiterführung vorhanden wäre, so ist sie doch wenigstens für den Schüler nicht erkennbar. Durch ein Beispiel wird sofort klar werden, was ich meine. In Sekunda werden Ciceros Reden gegen Katilina gelesen, und zwar von den vier Reden nicht blofs eine, sondern zwei oder drei: ja, es würde sich sogar rechtfertigen lassen, wenn alle vier gelesen würden. Denn Veranlassung und Zweck sind bei jeder dieser vier Reden ganz verschieden, und zwar ist die besondere Veranlassung und der besondere Zweck aus jeder Rede selbst aufs deutlichste erkennbar. Auch die Lage der Dinge ist bei jeder Rede, wenigstens bei den drei ersten, eine völlig verschiedene, und sowohl zwischen die I. und II., als auch zwischen die II. und III. fallen äufserst wichtige Ereignisse, die in der II. und III. Rede ausführlich besprochen werden, und die IV. spannt von selbst die Aufmerksamkeit, weil ja über die gefangen genommenen Häupter der Verschworenen jetzt das Urteil gesprochen werden soll. So wird durch jede der vier katilinarischen Reden das Interesse des Schülers immer von neuem erregt und gefesselt, und durch jede folgende Rede wird er über den weiteren Verlauf der Ereignisse genau unterrichtet. Ganz anders bei den ol. Reden des Demosthenes! Hier sind wir über den Zeitpunkt sowie über den besonderen Anlafs und den Erfolg einer jeden Rede mangelhaft unterrichtet, und wenn wir die I. ol. R. gelesen haben, so

[1]) A. a. O. S. 381.

erfahren wir aus der II. und III. über den weiteren Verlauf der Ereignisse nichts Neues! Der Inhalt aller drei Reden ist ja, wie bereits oben angegeben ist, trotz aller Verschiedenheit im einzelnen, in seinem Kern derselbe, eben weil die Lage der Dinge unverändert geblieben ist, weil die Verhältnisse, unter denen die drei Reden gehalten werden, im wesentlichen dieselben sind. Wie soll also da durch alle drei Reden hindurch das Interesse des Schülers in Spannung gehalten werden? Der Schüler will doch durch die II. und III. ol. Rede einen Fortschritt in den Ereignissen kennen lernen; er will erfahren, ob die I. Rede Erfolg gehabt hat, ob die von D. geforderte doppelte Hülfeleistung[1]) abgesandt worden ist, und was sie ausgerichtet, und welchen Verlauf überhaupt der olynthische Krieg seit der I. Rede genommen hat. Aber über alles dieses erfährt der Schüler in der II. und III. Rede kein Wort! Wie wenig überhaupt davon die Rede sein kann, dafs die I. ol. Rede durch die II. und III. fortgesetzt und weitergeführt würde, geht ja schon aus dem Umstande hervor, dafs nicht einmal die Richtigkeit der Reihenfolge der drei Reden, wie wir sie in den Handschriften überliefert vorfinden, unbestritten ist. Schon Dionys von Halikarnafs hat die Reden so geordnet: II., III., I., und verschiedene Gelehrte der neueren Zeit haben nach ihm diese Reihenfolge angenommen; andere haben sich für die Reihenfolge II, I, III erklärt; viele haben freilich an der in den Handschriften überlieferten und schon von Caecilius, einem Zeitgenossen des Dionys von Halikarnafs, angenommenen Reihenfolge I, II, III festgehalten[2]); aber einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der attischen Beredsamkeit (Blafs) hat noch neuerdings die Ansicht ausgesprochen, dafs zwar die III. Rede ihren Platz unzweifelhaft behalten müsse, dafs es dagegen für die Voranstellung der I. Rede (vor der II.) durchaus an entscheidenden Gründen mangele[3]). Also, wenn namhafte Gelehrte die Richtigkeit der in den Handschriften überlieferten Reihenfolge der ol. Reden bezweifelt haben, folglich in der II. und III. ol. Rede gegenüber der I. keinen Fortschritt in den Ereignissen oder in der Entwickelung der Verhältnisse haben wahrnehmen können, so wird der Schüler doch wohl erst recht nichts von einem solchen Fortschritt merken.

Also in allen drei Reden immer dieselbe Lage der Dinge, und trotz aller Variationen im einzelnen doch in der Hauptsache immer dasselbe Thema: „Kommt den Olynthiern zu Hülfe, und zwar rasch und thatkräftig"! Dafs dieser Umstand leicht dazu führen kann, das Interesse des Schülers an der Lektüre zu schwächen, wird jeder Unbefangene zugeben müssen. Liegt darin

---

1) I § 17f.

2) Vgl. über das Gesagte die genauen Angaben bei Rehdantz-Blafs im I. Bande der Ausgabe der philippischen Reden (7. Auflage, Leipzig 1884) S. 38 Anm. 5.

3) Attische Beredsamkeit III 1 S. 319f.

ein Vorwurf für den Redner? Keineswegs! Denn dafs er in allen drei Reden dasselbe Thema behandelt hat, daran war doch nur die Schlaffheit des athenischen Volkes schuld, welches selbst durch die Beredsamkeit eines Demosthenes nicht zu raschem, thatkräftigem Handeln angespornt werden konnte, sondern dreimal von demselben Redner dazu aufgefordert werden mufste, den bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dafs es ein Fehler ist, alle drei ol. Reden in Prima lesen zu lassen. Es ist vielmehr nur eine derselben zu lesen, entweder die „erste" oder die „zweite" oder die „dritte"; jede derselben ist für sich allein völlig verständlich, auch wenn der Schüler von dem Inhalt der beiden anderen keine Kenntnis hat. Allerdings, wenn wir von Demosthenes keine anderen Reden oder wenigstens keine anderen Staatsreden hätten als die drei ol. Reden, so könnte man es verstehen, ja sogar billigen, dafs alle drei nach einander gelesen würden, da ja alle drei ihre grofsen Schönheiten haben und das oben erwähnte gemeinsame Thema in jeder der drei Reden in verschiedener Weise behandelt ist. Da wir aber aufser den ol. Reden noch zahlreiche andere Staatsreden von Demosthenes haben, da wir insbesondere noch fünf andere ph. Reden von ihm besitzen, die den ol. Reden an Schönheit und Vortrefflichkeit ebenbürtig sind, so ist eine einseitige Bevorzugung der ol. Reden zu mifsbilligen und in manchen Fällen vielleicht nur durch den zufälligen Umstand zu erklären, dafs sie in der herkömmlichen Reihenfolge die erste Stelle unter den Demosthenischen Reden einnehmen.

Die Demostheneslektüre in Prima hat nach meiner Ansicht die Aufgabe, den Schülern nicht blofs das Wirken des Demosthenes in der olynthischen Angelegenheit, also einen kleinen Abschnitt aus dem gewaltigen, langjährigen Kampfe des grofsen Redners gegen den makedonischen Eroberer vorzuführen, sondern von diesem ganzen Kampfe durch seine verschiedenen Stadien hindurch ein möglichst vollständiges Bild zu geben, jedenfalls aber ihnen die Hauptmomente dieses Kampfes vor Augen zu führen. Zu diesem Zwecke schlage ich folgende Auswahl aus den acht ph. Reden vor: die I. Rede gegen Philipp, eine der drei olynthischen Reden, die Rede über den Frieden und die III. Rede gegen Philipp. Durch die Lektüre dieser vier Reden wird es dem Schüler, wie ich im folgenden nachweisen werde, ermöglicht, jenen gewaltigen Kampf in seiner Entwickelung zu verfolgen.

Wenn Demosthenes auch in der Rede über die Symmorieen (354 v. Chr.) bereits auf die Notwendigkeit der Bekämpfung Philipps hingewiesen hat, so beginnt er doch mit der I. Rede gegen Philipp (351) den eigentlichen Kampf gegen den nordischen Eroberer, dessen Macht in gefahrdrohender Weise gewachsen ist; denn er hat nicht blofs Amphipolis, Pydna, Potidäa

und andere griechische Städte an der thrakisch-makedonischen Küste erobert, sondern neuerdings auch den thrakischen König Kersobleptes besiegt und ist bis zur Propontis vorgedrungen; nach Süden hin hat er bereits in Thessalien festen Fuſs gefaſst, und seine Absichten sind zweifellos auf die Unterwerfung aller Griechen, und ganz besonders der Athener gerichtet. Demosthenes ermahnt daher in dieser Rede die Athener, den Eroberungsplänen des Makedoniers weit kräftiger und energischer als bisher entgegenzutreten und besonders den Feind in seinem eigenen Lande, an der makedonischen Küste zu bekriegen.

Die Rede hatte keinen Erfolg; die von Eubulos geleiteten Athener sahen es ruhig mit an, daſs Philipp seine Eroberungen fortsetzte; daher wagte er es zwei Jahre später, die chalkidischen Städte anzugreifen, an deren Spitze das mächtige Olynth stand. Da trat Demosthenes in seinen drei olynthischen Reden gegen diese neuen Eroberungspläne Philipps auf (349) und verlangte von seinen Mitbürgern, sie sollten den bedrohten Olynthiern rasche und thatkräftige Hülfe leisten. Die Hülfe wurde wirklich beschlossen; allein die beiden ersten Hülfssendungen waren ungenügend, und die dritte kam zu spät: Olynth war bereits durch Verrat in Philipps Hände gefallen und wurde ebenso wie alle übrigen chalkidischen Städte (zusammen 32) mit der gröſsten Grausamkeit zerstört (348).

Dieses furchtbare Beispiel der Strenge schüchterte die Athener ein; sie waren mehr als je zum Frieden geneigt, und auch Philipp war aus mehr als einem Grunde des langen (elfjährigen) Krieges müde. Es kam der Philokrateische Friede zustande, welcher durch die Ränke der von Philipp bestochenen Verräter, insbesondere des Äschines und Philokrates, für den makedonischen König vorteilhaft, für Athen und Griechenland dagegen unheilvoll war. Als nun das athenische Volk sah, daſs es von Philipp und seinen Helfershelfern schmählich hintergangen war, da geriet es in den heftigsten Zorn und war nahe daran, sich unter den ungünstigsten Umständen in einen neuen Krieg mit Philipp und zugleich mit dem Amphiktyonenbunde zu stürzen. In diesem verhängnisvollen Augenblicke — vielleicht dem verhängnisvollsten in der ganzen Geschichte Athens — hielt Demosthenes seine Rede über den Frieden (346), in der er (nur scheinbar im Widerspruch mit seiner bisherigen politischen Thätigkeit) für die Aufrechterhaltung des Friedens eintrat und so Athen vor einem gänzlich aussichtslosen und höchst gefährlichen Kriege bewahrte. Demosthenes befürwortete aber nur deswegen die Aufrechterhaltung des Friedens, damit später unter günstigeren Umständen der Krieg erneuert werden könnte. Als nun Philipp nach einigen Jahren den schon früher wiederholt besiegten thrakischen König Kersobleptes gänzlich unterwarf und seine Absichten auf den im Besitze der Athener befindlichen thrakischen

Chersones und auf die griechischen Städte an der Propontis und am Bosporus deutlich zu Tage traten, da feuerte Demosthenes die Athener, die unterdessen ihre Macht durch Gewinnung mehrerer Bundesgenossen ansehnlich verstärkt hatten, in der III. Rede gegen Philipp (341) an, nunmehr den ihnen von Philipp aufgezwungenen Krieg mit aller Kraft zu beginnen, und zwar an der thrakischen Küste. Diese Rede hatte vollständigen Erfolg. Wirklich begannen die Athener den Krieg, und sie errangen zum ersten Mal grofse Vorteile; namentlich wurde Philipp gezwungen, die Belagerung der wichtigen Städte Perinth und Byzanz aufzugeben. Freilich waren diese ersten Siege der Athener zugleich ihre letzten — vor der Schlacht bei Chäronea!

So wird der Schüler durch die Lektüre der I. Rede gegen Philipp, einer der drei olynthischen Reden, der Rede über den Frieden und der III. Rede gegen Philipp mit den bedeutsamsten Momenten in dem grofsen Kampfe bekannt gemacht, den Demosthenes als Redner und Staatsmann gegen Philipp von Makedonien geführt hat[1]).

Aber noch in einer anderen Hinsicht haben gerade diese vier Reden ein besonderes Interesse, wenn man nämlich den Erfolg dieser Reden und den allmählich steigenden Einflufs des Demosthenes ins Auge fafst.

Die I. Rede gegen Philipp blieb, soviel wir wissen, wenigstens in Bezug auf ihren nächsten Zweck (s. o.), durchaus ohne Wirkung; die damals herrschende Partei (Eubulos und Genossen) erwies sich als übermächtig.

Die olynthischen Reden erzielten bereits einen gewissen Erfolg, der von dem Steigen des Demosthenischen Einflusses Zeugnis ablegt; denn die Athener kamen wirklich den Olynthiern zu Hülfe; freilich thaten sie dies anfangs nicht in der von Demosthenes vorgeschlagenen Weise, und als sie sich endlich hierzu aufrafften, war es zu spät.

Durch die Rede über den Frieden errang Demosthenes zum ersten Male einen entschiedenen Erfolg und brachte dadurch zugleich die Leitung der auswärtigen Politik in seine Hände, während der Einflufs seines Gegners Eubulos immer mehr abnahm[2]).

Die III. Rede gegen Philipp endete, wie es scheint, mit dem vollständigen Siege des Demosthenes über seine Gegner: die Athener folgten nicht nur seinen Ratschlägen und zeigten

---

[1]) Sollte die Zeit für die Lektüre dieser vier Reden nicht ausreichen, so läfst man am besten die I. Rede gegen Philipp ausfallen; sollte umgekehrt für die Demosthenеslektüre noch mehr Zeit, als oben vorausgesetzt ist, zur Verfügung stehen, so möchte ich aufser den vier genannten Reden noch die II. Rede gegen Philipp empfehlen.

[2]) Vgl. Schaefer, Demosthenes und seine Zeit II S. 287ff., besonders S. 294ff.; Westermann-Müller a. a. O. S. 92 u. S. 290f.

zugleich einen Eifer und eine Thatkraft, die an die besten Zeiten ihrer Vorfahren erinnert, sondern Demosthenes war von nun an überhaupt der anerkannte Führer auf allen Gebieten der Staatsverwaltung und lenkte das Volk wie ein zweiter Perikles völlig nach seinem Willen[1]).

Ich möchte also die vorgeschlagene Auswahl für die Demostheneslektüre in Prima in erster Linie empfehlen. Will der Lehrer sich Abwechselung in der Lektüre verschaffen, so kann er zunächst jährlich mit den olynthischen Reden wechseln, da ja, wie oben gezeigt ist, jede der drei ol. Reden auch ohne Kenntnis der beiden anderen durchaus verständlich ist und nicht der geringste Grund vorliegt, etwa die I. ol. Rede auf Kosten der II. oder der III. zu bevorzugen; vielmehr dürfte als die bedeutendste unter ihnen die III. anzusehen sein[2]). Sodann mag der Lehrer statt der Rede über den Frieden in einem der folgenden Schuljahre die II. Rede gegen Philipp wählen, die zwar nicht von so entscheidender Bedeutung war als die Rede über den Frieden, aber durch ihren Inhalt sehr bedeutsam ist wegen ihrer Beziehungen einerseits zu der Einmischung Philipps in die peloponnesischen Angelegenheiten, andererseits zu der Verräterei des Äschines und Philokrates, welche nach dem Abschlufs des Philokrateischen Friedens die Athener durch ihre lügenhaften Versprechungen bewogen hatten, den Makedoniern den Durchzug durch die Thermopylen zu gestatten.

Endlich kann statt der III. Rede gegen Philipp zur Abwechselung auch die Rede über die Angelegenheiten auf dem Chersones gelesen werden, da diese Rede der III. Rede gegen Philipp nicht nur der Zeit nach unmittelbar vorhergeht, sondern auch ihrem Inhalte nach mit ihr nahe verwandt und dazu fast von gleichem Umfange ist, so dafs diese beiden Reden nicht mit Unrecht Zwillingsschwestern genannt worden sind. Dafs die Rede über den Chersones auch in Bezug auf ihre Schönheit und Vortrefflichkeit es verdient, den übrigen philippischen Reden an die Seite gestellt zu werden, ist bereits oben bemerkt worden.

---

[1]) Vgl. Schaefer a. a. O. S. 449 ff.; Westermann-Müller a. a. O. S. 106 ff. und S. 294.

[2]) Vgl. auch das Urteil von Blafs Attische Beredsamkeit III 1 S. 321.

Osnabrück. Karl Middendorf.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

1) L. Wiese, Über geistige Heimatlosigkeit in der deutschen Gegenwart. Berlin 1897, Wiegand und Grieben. 29 S. 8. 0,60 M.

Der Nestor der deutschen Schulmänner, der sich nicht nur durch seine langjährige amtliche Wirksamkeit, sondern auch durch eine Reihe trefflicher Schriften um das höhere Schulwesen und um die deutsche Bildung überhaupt so sehr verdient gemacht hat, veröffentlicht auf Bitten von Freunden seine Ansichten über das Schwinden des Heimatlichen im geistigen Leben des Volkes. Die Heimatlosigkeit im Geistesleben hält er für eine der Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit in der Gegenwart. Er unterscheidet eine dreifache Heimat für den Menschen, die aufser ihm, die in ihm und die über ihm. Dabei spricht er von dem Wert der Heimat und des Vaterlandes, des Staats- und Gesellschaftslebens, der Sprache, der Kunst, der Wissenschaft und der Religion und legt dar, was diese Mächte dazu beitragen können, dafs der Friedlosigkeit unserer Tage ein Ende gemacht werde. In einem Anhang, der von dem höheren Schulwesen Deutschlands handelt, klagt der Verf. über das Schwanken in den Einrichtungen und die Unruhe des Versuchens im Methodischen und in der Stoffverteilung; in der alten Zeit habe es mehr Stetigkeit und Einfachheit sowie in den Erfolgen mehr Festigkeit in den elementaren Grundlagen gegeben. Das ist zum guten Teile richtig. Am Namen Real-Gymnasien nimmt Wiese Anstofs; das griechische Wort habe damit aufgehört, unterscheidender Name einer besonderen Art von Schule zu sein. Noch mehr ist ihm natürlich der Name Mädchen-Gymnasien zuwider; er bemerkt witzig, schon die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes hätte diese Bezeichnung verhindern müssen.

Auch diese kleine Schrift des ausgezeichneten Mannes verdient gelesen und beherzigt zu werden.

2) W. Schrader, Über die Gründung pädagogischer Lehrstühle an unseren Universitäten und über die Einrichtung des

akademischen Unterrichts in der Pädagogik. Halle a. S. 1897, Waisenhaus. 13 S. 8. 0,40 M.

Es könnte überflüssig erscheinen, auf Schraders Gutachten jetzt noch einmal zurückzukommen, wo sein Zweck erreicht, wo mit der Errichtung pädagogischer Lehrstühle wenigstens der Anfang gemacht ist. Aber einmal gewährt es hohes Interesse, zu sehen, wie ein so hervorragender, in Theorie und Praxis gleich bewährter Schulmann über eine so wichtige Frage denkt, und dann werden über die innere Einrichtung des neuen Amtes Vorschläge gemacht, die entschieden Beachtung verdienen.

Wer Schrader kennt, weifs, welcher Grundanschauung er auch auf diesen Seiten begegnet; es ist die Überzeugung von dem idealen Gehalt und den hohen Zielen des bisherigen Unterrichts auf den deutschen Gymnasien. Die geistige Entwickelung der Jugend, nicht die Einsammlung mannigfaltigen Wissens oder realer Kenntnisse, die unmittelbaren Nutzen bringen, ist in seinen Augen die Aufgabe der höheren Schulen. Wenn er aber auch die ungeheuerlichen und rasch wechselnden Reformpläne der Ohlert, Nerrlich, Göhring u. s. w. entschieden bekämpft, so hält er doch eine Umgestaltung nach der realistischen Seite, wie sie bereits stattgefunden hat, für begreiflich, und der Richtungsänderung soll nun eine Änderung in der Unterrichtsmethode entsprechen. Die strengen Herbartianer gehen ihm zu weit; von den Naturalisten will er natürlich erst recht nichts wissen. Er hält es für nötig, dafs den künftigen Lehrern Klarheit und Tiefe der pädagogischen Anschauung und zugleich die Sicherung ihrer Anwendung übereignet werde. Der zweiten Forderung könne durch die sogenannten Gymnasialseminare genügt werden, der ersten nicht. Nur auf der Universität sei es möglich, die künftigen Jugenderzieher auf ihre höchste und schwierigste Aufgabe, die Bildung des einheitlichen Geistes und die zusammenklingende Entwickelung seiner Kräfte hinzuweisen. Diese Pädagogik, Wissenschaft und Kunst zugleich, könne nur von einem erprobten Schulmanne gelehrt werden, dessen Erfahrung sich an religiös-philosophischer Bildung geläutert habe. Zu den Vortragsgegenständen zählt Schrader: Geschichte der Pädagogik, Darstellung der Erziehungs- und Unterrichtslehre, Musterbilder für schulmäfsige Behandlung (keine wirkliche Unterrichtserteilung) und eine Hodegetik des akademischen Studiums.

Man sieht, die paar Blätter bergen eine Fülle guter Gedanken und Anregungen. Münch und Fries, die bis jetzt zu pädagogischen Professoren ernannt sind, jener in Berlin, dieser in Halle, werden manches anders gestalten, als Schrader es vorschlägt; aber das thut nichts. Es bleibt Schraders unbestrittenes Verdienst, einen Leitfaden für das neue Amt geboten, den Weg gangbar gemacht zu haben.

Cassel. Christian Muff.

Karl L. Leimbach, Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. Teil I: Unter- und Mittelstufe. Dritte, nach den preufsischen Lehrplänen vom 6. Januar 1892 umgearbeitete, verbesserte Auflage. Ausg. B. Für die Provinz Schlesien. Hannover und Berlin 1897, Carl Meyer (Gustav Prior). XII u. 271 S. 8. geb. 2,20 M.

Der Leimbachsche Leitfaden ist in dritter Auflage als Doppelausgabe erschienen, Ausgabe A ist für die nichtschlesischen höheren Lehranstalten, insbesondere für die Provinz Hannover bestimmt, Ausgabe B berücksichtigt die Bedürfnisse der schlesischen Schulen. Letztere soll hier besprochen werden, indem die Veränderungen dieser Neubearbeitung hervorgehoben werden.

Das Buch ist dem Umfange nach um zwei Bogen erweitert worden, einmal infolge weitläuftigeren Drucks, der auch den weitgehendsten Anforderungen Genüge thut, sodann durch Aufnahme des amtlich festgestellten Lernstoffes an Sprüchen zum Katechismus in der von Breslauer Religionslehrern ausgearbeiteten Verteilung auf die einzelnen Klassen. Die Kirchenlieder und der Katechismus sind in genauem Anschlufs an das schlesische Gesangbuch abgedruckt worden. Hinzugekommen sind als Anhang zur Behandlung des Katechismus auf der Mittelstufe die Fragen bei der Konfirmation und das allgemeine Beichtgebet; fortgefallen ist eine Gruppierung der messianischen Weissagungen von Prof. Kamp. Der Überblick über das evang. Kirchenlied hat im Anfange eine kleine Erweiterung erfahren. Endlich ist den lateinischen Hymnen durchgehends die Übersetzung beigegeben worden.

Das Bibelwort erscheint überall in der revidierten Fassung; dies führt zu einigen kleinen Änderungen, z. B. beim fünften Gebot zur Fortlassung der Stelle Sprüche 24, 8: Wer sich vornimmt Böses zu thun, den heifset man billig einen Erzbösewicht, früher: Wer sich selbst Schaden thut, u. s. w.

Für die Anlage des Leitfadens ist der vorausgeschickte Lehrplan bestimmend, der, wie in der Vorrede zur zweiten Auflage bemerkt ist, von Prof. Dr. Kamp der hannoverschen Religionslehrerversammlung von 1891 vorgelegt wurde. Er weicht in folgenden Punkten von dem amtlichen ab: das zweite Katechismushauptstück ist auf die Klassen VI bis IV verteilt, das dritte nach U III, das vierte und fünfte nach O III gelegt; in IV wird das Lukasevangelium und die Apostelgeschichte in Auswahl gelesen; die Einteilung der Bibel wird in U III, das Kirchenjahr und die gottesdienstlichen Gebräuche in O III behandelt; in O III wird das Leben Jesu nach den Synoptikern vorgeführt und einiges aus den Gleichnissen und der Bergpredigt gelesen, die völlige Besprechung der letzteren erfolgt erst in U II; auch die messianischen Weissagungen und Psalmen, eine Auswahl aus Hiob, Abschnitte neutestamentlicher Briefe, Lesung und kurze Erklärung namhafter Hymnen des Mittelalters fallen der U II zu.

Durch diese Verteilung ist die Bewältigung der amtlichen

Lehraufgabe sicher gestellt; aber der Inhalt des Leitfadens entspricht auch den Bedürfnissen aller, die nach dem amtlichen Lehrplan unterrichten. Doch ist zu wünschen, daſs die Leimbachsche Anordnung des Stoffes, die von den hannoverschen Religionslehrern mit Beifall begrüſst worden ist, ausdrücklich die behördliche Anerkennung finden möge, welche ihr durch die Genehmigung der Einführung des Leitfadens implicite zuteil geworden ist. Die Verschiebung von den unteren Klassen in die höheren ist dem Alter und der geistigen Reife der Schüler angemessen, verhindert mechanisches Auswendiglernen und bewirkt die vollere Erfassung der Lehraufgabe.

Die neue Auflage läſst sorgsame Nacharbeit an vielen einzelnen Stellen erkennen. Einer durchgreifenderen Umarbeitung ist jedoch nur ein Abschnitt unterzogen worden. Schon im Vorwort der zweiten Auflage hatte der Verf. die methodische Forderung gestellt, daſs auch im Religionsunterricht alle Kenntnisse auf induktivem Wege gewonnen werden und besonders der Katechismusunterricht sich auf den bereits erworbenen Kenntnissen in der biblischen Geschichte, dem Spruch- und Liederschatz aufbauen müsse. Doch aber hatte er die deduktive Form beibehalten, weil er keinen bestimmten Weg der Katechese vorschreiben wollte. Nun hat er sich entschlossen, zur Veranschaulichung des Weges, den er angewandt wissen will, die Bearbeitung für die Mittelstufe in diesem Sinne genauer durchzuführen. Er stellt vor jedem Unterteil des Katechismus zusammen, was an Sprüchen bisher gelernt, gelesen oder betrachtet worden ist, setzt dann die den Hauptgesichtspunkt darbietenden Sprüche als Leitsätze vor die einzelnen Abschnitte und verteilt auf sie in gleicher Weise die biblischen Beispiele und die Lieder. Die Gliederung im einzelnen wird noch durchsichtiger als früher, und auch die Ausführungen sind mehrfach reichhaltiger gestaltet. Diese ganze didaktisch wertvolle Umarbeitung bildet einen besonderen Vorzug der neuen Auflage.

Die Hymnen sind im Text und in der Interpunktion revidiert und sämtlich mit einer Übersetzung versehen worden. Wenn eine solche für den Primaner des Gymnasiums erwünscht ist, so muſs sie für den Untersekundaner als eine Notwendigkeit bezeichnet werden. Welcher Schüler könnte ohne Anleitung z. B. die Worte aus dem Hymnus auf den Evangelisten Johannes verstehen: Dic, dilecte, de dilecto, qualis sit, et ex dilecto sponsus sponsae nuntia? Es ist auch nur zu billigen, daſs anstelle freierer Übertragungen möglichst genaue Textwiedergaben gewählt sind und durch zahlreiche Anmerkungen auf die Beziehungen zu Schriftworten hingewiesen worden ist. Den Hymnen Veni, redemptor gentium, Veni, creator spiritus, Media vita in morte sumus und dem Te deum laudamus ist die Luthersche Übersetzung beigegeben; diese Lieder werden als Proben älterer Liederdichtung den Ausgangspunkt für

manche Belehrung bieten können. Bei dem Salve, caput cruentatum hätte das Gerhardtsche Lied genau in der ursprünglichen Fassung gegeben werden sollen. Der Hymnus Stephano coronae martyrum ist der schwankenden Überlieferung halber fortgefallen, dagegen ist Dies irae mit Recht neu aufgenommen worden.

Der Verf. kann die dritte Auflage mit Grund eine in vieler Hinsicht verbesserte nennen, und man darf erwarten, dafs sein von Anfang an so wohlwollend aufgenommenes Werk in dieser neuen Gestalt fortfahren werde, ein gutes Förderungsmittel des evangelischen Religionsunterrichtes zu sein.

Königshütte O. S. P. Feit.

W. Schulze, Die Volksgeschichte Israels. Berlin 1897, Reuther u. Reichard. 164 S. gr. 8. 2,40 M. (Heft 9 und 10 der „Hülfsmittel zum evang. Religionsunterricht", herausgegeben von Evers und Fauth.)

Indem der Verf. sein Buch als Volksgeschichte bezeichnet, will er es von einer „Ur- und Vorgeschichte Israels" unterscheiden, für welche in dem Plan der „Hülfsmittel" ein besonderes Heft in Aussicht genommen ist, und meint keine lediglich politische Geschichte. Er führt den Leser von der Zeit, wo der „Hirtenstamm" Israels zum Volke wird, der des Aufenthalts in Ägypten, bis zur Auflösung des jüdischen Staatswesens unter Titus und giebt seiner Darstellung von vorn herein den religiösen Gesichtspunkt einer Geschichte der göttlichen Erziehung durch Offenbarung. Dabei ist sein Standpunkt der „religionsgeschichtliche" der neueren Kritik. Er folgt der Richtung Wellhausens in der Quellensichtung und dem Geschichtsaufbau, er schliefst sich hierin ohne wesentliche Abweichung dem Bibelwerke von Kautzsch an, die übersetzten Stellen giebt er durchweg nach diesem (bis zur Herübernahme eines Druckfehlers, S. 17 „ungesäuert st. gesäuert). Zahlreiche Citate und Auszüge lassen auf ein ausgedehntes Studium der neueren einschlägigen Litteratur schliefsen; in den Gegenständen der Pentateuchauslegung ist durchgängig Knobel benutzt (dessen Sündopfertheorie ausgenommen), nachher weitere Bände des „Kurzgefafsten exeget. Handbuchs"; das Verhältnis zu den übrigen Hülfsmitteln nachzuprüfen, war Rezensent nicht in der Lage.

Die Schwierigkeiten einer solchen kritischen — sagen wir Volks- und Religionsgeschichte Israels liegen auf der Hand. Die Quellenschriften für die alte Zeit bis zum neunten Jahrhundert erkennt die Kritik als spät entstanden, aus mündlicher Überlieferung herstammend, vielfach unter sich unvereinbar, von verschiedenen Standpunkten aus geschrieben und überarbeitet; auch bei den späteren Jahrhunderten findet sie grofse Unsicherheit durch tendenziöse Färbung oder Irrtum. Unser Verf. verzichtet denn auch nicht selten auf Gewinnung der eigentlichen „Geschichte" und stellt nur die Quellenberichte hin, und wo etwa mehrere vorhanden sind, diese kritisch gesondert nach der Folge

ihres Alters und ihrer allgemeinen Autorität neben einander. In der letzterwähnten Art verfährt er bei der mosaischen Gesetzgebung (Dekalog des Jahwisten, — des Elohisten, — Bundesbuch, — Deuteronomium, — Priesterschrift), was ihm die Möglichkeit verschafft, die Gesetzgebung der Thora sogleich in ihrem ganzen Umfange darzustellen, unbeschadet der zugegebenen Thatsache, dafs vieles davon erst später „aus dem Geiste des Mosaismus hervorgegangen ist". Ebenso geht er unter anderem bei Samuel und Saul, die gemeinschaftlich behandelt werden, zu Werke („Saulsgeschichten", dabei Exkurs über die Prophetie im allgemeinen und die Samuels und der Folgezeit in Israel insbesondere, — „Mizpabericht oder Samuel-Saulsquelle"), und bei Ahab („ephraimitische Quelle" — „Prophetenspiegel"). Andererseits macht er sich, wenigstens nach meinem Empfinden, die Ermittelung der geschichtlichen Thatsachen zu leicht, nämlich bei zahlreichen Wunderberichten. Dafs durch die Ausscheidung des Wunderbaren noch nicht das Faktum gewonnen ist, vielmehr mit der wunderbaren Gestalt das ganze Ereignis steht und fällt, hätte er mehr, als es geschieht, beachten müssen. Z. B. die Gotteserscheinung im brennenden Busche hält er als einen Traum aufrecht, den Durchzug durch das Rote Meer als eine Wanderung über das Ende des Meerbusens bei einer aufserordentlich starken Ebbe, das grofse Sterben nach dem Genusse der Wachteln 4. Mos. 11 als Vergiftung, da die Wachteln viel giftigen Helleborus gefressen haben dürften; bei der Eroberung Jerichos werden der göttliche Befehl und der Einsturz der Mauern ausgeschieden, aber das Umziehen der Stadt wird behalten, und zwar als eine Kriegslist Josuas, um die Feinde sicher zu machen, da aus dem letzten Umzug plötzlich ein Angriff werden soll, welcher denn auch gelingt; von dem Ende des Elias heifst es zum mindesten mit nutzloser Abschwächung: „Elisa verliert ihn einst während eines furchtbaren Wetters aus den Augen"; von Gehasi, dafs er durch die Kleider und das Geld des Syrers angesteckt aussätzig hinausgeht (Ähnliches S. 119f. bei der Krankheit und Genesung Hiskias). Anderswo wird die Wundererzählung als allegorische Einkleidung eines Gedankens allzu künstlich erklärt; S. 7: „Mose gehört der Vergleich mit der Hand an, die man in den Busen (Ägypten) gesteckt hat, aber als aussätzig wieder hervorzieht. Von neuem an den natürlichen Bergungsort gebracht (auf der Sinaihalbinsel) wird sie wieder gesund"; S. 31: „Soll das Wort, dafs es Mose gestattet ist, nicht das Antlitz Jahwes, sondern nur seine Rückseite zu sehen, nicht etwa bedeuten: Nur den Spuren des im Menschen- und Völkerleben dahinschreitenden Gottes kann der Mensch sinnend nachgehen?" Dergleichen auch S. 11. 92. Ist nicht mit einer solchen Behandlung der Wundergeschichten den Ansprüchen der kritischen Geschichtsschreibung ebensowenig genügt wie denen der Überlieferung? Übrigens zieht der Verf. selbstverständlich

auch den Stoff aus der Geschichte anderer orientalischer Völker, welcher die israelitische aufzuhellen geeignet ist, herbei; und da es ihm nicht blofs auf die äufsere, sondern ganz besonders auf die Geistesgeschichte ankommt, so berücksichtigt und durchwandert er die gesamte alttestamentliche Litteratur sowie die Apokryphen und das Buch Henoch. Die „salomonischen Schriften" — einschliefslich der „Weisheit" — werden zwar unter Salomo charakterisiert, aber, wie erklärlich, nur um auf Grund der Charakteristik dem Könige abgesprochen zu werden, die Psalmen dagegen werden erst unmittelbar vor der griechischen Zeit, nicht bei David behandelt, da „die in den David-Psalmen geschilderten Stimmungen, Gedanken und Verhältnisse auf den alten Recken nicht recht passen wollen".

Das Wichtigste bei einem „Hülfsmittel für den Religionsunterricht" ist selbstverständlich die Darstellung der Religionsentwicklung. Es wird damit begonnen, dafs Mose in aller Weisheit der Ägypter erzogen worden ist, das „grübelnde Priestertum der Ägypter aber sich nach Brugsch zu der Höhe der Einheit eines unsichtbaren Gottes und namenlosen Weltschöpfers aufgeschwungen hatte". „In der Abgeschiedenheit seines nachmaligen Hirtenlebens, angesichts der grofsartigen Gebirgswelt des Sinai vernimmt dann Moses das Wehen des Geistes, dessen Boten die Winde, dessen Stimme der Donner ist. Hier geht ihm sein erhabener Beruf auf." Gott offenbart ihm seinen Namen Jahwe (den Sinn desselben?), den er alsdann seinem Volke bringt. In der Deutung dieses Gottesnamens ist die Theologie der Gegenwart nicht mehr mit dem zufrieden, was bisher in Einklang mit 2. Mos. 3, 13—15 gelehrt ward, und überhaupt wird der Anschlufs an haja in der Bedeutung „sein" als ein späteres Theologumenon angesehen. Z. B. Klostermann („Gesch. Israels" S. 70 ff.) geht von hawa = sausen aus, und „Jahwe" ist ihm „der Herabsausende, Herabkrachende", — die Gottheit, welche sich zunächst im Gewitter und seinen Begleit- und Folge-Erscheinungen bekundet, sodann auch in der geistig-sittlichen Welt, ebenfalls vernichtend — das Böse — und belebend — das Gute — und Heil schaffend auf dem Wege ernster Gerichte. Schulze sieht „atmen, wehen" als den in Betracht kommenden Sinn der Wurzel hawa an und erklärt: „Jahwe ist also der Lebendige, alles Durchdringende, vor allem (zum Kriege) Begeisternde, an das deutsche „Geist" und „Seele" erinnernd". Auch Jahwe gilt ursprünglich als Partikulargottheit: „Die Steppe ist sein ursprünglicher Machtbereich" (§ 21), ja sein erwähltes Israel bevorzugt er in dem Mafse, dafs er darüber als ungerecht gegen die andern Völker erscheint, er ist noch nicht als „der Gerechte" erkannt (§ 38). Auf dem Boden des gelobten Landes können auch die Baale Dienst beanspruchen. Zwar „kann Mose recht gut das Bilderverbot gegen die ägyptische Bilderverehrung erlassen haben", aber „zuerst vom Verfasser des Deuteronomiums .... werden die Bilder fremder

Götter und bildliche Darstellungen Jahwes .... entschieden verboten" (§ 47) (nachdem es z. B. schon zur Zeit des Joas von Juda Eiferer gegen die Verehrung Jahwes im Bilde gegeben, § 189). Von Menschenopfern „giebt es Spuren": Jephthas Tochter; Micha 6, 7. Von Samuel ab dringen die Propheten mehr und mehr zu der Erkenntnis des sittlichen Wesens der Gottheit durch und suchen das Volk zu ihr und einem ihr entsprechenden sittlichen Wandel zu erziehen; doch steht selbst noch bei einem David „die Gotteserkenntnis auf einer niedrigen Stufe, sowohl was den Machtbereich als was den sittlichen Charakter Jahwes angeht" (§ 124), während allerdings sein Vertrauen auf Gott normal ist für alle Zeiten (§ 147). Den Propheten mufs auch von Anfang an „eine Art von Monotheismus zugeschrieben werden, wenn dieser auch mehr auf der Folgerichtigkeit des Gefühls als des Denkens beruhte" (§ 162). Im klassischen Jahrhundert Israels, dem achten, finden wir Amos mit der Predigt der Gerechtigkeit Jahwes, welche dem sündigen Israel keinen Vorzug lassen wird, „einen Neubruch pflügen"; Hosea fügt dazu „die ersten Anklänge an das Evangelium der Liebe" (§ 192); Jesaja wird schön als „der Mann des unerschütterlichen Glaubens", der ihn auch zu seinen messianischen Hoffnungen führte, gezeichnet. Hiskia räumt mit dem Bilder- und Götzendienst auf; aber nach ihm kommen die Gegner seiner religiösen Richtung, die Bilderfreunde, wieder zur Geltung; der Jahwedienst hat mit den verlockenden religiösen Vorstellungen der Ostsemiten einen schweren Kampf zu führen; und Josia reformiert zwar im Sinne des Deuteronomiums, aber ohne dauernden Erfolg. Durch die Zerstörung Jerusalems wird die Spreu vom Weizen gesichtet; man weifs jetzt: Jahwe schwingt seine Zuchtrute über alle Völker, wenn diese es verdienen, auch über sein erwähltes Volk, und „Gott ist heilig, was früher hiefs, er besitzt überirdische Macht und Herrlichkeit, das bedeutet jetzt unerreichbare sittliche Hoheit" (§ 238); man huldigt nun der Wahrheit, dafs Jahwe ohne Rücksicht auf den äufseren Nutzen zu verehren ist. Also die Erkenntnis der Propheten siegt. Deuterojesaja erkennt, dafs um des frommen Restes des Volkes willen Gott seinem ganzen Volke vergeben wird, und dafs derselbe auch zahlreiche Heiden für seinen Gott gewinnen wird. Aber Hesekiel teilt eine neue Parole für weitere Entwickelung aus: er weist auf eine neue Gerechtigkeit in ritueller Reinheit, welche Israel künftig von der sündigen Heidenwelt trennen und vor dem Aufgehen in dieselbe bewahren soll; auf diese neue Gerechtigkeit gründet sich seit Hesekiel die Hoffnung der zukünftigen, ihm von Jahwe verheifsenen Gröfse (§ 242). Aus der Schule Hesekiels geht das Gesetz hervor; Esra bringt es aus Babylon mit, der Durchführung desselben ist die Folgezeit gewidmet, der priesterliche Geist übernimmt die Herrschaft an Stelle des prophetischen. So ist es geblieben, obschon z. B. die Psalmen, die der nach-

exilischen Zeit zahlreich entstammen, den Beweis liefern, dafs der Segensquell von den grofsen Propheten, (obwohl) dem Auge kaum bemerkbar, (doch sich erhalten hat und) der christlichen Zeit zuströmt (§ 257). „Durch die grofsen Propheten war die alttestamentliche Religion universal geworden, Jahwe zum Gotte der Welt, aber das Judentum verehrte ihn in veralteter Form und Anschauung, selbstsüchtig seine Thätigkeit für sich in Anspruch nehmend“ (§ 306).

Der Verfasser hat nicht angegeben, wie er sich die Verwertung des Buches als Hülfsmittels für den Religionsunterricht denkt. Ein Teil des Stoffes gehört dem Tertia-, ein anderer dem Sekundapensum an. Zu einer erschöpfenden Behandlung aber bieten beide keine Möglichkeit; und selbst wenn die Zeit nicht mangelte, würde meines Erachtens wohl mancher, auch bei wissenschaftlicher Zustimmung, nicht allen Inhalt in den höheren Schulunterricht einführen mögen. Das Buch eignet sich mehr zum Studium des Lehrers; und es verdient im übrigen als ein Versuch, die Ergebnisse der kritischen Wissenschaft auf dem Gebiete der alttestamentlichen Geschichte für den Schulunterricht zu verwerten, volle Beachtung, allein bis zur Unterrichtsstunde selbst ist von ihm aus noch ein ziemlich weiter Weg.

Auf den letzten drei Bogen stört öfters ein Mangel an Sorgfalt und Korrektheit der Sprache, und S. 17 ist im dortigen sechsten Gebote durch Auslassung einiger Worte der Sinn entstellt.

Waren. Rud. Niemann.

K. Kromayer, Martin Luthers Werke. Auswahl, für den Schulgebrauch herausgegeben in Freytags Schulausgaben und Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht. 1. und 2. Bändchen. Leipzig 1897, G. Freytag. 187 bzw. 202 S. kl. 8. je 0,80 M.

Dafs Luther als Mitbegründer unserer heutigen hochdeutschen Sprache, als Bibelübersetzer und fruchtbarer Schriftsteller einen Platz auch unter den deutschen Klassikern einnimmt, ist allgemein anerkannt. Die Geschichte der deutschen Litteratur nimmt auf ihn Rücksicht, und die Sammlungen deutsch-litterarischer Denkmäler, wie die von Bötticher und Kinzel herausgegebenen, und Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht bieten den Schülern Luthers Hauptschriften ganz oder auszugsweise zur Lektüre dar. Neben der formalen Seite der Lutherschen Schriften, die der Lehrer des Deutschen zu berücksichtigen hat, kommt aber auch der materielle Inhalt derselben in Betracht, den der Religions- und Geschichtslehrer verwerten mufs. Diesem insbesondere wird mit Kromayers billiger und handlicher Ausgabe Lutherscher Schriften ein sehr dankenswertes Hilfsmittel dargeboten; weniger vielleicht für den Lehrer des Deutschen, denn in den mitgeteilten Schriften ist, wie Kr. sagt, „das Deutsch Luthers mit möglichstem Anschlufs an den ursprünglichen Aus-

druck in das jetzige Hochdeutsch übersetzt, wobei die Übersetzungen von Benrath, Lemme, Krüger, Delius u. a. m. zu Grunde gelegt sind". Dadurch unterscheidet sich seine Ausgabe von der von R. Neubauer in den oben genannten Denkmälern veröffentlichten. Neubauer hat in dieser die Originalsprache Luthers beibehalten und deren Verständnis durch fortlaufende Wort- und Satzerklärungen und sogar durch Beigabe eines kurzgefafsten grammatischen Anhanges erschlossen. Wer die Entwicklung der deutschen Sprache verfolgen will, wird hier reiche Belehrung finden. Kr.s Ausgabe dagegen, welche Luther annähernd in dem heutigen Deutsch reden läfst, ermöglicht dem Schüler einen schnelleren und leichteren Einblick in den Inhalt der Schriften. Diese können unmittelbar für den Unterricht verwendet werden, sei es, dafs der Lehrer die eine oder die andere Schrift in der Unterrichtsstunde vorliest oder ihre Privatlektüre von seinen Schülern als Vorbereitung für den Unterricht fordert. — Die Auswahl selbst ist sehr zweckmäfsig getroffen. Der 1. Band umfafst die reformatorischen Schriften: Die 95 Thesen; An den christlichen Adel deutscher Nation; Von der babylonischen Gefangenschaft; das Sendschreiben an Leo X.; Von der Freiheit eines Christenmenschen und endlich Luthers Rede auf dem Wormser Reichstage, keine authentische Aufzeichnung Luthers, aber doch wertvoll für den Geschichtsunterricht. Der 2. Band enthält kleinere Schriften Luthers: zwei der 1522 gehaltenen Fastenpredigten, die an die aufständischen Bauern 1525 gerichteten Sendschreiben, die Ermahnung an die Ratsherren, christliche Schulen zu errichten, den Sendbrief vom Dolmetschen und endlich Briefe, Mitteilungen aus den Tischreden, Kirchenlieder und Gedichte. Den einzelnen Schriften sind kurze Einleitungen vorangeschickt und knapp gefafste Anmerkungen beigefügt, welche schwierige Ausdrücke erläutern und über Personen und Ereignisse Auskunft geben. In ihrer kurzen Fassung indes genügen sie nicht überall zur richtigen Belehrung eines Schülers. In der Schrift: An den christlichen Adel z. B. hat Luther nicht blofs über kirchliche Verhältnisse, sondern auch über gelehrte, soziale und wirtschaftliche Fragen geredet und über die letzteren oft mit mehr frommem Eifer als genügender Einsicht. Sein Widerwille gegen Aristoteles ist bekannt. In jenem Schreiben bezeichnet er ihn (I S. 84) als den „blinden heidnischen Meister", den „elenden Heiden", den „toten Heiden", dessen „Ethik ärger ist denn kein Buch". Diese Urteile über den gröfsten Philosophen des Altertums wird ein Schüler nicht ohne Überraschung und Verwunderung lesen. Es bedarf daher der genaueren Erörterung, woher die Abneigung Luthers gegen Aristoteles stammte. Nicht der heidnische Meister war „blind und elend", sondern die scholastische Methode, mit der man seine Schriften erklärte und verwertete. Auch kritisierte ihn Luther nicht objektiv von einem philosophischen Standpunkte aus, sondern von seinem theologischen.

Nicht minder einseitig ist Luthers Behauptung: Das gröſste Unglück deutscher Nation ist der Zinskauf (I S. 93), und: Es ist besser ein Lehen in einer Stadt mit redlichen Erbgütern oder Zins gestiftet denn hundert auf den Zinskauf. Kr. bemerkt dazu S. 186: Es ist merkwürdig, wie Luther die Herrschaft des Kapitals als Feindin des Landbaues, das Grundübel (?) unserer Zeit, vorhergesehen hat. Es wäre doch wohl geratener gewesen, dem Schüler auseinanderzusetzen, daſs die Verdrängung der Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft mit innerer Notwendigkeit sich vollziehen muſste, sobald es einen Welthandel und einen Weltverkehr gab und die Industrie sich entwickelte, welche den Millionen besitzloser Arbeiter Beschäftigung und Verdienst bietet. Daneben aber muſste dem Schüler erklärt werden, worin der Unterschied zwischen dem Zinskauf und dem Erwerb eines Stadtlehens mit Erbgut oder Zins bestand. Einer Erklärung bedarf auch in Luthers Warnung vor Zechen, Unzucht, Spielen und Doppeln (II S. 183) das letztere Wort, welches eigentlich toppeln hieſs und würfeln bedeutet.

Berlin. J. Heidemann.

R. Biese, Deutsches Lesebuch für die Obersekunda der höheren Lehranstalten. Essen 1897, G. D. Bädeker. X u. 220 S. gr. 8. geb. 2,40 M.

Das vorliegende Lesebuch verfolgt im ganzen und groſsen dieselben Ziele wie Bieses Lesebuch für Prima, das wir in Band L dieser Zeitschrift Heft 7 u. 8 S. 440 besprochen haben. Es möchte der allgemeinen Bildung der Schüler dienen, die Weite ihres Gedanken- und Gesichtskreises üben durch Ausblicke auf den heutigen Stand der wissenschaftlichen Forschung und auf das heutige Kulturleben. Der kulturhistorische Gesichtspunkt ist also maſsgebend gewesen, soweit er die Bildungsziele der Obersekunda besonders fördern kann. Nur muſs man kulturhistorisch im allerweitesten Sinne des Wortes dahin verstehen, daſs der Mensch unserer Kulturepoche auch eine ganz bestimmte Stellung zur Natur, zur Naturwissenschaft und zur Technik einzunehmen hat, die schon dem Obersekundaner gleichsam angewiesen werden soll, wenn Biese Aufsätze aufnimmt wie Masius, Der Laubwald, Widmann, Das Thal von Chamonix, Kollbach, Die Zechen des Ruhrgebietes, Tyndall, Die Winde u. a. Auf diesen Gebieten und auf dem Gebiete der politischen, volkswirtschaftlichen, sittlich-religiösen, künstlerischen und litterarischen Entwicklung soll der Obersekundaner Umschau halten und zu einem einheitlichen und geordneten Wissen des Wesentlichen und zur Erkenntnis der groſsen Zusammenhänge der Dinge vordringen. Also nicht nur die Weite des Blickes, sondern auch die Kraft zusammenfassenden Schauens soll ihm gegeben werden, die in dem Einzelnen das Gemeinsame und Allgemeine und in dem Wechseln-

den das Bleibende zu finden weifs. Die Absicht der Kulturgeschichte ist philosophischer als die der Geschichte; so ist auch die Richtung des Bieseschen Buches im Grunde philosophischer Natur. Die Auswahl ist mit Geschmack getroffen; nicht der Inhalt allein ist Mafsstab für die Auswahl gewesen, sondern auch die Form und der gute Stil. Es soll nicht nur Vertiefung des Denkens und Veredelung des Gemütes durch das Buch bewirkt werden; auch die sprachliche und stilistische Anschauung der Schüler soll an Klarheit, Reinheit, Feinheit und Geschmack gewinnen; daneben soll, weil Aufsätze von trefflicher Anordnung und logischer Gruppierung gewählt sind, die Dispositionsgabe geschult werden. Die Namen der Verfasser in Bieses Sammlung haben fast sämtlich guten Klang. Ranke, Mommsen, Treitschke, Gregorovius, A. v. Humboldt, W. Scherer, Vilmar, v. Helmholtz gehören bereits zu den Klassikern deutschen Prosastils. Daneben finden wir von den Jüngsten vornehme Stilisten wie Schönbach, Bielschowsky, Pastor, Lamprecht, Delbrück, Eduard Meyer und Wislicenus. Die Auswahl aus den Schriften der genannten Verfasser ist noch geschickter getroffen als in dem Primalesebuch, das schon viel Geschick und guten Geschmack zeigte.

Coblenz. Ad. Matthias.

Friedrich Zarncke, Kleine Schriften. Band I: Goetheschriften. 1897; Band II: Aufsätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte. 1898. Leipzig, Avenarius. XII u. 441 S. 8. 10 M und VI u. 402 S. 8. 9 M.

Diese geistvolle und anregende Sammlung, die hoffentlich noch durch einen dritten Band mit den Arbeiten über das Nibelungenlied ergänzt wird, sowohl der Goetheschriften als auch der Aufsätze und Reden wird auch aufserhalb des Kreises der zahlreichen Schüler des hochverdienten und liebenswürdigen Verfassers mit Freude begrüfst werden. Die humane Bildung, der freie, auf das grofse Ganze des Lebens Goethes gerichtete Blick, der auf einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit dem Dichter fufst, charakterisieren den ersten Band. Ganz abgesehen von der reichen sachlichen Belehrung hat ein grofser Teil der aus dem Centralblatt gesammelten Referate schon als Vorbild seinen Wert. Der Aufsatz über Goethe-Bildnisse und über die Bibliographie des Faustbuches können als Muster philologischer Methode und Genauigkeit bezeichnet werden. Die Sammlung über Goethe zerfällt in „Allgemeines über Goethe" (12), „Über Goethes Bildnisse" (32), „Zu Goethes Leben" (19), „Zu Goethes Werken" (12), „Zur Faustdichtung von Goethe" (10). Die Ausgabe des Notizbuches von der schlesischen Reise (1884) ist unverkürzt abgedruckt, da sie nicht in den Buchhandel gekommen ist. Dasselbe gilt über die nicht im Buchhandel befindliche Schrift über den Elpenor. Auch der Wiederabdruck der längst vergriffenen wichtigen Festschrift von 1865 „Über den fünffüfsigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behand-

lung durch Lessing, Schiller und Goethe“ und die 1870 dazu gegebenen Nachträge sind erwünscht. Mit Recht ist in dieser Sammlung kleiner Schriften alles, was im Buchhandel bequem zu erreichen ist, ausgeschlossen, ebenso solche Rezensionen, die bloſse Anzeigen sind.

Der zweite Teil, der wohl noch auf allgemeineres Interesse als der erste Anspruch machen darf, enthält Beiträge zur Universitätsgeschichte, zur Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts, Kulturgeschichtliches und Zeitgeschichtliches. Der Schwerpunkt von Zarnckes Universitätsstudien lag in Leipzig. In mannigfachen Anzeigen und selbständigen Beiträgen zur Geschichte der sächsischen Hochschule spiegelt sich des Verfassers Liebe zu seiner heimischen Universität, zu deren hervorragenden Zierden er gehörte. Besonders angesprochen hat den Referenten die Universitätsfestrede Sr. Majestät des Königs Albert vom Jahre 1883 „Einst und jetzt, aus dem Verfassungsleben der Universität Leipzig“. Der „Bericht über die Rectoratsjahre 1869/71“ S. 142—153 ist interessant mit Rücksicht auf die Teilnahme der Studentenschaft an dem groſsen Kriege. Die sonstigen von Zarncke behandelten Universitäten sind Göttingen, Rostock, Köln, Erfurt, Freiburg i. Br., Berlin, Basel, Wittenberg, Kiel, Krakau, Ingolstadt, Landshut, München, Paris. In dem Abschnitte „Zur Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts“ reihen sich an den Abschnitt „Die Meusebachsche Bibliothek“ mehrere Arbeiten zum Gedächtnis der Brüder Grimm, unter den übrigen ragen hervor die schönen Reden am Sarge von Georg Curtius und von Georg Voigt. Der Abschnitt „Zeitgeschichtliches“ enthält zunächst eine gedankenreiche „Rede über die Schulaufsicht durch die Kirche“, in der evangelisch-lutherischen Landessynode 1871 gehalten, ebendort ist auch die umfangreiche „Rede über den Religionseid“ vorgetragen worden. Die „Rede bei der Einweihung des Bundes-Oberhandelsgerichts 1870“, „Beim Rectorbanquet 1871“, „Auf Kaiser Wilhelm I“ führen uns in der edlen, schönen Sprache, die dem Verfasser eigen ist, mitten hinein in die groſse Zeit der Kriegsjahre. Ein liebenswürdiger Anhang sind die „Reden und Ansprachen am Sarge Friedrich Zarnckes“, dem auch ein Lebensabriſs Zarnckes von seinem Sohn, dem Herausgeber der Sammlung, beigegeben ist.

Marburg i. H. Eduard Heydenreich.

M. Tulli Ciceronis Laelius de amicitia. Erklärt von C. W. Nauck. Zehnte Auflage, besorgt von Theodor Schiche. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 82 S. 8. 1 M.

Daſs eine so beliebte Schulausgabe, wie C. W. Naucks Laelius, die Verlagshandlung mit dem Tode des Verfassers nicht auch entschlafen lassen würde, war zu erwarten und ist um der lernenden Jugend willen nur mit Freude zu begrüſsen. Aber so lebenskräftig sich auch das Buch während einer langen Reihe von Jahren

bewährt hat, so ist kein Buch, so wenig wie irgend ein anderes Wesen, lebenskräftig genug, um sich, ohne frischen Saft und neue Nahrung aus der fortschreitenden Zeit in sich aufzunehmen, erhalten zu können. Der Fortschritt der Wissenschaft mufs dem alten Buche zu gute kommen und ihm verjüngende Kraft verleihen. Es trat also an die Verlagshandlung die Notwendigkeit heran, einen geeigneten Pfleger für dasselbe ausfindig zu machen. Zwei Eigenschaften waren dazu Bedingung: Liebe für das Buch, die von dem Werte desselben durchdrungen ist, und die wissenschaftliche Befähigung. Und nach beiden Seiten hin war Theodor Schiche erprobt. Seine Wertschätzung des Buches hatte er kund gegeben in einer Rezension in den Jahresberichten des Philologischen Vereins zu Berlin (VIII S. 5ff.), zumal in den Schlufsworten. Zu seiner Befähigung gründete sich das Vertrauen auf die langjährigen Berichte für Ciceros philosophische Schriften und auf eine Reihe von Ausgaben bei Tempsky-Freytag. Die Ausgabe selbst bestätigt dies vollkommen. Alle Vorzüge der Nauckschen Ausgabe sind erhalten geblieben, einige Schwächen gemildert oder beseitigt. Die Vorzüge von Naucks Ausgabe liegen, wie beim Horaz, am meisten auf der ästhetischen Seite. Nauck besafs Sinnigkeit der Auffassung, Geschmack und Sprachgewandtheit, mit denen sich eine grofse, bisweilen in Spitzfindigkeit ausartende Sorgfalt in der Erklärung verband. Die schwächere Seite war sein philologisches Wissen, das der Selbständigkeit und Tiefe entbehrte. Über sein Sprachgefühl im Lateinischen urteilt C. F. W. Müller in dieser Zeitschrift XXXIV S. 612—617 etwas hart und nicht ohne polemische Schärfe, doch im ganzen richtig. Wohin ich Naucks Neigung zu systematischer Zergliederung der Sätze und Wortstellung rechnen soll, ob zu seinen Vorzügen oder Schwächen, bin ich mir nicht eins, neige aber mehr zu letzterem; jedenfalls gehört dies Verfahren zu den Eigentümlichkeiten von ihm und mag aus diesem Grunde von dem jetzigen Herausgeber nicht wesentlich eingeschränkt worden sein.

Die folgende Besprechung wird den Weg einschlagen, dafs sie die Bereicherungen, Verkürzungen und Veränderungen der neuen Ausgabe hervorhebt und die in diesen drei Punkten empfundenen Wünsche daran reiht.

Bereichert ist die Einleitung durch eine sehr gründliche Untersuchung über die Abfassungszeit des Laelius. Während N. ziemlich unbestimmt dieselbe in den Sommer des Jahres 44 setzt, kommt Sch. besonders auf Grund eines Vergleiches mit der II. Philippischen Rede zu dem kaum anfechtbaren Ergebnis, dafs er in den letzten Monaten des Jahres 44 geschrieben und erst in der zweiten Hälfte des November oder im Anfang Dezember veröffentlicht worden ist.

In der Erklärung sind folgende Zusätze besonders bemerkenswert. § 4 wird der Unterschied von *disserere* und *dis-*

putare bestimmt. § 6 zu *te sapientem* der Zusammenhang sowohl mit dem Vorhergehenden als mit dem Folgenden in dankenswerter Weise beleuchtet; desgl. § 32 zu *tu vero perge* und hierbei die Bedeutung einiger Partikeln gekennzeichnet; § 33 zu *exemplum ex similitudine capiebat* eine Übersetzung der beiden Substantiva hinzugefügt: *ex.* Probe, *sim.* Beispiel. Ich würde für angemessener halten: entnahm das Beispiel (*ex.*) aus der Vergleichung (*sim.*) mit. — § 39 wird die Ellipse von *nam* bestimmt. § 41 *in P. Scipione* findet sich ein sachlicher, wohlangebrachter Zusatz, desgl. zu *iam ante.* § 63 wird die Stellung von *erunt* und der Begriff von *honores* und der folgenden Synonymen erklärt; § 65 die Bedeutung der Wörter *communis* und *fidelitas*; § 70 über *Metellus* noch einige Züge zweckmäfsig beigebracht; § 82 die Bedeutung von *vereri* angegeben; § 83 zu der Anastrophe *quos inter* gut der Grund nach Seyffert hinzugefügt; § 84 *iucunditas* mit „Heiterkeit" übersetzt. Besser Strelitz „Frohsinn". § 85 die Bedeutung von *ultro-citro* scharf bestimmt, § 86 *venditatio* nach Seyffert erklärt; § 100 (Kap. XXVII) *ipsum* selbständig und zweckmäfsig erläutert; § 101 zu *ad calcem* eine Erklärung des Wortes gegeben.

An Verkürzungen oder Streichungen sind erwähnenswert: § 33 fand N. in der harmlosen Anrede *optimi viri,* die nur Vertraulichkeit ausdrückt, einen Hinweis auf die politische Gesinnung und zieht daraus noch weitere Folgerungen. Mit Recht von Sch. gestrichen. § 39 erscheint die Stellung von *non* in *impetraturum non fuisse* N. auffällig genug, um sie zu belegen. Gestrichen. § 40 N.s willkürliche Unterscheidung zwischen *nec* und *neque* gestrichen; § 41 versteht N. unter *populum a senatu disiunctum* verkehrterweise die Optimaten. Gestrichen. § 49 stellt N. einen Unterschied zwischen *is qui* und *is, qui* (ersteres erklärend, letzteres gegensätzlich) auf. Gestrichen. § 64 ist zu *descendant* die überflüssige Bemerkung über Amasis gestrichen. § 75 zu *Neoptolemus* die Anmerkung durch Weglassung der müfsigen Herleitung dieses Namens gekürzt. § 98 belegt N. die auffällige Konstruktion des Nom. c. inf. (*Magnas vero agere gratias Thais mihi?*) unpassend mit dem bekannten Acc. c. inf. der unwilligen Frage. Gestrichen. § 103 zu *nihil audivi* N.s Polemik gegen das in schlechteren Hdschr. auf *nihil* folgende *enim* weggelassen.

Zusätze hätte ich gewünscht: § 23 auf die seltene Verbindung von *praelucere* mit d. Acc. war aufmerksam zu machen, wie auch in anderen Schulausgaben — vgl. Strelitz und Meifsner — geschehen. Die Erläuterung gefällt mir am besten bei Str. § 24 *ab iis qui ista disputant.* Wer sind diese? Vgl. Seyffert. Fehlt auch bei M.; Str. genügt nicht. § 34 auf den nicht gewöhnlichen, hier, wo *certamen* auf ein gegenseitiges Verhältnis hinweist, notwendigen Plural von *quisque* in *optimis quibusque* hätte ich hingewiesen. § 43 enthalten die Worte *quod quidem, ut res ire coepit, haud scio an aliquando futurum sit* offenbar eine Beziehung auf

die Zeit Ciceros, auf Cäsars Angriff gegen die Republik (nebenbei auch auf Marius oder Sulla), was keiner, selbst Seyffert nicht, bemerkenswert gefunden. § 45 Für das zwar erklärliche, aber immerhin entbehrliche *sibi* in *satis superque esse sibi suarum cuique rerum* finde ich noch eine Nachwirkung des bei Komikern so beliebten Pleonasmus *suus sibi*, worauf keiner aufmerksam gemacht hat. Vgl. Plaut. Capt. Prol. 5 *Set is quo pacto serviat suo sibi patri*; ib. 46 *Set inscientes sua sibi fallacia*; ib. 50 *ita nunc ignorans suo sibi servit patri*; ib. I 1, 13 (V. 81 Fleck.) *suo sibi suco vivont*; Asin. IV 2, 16 (V. 825 Fleck.) *cum suo sibi gnato*. Pers. I 3, 1 *Ut sua sibi pecunia illam faciat libertam suam*; Poen. prol. 57 *suum sibi proscenium*; ib. 97 *suam sibi cognatam*; II 40 *eum necabam pinna sua sibi*; Terent. Ad. V 8, 35 (V. 957 Fleck.) *Suo sibi gladio hunc iugulo*. Die Beliebtheit der Zusammenstellung des Pron. Pers. mit dem Poss. bemerkt Strelitz zu § 11 *sibi suo tempore, rei publicae paene sero*, wofür ein Beispiel bietet in Verr. V 47 *imperio tibi tuo praesto fuerunt*. § 51 wird die Schwierigkeit des Zusammenhanges bei *atque haud sciam an ne opus sit quidem nihil unquam deesse amicis* keiner Bemerkung gewürdigt. Vorher war das Gegenteil auseinandergesetzt. Seyffert, der allein in der Einleitung des Kapitels darauf eingeht, übersetzt *atque*: „übrigens". Besser, wie mir scheint, Meifsner: „und überdies". *Atque* streift öfter an *atqui* (mit dem es sich auch handschriftlich öfter vermischt) und erhält adversativen Sinn. So Off. III 48 *Athenienses Cyrsilum quendam suadentem ut in urbe manerent Xerxemque reciperent lapidibus cooperuerunt. Atque* (und doch) *ille utilitatem sequi videbatur*; ib. 1, 92 *haec praescripta servantem licet magnifice atque etiam simpliciter vivere*; p. Sest. 30 *nihil acerbius socii ferre soliti sunt quam se ex urbe exire a consulibus iuberi. Atque illis tum erat reditus in suas civitates*; Brut. 279 *Atque dubitabimus, utrum ista sanitas fuerit an vitium?* Part. or. 20 *Illustris est oratio, si et verba gravitate delecta et translata ponuntur atque ab ipsa actione non abhorrentia*; s. Piderit, der auf § 53 verweist. Tac. Hist. III 36 *Vitellius praeterita instantia futura pari oblivione dimiserat. Atque illum proditio Lucilii Bassi perculit*. Ähnlich Cic. Tusc. V 62 *Satisne videtur declarasse Dionysius nihil esse ei beatum, cui semper aliqui terror impendeat. Atque ei ne integrum quidem erat ut ad iustitiam remigraret*. Öfter im Sinne von „nun aber", wie es auch Heraeus an jener Stelle des Tacitus fassen will; s. Halm zu p. Sest. 92 *Atque inter hanc vitam* und Bonnell zu Quintil. X, II 20 „*Atque* hat in den Übergängen öfter fast die Bedeutung wie *atqui*; vgl. 3, 22". In diesem Sinne steht es auch Cic. d. Div. II 112 *Atque in Sibyllinis*. § 58 *ne plus aequo quid in amicitiam congeratur*. Der Ausdruck ist eigentümlich; man erwartet *amicum*. Ich erkläre ihn als eine Mischung aus: dafs mehr als billig für die Freundschaft ausgegeben, in die Freundschaft gesteckt und — auf den Freund gehäuft wird. Nur Seyffert berührt es, ohne mich

zu befriedigen. § 61 *rerum, consiliorum, voluntatum communitas.* Mir schiene eine erklärende Übersetzung nicht unpassend; vgl. Strelitz. § 70 in *fabulis* — Sachlich N. und Sch. beistimmend, welche Sagen verstehen, hätte ich gewünscht, dafs solche namhaft gemacht wurden. Vorgeschwebt haben sicherlich die von Cyrus (Herod. I 110f. und 122) und Romulus. § 88 (Kap. XXIV) Zu *est enim varius usus amicitiae* vermisse ich eine Erklärung des Zusammenhangs. Er ist natürlich folgender: Wir beachten nicht die Mahnung der Natur, welche uns die Pflege der Freundschaft gebietet. Denn in dem engen und vielseitigen Verkehr, wie ihn die Freundschaft mit sich führt, findet sich vielfacher Anlafs zu Verstimmungen, durch die wir uns leicht zur Auflösung von Freundschaften verleiten lassen. Nur Seyffert erklärt ihn; die mir vorliegenden Schulausgaben schweigen. § 101. Über den edlen P. Rutilius hätte ich einige nähere und charakteristischere Züge gewünscht als seine Rechtskenntnis. Ausgezeichnet war er als Stoiker und vor allem durch seinen unbeugsamen Rechtssinn, durch den er ein Opfer der parteiischen Rechtspflege des nur auf seine Geldinteressen bedachten Ritterstandes wurde; vgl. aufser Seyffert besonders Piderit in den erklärenden Indices zu de Oratore. § 103 Zu *idem victus isque communis* empfahl sich Seyfferts Erläuterung.

Fehlen konnte nach meiner Ansicht: § 29 *ex inopia atque indigentia*: nicht als ob die Freundschaft zwei Mütter haben sollte u. s. w. Überflüssig und befremdlich § 36 die geschichtliche Bemerkung über Coriolanus. § 52 „*disputabunt* wird im Deutschen das Präsens.“ Ist jedem Tertianer bekannt. § 53 *quodsi.* Zwar N.s Bemerkung, dafs Neuere in diesem Sinn oft *quodsi enim* setzen, worunter doch nur Gymnasiasten der Neuzeit — oder der neuesten Zeit nach den neuen Lehrplänen? — verstanden werden können, ist gestrichen. Aber die Regel, dafs in *quod* schon *vero, autem, igitur* enthalten sei, hat auch Sch. noch für belehrend gehalten. § 60 Von ähnlicher Art ist die Bemerkung, dafs in dem Sinn von *ad amicitiam tollendam valet* (*hoc praeceptum*) nicht *valere* mit dem Infin. klassisch sei. Ich möchte sagen: nicht lateinisch. Denn es heifst hier: hinauslaufen auf (in seiner Bedeutung dahin zielen) fast soviel als *pertinere ad*, nicht „vermögen“. § 63 Die Belehrung über die eigentliche Bedeutung von *iri* im Inf. Fut. Pass. ist durchaus müfsig. § 74 *plurimum benevolentiae* „Verschieden von *plerumque*, ein sehr bedeutendes Mafs“. Ist letzteres überhaupt Ciceronianisch? § 80 *per se et propter se.* „Dafür wäre *per et propter se* unlateinisch“ und was folgt. Durchaus elementar. § 82 *inter se* ersetzt das deutsche „einander“ in allen Kasus. Elementar. § 89 *nascitur odium, quod est venenum amicitiae* nicht „was“ für „*id quod*“ sondern „welcher“ in Beziehung auf *odium.* Wer denkt hier an „was“? Die folgende Regel von der Kongruenz des Pron. rel. mit dem Prädikatsnomen ist elementar.

Die Veränderungen, zu denen ich übergehe, sind gröfsten-

teils Verbesserungen. § 2 ist die Anm. über Sulpicius durch einen Zusatz vertieft. § 3 *quasi enim* (s. *arbitratu*) einfacher erklärt als von N., der eine Ellipse annimmt, und zugleich N.s Irrtum berichtigt, welcher in dem von *ut* abhängigen Satz eine Folge statt einer Absicht erkennt. § 12 *ex multis diebus, quos celeberrimos* (*viderit Scipio, illum diem clarissimum fuisse*) N. „deren" er sehr gefeierte. Richtiger Sch. von „den" vielen hochgefeierten Tagen, die —, so auch d. Fg. bei ihm schärfer und ausführlicher. § 13 *plus apud me antiquorum auctoritas valet.* N.: „der Vorgang, der Glaube". Sch.: „Vorgang, Beispiel". Halte ich für keine Verbesserung. Glaube, wie schon Fr. Jacobs übersetzt, ist eine Abschwächung der gewöhnlichen Bedeutung „maſsgebliche Ansicht" und paſst hier gut. § 15 *fuerat.* Für N.s zweifelhafte und wenig passende Bemerkung über *fuisse* im Sinn von „geworden sein" und die Analogie von *πεφυκέναι* u. s. w. hat Sch. eine scharfe Begründung des Plusqpf. an die Stelle gesetzt. § 19 zu *sic enim,* welches N. nur durch eine Ellipse von: *sed a sapientiae nomine ad commendandam amicitiam me converto* erklären konnte, giebt Sch. genauer und zutreffend den Zusammenhang an, im wesentlichen übereinstimmend mit Seyffert. § 24 zu „*constarent* — *moverentur* gegensätzlich" ist der kleine Zusatz „daher das Relativpronomen wiederholt" belehrend. § 36 Zu *quatenus in amicitia progredi* wird N., der sich auf *qui sint in amicitia fines* (§ 56) als analog bezieht, berichtigt. § 40 *eo loco locati sumus.* N. „stehen auf einem Punkte". Besser Sch.: „Die Stellung, die wir einnehmen (als Mitglieder des Standes der Optimaten), ist auch eine solche". § 41 *resque proclivis* Sch. lichtvoller. § 47 *consentaneum.* N. „in der Ordnung". Sch. schärfer „übereinstimmend mit Natur und Vernunft". § 55 Die Erklärung des Konsekutivsatzes *ut, etiamsi illa maneant, quae sunt quasi dona Fortunae, tamen vita inculta et deserta ab amicis non possit esse iucunda* ist Sch. vortrefflich, oder vielmehr allein gelungen; N. erkennt das Folgeverhältnis nicht und faſst *ut* = wie denn, den Konjunktiv als Potentialis. Weder Seyffert noch C. F. W. Müller bringen volle Klarheit. § 59 *habitus esset.* Dies hatte N. für gleichbedeutend mit *haberetur* erklärt. Sch. berichtigt den Irrtum sprachlich und sachlich. Ebendas. wird *revocantis* genauer bestimmt. § 70 *veris patribus certisque* von Sch. genauer erklärt. § 84. N. hatte willkürlich einen Bedeutungsunterschied zwischen *neque* und *nec* aufgestellt (s. oben) und erklärt diesem zu lieb hier *nec* falsch mit „auch nicht". Von Sch. berichtigt. (Stellen, an denen bei Cic. *neque* = „auch nicht" mitten im Satze vorkommt, sind spärlich und nicht zweifellos: Part. or. 91 *nam neque honesta tam expetunt quam devitant turpia.* Top. 23 *ut, si in urbe fines non regantur, nec aqua in urbe arceatur* (bei Kayser geändert nach Madvig in *ne-quidem*). Frg. zu d. re p., bei Klotz und Baiter, III § 49 (von C. F. W. Müller, s. Adn. crit. S. XXXI, weggelassen), *ubi iustitia vera non est, nec ius potest*

esse. ad Fam. IX 15, 13. *quod altera epistola purgas te—neque aliter accepi* in einer offenbar verderbten Stelle). § 85 *diligere* (desgl. § 100) fafst N. gesucht = erwählen; Sch. mit C. F. W. M. einfach = „liebgewinnen" und weifs es von *colere* wohl zu unterscheiden.

Änderungen gewünscht hätte ich in folgenden Fällen. § 1 *multa etiam*. Durch diese Steigerung u. s. w. Aber *etiam* enthält (wie auch die Stellung zeigt) hier keine Steigerung. § 10 N. und Sch. geben auffälligerweise über *plerique* und *plurimi* die entgegengesetzte Regel als Seyffert (und Meifsner); Seyff. „*plerique*, die Mehrzahl, sehr viele, Elativus (οἱ πολλοί), dagegen *plurimi*, die meisten, Superlativus (οἱ πλεῖστοι)". N. und Sch. „*plerique* die meisten, *plurimi* sehr viele". Sicher heifst hier *plerique* die meisten und so bei Cicero wohl immer (s. Antib. von Schmalz), dagegen schon bei Sall. und Liv. (s. Fabri zu XXI 1, 1) auch „sehr viele", unten § 22 und § 23 *plurimi* sehr viele, wie auch in Verr. IV 107; V 81; p. Planc. 47; p. Lig. 1; 30; Parad. 31; dagegen gewöhnlich „die meisten". Nicht darin liegt der Unterschied, dafs das eine von beiden, welches auch immer, den Elativ, das andere den Superlativ bezeichne, sondern darin, dafs ich bei *plurimi* an die Individuen, bei *plerique* an die Masse denke. Daher kommt es, dafs nach *plerique* ein Gen. part. verhältnismäfsig selten (doch unt. § 71). Auf dem richtigen Wege war Seyffert mit der zweiten Bestimmung, die er aber seltsamerweise vermengt mit der anderen. Vgl. K. W. Krüger, Griech. Sprachl. § 50, 4, 12 zu οἱ πολλοί und οἱ πλεῖστοι. § 17 *doctorum est ista consuetudo eaque Graecorum*. N., der gegen Seyffert *Graecorum* für ein selbständiges Substant. hält, begründet dies, wie vieles, spitzfindig. Dafs der Sinn dies verlange, ist nicht zuzugeben. Es läfst sich schwer entscheiden. § 19 *quod ex propinquitate benevolentia tolli potest* „in der Verwandtschaft aufhören". Kein glücklicher Ausdruck. Besser: „wegfallen". § 22 *ut utare* „um etwas draufgehen zu lassen". Unpassend. Besser M. „um seine Bedürfnisse zu bestreiten, zu leben haben". § 23 *absentes adsunt — egentes abundant — imbecilli valent — mortui vivunt*. In wiefern sind dies vier chiastisch geordnete Oxymora? § 29 *ut quisque sibi* sei eine, wenn auch — weil beide nicht zusammengehören — nur scheinbare Ausnahmestellung. Überhaupt keine, da *quisque* sich ebenso gut ans Relativ wie ans Reflexiv anschliefst. *Ut* aber ist ein Relativ (wie *ubi* u. s. w.). Vgl. *ut quisque est doctissimus* etc. § 30 *dilexit* Perf. ‚weil das Eintreten des Affektes bezeichnet werden soll'. Nein. Es ist eigentliches Perf., eine absolut hingestellte, für das Urteil feststehende, in der Gegenwart geltende Thatsache. Auch wir: hat geliebt. § 49 (*vicissitudine*) *studiorum* (*officiorumque*) „des Entgegenkommens". Nicht glücklich. Einfach doch Neigungen, wie Fr. Jacobs, Str., M. § 54 *videre licet qui antea commodis fuerint moribus imperio immutari* „gleichsam" umgewandelt werden. Ist dies „gleichsam" nötig? (Fr. Jacobs hat es nicht hinzugesetzt). Wo

liegt das Bildliche des Ausdrucks? Also sind die daran geknüpften Beispiele *amens* „wie" von Sinnen u. s. w. hier etwas gewaltsam herbeigezogen. Passender und nicht minder fruchtbar wäre vielleicht (für Schüler) die Regel gewesen, daſs hier, wie sonst, *immutare* eine Änderung zum Schlechten bezeichnet. § 56 (*tres video*) *sententias ferri*. Daſs Sch. Seyfferts und N.s falsche Auffassung, welche *ferri* „abgegeben werden" statt „im Umlaufe sein" verstehen, nach C. F. W. Müllers Darlegung noch hat festhalten können, nimmt mich wunder. § 62 kann unmöglich *cuius* (*Scipionis*) *omnis sermo erat de amicitia* „der bei jeder Gelegenheit über die Freundschaft sprach" verstanden werden. Welches Bild von dem geistigen Horizont des Scipio erhalten wir, wenn er keinen anderen Gesprächsstoff kannte? Und im Lateinischen lautet es noch schroffer: dessen ganzes Reden sich um die Freundschaft drehte. Unanstöſsiger konnte von Sokrates gesagt werden: *omnis eius oratio in virtute laudanda consumebatur*, von einem Philosophen und einem umfassenderen Gegenstand. Daher irren N., Str., M. und auch Sch.; richtig Seyffert und Müller: von dem die ganze in diesem Gespräch vorgetragene Erörterung herrührte: dessen Gedanken ich in dem obigen Vortrag wiedergab. Zu dem Imperf. vgl. C. F. W. Müller. § 65 *aliquid violatum*. Gesuchter Seyff., N., Sch.: irgend ein Recht der Freundschaft sei verletzt als Müller u. Strelitz: irgend eine Verletzung der Freundschaft (Acc. des Inh.), irgend ein Verstoſs gegen die F. sei begangen. § 72 in der Stellung *ut ii qui superiores sunt summittere se debent i. a., sic quodam modo inferiores extollere* sehe ich eine Hervorhebung des Subjektes, welche den Gegensatz in das Subjekt legt. Vgl. § 71 Anf. Sollten die Objekte gegenübergestellt werden, so erwartete ich: *ut se summittere deb. i. a. ei qui superiores sunt, sic inferiores q. m. extollere*. Ob freilich *se* bei dieser Auffassung zu *extollere* ergänzt werden kann und nicht mit Halm nach *inferiores* hinzugefügt werden muſs, bleibt zweifelhaft. § 88 *una illa sublevanda offensio*; N.: nur der eine Anstoſs muſs leichter gemacht werden. Mit diesem „nur" würde ein Gegensatz zum Vorangehenden eingeführt. Da aber vorher die Forderung allgemein ausgesprochen war *offensiones* (*tum evitare tum*) *elevare* (*tum ferre*) d. h. Verstimmungen oder Anstöſse abzuschwächen (ihnen den Stachel zu benehmen, Seyffert), so hat die Gegenüberstellung eines einzelnen solchen Falles keinen Sinn. Sch. läſst das gegensätzliche „nur" weg, behält aber die übrigen Worte N.s bei. Das geht doch nicht. Soll *sublevanda* gehalten werden, so muſs hierin kein Gegensatz, sondern eine Hervorhebung gesehen werden, wie C. F. W. Müller will „vor allen Dingen das eine, woran sonst die Freundschaft scheitert". Die Zulässigkeit dieses Sinnes von *unus* auch vor nicht superlativen Ausdrücken hat Seyff. I 1 (S. 10) nachgewiesen (auch ich habe darüber gehandelt d. Leg. I 5); doch läſst sich an allen Stellen, von den Dichtern etwa abgesehen, der superlative Sinn leicht erkennen — es sind meist Adjectiva

oder Verba der Affekte, mit denen es sich so verbindet —, was hier so wenig der Fall, dafs vor C. F. W. Müller noch keiner darauf gekommen war. Alle Schwierigkeit ist mit Madvigs von Halm und anderen aufgenommener vortrefflicher Konjektur *subeunda* beseitigt, für das sehr leicht nach vorangehendem *elevare*: *sublevanda* sich einschleichen konnte. § 89 *in fraudem impellitur* mufs notwendig wie von C. F. W. Müller erklärt werden. Die Bedeutung „Schaden" ist bei *fraus* nicht blofs die ursprüngliche (*se fraude esto* XII Taf. s. Cic. d. Leg. II. 60), sondern in der klassischen Zeit noch häufig, so bei Cic. p. Rosc. 49; p. Cluent 91; d. Dom. 123; p. Corn. Balb. 63; p. Rab. Post. 19; Phil. V 34; VIII 33; ad Att. V 21, 12; VII 26, 2; ad Fam. I 5a, 4; und mehrfach d. Leg. (II 60; III 11; III 42); Sall. Cat. 36, 2. § 97 *cum id quam vere fiat ignores*. Dafs *id* wegen der Stellung nicht Subjektspronomen sein kann, leugne ich, und so auch C. F. W. Müller.

Textabweichungen Schiches von Nauck: § 2. Wegen der, wie C. F. W. Müller nachgewiesen, unmöglichen Verbindung *fere multis* mit leichter Änderung *permultis*. Doch hat M. zugleich die Möglichkeit *fere* mit dem vorangehenden *tum* zu verbinden gezeigt. § 41 statt *quocunque* (codd. *quoque*) Sch. *quoquo*. Zu billigen. Denn *quoquo* als Adj. ist auch in vollem Satze (Verr. II 70 *quoquo modo se praebebat*; V 89 *quoquo modo res se habet*; p. Cluent. 12, 42; d. leg. agr. II 70; d. dom. 25; in Vat. 37; p. Cael. 11; p. Rab. Post. 21; 24; d. fin. I 26; Tusc. I 110; d. div. II 21; Off. III 118; ad Att. IX 2a, 2; XI 17, 2; 22, 2; XII 23, 3; XIV 12, 2 extr.; 13b, 3; XV 4, 1; ad Q. fr. II 2, 1; ad fam. I 5a, 2; IX 5, 2; XIII 37; XIV 4, 3) gebräuchlich, wenn auch seltener als *quocunque*. Ebendas. *serpit deinde res: quae proclivis* N., *Serpit id in dies resque proclivis* Sch. Ersteres ist Überlieferung, die Seyffert und Müller anfechten, hauptsächlich wegen *deinde*, da es hier heifsen müfste „seitdem, fortan". Sollte es dies aber wirklich nicht heifsen können? Vgl. ad Att. XVI 16e, 16 *non faciam finem rogandi, quoad nobis nuntiatum erit te id fecisse, quod exspectamus. Deinde enim confido fore ut alio genere literarum utamur.* (Wie auch *inde: nulla causa non digna nostro patrocinio videbatur. Deinceps inde multae* Brut. 312; *inde deinceps auget Esquilias* Liv. I 43, 3). Nahe kommt auch *factum id esse non negat neque se pigere et deinde facturum autumat* (= fernerhin) Ter. Heaut. Prol. 119. Mir ist die Sache für eine Änderung noch nicht aufgeklärt genug. § 48 N. *diffundantur — contrahantur*. Sch. nach C. F. W. Müller *diffundatur — contrahatur*, Seyffert wagte noch nicht zu ändern. § 49 *inanibus* mit codd. N., *inanimis* mit Baiter, C. F. W. Müller u. a. Sch.; die Notwendigkeit fraglich. § 50 N. *immanis* (*non est inhumana neque immanis virtus*), Sch. mit den besten codd. *immunis*, was auch an sich weit besser (vgl. C. F. W. Müller); § 57 N. *quae nostra causa nunquam faceremus, facimus amicorum*, Sch. *causa amicorum* gemäfs der Überlieferung. Zu billigen. § 59 *inducatque spem* nach den besseren Hdschr. N.,

inducatque in spem mit anderen Sch.; N.s Rechtfertigung jener Verbindung ist nichtig. Sprachgebrauch und Sinn verlangen letzteres. § 61 N. *ut etiam, si acciderit ut caput agatur aut fama, declinandum de via est.* Sch. mit Gell. und den meisten Herausgebern gut *ut etiam, si — decl. d. v. sit.* § 63 *Est prudentis sustinere impetum benevolentiae, quo utamur quasi equis temptatis sic amicitia ex aliqua parte periclitatis moribus amicorum* N., dagegen Sch. statt *quo: ex quo*, welches er erklärt, „so dafs wir infolge dessen". Anlafs zu dieser Änderung gab wohl C. F. W. Müller, welcher an dem überlieferten *quo* aus zwei Gründen Anstofs nahm: einmal, weil *quo* nicht soviel sein könne als „damit auf diese Weise", sondern nur „damit hierdurch", was für den Sinn nicht genüge; zweitens, weil die finale Bedeutung nicht passe, sondern eine Folge erwartet werde („so dafs auf diese Weise"). Die Absicht kann ich mir aber erklären aus dem vorschwebenden Gedanken: wir sollen mit unserer Freundschaft zurückhaltend (sparsam) sein, um desto mehr oder um auf diese Weise (oder auch: dadurch) übrig zu haben für solche Fälle, wo ein würdiger Gegenstand der Liebe uns entgegentritt. Der letzte Teil scheint etwas verblafst, wohl infolge des Bildes, das ohne ein Nachlassen der äufsersten Strenge des Ausdrucks sich nicht kurz genug einfügen lassen mochte. ‚Wir sollen den Drang der Neigung wie einen Rennwagen hemmen, um, wie ein erprobtes Rossegespann, unsere Freundschaft erst nach hinreichender Erforschung des Charakters walten zu lassen'. Wäre der Gedanke vollständig ausgeprägt, so würde auch „um dadurch" (s. oben) gepafst haben, bei der Verkürzung verflofs der instrumentale in den modalen Sinn. Ist dies aber auch bei Substantiven häufig genug (*pietate coli* nat. d. I 45; *aequitate et fide defendere* off. II 27; *libertate animoque maximo dicere* fam. I 9, 7; *contumelia appellare* Caes. bell. civ. II 28, 3; *virtute defendere* Liv. V 42, 7; *populatione, fines peragrati* Liv. VII 20, 9, dazu Weifsenborn), so scheint mir das auch bei *quo* nicht unerträglich. Dafs *quo* in andere Ablativbedeutungen übergehen kann, zeigt Cic. p. Cluent. 131 *pecuniam accepit, quo innocentem condemnaret* (Abl. pret.); ja mehrfach scheint sich die Bedeutung von *quo* zu einem einfachen *ut* abzuschwächen; wie Sall. Cat. 58, 3 *ego vos, quo pauca monerem, advocavi* (vgl. 33, 1; 38, 3) Tac. Agr. 38 *ipse peditem lento itinere, quo novarum gentium animi ipsa transitus mora terrerentur, in hibernis locavit* (vgl. Ann. XII 68 extr., XIII 9). Hiernach scheint mir die Sache zu einer Änderung noch nicht reif, das gewählte *ex quo* weder sachlich noch sprachlich bestechend. § 73 *quamvis licet excellas* N., *quamvis excellas* nach den besten Hdschr. Sch. (Sonst liefse sich *quamvis licet* belegen: Tusc. IV 53 *q. l. insectemur istos, metuo ne soli philosophi sint*, aber nicht durch d. leg. III 24 *quamvis enumeres multos licet*) § 74 *neglegendi quidem non sunt, sed alio quodam modo* N. Gut nach Mommsens Konjektur *alio q. m. aestimandi* Sch. Ebenda-

selbst *dispares mores disparia studia sequuntur* N. mit allen früheren; Sch. (u. Meifsner) nach C. F. W. Müller mit veränderter Interpunktion *dispares mores, disparia studia sequuntur*. Ob die Anaphora möglich, ist wesentlich Sache des Gefühls. Meinem widerstrebt sie. § 76 N.s sonderbare, wenn nicht irrtümliche Interpunktion *est etiam quaedam calamitas, in amicitiis dimittendis nonnunquam necessaria* von Sch. durch Entfernung des Kommas beseitigt. § 96 *quanta illi gravitas* N., *quanta illa gravitas* nach anderen Hdschr. mit Halm und C. F. W. Müller, entschieden besser, weil kräftiger, Sch. § 101 *quoniamque ita ratio comparata est vitae naturaeque nostrae, ut alia aetas oriatur* nach der Überlieferung mit Seyffert und N. auch Sch. Ich halte mit C. F. W. Müller und anderen die Orellische Einschiebung von *ex alia* nach *alia* trotz N.s durch den warmen poetischen Hauch ansprechender Reminiscenz aus Schillers Tell für unumgänglich.

An Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: § 63 *obscuratam iri* (in der Anmerkung) und § 75 zu *ferat* erfragen statt ertragen.

Frankfurt a. O. A. du Mesnil.

H. Michaelis und P. Passy, Dictionnaire phonétique de la langue française. Hannover 1897, C. Meyer (G. Prior). XVI u. 320 S. 8. 4,00 M.

Die Entstehung dieses neuen Wörterbuches ist nur verständlich, wenn man sich dessen bewufst ist, dafs der eine seiner Verfasser, P. Passy, das Haupt, der andere, H. Michaelis, ein eifriges Mitglied der sog. *Association phonétique internationale* ist. Diese Vereinigung hat keineswegs zum Ziele, die phonetische Wissenschaft zu fördern, wie es ihr Name erwarten läfst, sondern verfolgt vorzugsweise pädagogische Bestrebungen. Ihre Satzungen, die man auch S. 318 des vorliegenden Werkes abgedruckt findet, belassen darüber keinen Zweifel. Gleich deren erster Artikel lautet: „Le but que poursuit l'Association est le développement de l'étude scientifique et pratique des langues parlées, en se servant des derniers résultats des recherches phonétiques et de l'expérience pédagogique". Man könnte aus diesen Worten die Folgerung ziehen, es käme der Vereinigung auch darauf an, auf Grund wissenschaftlicher Forschung sämtliche Teile der Redesprachen (Lautlehre, Formenlehre, Satzlehre, Wortbildungslehre und Wortschatz) zu durchforschen und auf allen diesen Gebieten genau die Verschiedenheiten von gesprochener und geschriebener Sprache festzustellen, um dann auf Grund der so gewonnenen Ergebnisse den auf Aneignung der Sprechsprachen ausgehenden Unterricht zu fördern; aber dieses Ziel, welches der *Association* hohe sprachwissenschaftliche neben den pädagogischen Aufgaben stellen würde, wird eingeengt durch den Zusatz: „en se servant des derniers (doch wohl auch der früheren?) résultats des recherches phonétiques". Man mufs danach weiter annehmen, dafs die Fixierung

des Verhältnisses der Sprechsprachen zu den Schriftsprachen nur so weit verfolgt werden soll, als dabei die Phonetik in Frage kommt, der aber nur die Stellung einer dienenden Magd eingeräumt wird. Diese Einschränkung ist natürlich eine widersinnige: man kann den Lautstand der den Redesprachen eigenen Wort- und Satzformen und Wörter nur dann feststellen, wenn man über Formen- und Satzbau sowie über den Wortschatz dieser Redesprachen bereits im klaren ist; dies kann aber vorläufig von keiner lebenden Sprache behauptet werden. Der erste und wichtigste Paragraph der Satzungen unserer Gesellschaft leidet demnach an Unklarheit. In den übrigen Paragraphen der Satzungen ist nur noch von den pädagogischen Zielen der Vereinigung die Rede, die mit denen unserer sog. vorgerückten Schulreform übereinstimmen. Die Phonetik kommt in ihnen nur noch so weit zur Geltung, als die Schüler an erster Stelle mit den Lauten der fremden Sprache bekannt gemacht werden sollen, und als ihnen dabei anfangs (dans la première moitié du cours) eine phonetische Transskription statt der gewöhnlichen Orthographie vorgelegt werden soll. Mit der ersten dieser Forderungen wird sich jeder Lehrer einer lebenden Sprache einverstanden erklären; die Zweckmäfsigkeit der zweiten ist bestritten, und für das Französische wenigstens steht es fest, dafs der Übergang von der Lautschrift zur gewöhnlichen Orthographie, die nun doch einmal gelernt werden mufs, schwieriger ist als der herkömmliche umgekehrte Weg. Sehr überflüssig ist die sog. phonetische Transskription für Sprachen, die wie das Italienische und Spanische eine einfache, in ausreichendem Mafse phonetische Orthographie allgemein besitzen. Im Schulunterrichte kann verständigerweise der phonetischen Transskription nur die Aufgabe zufallen, als Gedächtnisstütze zu dienen, die gesprochenen Laute der Schriftworte den Schülern in Erinnerung zu bringen. Wollte die Transskription mit dem gesprochenen Laut und dem gesprochenen Worte in Wettbewerb treten oder sie verdrängen, so würde damit abermals der geschriebene Laut den gesprochenen verdrängen. Nur in dem einen Falle liefse sich eine konsequente Einführung und die Festhaltung einer phonetischen Transskription allenfalls im Unterrichte rechtfertigen: wenn den Schülern nur die Umgangs- und Redesprache gelehrt werden, von dem Unterrichte in der Schriftsprache und dann auch der gewöhnlichen Orthographie ganz abgesehen werden sollte.

Ein so einseitiges Ziel haben aber selbst die Anhänger der *Association* (die sich als *Maîtres phonétiques* oder *Mę̄t fǫnetik, fonetiše špraχmaistr* bezeichnen und diesen Namen auch für ihr Organ gewählt haben) nicht im Auge gehabt. In den weiteren Paragraphen ihrer Vereinssatzungen ist auch von Erzählungen, freien Arbeiten (Aufsätzen), Übersetzungen u. s. w. die Rede; auch soll schon nach dem angeführten Paragraphen die phonetische Transskription nur während der ersten Hälfte des Unterrichts

allein gebraucht werden. Wie dieser erste Unterricht beschaffen sein soll, lehren Beyer und P. Passy in ihrem Elementarbuch des gesprochenen Französisch (Cöthen 1893). Die Verf. zeigen hier ein richtiges Verständnis dafür, dafs phonetische Behandlung der Grammatik der Redesprache nur in Verbindung mit einer Grammatik der Redesprache möglich ist, und nehmen daher einen Anlauf, eine solche Grammatik zu schaffen. Aber sie sind mit ihrer Wahl von Aussprache und Lesetexten nicht recht glücklich. Ihre Aussprache ist ein konstruiertes Standard der niedern Volkssprache von Paris, und diese Ausspracheform wird zum Teil auf Texte angewandt, die nicht einmal der besseren Redesprache, sondern der Lesesprache angehören und die sich in ihrer phonetischen Umschreibung geradezu grotesk ausnehmen. Ein Lehrbuch der Redesprache mufs natürlich auch seine Beispiele und Übungsstücke der Redesprache entnehmen, also mit *Phrases de tous les jours* beginnend allmählich zu längeren Dialogen gebildeter Personen aufsteigen, um dann mit Lustspielscenen u. dgl. zu enden. Parabeln, Bibeltexte u. s. w. gehören unzweifelhaft der Lese- und Vortragssprache an. Also auch hier Unklarheit. Die schwierigste und interessanteste Aufgabe bei Verwendung einer phonetischen Grammatik der Redesprache liegt in dem Übergange von der Lautschrift zur normalen Orthographie, von der Redegrammatik zur Grammatik der Schriftsprache. Die *Maîtres phonétiques,* auch Beyer und P. Passy, haben leider aber noch keinen Versuch gemacht, über die Lösung dieser Aufgabe aufzuklären; und doch mufs diese Aufgabe zufriedenstellend gelöst sein, ehe man der rein phonetischen Grammatik für den Anfangsunterricht das Wort reden kann. Mit der blofsen Behauptung, der Übergang sei leicht, man habe die besten Erfahrungen gemacht u. dgl., ist natürlich nichts gethan.

Dieselbe Unklarheit und Durcheinandermengung verschiedenartiger Ziele wie in den Satzungen der *Association phonétique* und in den früheren Veröffentlichungen der ihr angehörigen *Maîtres* finden wir in dem vorliegenden der *Association* gewidmeten Wörterbuche wieder. Dazu gesellt sich hier noch eine aufdringliche, selbst bei Schulbüchern ungewöhnliche Reklame, die seitens der Verfasser von geringer Selbstkritik, aber auch von Geringschätzung der Urteilsfähigkeit ihrer Leser zeugt. Allerdings ist diese Geringschätzung insofern nicht ungerechtfertigt, als unsere pädagogische Kritik sich den litterarischen Leistungen der 'phonetischen Sprachlehrer' gegenüber bisher von auffälliger Urteilslosigkeit gezeigt hat. — Unsere Ansicht mag durch eine Vergleichung des dem Buche beiliegenden Prospektes mit dem in ihm wirklich Gegebenen kurz begründet werden.

Das 'phonetische' Wörterbuch der beiden Verf. soll sich zunächst „auf das gesprochene Wort gründen; es soll den Sprachschatz darstellen, nicht wie er in Büchern und Zeitungen

sein papierenes Dasein fristet, sondern wie er im Munde des Volkes wirklich lebt". (Die Unterstreichungen befinden sich bereits im Prospekte.) Diesem Vorsatz der Verfasser würde ein Wörterbuch entsprochen haben, das nur die in der (gebildeten?) Umgangssprache verwendeten Wörter, diese aber in möglichst vielen üblichen Lautformen verzeichnet, mit Angabe der durch Sprachtempo, dialektische Beeinflussungen, psychologische Einwirkungen u. s. w. eintretenden Variationen. Statt dessen erhalten wir bei den Verf. eben wieder den verpönten papierenen Sprachschatz, nur in einer vereinfachten Orthographie, die die Aussprache der Schriftwörter nach den Angaben P. Passys, seines Bruders Jean und zweier ihrer Herkunft nach unbekannt bleibenden Damen verzeichnet, unter Anwendung eines Transskriptionssystems, das weder wissenschaftlich noch pädagogisch noch ästhetisch noch praktisch vor einer ernsten Kritik bestehen kann. Es ist das durch seine inneren Widersprüche, Inkonsequenzen, auf den Kopf gestellten und andern Systemen entlehnten Buchstaben hinlänglich bekannte sog. System der *Alliance phonétique*, das trotz seiner ungenügenden Beschaffenheit in Schulkreisen eine für die Einsicht unserer Pädagogen wenig schmeichelhafte, weite Verbreitung gefunden hat. Es ist aber glücklicherweise übertrieben, wenn unser Prospekt von diesem unvollkommensten aller gebräuchlichen Transskriptionssysteme behauptet, „es sei bereits auf etwa 150 Sprachen und Mundarten angewandt und von den Phonetikern fast aller Länder angenommen". Unter den Phonetikern sind offenbar nur Schul- oder die um den *Maître phonétique* gescharten Jungphonetiker zu verstehen, und die Anwendung auf 150 Sprachen und Mundarten mufs eine recht bescheidene sein, da es selbst diejenige auf das Französische ist, das nach der Versicherung der Verf. die meisten derartigen Transskriptionen erlitten hat.

Das Wb. soll nach dem Prospekt ferner „ein Ratgeber in orthoëpischen Fragen sein", und man kann ohne weiteres zugeben, dafs es diese Verwendung mit Nutzen finden kann, insbesondere wenn man sich dabei beständig die weiteren Worte des Prospektes gegenwärtig hält: es sei ein Wahn, anzunehmen, das Französische biete in erheblich höherem Grade als das Deutsche und das Englische eine bereits feststehende Musteraussprache. Aber wollten die Verf. ihr Werk zu einem wertvollen Nachschlagebuche für orthoëpische Fragen gestalten, so mufsten sie ihrer '*Liste des principales classes de divergences de prononciation*' (drei Seiten, S. 315—317) eine ganz andere Ausdehnung geben, umfangreiche Beobachtungen an dazu geeigneten Persönlichkeiten und deren Ausspracheweisen anstellen, sehen, ob sich eine einigermafsen zuverlässige Ausspracheeinheit auch nur für eine der Pariser Bühnen feststellen läfst, mufsten sie die älteren Orthoëpiker, andere Aussprachewörterbücher, die früheren Grammatiken und die historische

Grammatik nach den geschichtlichen und natürlichen Evolutionen der Aussprache befragen und sich nicht damit begnügen, einige Anregungen und Angaben meiner *Parlers Parisiens* und Zur Aussprache des Französischen für ihre pädagogischen Zwecke zu verwerten und weiter auszuführen.

Es war nach dem Prospekt ferner bisher „vollständig unmöglich“, den gesamten französischen Sprachschatz nach phonetischen Gesichtspunkten systematisch zu durchforschen, und erst das P. Passy-Michaelissche Wörterbuch soll diese Möglichkeit gewähren, die „sogar vielleicht zu neuen, bisher unbekannten Ergebnissen“ führt. Allein mit Hilfe des Sachsschen Wörterbuches ist der gesamte französische Sprachschatz z. B. von Harth und Jäger schon längst nach phonetischen Gesichtspunkten durchforscht worden; auch das neue Wb. giebt den französischen Sprachschatz nur in Lautumschriften der isolierten Wörter, verzeichnet nicht einmal die häufigsten Verbalformen, nicht die Bindungsformen etwa beim Adjektiv, nicht die Schwankungen der Aussprache im Zusammenhang der Rede, und ist darum eine sehr ungenügende Grundlage zu einer systematischen Durchforschung des französischen Sprachschatzes nach rein phonetischen Gesichtspunkten. Gesicherte Ergebnisse sind mit seiner Hilfe darum überhaupt nicht zu gewinnen; am wenigsten für den, der die mangelhafte Beobachtungsmethode und die Voreingenommenheiten P. Passys aus seinen sonstigen phonetischen Arbeiten kennt und, da sich ein korrigierender Einflufs Michaelis' nur schwach fühlen läfst, den Aufzeichnungen des Wb.s von vorn herein mit Mifstrauen entgegentritt.

Für sich selber spricht der naive Satz des Prospektes, den man in französischer Sprache auch im Vorwort lesen kann: „Dafs übrigens verschiedene lautphysiologische Erscheinungen auch der pädagogischen Praxis nutzbar gemacht werden können, beweist das lebhafte Interesse, mit dem die Zöglinge einer Pariser Volksschulklasse den Ausführungen und Entwickelungen von H. Michaelis über die Verschiebung der Artikulation nach vorn, über die Vorgänge beim Verstummen des Stammauslauts, über das Bestreben vieler französischen Vokale offene zu werden u. s. w. gefolgt sind“ (19. Juni 1896). Es wäre schlimm, wenn unsere Schulphonetiker erst bis zu diesem Datum gewartet hätten, um sich von der Anwendbarkeit phonetischen Wissens auch im Volksschulunterrichte zu überzeugen. Und warum hat M. nicht seinen Versuch lieber in Deutschland gemacht, wo das scheinbar sachliche Interesse der Schüler sich nicht so leicht als ein persönliches Interesse an dem dozierenden Ausländer deuten läfst?

Lassen wir Prospekt und Vorwort bei Seite, so finden wir in dem Buche unserer Verf. nur einen nützlichen Beitrag zur Entwickelung der französischen Orthoëpie. Wer das grofse, mittlere oder selbst das kleine Sachssche französische Wörterbuch

besitzt, kann sich nach wie vor mit dessen Ausspracheangaben begnügen; dagegen kann das neue Aussprachewörterbuch denen gute Dienste leisten, die nur ein Werk ohne Ausspracheangaben besitzen; sie werden aber wenig davon erbaut sein, dafs die Wörter nach der Umschrift, nicht nach der gewöhnlichen Orthographie geordnet sind. Aufserdem wird jeder, der sich mit phonetischen und orthoëpischen Fragen eingehender beschäftigen will, die Veröffentlichung P. Passys und Michaelis' mit Vorteil zu Rate ziehen; er darf ihr aber nicht mehr entnehmen wollen, als sie zu bieten vermag. Die beigegebene im ganzen fehlerfreie, kurze Lautlehre und der mangelhafte Überblick der Aussprachevariationen sind nur für Anfänger bestimmt; die Angabe des Prospekts, dafs hier der Bau der Sprachwerkzeuge an der Hand einer dem Buche beigegebenen Illustration behandelt werde, ist leider unwahr; Illustration und Text sind ohne irgend welchen Zusammenhang. — Das Werk könnte ohne Rückhalt als eine nützliche Publikation hingenommen werden, wenn es sich einfach gäbe als das, was es ist; die volltönenden Phrasen des Vorwortes und des Prospektes fordern aber durch ihren Gegensatz zu dem wirklich Geleisteten die Kritik heraus und lassen nur die Wahl, entweder mit uns anzunehmen, die Verfasser besafsen nur ein geringes Verständnis für die Aufgabe, die sie zu lösen unternahmen, oder — sie wollten durch die Trompetenstöfse einer lärmenden Reklame die Mangelhaftigkeit ihrer litterarischen Ware verdecken.

Marburg a. L. E. Koschwitz.

Richard Büttner, Der jüngere Scipio. Mit einem Plan von Karthago. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Pohlmey und Hoffmann, 26. Heft). Gütersloh 1897, C. Bertelsmann. 76 S. 8. 1,00 M.

Ein beigegebener Prospekt sagt, dafs der weitere Fortgang der Gymnasial-Bibliothek für die nächsten Jahre gesichert erscheint. Man kann den Herausgebern dazu Glück wünschen; denn offenbar müssen die seit 1891 erschienenen Hefte genügenden Absatz gefunden haben, um dem Verleger Lust zur Fortsetzung zu machen. Auch das vorliegende Heft macht dem Unternehmen Ehre und ist in vielen Beziehungen freudig zu begrüfsen. Der Gegenstand ist höchst bedeutend: die Persönlichkeit Scipios, seine Vereinigung feiner griechischer Bildung mit römischer Männlichkeit, seine Sittenreinheit innerhalb einer verdorbenen Aristokratie, seine alle Parteien überragende Einsicht, seine gewaltigen Kriegserfolge, das alles ist an sich anziehend, und die Schilderung davon erweitert sich wie von selbst zu einer Darstellung der äufseren Zeitgeschichte mit ihren weltgeschichtlichen Entscheidungen, aber auch des römischen Geisteslebens, das gerade damals durch die Befruchtung mit der geschichtlichen, litterarischen und philosophischen Bildung der Griechen einen neuen Aufschwung nahm. Büttners Darstellung ist dabei nicht nur überhaupt auf die Quellen

gegründet, sondern schliefst sich den Worten der alten Schriftsteller auf das engste an. So erhalten wir viele Seiten lang eine mehr oder weniger freie, z. T. natürlich gekürzte Übersetzung aus Livius, Polybius, Plutarch, Diodor, besonders aber Appian. Ich betrachte das als einen eigentümlichen Vorzug, die Erzählung erhält dadurch frische Originalfärbung. Vielleicht war es gut, die Leser noch mehr, als es geschehen ist, darauf hinzuweisen; denn daraus erklärt sich auch manches zunächst Auffallende im Stil.

So ist das Ganze in der Anlage vortrefflich. Darum möchte man wünschen, dafs ihm einmal eine neue Bearbeitung zuteil würde, die es noch brauchbarer, besonders auch für Schüler, machte. Denn es hat im einzelnen noch manche Mängel. Eine 76 Seiten lange Darstellung ohne Kapiteleinteilung, ohne eine einzige Überschrift, ohne jedes Register erschwert das Lesen unnötig. Auch Absätze sind zu sehr gespart, man findet Abschnitte von 3—3³/₄ Seiten ohne Absatz. Die Darstellung ist besonders in der Einleitung abstrakt, es fehlen ihr Schlaglichter, welche das, worauf es ankommt, hervorheben, es fehlt in schroffstem Gegensatz zu Th. Mommsen ein scharfes, entschiedenes Urteil, vielfach weil nun einmal die aus Polybius geflossene, alles bewundernde Erzählung Appians zu Grunde gelegt ist. Die vielen Anekdoten und Einzelzüge sind z. T. erklärt; oft aber auch nicht, auch wo sie sehr der Erklärung bedurften. So heifst es S. 64 von Scipios Kriegführung vor Numantia nach App. VI 87: „Feldwachen stellte er nicht aus, hielt vielmehr sein Heer beisammen, um nicht den Feinden, die bislang keine hohe Meinung von den Römern haben konnten, Anlafs zu geben, von ihm gering zu denken (App. *τοῦ μὴ . . . εὐκαταφρόνητον τοῖς πολεμίοις αὐτὸν γενέσθαι*), wenn etwa gleich anfangs ihm ein Unfall zustiefse“. Das ist doch einem Menschen unserer Zeit unverständlich. Jetzt stellt man Feldwachen aus, um das Heer vor Unfall zu bewahren, und das Unterlassen dieser Mafsregel würde als frevelhafter Leichtsinn gelten. Und ein so vorsichtiger Feldherr wie Scipio sollte sich nicht gegen einen unvermuteten Überfall geschützt haben? Es handelt sich um eine Verzettelung des Heeres in einzelnen kleinen Verschanzungen: *προφυλακὰς δέ, ὥσπερ τινές, ἐπὶ φρουρίων οὐκ ἐποιεῖτο.* — „Weil niemand dem wortbrüchigen Feldherrn mehr glaubte“, so lesen wir S. 32 von dem spanischen Kriege des Jahres 151, „so verbürgte Scipio sein Wort dafür, dafs den Kapitulierenden nichts Vertragwidriges begegnen sollte“; als aber Tib. Gracchus 137 dasselbe thut, tritt Scipio im Senat nicht für die Anerkennung des Vertrages ein (S. 62). Wie verträgt sich das miteinander? — Büttner glaubt, wie es scheint, an Scipios Ermordung, und das mit Grund. Wie kann er dann S. 76 schliefsen: „Und sein Freund Polybius, welcher als Ziel eines tüchtigen Mannes einen schönen Tod, die *εὐθανασία*, aufstellt, würde wohl nicht geleugnet haben, dafs Scipio dies erreicht hat“?

An manchen Stellen sind offenbar Kenntnisse bei den Schülern vorausgesetzt, die sie nicht haben. Ämilius Paulus besucht mit dem jungen Scipio die *στοὰ ποικίλη*, „wo die berühmten historischen Gemälde zu sehen waren“ (S. 15). Was wissen Schüler davon? — Beim Siegesfest weiht Paulus ein mit Waffen gefülltes Schiff den Göttern Mars, Minerva und Lua (S. 17). Viel läfst sich ja über die Lua nicht sagen, aber ganz ohne erklärenden Zusatz durfte der Name dieser unbekannten Göttin nicht bleiben; auch war nach Liv. 45, 33, 2 vollständig zu berichten: precatus Martem, Minervam Luamque matrem et ceteros deos, quibus spolia hostium dicare ius fasque est. — Kennen Schüler den Philopömen so gut, wie S. 19 vorausgesetzt ist? — Akademiker, Stoiker und Peripatetiker erscheinen S. 30 ohne Erläuterung, und es heifst, Furius habe sich die Denkweise des Karneades angeeignet, „während den Anschauungen und philosophischen Bedürfnissen des Lälius und wohl auch Scipios die zu positiveren Resultaten führende Philosophie des Stoikers Diogenes mehr zusagte“. Damit wissen Schüler, welche die philosophischen Schriften Ciceros nicht gelesen haben, nichts anzufangen.

Von den karthagischen Häfen sagt Büttner S. 35: „Durch eine 70 Fufs breite Einfahrt gelangte man zunächst in den rechteckig angelegten Handelshafen und von diesem durch einen kurzen Kanal in den kreisrunden Kriegshafen, gewöhnlich speziell Kothon genannt“. Auf der beigegebenen Karte ist der Handelshafen zwar an der Südseite rechteckig, an der Nordseite aber halbkreisförmig. Über den runden Kriegshafen sagt H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 217: „als Kriegshafen speziell 'der kleine' (Kothon . .) genannt“ (wozu eigentlich das seltsame „speziell“?); Mommsen, Röm. Gesch. II 30 deutet Kothon als kreisförmig ausgegrabenes Bassin, weshalb es bei den Griechen in der Bedeutung Becher gebraucht werde. Ohne eine solche beigegebene Erklärung ist die blofse Mitteilung des Namens zwecklos und schmeckt nach leerem Notizenkram. — Scipio unternimmt einen nächtlichen Angriff auf die Mauern der Vorstadt Megara. Er „liefs Äxte, Leitern und Brechstangen mitnehmen. Es gelang, von einem mit der Mauer gleich hohen Turm aus in die Vorstadt einzudringen“ (S. 43). Ob es wohl einen Schüler giebt, der hierbei nicht an einen römischen Belagerungsturm denkt? Appian VIII 117 erzählt: Gegen die Mauer richtete er nichts aus (mit jenen Werkzeugen). Er liefs aber einen aufserhalb der Mauer stehenden unbesetzten Turm e i n e s P r i v a t m a n n e s ersteigen, und von dort gelangte man auf die Mauer, indem man Balken und Bretter hinüberlegte. (Wobei allerdings nicht einzusehen ist, wie ein Privatmann dazu kommt, draufsen einen Turm bauen zu lassen.) — Der numidische Reiterführer Himilco Phameas geht zu den Römern über. Er bestellt Scipio an einen verabredeten Ort und läfst sich seine persönliche Sicherheit verbürgen. „Am nächsten Tage ging er mit 2200 Reitern zu ihm

über. Auf dem Rückzuge begegneten sie dem Heere, und dies beglückwünschte den Scipio wie zu einem Triumphe" (S. 41). Nicht sie kehren zurück, sondern Scipio, denn Phameas war vorher nicht dagewesen, und sie begegneten nicht dem Heere, sondern dieses zog dem Scipio zur Begrüfsung entgegen. App. VIII 109: *ἐπανιόντι δὲ τῷ Σκιπίωνι μετὰ τοῦ Φαμέου ὁ στρατὸς ἀπήντα, καὶ τὸν Σκιπίωνα εὐφήμουν ὡς ἐπὶ θριάμβῳ,* Schweighäuser übersetzt richtig: exercitùs prodiit obviam. — „Die kleinen Fahrzeuge", so heifst es S. 45 von der Seeschlacht, „liefen unter die Ruderreihen der grofsen römischen Schiffe" (*ἐς τοὺς ταρσοὺς ὑποτρέχοντα,* nicht unter die Ruder, sondern unten gegen die Ruderreihen), „durchbohrten die Hinterdecke" u. s. f. Wie kann ein kleines Schiff das Deck eines grofsen durchbohren? App. VIII 122: *διετίτρη πρύμνας,* die Hecke, die Spiegel! — Die Erzählung von dieser Seeschlacht schliefst, nachdem berichtet ist, wie die neugegrabene Einfahrt in den Hafen durch die kleinen karthagischen Schiffe verstopft wurde: „Die anderen Schiffe flüchteten nach dem Quai des Aufsenhafens, auf dem die Belagerten einen Wall aufgeführt hatten". Man fragt sich: was wird da aus ihnen? Büttner hat sich hier, wie auch wohl anderswo, durch das berechtigte Streben nach Abkürzung zu weit führen lassen. Appian VIII 123 schildert noch anschaulich ein dort stattfindendes Nachtgefecht, in dem die Karthager grofse Verluste erleiden. Als die Römer es abbrechen, ziehen sich die noch übrigen karthagischen Schiffe in die Stadt (*ἐς τὴν πόλιν*) zurück, natürlich durch den inzwischen frei gewordenen Kanal. Übrigens kann man kaum von einem Wall sprechen, der auf dem Quai errichtet sei. Es ist eine Mauer, die nachher mit Widdern bearbeitet wird (124), Appian nennt es *παρατείχισμα,* ich denke, es ist eine Quermauer, welche die Karthager ziehen, um die Römer zu verhindern, zwischen Stadtmauer und Strand von der Nehrung aus zum Handelshafen vorzudringen. Erst so wird auch das folgende Gefecht (S. 45) überhaupt verständlich.

Zum Schlufs noch zwei Stellen aus Polybius. Nach Pol. 32, 9 f. wird S. 19 ff. die Entstehung der Freundschaft zwischen Scipio und dem Historiker erzählt. Scipio beginnt das entscheidende Gespräch, indem er sich beklagt, dafs Polybius ihn links liegen lasse. Eine Seite weiter urteilt Büttner, nachdem der Bericht aus Polybius abgeschlossen ist: „Offenbar zog ihn (Scipio) zu Polybius nicht so sehr die Bewunderung seiner hohen Begabung hin, als die Überzeugung, dafs dieser bedeutende Mann im Gegensatz zu anderen das hohe Streben, das in ihm glühte, voll erkannt habe". Und doch hat er sich eben erst über Vernachlässigung und Gleichgültigkeit beklagt! Wir können doch nur sagen: er hoffte, dafs Polybius ihn verstehen werde, wenn er ihm sein Herz ausschütte. — Als die achäischen Geiseln auf Catos Fürsprache hin freigelassen waren, wollte Polybius den Senat auch

noch bitten, dafs sie in ihre früheren Ämter wieder eingesetzt würden. Cato lacht ihn aus; „Polybius wolle wie Odysseus wieder in die Höhle des Kyklopen gehen, weil er dort seinen Hut und seinen Gürtel vergessen habe; Cato wufste aus den fortwährenden gegenseitigen Anklagen der Griechen, von welch kleinlichem und widerwärtigem Parteigetriebe ihr Vaterland zerrissen war" (S. 35). Klingt das nicht, als ob mit der Höhle des Kyklopen Griechenland oder vielmehr ihre amtliche Stellung gemeint wäre? Der Bericht aus Pol. 35, 6 geht nur bis zu den Worten „vergessen habe"; die Deutung ist also von Büttner. Offenbar aber meint Cato: Freut euch, dafs ihr aus der Macht des Senates befreit seid; geht nicht wieder in diese Kyklopenhöhle zurück, um eine Kleinigkeit mehr zu gewinnen; der Senat könnte von neuem Verdacht gegen euch schöpfen!

Ich habe alle diese Bemerkungen nicht gemacht, um dem Verf. etwas am Zeuge zu flicken, sondern aus Interesse für diese Arbeit, welcher Büttner mit grofser Sorgfalt den quellenmäfsigen Charakter gewahrt hat; zugleich um dem Leser an Beispielen zu zeigen, wie eng er sich an die Berichte der Alten anschliefst. Wegen dieses Vorzuges ist das Heft trotz der erhobenen Bedenken entschieden zu empfehlen.

Neustrelitz. Th. Becker.

Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs. Im Auftrage der Reichs-Limeskommission herausgegeben von dem militärischen und archäologischen Dirigenten O. v. Sarvey u. F. Hettner. Lief. IV. Enthält aus Bd. V Abteilung B Nr. 48 Kastell Eulbach, Nr. 49 Kastell Würzberg, Nr. 50 Kastell Hesselbach; aus Bd. VI Abt. B Nr. 68 Kastell Ruffenhofen. 6, 9, 7 und 10 S. 7 Tafeln und 1 Übersichtskarte. 3,60 M. — Lief. V. Enthält aus Bd. IV Abt. B Nr. 42 und 42d die Kastelle bei Öhringen, aus Bd. V Ab. B Nr. 47 Kastell Vielbrunn, aus Bd. VI Abt. B Nr. 63 Kastell Lorch. Heidelberg, O. Petters. 29, 7 u. 4 S. 7 Tafeln und 1 Übersichtskarte. 4,20 M.

1. Eulbach. Streckenkommissar: Fr. Kofler.

Das kleine Kastell der Odenwaldlinie, das den Übergang aus dem Ernsbachthal in das Loch- und Grinzthal deckte, ist zuerst 1806 beim Pflügen entdeckt und von dem Grafen Franz zu Erbach durchforscht worden. Schon damals war das Kastell stark zerstört. Als die Reichsgrabungen 1895 vorgenommen wurden, konnte der Lauf der Umfassungsmauern nur auf Grund der Fundamentgruben erkannt werden. Die Frontseite des Kastellchens — 69,33 m l — ist nach Osten gerichtet, dem Maingebiete zu. Der Graben — 6—7,50 m br. — ist an den Flankenthoren, die erst jetzt gefunden sind, überdämmt, das Ostthor hat der Graf in seinem Parke mit den ausgegrabenen Steinen wieder aufbauen lassen, doch ist die Rekonstruktion in Einzelheiten nicht gesichert. Eine p. decumana war nicht vorhanden, dagegen führten aus den Seitenthoren, zwischen denen der Weg vorzüglich erhalten ist,

Strafsen nach dem 32 m vor der Front gefundenen Kolonnenweg. Gebäudereste sind im Inneren nicht zum Vorschein gekommen. Eines praetoriums bedurften diese Kastellchen, die Mitte des zweiten Jahrhunderts angelegt wurden und nur geringe Besatzung hatten, nicht. Brandgruben sind gefunden und zwar auffallenderweise auch unter der Trockenmauer, die hinter der Umfassungsmauer herläuft und über der der Wall angelegt ist. Kofler spricht im Limesblatt p. 527 die Vermutung aus, dafs hier ursprünglich Baracken gewesen seien, die zu Erdkastellen gehörten, und dafs diese Soldatenwohnungen bei der Erweiterung und Festigung dieser Schanzen überdeckt worden seien — eine Hypothese, die jedenfalls noch der Bestätigung durch Analogieen bedarf.

2. Würzberg. Streckenkommissar: Kofler.

Das Kastell, das 1895 erforscht worden ist, bildet ein unregelmäfsiges Viereck, bei dem auch die Eckabrundungen nicht alle denselben Radius haben, und ist etwa ebenso grofs wie das von Eulbach und Hesselbach. Auch sonst ist die Ähnlichkeit mit Eulbach grofs. Auch hier findet sich die Trockenmauer stellenweise noch bis zu sechs Steinschichten erhalten. Die Böschung des Walles ist stufenförmig mit Steinen belegt, um ihn fester und bequemer zum Ersteigen zu machen. Der Graben ist auch hier vor den Thoren durchdämmt, die Thore hatten ebenfalls keine Türme. Im Westen war allerdings eine p. d., doch ist sie später zugemauert worden. Ein praetorium war auch hier nicht vorhanden, dagegen Brandgruben, die aber seltsamerweise fast gar keine Speisereste enthalten. Von den Flankenthoren ziehen Strafsen nach dem Kolonnenwege und vom südlichen Thore aufserdem noch ein Weg nach dem 55 m entfernten Bade, das für ein so kleines Kastell jedenfalls eine sehr stattliche Anlage war. Das Gebäude ist von dem Grafen zu Erbach erworben, das Bad selbst restauriert worden, so dafs man an Ort und Stelle eine gute Übersicht hat. Die Photographieen T. III kommen dem Anschauungsvermögen zu Hülfe. Dem Kastell zunächst liegt das apodyterium, an das l. d. frigidarium, r. ein halbrunder Raum — vielleicht sudatorium — sich anschliefst. Geradeaus gelangt man in das tepidarium und in das caldarium, in das der Heizkanal mündet. Die Haupträume (apod., tepid., cald.) sind fast genau gleich grofs 3,87 qm. Fraglich bleibt allerdings, wie das Bad gespeist worden ist, da die nächste Quelle jetzt wenigstens 1000 Schritte entfernt ist.

3. Hesselbach. Streckenkommissar: Kofler.

Dies Kastell unterscheidet sich dadurch besonders von den beiden vorhergehenden, dafs es an seinen drei Thoren Türme hat. Am besten erhalten ist das r. Flankenthor. Es hat eine Gesamtbreite von 10,44 m, etwas breiter noch sind die zurückspringenden Teile der Türme. Auf der Innenseite der Schwelle ist je eine Pfanne mit Rinne zum Ein- und Aussetzen der Thore zu sehen.

Bei der einen, die ausgelaufen war, hatte man eine Eisenplatte untergelegt. In der Einfahrt, die nur eine Steinschüttung aufweist, fand sich neben Gesimssteinen ein Relief mit penis, jedenfalls ein *ἀποτρόπαιον*. Die Umfassungsmauer hat einen Kern von Bruchstein, die Blendsteine sind behauen und zeigen fast mörtelfreie Fugen. Die Trockenmauer besteht aus stufenweise ansteigenden, horizontalen Steinlagen, die das Rutschen des Walles verhindern. Der 8 m breite Weg von der Front her trifft nicht auf Gebäudereste. Auch von der via principalis, sowie vom Wallweg sind deutliche Spuren vorhanden. Aber von einem Bade, von der burgartigen Niederlassung und von einem Begräbnisplatze ist nichts gefunden. An Einzelfunden (Ballistenkugeln, Gefäfsscherben, Münzen) ist die Ausbeute in allen drei Kastellchen nicht grofs gewesen.

4. Ruffenhofen. Streckenkommissar: Kohl.

Ruffenhofen gehört zum rätischen Limes und liegt südlich der Mörnitz. Nach N und W hin hat es freie Aussicht auf den „Pfahl“, der unweit Weiltingen die Mörnitz überschreitet. Gegraben war hier vor 1892 noch nicht. Die Form des Kastells ist annähernd quadratisch, die Seite etwa 190 m lang. Doch sind die Flanken etwas kürzer als Front und Rückseite. Die Thore, die an den Seiten näher der Front zu liegen, sind sämtlich Doppelthore, nur die p. d. nicht. Die Umfassungsmauer, deren Mauerwerk über 1 m breit ist, wird auf der Nordostseite und in den längeren Abschnitten der Flanken abgesehen von den Thortürmen noch durch Zwischentürme gestärkt. Diese besondere Befestigung der NO-Seite — es waren hier im ganzen sechs Türme angelegt — spricht m. E. entscheidend dafür, dafs dieses die Frontseite gewesen ist. Das Material zu den Thorbauten, weifsgrauer und roter Sandstein, ist wahrscheinlich von aufserhalb des limes hergeschafft. Der einfache Graben ist vor den Thoren durchdämmt. Das praetorium war einst durch Feuer zerstört und ist neuerdings ganz ausgebrochen worden, dagegen ist nahe der p. pr. d. ein Magazin gefunden, dessen Mauern noch bis 60 cm Höhe standen. Im Südostthor ist eine Wasserleitungsbüchse zum Vorschein gekommen, was die Vermutung nahe legt, dafs das Kastell von dem 100 Schritte entfernten Denzenbrunnen sein Wasser bezogen hat. Die Einzelfunde sind hier reicher ausgefallen: zehn Münzen von Marc Anton (Legionsdenar) — Kaiser Philippus, Pfeil und Lanzenspitzen, Geräte, z. B. Griff mit Löffelchen und Messer, viel terra nigra, Bruchstück einer Gesichtsurne, Mundstück mit Henkel einer Amphore mit dem Namen Restituta, viel Stücke von gegossenem Fensterglas, Spielmarken, die mit konzentrischen Kreisen gezeichnet sind.

5. Die Kastelle bei Öhringen. Streckenkomm.: E. Herzog.

Am rechten Ufer der Ohrn liegen zwei Kastelle, zwischen ihnen dehnte sich die bürgerliche Niederlassung aus, die etwa die Ausdehnung der heutigen Stadt gehabt haben mag. Es scheint

mir nicht zweifelhaft, dafs das Ostkastell das frühere ist. Denn wenn es auch tiefer liegt als das sogenannte Burgkastell, so beherrscht es doch, wie Hettner in einer Anmerkung p. 16 hervorhebt, das Ohrnthal, und auch seine dem Gräbchen nahe gelegene und fast parallele Front weist auf seinen unmittelbaren Zusammenhang mit der Grenzregelung hin. Dafs hier ursprünglich eine Kohorte — coh. I Helvetiorum — und dann ein numerus gelegen habe, dafür spricht 1) die fast gleiche Gröfse der beiden Kastelle, Ostkastell etwa 144 : 155, 2) die Anlage des Bades innerhalb des Ostkastelles. Die Kohorte wäre dann also in das Burgkastell verlegt worden und der numerus, der in das Ostkastell einrückte, hätte Platz genug gehabt, sich sein Bad so bequem als möglich zu legen, zumal er nur 125 m von der Ohrn entfernt war. Schon der fürstlich hohenlohesche Regierungsrat Hansselmann fand bei seinen Grabungen im vorigen Jahrhundert starke Zerstörung vor, die inzwischen so weit vorgeschritten ist, dafs die Kommission, die von 1892—94 die Reichsgrabungen vorgenommen hat, in manchen Punkten nur auf H.s Publikation zurückweisen kann. Der Zug der Umfassungsmauer, die 1,25 m breit war, ist festgestellt. An der Nordseite, von der p. pr. s. bis zur Westecke stand eine zweite Mauer, 0,70—0,90 m breit, der Zwischenraum war mit regellosen Steinen ausgefüllt. Aus der p. pr. d. führte eine 8 m breite Strafse mittels eines Dammes über den 8 m breiten Graben, der hier sicher nur ein einfacher war, zur Grenze. Die p. p. hatte Doppeleingang von je 3,2 m, die Türme des Thores, die nur wenig vor die Frontmauer vorspringen, sind 6,20 m lang. Eck- und Zwischentürme sind nicht gefunden. Im Inneren ist nichts Nennenswertes mehr zum Vorschein gekommen, das von H. aufgedeckte Bad hatte wahrscheinlich westlich der via princip. seinen Platz. Auch von dem Burgkastell ist nur noch die Umfassungsmauer zu bestimmen. Sie zeigt an der Nordseite eine ziemlich starke Ausbuchtung nach aufsen und hat an der nördlichen Hälfte der Front (Ostseite) und an der südlichen Hälfte der Dekumanseite eine Parallelmauer, so dafs die Front hier im ganzen durch Mauerwerk in der Stärke von 4,40 m geschützt war. Die Thore sind nicht mehr deutlich zu beschreiben, das Innere ist ganz zerstört, das Ganze war von einem Doppelgraben umzogen, dessen Mafse nahe dem südlichen Flankenthore festgestellt sind (1. Graben 8,50 m breit, 2. Graben 10 m). Von dem Bade, das südlich vom Kastell, also näher dem Flusse zu, lag, giebt T III nach H.s Zeichnung eine Rekonstruktion. Unverständlich wird uns der Gang bleiben, der sogar zwei heizbare Räume von einander trennte. In einem dieser Räume fand H. an einer Stelle die Wandkacheln noch erhalten. Die bürgerliche Niederlassung, der vicus Aurelius oder Aurelianus wurde zu einem Munizipalwesen, wahrscheinlich unter Marc Aurel, erhoben; die Vorsteher dieser Gemeinde, die Quästoren, sind inschriftlich be-

zeugt. Die zahlreichen Einzelfunde, zum gröfsten Teile schon früher veröffentlicht, sind p. 17—29 zusammengestellt; vgl. T. IV.

6. Hainhaus bei Vielbrunn. Streckenkomm.: Kofler.

Hainhaus ist das zunächst Eulbach nördlich gelegene Odenwaldkastellchen, das den Übergang in das Kimbachthal deckt. Das Innere ist infolge mannigfacher Umbauten — jetzt steht dort ein Jagdschlofs — gänzlich zerstört, die Umfassungsmauer dagegen ist von dem Kommissar 1895 noch fast in ihrer ganzen Ausdehnung gefunden worden. Sie besteht aus Bruchsteinen mit reichlichem Mörtelgufs und ist aufsen mit keilförmig zugespitzten Quadern verkleidet. An einer Stelle standen noch vier Schichten (1 m hoch). Dafs sie auch verputzt war, läfst die Erhaltung des Verputzes an mehreren Quadern des Frontthores vermuten. Im Innern des Walles fand sich auch hier die Trockenmauer. Von den drei Thoren ist das erwähnte Ostthor am besten erhalten mit zwei Türmen. Von dem südlichen steht die Vorderseite noch bis zu 1,40 m Höhe. Sie waren unten mit Erde ausgefüllt und hatten wahrscheinlich einen Oberstock mit Fensteröffnungen. Zu einer solchen gehörte jedenfalls ein dort gefundener keilförmiger Stein. Über den Graben führten auf Dämmen die Wege, die aus den Flankenthoren zu dem 52 m von der Front entfernten Kolonnenweg sich hinzogen. Am Badegebäude ist der Grundrifs gegenüber der Knappschen Zeichnung richtiggestellt worden. Es finden sich auch wie in Würzberg die beiden Räume seitlich vom Apodyterium. Aus den Einzelfunden sind die tegulae hamatae, die hier zur Wandheizung verwandt waren, hervorzuheben; vgl. T. I 15 und 16.

7. Lorch. Streckenkommissar: Steinke.

Nachdem man früher angenommen hatte, dafs das Kastell Lorch, in dessen Nähe bekanntlich der Pfahl die scharfe Biegung nach Osten macht, auf dem unmittelbar am Pfahl gelegenen Klosterhügel sich befunden habe, ist durch die 1893 begonnenen Reichsgrabungen festgestellt, dafs das Kastell auf dem Gelände stand, das jetzt Lorch selbst inne hat. In der Nähe der Kirche wurde die Umfassungsmauer gefunden. Das Kastell lag in dem Winkel zwischen Rems und Götzenbach und sollte das Remsthal schliefsen. Von den Thoren ist nur das westliche, die p. d., aufgegraben. Es war ein Doppelthor mit zwei Türmen. An der nördlichen Kastellseite ist ein Zwischenturm festgestellt. Das Innere ist wegen der Bebauung nicht näher zu erforschen, das praetorium wird innerhalb des Kirchhofes gelegen haben. Unter den Einzelfunden befinden sich viele Sigillata und der Grabstein eines Thonwarenhändlers, dessen Inschrift T. II 3 nach Zangemeister mitgeteilt ist.

Wiesbaden. Friedrich Lohr.

1) **W. Donle, Grundrifs der Experimentalphysik für humanistische Gymnasien, nach dem ministeriellen Lehrplane bearbeitet. Ausgabe B. Mit 136 in den Text gedruckten Figuren und 240 Übungsaufgaben. München und Leipzig 1897, E. Wolff. 180 S. 8. 2,40 M.**

Unter Zugrundelegung des im Kultus-Ministerialblatt 1891 veröffentlichten Lehrprogramms für humanistische Gymnasien in Bayern ist der vorliegende Grundrifs der Experimentalphysik durch Umarbeitung eines Realschulbuches entstanden. Die Bezeichnung „Ausgabe B" glaubt Ref. so verstehen zu sollen, dafs dieses Buch dem propädeutischen Lehrgange der Unterstufe dienen soll, denn die Frage, ob das Buch den Ansprüchen der Oberstufe unserer Gymnasien entspricht, müfste er nach Durchsicht des Grundrisses verneinen. Der Verfasser hat sich bemüht, eine sorgfältige Auswahl und Beschränkung des Lehrstoffes vorzunehmen und besonderes Gewicht auf die experimentelle Behandlung zu legen. Zunächst ist die geschickte Auswahl des Stoffes anzuerkennen, wenngleich die Beschränkung in der Praxis wohl noch weiter durchgeführt werden mufs; denn es ist klar, dafs z. B. die Fallgesetze auf der untern Stufe nur ausnahmsweise von einzelnen Schülern verstanden werden, die Ableitung der Centripetalbeschleunigung für diese Stufe zu schwer sein wird. Dafs eine eingehende mathematische Behandlung als ungeeignet vermieden wurde, kann nur gebilligt werden. Dann aber mufsten auch manche mathematische Ausdrücke physikalischer Gesetze vermieden werden, weil sie, soviel der Grundrifs zeigt, weder aus den Versuchen abgeleitet noch theoretisch bewiesen werden, also nicht verstanden werden können. Der Abschnitt über Chemie scheint dem Ref. zu kurz gekommen und für eine methodische Behandlung dieses Gegenstandes ungeeignet zu sein. Die experimentelle Behandlung ist im ganzen anzuerkennen und wäre nur an einzelnen Stellen etwas reicher auszugestalten. Vielen Abschnitten ist eine Anzahl von Aufgaben angefügt, die als Übungsmaterial willkommen sein werden. Sie sind fast alle so zu verwerten, dafs der Lehrer sie mit den Schülern gemeinsam genau und sorgfältig durcharbeitet.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

2) **Müller-Pouillet, Lehrbuch der Physik und Meteorologie. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage von Leopold Pfaundler, unter Mitwirkung von Otto Lummer. In drei Bänden. Mit gegen 2000 Holzschnitten, Tafeln, zum Teil in Farbendruck. Zweiter Band. Dritte Lieferung der ersten Abteilung. Braunschweig 1897, Vieweg und Sohn. S. 609—1192. 8. 9,50 M.**

Mit der jetzt erschienenen dritten Lieferung ist die erste Abteilung des zweiten Bandes des vortrefflichen Lehrbuches abgeschlossen. Da die Ausgabe der zweiten Abteilung, welche die Wärmelehre enthalten wird, möglichst beschleunigt werden soll, so wird das ganze Werk sehr bald vollständig in neunter Auflage vorliegen und dann eine vollständige und verläfsliche Darstellung

der physikalischen Wissenschaft, ihren neuesten Fortschritten entsprechend, enthalten.

Die jetzt vorliegende dritte Lieferung kommt an Umfang den beiden ersten zusammen gleich. Sie beginnt mit der zweiten Hälfte des XI. Kapitels, welches über das Auge und die Gesichtsempfindungen handelt. Es werden namentlich die subjektiven Erscheinungen dieses Gebietes und im Anschlufs daran die Farbentheorieen von Young-Helmholtz und die von Hering erörtert. Den Gegenstand des XII. Kapitels bildet die Strahlenbegrenzung und die von ihr abhängige Lichtwirkung optischer Systeme. Dieses wichtige Gebiet umfafst in drei Abschnitten die Lehre von der Apertur und Vergröfserungskraft, die Lehre von der Intensität objektiver und der Helligkeit subjektiver Bilder, die durch optische Systeme centrierter Kugelflächen entworfen werden, und die Abbildungsgesetze für nicht selbstleuchtende Objekte. Im XIII. Kapitel, welches von den optischen Instrumenten handelt, finden wir zunächst eine sehr eingehende Darstellung der photographischen Systeme und ihrer Theorie. Daran schliefst sich die Besprechung der Projektions-Apparate und Lupen, endlich der Okular-Apparate, des zusammengesetzten Mikroskops und des Fernrohres.

Der Inhalt der beiden letzten Kapitel zeigt eine fast vollständige Umarbeitung der früheren Auflage und ist von O. Lummer teilweise ganz neu zur Darstellung gebracht. Auch die beiden folgenden Kapitel über Interferenz und Beugung des Lichtes mufsten von demselben Autor überarbeitet und ergänzt werden. Sie enthalten beide des Interessanten sehr viel, z. B. die grofsartige Leistung Michelsons, welcher die ganze Länge eines Meters unter Verwertung von Interferenzen bei hohem Gangunterschiede in Wellenlängen einfachen Lichtes auswertete, ferner die Theorie und Anwendung der Gitterspektra.

Im XVI. Kapitel hat L. Pfaundler die geradlinige Polarisation des Lichtes durch Reflexion und Brechung behandelt, im XVII. die doppelte Brechung einschliefslich der konischen Refraktion. Das XVIII. Kapitel widmet er der chromatischen Polarisation oder den Farbenerscheinungen, die doppelbrechende Krystallplatten im polarisierten Lichte zeigen. Schliefslich wird im XIX. Kapitel das elliptisch und circular-polarisierte Licht, insbesondere die Erscheinungen bei Zuckerlösungen, der Weinsäure und der Traubensäure, zur Darstellung gebracht.

Im Anhange findet man zwölf vortreffliche Tafeln, von denen sechs in Farben ausgeführt sind. Sie enthalten Emissions- und Absorptionsspektra, das normale Sonnenspektrum, Beugungs- und Interferenzspektra, sowie Abbildungen der Interferenzfarbenerscheinungen, die mit Hilfe von Krystallplatten erzeugt werden können.

Den Schlufs bildet ein ausführliches Inhaltsverzeichnis der

gesamten ersten Abteilung, in welcher die Optik vollständig behandelt ist.

Berlin. R. Schiel.

W. Meyer, Das Weltgebäude, eine gemeinverständliche Himmelskunde. 14 Lieferungen zu je 1 M mit etwa 325 Abbildungen im Text, 9 Karten und 29 Tafeln in Farbendruck, Heliogravüre und Holzschnitt. Leipzig und Wien 1897, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Der durch seine zahlreichen populären astronomischen Schriften längst bekannte Verfasser versucht in dem jetzt erscheinenden Werk eine durchaus gemeinverständlich gehaltene, insbesondere keine mathematischen Kenntnisse voraussetzende Darstellung des heutigen Standes der Astronomie zu geben. Bei der astronomischen Sachkenntnis und eleganten Schreibweise des Verfassers und bei der gewifs vorzüglichen Ausstattung, welche die Verlagshandlung auch diesem Werke durch Abbildungen und Tafeln geben wird, läfst sich wohl schon voraussagen, dafs das Werk ungeachtet seiner nachher zu besprechenden Mängel eine schätzenswerte Ergänzung des vom Bibliographischen Institut herausgegebenen populärwissenschaftlichen Sammelwerkes „Allgemeine Naturkunde" bilden und trotz der bereits vorhandenen trefflichen populärastronomischen Werke — wir erinnern nur an Littrows „Wunder des Himmels" — seinen Leserkreis finden wird.

Abgesehen von der Einleitung soll das Werk in zwei Teile zerfallen, deren erster die Beschaffenheit und deren zweiter die Bewegungen der Himmelskörper behandeln wird. Im ersten Teil soll zunächst der Mond besprochen werden, dann die Planeten, die Kometen, die Meteore, das Tierkreislicht, sodann die Sonne und schliefslich die Fixsterne. Ref. kann diesen Weg, bei dem die Sonne, der Himmelskörper, der sich unserer Beobachtung doch bei weitem am ersten aufdrängt und für uns wichtiger ist als alle anderen zusammengenommen, erst nach den Meteoren und dem Tierkreislicht behandelt wird, nicht natürlich finden, auch nicht bei „rein induktivem Verfahren", welches Verf. beobachten will; er hat ihn wohl auch nur eingeschlagen, um den schon so oft begangenen zu vermeiden.

Der zweite Teil wird der Hauptsache nach von der scheinbaren und wahren Bewegung der Gestirne handeln; aufserdem aber soll er auch über die astronomischen Mefswerkzeuge, über die Gestalt und Gröfse der Erde, zum Schlufs über die Entwickelungsgeschichte der Weltkörper Auskunft geben.

In dem uns vorliegenden ersten Heft des Werkes hebt Verf. zunächst die Bedeutung der Astronomie, den hohen geistigen Genufs, welchen die Beschäftigung mit ihr verleiht, hervor, ein zweites Kapitel handelt vom Licht und vom Fernrohr, ein weiteres von der Himmelsphotographie. Die beiden ebenfalls noch zur

Einleitung gehörenden Kapitel über Photometrie und Spektralanalyse befinden sich noch nicht im ersten Heft.

So wenig die Sachkenntnis des Verfassers in astronomischen Dingen in Frage steht, so wenig kann man ihm doch bisweilen bei der Erklärung optischer Phänomene beipflichten. Es beruht auf einer unrichtigen Auffassung der Wellentheorie des Lichtes, wenn Verf. auf S. 18 sagt: „Unser Auge erkennt, ob das Licht intensiv ist, d. h., ob sehr viele Atome (Verf. meint hiermit Ätherteilchen) gleichzeitig von derselben Richtung her auf die Netzhaut schlagen; es bestimmt ferner die Farbe des Gegenstandes, das heifst, wie schnell die Atome aufschlagen“. Die Intensität hängt vielmehr von der Amplitude der transversal zur Strahlrichtung schwingenden Ätherteilchen und die Farbe von der Wellenlänge ab. Von einem „Anprall“ der Ätherteilchen auf unsere Netzhaut, wie Verf. sich des öfteren ausdrückt, darf man vom Standpunkt der Wellentheorie, auf dem Verf. zu stehen behauptet, nicht sprechen. Verf. hat sich offenbar von der Newtonschen Emissionstheorie noch nicht loszureifsen vermocht. So spricht er auf S. 19 von einem „Hagel von Atomstöfsen“, wobei er wieder im Gegensatz zu der in der Physik und Chemie üblichen Ausdrucksweise das Wort Atom als gleichbedeutend mit Ätherteilchen nimmt. Auf der nämlichen Seite sagt er, durch das Fernrohr gelinge es, „mehr schwingende Atome aufzufangen, als das Auge unter gewöhnlichen Umständen aufzunehmen vermag“. Als ob durch die Benutzung eines Fernrohres die Anzahl der im Auge befindlichen Ätherteilchen auch nur um ein einziges vermehrt würde! Staunen erregen müssen die Worte auf S. 48: „Die Fläche, auf der sich die vom Monde herkommenden Lichtatome in dem Instrument zusammendrängen“. Noch nie ist ein „Lichtatom“ vom Mond auf die Erde gekommen, und durch ein Fernrohr den Äther zu komprimieren, „die Lichtatome zusammenzudrängen“, hat noch kein Astronom fertig gebracht. Es würde natürlich zu weit führen, wollten wir auf alle unrichtigen Stellen hier hinweisen, nur erwähnen wollen wir noch, dafs in der Figur auf S. 25 das von einem Hohlspiegel entworfene Bild aufrecht gezeichnet ist, während es bekanntlich verkehrt sein mufs.

Die Besprechung der später erscheinenden Hefte, wo Verf. nicht mehr das der Astronomie zwar recht nahe, ihm selbst aber wohl ferner liegende Gebiet der Optik zu betreten braucht, wird vermutlich eine günstigere sein können; in jenem Gebiet aber ist Wilhelm Meyers „Weltgebäude“ bei dem Leser, der hier nicht schon genau Bescheid weifs, Verwirrung hervorzubringen geeignet.

Jena. Otto Knopf.

1) A. Wauer, Neue Beiträge zur Methodik der Erdkunde. I. Über den Anteil der Geographie an der heimatkundlichen Disziplin. Ein Versuch zur Klärung einer Streitfrage. Mit 3 Karten in Kuhnerts Reliefmanier. Dresden 1896, A. Müller-Fröbelhaus. VI u. 82 S. 8. 1,50 M.

Das I. Heft der „Beiträge" ist nicht gerade für höhere Lehranstalten bestimmt, wenigstens wird in zahlreichen Hinweisen und in der Anwendung greifbarer Beispiele durchweg auf den Lehrgang der Volksschule hingedeutet, aber für die höheren Schulen ist es darum von nicht minderer Bedeutung, und der Lehrer der lehrplanmäfsig noch leitfadenlosen Sexta hat darin eine wahre Fundgrube von Anweisungen, wie er die Sache nutzbringend angreifen kann. Die „Streitfrage", um die es sich hier handelt, ist im wesentlichen die, wozu die Heimatkunde dienen soll, und der Versuch zu ihrer Klärung geht dahin, dafs der übermäfsig erweiterte Rahmen dieses Unterrichtszweiges, der bis zu einer „Grundlage aller Realien" ausgedehnt worden ist, verengert und der Anteil, den die Geographie an ihm beanspruchen mufs, sichergestellt werde. Die praktischen Darlegungen des Verf.s und die Entwicklung des Lehrganges auf Grundlage bestimmter Landschaften, nämlich 1) Chemnitz und Umgebung, 2) Dresden und Umgebung, 3) Königreich Sachsen, arbeitet in engem Anschlufs an drei entsprechende Plankarten in Kuhnerts Reliefmanier, die in der That alles des Lobes würdig sind, das ihnen auf S. 18 ff. nachgesagt wird. Bei ihnen „ist der Boden aus Gips dargestellt gedacht, er wird von links beleuchtet, weil in der Schulstube das Licht stets von links einfällt, und unter der Einwirkung der Licht- und Schattengesetze dargestellt". Diese Darstellungsweise veranlafst den Beschauer, zu den flächenartig sich ausbreitenden Bildern stets die dritte Dimension hinzuzudenken und ihren Gegenständen auch aus der Ferne körperliche Eigenschaft beizulegen, wie W. ganz richtig sagt. Sie geben die Sache am besten wieder, weil sie ihr am ähnlichsten sind. Durch eine Reihe von Plänen, „Vorkarten" und „flüchtigen Faustskizzen", die aber eben wegen ihrer „Flüchtigkeit" nachahmenswerte Vorbilder bieten, leitet der Verf. hinüber in die richtige Bildung von Raumbegriffen und in das Verständnis der Kuhnertschen Karten. So wird ihm die Heimatkunde zum geographischen Vorkursus, ohne dafs dabei das Eingehen auf andere Beziehungen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens verschmäht wird.

2) L. Neumann, Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten. Im Anschlufs an E. Debes' Schulatlanten. I. Teil: Lehrstoff für Sexta, Quinta, Quarta. Leipzig 1897, Wagner & Debes. VIII u. 136 S. 8. Steif broschiert 0,80 M.

Das Lehrbuch folgt der Stoffordnung der Lehrpläne von 1892, doch so, dafs ein Drittel seines Umfangs auf die Sexta entfällt, da der Verf. sich wie auch manche andere Leute nicht der Notwendigkeit verschliefsen kann, „dafs dem Lehrer für den einzu-

schlagenden Weg ein Leitfaden und dem Schüler eine Richtschnur für die häusliche Wiederholung an die Hand gegeben werde". Dieser Sexta-Teil enthält die „Einführung in das Verständnis von Globus und Karte", die auch für die einschlägigen Erweiterungen in der IV ausgenutzt werden soll, und eine „allgemeine Übersicht der Erdoberfläche", letztere auf 18 S. mit nicht gerade wenigen Namen. Auffallenderweise mangelt ihnen mit Ausnahme weniger Ton-Accente jede Aussprache-Bezeichnung. Während sich gegen den Text nur sehr wenige sachliche Einwendungen erheben lassen, möchte man dem Sexta-Teile eine mehr dem jugendlichen Auffassungsvermögen angepafste Sprache und diesem wie den übrigen Teilen etwas mehr Lebhaftigkeit wünschen. Die Sätze sind vielfach zu lang und zu viel gegliedert. Je ein weiteres Drittel kommt sodann auf Mitteleuropa, insbesondere das Deutsche Reich, und das aufserdeutsche Europa. In jenem tritt die politische Einteilung „im Sinne der modernen Landeskunde" durchaus hinter der Bodengestalt zurück, noch mehr als in der bekannten „Erdkunde für Schulen" von A. Kirchhoff. Auch der Verf. verschliefst sich nicht der Einsicht, dafs unter dieser Zerlegung der Länder nach Bodenabschnitten die Übersicht leiden kann, und hat dem abzuhelfen gesucht dadurch, dafs er Tabellen von Städten mit Einwohnerzahlen einschaltet, die entweder nach Bodenabschnitten oder nach Staaten bez. Provinzen gruppiert sind. Für die Einprägung der politischen Gliederung bleibt danach dem Schüler nur der Atlas, den das Buch mit seinem Texte begleitet, und die Tabelle (S. 52) mit Zahlen für Flächengröfse und Einwohner der deutschen Einzelstaaten. Für diejenigen, welche das Werk in N.s Sinne angefafst zu sehen wünschen, ist sein Buch ein brauchbarer Leitfaden. Bemerkt sei noch, dafs Neifse und Glatz (S. 73) keine Festungen mehr sind, dafs unter den Kanälen des nordost-deutschen Flachlandes (S. 75) der neueste und wichtigste fehlt, nämlich der Oder-Spree-Kanal, dafs Linden mit Hannover nicht fast ganz zusammengewachsen (S. 81), sondern immer noch von diesem durch einen leidlich breiten Flufs getrennt ist, und dafs der amtliche Titel von Bremen lautet „Freie Hansestadt"; nur Hamburg und Lübeck führen das „und". Druckfehler finden sich S. 32 Z. 6 v. u., S. 65 Z. 12 v. u. und S. 74 Z. 11 v. u.

Hannover. E. Oehlmann.

Debes' neue Wandkarten der Erdteile und Planigloben.

Die zahlreichen Schulen, in denen Debes' Schulatlanten eingeführt sind, werden bei Neuanschaffung von Erdteil- und Planiglobenkarten schon darum gern nach der in der Überschrift genannten Sammlung greifen, weil diese in Stoffauswahl und Darstellungsweise sich eng an die in jenen Atlanten eingehaltene anschliefst. Und es ist doch sehr wünschenswert, dafs der Schüler

einen bestimmten Landraum an der Wandkarte wie in seinem Atlas gleichmäfsig veranschaulicht bekommt, nicht aber mit verschiedentlichen Abweichungen im einzelnen, die blofs der Willkür der Kartenzeichner entstammen. Indessen auch wo andere als Debes' Schulatlanten sich in Händen der Schüler befinden, wird man die hier zu besprechenden Wandkarten mit gutem Erfolg verwenden können, zumal es für jene meist gar keine konformen Wandkartendarstellungen giebt.

Es liegen uns vor:

Debes' Politische Wandkarte der Erde in Planigloben.
a) Westhälfte. 1,60 m hoch, 1,74 m breit. 6 M.
b) Osthälfte. desgl.

Debes' Physikalisch-politische Wandkarte von Asien. 1 : 7 400 000. 1,60 m hoch, 1,75 m breit. 10 M.

Debes' Physikalisch-politische Wandkarte von Afrika. 1 : 6 000 000. 1,74 m hoch, 1,40 m breit. 8 M.

Debes' Physikalisch-politische Wandkarte von Nord-Amerika. 1 : 5 500 000. 1, 74 m hoch, 1,50 m breit. 10 M.

Debes' Physikalisch-politische Wandkarte von Süd-Amerika. 1 : 5 500 000. 1,60 m hoch, 1,16 m breit. 6 M.

Debes' Wandkarte von Australien und Polynesien. 1 : 7 500 000. 1,60 m hoch, 1,74 m breit. 10 M.

Alle diese Karten zeichnen sich wie die früher in der nämlichen Sammlung bei Wagner und Debes in Leipzig erschienenen Darstellungen der Erde (in Merkator-Entwurf), Europas und des Deutschen Reichs aus durch vollgenügende Fernwirkung beim Klassenunterricht, durch methodisch tadellose, mafsvolle Stoffauswahl, dem Auge wohlthuendes Kolorit und wissenschaftliche Zuverlässigkeit. Die Erdteilkarten geben, wie das jetzt allgemein gebräuchlich ist, vornehmlich den Umrifs, den Bodenbau nebst den Gewässern wieder, und zwar die Niederungen in grünen, die Hochländer in bräunlichen Abtönungen, wobei die Gehänge (Plattenabfälle wie Gebirgsflanken) noch durch dunklere Schummerung ebenso kräftig hervortreten wie die Flüsse durch starke Linien in Schwarz. Das Meer bildet in zartem Blau (bei Tiefen bis zu 200 m) oder in intensiverem Blau (bei gröfseren Tiefen) eine eindrucksvolle Umrahmung des Landes. Die politischen Grenzen sind den Hauptkarten in roten Linien eingetragen; Nebendarstellungen kleineren Mafsstabes bieten die Staatsgebiete in augenfälligerem Flächenkolorit dar. Zu zweckmäfsigem Gröfsenvergleich ist eine Karte des Deutschen Reichs in gleichem Mafsstab seitlich beigefügt.

Die beiden Planiglobenkarten bringen vornehmlich die Areale der Staatsgebiete zum Ausdruck. Das ermöglicht eine weit bessere Beurteilung ihrer Gröfsenverhältnisse als auf der Erdübersichtskarte im Merkator-Entwurf, wo die Natur des letzteren alle Räume in niederen Breiten zu klein, alle in höheren zu grofs erscheinen läfst gegenüber denen in mittleren Breiten. Und zur vergleichenden Überschau der Naturbeschaffenheit der ganzen Erde (Gebirgs- und

Gewässerverteilung, Meeresströme u. dgl.) hat man ja eben an der Merkatorkarte derselben Wandkartensammlung den besten Anhalt. Am unteren Rand finden wir noch ein paar lehrreiche Beigaben auf den Halbkugelkarten: auf der einen die Meerestiefen der einzelnen Ozeane nebst den wichtigsten Gipfelhöhen der Gebirge in naturgemäfsen Gruppierungen, auf der anderen in farbigen Quadraten die Hauptstaaten Europas nebst ihrem Kolonialbesitz einerseits nach Flächengröfse, andrerseits nach Volkszahl.

Betonen wir noch, dafs auf sämtlichen Karten auch die grofsen Verkehrslinien, sowohl die festländischen als die ozeanischen, sorgfältig und mit methodischer Berücksichtigung des Schulbedürfnisses eingetragen sind, so dürfte aus alledem wohl hervorleuchten, dafs wir es hier mit ganz vorzüglich brauchbaren Unterrichtshilfsmitteln zu thun haben.

Für Neuauflagen erübrigen nur ganz wenige Berichtigungswünsche. Die Rechtschreibung der Namen in den deutschen Schutzgebieten verdient etwas folgerichtiger gestaltet zu werden; jetzt liest man neben Formen der amtlichen Schreibung (Mpapwa, Bagamoyo, Rufidji) den nach deutschem Lautwert der Buchstaben geschriebenen Namen Kilima-Ndscharo. Auch nicht ganz folgerecht erscheint Canarische Inseln neben Kapverdischen. Der Renntier-See im britischen Nordamerika ist versehentlich zu einem „Rentier-See" geworden. Recht sehr begrüfsen wir die Schreibung „Kalachari"-Wüste (denn das übliche „Kalahari" verleitet nur zu falscher Aussprache); besser aber dünkt „Kalachari-Steppe", da es doch nur ein alter Mifsbrauch ist, diese Buschsteppe eine Wüste zu nennen. Das grönländische Südkap wird zwar gewöhnlich Kap Farewell benannt, warum aber den dänischen Namen „Farevel" eines dänischen Vorgebirges englisch formen? Auf der Karte von Südamerika ist die Lage der Isthmusstadt Colon nahezu nördlich von Panama angegeben statt nordwestlich. Der Chankasee der russischen Mandschurei erscheint auf der Karte von Asien abflufslos, während er thatsächlich in den Ussuri abwässert. Nansens nördlichster Punkt ist 86° 13′ 36″ oder abgerundet 86° 14′ gewesen und von ihm im April 1895 erreicht worden; das steht richtig auf der Karte des östlichen Planiglob, jedoch befindet sich hiermit im Widerspruch die betr. Angabe auf der Karte von Asien. Endlich beträgt die Höhe des Aconcagua 7000, nicht 7300 m. Fitzgeralds vorläufige barometrische Höhenbestimmung lautete zwar auf 24 000 Fufs (7300 m); es hat sich aber nachher herausgestellt, dafs seine Aneroide in Unordnung geraten waren; nach genauen trigonometrischen Messungen von fünf verschiedenen Standpunkten aus hat Fitzgerald jüngst mitgeteilt, dafs er diesem höchsten Gipfelpunkt Amerikas eine Höhe von „ein wenig über 23 000 Fufs" d. h. rund 7000 m zuschreiben müsse.

Giebichenstein. A. Kirchhoff.

Franz Bley, Botanisches Bilderbuch für jung und alt. Erster Teil, umfassend die Flora der ersten Jahreshälfte. 216 Pflanzenbilder auf 24 Tafeln. Mit erläuterndem Text von H. Berdrow. Berlin 1897, Gustav Schmidt (vormals Robert Oppenheim). XI u. 96 S. 4. geb. 6 M.

Das botanische Bilderbuch stellt sich die Aufgabe, „jung und alt zwanglos durch Bild und Wort in das Reich der Pflanzen einzuführen“. Das ist ein dankenswertes Unternehmen; denn die meisten Floren bieten dem Anfänger zu grofse Schwierigkeiten oder scheuchen ihn durch den trockenen Ton der Beschreibungen zurück. Dafs Abbildungen die Arbeit des „Bestimmens“ ganz ungemein erleichtern, ist von Hause aus klar. Das Verlangen danach ist so dringend, dafs selbst ein so eingebürgertes Buch wie Garckes „Flora Mitteldeutschlands“ jetzt mit Zeichnungen erscheint, die den Text erläutern. — Herr Bley aber erstrebt mehr: seine Aquarelle wollen für sich allein — selbst ohne Hilfe des Textes — ein Erkennen der Pflanzen gewährleisten.

Es sind stimmungsvolle Habitusbilder. Beinahe jedem merkt man den liebevollen Beobachter der Natur an. Plastisch treten, trotz der geringen Gröfse der Wiedergabe, die dargestellten Pflanzen aus dem mattgrauen Grunde hervor. Sie wirken wie frisch gepflückte, mit dem ganzen Reize der Natur selbst. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wird das Erkennen der Pflanze auch dem Anfänger leicht werden; denn das Charakteristische des Gesamteindrucks ist meist scharf wiedergegeben. Sicherheit des Erkennens, ja überhaupt die Möglichkeit eines wirklichen Bestimmens hätte Herr Bley allerdings erst dann erreicht, wenn er die einzelnen jeweilig diagnostisch wichtigen Teile der Pflanze vergröfsert wiedergegeben hätte. Das hat er aber ganz unterlassen, wahrscheinlich, weil er mit Unrecht fürchtete, dadurch den künstlerischen Eindruck zu zerstören. Einige Pflanzen sind durch dieses Unterlassen sogar unerkennbar gemacht, wie die Gräser, wo die Einzelährchen hätten dargestellt werden müssen, Spinat und Sauerampfer (Tafel 19), deren zierliche Sträufschen kein Bild der Pflanze gewähren, Tragopogon (Tafel 16), wo die unteren Blätter durchaus nicht fehlen dürfen. — Dazu kommt, dafs die gröfsten wie kleinsten Pflanzen auf dasselbe Format gebracht sind, wodurch manche (z. B. die Rofskastanie Tafel 8) ein fremdartiges Aussehen bekommen.

Ich mache noch auf einige kleine Mängel aufmerksam, deren Abstellung den Bildern zum Vorteil gereichen dürfte. Bei Corydalis cava (Tafel 6) zeigen die Stengelblätter zu wenig den eigenartigen doppelt dreizähligen Bau; auch sind die Lappen zu spitz. Der untere Stengelteil durfte nicht fehlen, da seine Schuppenlosigkeit ein wichtiges Artmerkmal ist. Chrysosplenium (Tafel 6) zeigt zu wenig die flache Ausbreitung der oberen Stengelblätter. Auf Tafel 7 sind bei Luzula die Haare an den Blattscheiden nicht gezeichnet. Auf Tafel 16 ist Knautia wegen der mangelnden

Wurzelblätter nicht zu erkennen. Auf Tafel 17 zeigen die Zweige der Heidelbeere keine Spur der so charakteristischen Stengelrinnen. Die Blätter der Preifselbeere (ebenda) sind zu spitzig, der Charakter von Menyanthes nicht scharf genug wiedergegeben. Auf Tafel 18 ist die als Artmerkmal sehr wichtige Weifsfleckigkeit der Laubblätter von Galeobdolon luteum gar nicht angedeutet; das winzige Stengelstückchen von Pedicularis bringt kaum den richtigen Effekt hervor.

Wünschenswert wäre es gewesen, dafs zu den biologischen Angaben des Textes die Tafeln die zum Verständnis nötigen Zeichnungen gebracht hätten.

Der von Berdrow verfafste Text verhält sich im Prinzip ablehnend gegen die Forderung einer zum Bestimmen geeigneten Beschreibung. (Vergl. Einleitung!) Er bringt aber trotzdem — und das möchte ich besonders anerkennen — durchweg Gröfsenangaben und nennt die natürliche Familie wie die Linnésche Klasse. Auch werden zuweilen schätzbare zum Bestimmen geeignete und zum Teil in den Bildern nicht dargestellte Merkmale angeführt.

Seinen Hauptzweck findet der Text des Buches aber in dem Übermitteln von Kenntnissen über die Lebensäufserungen der Pflanzen. Und das ist recht so; denn erst hierdurch wird die Pflanzenkunde zu einer Beschäftigung mit der lebenden Natur. Der Stoff, der dabei vorgeführt wird, ist ungemein grofs, ja der Herr Verfasser hätte vielleicht gut gethan, etwas weniger zu bringen, um hier und da ausführlicher und eindringlicher die immerhin schwierigen Themata zu behandeln. Zumal fürchte ich, dafs manches über Wasserleitungen, Verdunstungserscheinungen, Vermehrung der Sporenpflanzen Gesagte dem Anfänger unklar bleibt. Dies um so mehr, als der Herr Verfasser auf eine Anordnung nach der Schwierigkeit des Stoffes hat verzichten müssen.

Einige Versehen sind mir aufgefallen. Die Haare der Vogelmiere sind nicht als Wasserleitung zur Wurzel hin, sondern als Vorrichtung zur oberirdischen Wasseraufnahme zu deuten. Die Schuppenwurz (S. 10) gilt nicht mehr als Tierfängerin. Was B. mit dem Satze meint: „nur den Liebhabern der Kirschfrüchte wird der Genufs gegönnt, die zur Verbreitung der Kerne fähig sind; alle anderen gleiten trotz ihrer Kletterkünste von der glatten Frucht oder dem dünnen Stiel (!) unverrichteter Sache zur Erde“, ist nicht recht ersichtlich. Die Angabe, dafs das Blatt der Gagea lutea bisweilen kleine Knospen trägt, dürfte vielleicht auf einer Verwechselung mit der südrussischen G. bulbifera beruhen, die aber nicht (wie Cardamine) auf den Blättern, sondern (wie Ficaria) in den Blattachseln Brutknospen produziert. Der auf Berberis schmarotzende Pilz ist das Aecidium Berberidis, aus seinen Sporen entsteht die Uredo linearis, die im Herbste dunkle Wintersporen hervorbringt. Nur in dieser letzten Er-

scheinungsform wurde die Uredo früher mit dem Namen Puccinia graminis belegt. (S. 36.) S. 90 ist die ältere Ableitung des Namens Holunder = hohler Baum gegeben statt Baum der Holla. Ebenso schliefst sich B. der Deutung Mährrettich = Pferderettich an statt der anderen Meerrettich, für die doch jedenfalls der feuchte Standort der Pflanze spricht.

Der Stil ist korrekt und erhebt sich oft zu einer ansprechenden Wärme. Vielleicht hätte B. bei dem Zwecke des Buches etwas mehr auf gute Verdeutschungen der lateinischen Terminologie bedacht sein können. — Druckfehler habe ich nicht bemerkt. Die Ausstattung des Buches ist vornehm, und der Preis ein angemessener.

Alles in allem ist das „botanische Bilderbuch" eine recht verdienstliche Leistung auf dem Gebiet der Jugendlitteratur. Es kann dem Anfänger eine Reihe anderer Bücher ersetzen und wird hoffentlich recht vielen Naturliebhabern, jungen wie alten, mancherlei Anregung geben zu der Beschäftigung mit der Natur selbst. Das Buch kann zur Anschaffung für Schulbibliotheken und als Geschenk für Knaben und Mädchen warm empfohlen werden.

Allenstein O.-Pr. B. Landsberg.

---

1) „Allweg gut Zollern zu Wasser und zu Lande!" Dichtung von Prof. Dr. Franz Müller-Quedlinburg. Für Männerchor mit Orchester komponiert und für gemischten Chor arrangiert von N. Bartmufs. Op. 22. Quedlinburg, Verlag von Chr. Friedr. Vieweg. Partitur 4 M, Chorstimmen je 30 Pf, Orchesterstimmen 3 M.

Der Text giebt in markigen Worten der Freude Ausdruck, die jeder Deutsche über die Fürsorge unseres Kaisers für das Ansehen des Reiches empfindet. Begeistert ruft der Verf., dem wir schon viele patriotische Dichtungen verdanken, aus:

Von einem Pol zum andern,
Von Osten hin zum West
Soll kühnen Fluges wandern
Dein Aar zum Felsennest.
Stolz soll dein Banner wehen,
Laut brausen dein Hurra,
Und nimmer soll vergehen
Dein Glanz, Germania!

Dem Dichter hat sich ein tüchtiger Komponist (Musikdirektor in Dessau) verbündet. Seine Musik zeigt ungewöhnliche Kraft und bei aller Wucht doch eine wohlklingende Harmonisierung, ist dabei reich an lyrischen Stellen und leicht sangbar. Das Blasorchester — 2 Trompeten, 2 Hörner, 2 Tenorhörner, Posaunen und Tuba, dazu Pauken — unterstützt, ohne grofse Anforderungen an die Ausführenden zu stellen, den kernigen Rhythmus und wird

bei einem grofsen Chore von bedeutender Wirkung sein. Bei kleinen Männerchören und bei gemischten Chören, wie sie die Schulen stellen, genügt die beigegebene Klavierbegleitung. Wir empfehlen das Chorwerk für alle patriotischen Feste, zunächst für die Feier des zehnjährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät am 15. Juni dieses Jahres.

Zu diesem kommt auch der folgende Sang gerade recht:

2) „Heil Dir auf dem Kaiserthron,
„Weifsbarts Enkel, Friedrichs Sohn!"

Dichtung von Prof. Dr. Franz Müller-Quedlinburg. Für gemischten Chor, Männerchor oder dreistimmigen Schülerchor (Sopran, Alt und eine Männerstimme) mit Begleitung des Pianoforte (ad libitum) komponiert von Friedr. E. Koch. Op. 5. Quedlinburg, Verlag von Chr. Friedr. Vieweg. Klavierauszug 1,50 M. Sämtliche Chorstimmen je 10 Pf.

Auf, mein Deutschland, lob' den Herrn,
Dank' dem Könige der Welt,
Dafs er Hohenzollerns Stern
Dir zum Heile hat bestellt!

So hebt der Text an, der in schwungvollen Worten die Tugenden unseres allverehrten Kaisers feiert. Ihm schliefst sich die ebenso sangbare wie melodische Tonweise trefflich an. Feierlich beginnt sie mit vollen Akkorden in Es-dur. Im Zeitmafs des lebhaften Marsches einsetzend, geht die Melodie allmählich in das weiche G-dur über, um nach kurzer Durchführung aller vier Stimmen durch C-moll und Es-dur wieder in einer G-dur-Kadenz auszuruhen. Die hieran geschlossene Coda wendet sich mit mächtiger Steigerung und Bewegung in allen Stimmen zum feierlich ausklingenden Es-dur zurück. Das Ganze prägt sich als sogen. durchkomponiertes Strophenlied sofort Sängern und Hörern sympathisch ein. Der bereits wohlbekannte Komponist (Gesanglehrer am Lessing-Gymnasium in Berlin) hat ein Lied geschaffen, das viele Freunde finden wird.

H. J. Müller.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreiches Preufsen seit dem Jahre 1879.

52. Band: 11. Direktoren-Versammlung in der Provinz Schlesien. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. 252 S. Lex. 8. 6 M.

I. In welcher Art und in welchem Umfange sind die durch die Lehrpläne vom 6. Januar 1892 geforderten Belehrungen über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung zu geben?

II. In welcher Weise sind die von den Lehrplänen geforderten deutschen Ausarbeitungen in den einzelnen Lehrfächern einzurichten und über das Schuljahr zu verteilen, und wie sind sie zu beurteilen bezüglich der Gesamtleistungen a) in den einzelnen Fächern und b) im deutschen Ausdruck.

III. Zeit, Umfang und Methode des physikalischen Unterrichts a) auf dem Gymnasium, b) auf dem Realgymnasium.

Die XXII. Hauptversammlung des Vereins von Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck

fand am 26. Mai in Marburg a. d. Lahn statt. Anwesend waren 175 Mitglieder. Eröffnet wurde die Versammlung durch den Vorsitzenden des Ortsausschusses, Gymnasialdirektor Dr. Buchenau, in der neuen Aula des Gymnasiums. Er begrüfste die erschienenen Mitglieder des Vereins und Ehrengäste, seine Excellenz den Herrn Oberpräsidenten Magdeburg und den Herrn Regierungspräsidenten Grafen Clairon d'Haussonville, sowie den Provinzial-Schulrat Herrn Geheimrat Dr. Lahmeyer, indem er die Hoffnung aussprach, dafs das Zusammenwirken der Behörden und der Lehrer der Schule zum Segen gereichen möge. Provinzial-Schulrat Dr. Pähler war durch amtliche Geschäfte verhindert, der Versammlung beizuwohnen. Auch an die erschienenen Vertreter der Universität wandte er sich und gedachte der innigen Beziehungen, welche das alte Pädagogium seit 1527 mit der Universität verknüpften; aus ihm hat sich 1833 das Gymnasium entwickelt. Dann wurde das Andenken der im verflossenen Jahre verstorbenen Mitglieder des Vereins durch Erheben von den Plätzen geehrt.

Der erste Punkt der Tagesordnung war der Jahresbericht des ständigen Ausschusses von Professor Dr. Lohr (Wiesbaden). Er berichtete zunächst von den Schritten, die geschehen waren in Bezug auf die Gehaltserhöhung der Lehrer, indem er auf die Denkschrift hinwies, die am 15. Juni 1896 an den Herrn Unterrichtsminister abgesandt wurde. Eingehend handelte er von der Lage der Lehrer an städtischen Schulen und den Gründen, weshalb vorläufig von einer Petition im Interesse der Amtsgenossen dieser Schulen abgesehen wurde, da es sich ja zunächst um eine Aufbesserung der staatlichen Beamten, nicht um eine Lehrergehaltserhöhung handelt. Die nächste Delegiertenkonferenz wird sich nun eingehender mit der Lage der Lehrer an den städtischen Anstalten zu beschäftigen haben. Im weiteren spricht sich der Vorsitzende zur neuen Prüfungsordnung für Einführung nur eines, des Oberlehrerzeugnisses aus und hofft, dafs dieser Wunsch erfüllt werde. Dann von der Vereidigung der Kandidaten als Ziel, dafs, wie die Referendare, auch die Seminarkandidaten vereidigt würden, von der Lage der Hilfslehrer und den Bestrebungen, eine Verbesserung derselben herbeizuführen, fernerhin von der Normalstundenzahl und ihrer Herabsetzung, von der sog. Funktionszulage und der Mifslichkeit dieser Einrichtung. Weiterhin wurde die Beteiligung an der Magdeburger Sterbekasse empfohlen. Der Vorsitzende erntete für seinen eingehenden, warmherzigen, mafsvollen Vortrag lebhaften Beifall. Es folgte dann die Rechnungsablage.

Hieran schlofs sich ein Bericht des Oberlehrers Müller-Frankfurt über die Statuten der zu gründenden Hilfskasse mit dem Zwecke, Mitglieder des Vereins und Hinterbliebene derselben in Notfällen zu unterstützen. Das Kapital wird sich aus den Überschüssen der Jahreseinnahmen der Vereinskasse, die zu 90 Prozent der Hilfskasse überwiesen werden, bilden.

Für das Jahr 1898 wurde Höchst am Main als Ort der Hauptversammlung bestimmt, als Tag der 18. Mai (Tag vor Christi Himmelfahrt).

Hierauf hielt Professor Dr. Kius-Cassel einen Vortrag über das griechische Theater. Der Redner schildert die Verdienste Dörpfelds um die Erkenntnis des griechischen Theaterbaues, der zuerst eine ganze Reihe von Bauten, wie sie hintereinander auf demselben Boden gestanden hatten, konstruierte. Durch seine Arbeiten sind unsere bisherigen Ansichten von den griechischen Bühneneinrichtungen in wesentlichen Dingen umgestofsen. Professor Kius hat die Freude gehabt, bei seinem zweimaligen Aufenthalt in Griechenland von Dörpfeld selbst unterrichtet worden zu sein. Dies veranlafst ihn zu seinem Vortrag. Gestützt auf das Studium der Ruinen des Theaters zu Epidauros und des zu Athen, sowie mit Berücksichtigung der Dissertation De theatro Attico saeculi quinti von Höpken (1884) erklärte Dörpfeld am Winckelmannsfeste den 9. Dezember 1884, die kreisrunde Orchestra habe den gemeinsamen Spielplatz des Chors und der Schauspieler gebildet. Anfangs viel bekämpft, fand doch allmählich diese Behauptung infolge der klaren Vorträge Dörpfelds an Ort und Stelle Beifall. Sein Werk über das griechische Theater vom Jahre 1896 war deshalb seinen Lesern nicht mehr überraschend. Erst durch Äschylos, ungefähr 465, kam als dritter Teil der Theateranlage (Orchestra, Sitzplätze) die Skene hinzu an der von Zuschauern freien Seite der Orchestra, ursprünglich ein Zelt, zum Umkleideraum für den Schauspieler bestimmt, hatte sie schon früher bestanden, aber nicht im Gesichtsfelde der Zuschauer gelegen; aus dem Zelte ward ein hölzernes Haus,

das nach den Aufführungen jedesmal abgebrochen wurde; seit wann das Gebäude ständig wurde, wissen wir nicht; der Vorteil der Einrichtung bestand darin, daſs der Schauspieler leicht verschwinden und rasch in verändertem Kostüme erscheinen konnte, sie bezeichnete den Ort der Handlung; ferner war der neu geschaffene Hintergrund für den Schauspieler aus akustischen Gründen wertvoll. Zu Demosthenes' Zeiten wurde der Zuschauerraum erheblich vergröſsert und aus Stein erbaut mit höchstens 17 000 Sitzen. Mit dem Zurücktreten des Chors wurde um so weniger der ganze Tanzplatz der Orchestra bei den dramatischen Aufführungen benutzt. Für die Schauspieler genügte der unmittelbar vor der Skene gelegene Halbkreis. Im weiteren sprach er von der Halbkreisfläche, welche zwischen dem Altar und dem Zuschauerraum lag und ihrer Verwendung seit dem Fehlen des Chors; sie ward hier und da, auch in Athen, zu einer Arena der Gladiatoren, oder zum Aufstellen von Sitzen bevorzugter Personen, z. B. der Senatoren in Rom, benutzt. Es folgte dann die Überdachung der römischen Theater, und infolge dessen muſste das Skenengebäude bis zur Höhe des Zuschauerraums hinaufgeführt und mit diesem zu einem einzigen Gebäude verbunden werden.

Hierauf ging der Redner wieder zur Bühnenfrage zurück und suchte darzulegen, daſs ursprünglich für den Schauspieler keine erhöhte Bühne vorhanden war; er führt zur Bekräftigung seiner Ansicht das ganze Verhältnis des Chors zu der Handlung an; an ihr war der Chor häufig mit beteiligt; die wenigen Choreuten konnten auch nicht bei der Gröſse der Orchestra die Schauspieler verdecken. Das griechische Proskenion Vitruvs ist zu schmal, um eine Darstellung der Dramen darauf vorzunehmen ($1^1/_2$—2 m), es ist zu hoch gewesen (10 Fuſs), und man konnte deshalb von unten das Spiel nicht überall beobachten, eine Bühne ist für einen Schauspieler nur nötig, wenn die Zuschauer auf einem ebenen Boden stehen oder sitzen. Den Hauptbeweis aber für die vorgetragene Ansicht findet der Redner in den Dramen selbst, die in Bezug auf diese Frage von Professor Dr. E. Reisch in Innsbruck untersucht wurden, dessen Ausführungen nun gegeben wurden; ich erwähne nur: der Chor der Choephoren kommt aus dem Palast, die gefangenen Troerinnen erscheinen aus den Lagerzelten der Achäer, in den Eumeniden stürzen die Erinnyen aus dem Tempel, der Chor tritt wiederholt in Dramen an die Thür des Palastes, um das Innere desselben zu erspähen u. a. Ausgeschlossen ist nicht, daſs in Zeiten, wo man die Wirklichkeit möglichst vortäuschen wollte, auf dem Spielplatze Bauten errichtet wurden, so z. B. war vielleicht die Hütte der Elektra ein wenig über dem Boden der Orchestra erhöht.

Wie aber kam Vitruv auf seinen verhängnisvollen Irrtum? Im alten Rom trat der Schauspieler auf einer Bühne auf, hier saſsen die Zuschauer auf ebenem Boden, auch gab es keinen Chor; in den Plänen griechischer Theater sah er in dem Proskenion die Bühne, zumal das Proskenion als *θεολογεῖον* diente.

Den eingehenden, wohldurchdachten und anschaulichen Vortrag lohnte lebhafter Beifall.

Nach einer Pause von 50 Minuten wurden die Verhandlungen fortgesetzt, und es erhielt Oberlehrer Dr. A. Lange (Marburg) das Wort zu seinem Vortrage über die sogenannten kleinen Ausarbeitungen, der gleichfalls verdienten Beifall erntete. Da dieser Vortrag in den „Lehrproben und Lehrgängen", Heft 52 S. 34—48, erschienen ist, kann

ich mich mit meinem Referate kurz fassen und erwähne blofs die Thesen des Redners:

1. Die kleinen Ausarbeitungen haben den Zweck, die Gewandtheit der Schüler im schriftlichen Gebrauche der Muttersprache zu fördern und so den deutschen Unterricht zu unterstützen.
2. Der zu behandelnde Stoff mufs im Unterricht so durchgearbeitet sein, dafs er den Schülern vollkommen bekannt ist; eine besondere häusliche Vorbereitung für die kleinen Ausarbeitungen ist zu verhüten.
3. Die Aufgabe mufs genau bestimmt und so eng begrenzt sein, dafs ihre befriedigende Bearbeitung innerhalb der gegebenen Zeit den Schülern möglich ist; sie mufs geeignet sein, das Interesse der Schüler zu erwecken, und ein kleines Ganzes bilden, das eine in sich abgerundete Darstellung gestattet.
4. Die kleinen Ausarbeitungen sind anzufertigen: im Deutschen von IV bis U II; in der Geschichte und Erdkunde (als ein Fach zu betrachten, wenn sie in einer Hand liegen) und in den Naturwissenschaften von IV bis I; in den Fremdsprachen von III bis I, in der Weise, dafs damit begonnen wird, nachdem die Schüler mindestens ein Jahr lang in zusammenhängende Lektüre eingeführt sind (also auf dem Gymnasium im Lateinischen in U III, im Griechischen in O II). Es empfiehlt sich, im Gymnasium das Französische nicht heranzuziehen, aufser wenn der Fachlehrer es nach dem Stande der Klasse für angebracht hält.
5. In den Fremdsprachen können die kleinen Ausarbeitungen jedesmal an Stelle einer schriftlichen Übersetzung ins Deutsche treten, aufser im Griechischen von O II an, wo sie neben den regelmäfsigen Klassenübersetzungen hergehen.
6. In jedem Fache und jeder Klasse ist halbjährlich mindestens eine Arbeit anzufertigen.
7. Für jede Arbeit genügt im allgemeinen eine Arbeitszeit von 30 Minuten; auf keinen Fall darf sie über die Dauer einer Lehrstunde hinaus verlängert werden.
8. Stellung der Aufgabe, Durchsicht und Beurteilung der Arbeiten ist Sache des Fachlehrers.
9. Bei der Beurteilung sind Inhalt und Form zu berücksichtigen; das Urteil ist in ein einheitliches Prädikat zusammenzufassen.
10. Die Besprechung der durchgesehenen Arbeiten in der Klasse sowie die Verbesserung seitens der Schüler mufs sich in den engsten Grenzen halten.
11. Das Ergebnis der kleinen Ausarbeitungen kommt gewöhnlich nur für das Zeugnis des betr. Faches in Betracht; doch werden Arbeiten, die besondere Mängel in Rechtschreibung, Grammatik und Ausdruck aufweisen, dem Lehrer des Deutschen vorgelegt, dem es überlassen bleibt, auf sie bei Feststellung der deutschen Zensur Rücksicht zu nehmen; ebenso kann er gute Arbeiten für sein Urteil verwerten.
12. Es empfiehlt sich, vorläufig den einzelnen Anstalten in der Ausgestaltung der kleinen Ausarbeitungen möglichst freie Hand zu lassen.

An den sachkundigen, inhaltsreichen Vortrag schlofs sich eine kurze Debatte, in der besonders von geeigneten Aufgaben zu kleinen Arbeiten ge-

handelt wurde. Mit den Thesen des Redners erklärte man sich im ganzen einverstanden, namentlich mit der zwölften.

Hierauf hielt Oberlehrer Dr. Knabe-Cassel einen Vortrag über die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, indem er eine Übersicht über die bis jetzt erschienenen Monumenta Germaniae Paedagogica gab und das, was demnächst veröffentlicht werden wird, und dann den Zweck der Gesellschaft darlegte, der sich die Förderung der Monumenta zur Aufgabe macht. Eine Gruppenbildung der Gesellschaft in der Provinz wurde schon im November 1892 angeregt. Da weder Geheimrat Kannegiefser noch Direktor Ackermann, welche aufgefordert waren, sich dem Unternehmen widmen konnten, ging den 15. Februar 1894 die Aufforderung an den Redner, die Sache in Flufs zu bringen; im Sommer 1895 ward ein Kuratorium gegründet; zuerst wurde die Herstellung eines Verzeichnisses aller bisher gedruckten Werke und Aufsätze zur Erziehungs- und Schulgeschichte der Provinz beschlossen. Der Redner bittet um Beiträge hierzu. Ebenso wurde eine Zusammenstellung aller in unserer Provinz in früheren Zeiten gebrauchten Schulbücher in Aussicht genommen, ferner die Schulordnungen in einem Bande der Monumenta zusammenzustellen. In warmen Worten forderte der Vortragende die Kollegen zu reger Teilnahme an diesem Werke auf. Mögen seine Worte auf fruchtbaren Boden gefallen sein!

Zum Schlusse erklärte noch Oberlehrer Merkelbach, dafs die Rechnung als richtig befunden worden sei, worauf dem Schatzmeister Decharge erteilt wurde.

Hierauf vereinigten sich die Mitglieder zu einem trefflichen Mahle in dem Saale der Museumsgesellschaft, das mit zahlreichen Trinksprüchen gewürzt wurde. Vor allen verdient die Ansprache des Geheimrat Lahmeyer hervorgehoben zu werden, der sich mit dem Geiste und dem mafsvollen Vorgehen des Vereins von ganzem Herzen einverstanden erklärte.

Die noch übrige Zeit benutzten die Anwesenden, um alte Erinnerungen in der Musenstadt, der sie ja zum gröfsten Teil ihre Heranbildung zu ihrem Berufe verdankten, aufzufrischen.

Marburg. J. Loeber.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. H. O. Lehmann, Die Systematik der Wissenschaften und die Stellung der Jurisprudenz. Rede, gehalten bei der Übernahme des Rektorates der Universität zu Marburg am 17. Oktober 1897. Mit tabellarischen Übersichten über die Gliederung der Wissenschaften nach d'Alembert, Bentham, Ampère, Comte, Spencer, Erdmann, Wundt und Lehmann. Marburg 1897, N. G. Elwert. 31 S. u. 9 umfangreiche Tabellen. 1,20 M.

2. Goethes Faust I. und II. Teil, nach psychischen Einheiten für den Schulgebrauch zusammengezogen von A. Mühlhausen. Gera 1897, Theodor Hofmann. 114 S. 0,40 M, geb. 0,50 M.

3. F. Linnig, Deutsches Lesebuch. Teil I. Mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. Elfte Auflage. Paderborn 1897, F. Schöningh. XII und 595 S. 3 M.

4. Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1897. Vol. XXVIII.

5. A. C. Emery, The historical present in early Latin. Dissertation 1897 120 S.

6. G. M. Bolling, The participle in Hesiod. Washington 1897 (S.-A. aus The Catholic University Bulletin III p. 421—471).

7. W. Warren, A study of conjunctional temporal clauses in Thukydides. Dissertation 1897. 78 S.

8. Sammlung moderner italienischer Autoren im Auszug mit Anmerkungen zum Schul- und Privatgebrauch. Bamberg, C. C. Buchners Verlag (R. Koch). Jedes Heft kart. 1 M.

E. de Amicis, Cuore, herausgegeben von R. Ackermann. XII u. 109 S.

E. L. Franceschi, In Città e in Campagna. Herausgegeben von R. Ackermann. XII u. 108 S.

E. de Amicis, La Vita militare. Herausgegeben von G. Steinmüller. IX u. 84 S.

G. Carcano, La Nunziata. Herausgegeben von F. Beck. XI u. 100 S.

M. d'Azeglio, I miei Ricordi. Herausgegeben von H. Dhom. VIII u. 111 S.

S. Farina, Scene e caràtteri. Herausgegeben von R. Ackermann. VIII u. 102 S.

9. Sammlung Göschen. Leipzig 1897, G. J. Göschensche Verlagshandlung. kl. 8. Jedes Bändchen 0,80 M.

M. Simon, Analytische Geometrie der Ebene. Mit 45 Abbildungen. 203 S.

E. Berneker, Russische Grammatik. 174 S.

E. Berneker, Russisches Lesebuch mit Glossar. 159 S.

E. Berneker, Russisch-deutsches Gesprächsbuch. 135 S.

10. H. Fischer, Zur äufseren Lage des Geographie-Unterrichtes in Preufsen. Berlin 1897. 14 S. mit einer Tafel. (S.-A. aus Verhandlungen des 12. Deutschen Geographentages in Jena).

11. R. Langenbeck, Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten. Teil II: Lehrstoff der mittleren und oberen Klassen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1897, W. Engelmann. VI u. 321 S. 8. 2 M, geb. 2,40 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1895 S. 299.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Was heifst „im Anschlufs an Gelesenes“ in Bezug auf die lateinischen Übungen?

In den methodischen Bemerkungen zu den Lehrplänen vom Jahre 1892 S. 24 heifst es: „Die Texte für die häuslichen oder Klassenübersetzungen ins Lateinische hat in der Regel der Lehrer, und zwar im Anschlufs an Gelesenes, zu entwerfen. Dieselben sind einfach zu halten und fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische zu behandeln“. In den Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen zu den Lehrplänen wird unter 6, 3 bemerkt: „Aufgabe der Direktoren und Aufsichtsbehörden wird es sein, allen Versuchen energisch entgegenzutreten, welche darauf abzielen, diese den schriftlichen Übungen gezogenen Grenzen zu überschreiten“. In der Ordnung der Reifeprüfung § 7, 2 ist zu lesen: „Die Aufgaben sind so zu bestimmen, dafs sie in Art und Schwierigkeit die Klassenaufgaben der Prima in keiner Weise überschreiten; sie dürfen aber nicht einer der bereits bearbeiteten Aufgaben so nahe stehen, dafs ihre Bearbeitung aufhört, den Wert einer selbständigen Leistung zu haben“. Ich möchte hier besonders hervorheben, dafs es heifst: den bereits bearbeiteten Aufgaben, worunter doch nur frühere schriftliche häusliche oder Klassenarbeiten verstanden werden können, demnach also für die Abiturienten-Aufgaben Retroversionen gestattet, ja nahezu vorgeschrieben waren, wenn man unbefangen die oben angeführten Stellen liest. Sofort als die Lehrpläne des Jahres 1892 veröffentlicht wurden, hatte ich schwere Bedenken gegenüber diesen Weisungen für die schriftlichen Arbeiten. Retroversionen erschienen mir weder als ein geeignetes Mittel zu ernster geistiger Zucht, noch als ein rechter Mafsstab des wirklichen Könnens eines Schülers und deshalb zu Extemporalien oder gar Abiturientenarbeiten wenig geeignet. Doch die Schulverwaltung will die Bestimmungen der Lehraufgaben anders aufgefafst haben, als ich annahm. S. 432 des Centralblattes vom Jahre 1897 (Juniheft) lesen wir, dafs man durch die aus den Lehrplänen angeführten Bestimmungen nur „schwierigere Übersetzungen deutscher Originaltexte“ habe fernhalten wollen, und dafs es ein Irrtum der betreffenden Lehrer gewesen sei, wenn sie geglaubt hätten, dafs bei der Reifeprüfung „lediglich wohlvorbereitete Rückübersetzungen gelesener Abschnitte zu fordern seien“. Von ganzem Herzen, ich gestehe es gern, freue ich mich über diese offizielle Erklärung, bedauere aber, dafs Lehrer durch die früheren Bestimmungen, sich zu ängstlich an sie

haltend, in den Verdacht kommen konnten, einem „nur der Förderung von Scheinleistungen dienenden Mifsbrauche“ gefolgt zu sein; von einer Bezugnahme auf schwierigere Übersetzungen deutscher Originaltexte habe ich weder in den Lehraufgaben, noch in den Bestimmungen der Prüfungsordnung etwas gefunden. Dafs aber die Auffassung in den betreffenden Lehrerkreisen weit verbreitet war, es seien eben nur Retroversionen oder diesen Ähnliches zu verlangen, beweisen die im Drucke erschienenen Vorlagen. Ich will nur ein Beispiel aus den Variationen zu Tacitus' Annalen von H. Eichler (Berlin 1893) anführen. Hier heifst es S. 1:

„Als nach Entwaffnung des Lepidus und dem Tode des Antonius selbst für die julianische Partei nur Augustus als Führer übrig zu sein schien, legte derselbe den Titel eines Triumvirn ab und erklärte sich mit der tribunicischen Gewalt zufrieden. Allmählich zog er alle Geschäfte des Senats wie der Beamten an sich, und niemand leistete ihm Widerstand; denn die hartnäckigsten seiner Gegner waren in der Schlacht oder durch Proskriptionen umgekommen, und die übrigen Vornehmen erhob er, je sklavischere Gesinnung sie zeigten, um so schneller zu Macht und Ehrenstellen, so dafs sie infolge der neuen Verhältnisse zu Ansehen gelangten und die sichere Gegenwart der gefahrvollen Vergangenheit vorzogen.“

Ein Vergleich dieses Textes mit Tacitus' Annalen I 2 zeigt, dafs der Verfasser der Vorlagen ganz im Einklang mit den Winken der Lehrpläne eben fast weiter nichts als eine Retroversion verlangt. Dabei setzt der Verfasser auch noch voraus, dafs für die Extemporalien den Schülern eine Vorbereitung aufgegeben wird, und da diese verhältnismäfsig viel Zeit in Anspruch nehmen würde, wenn sie sich über eine gröfsere Anzahl von Kapiteln erstreckt, so glaubte er, nur zwei Kapitel je einer Arbeit zu Grunde legen zu dürfen. Ich glaube, dafs bei solchen Voraussetzungen der Wert dieser Arbeiten sehr gering ist, ja, zu gering im Verhältnis zu der auf sie verwandten Zeit; denn die Zeit ist jetzt doppelt wertvoll. Man wende nicht ein, dafs auch in solchen Arbeiten noch Fehler gemacht werden! Je weniger verlangt wird, um so mehr erschlafft die Kraft und erlahmt die Aufmerksamkeit, und um so zahlreicher werden in den Arbeiten die Fehler sein. Ähnlich, wenn auch in manchen Stücken mit weniger enger Anlehnung an den lateinischen Text, sind die sorgfältig gearbeiteten Übungsbücher für Sekunda und Prima von A. Lange (Leipzig und Frankfurt a. M., 1895/96). Der Verfasser sagt in dem Bändchen für die Prima (Vorwort S. V): „Die Übungsbücher eignen sich sowohl zu mündlichen als schriftlichen Übungen, insbesondere auch zu Aufgaben für die schriftliche Reifeprüfung“. Mit Recht weist er dabei auf die Auslassungen der Lehrpläne hin. Aber ob solche Vorlagen wirklich geeignet sind, dem lateinischen Unterrichte in seinen schriftlichen Übungen genügend zu dienen, ist doch eine andere Frage. Die Stücke Langes vertiefen häufig den Inhalt und dienen so zur Erklärung des Schriftstellers, sichern also in einem gewissen Sinne die Gründlichkeit der Lektüre und schliefsen sich in dieser Hinsicht den Bestimmungen der Lehrpläne an; aber auch sie variieren

meist nur von Kapitel zu Kapitel den lateinischen Text und wiederholen auf diese Weise nicht nur die Worte des Textes, sondern hin und wieder sogar die Satzbildung. Ich will dies nicht an einzelnen Stücken besonders nachweisen; jeder Lehrer, der beide Bücher in Gebrauch nimmt, wird sich von der Wahrheit des von mir Gesagten leicht überzeugen. Der Anschlufs an den Schriftsteller ist in beiden Büchern so eng, dafs mir hin und wieder der Gedanke kam, die Schüler würden beide Bücher als eine Art freier Übersetzung bei ihrer Vorbereitung zum Schriftsteller gebrauchen können, und ich kann sagen, dafs Studierende, welche diese Bücher benutzten, um sich im lateinischen Stile zu üben, dies geradezu ausgesprochen haben. Auf diese Beschaffenheit der Vorlagen will ich aber kein allzu grofses Gewicht legen; leider können wir uns ja der Überzeugung nicht mehr verschliefsen, dafs trotz aller Bemühungen seitens der Lehrer der Gebrauch gedruckter Übersetzungen bei den Schülern sehr ausgedehnt ist. Ich spreche mit meinen Schülern gelegentlich ganz offen hierüber, suche ihnen klar zu machen, dafs sie sich in ihrem wahren Können durch die Benutzung der Übersetzungen schädigen, bemühe mich vor allem aber, ihre thatsächlichen Kenntnisse durch mündliche Extemporierübungen und durch schwierigere Extemporalien im Anschlufs an Gelesenes festzustellen. Bedienen sich nun die Schüler bei ihren Vorbereitungen nur solcher Vorlagen, dann ist der Schaden wenigstens nicht so grofs, als wenn sie zu den gedruckten Übersetzungen greifen. Man sieht, wie anspruchslos wir bereits in einem Fache geworden sind, das doch die Grundlage gymnasialer Bildung selbst heute noch sein soll. Doch mag dem sein, wie es will, so viel steht nun fest, dafs seit dem Erscheinen des Juniheftes des Centralblattes vom Jahre 1897 Vorlagen für die Abiturientenprüfung, die fast nur oder auch nur im wesentlichen Retroversionen gelesener Abschnitte aus Schriftstellern sind, für die Zukunft ausgeschlossen sind. Die Erklärung der Schulverwaltung ist mit grofsem Dank im Interesse des Faches zu begrüfsen, da früher die Gefahr, Scheinleistungen zu produzieren, kaum zu vermeiden war. Es wäre in hohem Grade interessant und lehrreich, Urteile der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen, denen seit dem Jahre 1892 die lateinischen Arbeiten zur Beurteilung vorgelegen haben, zu lesen, nur fürchte ich, dafs es uns armen Fachlehrern dabei nicht gut ergangen ist. Es ist ja kaum vorauszusetzen, dafs sich die Universitätsprofessoren mit den Bestimmungen der Lehrpläne bei Erledigung ihrer gewifs sehr mühevollen Aufgabe bekannt gemacht haben: wie werden sie sich erst gewundert haben, wenn sie Retroversionen lasen, die, das ist eben bei einer gründlichen Lektüre nicht zu vermeiden, mehr oder weniger „wohlvorbereitet“ waren. Wie konnte der Zufall bei solchen Arbeiten spielen? Der eine Schüler hatte zufällig gerade das betreffende Stück gut vor-

bereitet, vielleicht kurz vor der Prüfung gelesen, der andere war zufällig, als der Abschnitt gelesen und erklärt worden, durch Krankheit am Schulbesuche verhindert gewesen; der eine hat ein gutes Gedächtnis, der andere ein schlechtes; andere wiederum machten ganze Serien schriftlich und hatten nun Glück: wer Schüler und Schülerleben und Schülerarbeiten aus genauer Beobachtung kennt, weifs, was da alles mitspielt, und nun hiermit die Wichtigkeit der Arbeit verglichen! Soll sie doch ein wichtiger Mafsstab für das Können in dem wichtigsten Fache des Gymnasiums sein. Retroversionen können dazu nicht dienen. Doch verlieren denn nun diese Vorlagen, welche mit so viel Resignation ausgearbeitet sind, allen Wert? Nein, gewifs nicht! Sie erleichtern die Übungen im Retrovertieren, insofern sie, wenn sie in der Hand der Schüler sind, das Vorsprechen des Deutschen seitens des Lehrers unnötig machen und hierdurch zur Zeitersparnis beitragen, und diese ist von Bedeutung für ein Fach, das seit 16 Jahren in seiner Stundenzahl so bedeutend gekürzt worden ist: bei allen Teilen des lateinischen Unterrichtes mufs daran gedacht werden. Mit Benutzung der betreffenden Vorlagen kann sich aber auch der Schüler in häuslicher Arbeit im Retrovertieren üben, freiwillig — und mancher hat dies bei dem jetzigen Kenntnisstande im Lateinischen nötig —, weiterhin kann aber auch der Lehrer Retroversionsübungen als Hausarbeit aufgeben. Und dafs Retroversionen heutigen Tages in ihren letzten Folgen der anzustrebenden Raschheit in der Lektüre dienen, wird wohl kein Fachmann leugnen, üben sie doch den Wortvorrat und die Ausdrucksweise des Schriftstellers ein; nimmermehr aber sind sie ein Mafsstab des selbständigen Könnens des Schülers. Auch der lateinische Aufsatz diente — leider vergafsen Didaktiker dies — nicht nur inhaltlich, sondern sehr nachdrücklich der formellen Seite der Lektüre, und seine regelmäfsige Anfertigung übte den Schüler nach der Richtung hin, dafs er allmählich rascher mit der Lektüre fertig wurde. Er ist gefallen, nicht zu meiner Freude; das aber, was er für die Lektüre nach ihrer formellen Beherrschung hin leistete, können bis zu einem gewissen Grade die Übungen im Retrovertieren erreichen. Dies sind die Erwägungen, welche mich bewogen, Büchern wie denen von Lange und ähnlichen auch jetzt noch Verbreitung zu wünschen. Manche Stücke, welche sich weniger eng an den Schriftsteller anschliefsen und mehr in historischen Erörterungen, wie z. B. die Stücke von Lange zu der ersten Philippischen Rede, bestehen und hierdurch auch etwas Neues bringen, Neues wenigstens für den Schüler, und ihm nicht Allzubekanntes, es sei mir das Wort verziehen, fast zu seinem Überdrufs vorkauen[1]), oder sich aus Gedanken einer Reihe von

[1]) Nachdem ich meine Arbeit beendet hatte, las ich den Aufsatz von A. Biese (oben S. 1 ff.). Zu meiner Freude bekennt sich der Verfasser S. 6 und 7 zu derselben Ansicht. Auch in manchen anderen Fragen des

Kapiteln zusammensetzen, können auch ganz gut zu schriftlichen Hausarbeiten benutzt werden: ihr Anschlufs an Gelesenes ist der Art, dafs er noch einige Selbständigkeit voraussetzt, und indem er gewisse Erleichterungen schafft, verleitet er vielleicht die Schüler nicht zur Heranziehung unerlaubter Hülfen. So grofs möchte ich allerdings den Wert der schriftlichen Hausarbeiten (Exerzitien) nicht anschlagen, wie es O. Jäger thut.

Doch ich will meinem Ziele näher kommen! Was heifst im Anschlufs an Gelesenes? Nach den offiziellen Erklärungen wissen wir nun, was es nicht heifst, nämlich nicht: wohl vorbereitete Retroversionen. Wir sind mit dieser Erklärung einverstanden, wir freuen uns ihrer und sehen in ihr einen Anfang wieder strengerer Forderungen und damit auch besserer Leistungen im Lateinischen. O. Jäger (Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 474) interpretiert die Worte mit: „aus dem den Schülern durch das Gelesene — lateinisch und griechisch Gelesene — vertrauten Gedankenkreise" und giebt ein Beispiel. Wie weit liegt diese Interpretation der Worte der Lehraufgaben von der ab, wie sie in den besprochenen Schriften gegeben ist! Vielleicht zu weit, wenn man sich das von ihm gegebene Beispiel näher ansieht, das im Anschlufs an Horaz Ode I 29 und Ep. 1, 12 bearbeitet ist; denn diese Bearbeitung trägt ein für mich zu modernes Gewand; ich möchte deshalb den Worten Jägers noch hinzufügen: in einer von der antiken sich nicht zu sehr entfernenden Ausdrucksweise.

Beispiele mögen darlegen, wie ich diese Worte verstanden wissen will. Ich würde es freudig begrüfsen, wenn die Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische bei Gelegenheit der Reifeprüfung in den Programmen veröffentlicht würden, in welchen doch vieles veröffentlicht wird, was als allgemein bekannt oder als vorgeschrieben der Veröffentlichung nicht wert ist. Durch die Veröffentlichung der Aufgaben für das Lateinische in der Reifeprüfung würde allmählich eine Klärung der Ansichten über diese Aufgaben herbeigeführt werden. Ich gebe zuerst eine Aufgabe aus dem Jahre 1894, die ich für die Reifeprüfung von Extraneern zusammengestellt habe; zu Grunde gelegt ist ihr Tacitus Annalen III 65—68. Sie lautet:

„Wenn auch Tacitus im Anfange seiner Bücher ab excessu divi Augusti verspricht, ohne Parteileidenschaft schreiben zu wollen, so ist doch nicht zu leugnen, dafs er bei der Darstellung mancher Verhandlungen im Senate gegen Tiberius nicht völlig gerecht ist. Tacitus war zu sehr erfüllt von der Herrlichkeit des römischen Staates zur Zeit der Republik, als dafs er es hätte vergessen können, dafs gerade Tiberius die alte Verfassung zu Grabe getragen hat. Deshalb dürfen wir uns auch nicht sehr wundern, wenn Tacitus den M. Silanus, welcher von den Bewohnern Asiens, wo er Prokonsul ge-

Unterrichtes stimme ich seinen Ausführungen zu, nur fürchte ich, dafs er hier und da zu schwarz sieht; es ist gut, dafs vieles in Wirklichkeit sich doch anders abspielt, als es auf dem Papier steht.

wesen war, der Grausamkeit und des Diebstahls angeklagt worden war, zu verteidigen sucht: Tiberius, von dem Tacitus an anderen Stellen wiederholt sagt, dafs er seine innersten Gedanken völlig zu verbergen verstanden habe, hätte sich damals nicht gemäfsigt, sondern durch Zuruf und Blick den Silanus eingeschüchtert. Auch seien die beredtesten Männer Kleinasiens ausgewählt worden, ihn anzuklagen, während Silanus, ein ungewandter Redner, voller Angst gewesen wäre. Doch, wer möchte es dem Tiberius verübeln, wenn er im höchsten Grade unwillig über Silanus wurde, der seine Bemühungen, die Provinzen in friedlichem Zustande zu erhalten, durch seine Habsucht vereitelte! Und so ist es auch erklärlich, dafs L. Piso, von Tiberius um seine Meinung gefragt, kein Bedenken trug, sich für die Verbannung des Silanus auszusprechen. Sicherlich würde Piso, der wegen seines Freimutes von Tacitus an mehreren Stellen gerühmt wird, dies nicht gethan haben, wenn Silanus unschuldig gewesen wäre. Aber Tacitus klagt immer darüber, dafs Tiberius die Freiheit des Senates allzusehr geschmälert habe. Und doch, wer war daran schuld, wenn wirklich Tiberius die Macht des Senates beschränkte, ging doch der Senat in seiner Schmeichelei und Unterwürfigkeit oft so weit, dafs Tiberius wiederholt sagte, wenn er den Senat verliefs: O, über euch Menschen, die ihr zur Knechtschaft reif seid!"

Wer diese Vorlage mit der Stelle im Tacitus vergleicht, wird nicht viel finden, was wörtlich entlehnt ist; das Ganze aber schliefst sich seinem Inhalte wie auch seiner Form nach an Gelesenes an, ohne jedoch dem Schüler zu viel zu bieten: der Schüler, welcher diese Vorlage im ganzen fehlerfrei übersetzt, beweist, dafs er so viel Latein kann, wie nötig ist, um die Schriftsteller zu lesen.

Eine andere Art von Aufgaben ist die, welche eine nicht gelesene Stelle eines den Schülern bekannten Schriftstellers bearbeitet. Die Art der Stelle bestimmt die gröfsere oder geringere Abweichung vom Texte. Es ist gewifs auch dienlich, wenn der Lehrer diese oder jene grammatische Erscheinung in die Stelle hineinarbeitet, der ganzen Übersetzung aber ein deutsches Gewand giebt in der Art, dafs die Schüler beim Übersetzen ins Lateinische sich vor Germanismen hüten müssen, wie sie andererseits wiederum durch solche Aufgaben Winke für die Übertragung ins Deutsche aus dem Lateinischen erhalten[1]). Wenn der Inhalt solcher Stellen an wichtige Abschnitte der römischen oder griechischen Geschichte erinnert oder Episoden aus ihnen mitteilt, so ist dies gewifs besonders erfreulich: die Schüler gewinnen an dem Stoffe an und für sich schon Interesse, sie erweitern ihre Kenntnisse und werden mit mehr Sorgfalt solche Vorlagen bearbeiten. Ein Beispiel dieser Art Arbeiten mag folgende Vorlage sein, die ich vor kurzem in Unterprima (40 Minuten Arbeitszeit einschliefslich des Diktates) bearbeiten liefs:

„Als Hannibal im Jahre 202 v. Chr. Geb. in Hadrumetum, einer Stadt Afrikas, angekommen war, liefs er sich seine Soldaten von den Strapazen der Seefahrt während einiger Tage erholen, bis er die Nachricht erhielt, die ganze Umgegend von Karthago sei von einem sehr zahlreichen Heere besetzt.

---

[1]) In diesem Sinne sind neuerdings von H. J. Müller Ergänzungshefte zu Ostermanns lateinischen Übungsbüchern im Anschlufs an Ciceronische Reden bearbeitet worden. Sie sind sehr geeignet, den Kenntnisstand der Schüler in der Grammatik zu erweitern. Vgl. oben S. 227.

Auf die Kunde hiervon marschierte er in Eilmärschen nach Zama, einer Stadt, die fünf Tagemärsche von Karthago entfernt liegt. Als er Soldaten vorausschickte, um das römische Lager auszukundschaften, wurden diese abgefangen und zu Scipio geführt. Dieser aber gab den Befehl, sie durch das ganze Lager zu führen, damit sie alles recht genau sehen könnten; er wollte hierdurch zeigen, wie sehr er auf die Stärke seines Heeres baue. Hierauf wurden sie zu ihm zurückgeführt. Er richtete noch an sie die Frage, ob sie alles ausgeforscht hätten, gab ihnen Soldaten mit, welche sie geleiten sollten, und entliefs sie zu Hannibal. Dieser soll zwar schon keine der früheren Meldungen frohen Herzens gehört haben, in hohem Grade aber wurde er jetzt durch das Vertrauen bestürzt, welches Scipio durch die eben erwähnte Handlungsweise bewies. Er beschlofs deshalb, mit Scipio wegen eines Friedens zu verhandeln in der Hoffnung, solange er noch nicht besiegt wäre, günstigere Bedingungen zu erhalten. So schickte er denn einen Boten zu Scipio mit der Bitte, ihm Gelegenheit zu einer Unterredung zu geben."

Diese Vorlage ist gewifs nicht schwer; ein Primaner sollte sie fast fehlerlos ins Lateinische übertragen können; kann er aber dies, dann wird er auch seinen Schriftsteller übersetzen können; so dient in Wahrheit auch das Extemporale der Lektüre, die allerdings der Mittelpunkt des gesamten Lateinunterrichtes sein und bleiben soll.

Eine andere Vorlage möchte ich noch zur Erklärung meiner Auffassung bringen. Sie soll sich an die erste Philippische Rede anschliefsen, welche die Primaner eben gelesen haben; ihr Inhalt dient dem Verständnisse der Lektüre, wiederholt aber nicht die Gedanken der Rede; der Wortvorrat ist der Lektüre entnommen, der Ausdruck gut deutsch, aber nicht moderner Journalistenstil. Die Vorlage lautet:

„Brutus lag vor Valia vor Anker. Hier traf er zum letztenmale mit Cicero zusammen. Dieser hatte seine Freude über den Tod Cäsars nicht verschwiegen, hoffte er doch, dafs die freie Verfassung auf lange Zeit wiederhergestellt sei. Doch die Folgen der Leichenfeier veranlafsten ihn, Rom zu verlassen und sich auf seine Landgüter zurückzuziehen. Wie sehr es ihn auch schmerzte zu sehen, dafs die Republik ihrem Untergange jäh entgegengetrieben würde, hegte er doch immer noch die eitle Hoffnung einer Wendung zum Besseren. So kam es, dafs er den längst gefafsten Entschlufs, Italien zu verlassen, nicht ausführte. In dieser Ratlosigkeit war es ihm sehr angenehm, als ihn Dolabella, der die Provinz Syrien erhalten hatte, zu seinem Legaten ernannte. Denn nun hatte er eine Gelegenheit, wenn es ihm gut schien, Italien zu verlassen. So trat er denn den 17. Juli schweren Herzens seine Reise nach Griechenland an. In Syrakus den 1. August angekommen, schiffte er sich nach Griechenland ein. Doch als er durch widrige Winde aufgehalten war, erfuhr er durch Bürger von Regium, es sei in Rom eine Änderung der Verhältnisse eingetreten; Antonius und der Senat würden sich aussöhnen. Diese freudigen Nachrichten bestimmten Cicero sogleich zur Umkehr. Wie sehr sollte er sich in seiner Hoffnung getäuscht haben!" (Frei nach Halm, Einleitung zu Ciceros erster philippischer Rede S. 33.)

Gern wähle ich solche Abschnitte eines Autors, um der Gefahr einseitiger Anforderungen an die Schüler in meinen Aufgaben zu entgehen, der wir leicht ausgesetzt sind, wenn wir die Ausarbeitungen stets selbst machen.

Aus meinen bisherigen Erörterungen und Beispielen wird, wie ich wohl annehmen darf, das Bestreben ersichtlich sein, durch

methodische Auswahl allmählich wieder unseren Schülern die Kraft zu geben, entsprechend den Anforderungen im Junihefte des Centralblattes vom Jahre 1897 (S. 432), Aufgaben auch in der Reifeprüfung zu erledigen, deren Bearbeitung „der Wert einer selbständigen Leistung gesichert ist“. Es kann dies auch jetzt noch erreicht werden, wenn von den untersten Klassen an nach diesem Ziele hingearbeitet wird, wenn man nicht glaubt infolge „einer mifsverständlichen Auffassung der methodischen Bemerkungen bewährte, den Unterbau sichernde Übungen in den unteren und mittleren Klassen vernachlässigen zu dürfen“ (S. 436), wenn die Abschlufsprüfung streng gehandhabt wird und sie alsdann den Erfolg hat, Schüler, welche in den Elementen noch unsicher sind, von den oberen Klassen fernzuhalten, und hierdurch nach meiner Ansicht wenigstens ihre Existenzberechtigung nachweist. Geschieht dieses alles, dann glaube ich auch — und dies sei mein letztes Beispiel — eine Vorlage wagen zu dürfen zur Bearbeitung durch die Oberprimaner, welche der griechischen Geschichte von E. Curtius (III 735) entlehnt ist (allerdings mufs sie vor der Bearbeitung mit den Schülern besprochen werden). Sie lautet:

„Die kleinen Staaten Griechenlands, welche immer einer Anlehnung bedurft hatten, konnten sich an Philipp, den König Makedoniens, anschliefsen, ohne etwas Wesentliches zu opfern, da der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren längst seine Schärfe verloren hatte, und ebenso auch die Abneigung griechischer Republiken gegen königliche Herrschaft. Daher tritt auch Polybius für seine Landsleute ein und verteidigt die peloponnesischen Staatsmänner, welche Demosthenes als Landesverräter betrachtet. Sie hätten, sagt er, verständig und patriotisch gehandelt, sie hätten es durch Philipp dahin gebracht, dafs sie an Sparta gerächt wurden, dafs sie volle Sicherheit und Gebietserweiterung erlangten, ohne dafür makedonische Besatzung aufnehmen oder ihre Verfassungen ändern zu müssen. Polybius schreibt ihnen also das Recht und gewissermafsen die Pflicht zu, ihre Sonderinteressen allem anderen voranzustellen, während Demosthenes dahin arbeitete, dafs alle Bürgerschaften Griechenlands sich als ein Ganzes fühlen und ihre Freiheit gemeinsam verteidigen sollten.“ (Vgl. Lateinische Stilübungen von W. S. Teuffel, Freiburg 1887, S. 10.)

Welcher Art soll nun die Besprechung sein? Ihr Zweck ist, den Sinn des deutschen Textes den Schülern recht klar zu machen und hierdurch sie zu befähigen, den Text in ein leicht verständliches, konkretes Latein umzuarbeiten. Sie erfüllen hierdurch die Aufgabe, welche früher die lateinischen Aufsätze erfüllen konnten und auch, wo sie nicht gemifsbraucht wurden, erfüllt haben: sie können eine rechte Denkschule werden, wie dies früher ein Teil der Vorlagen von Seyffert war, die ich als Schüler mit Freuden bearbeitete und vor 1892 als Lehrer von Schülern hin und wieder bearbeiten liefs, allerdings nach voraufgegangener Besprechung. Hierbei konnte ich oft ein reges Interesse beobachten, wie man es stets bei ernster Geistesarbeit finden wird. Doch nun zur Besprechung der Stelle selbst! Wie ist zu übersetzen: „sie bedurften immer einer Anlehnung?“ — „sie konnten niemals durch ihre eigenen Kräfte sich behaupten!“ Wie: „ohne

etwas Wesentliches zu opfern?" — „ohne einen gröfseren Verlust!" Wie: „der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren hatte längst seine Schärfe verloren, und ebenso auch die Abneigung griechischer Republiken gegen königliche Herrschaft?" — „das, wodurch Hellenen und Barbaren sich entgegengesetzt waren, war schon lange matt geworden (*evanescere*, aus Tacitus den Schülern in diesem Sinne bekannt), Abneigung durch *odium* oder *abhorrere*". Ich will nicht fortfahren, wie weiter der vorliegende Text mit den Schülern zu besprechen ist. Der Fachmann wird aus den Beispielen sehen, wie ich es meine, und mir zugeben, dafs eine solche Übung eine gesunde Denk- und Sprachübung zu gleicher Zeit ist, die immerhin auch heute noch unter bekannten Voraussetzungen gelegentlich angestellt werden kann; regelmäfsig sollen solche Übungen selbstverständlich nicht sein. Es ist das letzte und höchste, was noch angestrebt und geleistet werden kann. Es ist meine feste Überzeugung, dafs wir die Übungen des Übersetzens ins Lateinische nicht aufgeben dürfen, wenn wir nicht die Fertigkeit des Übersetzens aus dem Lateinischen zumal bei der Fülle von Hilfsmitteln bei der Präparation der Schüler ernstlich gefährden wollen. Schon werden jetzt Klagen der Lehrer des Griechischen in den oberen Klassen über die geringe Fertigkeit der Schüler im Übersetzen ins Deutsche laut, ebenso der Lehrer des Französischen. Halten wir deshalb fest an den Anforderungen selbständiger Leistungen in lateinischen Extemporalien und Exerzitien und verhüten wir nach unseren Kräften, dafs dieses Fundament ins Wanken kommt.

Soeben kommt mir das Januarheft 1898 der Lehrproben und Lehrgänge in die Hände, in dem sich ein Aufsatz über das Lateinische auf den preufsischen Gymnasien von Direktor Bolle in Wismar findet. Hier werden die Bestimmungen der Lehraufgaben und die Erklärungen des Juniheftes (1897) des Centralblattes mit einander verglichen, und der Verfasser äufsert ähnliche Gedanken, wie die von mir ausgesprochenen. Das ist mir sehr erfreulich gewesen; aber mit dem Schlusse seines Aufsatzes kann ich mich nicht einverstanden erklären, wenn es da heifst: „Daher wäre es gut, man versuchte wieder einmal ganz offen das frühere Ziel der lateinischen Arbeiten aufzustellen und zu erreichen. Das gäbe klare Verhältnisse und müfste nach meiner Meinung sehr bald dazu führen, die Forderung einer Übersetzung in das Lateinische aus der Prüfungsordnung und damit aus der Oberstufe des Gymnasiums ganz zu entfernen".

Die Entfernung einer Übersetzung in das Lateinische würde nach meiner Ansicht für das Gymnasium geradezu verhängnisvoll sein. Wir wollen und brauchen den Mut nicht sinken zu lassen. Der Schriftsteller stehe im Mittelpunkte des lateinischen Unterrichtes, die geistige Zucht des Latinums aber bleibe unseren Gymnasien erhalten, es sei der geistige, gesunde Drill der Jugend!

Marburg (Hessen). J. Loeber.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Zeitschrift für immanente Philosophie, begründet von M. R. Kauffmann, fortgeführt von W. Schuppe. Berlin, Verlag von Dr. R. Salinger. Jährlich 4 Hefte von je 8 Bogen. Preis des Jahrganges 10 M, des einzelnen Heftes 3 M.

Die Zeitschrift eröffnet ihren 3. Jahrgang mit einem Aufsatz von dem (vor kurzem verstorbenen) O. Schmitz-Dumont: „Das Lebendige", und einer Arbeit des Herausgebers: „Das System der Wissenschaften und das des Seienden". Letztere wird auch als „I. Teil einer pädagogischen Untersuchung" bezeichnet, weil mit wissenschaftlicher Exaktheit über Lehrpläne zu handeln nur dann möglich ist, wenn der gesamte Umkreis desjenigen, woraus eine Auswahl getroffen werden soll, in systematischer Übersicht vorliegt. Diese Übersicht, wie sie „das System der Wissenschaften und das des Seienden" bietet, ist auch geeignet, aufs neue über Sinn und Bedeutung der immanenten Philosophie, welcher die neue Zeitschrift dienen will, zu belehren.

Der Terminus „immanent" könnte von Kant her verständlich sein; aber sein Sinn ist durch die Unklarheit des Gegensatzes verdunkelt worden.

Der Gegensatz „transscendent" ist sogleich mit „metaphysisch" gleichgestellt worden, und letzteres Wort wird in verschiedenem Sinne gebraucht. Erst neuerdings ist das Wort Metaphysik wieder in dem schlichten Sinne einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung gebraucht worden, und so scheint die „immanente" Philosophie natürlich unter Verzicht auf die Einheit nur auf die Fülle der gegebenen Thatsachen hinzuweisen. Aber die Einheit ist niemals gegeben, sondern wird immer hinzugedacht, und so könnte es, wenn solches Hinzudenken ausgeschlossen sein sollte, auch keine Spezialwissenschaft geben.

Es ist des Herausgebers besonderes Bemühen gewesen, gerade diesen Zusammenhang der Philosophie mit allen Einzelwissenschaften klar zu machen.

Wem dies klar geworden ist, der wird auch dieses sein Hinzudenken und sich selbst mit ihm zur Welt rechnen, die er vorfindet und als ein aus zusammengehörigen Momenten bestehendes Ganzes zu begreifen sucht. Begreifen natürlich nicht in dem Sinne,

als wenn sich anderswoher deduzieren liefse, dafs doch etwas sein und dafs es Bewufstsein geben mufs, sondern in dem der Analyse, welche die einheitbildenden Zusammenhänge herausfindet. Man könnte es mit einem beliebt gewordenen Worte „Beschreibung" der Welt nennen, wenn dieses Wort nicht zu dem Mifsverständnisse Anlafs gäbe, dafs es sich nur um einzelne Wahrnehmungsthatsachen handele und auf die Allgemeinheit beherrschender Gesetze verzichtet werde. Das ist schon unmöglich, wenn der Philosoph sich selbst mit seinem Denken auch zum Seienden rechnet. In der Theorie ist die Selbstvergessenheit nicht eine Tugend, sondern ein Rechenfehler. Die immanente Philosophie nimmt dieses Ich als dasjenige, was jeder meint, wenn er von sich spricht. Sie wäre transscendent, wenn sie eine sog. „Substanz" lehrte, welche nichts von allem dem wäre, dessen man sich bewufst werden kann, sondern dem bekannten Ich, wie man geheimnisvoll sagt, „zu Grunde läge". Das Ich gehört zur Erfahrungswelt, und in ihr liegt alles, was die logische Reflexion zu entdecken vermag. Kein Dogma verbietet den Transscensus, sondern die logische Einsicht in den Erkenntnisprozefs, d. i. die Begriffsbildung macht es dem Denker unmöglich, mit inhaltslosen Begriffen zu arbeiten. Nicht nur logische, auch psychologische, ethische, rechtswissenschaftliche Figmente sind so hinweggeräumt worden. Die Zeitschrift, welche diesen Standpunkt vertritt, ist eo ipso das berufene Organ zur gemeinsamen Verständigung, und der Philosophie der Gegenwart thut nichts mehr not als diese.

Greifswald. W. Schuppe.

Wendelin Toischer, Theoretische Pädagogik und allgemeine Didaktik. München 1896, Beck. VII und 200 S. gr. 8. 2,00 M. (Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Bd. II Abteilung I A.)

Referent hatte schon bei Besprechung von A. Matthias' „Praktischer Pädagogik" Gelegenheit, das vorliegende Buch heranzuziehen, da beide Arbeiten zusammen den allgemeinen Teil des Baumeisterschen Handbuches bilden, und er kann auf seine Anzeige des erstgenannten Buches (Jahrgang 1897 dieser Ztschr. S. 586—589) zurückverweisen, wo bereits zwei Vorzüge der Toischerschen Darstellung: gedrängte Kürze bei reichem Inhalte und Vertiefung der Lehre von der Zucht, Erwähnung fanden. Doch erfordert das Buch noch eine gesonderte Besprechung, weil es zu einem der Programmpunkte des ganzen Unternehmens in näherer Beziehung steht. In der dem ersten Bande des ganzen Werkes vorausgeschickten Abhandlung: „Zur allgemeinen Einleitung" sagt Baumeister S. IX: „In der theoretischen Pädagogik bildet das einzige in der Gegenwart anerkannte und mit Erfolg angewandte System von Herbart und zwar in der durch dessen jüngere Vertreter angebahnten Aus- und Umgestaltung die

Grundlage, auf der das Lehrgebäude von der Unterweisung und der Zucht der Jugend zu errichten ist". Damit war der Ausführung ein genügender Spielraum gegeben, der es frei stand, mehr die Aus- oder die Umgestaltung der Herbartschen Pädagogik hervortreten zu lassen. Prinzipiell aber mufsten die offengelassenen Fragen in der von Toischer übernommenen Bearbeitung der „theoretischen Pädagogik und allgemeinen Didaktik" beantwortet werden. Zur Charakteristik der Art, wie in dem vorliegenden Buche die Aufgabe gelöst ist, wird es erforderlich sein, die Hauptpunkte von Herbarts pädagogischem Reformunternehmen zu bezeichnen. Sein Augenmerk ist die wissenschaftliche Gestaltung der Erziehungs- und Unterrichtslehre auf Grund der Ethik und Psychologie. In der Durchführung fällt bei Herbart der Schwerpunkt in die Unterrichtslehre, und zwar ist es innerhalb derselben einerseits der Lehrplan, andererseits das Lehrverfahren, dem er besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Den ersteren Punkt anlangend fordert er die Hinordnung des Unterrichts auf einen wohlverbundenen Gedankenkreis — ein von ihm eingeführter Kunstausdruck —, welcher Forderung zu entsprechen ist durch Verwendung einheitlicher, das Interesse ansteigend beschäftigender Geisteswerke, sowie durch mannigfaltige Verknüpfung der Lehrfächer untereinander; dies ist, was die herbartische Schule nach Tuiskon Zillers Vorgang das Prinzip der Konzentration genannt hat. In bezug auf das Lehrverfahren fordert Herbart die Aufstellung und Einhaltung fester Reihenfolgen, die für verschiedene Unterrichtsstoffe gültig sind und deren Gliederung ins Einzelne normieren; auch dieses Prinzip ist erst in seiner Schule durch einen Kunstausdruck bezeichnet worden: jene Reihenfolgen sind die vielbesprochenen Formalstufen, so genannt, weil sie die durchgehenden Formen für die mannigfaltigen Unterrichtsmaterien bilden sollen. Bei der Durchführung dieser beiden Hauptpartieen seines didaktischen Systems legt nun Herbart eine von ihm aufgestellte Ethik und Psychologie zu grunde, für welche die Zurückführung aller psychischen Funktionen auf eine: das Vorstellen, den Vorstellungsmechanismus, charakteristisch ist, das Prinzip des psychologischen Monismus, wie es Volkmann in seinem Lehrbuche der Psychologie genannt hat.

Die Ausgestaltung der herbartischen Didaktik hat sich vorzugsweise auf dem Gebiete der beiden ersten Prinzipien bewegt; eine Umgestaltung dagegen ist von vielen Seiten wegen der Bedenken gegen das dritte Prinzip gefordert worden. Nach der Stellung zu demselben scheidet sich ein engerer, jenen Prinzipien durchweg beipflichtender Kreis, die eigentlichen Herbartianer, von einem weiteren, der jene monistische, im Vorstellungsmechanismus auslaufende Psychologie und die ihr konforme Ethik mehr oder weniger entschieden ablehnt. Von den Schulmännern, welche sich die Anwendung von Herbarts Lehren auf die höheren Schulen

zur Aufgabe machten, ist Hermann Kern der bedeutendste Vertreter des engeren Kreises, Otto Frick ein solcher des weiteren. Wollte man die von dem letzteren eingeschlagene Richtung in aller Kürze bezeichnen, so könnte es mittelst des Ausdrucks geschehen: Umgestaltung der ethisch-psychologischen Hilfsbegriffe, Ausgestaltung der Didaktik selbst nach dem Prinzip der Konzentration und der Formalstufen.

Eine Anzahl von Mitarbeitern an dem Unternehmen Baumeisters und, nach Andeutungen in seinen einleitenden Abhandlungen zu urteilen, dieser selbst nehmen eben den so bezeichneten Standpunkt ein, indem sie fordern: Fruchtbarmachen von Herbarts Anregungen besonders im Lehrplan und Lehrverfahren, aber Ersetzen von dessen psychologischen Anschauungen durch solche, die der Mannigfaltigkeit des inneren Lebens und seiner Kräfte nicht im Namen einer gekünstelten Doktrin Gewalt anthun. Die bisher erschienenen Bände zeigen, dafs jener Programmpunkt keine Einengung und Verkümmerung durch herbartischen Doktrinarismus herbeigeführt hat; die Toischersche Arbeit zieht aber jene Grenzen von Ausgestaltung und Umgestaltung schärfer als die übrigen und zwar mehr zu gunsten der Umgestaltung. Es mufste in dem theoretischen Werke, um das es sich hier handelt, zur Geltung kommen, dafs die auch hier gutgeheifsenen Prinzipien der Konzentration und der Formalstufen eine Umbildung erfahren müssen, wenn die psychologischen Voraussetzungen Herbarts verlassen werden. Wenn Herbart Gedankenkreis und Vorstellungskreis als Synonyme verwendet, so mufs, wer das Denken als eine vom Vorstellen verschiedene Funktion ansieht und folgerecht auch Denkinhalte und Vorstellungsinhalte unterscheidet, den Gedankenkreis nicht blofs als eine psychologische Einheit, sondern auch als eine Einheit von Denkinhalten fassen, wodurch der Lehrinhalt, der Unterrichtsstoff, das Objekt des Lernens und Lehrens schärfer hervortritt als es bei Herbart geschehen kann, und neben der Psychologie die Logik als Hilfswissenschaft der Didaktik ihre Stelle erhält.

Toischer, der jenem psychologischen Monismus die aristotelische Unterscheidung von drei Grundkräften der Seele: Sinnlichkeit, Verstand und Streben entgegenstellt (S. 86), giebt nun auch den Verstandes- oder Denkinhalten, wie sie in den Unterrichtsobjekten vorliegen, ihr Recht; nicht der Aufbau eines Vorstellungskreises allein ist das „Mafs des Unterrichts“, wie etwa bei der Pflege das körperliche Gedeihen des Pfleglings, sondern ebenso sehr bilden dieses Mafs die vom Unterrichte zu überliefernden Inhalte, geistigen Güter (S. 13 und 55). Das Problem des einheitlichen Gedankenkreises erhält damit eine objektive Seite: die Frage ist nicht mehr blofs die nach einer psychischen Wirkung, welche durch die Lehrgegenstände erzielt werden soll, sondern nach dem durch ihr Wesen gegebenen Bildungsgehalt, nach welcher

Rücksicht die Lehrfächer der Reihe nach charakterisiert werden (S. 40—53). Die Herbartischen Aufstellungen, besonders der fruchtbare Begriff des Interesse und seiner Richtungen (S. 59 u. f.) bleiben gewahrt, bilden aber nicht mehr das Fachwerk der Darstellung, wodurch eine dankenswerte Annäherung an die gemeinübliche Behandlung gewonnen wird.

Noch mehr wird bei der Abwendung von dem psychologischen Monismus das Lehrstück von den Formalstufen an die Praxis angenähert. In der Reihe derselben sind, wie Toischer zeigt, Psychologisches und Logisches in einander geschoben; mit der Unterscheidung von Vorstellen und Denken treten die beiden Elemente heraus: Klarheit und Assoziation — die beiden ersten Glieder der Herbartschen Reihe — sind psychologisch, System und Methode aber sind logisch und ebenso Analyse und Synthese, welche Ziller in die Reihe aufnimmt. Als die psychologischen Reihenfolgen stellen sich: Auffassen, Verstehen, Anwenden bei der Arbeit des Schülers, und: Darstellen, Erklären, Befestigen bei der des Lehrers als Glieder heraus; Analyse und Synthese erhalten dann als „die logischen Momente des Unterrichtes“ ihre Stelle für sich (S. 87). Toischer zeigt, dafs durch diese Berichtigungen, die zugleich Vereinfachungen sind, das Dankenswerte des Lehrstücks von den Formalstufen erhalten bleibt, und er erblickt in diesem ein fruchtbares Gebiet der Untersuchung und des Versuchs: „Es kann als völlig ausgemacht gelten, dafs die Achtsamkeit auf die Formalstufen dem Unterrichte viel Segen gebracht hat und dafs sie durchaus heilsam ist, wenn nicht starres Festhalten an der bestimmten Form, sondern freie Benutzung, verschieden nach der jeweiligen Sachlage, obwaltet . . . Der Unterricht soll nicht schablonisiert und nicht mechanisiert werden, und wer das unternimmt, handelt unrecht. Wohl giebt es auch im Reiche des Geistes bestimmte Gesetze, die wollen aber mit Freiheit gehandhabt werden, und zu ihrer Anwendung berufen ist nur, wer innerhalb der Schranken, die diese Gesetze ziehen, mit Einsicht und Takt frei schalten kann“ (S. 119 und 120). — Mit der Überwindung der falschen Ansicht, dafs das Innenleben als psychischer Mechanismus verstanden werden könne, und der Wiedergewinnung des Denkens als freier Bethätigung eines übersinnlichen Vermögens wird aber auch die Gefahr überwunden, bei Anwendung der Psychologie auf den Unterricht in das Mechanisieren zu verfallen.

Für die Unterrichtslehre fand Toischer den Boden durch die „Didaktik als Bildungslehre“ des Unterzeichneten allenthalben vorbereitet, und er hat mit vollem Verständnisse das dort Gebotene in seine Darstellung hineingearbeitet. In der Lehre von der Zucht schreitet er in derselben Richtung über Herbarts Anschauungen hinaus wie in der Unterrichtslehre: die Herbartsche Ableitung des Strebens aus dem Vorstellen wird abgelehnt, das Streben erhält dadurch einen eigenen Inhalt, die Güter werden als Beziehungs-

punkt der sittlichen Bildung eingeführt; damit wird das Band von Sitte und Sittlichkeit geknüpft, und da die Sitte wie die sittlichen Güter nicht anders als getragen von einer Gemeinschaft gedacht werden können, treten auch die sittlichen Verbände, tritt das ganze soziale Element der Sittenbildung in den Gesichtskreis. Der ganze Abschnitt: die Zucht als Eingliederung und Überlieferung S. 144—161 zieht ein Gebiet in die Untersuchung, welches die Pädagogik Herbarts kaum streift, geschweige bearbeitet. In den Abschnitten: Zweck der Zucht und Ideal der Gesittung (S. 161—172) und: das Verfahren der Zucht (S. 172—200) wird Herbartisches mit Sorgfalt benutzt, nur dafs der Gesichtskreis nicht auf die Familie, sondern auf die Schule eingestellt ist.

Das Toischersche Werk füllt die wichtige Stelle, die es in dem Gesamtunternehmen zu vertreten hat, auf das beste aus, und wir können nur wünschen, dafs die darin niedergelegten Prinzipien und Anschauungen bei einer zu erhoffenden Neubearbeitung des ganzen Handbuches als die durchgreifenden Traversen zur Geltung kämen.

Prag. O. Willmann.

L. Wagner, Unterricht und Ermüdung. 4. Heft der von Schiller und Ziehen herausgegebenen Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiet der pädagogischen Physiologie und Psychologie. Berlin 1898, Reuther und Reichard. 134 S. 8. 2,50 M.

Der Verfasser, der, wie er selber angiebt, Arzt und Lehrer zugleich ist, hat seine Untersuchungen über Ermüdungserscheinungen im Unterricht mit dem Griesbachschen Ästhesiometer angestellt, dessen Handhabung er genauer beschreibt. Die Methode seiner Untersuchungen stützt sich darauf, dafs körperliche und geistige Ermüdung stets mit einander verbunden erscheinen und jene daher als Mafsstab für die Feststellung der letzteren zu dienen vermag. Die Messungen erstrecken sich auf etwa 1200 Fälle, deren Ergebnisse in anschaulicher Weise mit Hülfe von Zahlentabellen und Kurvenübersichten dargestellt werden, wobei die individuellen Verhältnisse der untersuchten Schüler (Begabung, Fleifs, Aufmerksamkeit, körperlicher Zustand u. s. w.) und die hierdurch bedingten Abweichungen in den Ergebnissen eingehende Berücksichtigung finden. Im allgemeinen hat die Untersuchung, wie W. hervorhebt, ein durchaus den Verhältnissen entsprechendes Bild zu Tage gefördert, wodurch zugleich die Brauchbarkeit des Ästhesiometers für den bez. Zweck erwiesen ist.

Das Gesamtergebnis lautet dahin, dafs eine übermäfsige Inanspruchnahme der Schüler durch den Unterricht im allgemeinen nicht stattfinde. Der Verfasser weicht hierin von Ebbinghaus ab, der für die unteren Klassen allerdings eine gewisse Überanstrengung während der fünften Unterrichtsstunde glaubt nach-

gewiesen zu haben[1]). Wohl aber behauptet W., dafs eine Übermüdung an einzelnen Schülern hervortrete; er geht näher auf die mannigfachen Ursachen dieser Erscheinung ein und deutet die Mittel an, die dazu dienen können, derselben entgegenzuwirken. In dieser Beziehung erwartet er weniger von behördlichen Verordnungen als von der seitens der Lehrer den einzelnen Zöglingen zuzuwendenden Fürsorge, um etwa vorhandene Mifsstände, welche die körperliche und geistige Frische zu beeinträchtigen geeignet sind, rechtzeitig entdecken und auf Abhülfe Bedacht nehmen zu können. Um dieselben mit den hierfür erforderlichen Kenntnissen auszurüsten, verlangt er, dafs auf den Universitäten allgemein Schulgesundheitslehre vorgetragen und unter die in der Lehramtsprüfung zu berücksichtigenden Fächer aufgenommen werde.

Unter den die geistige Entwicklung der Jugend schädigenden Einflüssen hebt er besonders den Genufs von Alkohol hervor und weist darauf hin, dafs bei denen, welche am Abend Bier oder Wein zu trinken erhielten, sich noch am folgenden Morgen die erschlaffende Wirkung äufsere, sowie, dafs dieser Diätfehler schliefslich eine nachteilige Wirkung auf die Funktionen des Zentralnervensystems zur Folge habe.

Als eine Veranstaltung, von der man irrtümlicherweise eine Erfrischung für die Schüler erwarte, bezeichnet er auf Grund seiner Messungen das Spielen während der Unterrichtspausen. Lebhafte Beteiligung an demselben verursache ebenso wie Turnen und Singen nicht unerhebliche geistige Ermüdungserscheinungen und diene keineswegs zur Erholung. Ob dies in dem Mafse, wie es hier behauptet wird, zutrifft, dürfte erst nach weiteren ergänzenden Feststellungen mit Hülfe anderer Methoden zu entscheiden sein, welche direkt auf die Untersuchung des geistigen Zustandes der Schüler gerichtet sind, wie die von Ebbinghaus angewandte Kombinationsmethode. Auf mich machten die Schüler, wenn sie munter gespielt hatten, stets den Eindruck, dafs sie recht erfrischt seien. Wenn auch kräftige körperliche Bewegung an sich ermüdenden Einflufs hat, die sich auch auf das geistige Gebiet überträgt, so kommen beim Spiel doch auch andere Faktoren zur Geltung, die ihrerseits eine erfrischende Wirkung ausüben, wie das Ausruhen des Stirnhirns, welches das Organ der beim Unterricht zur Anwendung kommenden geistigen Funktionen bildet, die Entfernung der betäubend wirkenden Ausscheidungsstoffe, ein Vorgang, der durch den lebhafteren Umlauf des Blutes befördert wird; ferner die ungehinderte Ausscheidung der Kohlensäure bei der Atmung in freier Luft, die vermehrte Zufuhr von Sauerstoff, endlich die durch die freie Bewegung herbeigeführte Steigerung

[1]) Ebbinghaus, Über eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern. Hamburg und Leipzig 1897, Leopold Vofs.

des Lebensgefühls. Immerhin werden Ausartungen, welche die körperlichen Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nehmen, im Interesse der zu erzielenden Erholung zu verhindern sein.

Mögen aber die von W. gewonnenen Ergebnisse in einzelnen Punkten noch der Bestätigung bedürfen, so können sie doch allen weiteren Beobachtungen zur Grundlage dienen, und die Schrift leitet selber hierzu an durch die eingehende Art, wie hier den individuellen Verhältnissen Rechnung getragen wird. Bei weiteren Untersuchungen dürfte besondere Aufmerksamkeit solchen Schülern zuzuwenden sein, bei denen die Ermüdungserscheinungen überhaupt (also auch infolge der Nachtruhe) nicht völlig verschwinden, für die also die Begründung der Anlage zur Neurasthenie zu befürchten ist. Denn letztere besteht bekanntlich darin, dafs die durch die zersetzende Wirkung der Nerven- und Muskelthätigkeit gebildeten Ausscheidungsstoffe sich dauernd zwischen den Molekülen der zentralen Teile festsetzen und so die in denselben sich abspielenden geistigen Vorgänge beeinträchtigen.

Der hauptsächlichste Gewinn der von W. wie auch von Ebbinghaus angestellten Prüfung der Wirkung des Unterrichts auf den geistigen Zustand der Schüler scheint mir darin zu liegen, dafs ein Anlafs zu der Besorgnis, dieselben würden in einer ihre gesunde Entwicklung schädigenden Weise in Anspruch genommen, in keiner Weise vorhanden ist. Hierdurch wird den Angriffen, welche von anderer Seite (so von Kräpelin) gegen die Grundlagen des höheren Unterrichts gerichtet worden sind, der Boden entzogen. Das schliefst natürlich nicht aus, dafs Verbesserungsvorschläge, wie sie von W. vorgebracht werden, sorgfältige Berücksichtigung finden.

Wittstock. A. Huther.

Heinrich Kratz, Kommentar zur biblischen Geschichte. Neuwied, Berlin, Leipzig 1896, Louis Heusers Verlag. 269 S. 8. 2,50 M.

Den Zweck dieser Schrift hat der Verf. gleich auf dem Titelblatte angegeben. Sie soll eine Erklärung der für die biblische Geschichte in Betracht kommenden schwierigen Stellen und Ausdrücke der Bibel, sowie der geographischen, geschichtlichen und sonstigen sachlichen Verhältnisse sein und als Handreichung für Präparanden, Seminaristen und Lehrer an Volks- und höheren Schulen dienen im Anschlufs an Zahn-Giebes „Biblische Historien“. Der Kommentar bezieht sich auf biblische Geschichten aus den Büchern von der Genesis an bis zum Ende der Apostelgeschichte; und hier ist in der That für Lehrer, die mit den biblischen Grundtexten nicht vertraut sind, vieles zu erklären, auch in der Lutherschen Bibelübersetzung, besonders des Alten Testamentes, manches zu berichtigen und mancher Ausdruck durch einen

treffenderen zu ersetzen. „Es geht leider — sagt der Verf. — allzu viel als Inhalt der Bibel um, was es in Wirklichkeit nicht, sondern nur eine falsche oder ungenaue Übersetzung und darauf beruhendes Mifsverständnis ist". Diesem Übelstande kann auf dem Wege, den der Verf. eingeschlagen hat, in nicht unerheblichem Mafse abgeholfen werden. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wird in der alten Lutherbibel Richt. 15, 15—17 erzählt, dafs Gott in dem Eselskinnbacken, mit welchem Simson 1000 Philister erschlagen und den er darauf weggeworfen hatte, einen Backenzahn spaltete, so dafs Wasser daraus entquoll, an dem der erschöpfte Simson sich erquickte. Und dieser Quell soll noch strömen, heifst es im Richterbuche, bis auf den heutigen Tag. Das Undenkbare, was damit dem Leser zu glauben zugemutet wird, beruht jedoch nur auf einem Mifsverständnis, hervorgerufen durch den Umstand, dafs mit dem hebr. Worte lechi sowohl der Kinnbacken als auch eine hügelige Örtlichkeit bezeichnet wurde, die wegen ihrer Formation die Kinnbackenhöhe hiefs. In dieser, nicht, wie Luther annahm, in dem weggeworfenen Kinnbacken entsprang der Quell, auf welchen im Richterbuche hingewiesen wird. Mit Recht hat der Verf. zur Klarstellung des wahren Sachverhaltes 2 Seiten seines Buches (S. 57 und 58) verwendet. — Er begnügt sich indes nicht mit blofsen Texteserklärungen, sondern giebt mehrfach auch längere theoretische Erörterungen zu schwierigen Bibelstellen. Da er nach eigenem Geständnis ebensowohl einen wissenschaftlichen als auch bibelgläubigen Standpunkt einnimmt, so sah er sich vor die Aufgabe gestellt, dem einen wie dem anderen gerecht zu werden. Dafs das nicht leicht war, ergiebt seine Erläuterung des Schöpfungsberichtes Genes. 1. Der Verf. erkennt die Berechtigung der Kant-Laplaceschen Theorie an, der zufolge die Planeten durch Abschleudern von Teilen der Sonnenmasse entstanden sind, und damit zugleich, dafs die wissenschaftliche Lehre von der Erdbildung der biblischen Darstellung widerspricht. Dennoch sucht er nach einem Ausgleiche zwischen ihnen, indem er die „Tage" des Schöpfungsberichtes als lange Zeiträume oder Perioden auffafst. Wie lang die einzelnen, „Tage" genannten Perioden gewesen, sei nicht gesagt; man könne sie sich also beliebig lang denken. Demgemäfs heifst es auch von dem 5. Tage, derselbe könne lang genug gedacht werden, dafs auch die untergegangenen Tierformen darin Raum finden. Diese Auffassung widerspricht jedoch dem Wortlaute wie dem Sinne von Genes. 1. Das hebr. Wort jom bedeutet stets denselben Zeitraum wie unser Wort Tag, den dies civilis, und niemals eine Periode von vielen Jahren. Zum Überflusse wird Genes. 1, 5 der Tag als ein Zeitraum von 24 Stunden noch ausdrücklich bezeugt mit den Worten: Da ward aus Abend und Morgen, d. h. aus Dunkelheit und Helle, der erste Tag. Der biblische Bericht ferner kennt keine Erdentwicklung nach Perioden, sondern nur fertige und abgeschlossene Schöpfungs-

akte nach Gottes Willen. Ein Ausgleich zwischen der exakten Naturforschung und der biblischen Überlieferung kann also in der obigen Weise nicht herbeigeführt werden; sondern nur durch den Hinweis, dafs der religiöse Grundgedanke: die Welt ist eine Schöpfung Gottes durch die Naturlehre und die Entwicklungstheorie nicht berührt wird, denn sie erledigen die Frage nicht: Woher die Atome oder der Grundstoff, aus welchem Welt und Erde sich bilden konnten? — Von geringerer Bedeutung ist es, dafs man in der Erklärung des Schöpfungsberichtes auch einzelnen sachlichen Bemerkungen nicht zustimmen kann. So sieht der Verf. in den oberen und unteren Wassern, welche nach dem 2. Tagewerke durch eine „Feste", d. h. das Firmament, von einander geschieden wurden, einerseits die Wolken und andererseits das Wasser auf der Erdoberfläche. Allein die Wolkenmassen ziehen doch nicht über, sondern unter dem Firmament dahin. Wir haben es hier offenbar mit der alten Vorstellung zu thun, dafs auch über dem Firmamente sich Wasser befinde, welches z. B. bei der Sintflut durch die „Fenster des Himmels" auf die Erde herabströmte. — Nicht einwandsfrei ist auch die Erläuterung, welche die Geschichte Jephthahs (Richt. 11) erfährt. Dieser Richter that, als er zu einem schweren Kampfe auszog, ein Gelübde, welches nach der vom Verf. gebilligten Übersetzung lautete: Was zu meiner Hausthür mir entgegen gehet, wenn ich mit Frieden wiederkomme, — das soll des Herrn sein und will es zum Brandopfer opfern. Der Verf. erklärt, Jephthah habe dabei an ein Stück Vieh oder eine ganze Herde gedacht. Allein wie konnte dieser erwarten, dafs bei seiner Rückkehr ihm Rinder oder Schafe aus seiner Hausthür entgegenkommen würden? Wie wenn ihm nun ein Hund oder eine Katze oder sonst ein unreines Tier zuerst begegnet wäre? Solche Erwägungen indes werden hinfällig, sobald man nur den Grundtext richtig übersetzt. Dieser lautet nicht: Was, sondern wer zu meiner Hausthür heraus mir entgegen gehet u. s. w. Die maskuline Partizipialform hajjoze beweist, dafs Jephthah von vornherein ein Menschenopfer gelobt hatte. Das grausige Gelübde aber schlug seinen eigenen Urheber, denn dem siegreich Heimkehrenden trat als erste die eigene Tochter entgegen, welche der Vater nun opfern mufste. Schärfer konnte das Menschenopfer nicht verurteilt werden, als es durch den Bericht über Jephthahs Schuld und Strafe geschehen ist. — Die Einwände, welche hier geltend gemacht werden mufsten, betreffen vorwiegend Stellen, welche zu Kontroversen Veranlassung geben; im übrigen aber bietet das Buch zahlreiche längere und kürzere Erläuterungen, die dem Lehrer bei der Behandlung der biblischen Geschichte willkommen sein werden.

Berlin. J. Heidemann.

---

1) B. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Zwei Bände. Dritte Auflage. Wien 1897, Carl Gerold's Sohn. 393 u. 353 S. 8. 15 M.

Vor 46 Jahren erschien dieses Werk des berühmten Germanisten zum ersten Mal. Ein reicher Inhalt, der sich zudem mit einer der wichtigsten Seiten der deutschen Kultur befafste, und schriftstellerische Gewandtheit sowohl hinsichtlich der Anordnung und Verarbeitung des massenhaften Stoffes als auch nach der sprachlichen Seite hin erwarben dem Buche nicht blofs in dem engeren Kreise der Germanisten, sondern auch bei allen Freunden deutscher Art und Sitte rasch warme Freunde. Sich nicht blofs auf das Leben der deutschen Frauen beschränkend, sondern auch das der stammverwandten englischen und nordisch-germanischen Frauen berücksichtigend, behandelte der Verfasser in den einzelnen Kapiteln die Frauennamen, die deutschen Göttinnen, die Priesterinnen, die Erziehung und Stellung der Mädchen, die Liebe und den Frauendienst, die Vermählung, das Leben der Ehefrau und der Witwe, das Hauswesen, das gesellige Leben, die Tracht, und schlofs mit einer Charakteristik des deutschen Weibes, alles auf Grund einer erstaunlichen Quellenkenntnis, für die Seite für Seite die Nachweise unter dem Text genau verzeichnet waren. Trotzdem der greise Verfasser jetzt erklärt, er habe in dieser neuen Auflage keinen Umgufs des Werkes vorgenommen, sein vorgeschrittenes Lebensalter schliefse überhaupt eine völlige Erneuerung des Werkes aus, so hat er doch überall die Resultate der neueren Forschung sorgfältig berücksichtigt und so sein Werk vor dem Veralten gesichert. Ganz besonders seien die Lehrer, die Tacitus' Germania oder alt- und mittelhochdeutsche Dichtungen in der Schule zu behandeln haben, auf diese ausgezeichnete Leistung deutschen Forscherfleifses aufmerksam gemacht.

2) K. Th. Gaedertz, Emanuel Geibel. Leipzig 1897, G. Wigand. XII u. 412 S. 8. 6 M.

Vielen gilt Emanuel Geibel auch heute noch nur als Sänger der Liebe, als Poet der Backfische. Und doch verdient derselbe Dichter, der Liebeslieder von solcher Innigkeit und Zartheit dichtete, dafs ihm sofort alle Mädchen- und Frauenherzen zuflogen, auch von einer andern Seite gekannt und gewürdigt zu werden. Von Jugend auf verkündete er den nationalen Gedanken und hielt an diesem fest bis zum letzten Atemzug. Schon als Schüler verfafste er ein deutsch-patriotisches Gedicht. Der sehnsüchtigen Klage nach Kaiser und Reich hat er in manchem schwungvollen Lied Ausdruck gegeben. Und als die Jahre kamen, die uns allmählich die glückliche Lösung der deutschen Frage brachten, da trat er in seinen Liedern nachdrücklich für die deutsche Sache und für die deutsche Einheit ein. Gegen die Dänen schleuderte er sein „Protestlied“ und schrieb die „Sonette für Schleswig-Holstein“. Zugleich erfolgte eine Änderung in seiner

politischen Anschauung: hatte der Hanseat als Jüngling von der Mission Preufsens nichts wissen wollen, als Mann dachte er anders. Wie in Vorahnung der nahen Entscheidung richtete er an König Wilhelm 1868 bei dessen Besuch in Lübeck die bekannten Begrüfsungsverse „Vom Fels zum Meer" (S. 274), die seinen Bruch mit dem Bayernkönig Ludwig und seine Übersiedelung von München nach Berlin zur Folge hatten. Die grofsen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 entlockten ihm Lieder, die Wiederhall in allen Kreisen des deutschen Volkes fanden. Als „Heroldsrufe" bezeichnete er selbst seine politischen Lieder. Kaiser Friedrich, dessen stete Begleiter Geibels Dichtungen waren, urteilte folgendermafsen über ihn als politischen Dichter: „Meinem Geschmack nach haben wenige gleich ihm es verstanden, das Harren, die sehnliche Erwartung dessen, was die Jahre 1870 und 1871 uns brachten, in dichterische Weisen zu fassen; vollends aber gebührt ihm der Ruhm, als echter Herold des Reichs die Wiederherstellung desselben und des Kaisertums würdig besungen zu haben".

Geibel selbst hat sich über die beiden Seiten seines Dichterberufes sehr schön ausgesprochen in den Versen:

Rosen gewann ich mir einst von den Frau'n als Sänger der Liebe;
Jetzt von der Eiche zum Schmuck gönnt mir, ihr Männer, ein Reis!
In der Zerstückelung Zeit das Panier aufwerfend der Hoffnung,
Dreifsig Jahre getreu rief ich nach Kaiser und Reich.

Dem Sänger der Liebe und dem Herold des Reiches ist auch das vorliegende Buch gewidmet. Aber auch der Dramatiker bleibt nicht unberücksichtigt. Zugleich lernen wir den äufseren Lebensgang des Dichters kennen, der ja des Interessanten sehr viel bietet; man braucht u. a. nur an seinen Aufenthalt in Griechenland, an seinen Verkehr mit fürstlichen, zahlreichen litterarisch und künstlerisch berühmten Persönlichkeiten, ferner an die Folgen zu denken, die sein Verhalten in der deutschen Frage i. J. 1868 für sein äufseres Leben hatte. Durchweg war es dem Verfasser des Buches möglich aus dem Vollen zu schöpfen. Eine reiche Fülle bisher ungedruckten Stoffes stand ihm zu Gebote, ungedruckte Briefe, zahlreiche noch nicht veröffentlichte Gelegenheitsgedichte, die wie die Briefe geschickt in den Text eingefügt sind, zahlreiche mündliche und schriftliche Mitteilungen von Freunden des Dichters, wie Ernst Curtius, Heinrich Kruse, dem Grafen von Schack, und anderen Personen, die mit ihm verkehrt hatten, besonders auch Briefe und Gedichte aus dem Nachlafs des Kaisers Friedrich, Schriftstücke aus dem Geheimen Civilkabinett, die zum erstenmal eine authentische Schilderung der persönlichen und poetischen Beziehungen zum preufsischen Herrscherhause möglich machten. So war der Verfasser auch instand gesetzt vieles bisher über den Dichter Veröffentlichte zu berichtigen oder in ein neues

Licht zu rücken, so z. B. die Beziehungen vieler seiner Lieder zu seiner „Muse“, Cäcilie Wattenbach (S. 342 f.). Auf schon Bekanntes hat der Verf. oft nur verwiesen; hier wäre eine Angabe der Fundstätte doch am Platz gewesen; so werden z. B. wohl die wenigsten Leser wissen, dafs Binzers Schilderung des Münchener Dichterheims Krokodil (S. 272) in der Wiener „Deutschen Wochenschrift“ 1884 zu suchen ist. Erwünschte Beigaben des Buches sind zwei Porträts Geibels, eine Abbildung des Geibel-Denkmals in Lübeck, mehrere Nachbildungen seiner Handschrift, Nachbildungen der eigenhändigen Niederschrift des Königs Wilhelm vom 30. August 1868, Geibels Zurückberufung nach Norddeutschland betreffend, des Briefes, den der Kronprinz Friedrich Wilhelm beim Ableben Geibels an Ernst Curtius richtete.

Die Lektüre des Buches ist nicht nur dem Erwachsenen zu empfehlen; auch die reifere Jugend beiderlei Geschlechts wird es nicht ohne reiche Förderung ihrer Bildung lesen.

Seite 30 ist als Wattenbachs Geburtsjahr 1809 statt 1819 angegeben (vgl. S. 17), S. 206 ist der Genetiv „des Glaubensbekenntnis“ sehr anstöfsig.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Joseph Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst Einleitung in die Stilistik und Rhetorik und Proben zu den Hauptgattungen der prosaischen Darstellung für Gymnasien, Seminarien, Realschulen. Nach dem Tode des Verfassers neu bearbeitet von Valentin Kehrein. Neunte, umgearbeitete Auflage. Paderborn 1897, F. Schöningh. XXVI u. 533 S. 8. 4,80 M.

Nahezu ein Vierteljahrhundert hatten die Kehreinschen „Entwürfe“ keineswegs faulen, sondern strebsamen Sekundanern und Primanern der Gymnasien, Seminaristen und angehenden Lehrern als Wegweiser gute Dienste gethan — eine unerlaubte Ausnutzung war kaum möglich, weil die Lehrer das Buch ebenso gut kannten wie die Schüler —, da starb der fleifsige und so vielseitig schaffende Verfasser. Dem Neubearbeiter fiel die schwere Aufgabe zu, abgesehen von den Pflichten, welche die Pietät dem Nachfolger und Sohne auferlegt, möglichst den Charakter, den Plan und die Anlage des Buches beizubehalten und doch der auf dem Gebiete der Methodik und Didaktik eingetretenen Wandelung gebührend Rechnung zu tragen. Diese Aufgabe zu lösen, hat sich der Herausgeber sichtlich bemüht.

Im Gegensatz zu anderen Aufsatzbüchern, die nur Anleitung und Unterstützung für die geistige Ausbildung und bei der Arbeit bieten, war Kehreins Buch von Anfang an bestimmt, bei der Jugend neben der wissenschaftlichen Belehrung das sittlich-religiöse Streben zu fördern. In der heutigen Pädagogik ist es ziemlich aus der Mode gekommen, in Aufsätzen und anderen schriftlichen Arbeiten Ethik zu treiben. Ist früher in dieser Hinsicht zuviel geschehen, so braucht man darum dem Zeitgeiste zu Liebe jetzt

nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wenn, wie Gustav Richter in dem letzten Osterprogramm des Jenaer Gymnasiums praktisch zeigt, die Behandlung des Horaz für die ethische Bildung der Schüler fruchtbar gemacht werden soll, so darf auch ein Aufsatzbuch auf Pflege des christlich-sittlichen Geistes hinarbeiten und seine positiv-christliche Richtung festhalten, solange noch aufser dem Humanismus das Christentum ein Hauptelement der Gymnasialbildung ist. Diesem in der Vorrede zur ersten Auflage S. IV offen dargelegten Charakter entsprechend enthält das Buch auch jetzt noch eine Anzahl von mehr oder weniger religiösen Themata, z. B.: Nr. 110 Die welterneuernde Macht des Christentums, Nr. 170 Das Leben des Christen verglichen mit dem Auszuge aus Ägypten, Nr. 221 Der Beweis aus dem christlichen Martyrium für unsern Glauben; ferner die Aufgaben unter Abschnitt C a: Geistliche Rede. Einzelne gerade in dieses Gebiet gehörige Themata liegen dem Gymnasiasten ferne und sind zu umfassend, so z. B. Nr. 56 Basilius der Grofse und Gregor von Nazianz. Nr. 57 Des Kirchenvaters Augustinus Bedeutung als Philosophen und Redners (uns dünkt in der Form besser: Der Kirchenvater A. in seiner Bedeutung als Philosoph und Redner). Nr. 59 David von Augsburg und Berthold von Regensburg. Nr. 93 Israels prophetischer Zug über die Erde. Daher ist für diese Arbeiten der Stoff auch ziemlich gegeben, und manche sind offenbar nicht für den Gymnasiasten, sondern für den Seminaristen und als Übungen für den jungen, weiterstrebenden Lehrer bestimmt, wie dies in der Anmerkung zu Nr. 156 angedeutet ist. Zu diesen Themata gehören namentlich Nr. 281 u. ff. Es dürfte manchem Kandidaten, auch des höheren Lehramts, gar nichts schaden, wenn er diese sorgsam bearbeitet. Den Aufsatz Nr. 16 aber „Der Weltapostel Paulus auf dem Areopag in Athen“ u. a. kann auch ein Gymnasiast bearbeiten. Stellt doch auch z. B. A. Jonas in seinen „Deutschen Aufsätzen“ S. 136 Nr. 90 die Aufgabe: „Die Apologie des Stephanus vor dem Synedrium und die Apologie des Paulus vor dem Areopagos“. Völlig ausschliefsen von dem Gymnasium möchte ich solche Themata keineswegs. Aber es dürfte doch wohl für die Zukunft von einer Trennung des Buches in zwei von einander unabhängige Bücher kaum abgesehen werden können, so dafs das eine für die Seminaristen ist, das andere für die Gymnasiasten bezw. Realschüler.

Der Verfasser dürfte sich leicht dazu entschliefsen; denn schon die vorliegende Auflage zeigt, dafs er gewillt ist, auf wohlgemeinte, sachlich begründete Ausstellungen und Wünsche einzugehen und überall, wo es nötig erscheint, die umgestaltende und bessernde Hand anzulegen. Aus den „Proben zu einzelnen Gattungen der prosaischen Darstellung“ sind mehrere, besonders die Geschäftsaufsätze, gestrichen und durch 22 andere, zum Teil aus neueren Schriftstellern, ersetzt. Auch die dritte Abteilung,

„Entwürfe", zeigt bedeutende Veränderung: an Stelle 25 ausgeschiedener Themata sind 80 neue aufgenommen, bezw. die früheren Themata abgeändert worden. Geschichte und Kulturgeschichte haben gröfsere Berücksichtigung als früher gefunden. Ferner ist die Anordnung der Entwürfe nach Stilgattungen als ein entschiedener Fortschritt zu bezeichnen; freilich läfst es sich dabei nicht vermeiden, manche Themata einer bestimmten Gattung zuzuweisen, während sie ebenso gut einer anderen angehören. Bei der vierten, gleichfalls bereicherten Abteilung (Themata, Sprichwörter, Aussprüche) sind öfters erklärende Bemerkungen oder Verweise auf litterarische Hilfsmittel hinzugefügt. Vielleicht wünscht der eine mehr in dieser Beziehung, der andere weniger. Aber es ist überaus schwer, allen Wünschen gerecht zu werden. Daher unterlassen wir ein Eingehen auf einzelne Themata und bemerken nur kurz Folgendes: Bei Nr. 111 ist der Zusatz „im Teutoburger Walde" neben „Hermannsschlacht" unnötig; 127 würde besser klingen „Odysseus, Athenes Liebling"; auch 236 dürfte die Form der Frage zu ändern sein. Wenn in den „Entwürfen" mitunter die Gedanken nicht streng logisch geordnet sind, wie in dem Thema Nr. 266 „Über den Nutzen des Holzes", worüber schon in der Besprechung der 8. Auflage (Ztschr. f. d. G.-W. XXXXIV. Jahrgang S. 40) geklagt wurde, so scheint dies Absicht zu sein, denn in der Vorrede zur 1. Auflage heifst es: „Einigemal sind die Gedanken über ein Thema nicht zu einem Entwurfe geordnet, um dem Schüler Gelegenheit zu geben, sich auch im Anordnen (Disponieren) zu üben". Die Anleitung hierzu aber giebt die erste Abteilung, deren 2. und 3. Kapitel, Auffindung und Anordnung des Stoffes, ganz neu sind. Ein Lehrbuch der Rhetorik will der Verf. mit Recht nicht liefern; die Zusammenstellung der wichtigsten rhetorischen Regeln reicht völlig aus. Die Hauptsache bleibt, dafs die Schüler einen Stoff erfassen, sammeln, also die Gedanken entwickeln und in angemessene sprachliche Form bringen lernen. In erster Linie hat natürlich dafür der Unterricht zu sorgen. Ein Hilfsbuch für diesen sollen die „Entwürfe" so wenig wie andere Aufsatzbücher sein. Darum werden sie doch manchem Anleitung, Aufklärung und zulässige Unterstützung gewähren. Ich möchte für eine spätere Auflage empfehlen, den Schüler anzuleiten, zuerst an leichten Beispielen, die Beantwortung der stets im Thema liegenden Frage in einem Satze zu geben und diese Form auch möglichst in der Disposition anzuwenden. Es ergiebt sich dann aus dem Hauptteil leicht die Brücke zu der zu findenden Einleitung, der Übergang. Für die Disposition halte ich die Form: A (Einleitung), B (Hauptteil) I 1, 2, II 1, 2 (event. etwaige Unterabteilungen a b und noch α β), C (Schlufs) für besser als die bis jetzt angewandte I (Einleitung), II (Hauptteil) A 1 2, B, III (Schlufs), da der Verf. die römischen Zahlen auch bei blofser Angabe der Gedanken gebraucht, so dafs die logische Ordnung

äufserlich fehlt, z. B. Nr. 284; I. Eingang. II. Abhandlung. III (?). IV (?). V. Schlufs. Als Muster einer Disposition, wie ich sie empfehle, diene z. B.: Thema: „Was ist's mit diesem Kranichzug?“ Disposition:

A. Auf Goethes Rat weist Schiller den Kranichen eine besondere Rolle zu, indem er sie

B. zu Schicksalshelden macht und sie auftreten läfst
 I. als Reisebegleiter des Ibykus
  1. zur See,
  2. zu Lande,
 II. als Zeugen des Mordes und zwar
  1. als ungerufene,
  2. als berufene,
 III. als Ankläger und Rächer im Theater,

C. und überschreibt also mit Recht das Gedicht „Die Kraniche des Ibykus“.

Vgl. ferner mit den auf S. 72 aus Livius XXI 40—44 gegebenen Beispielen die Dispositionen in meiner Schulausgabe des Buches.

Störend gerade in einem deutschen Sprachbuche sind mehrere Druckfehler, wie „gleichwinklich“ (S. 5), „pflegmatisch“ (S. 6), „poetare“ (S. XVIII). Auf S. 7 fällt auf die Übersetzung des Wortes „Peripetie“ mit „Verwicklung“ statt mit „Umschlag, Umschwung“ und S. 43 die nicht ganz scharfe Definition von „Allitteration“.

Oberlahnstein. S. Widmann.

August Engelien, Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache. Siebente, umgearbeitete Auflage. Berlin 1897, Wilh. Schultze (L. Grieben jun.). IV u. 159 S. gr. 8. 1,40 M.

Es kam dem Verf. vor allem darauf an, die Laut- und Wortlehre den neuesten wissenschaftlichen Anschauungen anzupassen. Man kann ihm das Zeugnis ausstellen, dafs er das gesteckte Ziel erreicht hat. Besonders löblich ist das Bestreben, durch die Art der Darstellung und die Wahl der Beispiele die Zöglinge nicht zu blofser Aufnahme des Gebotenen, sondern zur Selbstthätigkeit und zu eigenen Beobachtungen des sprachlichen Lebens anzuhalten, da auch auf diesem Gebiete selbständige Erfahrungen von Wichtigkeit seien. Natürlich setzt dies für die Benutzung des Buches verhältnismäfsig reife Leser voraus, wie anderseits schon der beträchtliche Umfang desselben seine Einführung in Schulen erschweren wird. An dieser Thatsache ändert nichts das Bedauern des Verfassers, dafs jetzt in vielen höheren Schulen kein besonderes Gewicht auf grammatisches Wissen gelegt, sondern vieles der unbewufsten Nachahmung überlassen werde. Das Buch wird indes nach wie vor sein Publikum finden, zumal da es auch äufserlich auf des Verfassers Leitfaden der neuhochdeutschen Sprache Bezug nimmt. Auf diese Weise hofft derselbe, sowohl

den Lehrern höherer Schulen als insbesondere den Seminarlehrern einen Dienst zu erweisen, indem er den Anschlufs der methodischen Seite des Gegenstandes an die theoretische ermöglicht.

Dafs sich die vorliegende Schulgrammatik auf wissenschaftlicher Grundlage aufbaut, dafür legt fast jede Seite Zeugnis ab. Wird doch vielfach auf die früheren Sprachperioden zurückgegangen, ja zum Teil sogar das Gotische herangezogen. Wenn ich einen Punkt erwähnen soll, bei dem mehr wissenschaftlich als schulgemäfs verfahren ist, so ist es das Wagnis, auch in den bekannten zehn Wörtern, die wir nach amtlicher Anweisung im Anlaut mit th zu schreiben haben, das h zu tilgen. Diese Kühnheit ist in einem Schulbuche offenbar nicht am Platze. Noch eher mag dem Verfasser hingehen, dafs er § 79 die Schüler auf die Schreibung „du wäschst“ (statt „du wäscht“) verpflichten zu wollen scheint.

Was die Einleitung anlangt, so sind die romanischen Sprachen doch nicht wohl als „Fortsetzungen der altitalischen Dialekte“ vorzuführen. Die Übersicht der mitteldeutschen Mundarten bei Paul und Braune, die Engelien offenbar als Führer gedient haben, hat m. E. in den gewählten, zum Teil genaueren Bezeichnungen den Vorzug vor der seinigen. Wohl angebracht ist der letzte, von unseren Schriftzeichen handelnde Abschnitt der Einleitung. Wenn aber der Verfasser die Hoffnung hegt, der Mifsbrauch, die Substantiva mit grofsem Anfangsbuchstaben zu schreiben, werde einmal, wenn auch nicht in Bälde, beseitigt werden, so meinen wir demgegenüber, dafs das kommende Jahrhundert wichtigere Fragen als diese zur Entscheidung zu bringen hat. Was einst Jakob Grimms Zorn so sehr entflammte, mag immerhin ein Zopf sein, der wie manches andere das Bild unserer Vorfahren in etwas entstellt, — allzu grofse Schande wird uns das „Laster“, das wir mit anderen Völkern teilen, auch fernerhin nicht bringen. Bleibt doch nach demselben Gelehrten auch das obendrein erst 150 Jahre alte „Sie“ der Anrede „ein Flecke im Gewand der deutschen Sprache, den wir nicht mehr auswaschen können“ (vgl. Engelien S. 109).

Die Fassung der Regeln zeugt von eingehendem Nachdenken des Verfassers und regt daher auch zu solchem an. Gelegentlich ist der gewählte Ausdruck nicht durchsichtig genug (s. S. 15, 2d, S. 34 Z. 15 v. u. ff., § 55, § 77e Schlufs). Die hübschen Übersichten in den §§ 36. 71. 93. 106 und das alphabetische Verzeichnis am Ende des Buches werden Beifall finden. Ausgezeichnet ist auch die Darstellung der Zeit- und Modusverhältnisse des Verbs S. 128 ff. Warum schreibt aber der Verfasser die Genetive von Adam, Jakob u. a. mit Apostroph, als werde man sie mit den gleichlautenden Nominativen: Adams, Jakobs verwechseln? Ich erinnere hier an das beherzigenswerte Wort von Wilmanns (Die Orthographie in den Schulen Deutschlands S. 108): „Wir lesen

nicht einzelne Wörter, sondern sinnvolle Sätze; der Zusammenhang hilft über die Zweifel fort, ja er läfst sie gar nicht aufkommen, da die natürliche Entwickelung der Gedanken auf die sinngemäfse Auffassung zuerst führt. Mit Mühe und Not mufs man einzelne Sätze ausklügeln, die geeignet sind, den Leser irre zu führen. Um ihrer willen sich einem durch seine Inkonsequenz lästigen Schreibgebrauch zu unterwerfen, scheint nicht gerechtfertigt". — Im Hinblick auf den Unterschied zwischen konkreten und abstrakten Substantiven würde ich den Formwörtern nicht Stoff-, sondern Begriffswörter entgegenstellen. Ich bemerke hierbei, dafs es mir zweifelhaft ist, ob die mir an sich gefallende Definition, die der Verfasser S. 37 f. von konkreten und abstrakten Dingwörtern giebt, für Schüler sich empfiehlt (vgl. meine Bemerkung in dieser Zeitschrift 1896 S. 764). Nicht glücklich gewählt ist § 40 der Ausdruck, wonach das Prädikat des Satzes ein Attribut, das Verb ein Attributiv sein soll. Transitive Verba (§ 43; vgl. auch S. 99 Z. 14 v. o. ff.) „erfordern" keinen Akkusativ. Wenn ich den Satz habe: „Der Pfeffer beifst", so nenne ich das Verb kein intransitives, weil es hier ohne Objekt steht. — Tritt § 56 wirklich der Morgen mit Stärke und Gewalt hervor, dagegen die Wolke mit Anmut in stiller Wirksamkeit? Kann man S. 59 nicht sagen: „Maria Stuarts Verwandte" statt „die Verwandten der Maria Stuart"? — Der Genetiv Sing. von mhd. *er* (§ 77) heifst nicht *es*, der Genetiv des Plural ahd. nicht *iro*, sondern *irô* (*iro*). Zwischen „dieses" und „dies" (ebenda c) besteht ein Unterschied. S. 75 II wünschte ich eine etwas genauere Auseinandersetzung über die Bildung des Futurs durch „werden" mit dem Infinitiv. Meinen ehedem eingenommenen Standpunkt (vgl. meine Bemerkung in dieser Zeitschrift a. a. O. zu dem grammatischen Übungsbuche von G. Bötticher) habe ich inzwischen verlassen. Ich verdanke dies der lehrreichen Arbeit von P. Merkes, Beiträge zur Lehre vom Gebrauch des Infinitivs auf historischer Grundlage I (Leipzig 1896); auch sei auf Behaghel, Die deutsche Sprache S. 209 verwiesen und nebenbei an den Gebrauch des griech. *γίγνεσθαι* = *ἀφικνεῖσθαι* erinnert, dem sich ein finaler Infinitiv beigesellen kann (vgl. z. B. Thuk. I 128, 3). — Hinsichtlich der Behauptung § 100, für die Zahlwörter 1—10 sei bis jetzt keine Grundbedeutung ermittelt, verweise ich z. B. auf Ferd. Baur, Sprachwissenschaftliche Einleitung in das Griechische und Lateinische § 42. — Sind die § 124, 1 aufgezählten Verben wirklich nur in den dort erwähnten Fügungen gebräuchlich? — Für den beliebten Ausdruck Ergänzungsfragen § 142 würde ich lieber mit Delbrück, Syntaktische Forschungen I S. 75 die Bezeichnung: Verdeutlichungsfragen gesetzt sehen. — Die der Satzlehre sich anfügende, kurz und bündig gehaltene Interpunktionslehre, die zum Teil auch schon in früheren Partieen Berücksichtigung findet, schliefst mit der auffälligen Behauptung (S. 150) — anders wenigstens ist die dort gegebene Regel kaum

zu verstehen —, dafs in der Verbindung: Lessings „antiquarische Briefe“ die in Anführungszeichen stehenden Worte „direkt angeführte Worte“ seien.

Den im Vorstehenden gemachten Ausstellungen füge ich zuletzt noch die hinzu, dafs, wie schon das Vorwort, so das Buch selber nicht eben wenige Druckfehler aufweist. Der Verfasser möge sich daraufhin die Seiten II, 26, 50, 53, 59, 69, 77, 111 ansehen und vor allem den Setzer auffordern, in seinen die kleinen *n* und *u* enthaltenden Kästen Ordnung zu schaffen!

Berlin. Paul Wetzel.

Julius Ziehen, Dichtung der Befreiungskriege (Auswahl). Mit Rauchs Grabdenkmal der Königin Luise. Dresden 1896, L. Ehlermann. IV u. 88 S. kl. 8. 0,50 M. (Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin, Heft 19.)

Die Auswahl berücksichtigt vor allem Arndt, Schenkendorf, Rückert und Körner. Daneben sind mit vier Gedichten Uhland, mit je einem Brentano, Friedr. de la Motte Fouqué, Seume und von Stägemann vertreten. Eine allgemeine Einleitung belehrt uns über das Verhältnis der Befreiungsdichtungen zum Befreiungskriege, besondere Einleitungen geben uns eine Übersicht über Leben und Werke der genannten Dichter; bei den vier Hauptdichtern ist diese Einleitung ausführlicher, bei den fünf anderen Dichtern ganz knapp und kurz gehalten. Wo es nötig ist, werden sachliche Erläuterungen den einzelnen Gedichten vorangeschickt; auch hierbei ist Kürze und Sparsamkeit angestrebt. Die Auswahl ist mit gutem Geschick und Geschmack getroffen. Von Körner hätte ich noch dieses und jenes Gedicht gewünscht; er ist und bleibt doch unserer Jugend Liebling.

Druck und Ausstattung sind so freundlich, dafs wir auch in dieser Beziehung das Büchelchen nur warm empfehlen können.

Düsseldorf. Ad. Matthias.

Die patriotische Lyrik der Befreiungskriege. Herausgegeben von Adolf Matthias. Bielefeld und Leipzig 1897, Velhagen und Klasing. IV u. 142 S. 8. 0,75 M.

Wenn die neuen Lehrpläne als allgemeines Ziel des deutschen Unterrichtes unter anderem die „Belebung des vaterländischen Sinnes“ betonen, so hat die patriotische Lyrik der Befreiungskriege naturgemäfs einen besonderen Anspruch auf Berücksichtigung. Nie sind Wesen und Wert, Gröfse und Schönheit des Vaterlandes, Liebe zur Heimat und Muttersprache, zu heimischer Sitte und heimischem Glauben, Volksberuf und Nationalgefühl, Freiheit und Recht herrlicher besungen worden, als in jener erhebenden Zeit. Kaiser und Reich, vaterländische Gedenkorte und Gedenktage, Nationalhelden, Vaterland und Volkstum, das gerade ist der Inhalt jener Lieder. Mit einzelnen wird der Schüler an der Hand des

Lesebuches schon in den unteren Klassen bekannt. Der Sextaner (vgl. z. B. das Lesebuch von Hopf und Paulsiek) liest und lernt auch wohl Arndts „Lied vom Feldmarschall“ und Rückerts „Barbarossa“, der Quintaner Arndts Gedicht „Des deutschen Knaben Robert Schwur“, der Quartaner „Die Leipziger Schlacht“ von Arndt, „Auf Scharnhorsts Tod“, „Die Muttersprache“, „Das Vaterland“ von Schenkendorf, „Körners Geist“ von Rückert, der Tertianer „Des Deutschen Vaterland“, „Deutscher Trost“, „Wer ist ein Mann?“ von Arndt, „Auf den Tod der Königin“, „Soldaten-Morgenlied“, „Frühlingsgrufs an das Vaterland“ von Schenkendorf, „Lied zur feierlichen Einsegnung des preufsischen Freicorps“, „Jägerlied“, „Lützows wilde Jagd“ von Körner, Rückerts „Gott und die Fürsten“. Aber es liegt auf der Hand, dafs diese Auslese von Gedichten nicht genügt, wenn die Schüler einen tieferen Einblick in die herrliche patriotische Lyrik jener Zeit gewinnen sollen. Sie verdient in der That, kurz, aber im Zusammenhange noch einmal behandelt zu werden, wobei eine konzentrierende Wiederholung der bereits in früheren Klassen gelesenen Gedichte stattfindet. Das geschieht vielleicht am besten in der Untersekunda. Denn nach den „Erläuterungen“ zu den neuen Lehrplänen „weist die Pflege vaterländischen Sinnes und des nationalen Gedankens dem Deutschen eine enge Verbindung mit der Geschichte zu“. Geschichtspensum in IIb ist aber „Deutsche und preufsische Geschichte vom Regierungsantritt Friedrichs des Grofsen bis zur Gegenwart“, u. a. also „Das Unglück und die Erhebung Preufsens, die Befreiungskriege, die innere Umgestaltung Preufsens“ etc. Das geschichtliche Verständnis dieser Zeit wird durch eine zusammenhängende Lektüre der patriotischen Lyrik derselben im deutschen Unterricht wesentlich vertieft, denn diese Lieder sind „aus dem Geiste der Zeit geboren“ und als unmittelbare Zeugnisse der Gefühle und Empfindungen ihrer Zeit wichtig; ihnen „gebührt gleicher Ehrenanteil wie den Thaten jener Zeit“. Auch zeigen die Sekundaner für ihre flammende Begeisterung und urwüchsige Kraft hohes Interesse und empfänglichen Sinn. Dem Zwecke einer solchen Lektüre dient die vorliegende Gedichtsammlung in vortrefflicher Weise. Der Hsgb. bringt in der Einleitung eine kurze Übersicht über den Zusammenbruch und die Erniedrigung des Staates und die Fremdherrschaft, über die innere Umbildung des Staates (1807—1812: Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau, Fichte), über die Erhebung im Befreiungskriege (1813—1815), die stillen Jahre (1815—1840) und schliefst mit kurzem Hinweis auf die Verwirklichung der deutschen Einheit. Dann folgen Gedichte von Arndt (welcher als der „kräftigste Herold vaterländischer Ehre“ an die Spitze gestellt ist), Schenkendorf, Theodor Körner und Rückert. Den Gedichten geht jedesmal eine kurze Biographie des Dichters voraus, welche die Eigenart desselben in knapper, aber feinsinniger Charakterisierung

hervorhebt. Den Schlufs bilden Anmerkungen zu den ausgewählten Gedichten. Sie stehen mit gutem Grunde hinter und nicht unter dem Text, da sie sonst bei der Lektüre störend wirken würden, und sie beschränken sich vorwiegend auf den geschichtlichen Apparat, soweit er zum Verständnis des Gedichtes erforderlich ist, die Entstehungsgeschichte des Liedes und seinen Zusammenhang mit dem Lebensgang des Dichters. Auch diese Beschränkung auf das Nötigste hat ihren guten Grund und zeigt den Meister der Lehrkunst, welcher in den Verhandlungen der Direktoren-Konferenz der Rheinprovinz 1890 mit Recht für die Erläuterung von Gedichten den Grundsatz betont: „So wenig wie möglich, soviel als nötig" (S. 52), da solche „kleinen Kunstwerke durch sich selber wirken wie Gottes Sonnenschein und Regen" (S. 45). — Die Auswahl der Gedichte ist reichhaltiger als bei anderen ähnlichen Sammlungen, und man begrüfst in dieser Sammlung mit Freude manches Gedicht, welches anderswo fehlt, z. B. Arndts „Lieder aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann" (n. 5), „Scharnhorst der Ehrenbote" (n. 10), „Der Freudenklang" (n. 13), Schenkendorfs „Brief an die Heimat" (n. 10), „Der Bauernstand" (n. 4), „Das Lied vom Rhein" (n. 15), Körners „Abschied von Wien" (n. 6), „Jägerlied" (n. 11), „Trost" (n. 15). Anderseits sind minder bedeutende Gedichte oder solche rein lyrischen oder geistlichen Charakters, die nicht in direkter Beziehung zur Geschichte ihrer Zeit stehen, mit Recht fortgelassen. Vielleicht ist es gestattet und kein zu unbescheidener Wunsch, für die zweite Auflage des Büchleins, falls es der dem Buche zur Verfügung stehende, ihm zugemessene Umfang gestattet, noch um die Aufnahme einiger bedeutsamer Gedichte jener Zeit zu bitten. Folgende würden wir uns erlauben vorzuschlagen: Arndts „Einheitshoffnung" (inhaltlich verwandt mit Uhlands Gedicht „Die versunkene Krone", Rückerts „Barbarossa" und „Die drei Gesellen"), „Von Vaterland und Freiheit", „Auf dem Rugard" und „Heimweh". In letzteren beiden Gedichten kommt tief empfundene Anhänglichkeit an die Heimat und innige Sehnsucht nach ihr ergreifend zum Ausdruck. Auf der Heimatliebe beruht aber die Vaterlandsliebe. Heimat und Vaterland treten, wie der Hsgb. in der Einleitung so schön bemerkt, durch die Gesänge jener Zeit wieder in den Mittelpunkt des Glaubens, Liebens, Hoffens. — Bei Schenkendorf sind es die drei Gedichte „Schill" (dessen Geisterstimme den unter dem Druck der Erniedrigung stehenden Preufsen Trost und Hoffnung spendet), „Am 28. Januar 1814" (vgl. zu Arndts „Einheitshoffnung"), „Das Vaterland" (Hopf und Paulsiek, Leseb. f. Quarta, n. 174); ferner kämen etwa noch in Betracht Körners „Treuer Tod" (vgl. des Dichters Tod) und endlich Rückerts Gedichte „Magdeburg" (Hopf und Pauls. f. Tertia S. 226), „Deutschlands Heldenleib" (vgl. zu Arndts „Einheitshoffnung") und sein bekanntes herrliches Lied „Aus der Jugendzeit" (vgl.

Arndts „Heimweh" und „Auf dem Rugard"). — Wenn es die Zeit erlaubt, wird man vielleicht auch einige Gedichte Uhlands in den Kreis dieser Lektüre hineinziehen. Auch wenn Uhland kein eigentlicher Sänger der Befreiungskriege war, so war er doch „Der pflichttreue Volksanwalt", „Der Wächter über Volksfreiheit, Volksrecht, Volkspflicht". Dahin gehören z. B. die Gedichte „Die versunkene Krone" (aufgegebene Kaiserhoffnung), „Lied eines deutschen Sängers", „An das Vaterland", „Am 18. Oktober 1816" (vgl. Arndt, Die Leipziger Schlacht), „Die Siegesbotschaft", „Die deutsche Sprachgesellschaft" (vgl. Schenkendorfs „Muttersprache"). — Fouqués „Jägerlied" ist in den Anmerkungen S. 131 abgedruckt. Doch genug! Freuen wir uns der uns geschenkten, willkommenen und vortrefflichen Gabe und wünschen wir dem Büchlein, welches einen wertvollen Beitrag für die wichtigen Aufgaben des deutschen Unterrichtes liefert, die verdiente weiteste Verbreitung! Es wird sich zweifellos viele Freunde erwerben.

Düsseldorf. Arnold Zehme.

Ernst Ziegeler, Aus Ravenna. Mit sechzehn Abbildungen. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von E. Pohlmey und H. Hoffmann, 27. Heft.) Gütersloh 1897, C. Bertelsmann. 72 S. 8. 1,50 M.

Ernst Ziegeler ist offenbar in vielen Beziehungen vor anderen Sterblichen bevorzugt: 1892 konnte er in der Gymnasialbibliothek über eine längere Reise durch Sicilien berichten, 1895 schilderte er ebenda Pompeji nach mehrmaligem Besuch, und jetzt geleitet er uns nach und durch Ravenna, das er im Frühling 1896 besucht und eingehend studiert hat. Und wieder haben wir an ihm einen Führer, der es versteht zu sehen, das Gesehene allseitig zu erfassen und fesselnd davon zu berichten.

Im Vorwort erhebt Ziegeler das Bedenken, ob eine Schilderung Ravennas wohl in diese Bibliothek gehöre, die doch den Altertumsstudien dienen solle. Er beruft sich, um dieses Bedenken zurückzuweisen, darauf, dafs das meiste, was Ravenna bietet, den allmählichen Übergang aufweise aus der alten Welt in das Christentum, und dann besonders unter Hinweis auf einen Ausspruch Moltkes darauf, dafs die Geschichte durch die Berührung mit der Ortskunde an Leben gewinnt. Dieser letzte Grund würde freilich auf viele Städteschilderungen passen, die mit dem Altertum gar nichts zu thun haben. Ich möchte auf einen anderen Gesichtspunkt aufmerksam machen, den Schreyers Heft über das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung (Nr. 8) nahe legt. Das Altertum wird noch jetzt der allgemeinen Bildung zugeführt wegen der Leben zeugenden Kraft, die es alle Jahrhunderte lang bewährt hat, und es ist wohl angebracht, das auch dem Schüler, der sich mit Altertumsstudien beschäftigen mufs, vor Augen zu führen. Schreyer zeigt, wie es Leben schafft in der letzten Blütezeit deutscher Dichtung, Ziegeler, wie es das Leben

der christlichen Kunst beeinflufst. Und es wäre sehr wohl angebracht, denke ich, wenn nun auch noch seine Wirkung in der Zeit der sogenannten Renaissance und auch in der neuen Renaissance im 18. und 19. Jahrhundert an typischen Beispielen dargelegt würde.

Wenn ich ein Bedenken gegen dieses Heft aussprechen soll, so ist es das, ob nicht für den Durchschnitt der Schüler das Gesagte zu hoch ist. Dabei habe ich nicht nur einzelnes im Auge, wie wenn S. 53 Prokops historia arcana und seine Berichte über den byzantinischen Hof als bekannt angenommen werden, oder wie wenn S. 61 ohne ein Wort der Erläuterung auf den italienischen Agitator Giuseppe Mazzini hingewiesen wird. Ich denke hauptsächlich an die gesamte Darstellung. Sie setzt ein kunstgeschichtliches Wissen und Verständnis voraus, wie es doch nur bei wenig Schülern vorhanden sein möchte. So heifst es S. 34, die ältesten Kirchen seien gestaltet „nach dem Muster der grofsen Markthallen oder Basiliken“. Das genügt für einen, der mit der Sache ungefähr vertraut ist, es genügt nicht für den, der mit ihr erst vertraut gemacht werden soll. Die alten Markthallen wurden doch erst deshalb als Vorbilder für die Kirchen brauchbar, weil sie aufser den grofsen Räumen für den Verkehr einen abgesonderten, in die eine Wand hineinspringenden Raum für das Gericht hatten; denn solchen Raum hatte man für den Altar nötig. Verstehen Schüler auf derselben Seite den kurzen Hinweis: „Insbesondere hat sich die Tribuna (der Ausdruck ist weiter unten erklärt) den unvermeidlichen Zopfstil gefallen lassen müssen“? Was weifs die protestantische Jugend vom Triumphbogen in der Kirche (S. 56)?

Doch sehe ich hiervon ab, — und die Erfahrung wird ja lehren, ob die Schüler sich darin zurecht finden, — so ist das Heft warm zu empfehlen. Es beginnt mit einer allgemeinen Orientierung über Ravenna, in der besonders die natürlichen Verhältnisse der alten Lagunenstadt berücksichtigt sind, die einst, wie jetzt Venedig, auf Pfahlrosten stand inmitten der grofsen, seitdem zusammengeschrumpften Strandlagune, jetzt mitten in einer flachen Ebene liegt und erst seit dem vorigen Jahrhundert wieder durch einen Kanal von 10 km Länge mit dem Meere verbunden ist. Dabei war vielleicht nach Kiepert, alte Geographie § 340 zu betonen, dafs nicht nur die alte Lagune ausgefüllt ist, sondern auch das Land vom alten Lido aus noch eine halbe Meile ins Meer hinein gewachsen ist. Es folgen S. 6—19 die Bauten aus der Zeit des Honorius und seiner Schwester und Nachfolgerin Galla Placidia, S. 20—59 die Erzeugnisse der Zeit Odovakars und der Gotenherrschaft, S. 59—63 Dantes Grab und die Denksäule für einen Sieg französischer Truppen über ein spanisches und päpstliches Heer am 11. April 1512, dem eine barbarische Plünderung der Stadt folgte, endlich S. 63—67 eine Schilderung der Pineta,

des grofsen Strandwaldes, den Dante und Byron verherrlicht haben, und in dem Garibaldi mit seiner Frau Anita, welche hier starb, 1849 von österreichischen Truppen verfolgt umherirrte. Ein Zusatz S. 68f. bespricht eine neue Hypothese, wonach die alte Taufkapelle San Giovanni in fonte aus der Zeit des Honorius ursprünglich ein Baderaum gewesen ist, den man erst 450 zur Kapelle umgewandelt hat. Man sieht aus dieser Übersicht, dafs die grofse Hauptmasse des Heftes sich mit der Zeit vom Tode des Theodosius bis zum Untergange der Goten beschäftigt.

Zum Verständnis des über die Bauten und Mosaiken Ravennas Gesagten sind geschichtliche Berichte eingeflochten, so über Honorius' Regierung, über Galla Placidia, besonders ausführlich, 12 Seiten, über Odovakar und Theoderich, dann über Theoderichs Nachfolger und die späteren Schicksale Ravennas. Ich erwähne das, damit man nicht nach dem Obigen denke, dafs nur Besprechungen von Bauten und anderen Kunstwerken den Inhalt des Buches bilden. Diese geschichtlichen Berichte sind sehr ansprechend belebt durch Zurückgehen auf die Quellen.

Von Kunstwerken werden uns in Abbildung und Beschreibung besonders folgende vorgeführt. Die achteckige Taufkapelle San Giovanni in fonte, in der die Darstellung der Taufe Jesu noch mit altheidnischer Mythologie verquickt ist: der Flufsgott Jordan sieht zu und hält ein Tuch zum Abtrocknen bereit. Dann das Grabmal der Galla Placidia, ein Schatzhaus frühchristlicher Mosaikbilder mit zwei besonders wichtigen Darstellungen: der gute Hirte, nicht mehr wie in den Katakomben das Schaf auf der Schulter tragend, sondern im Purpurmantel zwischen den Schafen sitzend, auf das Kreuz gestützt und eines der Schafe streichelnd, „die letzte Leistung der symbolischen Malerei“, und der heilige Laurentius, der dem Roste zuschreitet, auf welchem er gemartert werden soll, der Beginn von „historischen Schilderungen aus dem Leben der Heiligen, die von nun an im Vordergrunde des künstlerischen Interesses stehen“. Ferner Sant' Apollinare Nuovo (der Neue genannt, weil er seine ursprüngliche Verehrungsstätte in der Hafenstadt hatte und erst im 9. Jahrhundert aus Furcht vor den Sarazenen seine Gebeine hierher gebracht sind), eine von Theoderich erbaute Basilika, in der besonders zwei Bilderstreifen Interesse erregen: ein Zug von Märtyrern mit ihren Kronen in der Hand, die aus den Thoren von Ravenna auf Christus zuschreiten, und ein ebenso gestalteter Zug von heiligen Frauen, die aus der Hafenstadt Classis zu der thronenden Maria mit dem Jesusknaben ziehen. Es folgen Profanbauten, der Palast Theoderichs und sein Grab; von jenem ist nur eine hohe, stark verwitterte Backsteinfassade übrig; dieses ist sonst im ganzen in antiker Form, wenn auch etwas massig, erbaut, aber gedeckt mit einem flach gewölbten Stein von fast 11 m Durchmesser, ähnlich wie das Grab eines alten germanischen Edelings auf norddeutscher Heide mit

dem mächtigen Hünenstein. Endlich ist noch zu nennen die Kirche Sant' Apollinare in Classe, früher in der Hafenvorstadt, jetzt einsam zwischen sumpfigen Reisfeldern gelegen, eine Basilika von 535, einst die Kirche der stolzen Erzbischöfe von Ravenna, die sich dem römischen Bischof nicht beugen wollten. Daneben lag das jetzt verschwundene Romualduskloster, in dem der deutsche Kaiser Otto III. in seinen schwärmerischen Zeiten weltentsagender Frömmigkeit sich strengen religiösen Übungen unterzog.

Gleichgültig bleibt uns die Franzosensäule, sie hätte fehlen können. Im übrigen scheide ich von dem Hefte mit Dank für die liebenswürdige Gabe.

Neustrelitz. Th. Becker.

Julius Höpken, Elementarbuch der lateinischen Sprache. Untertertia. Emden und Borkum 1897, W. Haynel. V u. 147 S. 8. 2,25 M.

Das vorliegende Elementarbuch ist für die Untertertia solcher Realgymnasien, in denen das Lateinische erst auf dieser Stufe beginnt, bestimmt. Von diesem Gesichtspunkte aus will es beurteilt sein, da es den französischen und englischen Unterricht der früheren Klassen voraussetzt, an dessen Resultaten der Untertertianer Stützen für die Erlernung des Lateinischen finden soll, so daſs also für ihn, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „wesentliche Schwierigkeiten fortfallen, die dem Sextaner das Erlernen der lateinischen Sprache so sehr erschweren, z. B. die Übereinstimmung von Subjekt und Prädikat; auch wird die Verwandtschaft der Wörter das Einprägen der Vokabeln bedeutend erleichtern“. Dies letztere darf man dem Verfasser glauben; daſs aber mit der Lehre von der Übereinstimmung von Subjekt und Prädikat eine so schwere Last auf die Schultern der Sextaner gelegt werde, erscheint mir übertrieben. Wenn der Verfasser dann fortfährt: „Ganz neu ist aber auch für ihn (den Untertertianer) die Art zu deklinieren und zu konjugieren, ferner der Gebrauch des bloſsen und des absoluten Ablativs, des Akkusativ mit dem Infinitiv und des Verbalsubstantivs und -adjektivs“, so hat er mit diesen Worten das ganze Pensum der Sexta und Quinta skizziert, für dessen Erlernung also der frühere französische und englische Unterricht keine Stützen bieten wird. Mit diesem Pensum muſs der Schüler aber nicht bloſs „einigermaſsen“, wie der Verfasser sagt, vertraut sein, ehe er an die in Obertertia beginnende Lektüre von Cäsars Bellum Gallicum gehen kann, sondern dieses Pensum muſs zum festen Besitz des Untertertianers geworden sein, wenn die spätere Lektüre nicht ganz oberflächlich werden soll. Damit ist dem lateinischen Unterricht der Untertertia wahrlich keine leichte Aufgabe gestellt worden; um so zielbewuſster muſs er daher angelegt sein, um so energischere Unterstützung muſs er daher auch an dem Elementarbuch finden, das den Untertertianern in die Hände gegeben wird.

Das vorliegende Elementarbuch weicht von der Einrichtung der im lateinischen Elementarunterricht bewährten Übungsbücher von der Art der Ostermann-Müllerschen durchaus ab. Da es auch die Grammatik ersetzen soll, ist in ihm der Mischcharakter derartiger Bücher in hohem Mafse ausgeprägt: im ersten Teile wechseln Regeln oder regelartige Bemerkungen, die sich am Anfang oder am Ende der einzelnen Kapitel oder auch mitten hinein verstreut in nicht geringer Anzahl finden, mit Vokabelverzeichnissen und Übungsstücken zum Hin- und Herübersetzen ab; in einem Anhang wird in der Form einer systematischen Zusammenstellung von Paradigmen, von der die Deklination ausgeschlossen bleibt, und von Regeln aus der Kasuslehre das im ersten Teil zerstreut Gebotene teils zusammengefafst, teils ergänzt. Ein alphabetisch geordnetes, lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis bildet den Schlufs des Buches, das im ganzen für das Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche zugeschnitten ist. In allen Teilen, die letzten, von Regeln nicht mehr unterbrochenen Lesestücke ausgenommen, ist die Tonsilbe der mehr als zweisilbigen lateinischen Wörter durch Hervorhebung des Tonvokals durch den Druck kenntlich gemacht.

Die eben angedeutete Verbindung von Grammatik und Übungsbuch kann nur als ein grofser Nachteil für das ganze Buch angesehen werden; es wird wohl allgemein anerkannt, wie leicht die Aufmerksamkeit des Schülers bei der Benutzung eines solchen Buches durch das Vielerlei des Stoffes abgelenkt wird. Viel rationeller ist es, beide Teile, Grammatik und Übungsstoff, in getrennten Abteilungen zu behandeln, wobei eine Bezugnahme beider Teile auf einander genau ebenso gut möglich ist.

Die Regeln oder regelartigen Bemerkungen sind zum grofsen Teil überflüssig. Was soll der Schüler damit anfangen, wenn ihm auf der ersten Seite mitgeteilt wird, dafs man im Lateinischen fünf Deklinationen unterscheidet, wenn ihm die Namen der Kasus und Numeri aufgezählt werden, wenn er erfährt, dafs man die Kasus an den Endungen erkennt, dafs diese Endungen bei den konsonantischen Stämmen ohne Veränderung an den Stamm gehängt, bei den vokalischen mit dem Stammvokal zu einem untrennbaren Ganzen zusammengezogen werden, dafs diese sowohl wie jene der Einfachheit wegen mit demselben Worte „Endungen“ bezeichnet werden sollen? Das sind, so theoretisch geboten, für ihn leere Worte, die für ihn auch dadurch kaum mehr Bedeutung gewinnen, dafs darauf für die fünf Deklinationen Beispiele im Nom. und Gen. Sing. und Plur. zusammengestellt werden. Welchen Wert hat für den Schüler der § 5 (S. 2), wo es heifst, dafs die Adjektiva, Partizipien und Zahlwörter entweder nach der ersten und zweiten Deklination oder nur nach der dritten, die Pronomina abweichend dekliniert werden? Was sollen dem Schüler solche rein theoretischen Erörterungen nützen? So kann man auch bei

den folgenden Abschnitten (z. B. S. 8/9 §§ 1—7, S. 57 §§ 1—3) eine grofse Zahl der Regeln als völlig überflüssig streichen. Denn ihren Inhalt lernt der Schüler doch nur, rein induktiv, bei der Durchnahme der einzelnen Abschnitte der Formenlehre verstehen, wo er ihm so fest eingeprägt werden mufs, dafs er zusammenhängender gedruckter Regeln gar nicht mehr bedarf. Viel Raum ist auf diese Weise verschwendet worden, der für Übungsstücke besser zu verwerten war.

Und wenn diese Regeln wenigstens immer gleich durch Beispiele erläutert worden wären! So findet sich z. B. bei der Regel über die verschiedene Verwendung des Konjunktivs (S. 16 § 3) kein einziges Beispiel.

Dazu läfst auch die Form der Regeln viel zu wünschen übrig. So heifst es z. B. S. 8 § 2: „Das Aktiv unterscheidet sich vom Passiv resp. Deponens durch die Endungen; die Tempora und Modi durch Zeichen, die zwischen Stamm und Endungen eingeschoben werden. Die Personen erkennt man ebenfalls an den Endungen; die persönlichen Pronomina werden nur dann gesetzt, wenn sie besonders betont werden sollen". (Auch hier wieder kein Beispiel!) Hier hätten, wenn man überhaupt ausdrücklich davon reden wollte, die Endungen als Personalbezeichnungen gekennzeichnet werden sollen, das war das Wichtigste. — S. 52, in dem Kapitel von den Partizipien, heifst es: „Ein zum Subjekt gehörendes Partizipium, das mit dem Prädikat im Genus übereinstimmt, wird meist wie das Prädikat übersetzt und mit diesem durch „und" verbunden". Hier wie in der nächsten Regel ist gemeint, dafs das Partizipium „als Prädikat" übersetzt und dieses deutsche Prädikat dann mit dem zweiten deutschen Prädikat durch „und" verbunden wird. Beide Regeln sind zudem, wie die oben erwähnte, umständlich und werden wohl in dieser Fassung dem Verständnis des Schülers unerreichbar bleiben. — S. 122 ist in dem Abschnitt über den Ablativ zu lesen: „Bei Personen steht immer eine Präposition, ausgenommen im Ablativus absolutus". Da hat der Verfasser nicht an Verba gedacht, die den Ablativ regieren, wie z. B. *uti*. — Mindestens unklar ist die Regel S. 66: „Ein deutscher Haupt- (Neben-) satz mit nachfolgendem zweiten Satze kann nur dann durch den Ablativus absolutus übersetzt werden, wenn sein Subjekt mit dem des zweiten Satzes nicht übereinstimmt, noch in diesem zu ergänzen ist".

Hiernach müssen die Regeln als in fast jeder Beziehung verfehlt bezeichnet werden.

Die Bewältigung des umfangreichen Pensums in einem Jahre hat der Verfasser besonders durch eine von dem gewöhnlichen Gebrauche abweichende Art der Darbietung der Konjugation zu erreichen gesucht, da diese die meiste Zeit in Anspruch nehme. Von der Thatsache ausgehend, dafs in Cäsars Bell. Gall. „alle 1. und 2. Personen, der Indikativ der Futura und der Imperativ so

gut wie gar nicht vorkommen", will er diese Formen im ersten Jahre fast unberücksichtigt gelassen wissen. Ebenso könne die Erlernung der Infinitive, Partizipien und das Verbalsubstantiv und -adjektiv bis zur Einübung des Acc. c. Inf. u. s. w. verschoben werden, so dafs also für den Anfang nur die 3. Person des Präsens, Imperfekts, Perfekts und Plusquamperfekts übrig bleibe. Am Schlufs des ersten Jahres sollen dann die 1. und 2. Person nachgeholt werden. So glaubt der Verfasser Zeit zu gewinnen, um die oben angeführten Tempora und Modi aller Konjugationen neben einander einzuüben. Fast ein ganzes Jahr also soll sich der Unterricht mit den dritten Personen begnügen, und erst zuletzt sollen in aller Eile die übrigen Personen und was sonst noch von der Konjugation fehlt, nachgeholt werden. Das Resultat dieser neuen Methode wird sein, dafs der Schüler niemals ein klares Bild von der Konjugation im ganzen bekommt und dafs er in der Konjugation niemals fest und sicher werden wird. Denn auf den höheren Stufen mufs doch für die Einübung der Syntax einigermafsen Zeit übrig bleiben. Und diese Unsicherheit in den Elementen wird den Schüler nie zu einer auf reellem Grunde beruhenden Gewandtheit im Übersetzen kommen lassen. So erscheint mir diese, mehr auf eine Art Abrichtung zum Übersetzen, als auf formale Durchbildung hinzielende Methode durchaus unpraktisch: die Zeit, die man anfangs vielleicht gewinnt, wird man später doppelt und dreifach zusetzen und wird doch kein einigermafsen erfreuliches Resultat erreichen. Dazu leidet die Form, in der die Konjugation geboten wird, trotz oder vielleicht gerade wegen der übertriebenen Verwendung des Stammstriches an einem gewissen Mangel an Übersichtlichkeit. Und anstatt den Stoff durch Verzettelung in einzelne Kapitel auseinanderzureifsen, hätte sich der Verfasser mit einer übersichtlichen Zusammenstellung im Anhang begnügen sollen. Dazu kommt noch höchst unpraktische Anordnung im einzelnen: die deutsche Bedeutung wird getrennt von den lateinischen Formen in besonderen Paragraphen gebracht. Das Averbo beginnt mit dem Infinitiv und bringt die Präsensform in der ersten Person Sing. Ind. gar nicht, was mir für die Verba der III. Konjugation auf *io* bedenklich erscheint. Bei der Konjugation von *īre* lernt der Schüler die unkontrahierten Formen mit doppeltem *i*: *iissem* u. s. w. — Bei der dritten Deklination wieder eine Neuerung: zuerst bringt das vierte Kapitel (S. 34 ff.) die Deklination mit *i*, *ia*, *ium*, also die sog. adjektivische Deklination, dann die mit *e*, *ium* und erst zuletzt die mit *e*, *a*, *um*. Was für Vorteile der Verfasser von einer derartigen Mifsachtung des naturgemäfsen Fortganges von der Regel zur Ausnahme erwartet, weifs ich nicht. Ferner findet sich manches Überflüssige. Warum z. B. die knapp zugemessene Zeit noch mit der Einübung der *i*-Formen von *puppis*, *securis* u. s. w. (S. 35) oder mit der Besprechung von Formen wie *potiundus*, *faciundus* (S. 73) verbringen?

Nichts als Raumverschwendung bedeutet u. a. die Aufzählung der Pronomina der 3. Person im Nom. Sing. (S. 28), wo dann für die Deklination dieser Pronomina auf den Anhang verwiesen werden mufs. Und derartige Ausstellungen liefsen sich noch vermehren. Deshalb erscheint mir auch die Darbietung der Formenlehre im ersten Teile des Buches als durchaus verfehlt.

Von den Übungsstücken, die von vornherein in der Form zusammenhängender Darstellung angelegt sind, giebt das letzte Kapitel in freier lateinischer Bearbeitung den Inhalt der Anabasis bis zum Tode des Kyros. Die übrigen Lesestücke, zum gröfsten Teile ebenfalls lateinische, sind nach Inhalt und Form den beiden ersten Büchern des Bell. Gall. entlehnt, um den Schüler auf die im zweiten Schuljahre beginnende Lektüre des Bell. Gall. vorzubereiten. Wenn später von der Lektüre der beiden ersten Bücher des Bell. Gall. abgesehen wird, so erscheint ihre Verarbeitung als Übungsstoff des Elementarbuches vielleicht gerechtfertigt; andernfalls müfste sie im Interesse des Schülers, der sonst denselben Lesestoff zweimal durcharbeiten müfste, als unangebracht bezeichnet werden. Für den Text sind leider die neuen Ergebnisse der Textkritik nicht verwertet worden. So finden sich z. B. durchgehend Formen wie *Aedui*, *Divitiacus*. Die Nomina propria auf *-rix* werden in den cas. obl. falsch auf der drittletzten Silbe betont: *Orgetórigis* u. s. w. Die Betonung *Lingónes*, *Senónes* ist erst in dem (übrigens unvollständigen, vgl. S. 38 *quietis*) Druckfehlerverzeichnis korrigiert.

Zur Charakteristik der Latinität, die dem Anfänger geboten wird, mögen folgende, fast sämtlich dem letzten Kapitel entlehnte Proben dienen: S. 87 *Galliae totius factiones fuerunt duae: harum alterius principatum tenuerunt Aedui, alterius Sequani.* 96, 18 *atque Clearchus, Cyro amicissimus Graecorum dux, milites suos castra movere coacturus lapidibus undique in eum coniectis mortem paene* (verbessert: *vix*) *effugit.* 97, 66 *tamen eum hostem nobis inimicissimum fore equidem certe scio.* 98, 81 *talia dicenti Clearchus ei respondet haec.* 98, 85 *ne quis vestrum dicito.* 98, 87 *deinde in medium prodit quisquam, qui demonstrat.* 98, 110 *pollicitis a Cyro magnis praemiis.* 99, 131 *si me secuti eritis, vos neque periclitantes neque laborantes summa a Cyro praemia accipietis.* 99, 134 *vos, inquam, priores flumen transiisse debetis, quam apparuerit, quid reliqui milites facturi sint. Vos, qui initium fluminis transeundi ceperitis* (verbessert: *feceritis*). 98, 140 *vos fidelissimos inter omnes Graecos Cyrus semper tenebit.* 100, 152 *in his diebus cum milites castra ponere incipiunt.*

Aus dem Anhang, welcher das Verbum auch nicht vollständig bringt, seien folgende Einzelheiten aufgeführt. S. 112 unten folgende völlig überflüssige Regel: „Diese Fürwörter (der 3. Person) werden teils wie Adjektiva, teils wie Substantiva gebraucht. Als Substantiva nehmen sie von dem Worte, für das sie stehen, Ge-

schlecht und Numerus an, den Kasus aber bestimmt das sie regierende Wort". S. 118 *mille passuum*, das als Genetiv zu dem darüber stehenden *mille passus* gedacht ist; da aber jede Kasusbezeichnung fehlt, müssen die Schüler zu falscher Anwendung verleitet werden. S. 120 *quid auxilii* etwas Hülfe. S. 123 „*in eo loco* an dem Orte", und weiter unten „*proelio* in der Schlacht". Das ist in dieser Allgemeinheit doch beides unrichtig.

Referent bedauert, das besprochene Elementarbuch zur Benutzung im Unterricht nicht empfehlen zu können.

Halle a. S. G. Sorof.

Eduard Engel, Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Vierte Auflage. Leipzig 1897, Bädeker. 560 S. 8. 5 M.

Es ist eine unerfreuliche Aufgabe, ein und dasselbe Buch wiederholt zu besprechen, wenn mit ihm nicht etwa eine völlig durchgreifende Umänderung vorgenommen wurde. Eine solche verheifst für die vorliegende Veröffentlichung der Zusatz: In neuer Bearbeitung, der ihrem Titel beigegeben ist, und dies ermutigte mich, zum dritten Mal an die Lesung des Engelschen Werkes heranzugehen[1]), in der stillen Hoffnung, dem inzwischen jedenfalls gereifteren und erfahreneren Schriftsteller ein besseres Zeugnis ausstellen zu können, als es mir früher möglich war. Und in der That: E. Engel hat mancherlei Fortschritte gemacht. Er hat seinen grimmen Hafs gegen das ihm so unsympathische Volk der Philologen aufgegeben, deren „breitspurige Thätigkeit" „zu dem Aberglauben beitrug, die Litteraturwerke seien vornehmlich dazu vorhanden, um Stoff zur Textkritik und Papierschnitzel-Biographie zu liefern" (Vorw. zur 2. Aufl.); er wirft zu meiner Freude auch mir nicht mehr vor, dafs ich die ältesten französischen Sprachdenkmäler in meiner Ausgabe derselben nicht etwa frei erfunden, sondern sie aus den Faksimiles und Handschriften „abgeschrieben" habe (2. Aufl. S. 26 Anm.); er hat sich ferner stellenweise eine neue Rechtschreibung angewöhnt (Manir, Papir u. dgl.); er hat endlich manche Teile seines Werkes wirklich umgearbeitet, und man findet unter seinen neuen Seiten solche, denen man gern und freudig seine Zustimmung giebt. Aber in ihrem Gesamtcharakter sind Engel und sein Buch die alten geblieben. Der Verfasser ist nach wie vor ein sog. Litterat, der sich „an das grofse Publikum, darunter auch die Schüler höherer Lehranstalten" wenden und seinen Lesern „einen Leitfaden zum eigenen Genufs der Werke der französischen Litteratur" geben will und bedauert, mit dem Herkommen nicht völlig brechen zu können „und auch weniger Bedeutendes, nicht mehr Gelesenes behandeln zu müssen"

---

[1]) Die beiden ersten Ausgaben des Werkes von 1882 und 1887 wurden von mir in der DLZ. besprochen. Die dritte Ausgabe ist blofse Titelausgabe.

(Vorw. S. I f.). Aus diesem Standpunkte, dessen Berechtigung wir nicht anfechten wollen, leitet Engel nach wie vor seine Einteilung der französischen Litteratur in die kurzweilige und die langweilige ab. Die kurzweilige wird nicht besonders betont, auf die langweilige dagegen mit höchster Energie hingewiesen. Man vergleiche z. B. die Stellen S. 362: „Zunächst das Epos mit seiner langweiligen Nachahmerei des falsch verstandenen Homer" u. s. w.; „(das Volk) langweilte sich bei den regelrechten phrasenreichen Römerstücken der Arnault und Jouy"; S. 399 „die regelrechte stelzbeinige Langweiligkeit der Form" (bei Lamartine); S. 440 „sind schon die Parnassier an sich langweilig, so ist es Heredia doppelt"; S. 473 „eine der gefährlichsten Klippen des Genusses bei der Lektüre Balzacs ist — die Langweile"; S. 475 „eine gewisse Langweile macht diesen Roman (*Mme. Bovary*) . . unzugänglich"; S. 480 „(Daudets) Roman *Sappho* ist ein wenig langweilig"; S. 486 „von (Zolas) *Rome* . . darf behauptet werden, dafs es schwerlich einen Menschen giebt, der diesen langweiligsten aller Romane vollständig gelesen hat"; „an die Langweile wird sich kein Publikum gewöhnen"; S. 497 „in der *Lucrèce* (Ponsards) herrscht . . eine vornehme Ruhe und Kälte, die leider gar zu viel Verwandtschaft mit Langweile hat"; S. 546 „die Franzosen langweilen sich mit ihren Symbolisten; aber Langweile gilt gegenwärtig für vornehm" u. s. w. u. s. w. Engel ist ferner nach wie vor ein grofser Heineverehrer, und dieser sein Lieblingsschriftsteller wird bei allen passenden oder auch unpassenden Gelegenheiten auf das überschwenglichste gefeiert; dafür ist er umgekehrt auf den Klerus noch immer nicht gut zu sprechen, und gern führt er Stellen an, wo diesem einige Hiebe versetzt werden. Sein politischer Standpunkt, der sich manchmal in seine litterarische Betrachtung einmischt, ist offenbar der des sog. Freisinns; dies hindert ihn aber glücklicherweise nicht, gelegentlich auch lebhaft nationaldeutsch zu empfinden. So bei seiner ebenso gerechten wie energischen Verurteilung der durch den Krieg von 1870/71 erzeugten Litteratur mit ihren albernen und gemeinen Verleumdungen des siegreichen Gegners (S. 442 f.) und bei seiner Beurteilung der französischen Presse, die in Bezug auf Ernst und Sachkenntnis weit unter jener Deutschlands steht (S. 526). Auch sonst gehört Engel nicht zu den urteilslosen und blödsichtigen Bewunderern der neueren französischen Litteratur, die in unserer Tagespresse vorherrschen und dem schlimmsten, in Paris zufällig auf die Höhe gekommenen Schunde in Deutschland zu Lesern verhelfen; im Gegenteil, die französische Kunstlyrik, Romanschriftstellerei und Dramatik unterliegen bei ihm einer unabhängigen scharfen Kritik, der wir fast immer unseren Beifall spenden können. Im ganzen aber ist das Grundübel Engels und seines Buches, die Oberflächlichkeit, leider in der neuen Ausgabe nicht überwunden worden. Sie springt schon in die Augen, wenn

man nur seine Quellenangaben liest: statt nur die neueren Werke, in denen die älteren benutzt und angeführt sind, und die bibliographischen Hilfsmittel zu nennen, werden veraltete und neuere Werke planlos neben einander aufgezählt, so dafs diese Aufzeichnungen den Leser, der sich weiter unterrichten will, nur irreleiten können. Nicht minder schlimm steht es oft mit dem Texte, von dem ich das I. Buch, das die altfranzösische Litteratur behandelt, und das V. und letzte, das 19. Jahrhundert behandelnde Buch zum Zweck der Prüfung neu gelesen habe. In beiden Büchern herrscht die gleiche Unzuverlässigkeit. Für die altfranzösische Litteratur, deren Beherrschung die Engel unsympathische philologische Forschung voraussetzt, und die darum schon immer seine Achillesferse war, hat sich Engel nicht einmal die Mühe genommen, Bücher wie Junckers Grundrifs der franzōs. Litt. (von der eben eine dritte Auflage erschienen ist) oder die von Krefsner neu bearbeitete Kreyfsigsche Geschichte der französischen Nationallitteratur oder die noch zuverlässigeren Werke von G. Paris, La littérature française au moyen-âge und Petit de Julleville Histoire de la langue et de la littérature française nachzulesen und auszunutzen: Werke, die selbst nur an einen weiteren Leserkreis sich wenden. Das Studium dieser Bücher war das Mindeste, was von dem Verfasser auch nur einer Litteraturgeschichte ohne wissenschaftliche Ansprüche, wie der vorliegenden, verlangt werden mufste. Dafs es unterblieben ist, zeigt sich fast auf jeder Seite. Andernfalls konnte Engel nicht S. 17 f., so wie geschehen, von „verderbtem Latein“ sprechen, S. 18 *soixante-dix* mit *quatre-vingt* zusammen als celtisch beeinflufst hinstellen, ebd. Chevallet als Autorität für celtische Etymologieen anführen, S. 22 den Strafsburger Eidschwüren einen halblateinischen Charakter zuschreiben, S. 23 von „vier“ altfranzösischen Mundarten sprechen und obenein behaupten, es habe keine frz. Mundart in neuerer Zeit litterarische Verwendung gefunden; S. 24 f. *trouvères* (Kunstlyriker) und *jongleurs* (Volkssänger) mit einander verwechseln; S. 32 *laisse* und Leich als identisch ansehen u. s. w. u. s. w. Er wäre auch davor gesichert geblieben, S. 20 f. die Strafsburger Eide und die Eulalia mit falschen Lesarten aus irgend einem veralteten Schmöker mit ebenso veralteten und unrichtigen Erläuterungen (Übersetzungen) zu geben und auch sonst in seinen Citaten seine fast gänzliche Unkenntnis des Afrz. zu verraten. Vergebens zerbricht man sich auch den Kopf, welcher antediluvianischen Quelle der Verf. die Ansicht entnommen hat, die gebratenen Herzen der Herren v. Coucy und Guillems von Cabestaing seien in Wirklichkeit ihren Geliebten zur Speise vorgesetzt worden. Hier wie auch sonst verfällt Engel infolge der Rückständigkeit seiner Kenntnisse in Komik. Auch sein metrischer Abschnitt (S. 10 ff.) erregt stellenweise den Humor des sachverständigen Lesers. Kurz: das ganze

erste Buch, das vor 40 Jahren allenfalls noch erträglich gewesen wäre, ist infolge seiner zahlreichen veralteten und unrichtigen Angaben schlechterdings unbrauchbar und müfste völlig umgearbeitet werden, wenn es auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen soll. Zu ebenso unangenehmen Entdeckungen führte die Nachprüfung des letzten Buches Engels, obgleich die neueste französische Litteratur ihm verhältnismäfsig am besten bekannt ist. Auch hier hat sich der Verf. nicht angelegen sein lassen, sein Werk auf der Höhe zu halten oder auf sie zu bringen; und neben Stellen, in denen er sich gut unterrichtet und in Besitz eines auf Sachkenntnis gestützten Urteils zeigt, stöfst man fortwährend auf Stellen, die ersehen lassen, dafs litterarhistorische Forschungen und litterarische Ereignisse des letzten Jahrzehnts an ihm spurlos vorübergegangen sind. Der Abschnitt beginnt mit der von erstaunlicher Flüchtigkeit zeugenden Behauptung: „An der Wende des **15.** Jahrhunderts zum **16.** erschien der unheilvolle Malherbe". S. 371 bringt die unrichtige Behauptung, man hatte in Frankreich bis zum Erscheinen der Staëlschen *Allemagne* von der reichen Entfaltung der deutschen Litteratur in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts „keine Ahnung"; die neuesten Untersuchungen über das Verhältnis von Musset zu G. Sand sind dem Verf. unbekannt geblieben (auch seine Auffassung Bérangers kann heute als gänzlich veraltet gelten); Leconte de Lisle (S. 436), P. Arène (S. 464), A. Daudet (S. 479) weilen nach ihm noch unter den Lebenden; auf Antoines Freie Bühne (S. 509) werden noch grofse Hoffnungen gesetzt, u. dgl. m. Also auch in diesem Teile, der Engel am meisten am Herzen liegt, dieselbe Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit. Ein kurzer Einblick in das zwischen beiden Abschnitten Liegende ergab kein besseres Ergebnis, und so bleibt uns denn auch diesmal kein anderes Gesamturteil übrig als die Feststellung, dafs die Engelsche Litteraturgeschichte immer noch keinen zuverlässigen Führer durch die französische Litteratur bildet, auch nicht für Leser, wie er sie sich wünscht. Für die ernsteren Studienzwecke von Studierenden und Lehrern der französischen Philologie ist sein Werk weder bestimmt noch verwendbar.

Marburg i. H. E. Koschwitz.

Prosateurs modernes. Verlag von Julius Zwifsler in Wolfenbüttel.

Aus der Sammlung der „Prosateurs modernes", welche auf die Auswahl des Lesestoffes das Hauptaugenmerk richtet, und in der mit Recht besonders die pädagogische Seite des Unterrichts Berücksichtigung findet, liegen dem Ref. Band IX, XI und XII vor.

1) Band IX. La France en zigzag par Eudoxie Dupuis. Im Auszug, mit Anmerkungen, Wörterbuch und Kartenskizzen herausgegeben von H. Bretschneider. 1896. Text 269, Wörterbuch und Anmerkungen 88 S. 8. geb. 2 M.

Inhaltlich besteht zwischen dem ersten Bändchen dieser

Sammlung, welches nach Brunos „Le Tour de la France" bearbeitet und „De Phalsbourg à Marseille" betitelt ist, und dem vorliegenden eine auffallende Ähnlichkeit, so dafs es scheint, als ob diese Erzählung eine Nachahmung jener ist. Auch hier sind es zwei Knaben, die ihre Heimat verlassen und eine lange abwechselungsreiche Reise zurücklegen. Bernhard und Savinien suchen auf dringenden Wunsch ihrer Grofsmutter ihren verschollenen Vater, durchwandern kreuz und quer Frankreich und werden vom Schicksal hin und her getrieben. Die Erzählung, welche aus 86 Abschnitten besteht, zielt vornehmlich auf die Bereicherung der Kenntnisse in der Geographie Frankreichs ab, liefert daneben ein reichliches historisches und kulturhistorisches Material und erhält durch eingestreute interessante Episoden (vgl. Nr. 23. 29. 36. 50. 76. 82) in steter Spannung. Wie in „De Phalsbourg à Marseille" zeichnet sich auch hier die Sprache durch Kindlichkeit und Einfachheit aus. „La France en zigzag" würde sich ganz zweckmäfsig als Privatlektüre benutzen lassen. In den Fufsnoten sind zumeist Winke zu einer geschickten deutschen Übertragung, doch vielfach auch Hinweise auf synonyme Ausdrücke enthalten, welche letztere namentlich bei Gelegenheit von Retroversionen Verwendung finden dürften. Die Anmerkungen betreffen fast ausschliefslich geographische, geschichtliche und naturgeschichtliche Fragen. An dem mit Sorgfalt verfafsten Wörterbuche ist der Vorzug geltend zu machen, dafs die Aussprache einzelner von den gewöhnlichen Regeln abweichender Wörter durch den Druck angedeutet ist, so dafs die schräg gedruckten Buchstaben stumm sind, während Buchstaben, besonders Endkonsonanten, die nur ausnahmsweise gesprochen werden, durch fetten Druck kenntlich gemacht sind. Die beiden Kartenskizzen stellen einen Umrifs von Frankreich und einen Plan von Paris dar.

Der Text ist korrekt, die Drucklegung splendid. Als einzelne minder bedeutende Versehen sind zu bezeichnen S. 10 Z. 3 *craignait*; S. 15 Z. 24 *la* st. *là*; S. 28 Z. 9 *s'enquérir, d'un gîte* st. *s'enquérir d. g.*; S. 40 Z. 7 *eût* st. *eut*; S. 49 Z. 8 *tout* st. *toute*; S. 108 Z. 3 *Jc* st. *Je*. Ferner findet in der Accentuierung von Ecole eine Ungleichmäfsigkeit statt (vgl. S. 31 f. gegen S. 267 f.).

2) Band XI. Quand j'étais petit. Histoire d'un enfant par Lucien Biart. Mit Anmerkungen, Wörterbuch und einer Skizze von Paris herausgegeben von H. Bretschneider. 1896. IV Text 93, Anmerkungen und Wörterbuch 51 S. 8. geb. 1 M.

L. Biart, von welchem der Herausgeber am Schlufs des Vorworts eine dankenswerte Lebensskizze entwirft, hat in seiner „Quand j'étais petit" betitelten Schrift denen, die ihn erzogen haben, ein herrliches Denkmal gesetzt. Neben den nicht zu unterschätzenden Vorteilen, welche der jugendliche Leser aus dem köstlichen Humor schöpft, den der Schriftsteller entwickelt, sowie aufser dem Umstande, dafs das Buch gerade den Vokabelschatz

bietet, den die Alltagssprache nötig hat, ist es ganz besonders die pietätsvolle Gesinnung, welche hier zum Ausdruck gelangt und Herz und Gemüt äufserst wohlthätig berührt. „Wenn wir dieses Bild unsern Schülern vorführen, sie im Geiste in den Kreis der Familie Biart versetzen, so befinden sie sich in veredelnder Umgebung“.

Das Buch enthält 15 Abschnitte, in welchen der Verf. seine Jugendjahre von seiner Geburt an bis zu dem durch Ertrinken erfolgten Tod seines Schwesterchens schildert d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo seine Kindheit endigt und der Ernst des Lebens beginnt. Der Glanzpunkt der Erzählung ist entschieden in den Abschnitten IX bis XV enthalten, worin der Sohn von dem Charakter des Vaters ein herrliches Bild entrollt.

„Quand j'étais petit“ ist zur Lektüre für die mittleren Klassenstufen sehr zu empfehlen.

Die Anmerkungen bringen zumeist sachliche Erklärungen, unter denen die über Paris und Umgegend gegebenen durch die beigefügte Skizze veranschaulicht werden. Hin und wieder bieten Fufsnoten eine angemessene Übertragung und erforderliche Auslegung. Auch in dem Wörterbuche dieses Bändchens ist auf die Abweichungen in der Aussprache mancher Wörter durch die Verschiedenartigkeit der Typen hingewiesen.

Der Text ist korrekt; beim Durchlesen fand ich S. 8 Anm. 22 *die* st. *der*; S. 31 Z. 24 *fou-reau* st. *four-reau*; S. 44 Anm. 18 *den* st. *denen*; S. 50 Z. 1 *de l'a travers* st. *de là tr.*; S. 81 Z. 25 *tout* st. *tous*; S. 84 Anm. *no* st. *wo*; im Wörterverzeichnis S. 12 *afubler* st. *affubler* mit der Bedeutung *vernommen* st. *vermummen*; S. 16 *béta* st. *bêta*. Auch hätte der Druck an einigen Stellen schärfer sein können.

3) Band XII. Récits d'Auteurs modernes. Henri de Bornier. Philippe Deleys. Paul Bourget. Gustave Guiches. Charles Foley. L. Halévy. Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Kressner. 1896. 179 S. geb. 1,20 M.

Dieses zwölfte Bändchen der „Prosateurs modernes“ könnte als die Fortsetzung der im vierten enthaltenen „Contes Modernes“ bezeichnet werden. Den Inhalt bilden sechs mehr oder weniger umfangreiche moderne Erzählungen je eines der unter dem Titel aufgeführten Schriftsteller, über deren Persönlichkeiten man in der ersten Fufsnote jeder Erzählung die nötigsten Angaben findet. Die „Récits“ wenden sich mit Vorliebe an das Gefühl des Lesers, ohne doch sentimental zu sein, und werden zweifelsohne durch die ihnen innewohnende Gemütstiefe auch auf härter veranlagte Naturen Eindruck machen (vgl. besonders „Aline par Bourget“). Dazu kommt der frische Ton, welcher sich durch sämtliche Erzählungen hinzieht, die fliefsende, musterhafte Sprache, welche klassisch genannt zu werden verdient, und der mannigfache Stoff, welcher die Bekanntschaft mit französischem Leben in anziehender Weise vermittelt.

Die Fufsnoten helfen über etwaige sachliche, grammatische und lexikalische Hindernisse hinweg. Alle diese Vorzüge machen die „Récits" recht empfehlenswert zur Schul- wie zur Privatlektüre. Die Drucklegung ist aufserordentlich korrekt; aufgefallen ist nur die auf dem Titelblatt abweichende Schreibweise *Band 12* von der sonst üblichen *Band IX, Band XI* u. s. w. und bei der Inhaltsangabe: *Halévy, Récits de Guerre S. 128* st. *138.*

Salzwedel i. A. K. Brandt.

E. Stutzer, Deutsche Sozialgeschichte, vornehmlich der neuesten Zeit, für Schule und Haus. Halle a. S. 1898, Buchhandlung des Waisenhauses. VI u. 272 S. 8. 3,60 M.

Die in den Lehrplänen von 1892 geforderten Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart haben seitdem nicht blofs die Geschichtslehrer, sondern die gesamte Lehrerschaft in einem Mafse beschäftigt, wie wenig neuere Bestimmungen. Kaum eine Provinz noch, in der nicht die Direktorenkonferenzen die Angelegenheit eingehend behandelt haben, und die Arbeiten einzelner über denselben Gegenstand in „Bürgerkunden", in „Anhängen" an die Geschichtsbücher, in besonderen „methodischen" oder „praktischen Anleitungen" mehren sich von Tag zu Tag. Es ist ein neuer Acker, der da gepflügt wird, und der Eifer nur zu erklärlich. Leider sind der Arbeiter auf diesem frischen Felde gar viele, die, vom Strome der Tagesmeinung fortgerissen, die „Bedeutung des wirtschaftlichen Lebens einseitig überschätzen", noch mehr, die, rechter Erfahrung bar, gar wenig danach fragen, was Schüler einer Prima oder gar einer UII verstehen können. Da ist es denn eine Freude, einem Buche zu begegnen, das aus der Fülle langjähriger Erfahrung heraus die deutsche Sozialgeschichte für Schule und Haus im engen Rahmen darstellen will, mit besonderer Hervorhebung der neuen Zeit. Der Verfasser, den Geschichtslehrern durch frühere Arbeiten rühmlich bekannt, spricht es im Vorwort offen aus, dafs „eine klare Anschauung von Zuständen Schülern nur schwer beigebracht wird und meist nicht lange haften bleibt" und dafs „wir eigentlich nur ein Verständnis anbahnen und das Bewufstsein erwecken können, wie viel noch zu wirklicher Einsicht in die geschichtliche Entwicklung fehlt", er wendet sich also mit seinem Buche vor allem an das Haus; „bei Nichtstudierenden und Studierenden", denen der Unterricht den Hunger nach Belehrung erregt hat, „hofft er seinen Leserkreis zu finden", aber „vielleicht damit auch Fachgenossen Dienste zu thun" für ihren Unterricht. Dafs ihm beides gelingen wird, ist zweifellos, im Interesse der Sache läfst sich nur wünschen, dafs es in recht ausgiebigem Mafse geschieht.

In der Einleitung (S. 1—9) bezeichnet Verf. als seine Aufgabe: „die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen deutschen

Gesellschaftsklassen, besonders in der neuesten Zeit, gemeinverständlich zu schildern“, klarzustellen, „weshalb sich bestimmte Gesellschaftsklassen oder Stände bilden, in welchem Verhältnis sie zu einander stehen, aus welchen Gründen sie die bestehende Ordnung in einer ihren Interessen entsprechenden Weise umzugestalten suchen und inwieweit diese Bestrebungen berechtigt sind“. Die ersten fünf Abschnitte (S. 9—58) führen uns bis an die Schwelle der Neuzeit, die beiden folgenden behandeln „die sozialen Gegensätze in der Reformationszeit“ (— S. 74) und den „sozialen Stillstand unter der unumschränkten Fürstengewalt bis auf Friedrich d. G.“ (— S. 90), und nachdem in zwei weiteren Abschnitten die Fortschritte zur Zeit des aufgeklärten Despotismus und die Einwirkungen der französischen Revolution besprochen sind, kommt Verf. mit dem 10. Abschnitt, dem „Aufkommen des vierten oder Arbeiterstandes“ (S. 128ff.) zur neuesten Zeit, mit der sich mehr als die Hälfte des Buches beschäftigt. Ein alphabetisches Register (S. 263 ff.) erleichtert den Gebrauch.

Verf. sagt am Schlufs seines Vorworts: „Als gemeinverständlich mufs sich das ganze Büchlein etwas an der Oberfläche halten“; aber mit Oberflächlichkeit hat es nichts zu thun, es ist „daraus über die sicheren Grundlagen der Gesellschaft und damit auch des Staates“ wirklich etwas Tüchtiges zu lernen. Wenn ich im folgenden einiges anführe, was ich anders wünschte, so weifs ich wohl, dafs sich über einzelnes streiten läfst, aber manches wird doch einer neuen Auflage zu gute kommen können, und immer sieht der Verf. aus den Bemerkungen, mit welchem Interesse ich seiner Arbeit nachgegangen bin. S. 3 unten würde ich statt: „die Thatsache, dafs Muttermord in ältester Zeit viel anstöfsiger war als Vatermord . . . weist darauf hin, dafs anfangs nicht der Vater, sondern die Mutter Haupt der Familie war“ lieber lesen „scheint darauf hinzuweisen“. S. 4 Die Entstehung der Sklaverei in das Zeitalter des Ackerbaus und der Sefshaftigkeit zu verschieben, geht doch nicht wohl an. S. 7 Ist es des Verfassers Ansicht, dafs in unserer Zeit dem Staate mit Recht die Aufgabe zugewiesen wird, „für die Wohlfahrt aller, insbesondere der schwächeren Klassen, mit allen Kräften zu sorgen, selbst auf die Gefahr hin, dafs die äufsere Macht zurückgeht“? S. 13 Dafs in der Urzeit bei den von Königen beherrschten Völkerschaften „Freigelassene gelegentlich mehr zur Geltung gekommen seien als die Vornehmen“, sieht aus wie ein Anachronismus. S. 15 vermisse ich den Hinweis auf den Untergang des alten Geschlechtsadels und eine Darlegung, wie der Dienstadel entstand und zum Grofsbesitz kam. S. 25 Das Citat aus Schiller, Tell II, 1 „Ist's nicht eine rühmlichere Wahl u. s. w.“ zu dem Satze, dafs auch die Zahl der freien Bauern durch das Lehnswesen bedenklich gemindert worden, will mir nicht recht passend erscheinen. Auch die auf derselben Seite gegebene Begründung für den thatsächlichen Übergang der Rechte

des Königs an den Adel kann ich nicht für richtig halten. S. 34 heifst es von Heinrichs I. Burgen: „Jeder neunte Mann von den mit Lehen ausgestatteten königlichen Ministerialen mufste in die Burg ziehen und ein Drittel der Feldfrüchte hierhin abliefern (!), die übrigen acht hatten der landwirtschaftlichen Thätigkeit obzuliegen“. Und dann weiter „durch diese kriegerischen Dienstmannen kam ein neuer Stand in die Städte. Sie zogen mit Weib und Kind, Knappen und Knechten ein und betrachteten sich sozusagen als Herren der schon vorhandenen, überwiegend unfreien Bevölkerung“. Dieser Satz pafst auf die sächsischen Burgen Heinrichs I. nicht. S. 47 und S. 116 (vgl. auch S. 250) Ausführungen, wie sie hier über die „entsittlichende Wirkung des steigenden Reichtums“ der Geschlechter in den Städten bezw. über den „Dünkel des adeligen Offizierstandes als inneren Grund der schweren Niederlagen 1806“ sich finden, sollten vermieden werden, einmal weil sie in dieser Allgemeinheit sicher unrichtig sind und dann weil sie mehr als anderes geeignet sind, Klassenhafs zu erregen. S. 53 „Überall war der Besitz der Ritter anfangs kleiner als der bäuerliche“. So allgemein gewifs nicht richtig, und wenn auf derselben Seite von den brandenburgischen Markgrafen erzählt wird, dafs sie in ihrer Geldnot immer mehr obrigkeitliche Rechte den Adligen verpfändet, dann fragt man, woher denn diese das Geld hatten. S. 60. 61. Die Schilderung von der Schroffheit der Gegensätze der einzelnen Gesellschaftsschichten zur Reformationszeit ist übertrieben. „Selbstsucht und Eigennutz“ waren damals so sehr oder so wenig wie heute „die einzigen Triebfedern des Handelns. S. 74. „Aus dem Bauernstande drang erst allmählich etwas neue Kraft in die Schulen der Gelehrten. Söhne von Landleuten wurden nämlich öfter Dorfschullehrer (!); deren Nachkommen widmeten sich dann meist den Wissenschaften“. Diese Sätze erscheinen für die behandelte Zeit, d. h. den Ausgang des 16. Jahrhunderts, sehr anfechtbar. S. 81 heifst der Adel „gerade jetzt (im 17. Jahrhundert) der allein herrschende Stand“, was nach dem S. 74 Gesagten auffallen mufs. S. 97 sind Lessings Verdienste um das Deutschtum in unserer Litteratur nicht einmal erwähnt. S. 110 hätte gerade um der Richtung willen, die unsere sozialen Forderungen nehmen, betont werden müssen, dafs die Erklärung der „Menschen r e c h t e“ gewifs etwas Schönes gewesen, dafs ihnen aber leider das Notwendigste, die Erklärung der Menschen p f l i c h t e n, nicht vorausgegangen sei. S. 114 klingt es sonderbar, dafs die Demarkationslinie von 1795 der „Dichtkunst und Wissenschaft“ zu gute gekommen sei. S. 121. 122 Dafs die Befreiung des Bauernstandes „mustergültig“ geworden sei durch das Gesetz vom 14. September 1811, werden gar manche nicht zugeben wollen, ich denke mit Recht. Der Zerstückelung der Bauerngüter in Brocken, die eine Familie nicht ernähren können, ebenso wie ihrer Legung durch die Grofsgrundbesitzer, die nun aufkaufen

konnten, was sie wollten, ward damit Thür und Thor geöffnet. S. 127 Auffallen mufs es, wenn Verf. S. 127 nach seinem Ausfall gegen den Adel S. 116 hier von „triftigen“ Gründen spricht, aus denen auch nach 1808 der Adel in den Offizierstellen mancher Regimenter das Übergewicht behielt. S. 129 Dafs der Landsturm eine „zu verwegene Anwendung der allgemeinen Wehrpflicht“ ist, werden wir doch nur für die damalige Zeit zugeben wollen. S. 133 Die Notiz in der Anmerkung über Humboldts Kosmos wirkt sonderbar. S. 144 heifst es: „Die alte Sefshaftigkeit schwand, die Industrie erlangte das Übergewicht über die Landwirtschaft, das städtische Leben über das bäuerliche (in Preufsen trieben 1816 78 %, 1849 64 % der Bewohner Landbau)“. Man erwartete hier doch die Prozentsätze für unsere Zeit, die den Beweis für die Behauptung erbringen sollten. S. 151 „Der Adel hatte sich zwar als einziger alter Geburtsstand unter lauter Berufsständen erhalten, gehörte aber diesen zugleich an, weil (!) manche höhere Beamte und Gelehrte in den Adelstand erhoben wurden“. S. 165 Dafs das preufsische Herrenhaus „besonders die wirkenden sozialen und geistigen Kräfte des Volks zum Ausdruck bringt“, werden dem Verf. nicht viele glauben. S. 251 heifst es „Um den Bedarf an Arbeitskräften am billigsten zu decken, drängt der Gutsbesitzer die Arbeit nicht mehr, wie früher, auf den Winter, sondern möglichst auf die Sommerzeit zusammen: dann stehen ihm nämlich die Wanderarbeiter zur Verfügung“, das heifst doch die Dinge auf den Kopf stellen. Gerade weil die Arbeit in der Landwirtschaft in bestimmter Zeit erledigt werden mufs — der Winter ist immer eine Art von Ruhezeit für den Landmann gewesen —, hat man fremde Arbeiter heranziehen müssen. Dafs man sie nun ausnützt, da man sie einmal da hat, ist nur natürlich. Doch genug der Ausstellungen; wie sie gemeint sind, brauche ich hier nicht zu wiederholen.

Was das Buch besonders empfiehlt, ist seine Schreibart. Es liest sich gut. Der Ausdruck ist meist treffend, nicht geziert und doch edel, die Darstellung fast überall frisch und lebendig. Einzelnes würde eine neue Auflage wohl auch hier bessern. Ich will nur ein paar Dinge berühren, die ich mir angemerkt. S. 1 steht „ohne selbst arbeiten zu brauchen“. Mit „aber“ und „nun aber“ ist auf manchen Seiten zu stark gewirtschaftet z. B. 10. 11. 52. 123. S. 124 ist Z. 14 v. u. Städten wohl verdruckt für Ständen. S. 125 „so ist Stein als der zu betrachten, der“. S. 129. „Die rechte Thätigkeit gerade ist das, was des Menschen Beruf am schönsten adelt“. S. 163. „Er (Kinkel) ward aber zum Zuchthause „begnadigt“, entkam jedoch bald“. S. 239. „Unheimlich rasch werden jetzt Zeit und Raum zu überwinden getrachtet“.

Berlin. F. Junge.

1) **Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1897, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. VI u. 525 S. 8. 9 M.**

Das Ende des Jahrhunderts naht heran und läfst den Blick sich nicht nur nach vorwärts, sondern auch nach rückwärts wenden. Angesichts der Übergangszustände, in denen wir leben, fragen viele Vaterlandsfreunde sowohl nach dem Wohin als auch nach dem Woher der Bewegung und suchen aus dem Laufe der Dinge Lehren für die Aufgaben der Gegenwart zu ziehen. Auch der Verfasser der zur Besprechung vorliegenden Schrift — „aus triftigen Gründen" hält er mit seinem Namen zurück — gehört zu solchen Männern. Er hat in einer Sommermufse durch das tiefsinnige Dichterwort:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weifs Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben"

den Anstofs erhalten, „wieder die ihm in so vielen Teilen so gründlich unbekannt teils gewordene teils gebliebene Weltgeschichte durchzunehmen" (1) und will nun nach Kräften dazu beitragen, dafs Hegels bekanntes Wort, aus der Weltgeschichte könne man vor allem das lernen, dafs die Welt nie etwas aus der Geschichte gelernt habe, Lügen gestraft wird. Unser grofser Unbekannter denkt offenbar mit Jakob Grimm, dafs von denen, die von den Lehren der Geschichte nichts wissen wollen, auch die Geschichte nichts wird wissen wollen. Nicht darauf kommt es ihm in seinem Werke an, die Ereignisse gewandt, anschaulich und eingehend zu erzählen. Vielmehr berichtet er oft in gedrungener Kürze und setzt gelegentlich recht viel geschichtliche Kenntnisse voraus. Er will eine Schrift bieten, „welche sich in die Falten der weltgeschichtlichen Toga drapiert, um Zeitgeschichtliches auszusprechen, und welche ihre Berechtigung zu bestehen hernimmt aus der aufrichtigen Liebe zum Deutschtum, aus mancher Besorgnis um dessen Zukunft, aus der Überzeugung aber auch, dafs, wenn die Deutschen sich selbst treu bleiben und in christlicher Demut an Ablegung ihrer Fehler arbeiten, sie aus allem sie bedrohenden Unheil siegreich hervorgehen und das zukunftsreichste der Völker bleiben werden" (3).

Wir haben es also nicht sowohl mit einem Geschichtswerke, als vielmehr mit einer grofsen politischen Broschüre zu thun, die sicher nicht von ungefähr gerade jetzt erschienen ist. Wir Deutsche sind erst vor etwa einem halben Jahrhundert politisch mündig geworden und haben noch gewisse Kinderkrankheiten durchzumachen. Angesichts des widerwärtigen Parteienhaders, den der deutsche Michel nur dann vorübergehend verstummen läfst, wenn ihm von neidischen Nachbarn das Schwert in die Faust gedrückt wird, wie zuletzt 1870, angesichts dieser gerade

so traurigen wie einstweilen unabänderlichen Thatsache kann man wahrlich nur wünschen, dafs diese „Weltgeschichte in Umrissen“ Verbreitung findet namentlich unter denjenigen Gebildeten, die über ihrer politischen Thätigkeit und dem täglichen Studium „ihrer“ Zeitung, ergänzt durch Stammtischgespräche, die geschichtliche Lektüre vernachlässigen.

Nach meiner Ansicht (im Gegensatz zu Lamprechts Ausführungen in seiner Schrift: Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft, Berlin 1896, S. 3) ist ein wahrhaft wissenschaftlicher Betrieb der Geschichte mehr oder minder abhängig von einer Weltanschauung. Sie mufs aber auch in politischen Broschüren, wie die vorliegende eine ist, zum klaren Ausdruck kommen. Für unsern Verf. ist nun schon das Motto zum ersten Teile, der Zeit vor Christi Geburt, bezeichnend:

Οὐ μὲν γάρ τί πού ἐστιν ὀϊζυρώτερον ἀνδρὸς
Πάντων, ὅσσα τε γαῖαν ἔπι πνείει τε καὶ ἕρπει.

Und nicht minder das zum zweiten:

Straverunt alii nobis, nos posteritati:
Omnibus at Christus stravit ad astra viam.

Auf die unmittelbar sich kundthuende göttliche Leitung der menschlichen Geschicke, auf den „aller wirklich weltgeschichtlichen Bewegung“ immer zu Grunde liegenden „religiösen Kern“ wird öfter nachdrücklich hingewiesen (z. B. 146 und 196). Als recht bezeichnende Beispiele aber dafür, in welcher Weise Verf. die Vergleiche mit der Gegenwart zieht, seien folgende Stellen mitgeteilt. „Überall Wurzel fassend sog der kolonisierende Grieche bald aus dem fremden nunmehr zu neuem Heim gewordenen Boden einen neuen Lokalpatriotismus, darin, uns zu Leid und Schande müssen wir es bekennen, nur von den so gründlich und so bereitwillig zu Amerikanern, Russen, Engländern werdenden Deutschen übertroffen“ (89). „Wie der Römer ob seiner rücksichtslos egoistischen Politik in Ausbeutung der übrigen Welt, ob seiner Herrschsucht und Überhebung über alle anderen verhafst war, so heute der Engländer, und wir Deutsche haben vielleicht das meiste Recht zu solchem Gefühle, denn mit mifsachtender Grausamkeit hat der Brite von jeher unsere politische Schwäche ausnutzend uns geschädigt“ (123). „Wer für seinen Staat kämpfen mufs, den kann man dauernd von der politischen Arbeit nicht ausschliefsen, daher ist es ein Unsinn unserer Antisemiten, Beschränkung der staatlichen Rechte für die Juden zu verlangen, während man sie doch zum Heeresdienste heranzieht, daher begeht Rufsland einen Unsinn und ein Unrecht, indem es eben dieses thut, und es befindet sich überhaupt dieser Staat auf einer falschen, nicht dauerhaften Basis, indem in ihm der unbedingten Wehrpflicht der Bürger eine ebenso unbedingte politische Rechtlosigkeit gegenübersteht; daher kann man das allgemeine Wahlrecht nicht umgehen oder abschaffen, wo die allgemeine Dienst-

pflicht besteht, womit nicht gesagt sein soll, dafs innerhalb des allgemeinen Rechtes zu wählen nicht noch Abstufungen in Bezug auf Stimmenzahl und dergleichen möglich seien" (124). „Und fragen müssen wir uns, ob nicht Cannä auch uns eine Mahnung ist, wenn wir sehen, wie der römische Senat den geschlagenen Feldherrn empfing. Wie schmählich hat nicht einst das preufsische Volk Schimpf im Übermafse auf die bei Jena geschlagene Armee gehäuft, die doch weder der einzige noch der hauptsächlichste Schuldige war. Wie anders, wie viel würdiger die heutigen Franzosen, wie halten sie fest in Bild und Wort an Ehrung ihrer so sehr geschlagenen Armee, und wie schämt man sich nicht, wenn im deutschen Reichstage oft geradezu Gehässigkeit sich Luft macht gegen die deutsche an Siegesruhm alle übertreffende Armee. Hier ist ein Punkt bedenklicher Schwäche Deutschlands, die in den Tagen des Unglücks furchtbare Folgen haben kann" (147). „Wir hören heute so oft von Rom und seinen Anhängern betonen, gegen die Umsturzbestrebungen, welche die bürgerliche Ordnung der Dinge bedrohen, sei der feste Autoritätsglaube der römischen Kirche der beste Wall. Allein geflissentlich oder in Selbsttäuschung wird dabei übersehen, dafs dieses unbedingte Autoritätsprinzip nur dem gekrönten Priester, nicht den weltlichen Kronen zu gute kommt, und dafs der erstere, wie es sich zu jener Zeit [der Staufen] auch in Deutschland erwies, im Gegenteile den gröfsten Vorteil davon zieht, wenn weltliche Throne hinfallen, um so mehr wird ja dann den Völkern eindrücklich, dafs der Fels Petri das allein Beständige im Wechsel der Zeiten sei" (317). Und noch eine recht bezeichnende Stelle sei angeführt, die sich an die Schilderung der Verfassung Venedigs anschliefst (365): „Wohl mag der Neubegründer unserer Einigkeit gehofft haben, uns das Organ zu liefern, welches mit der Zeit uns zur Erreichung eines höheren allgemeinen Niveaus staatsmännischen Instinktes befähigen sollte, als er den Reichstag schuf und ihm so grofsen Einflufs auf die Entwickelung unserer politischen Geschicke einräumte. Wie grausam er sich geirrt hat, das beweisen täglich die Parteizänkereien, die chronische Beschlufsunfähigkeit, das freche Hervortreten antimonarchischer und gegen die bestehende Verfassung gerichteter Bestrebungen, die entscheidende Rolle, welche offen antinationale Parteien spielen, der eine Schmach für Deutschland bildende Vorgang, dafs der Reichstag seinem eigenen Schöpfer den ehrenden Grufs zum achtzigsten Geburtstage verweigerte".

Gesunde politische Anschauungen finden sich an nicht wenigen Stellen des Werkes. Ich weise noch besonders hin auf die Seiten 136. 224. 275. 289. 316. 325. 348. 493. Auch manche lehrreiche Bemerkungen über geschichtliche Entwicklung im allgemeinen macht Verf., z. B. über Mischvölker 311 und die Macht der Persönlichkeit 312. Aber ein grundsätzliches Bedenken mufs ich doch äufsern. Sind wirklich die Menschen in ihrem Streben

und Handeln „zu allen Zeiten und in allen Zonen“ dieselben geblieben und werden es bleiben? Verf. sagt an einer anderen Stelle (84) richtiger, dafs die menschliche Natur „in Vielem und Grofsem“ sich gleich bleibt, dafs aber z. B. die Weltanschauung der alten Orientalen uns völlig fremd ist. Die antiken Verhältnisse im allgemeinen waren von Grund aus verschieden von den unsrigen, das Leben in früheren Jahrhunderten spielte sich in ganz anderer Weise ab, war vor allem räumlich begrenzter. Der moderne Verkehr hat auch andere Menschen geschaffen. Der wahrhaft geschichtlich Gebildete wird also nicht nur den Zusammenhang von Ursache und Wirkung erkennen und auf dieser Grundlage über Möglichkeiten oder Notwendigkeiten im politischen Leben ein Urteil fällen, sondern er wird auch Zustände und Einrichtungen jeder Zeit nach ihrem eigenen Mafse messen. Nur dann ist unbefangene Würdigung möglich. Jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben zu erfüllen, und die der Gegenwart können durchaus nicht alle in der Vergangenheit nachgewiesen und aus ihr völlig klargestellt werden, wie Verf. meint. An das bekannte Wort, dafs jeder Vergleich hinkt, wird man deshalb doch öfter erinnert, und es berührt auch in solchen „Federzeichnungen“ mitunter eigentümlich, wenn von der Schilderung längst vergangener Zeiten unmittelbar mit einem „Auch hier können wir — gedenken“ (260) oder mit einer ähnlichen Wendung auf die Zustände der Gegenwart übergegangen wird.

Natürlich finden sich in einer solchen Schrift gelegentlich Unrichtigkeiten (vgl. 137. 139. 350. 369. 371), Ungenauigkeiten (z. B. 138. 349) und Widersprüche (vgl. 5 unten mit 370 unten). Das Altertum ist auch wohl zu ausführlich berücksichtigt. Während über Hannibals Alpenübergang eine ganze Seite (141) lang gehandelt ist, wird die Magna charta mit einigen wenigen Worten erledigt (vgl. 325 und 331). Ganz überflüssig in solcher politischen Broschüre scheinen mir die vielen synchronistischen Tabellen. Sämtliche Päpste z. B. sind in ihnen aufgezählt! Auch die unten auf den Seiten angebrachten chronologischen Angaben hätte sich Verf. sparen können. Die unwichtigen (z. B. 374 Atahualpa, Albuquerque — sogar sein Todestag wird angegeben!) gehören überhaupt nicht in ein solches Buch, die wichtigen aber konnten entweder im Texte in Klammern hinzugefügt werden, ohne dafs die Übersichtlichkeit Schaden litte, oder am Rande Platz finden, wo ohnehin manche Zahlen stehen. Wollte das aber Verf. nicht, so hätte er so verfahren sollen, wie Lindner in seiner (von mir im 49. Bande dieser Zeitschrift S. 352—356 besprochenen) Geschichte des deutschen Volkes. — Aufgefallen ist mir, dafs sehr häufig Kommata stehen, wo ein Semikolon am Platze war oder wo ein neuer Satz beginnen mufste. Man vergleiche aufser einigen der oben angeführten Stellen besonders S. 143 oben, 330 unten, 366 oben und 477 unten (irrtümlich aber steht ein Punkt in dem Citat

aus Horaz S. 156). Endlich scheint mir auch die Ausdrucksweise an nicht wenigen Stellen nicht einwandsfrei. Je weiter der Leserkreis, den ein Buch sich wünscht, desto sorgfältiger mufs sie sein — und diese Federzeichnungen sind, wie die Verlagsbuchhandlung ausdrücklich hervorhebt, für „die gesamte gebildete Welt" bestimmt! Weshalb nun so viele ganz entbehrliche (obschon oft bei Ranke sich findende) Fremdwörter wie Potenz, Faktor, Moment, Konsistenz u. ä.? Fort damit, sage ich, obgleich ich durchaus kein „Sprachfeger" bin und durchaus nicht alle Grundsätze des im allgemeinen sehr verdienstlich wirkenden Deutschen Sprachvereins für richtig halte. Bei seiner „aufrichtigen Liebe zum Deutschtume" wird Verf. in Bezug auf völlig entbehrliche Fremdwörter mir sicher zustimmen. Weshalb ferner so schwerfällige Satzgefüge wie auf S. 134: „Wie wenig es gewollte Absicht war, einzuverleiben, das zeigt auch, dafs, als sie von den Mamertinern — Söldnern, die sich . . bemächtigt hatten und nun . . berannt wurden – zur Hülfe gerufen wurden, nicht der Senat die Entscheidung des Eingreifens in die dortigen Verhältnisse zu fällen sich getraute, sondern das Volk seinem instinktiven Gefühl folgend Rom . . trieb" oder S. 318: „Doch ehe wir zu der Betrachtung der Hohenstaufenzeit übergehen, die . . unser Urteil gefangenzunehmen geeignet ist, und nicht ganz mit Unrecht, denn Glanz und Ruhm sind . . keineswegs leere Seifenblasen, müssen wir noch der Anfänge einer gewaltigen Bewegung gedenken, welche, indem sie . . hineinreifst, abermals beweist, dafs dieser Weltteil eine Einheit ist, denn in jedem" u. s. w. Recht unschön sind Ausdrücke wie Zugänglichmachung (130); weitschweifig sind Wendungen wie „Das Werk des Zusammenraffens der Nationalkraft, des Verwachsens der inneren Spaltungen entwickelte sich" (371). Warum nicht einfach: allmählich wurden die Volkskräfte zusammengerafft und die inneren Spaltungen überbrückt? S. 3 steht aus dem Tiere statt über das Tier, S. 6 dort statt hier, S. 124 notwendigerweise mufste (vgl. 134 gewollte Absicht), S. 125 erstaunt statt „setzt in Erstaunen", und weiter unten ist aus „werden versehen" ein „wird" zu „wiederholt" zu ergänzen; auf der folgenden Seite fehlt zum Subjekt „die Landschaft" das Prädikat „lag"; S. 347 steht „überwog" statt „erlangte das Übergewicht" und dergleichen mehr. Ich habe eine ziemlich lange Liste solcher verfehlten Ausdrücke mir angelegt, das Mitgeteilte wird aber zum Beweise meiner Behauptung genügen.

Der Beachtung der gebildeten Kreise ist das Buch unzweifelhaft in hohem Grade wert, wenn auch von ihm in einigen Beziehungen das Wort gilt: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. Zum Schlufs will ich den Lesern nicht vorenthalten, wie der das sehr patriotische Werk beim Publikum einführende Graf zu Limburg-Stirum sich äufsert:

„Es liegt hier die gedankenreiche Arbeit eines Mannes vor, den Anlage, Bildung und reiche Lebenserfahrung in hervorragender Weise befähigen, das Wesen der geschichtlichen Entwickelung zu erforschen. Diese Gesetze für die Vergangenheit zu erkennen, ist eine der schwersten Aufgaben geschichtsphilosophischer Forschung, ihre Wirkung für die Gegenwart zu verstehen, bleibt für die bedeutendsten Geister ein Versuch. Einen solchen Versuch, die Gesetze historischer Entwickelung auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes anzuwenden, macht der Verfasser aus seiner warmen patriotischen Gesinnung in geistvoller Auffassung der Dinge. Jedenfalls — meine ich — bietet das Buch den Gebildeten Besseres als die grofse Mehrzahl aller Bücher: geistigen Genufs beim Lesen, neue Gesichtspunkte und Anregung zu eigenem Nachdenken“.

2) Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Berlin 1897, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). Zweiter Band. XVI u. 572 S. Lex. 8. 9 M, geb. 11 M.

Dem ersten umfangreichen, im Jahre 1895 erschienenen Bande einer grofs angelegten Geschichte Europas von 1815 bis 1871 hat Stern in verhältnismäfsig rascher Frist einen ungefähr gerade so stattlichen zweiten folgen lassen. Er behandelt die zwanziger Jahre, eine an trüben Erscheinungen im Staatsleben wahrlich recht reiche Zeit. Aber allmählich bereitet sich doch durch eine allgemeine geistige Bewegung im Umkreise der europäischen Völker eine Erschütterung der bestehenden Zustände vor. Das bunte Gemälde der Handlung rollt der Geschichtsschreiber nach und nach vor dem Leser auf, und zwar beginnt er mit Spanien. Nach einem kurzen Rückblicke auf die napoleonische Zeit wird von den Geheimbünden, Verschwörungen und Verfolgungen, dem höfischen Ränkespiel, den Mängeln der Volksbildung und den Hemmnissen in Handel und Gewerbe berichtet, die Stellung des Landes zu Amerika, England und Rufsland berührt, die wachsenden Hindernisse der Reformen und ihr endliches Scheitern geschildert und dann eingehender die Revolution von 1820 dargestellt (S. 1—48). Im zweiten Abschnitte (bis S. 61) werden die in manchen Beziehungen ähnlichen gleichzeitigen Ereignisse in Portugal erörtert. Über Italien im allgemeinen handelt der dritte Abschnitt (S. 62—101). Für dieses Land hatte sich mit der französischen Revolution der Morgen der Auferstehung angekündigt. Bittere Enttäuschungen und schmerzliche Prüfungen blieben zwar nicht aus, aber die Erinnerung an den blofsen Namen eines Königreichs Italien, das man gesehen hatte, liefs sich nicht auslöschen. „Wie in deutschen, so verschwisterten sich auch in italienischen Herzen poetische Neigungen und vaterländische Wünsche“. Viele und schwere Hemmnisse wurden dem nationalen Gedanken bereitet, aber Niebuhr liefs sich dadurch nicht

abhalten, den prophetischen Ausspruch zu thun: „Auf eine oder die andere Art wird doch dieses Land im Laufe eines oder einiger Menschenalter zu einem Reiche verbunden“. Der vierte Abschnitt führt den Titel „Die Revolution Neapels 1820“ (S. 102—117), während der fünfte (bis S. 145) und sechste (bis S. 181) den Kongrefs von Troppau und von Laibach behandeln. In beiden Kapiteln hören wir „die Stimmen der einzelnen Glieder des europäischen Chores einfallen“ und vernehmen, wie im Konzert leider der unselige Metternich die erste Geige spielt. Bei allen Herrschern, besonders beim preufsischen Könige, behaupteten seine Orakelsprüche ihr Ansehen, und eine neue Eroberung machte er am Kronprinzen von Preufsen. Der siebente Abschnitt (S. 182—250), „Die Erhebung Griechenlands“, schildert eingehend, wie eine Kraft auf die Schaubühne der Geschichte Europas tritt, die der Erhaltungs- und Beruhigungskünste spottete und den Verein der Ruhestifter selbst schliefslich sprengte. Einleitend wird über das Fortleben der griechischen Nationalität sowie über die geistigen und wirtschaftlichen Zustände des Landes, über Klephtenwesen, Mainoten und fanariotische Schulanstalten gehandelt. Mit Kapodistrias' Sturze Juli 1822 schliefst das Kapitel, und im folgenden (S. 251—287) wendet sich die Darstellung dem Verlauf der spanischen Revolution und dem Siege der Ultras in Frankreich zu. Der Gang der Ereignisse in beiden Ländern, namentlich in Spanien, drängte zu einer Erweiterung des Programms für den bereits in Laibach wegen der italienischen Angelegenheiten in Aussicht genommenen europäischen Fürstenkongrefs. Ihm, dem Kongrefs von Verona, ist der nächste, neunte, Abschnitt (S. 288—310) gewidmet. Ein Nachspiel des Kongresses, das ihn selbst an Wichtigkeit beinahe in Schatten stellte, fand in Paris statt. Hierhin blickte alle Welt gespannt, hier rangen Kriegs- und Friedenspartei mit einander, und deshalb behandelt das folgende Kapitel (S. 311—345) die französische Einmischung in Spanien und die Gegenrevolution in Portugal. In jenem unglücklichen Lande gelang es der bewaffneten Einmischung leicht, „ein locker gefügtes, schon untergrabenes und durchlöchertes Staatsgebilde zu Fall zu bringen, das der festen Grundlage des Wohlstandes, der Gesittung, der Aufklärung in den breiten Schichten des Volkes ermangelte. Aber es war ihr nicht gelungen, der Wiederkehr einer fluchwürdigen Willkürherrschaft vorzubeugen, die in der Roheit, dem Stumpfsinn und dem Aberglauben der gegängelten Masse den günstigsten Nährboden fand“. In Portugal gelangte, noch ehe das kriegerische Drama im Nachbarlande zu Ende ging, die Gegenrevolution auf unblutige Weise zum Ziele. „Die Verfechter der fürstlichen Legitimität schwelgten in dem erhebenden Gefühle eines Sieges über die Revolution, die überall jenseits der Pyrenäen wie jenseits der Apenninen mit leichter Mühe erstickt zu sein schien“. Das Thema des elften

Kapitels (S. 346—379) ist daher die Reaktion in den romanischen Ländern. Zuerst wird im Anschlufs an den vorhergehenden Abschnitt die auf den Zusammenbruch des konstitutionellen Regierungswesens in Portugal folgende rückläufige Strömung geschildert, dann die in Spanien, in Frankreich und endlich in Italien. Darauf geht Stern zur Darstellung der Reaktion in Deutschland über (S. 380—426). Zuerst erfahren die preufsischen Zustände die gebührende Würdigung: „feudaler Eigennutz und bureaukratische Furchtsamkeit" reichten sich hier die Hand zum Bunde, und die preufsische Verfassungsfrage, die für Metternich so lange ein Schreckbild gewesen war, schied für zwei Jahrzehnte gänzlich aus dem Bereiche der österreichischen Erwägungen aus. Süddeutschlands Verfassungswesen entging zwar der Vernichtung, sank jedoch allmählich in einen Zustand des Halbschlafs. „Die Gefahr der Ansteckung von dieser Seite, die man ehemals in Wien und Berlin befürchtet haben mochte, schien für lange Zeit zu entschwinden".

Von den unerfreulichen Erscheinungen im Staatsleben des Festlandes wendet sich die Erzählung im dreizehnten Kapitel (S. 427—453) England zu, wo sich allmählich eine Wendung der auswärtigen Politik zur Freude der Liberalen vollzog. Aber das starre torystische Regiment lockerte sich auch im Innern langsam. Verf. geht genauer auf die sozialen Verhältnisse, insbesondere auf Arbeiterbewegung, Überspekulation und Aktienschwindel ein und deckt den Zusammenhang der kommerziellen und auswärtigen Politik auf. Eingehend legt er auch Cannings Bedeutung dar, und das führt ungezwungen auf den Fortgang des griechischen Freiheitskampfes. Ihm widmet Stern seinen vierzehnten Abschnitt (S. 454—507) und räumt dabei dem Philhellenismus etwas gröfseren Platz ein. Der Ruhm, auf dieser Bahn vorangegangen zu sein, gebührt Deutschland, und trotz aller kleinlichen Gegenmafsregeln seitens der österreichischen und preufsischen Regierung breitete sich die Bewegung gewaltig aus. Beinahe noch stärker als die materielle Hilfe war die moralische Unterstützung, die den Griechen zu teil wurde. „Die ganze abendländische Welt war von dem gleichen Gefühle durchdrungen. Es gab zum erstenmal wieder seit der Auflehnung gegen die napoleonische Zwingherrschaft eine gesamteuropäische öffentliche Meinung". In der Litteratur fand der Philhellenismus die nachhaltigste Unterstützung. Im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts nahm die Neigung, Bestehendes anzuzweifeln und den herrschenden Gewalten zu widersprechen, im Stillen zu. Ein Wandel im Fühlen und Denken der Menschen trat allmählich ein, und um ihn zu erklären, beschäftigt sich die Darstellung im Schlufskapitel (S. 508—553) mit der Bewegung in der Litteratur. Von den politischen Tendenzen der historischen Litteratur so gut wie von der Veränderung der romantischen Strömung in

der schönen Litteratur erfahren wir. Besonders eingehend werden Byron und Heine berücksichtigt. „Beide hatten den Übermut des jedem Zügel widerstrebenden Ich und den unwiderstehlichen Trieb ruhelosen Geniefsens mit einander gemein. Beiden eignete das Gefühl der 'Zerrissenheit' ihres Innern und die dadurch geschärfte Empfindung für die Disharmonieen der Gesamtheit. Nur dafs Heine, ungleich Byron, im Verlaufe seines Lebens dann und wann den Glauben an einen edlen Kern des Charakters erschütterte. Auch trieb er mitunter die Zwanglosigkeit bis zum Cynismus, die Selbstbetrachtung bis zur Selbstverspottung und bewegte sich beim unaufhörlichen Widerspiel von Ernst und Ironie so ganz in seinem Element, dafs ihm das gleichmäfsige Pathos mancher der grofsartigsten Schöpfungen Byrons versagt bleiben mufste. Dafür übertraf er ihn bei weitem durch das Volksmäfsig-Innige im Lied. Dafür schuf er sich aus leichtbeschwingten Versen, denen man die sorgfältige Feilung nicht anmerkte, und aus einer von Geist und Witz funkelnden Prosa furchtbare Waffen, wie man sie niemals in der Hand des stolzen rebellischen Weltverächters aus englischem Blut hat blitzen sehen". Wohin man immer den Blick wenden mochte — so wird in der Schlufsbetrachtung näher ausgeführt —: eine allgemeine geistige Bewegung, die eine Erschütterung des Bestehenden ankündigte, war mehr oder weniger bei allen europäischen Völkern unverkennbar.

Dieser Überblick über den Inhalt dürfte zur Genüge gezeigt haben, wie reichhaltig dieser Band ist. Er enthält, gerade so wie der erste, in einem Anhange zehn Mitteilungen als besonders wichtige Ergebnisse mühsamer archivalischer Studien. Unter den Veröffentlichungen sind drei aus dem sonst für diese Zeit bekanntlich sehr sorgsam gehüteten K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien (in einem Schreiben Metternichs an den Zaren vom 3. Dezember 1821 heifst es: „J'ai parcouru l'Allemagne. Ce n'est pas celle de 1818 et ce bienfait est dû en grande partie à Laybach. Si les gouvernements savaient être plus forts, elle s'avancerait sur une tranquillité positive. L'espoir des factieux est entièrement dirigé vers la crise dans l'Orient, la révolte ne leur semble donc plus aussi facile chez eux. Cette crise, si Dieu la dirige dans ces voyes, tournera contre eux". Hardenberg schreibt am 21. März 1822 an Metternich u. a.: „Wir sind es, meiner innigsten Überzeugung nach, der Ehre unserer Gouvernements schuldig, die Gefährlichkeit des demagogischen Treibens durch die Kommission [Bundes-Central-Kommission] mit der gröfsten Offenheit und Unpartheylichkeit darlegen zu lassen, um die genommenen Mafsregeln vollständigst zu rechtfertigen, und können den übrigen deutschen Gouvernements um so weniger etwas verhehlen, als wir nur gemeinschaftlich mit ihnen und unter ihrer redlichen Mitwirkung die in verschiedenen Formen wiederauflebende Demagogie gänzlich zu unterdrücken und die kommenden Genera-

tionen vor Verführung zu bewahren mit Zuversicht hoffen können"), drei aus dem Berliner Geheimen Staatsarchive (folgende Stelle aus einem Bericht des preufsischen Gesandten in Bern Armin vom 25. Dezember 1820 sei hier mitgeteilt: „Dafs unruhige und Neuerungen zugethane Personen in der Schweiz, wie überall, umherziehen mögen, will ich nicht in Abrede stellen; dafs aber Studenten, Professoren und sonstige ohne bedeutenden äufseren Charakter und Würden und ohne alle Mittel auftretenden Individuen diesem Lande selbst sowie den Nachbarstaaten gefährliche Verbindungen zu stande zu bringen vermöchten, das erlaube ich mir . . zu bezweifeln"), eine aus dem Florenzer Staatsarchive und ein Auszug aus den Papieren des Züricher Philhellenen-Vereins. Diese will Stern noch zu einer besonderen Schrift verwerten. — Durch solche Studien der diplomatischen Akten hat Verf. unsere Kenntnis der politischen Geschichte an einigen Stellen wesentlich erweitert; man vergleiche besonders S. 129, 286 und 501. Auch diesmal führt er übrigens seine Vorgänger eher zu selten als zu häufig an. Die Stellen S. 145, 203, 393 und 414 fallen als Ausnahmen auf.

Was im übrigen die Beurteilung anbetrifft, so darf ich wohl, um nicht noch mehr Raum in Anspruch zu nehmen, auf meine im 50. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 643—647 erschienene Anzeige des ersten Bandes verweisen. Die dort hervorgehobenen vielen Vorzüge und die wenigen nicht besonders ins Gewicht fallenden Mängel finden sich auch in diesem zweiten Teile. Die Darstellung aber ist in ihm mitunter schwungvoller, namentlich beim griechischen Freiheitskriege, dessen Schilderung besonders gut gelungen ist und um so mehr den Lesern empfohlen sein mag, da der Philhellenismus den stärksten Beweis dafür lieferte, wie unbezwinglich die Gewalt der Ideen ist. Mit kräftigen Strichen charakterisiert Stern die hervorragendsten Männer der Zeit, Metternich so gut wie Canning, Dahlmann wie Wangenheim, Guizot wie Thiers, und bemüht sich all den verschiedenen Gebieten des Lebens gleichmäfsig gerecht zu werden, wenn er auch vorwiegend die staatliche Entwicklung berücksichtigt. Meist ist es ihm auch gut gelungen, bei den mannigfaltigen Erscheinungsformen den durch die europäische Menschheit im allgemeinen hindurchgehenden Zug klar hervortreten zu lassen. — Der Druck ist sorgfältig; einige kleine Versehen sind auf der letzten Seite berichtigt. Hinzuzufügen ist, dafs S. X in der Abschnittsübersicht XI statt IX steht und dafs S. 400 in der Fufsnote die Ziffer fehlt.

Dem bedeutenden, angelegentlichst den Fachgenossen zu empfehlenden Werke sei glücklicher Fortgang von Herzen gewünscht!

Görlitz. E. Stutzer.

Ernst Berner, Geschichte des preufsischen Staates. Mit 63 Tafeln und Beilagen in Farbendruck und Buchdruck, etwa 400 Abbildungen im Text und 6 Karten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Bonn 1896, Verlag von Emil Straufs. VII u. 758 S. gr. 8. 16 M.

Die Geschichte des preufsischen Staates ist einer wahrheitsgetreuen und künstlerisch schönen Darstellung besonders würdig. Welche Irrtümer dieser Staat als ein Gebild der Menschenhand auch aufweist, so ist das treibende Motiv seiner Entstehung doch nichts anderes als eine bis zur Stunde fortgesetzte Erfüllung der jeweiligen Pflicht; Kant konnte die Lehre vom kategorischen Imperativ nur in Preufsen aufstellen. Die Herrscher aus dem Hohenzollernhause haben, wie Berner in der Vorrede seiner Geschichte des preufsischen Staates mit Recht hervorhebt, in staunenswerter Folge, mit kaum nennenswerten, die Regel bestätigenden Ausnahmen nicht nur der Befriedigung der wahren Bedürfnisse ihrer Zeit gelebt, sondern, den Zeitgenossen voran, neue Forderungen, neue Bedürfnisse geschaffen. Sie haben, indem sie in ihrer herrschenden Stellung nicht sowohl ein nutzbares Recht als vielmehr ein verpflichtendes Amt erkannten, indem sie neben dem materiellen vorzüglich das sittliche wie staatliche Wachstum des Volkes leiteten, das Gebot der Pflicht zuerst ihrem Heere, dann ihren Beamten und zuletzt ihrem ganzen Staat eingepflanzt. So haben sie einen Staat geschaffen, der dem nationalen Gedanken die reinste Gestaltung gab, der sowohl die Einheit zwischen Regierung und Unterthan, wie die von Aristoteles geforderte Einheit zwischen Ethik und Politik zur lebendigen Wahrheit macht und in der politischen zugleich die sittliche Idee zur Erscheinung bringt. Diese reiche Geschichte darzustellen hat sich der Verfasser ganz besonders beanlagt erwiesen. Als Archivrat und Kgl. Hausarchivar kennt er die primären Quellen des Staates in detailliertester Weise. Als Herausgeber der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft und durch eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten ist er als ein gründlicher Kenner der gedruckten Litteratur vorteilhaft bekannt. Seine Sprache ist klar, manchmal rhetorisch bewegt. Die ganze Erzählung wird von einer patriotischen, gemäfsigten Gesinnung durchzogen. Die überaus reichhaltigen und sehr interessanten Illustrationsbeilagen sind geschickt ausgewählt und mit Geschmack und Eleganz hergestellt. So vereinigt sich alles, dafs der Leser an Berners Buch seine helle Freude hat.

Leicht erkennt man den Einflufs Joh. Gust. Droysens auf die Auffassung und das Urteil des Verfassers. Doch ist dieser weit entfernt, die Meinungen jenes grofsen Historikers kritiklos hinzunehmen. In der Frage nach den nationalen Tendenzen der Reichspolitik Friedrichs I. von Brandenburg weifs Berner die rechte Mitte zwischen Droysen und Bezold zu halten. Seine eigenen Quellenstudien hat er in bescheidener, anspruchsloser Weise herangezogen und sein Werk auf eine breite, wissenschaftliche Basis

gestellt, wodurch es sich vor den meisten populären Darstellungen der preufsischen Geschichte vorteilhaft auszeichnet. So verbirgt sich z. B. bei Berner S. 364—367 in der Darstellung des Ursprungs des siebenjährigen Krieges ein genaues Studium der über diesen Gegenstand jetzt mächtig angeschwollenen Litteratur, insbesondere der Arbeiten Naudés, Lehmanns, Kosers und zahlreicher anderer, worüber Berner selbst in den „Mitteilungen aus der historischen Litteratur, herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Berlin" XXIII, 1895, S. 362—384 ausführlich berichtet hat. Irrig wird S. 388 sowohl im Text als in der Überschrift die letzte Schlacht des siebenjährigen Krieges nach Freiburg anstatt nach Freiberg in Sachsen verlegt. Eine nähere Schilderung dieser Schlacht aus militärischer Feder findet sich im 15. Heft der Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins S. 1429 ff. Die Zustände, welche diese militärischen Ereignisse über die Umgegend Freibergs brachten, hat der Referent nach archivalischen Quellen im 16. Heft derselben Zeitschrift dargestellt. Die Transskriptionen Berners der zahlreichen archivalischen Einlagen sind, soweit man nach wiederholten Stichproben urteilen kann, sehr sorgfältig. Auch die Wahl der sonstigen Abbildungen verdient Anerkennung. Der Herausgeber lehnt hierüber die Verantwortung ab, da seine diesbezüglichen Ansichten nicht immer die Entscheidung gegeben. Man kann an mehreren Stellen zweifelhaft sein, ob nicht eine andere Illustration vorzuziehen gewesen wäre. So wurde die Gemahlin Friedrich Wilhelms I. erst in ihrem Alter so korpulent, wie sie Pesne gemalt hat, so dafs sie nur in besonders für sie angefertigten Lehnstühlen sitzen konnte. Die eindringenden Forschungen der letzten Jahre haben mehrfache Änderungen der ersten Auflage, die in der Münchener Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals F. Brückmann erschienen war, nötig gemacht. Der engere Druck hat es ermöglicht, die Darstellung wenigstens in grofsen Zügen bis auf unsere Tage herabzuführen.

Berners Geschichte des Preufsischen Staates eignet sich in hohem Mafse für Schulbibliotheken. In die Hände reiferer Schüler gelegt, wird sie diesen mannigfachste Belehrung und Anregung bieten. In hervorragender Weise wird sie sich als Schulprämie eignen. Bei allen denen, die, ohne Historiker von Fach zu sein, in der geschichtlichen Entwickelung den Boden für den weiteren Ausbau des Staates sehen, kann sie einer freundlichen Aufnahme gewifs sein, um so mehr, als sie den Schwerpunkt der Darstellung in die neueren Epochen der Geschichte legt und ein gutes Drittel ihres Gesamtumfanges den Ereignissen des 19. Jahrhunderts widmet. Auch der Geschichtslehrer wird neben den gröfseren wissenschaftlichen Werken diese populäre, übersichtliche Darstellung mit Nutzen zu Rate ziehen; ihm werden insbesondere die Abschnitte über die Geschichte der inneren Verwaltung zu statten kommen, die von

Berner überhaupt zum ersten Mal in einer populären Schrift in gröfserem Zusammenhang vorgeführt worden ist.

Marburg i. H. Eduard Heydenreich.

Fr. Bufsler, Die Grundzüge der Geographie. Für höhere Schulen. Braunschweig 1897, George Westermann. VIII u. 151 S. 8. 1,50 M.

In diesem Buche ist der gesamte erdkundliche Unterrichtsstoff, der von den Lehrplänen von 1892 vorgeschrieben ist, annähernd in der von diesen angeordneten Gliederung auf 151 S. sehr räumigen Satzes vereinigt. Die Sexta erhält 12 S. mit „geographischen Grundbegriffen"; der Lehrstoff der V, „Deutschland", soll mit Ergänzungen, die in Klammersätzen kleineren Druckes in den Text eingeschoben sind, auch das Wiederholungspensum der III A bilden. Der IV sind 42 S. über Europa ohne das Deutsche Reich zugewiesen, von einem Wiederholungsstoffe für II B jedoch ist abgesehen. Die III B bekommt die fremden Erdteile einschliefslich der deutschen Kolonieen zugewiesen, die nicht an besonderer Stelle, sondern mit Australien und Afrika zusammen behandelt sind, die II B endlich 29 S. mit „Grundzügen der physischen und mathematischen Geographie". Es liegt auf der Hand, dafs bei einer solchen Zusammendrängung aller Teile die Stoffzumessung äufserst knapp ausfallen mufs; es ist die kürzeste Behandlungsweise unter allen mir bekannten Leitfäden dieser Art. So kommen auf die Marschall-Inseln 1½, auf das Kaiser Wilhelm-Land 3½ Zeilen, wobei als einzige Ortschaft der als Station überhaupt nicht mehr bestehende Finschhafen genannt ist. Kamerun erhält 4 Zeilen mit der irrigen Angabe, dafs „Bellstadt" dessen Hauptort sei, Deutsch-Südwest-Afrika 2½ Zeilen mit der irrtümlichen Angabe, dafs es im Norden bis an das Kap Frio reiche, und mit dem ganz zurücktretenden „Lüderitzhafen" als einziger Ortschaft, das Königreich Serbien 3 Zeilen, aber dort ist nicht Kragujewatz die Residenzstadt, sondern sie ist das nur während einer gewissen Tagungsdauer der Skuptschina. Bulgarien und Ost-Rumelien sind mit 8 Zeilen bedacht, aber man darf bei jenem nicht sagen, dafs es das Land nördlich vom Balkan umfasse, da doch sogar seine Hauptstadt südlich von diesem Gebirge liegt, und in Rumelien ist die Gewinnung des Rosenöls erloschen. Papier und Druck sind vorzüglich.

Hannover. E. Oehlmann.

K. Koppes Geometrie zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten neu bearbeitet von J. Diekmann. III. Teil: Der Koordinatenbegriff. — Analytische Geometrie der Ebene. Essen 1897, G. D. Baedeker. 110 S. 8. 1,60 M.

Vorliegendes Buch bildet den dritten Teil und zugleich den Abschlufs der neuen Bearbeitung von K. Koppes Geometrie, kann

aber auch als selbständiges Lehrbuch der Anfangsgründe der analytischen Geometrie gebraucht werden. Man findet darin im wesentlichen den üblichen Lehrstoff in der Ausdehnung, wie er an Realanstalten gelehrt zu werden pflegt; diejenigen Teile, welche auf den Gymnasien fortgelassen werden können, sind mit Sternchen bezeichnet.

Nachdem der Koordinatenbegriff entwickelt ist, werden der Reihe nach die grade Linie, der Kreis, die Parabel, Ellipse und Hyperbel, die Kegelschnitte und die allgemeine Kegelschnittsgleichung in acht auf einanderfolgenden Abschnitten behandelt. Die Parabel, Ellipse und Hyperbel, die dem Schüler aus dem vorhergehenden Unterrichte noch nicht bekannt sind, erfahren vor der analytischen zunächst eine rein geometrische Behandlung nach der Methode der Alten, worin von der Eigenschaft derselben als geometrischer Örter ausgegangen wird; aufserdem sind Übungsaufgaben konstruktiver Natur beigefügt. Im übrigen ist die Behandlung rein analytisch, ausgezeichnet durch Zweckmäfsigkeit und Eleganz der algebraischen Operation. Zahlreiche Übungsaufgaben, die vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten, geben dem Schüler Gelegenheit, sein analytisches Können zu erproben.

Dafs in einer Bearbeitung, welche von einem der Vorkämpfer der aus Anlafs und als Hilfsmittel der analytischen Geometrie erfundenen Determinanten herrührt, von den letzteren Gebrauch gemacht wird, läfst sich nicht anders erwarten; anzuerkennen ist die mafsvolle Art und Weise, mit der dies geschieht. Andererseits wird es gewifs vielfach als Mangel empfunden werden, dafs der Übergang vom Koordinatenbegriff zu dem doch so nahe liegenden Begriff der Funktion mit seinen vielfachen Anwendungen auf den verschiedenen Wissensgebieten nicht auch in diesem Teile besonders ausgeführt ist.

Nicht ganz zutreffend sind die Kriterien für die Durchschnittskurven eines Kegels angegeben; das für die Ellipse ist unklar, das für die Hyperbel nicht ausreichend. — Ferner wird bei der Untersuchung dieser Kurven die rein geometrische Behandlung mittels der Berührungskugeln, die doch den grofsen Vorzug aufserordentlicher Einfachheit und Klarheit, sowie der direkten Anschauung besitzt, gänzlich vermifst.

Was die äufsere Form dieser Neubearbeitung anbetrifft, so wird eine klare und präcise Darstellung unterstützt durch Übersichtlichkeit der Anordnung, deutlichen Druck und gute Figuren, sowie eine praktische Anleitung, gute Figuren zu zeichnen. Der Lehrer wird daher an ihr eine wertvolle Hilfe bei seinen Unterweisungen finden.

Brilon. Albert Husmann.

A. Bernstein, Naturwissenschaftliche Volksbücher. Fünfte, reich illustrierte Auflage. Durchgesehen und verbessert von H. Potonié und R. Hennig. Berlin 1897, Ferd. Dümmlers Verlag. 8. In 42 Lieferungen zu 0,30 M. Gesamtpreis 12,60 M.

Von Bernsteins Volksbüchern, die zuerst 1858—61 erschienen sind, liegen in der neuen Bearbeitung die ersten vier Lieferungen, jede 5 Druckbogen enthaltend, zur Beurteilung vor. Sie bringen eine Reihe „naturwissenschaftlicher Aufsätze ganz populärer Natur“, bestimmt, „jeden im Volke, der sich für wissenschaftliche Dinge interessiert, anzuregen, in der Hoffnung, hier und da nur den allerersten Grund zu weiterer Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen zu legen, unter anderen denjenigen mit geistiger Kost in einem beschränkten Gebiete zu versehen, dessen Lebenslage vorwiegend zu körperlicher Beschäftigung zwingt“. Ganz besonders wenden sich die Volksbücher aber an die gebildete Jugend. Mit welchem Geschick aus der unendlichen Mannigfaltigkeit heraus die Stoffe gewählt sind, welche ein allgemeines Interesse beanspruchen können, zeigt eine kurze Übersicht des Inhaltes.

Die Einleitung, die zugleich als Schlufswort dienen soll und neu verfafst worden ist, um dem Wunsche nach einem allgemeinen Ausblick zu genügen, handelt „von dem Ziele der Naturforschung“, „der Wellenbewegung“ und „dem Leben“. Das erste Kapitel „die Geschwindigkeit“ geht auf die Versuche ein, die Geschwindigkeit des elektrischen Stroms mit Hülfe des rotierenden Spiegels zu bestimmen. Es folgt ein Abschnitt „die Schwere der Erde“, in welchem dargethan wird, auf welche Weise Cavendish, Reich und Baily dazu gelangt sind, mittels des Pendels die Dichte der Erde zu messen. Der Aufsatz „das Licht und die Entfernung“ belehrt uns über die Abnahme der Helligkeit mit der Entfernung von der Lichtquelle. Die drei ausgedehntesten und zugleich im besten Sinne volkstümlichen Abschnitte des ersten Bändchens handeln von der „Witterungskunde“, von „der Blüte und Frucht“ und von „den Nahrungsmitteln für das Volk“. Das zweite Bändchen beginnt nochmals mit einem kurzen Aufsatz über „die Ernährung“ und verbreitet sich dann in längerer Ausführung über den „Instinkt der Tiere“.

Die Schwierigkeit des Unternehmens, Probleme der Naturwissenschaft wie die genannten, aus dem Zusammenhang losgelöst und ohne die nötigen Voraussetzungen in allgemeinverständlicher Weise zu behandeln, liegt auf der Hand. Die Volksbücher haben diese Aufgabe in den vorliegenden Lieferungen im allgemeinen mit gutem Erfolg in Angriff genommen. Für die Fortsetzung hegen wir nur den uns namentlich durch die Einleitung nahegelegten Wunsch: Noch mehr die Dinge selbst als die Lehre von den Dingen!

Mülhausen i. E. M. Fischer.

EINGESANDTE BÜCHER.

1) E. Martinak, Zur Psychologie des Sprachlebens. Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis. Wien 1898, C. Gerold's Sohn. 22 S. 0,80 M. (S.-A. aus der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1898.)

2) F. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VI u. 168 S. geb. 2,40 M.

3) E. Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda. Teil I. Dritte, verbesserte Auflage. Paderborn 1898, F. Schöningh. XIV u. 93 S. 1,20 M.

4) B. Golz, Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung. Leipzig 1897, B. G. Teubner. VII u. 199 S. 5 M.

5) A. Wolter, Wilhelm II. Ein Lebensbild. Festschrift zum 39. Geburtstage und zugleich zum zehnjährigen Regierungsjubiläum unseres Kaiserlichen Herrn. Berlin 1898, E. S. Mittler und Sohn. VI u. 74 S. mit 56 Abbildungen. 0,40 M.

6) A. Wolter, Vaterländische Helden und Ehrentage im Spiegel deutscher Dichtung. Eine Sammlung von Gedichten für Schulen, Präparandenanstalten und Seminare zur Verwertung im Geschichtsunterricht und bei patriotischen Festen zusammengestellt. Berlin 1898, E. S. Mittler und Sohn. XVI u. 180 S. geb. 1,60 M.

7) F. Junge, Geschichtsrepetitionen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1898, F. Vahlen. VI u. 128 S. geb. 1,20 M.

8) E. Ulbricht, Erzählungen aus der deutschen Geschichte von Karl dem Grofsen bis zum Ende des dreifsigjährigen Krieges. Ein Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht auf der Unterstufe höherer Lehranstalten. Dritte, verbesserte Auflage. Dresden 1898, C. Höckner. IV u. 141 S. kl. 8. — Vgl. diese Zeitschr. 1894 S. 585.

9) Ernst Esch, Erlebnisse eines Einjährig-Freiwilligen des VII. (rheinisch-westfälischen) Corps im Feldzuge 1870/71. München 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). VI u. 141 S. kl. 8. eleg. geb. 2,20 M. — Ein gut geschriebenes, interessantes Büchlein, das in den Klassenbibliotheken einen Platz verdient. Der Verfasser ist jetzt Professor am Gymnasium in Barmen.

10) P. Buchholz, Charakterbilder aus Europa. Dritte, vielfach verbesserte Auflage. Leipzig 1898, J. C. Hinrichs. VIII u. 165 S. geb. 1,60 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1891 S. 492.

11) Sophokles' Aias in der Übersetzung von J. J. C. Donner, in neuer Bearbeitung herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von F. Mertens. Leipzig 1898, G. Freytag. 88 S. geb. 0,60 M.

12) B. Modestov, De Siculorum origine, quatenus ex veterum testimoniis et ex archaeologicis atque anthropologicis documentis apparet. Petersburg 1898, Gebrüder Wolff. II u. 93 S. 1,50 M. (In russischer Sprache geschrieben.)

13) W. Killing, Karl Weierstrass. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats an der Kgl. Akademie zu Münster am 15. Oktober 1897. Münster i. W., Aschendorff. 21 S. gr. 8. 0,60 M. (S.-A. aus „Natur und Offenbarung" Band 43.)

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Sokrates und seine Apologeten[1]).

Als zur Zeit der nationalen Erhebung in Deutschland auch die Geisteswissenschaften zu neuer Blüte gelangten, betrachtete Friedrich Schleiermacher mit dem sinnenden Blicke des Forschers die Gestalten der alten griechischen Philosophen. Sind doch Ionien, Grofsgriechenland, Athen die Geburtsstätten edelsten und kräftigsten Geisteslebens. Mit vollem Verständnis für die Schleiermachersche Auffassung hat damals Goethe gesagt: 'man denke sich das Grofse der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, dafs sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Thuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und That auffordert'. Die denkwürdige Abhandlung 'über den Wert des Sokrates als Philosophen' hat Schleiermacher gelesen am 27. Juli des Jahres 1815 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Er fafste die geschichtliche Bedeutung des Mannes zusammen in dem Worte, Sokrates habe die Idee des Wissens ergriffen. Schärfer unterscheidend verfährt Windelband: Sokrates habe ein doppeltes Problem erfafst, das Problem der Wissenschaft und der Sittlichkeit. Dafs das letztere für Sokrates selbständige Bedeutung neben dem ersteren gehabt habe, darf man wohl ohne weiteres voraussetzen. Aber je einleuchtender diese Trennung, um so mehr ist auch die Frage berechtigt, wie nun wohl das Urteil des Historikers in Bezug auf den Erfolg der Lösung dieser beiden Probleme ausgefallen, wie es begründet sein mag und ob es vielleicht anders gedacht werden könnte. Denn im allgemeinen ist unsere Zeit weder dem klassischen Altertume noch der Idealphilosophie — und das ist die griechische in der Hauptsache — besonders günstig gewesen. Dem Materialismus des Demokritos und dem Subjektivismus des Protagoras hat man in jeder Weise gerecht zu werden gesucht. Dagegen scheint es, als hätte die Sichtung dessen, was uns bei Plato und Xenophon

[1]) Das Folgende ist die weitere Ausführung des im Jahre 1897 auf der 44. Philologen-Versammlung zu Dresden in der philologischen Sektion gehaltenen Vortrages (vgl. Verhandlungen S. 53 ff.).

in Bezug auf Lehre und Charakter des Sokrates überliefert ist, noch nicht zu einem befriedigenden Resultate geführt.

Unbezweifelt ist das Verdienst des Sokrates um die Entdeckung der Begriffe. Er wurde zuerst aufmerksam darauf, dafs die Bequemlichkeit, einen allgemeinen Namen für verschiedene Dinge zu brauchen, auf einer Abhängigkeit derselben von etwas beruht, was ihnen allen gemeinsam und in ihnen allen sich selbst gleich ist. Er erkannte, dafs die Gegenstände unserer Beobachtung und die verschiedenartigen Gebilde unserer Gedanken sich unter allgemeine Gattungsbegriffe als deren einzelne Beispiele zusammenordnen lassen, und dafs der Inhalt jedes dieser Begriffe in ewiger Treue sich selbst gleich ist, und ist, was er ist, befreit von alle dem Wechsel und der Veränderung, denen jene seine Beispiele in der Wirklichkeit unterworfen sind[1]). Sokrates ist in der That der griechischen Philosophie vorangegangen in der Begriffsbestimmung und in der Lehre von dem wesentlichen Unterschiede des Wissens und Meinens. Das klassische Zeugnis dafür ist Xen. Mem. I 1, 16, wo eine Reihe von Begriffen als Beispiele der sokratischen Methode angeführt werden, mit einem Hinweis auf den veredelnden Wert des Wissens und das Erniedrigende der Unwissenheit. Das Wesen der sokratischen Philosophie wird hier am einfachsten und treffendsten angegeben. Den passenden Namen für die neue Sache bot die Sprache dar in dem Worte *ἰδέα*. Das älteste Zeugnis für den philosophischen, durch Sokrates bestimmten Gebrauch dieses Wortes findet sich bei Thukydides (II 51). Die Beschreibung der Pest in Athen schliefst mit dem Satze *τὸ μὲν οὖν νόσημα — τοιοῦτον ἦν ἐπὶ πᾶν τὴν ἰδέαν*. Dazu ist *καθόλου τὴν φύσιν* vom Scholiasten in Platons Sinne bemerkt. Klare Begriffe geben das Wesen der Dinge, indem sie alle charakteristischen Kennzeichen zusammenfassen. Das *συνιέναι*, das wir mit 'verstehen' übersetzen, bekam jetzt seine volle Bedeutung. Die Begriffe als objektive Gröfsen sind demnach mafsgebend für unser Denken. Kraft dieser Einsicht überwand der wissenschaftliche Geist des Sokrates die haltlose Selbstgewifsheit des Protagoras, der, wenn man sein ganzes Wirken und sein Verhältnis zu Demokritos ins Auge fafst, mit dem berühmt gewordenen Satze *πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος* und mit der, auf Wahrheit grundsätzlich verzichtenden, praktischen Anwendung dieses Satzes doch wohl Stirner und Nietzsche[2]) näher steht als dem Verfasser der Kritik der reinen Vernunft, für dessen unmittelbaren Vorgänger man ihn neuerdings zu halten scheint. Auf dem Wege der Begriffsbildung gelangte Sokrates nun auch zu einer bestimmten Auffassung des sittlich Guten. Ethische Fragen hatten ja für ihn ein besonderes Interesse. Er ist es gewesen,

---

[1]) Worte Herm. Lotzes, Mikrokosmos 3, 201.

[2]) Man denke an das Schillersche 'Ich bin ich und setze mich selbst'.

der vor fast drittehalb Jahrtausenden die Menschen das einfache schöne Gebet, die Bitte um das Gute, gelehrt hat. Das Wissen des Guten, so sagte er, ist bei den Göttern. Das Gute in sokratischem Sinne kann also ohne Zweifel nur das sein, was, wie Zeller sagt, immer und unbedingt gut und niemals schlecht ist, das, was unsere Seele besser macht. Das beste Leben führt nach Sokrates derjenige, der am meisten darauf bedacht ist, sich und andere zu besseren Menschen zu machen, und das angenehmste derjenige, der den Fortschritt der Vervollkommnung an sich selbst wahrnimmt. Es wird Sokrates nachgesagt, dafs er beständig das Gute mit dem Angenehmen oder gar mit dem Nützlichen verwechselt habe, dafs er in dem Fehlschlusse, die Tugend sei das Nützliche, stecken geblieben sei. Dieser Überlieferung ist kein Gewicht beizulegen, so bestimmt sie auch, namentlich in Bezug auf den zweiten Punkt, auftritt. Wir werden Veranlassung haben, darauf noch zurückzukommen. Ein Irrtum ist es auch, wenn man behauptet, dafs Sokrates die objektive Begriffsbestimmung des Guten, die er suchte, nicht gefunden habe. Auf dem Wege der Denkformenlehre ist Sokrates zu der Vorstellung des Daimonions gelangt. Das Verdienst, die begriffliche Bedeutung des sokratischen Daimonions erkannt zu haben, gebührt Erwin Rohde[1]). Er bezeichnet es als das 'Göttliche von allen Göttern'. In dem Namen fafste Sokrates, was sich in den verschiedenen Göttergestalten verschieden darstellte, ihnen allen gemeinsam und in ihnen allen in ewiger Treue sich selbst gleich ist, zur Einheit einer Idee des Göttlichguten oder zu einem pantheistischen Gottheitsbegriffe zusammen. So hat die sokratische Religionsphilosophie den Monotheismus vorbereitet.

Dafs die einfachste Erklärung des tiefsinnigsten von allen griechischen Begriffsworten erst allmählich und nach erneuter Beobachtung zuletzt gefunden worden ist, ist nicht zu verwundern. Die verschiedensten Deutungen sind versucht worden. Vom christlichen Standpunkte hat man das Daimonion einen Dämon, vom heidnischen einen Genius genannt. Jetzt hält man es meist für etwas Unbewufstes und denkt dabei an Eingebungen des Gefühls, Ahnungen des Glaubens oder Impulse des sittlichen Taktes. Seine allgemeine Bedeutung erkennen wir aus den übereinstimmenden Angaben der beiden Zeugen Xenophon und Hermogenes. Bei der Berufung auf das Daimonion bewunderten die Freunde des Sokrates die unfehlbare Sicherheit seines Urteils. In den verschiedensten Fällen, gleichviel ob sie ihn selbst oder andere betrafen, entschied er, was recht oder unrecht sei, was man zu thun oder zu lassen habe. Der Erfolg gab ihm jedesmal recht. Und seiner Überzeugung folgte er unbedingt, auch wenn es ihn vielleicht Überwindung kostete. Ein unbestimmtes, natürliches Gefühl war es,

---

[1]) E. Rohde, Über die Religion der Griechen (Heidelberg 1893) S. 12.

was ihn bewog, vor der Gerichtsverhandlung auch an seine Verteidigungsrede zu denken. Dem trat das Daimonion entgegen. Es gab ihm die Gewifsheit, dafs seine beste Apologie sein bisheriges Leben war. Es bestärkte ihn in der Überzeugung, dafs es besser für ihn war, sein Leben nunmehr zu beschliefsen. Das Daimonion, Richtschnur alles Thuns, Mafsstab des Urteils ohne Rücksicht auf das Menschliche, war im Sinne des frommen und phantasievollen Griechen ein göttliches Wesen, das sich durch Zeichen vernehmlich machte. Im Sinne des forschenden Denkers war es Inbegriff und Offenbarung des Guten. In der Geschichte der griechischen Philosophie ist es der Funke gewesen, an dem sich das Licht der platonischen Ideenlehre entzündete. Es enthält alle wesentlichen Eigenschaften einer platonischen Idee. Plato, der von der Vielheit der Ideen ausging, ist zuletzt wieder bei der einen Idee des Guten angelangt, die er über alle andern Ideen, auch über die des Seins, stellt. Das Daimonion ist der vollgültige Beweis dafür, dafs Sokrates die Philosophie an ihren metaphysischen Ursprung wieder angeknüpft und nicht etwa blofs den populären Erfolg gehabt hat, sie, wie Cicero sagt, vom Himmel auf die Erde und in die Wohnungen der Menschen herabzuführen. Lange genug hat man es in einer dunkeln Ecke seines Bewufstseins suchen zu müssen geglaubt, als harmloses Phantasiegebilde einer gewissen moralischen Feinfühligkeit. Betrachtet man es in dem Zusammenhange seiner Begriffsphilosophie und seiner Ethik, so erscheint es als ein Höhepunkt griechischen Denkens.

Der Eudämonismus des Sokrates als Lebensanschauung bestand darin, die Begriffe, besonders die sittlichen, bis zum göttlichen Urbilde des Guten aufzusuchen und danach, zur eignen Befriedigung wie zum Wohle der andern, nun auch unter allen Umständen zu handeln. Und keiner hat, wie Duncker richtig sagt, seiner Lehre so freudig nachgelebt wie Sokrates. Die Sophistik war ihm im Innersten fremd. Nichts kümmerte ihn auch die natürliche Welt, weder die Vorgänge selbst noch die Meinungen, die man sich darüber gebildet. Gleichwohl achtete er das wissenschaftliche Verlangen nach Erkenntnis der Gesetze des Werdens in der Natur nicht gering. Klar den Blick auf alles Menschliche gerichtet, suchte und fand er die Denkgesetze, die, immer auf das Wesen der Sache hinführend, die Bürgschaft der untrüglichen Erkenntnis dessen, was unbedingt gerecht oder schön oder gut ist, in sich trugen. So wirkte auf die Besten in Athen die edle, immer durch Wahrheit zum Guten treibende Kraft seines Geistes. Und als er dann am Ende Arbeit und Lohn seines Lebens überblickte, fand er darin nichts, was er zu bereuen oder zu beklagen gehabt hätte, und schied, willig und gefafst dem Rufe des Gottes folgend, der über sein Leben bestimmte. Eine Charakteristik des Sokrates, der selbst nichts geschrieben hat, müssen wir aus den Werken verschiedener Schriftsteller zu gewinnen suchen. Das

erschwert ungemein die Aufgabe, die Züge seines Wesens zu einem Bilde zu vereinigen und den idealen Eindruck dieser wunderbar geschlossenen Persönlichkeit zu erneuern. Auch hat sich die Spottlust der Grofsstadt seiner Person zu bemächtigen gesucht. Aber eindringlicher als alles Einzelne, was uns von ihm berichtet wird, redet die Thatsache der Übereinstimmung der letzten Worte, die Sokrates an Hermogenes gerichtet, mit dem schönen Spruche 'Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren'. In den Worten 'Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun', klingt die Fürbitte samaritisch, die Begründung sokratisch. Und so bezeugen denn auch, übereinstimmend in der Bewunderung des Grofsen, was sie gesehen, der athenische Gefängniswärter *σὲ δὲ ἐγὼ καὶ ἄλλως ἔγνωκα ἐν τούτῳ τῷ χρόνῳ γενναιότατον καὶ πρᾳότατον καὶ ἄριστον ἄνδρα ὄντα τῶν πώποτε δεῦρο ἀφικομένων,* und der römische Hauptmann *ὄντως ὁ ἄνθρωπος οὗτος δίκαιος ἦν*[1]) . . . Ein wesentlicher, ganz besonders beachtenswerter Zug des sokratischen Eudämonismus ist die Selbstlosigkeit. Sokrates betont in dem Gespräche mit Hermogenes, dafs er zufrieden damit sei, sich und andere gebessert zu haben. Der Sokratiker Xenophon schildert den vollkommenen ethischen Charakter in dem Perser Pheraulas, der all seinen Reichtum, weil er ihm selbst nur Sorgen schaffe, freiwillig einem andern schenkt, in der Absicht, jenen dadurch zu beglücken und ungehindert seinen Freunden zu nützen. Vergleicht man damit die Lebensanschauungen des Solon bei Herodot, so ist ohne Zweifel das ethisch Ideale in dem xenophontischen Musterstaate höher zu schätzen als der Glücksstand des wackeren Atheners Tellos oder des frommen Brüderpaares in Argos. Wem Xenophon die tiefere Auffassung von dem wahren Werte des Lebens verdankt, sagt er uns selbst. Gewifs kann also die Bedeutung des Sokrates für seine Zeitgenossen und für die Folgezeit in wissenschaftlicher und in sittlicher Beziehung nicht hoch genug angeschlagen werden. Der sokratische Eudämonismus gehört zu dem, was bleibenden Wert hat aus Griechenland, und wir dürfen getrost behaupten: er hält den Vergleich mit jedem ethischen Systeme aus[2]).

---

[1]) Justin. Apol. I 46: *καὶ οἱ μετὰ λόγου βιώσαντες χριστιανοί εἰσι, κἂν ἄθεοι ἐνομίσθησαν, οἷον ἐν Ἕλλησι μὲν Σωκράτης καὶ Ἡράκλειτος καὶ οἱ ὅμοιοι αὐτοῖς.* Das Buch von Hatch, Griechentum und Christentum, spricht mehr von gewissen verkünstelten Zuständen und hellenischen Einflüssen zur Zeit der Dogmenbildung. Vgl. dagegen E. Reufs, Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments § 439. 516 ff.; O. Pfleiderer, Das Urchristentum Vorw. S. IV; H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen I (ein vortreffliches Werk) und Anathon Aall, Über den Logosbegriff bei den Griechen, Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik Bd. 106 S. 1 ff.

[2]) W. Rein, Pädagogik im Grundrifs S. 65, behandelt den Eudämonismus, 'in welcher Gestalt er auch auftreten möge', als eine gefährliche, für die Erziehung unbrauchbare Denkweise. Rein erkennt nur Herbart an. Der Franzose Jules Lemaître spricht dem Altertume das Monopol des Schatzes an

In lebendigem Verkehr mit andern — nicht mit aller Welt, wie die Tradition uns glauben macht — bediente sich Sokrates zum Ausdruck seiner Gedanken, meisterhaft gründlich und gewandt, der allen Athenern geläufigen Form des Gespräches. Ein so aufserordentlicher Mann mufste als Lehrer bald zahlreiche Zuhörer, eifrige Schüler um sich versammelt sehen. Man begeisterte sich an der Entdeckung hoher und reiner Begriffe, die frei und sicher auf sich selbst zu beruhen schienen. Wie ein Rausch kam die neue Lehre über die Gemüter. Platons Werke geben mit lebendiger Treue die Stimmung wieder, die damals jeden, der der Liebe zur Wissenschaft fähig war, beseelte. Vor allem jenes reichbelebte Bild im Protagoras, der siegreiche Kampf der Philosophie mit der Sophistik im gastlichen Hause des Kallias, und daneben das stille, zu den Höhen der Ideenwelt kühn aufsteigende Zwiegespräch des Sokrates und seines Schülers Phaidros im Schatten der hohen Platane am murmelnden Bache Kephissos. Eine neue Gottheit hält unter den Griechen ihren Einzug: der Geist der Liebe zur Wissenschaft, der wahre, himmlische Eros. Ihn preist das platonische Symposion, das Bild eines Wettstreites der edelsten unter den athenischen Geistern. Ein solches ideales Symposion hatte sich einst Xenophanes statt der wüsten Trinkgelage mit ihrem Geplärre gewöhnlicher Lieder geträumt. Es bildete sich ein Kreis von Weisheitsfreunden, wie sie sich nannten. Erkenntnis, Tugend, Glückseligkeit — das war ihre Losung. Es war der Aufgang der Morgenröte der gemeinsamen wissenschaftlichen Forschung.

Der freie Denktrieb hielt auch vor dem herrschenden Kultus nicht still. Sokrates war der erste, der die Frage aufwarf, was man eigentlich unter Mantik zu verstehen habe. Dafs er die Frage zu stellen wagte, war schon so gut wie ein Angriff. Das tägliche Leben des frommen Atheners regelte die Wahrsagekunst. In Athen, in Hellas, überall bei den alten Kulturvölkern war es Sitte, aus dem Vogelfluge, aus Stimmen und Begegnungen, aus Opfern oder Träumen durch Zeichendeuter entscheiden zu lassen, was man thun oder lassen sollte. In dieses dunkle Treiben, dem in Jerusalem Jeremias, Ezechiel u. a. im Namen Jahwehs entgegentraten, fiel in Athen das helle Licht der Philosophie des Sokrates mit ihren leicht fafslichen Begriffen, mit ihren lauteren Grundsätzen, mit ihrer idealen Autorität des Göttlichguten. Die Mantik verwies er, gestützt auf die begriffliche Bestimmung ihres Wesens, einfach auf die Entscheidung der Fragen der Zukunft. Das war ein Sieg der Vernunft über dumpfen Volksglauben. Aber das Recht der Selbstbestimmung ward nun freilich ein Stein des An-

---

Gedanken von erziehlichem Werte ab. Behauptet aber der griechische Unterricht den Zusammenhang mit der griechischen Philosophie, dann braucht uns um seine Zukunft in den nächsten hundert Jahren nicht bange zu sein.

stoßes für die Mantikpriester, denen bisher jedermann die letzte Entscheidung über Thun und Lassen in unbeschränkter Freiheit überlassen hatte. Sie sahen jetzt ihrer Machtvollkommenheit eine Grenze gesetzt. Ihr Haſs steigerte sich, je weniger sie bestreiten konnten, daſs die sokratische Philosophie — bei aller Freiheit — eine feste Grundlage und einen ebenso geistvollen als volkstümlichen Mittelpunkt hatte. Es war ihr nicht so leicht beizukommen, und bald ging in der ganzen Stadt die Rede von dem Daimonion des Sokrates. Die Entscheidungen des Philosophen, wissenschaftlich und sittlich unanfechtbar und unmittelbar ins Leben eingreifend, machten den Mantikpriestern mehr zu schaffen, als Anaxagoras mit seiner Lehre von dem Weltgeiste und von der Beschaffenheit des Sonnenkörpers oder die Zweifel des Protagoras an der Existenz der Götter. Daſs Sokrates den Kampf mit der Priesterschaft nicht gesucht hat, versteht sich von selbst. Er war eine friedliche Natur, die sich in wissenschaftliche Betrachtung zu versenken liebte. Aber ebenso sicher ist, daſs es hauptsächlich religiöse Motive gewesen sind, die bei seiner Verurteilung mitwirkten. Die neue Lehre wurde nicht einfach auf ihre Wahrheit, sie wurde vor allem auf ihre Verträglichkeit mit den geltenden Kultusgesetzen geprüft[1]).

Der Geist des groſsen Denkers, den das athenische Volksgericht ohne Rechtsgrund zum Tode verurteilte, durchströmt Platons 'Apologie des Sokrates'. Nicht, daſs man aus ihr vor allem ersähe, daſs es ein Ketzerprozeſs war, in dem Sokrates unterlag. Dazu muſs man andere Zeugnisse hinzunehmen, die uns über manches aufklären, was in der platonischen Apologie nur angedeutet ist. Diese Rede — ein Meisterwerk der Eidopoiie — stellt uns in Sokrates den Weisen dar, der um der Wahrheit und um des Guten willen standhaft den Tod erleidet. Sie schildert die Gröſse, den Heldenmut und die Reinheit des wissenschaftlichen Charakters in einer Fülle von Gedanken, die alle auf dieses eine hohe Ziel gerichtet sind. Über der Kunst steht die Wahrheit der Rede — die Erforschung der Natur ist eine berechtigte Wissenschaft — Sokratik und Sophistik schlieſsen sich gegenseitig aus — die allgemeine Aufgabe des Philosophen ist die Prüfung aufs Wissen — bei den Politikern und bei den Dichtern ist ein wissenschaftliches Verständnis ihres Berufes überhaupt nicht zu finden und bei den Handwerkern und Künstlern nur, soweit ihr technisches Können reicht — die philosophische Geistesarbeit ist eine gemeinschaftliche und unentgeltliche — Wissen ist Tugend — niemand thut wissentlich und absichtlich jemandem Unrecht — der Beweis für das Dasein der Götter läſst sich in logischer Form führen — der Philosoph muſs auf seinem Posten

[1]) Vgl. F. Paulsen, Einleitung in die Philosophie S. 5, und besonders Adolf Holm, Griechische Geschichte II 334ff.

ausharren und treu seinem Berufe auch für seine Überzeugung zu sterben bereit sein — höher als Geld, Ansehen und Ehre ist Erkenntnis, Wahrheit und Reinheit der Seele zu schätzen — der Philosoph soll dem öffentlichen Leben fernbleiben — dem Verdienst um die Wissenschaft gebührt die öffentliche Anerkennung und Belohnung von Staatswegen — für die Vorstellung von dem Leben nach dem Tode kommt neben dem Volksglauben auch die Frage nach dem Wesen der Seele in Betracht. In der wirksamen Form einer selbstgehaltenen Verteidigungsrede des Sokrates werden hier der Reihe nach die idealen Grundsätze entwickelt, auf denen alles wissenschaftliche Leben und Denken beruht, Grundsätze, die in ihrer Allgemeinheit mafsgebend geblieben sind für Plato und seine Schule, ja für jeden Akademiker von Plato an bis auf den heutigen Tag. Es giebt keine platonische Schrift, die so viel allgemeinverständliche Leitsätze dem Leser so nahe brächte wie die Apologie. Man hat den Phaidros als das Programm der Akademie bezeichnet — schwerlich mit Recht, da dieser Dialog wahrscheinlich schon bei Lebzeiten des Sokrates verfafst worden ist. Die Dialogform eignet sich überhaupt weniger für ein Programm. Dafs im 'Gastmahl' ein solches entwickelt werde, erscheint unglaublich. Eher hätte man an den Euthydemos denken können. Denn in dieser geist- und humorvollen Schrift stellt die Philosophie sich selbst dar gegenüber der Sophistik, die als die wahre Bildnerin der Jugend erscheinen und die Philosophie verdrängen möchte. Am meisten programmatischen Charakter hat die platonische Rede des Sokrates. Seit dieser Schrift Platons gilt Sokrates als der erklärte Schutzheilige jener Schule der Wissenschaft, der Plato zum ersten Male in der Welt eine bleibende, sichere Wohnstätte in Athen geschaffen hat.

Zu Gunsten einer freieren Auffassung des von Plato geschaffenen Werkes hat sich neuerdings namentlich Schanz ausgesprochen. Was nach seiner Meinung auffallend und schwer zu erklären sein würde, wenn jemand annehmen wollte, dafs die Apologie die wirklich von Sokrates gehaltene Verteidigungsrede wäre, ist Folgendes: 1) die Unterscheidung älterer und neuerer Anklagen und Ankläger, 2) das Stillschweigen gegenüber dem Vorwurfe des Atheismus, 3) die Berufung auf den Spruch der Pythia, die den Sokrates für den weisesten der Griechen erklärt und ihn dadurch zur Ausübung seines Berufes veranlafst habe, endlich 4) die längere Ansprache des Sokrates an seine Richter zum Schlusse nach der Verkündigung des Urteils. Auf den ersten Punkt müssen wir etwas näher eingehen. Wenn Sokrates die Anklage weiter fafste und sie gewissermafsen verdoppelte, so that er's auf die Gefahr, den Eindruck der Anklage zu seinen Ungunsten zu verstärken, wie Schanz vom juristischen Standpunkte mit Recht hervorhebt. Es stünde nun freilich einem Sokrates wohl an, die grofse Zahl seiner Gegner furchtlos zu mustern und alle Vorwürfe,

die man ihm machte, rückhaltlos zur Sprache zu bringen. Das mochte er alles thun, den weiteren Zusammenhang der Anklagen aufdecken und aus Liebe zur Wahrheit nichts mit Stillschweigen übergehen. Dafs aber die Verschiedenheit der Personen der Ankläger logisch die Teile der Rede bestimmt hat, ist auffallend. Es besteht unleugbar innere Verwandtschaft zwischen den beiden Arten von Anklagen, die Sokrates nacheinander widerlegt. Denn von den früheren sagt er selbst, dafs sie auf Atheismus hinausliefen, und eben dies ist auch der Kernpunkt der späteren[1]. Die Disposition nach den Personen statt nach der Sache hat jedenfalls ihren besonderen Grund. Im ersten Teile wendet sich der Redner an seine Mitbürger überhaupt, soweit sie sich der Verbreitung ungünstiger Urteile über Sokrates schuldig gemacht hatten und für seine Verurteilung mit verantwortlich waren. Die Ankläger, Meletos selbst, werden Nebenfiguren. Sie verschwinden vor der athenischen Bürgerschaft, vor der der platonische Sokrates seine idealen Grundsätze entwickelt. Das läfst vermuten, dafs Plato in der Apologie seinen Standpunkt in einer Angelegenheit von allgemeinster Bedeutung für den Staat der Athener geltend macht.

Die eingehende logisch-rhetorische Analyse der Apologie, die wir A. Rabe[2] verdanken, bestätigt ganz die auch schon von Schanz begründete Ansicht, dafs Plato die Mittel der klassischen Rhetorik vollkommen beherrscht. Sokrates, der seinen Gegnern vor allem darin überlegen war, dafs er nur Klarheit und Wahrheit wollte, beweist auch in der Form eine vollendete Meisterschaft. Im Grundrifs und Aufbau erweist sich seine Rede, während sie ganz ungezwungen improvisiert zu sein scheint, bei näherer Betrachtung als ein rhetorisches Kunstwerk. Hier war den Athenern bewiesen, dafs ein Denker, dem es auf die Sache allein ankam, auch fähig war, es den besten Rednern gleichzuthun, ja sie leicht übertraf, und dafs die Denkschule ebenso wichtig war wie die rhetorische. Besondere Umstände müssen es jedenfalls gewesen sein, die Plato bewogen, von dem Gesetz der dialogischen Darstellungsform abzuweichen. Die Ausnahme ist bemerkenswert. Plato verwirft ja grundsätzlich den *λόγος γεγραμμένος*. Zunächst ist es möglich, dafs die Anytosrede des Polykrates, die im Jahre 393 erschien, für Plato der Anlafs zur Abfassung einer Apologie des Sokrates wurde. Die freie Form, die der Rede eigentümlich ist, und die kaum denkbar wäre in den ersten Jahren nach der Gerichts-

[1]) Nach Schanz, Einleitung zu Platons Apologie S. 16, lautete die Anklage: *Μέλητος τοῦ δεῖνος Πιτθεὺς Σωκράτει Σωφρονίσκου Ἀλωπεκῆθεν ἀσεβείας· τίμημα θάνατος. Ἀδικεῖ Σωκράτης, οὓς μὲν ἡ πόλις νομίζει θεοὺς οὐ νομίζων, ἕτερα δὲ καινὰ δαιμόνια εἰσφέρων, καὶ ταὐτὰ ταῦτα τοὺς νέους διδάσκων.* Nach Zeller, Archiv für Philosophie Bd. X (N. F. Bd. III) S. 560: *Σωκράτης ἀδικεῖ τοὺς νέους διαφθείρων καὶ διδάσκων θεοὺς οὓς ἡ πόλις νομίζει οὐ (μὴ?) νομίζειν, ἕτερα δὲ δαιμόνια καινά.*

[2]) A. Rabe, Platos Apologie und Kriton, Programme des Luisen-Gymnasiums in Berlin 1897 und 1898.

verhandlung, spricht für diese Annahme. An dem Beispiele des Sokrates konnte Plato aufserdem schlagend beweisen, dafs, wenn das Gesetz der Wahrheit höher steht als die Regeln der Rhetorik, gediegene wissenschaftliche Bildung auch das beste Mittel ist, um Eindruck auf die Hörer zu machen, ein gründlicheres Mittel, als die glänzenden Musterreden athenischer Rhetoren. 'Ich werde ungezwungen sprechen' — so heifst es zu Anfang der Apologie — 'wie sich mir die Worte geben'. Damit soll nicht jener Mangel an Vorbereitung beschönigt werden, weil das Daimonion angeblich die Erlaubnis zum Meditieren versagt hatte. Es wird vielmehr der rhetorischen Schule und ihren Anhängern deutlich gesagt, dafs der *τρόπος τῆς λέξεως* nicht die Hauptsache sein darf.

Es ist der Gegensatz der Philosophie oder Wissenschaft und der Rhetorik, der sich nach dem Tode des Sokrates in zwei bedeutenden Männern, Plato und Isokrates — beide Schüler des Sokrates —, verkörpert. Dem Nachfolger des Lysias hat wohl im Grunde die Erklärung gegolten, die der platonische Sokrates zum Ausgangspunkte nimmt — dafs er die Wahrheit zu reden, aber nicht einen schönklingenden, aus Worten und Phrasen bestehenden, schmuckreichen Vortrag zu halten verstehe. Mit aller Entrüstung weist er so scharf als nur irgend möglich den Verdacht ab, als ob er ein Rhetor sei. Das ist wohl polemisch zu verstehen. Um das Jahr 390 trat Isokrates als Schulhaupt vor die Öffentlichkeit mit einer Rede 'wider die Sophisten'. Sie richtet sich gegen die Sokratiker und besonders gegen den platonischen Euthydemos. Die Rhetoren Lysias und Isokrates rechneten sich zu den Philosophen. Die Sokratiker aber hielten es für ihre Pflicht, Rhetorik als die Kunst des schönen Scheines zu bekämpfen. Die Eröffnung der Akademie fiel in das Jahr 387. Plato konnte, nach dem Vorgang des Polykrates und Isokrates, gar kein wirksameres Mittel ergreifen, als es die Rede, eine Verteidigungsrede des Sokrates, war, wenn es ihm hauptsächlich darauf ankam, wie Steinhart richtig sagt, das Andenken desselben von dem Unglimpf grundloser Anklagen und Verdächtigungen zu reinigen, vor allem aber auch 'den wesentlichen Inhalt seiner Lehre und die tiefste Bedeutung seines Lebens in scharf hervortretenden Zügen darzustellen'. Das war für die Schule, die er ins Leben rief, notwendig, damit sie möglichst allgemein anerkannt wurde. Die platonische Apologie des Sokrates ist das wirksamste Programm der Akademie, das man sich denken kann. An eine Verteidigungsrede hatte Sokrates, wie er zu Hermogenes sagt, allerdings gedacht, den Gedanken aber aufgegeben, weil das Daimonion dagegen war. Dieses Verbot, ergangen von der höchsten sittlichen Instanz, die Sokrates verehrte, war unzweideutig. Er hat es mit den Entscheidungen des Daimonions immer ernst genommen. Es ist unwahrscheinlich, dafs er auf die Vorbereitung verzichtet, im letzten Augenblicke aber es ohne Konzept versucht und mit der Weisung des Daimonions

gespielt habe. Eine bündige Erklärung, dafs er unschuldig, dafs er ohne Klage sterbe, wird er gewifs abgegeben haben. Dafs er aber eine dreifache Rede gehalten, die schon im ersten Teile ein *ἐγκώμιον ἐν ἀπολογίας σχήματι* ist, und sich zur gerichtlichen Strafe selbst eingeschätzt habe, ist undenkbar. Am gröfsten erscheint er nach dem Verzicht, den Hermogenes bezeugt[1]).

Der andere Apologet unter den Sokratikern war Xenophon. Seine Rechtfertigung des Sokrates schrieb er als Lehnsmann der Lakedämonier in Skillus, wo er im Jahre 394 ein Landgut mit Frau und Kindern und mehreren Sklaven bezogen und wo er bis zum Jahre 370 glücklich und ungestört gelebt hat. Hauptsächlich beschäftigte er sich mit Schriftstellerei und Unterricht. In Sparta hatte man wohl von dem Manne der Feder erwartet, dafs er bald irgend etwas gegen die verhafsten Demokraten schreiben würde. Der Prozefs des Sokrates bot einen willkommenen Anlafs, und Xenophon hätte wohl eine Wirkung erzielen können, denn er besafs die nötige Kenntnis der Personen und Verhältnisse in Athen. Angedeutet findet sich jene Erwartung in den sokratischen Briefen[2]). Die Hoffnung schlug jedoch fehl. Man hat Xenophon einen Publizisten, einen politischen Agenten genannt. Schriftsteller war er freilich, nur verstand er nicht, rasch mit einer Sache fertig zu werden, eine Flugschrift loszulassen oder ein politisches Sendschreiben zu entwerfen, wie er ein solches in der thukydideischen Schrift vom Staate der Athener besafs. Seine Feder war fein, aber nicht gewandt. Ein unpraktischer, gelehrter Zug tritt noch zuletzt in der Schrift über die Einkünfte hervor. Neben einer Griechischen Geschichte im Anschlufs an Thukydides, dessen Nachlafs er in den ersten zwei Büchern bearbeitet hat, schrieb er an einem apologetischen Versuche über den Prozefs des Sokrates, der vor dem Jahre 393 begonnen sein dürfte und uns als Einleitung zu den Memorabilien überliefert ist. Die xenophontische Rechtfertigung des Sokrates nimmt vor allem Rücksicht auf die Vorwürfe und Bedenken, die von Seiten der Mantikverehrer erhoben worden waren. Xenophon sucht zwischen dem Standpunkte des Sokrates und den Ansprüchen der Mantikpriester auf unbedingtes Entscheidungsrecht in allen Fragen des Lebens eine

---

[1]) Ein Zweifel an diesem 'angeblichen' Zeugnisse, wie Zeller (Phil. d. Gr. II 1^4, 195, 1; vgl. 194, 1) sagt, ist nicht zulässig, ebensowenig die von diesem Gelehrten dazu gegebene Begründung, dafs die xenophontische Apologie 'sicher unecht' sei. Denn Mem. IV 8, 4—10 ist sicher echt. Für die platonische Apologie liegt die Sache anders. Hier erscheinen die Bemerkungen über das Daimonion als ein nachträglicher, zu der Improvisation stimmender Erklärungsversuch.

[2]) Epistolographi Graeci ed. Hercher S. 620: *δεινὸν δὲ ποιοῦνται καὶ Λακεδαιμόνιοι — τὸ γὰρ πάθος ἤδη ἄχρι καὶ δεῦρο ἀφῖκται — καὶ κακίζουσι τὸν δῆμον ἡμῶν, λέγοντες ὡς παλιν ἀφραίνει, ἐπεὶ τὸν σοφώτατον καὶ παρὰ τῆς Πυθίας μαρτυρηθέντα σωφρονέστατον ἐπείσθησαν ἀποκτιννύναι.*

Vermittelung zu finden. Gewifs war Xenophon ein frommer Mann, der dem Volksglauben näher stand als Plato. Die bestehenden Kultusgesetze, die Sitte, das Orakel zu befragen, zu opfern und auf Vorzeichen und Träume zu achten, hat er gewissenhaft befolgt, wenn es sich um irgend eine wichtige, verantwortliche Entscheidung — namentlich in der Kriegführung — handelte. Aber er hatte doch auch an sich selbst erfahren, dafs man einem Orakel die richtige Frage stellen mufste, um die richtige Antwort zu erhalten, und dafs es Unzuverlässigkeit unter den Wahrsagern gab, erkennt man aus dem Bericht über das Verhalten des Silanos. Auch das war ihm als gebildetem Manne klar geworden, dafs es in vielen Fällen möglich war, ohne die Hilfe der Mantik auszukommen, wenn es sich um eine Entscheidung der Vernunft nach rein menschlicher Einsicht handelte, um einen Zweifel, was man thun oder lassen solle, das heifst, was recht oder unrecht, gut oder nicht gut sei. Diesen Gebrauch der *γνώμη ἀνθρωπίνη* hielt er mit Sokrates für ein Recht und für eine Pflicht des Menschen. Darum konnte er in der Berufung auf das Daimonion keine Gottlosigkeit sehen. Sokrates entschied ja immer mit klaren Gründen und nach den reinsten Motiven, und seine Freunde hatten es an dem Erfolg bestätigt gesehen, dafs es gut war seinem Rate zu folgen, und dafs man es bereuen mufste, wenn man ihn nicht befolgt hatte. Und darum spricht es Xenophon auch getrost aus, dafs der Glaube an das Daimonion ein Beweis dafür sei, dafs Sokrates an Götter glaubte. Schwerlich wird diese Auseinandersetzung die Gegner des Sokrates gewonnen haben. Entschiedene Gegner wollen keine Vermittelung. Aber beachtenswert ist der Ausgleichsversuch zwischen der Mantik und der Wissenschaft in der athenischen Kulturgeschichte. Unterstützt wurde Xenophon in seinen apologetischen Ausführungen durch Hermogenes, den Sohn des Hipponikos. Xenophon bewahrte auch noch andere Erinnerungen an Sokrates, aber die des Hermogenes hatten für ihn eine besondere Bedeutung schon aus dem Grunde, weil sie zum Teil die Zeit betrafen, als Xenophon nicht mehr in Athen war. Einzig in ihrer Art und für uns geradezu unersetzlich ist die Mitteilung des Gespräches, das Hermogenes mit Sokrates in den Tagen vor der Gerichtsverhandlung gehabt hat.

Aber schon im ersten Buche der Memorabilien tritt ein Sokrates mit neuen Eigenschaften auf. Dem aufgeklärten Spötter, dem kleinen Aristodemos, gegenüber sucht er den Standpunkt unbedingter Gläubigkeit zu wahren. Er preist mit platonisch schwungvollen Worten die göttliche Weisheit des Schöpfers, Ordners und Erhalters der Welt und der Menschen, verehrt die Götter, die allmächtigen und allwissenden, und huldigt der Mantik. Vor der 'Weisheit' des Homer, Sophokles und Melanippides, des Zeuxis und Polykleitos, vor der *θεία γνώμη*, *πρόνοια* oder *φρόνησις* verschwindet die *γνώμη ἀνθρωπίνη*. Vor der Autorität des

Mantikpriesters, der in Athen, in Griechenland, überall das letzte Wort hat, verbirgt sich scheu das Daimonion. Auch der Frage nach dem Begriffe des Guten — der Philosoph Aristippos soll sie zuerst gestellt haben — hält Sokrates nicht stand. Das Gute, das er in allen Göttern verkörpert wiederfand und das ihm beim Gebete vorschwebte, gilt ihm mit einem Male nicht mehr unbedingt als gut. Er will es nur gelten lassen, wenn es zu irgend etwas gut sei, wie Speise und Trank, Geld, Kraft u. s. w. Verächtlich sieht er auf das Gute, das 'zu nichts gut' sei. Damit soll er den Aristippos abgefertigt haben. Das Gute und das Schöne stellt er dem Nützlichen gleich, erklärt einen Mistkorb für schöner als einen goldenen Schild, wenn er nur passender für seinen Zweck gemacht sei, und bekennt sich zu der weit verbreiteten Ansicht: 'nützlich ist, was gut ist für den, dem es nützt', und Tugend die Fähigkeit, das Nützliche zu erkennen und danach zu handeln. Diese Philosophie der Memorabilien sucht Zeller zu ergründen, indem er sagt, statt des genaueren Satzes, dafs alle Tugend Wissen sei, setze Xenophon den minder genauen, alle Tugend sei Weisheit. Was versteht nun Sokrates unter diesem Begriffe? Weisheit und Besonnenheit, so heifst es, habe er nicht unterschieden und beide, samt der Gerechtigkeit und aller sonstigen Tugend, als ein und dasselbe betrachtet, nämlich als die Kunst des rechten Handelns. Der griechische Name ist Eupraxie. Die feinere, philosophische Auffassung dieses Wortes findet man und fand der Verfasser begründet bei Plato im Euthydemos, wo die Eupraxie als die Voraussetzung der Eudämonie erklärt und von der Eutychie scharf geschieden wird. In den Memorabilien ist es lediglich die verständige Lebenshaltung des frommen Hausvaters und guten Bürgers, der an den Tempeln und Altären nicht achtlos vorübergeht, die Reise nach Olympia nicht scheut, und danach trachtet, von den Göttern geliebt zu sein. Diese weise Frömmigkeit ist die beschränkte Einsicht, dafs als *Σωκρατικὸς τρόπος*, wie der Rhetor Aristides einmal bemerkt (II 5 S. 534 bei Spengel; vgl. Hirzel, der Dialog I 69) *τὸ ἐκ παντὸς χρήσιμόν τι εἰσάγειν* anzusehen sei. Im vierten Buche der Memorabilien erfährt man mehr. Da wird es klar bewiesen, dafs die Überzeugung der studierenden Jugend von dem unbedingten Werte der Gerechtigkeits-, Wissenschafts- und Glückseligkeitsidee auf einer Irrlehre beruht, dafs der auf sein Wissen stolze Naturphilosoph Anaxagoras an seinem Aberwitz zu Grunde gegangen ist, und dafs jemand, der es zu etwas bringen wollte in Athen, vor allem erst einmal Unterricht haben mufste, um praktisch verwertbare Kenntnisse zu erlangen, sonst aber nichts weiter aufzuweisen brauchte als den guten Willen, nach Delphi zu wallfahren und beten zu lernen. Dafs das Gute oder das Schöne einen natürlichen Zusammenhang mit dem Sittlichen hat, den Xenophon wohl zu würdigen gewufst hat, ist dem Verfasser bei seiner Nützlichkeitslehre entgangen. Die Fröm-

migkeit ist ihm auch nicht mehr der Glaube, dafs die Götter sich über geringe Gaben ebenso freuen wie über reichliche Opfer. Nein, diesem Pharisäer kommt es darauf an, dafs man soviel wie möglich gebe und es auch nicht im geringsten fehlen lasse. Das sind ungefähr die vermeintlichen Thatsachen, auf denen die Darstellung der sokratischen Philosophie bei Zeller, Windelband u. a. zum guten Teile beruht. Neben wertvollen und ganz bestimmten Anknüpfungspunkten sokratischer Philosophie ein System der Mantikgläubigkeit, der Staatsraison und der gemeinen Handelsmoral!

Der wissenschaftliche Geist, den Sokrates geweckt, konnte nur in einer freien und streng wissenschaftlichen Schule weiter gedeihen. Die Gründung einer solchen war etwas ganz Neues in Athen. Die besuchtesten Schulen waren die rhetorischen, und sie blieben es auch. Es ist der Mehrzahl der jungen Leute doch um Erfolg im Leben zu thun gewesen und der idealen Richtung Platons natürlicherweise nicht leicht geworden, sich durchzusetzen und zu behaupten[1]). Wie Sokrates die Mantik, so hatte Plato die Rhetorik, zuerst des Lysias, dann zu seiner Überraschung auch des Isokrates gegen sich. Nur ein Genie konnte die feindlichen Kräfte überwinden. Ein Beweis von Genialität war es schon, dafs Plato festhielt an der Form des lebendigen Gesprächs, im Gegensatz zur Schrift oder Rede. Schlag auf Schlag erschienen seine Dialoge, Protagoras, Phaidros, ein ewig junger Protest gegen die Kunst der Worte, darauf, nach dem Tode des Sokrates, der Gorgias mit seinen Erörterungen über die Rhetorik und die Gerechtigkeit. Daneben entstanden, ebenfalls in den ersten Jahren nach dem Tode des Sokrates, die beiden kleineren Gespräche Euthyphron und Kriton, zur besonderen Rechtfertigung des Verurteilten, seiner Frömmigkeit und Gesetzlichkeit. Im Enthydemos schildert Plato die sophistische und die philosophische Schule. Isokrates gehörte anfangs auch zu den Schülern des Sokrates. In der Schrift 'wider die Sophisten' geht er zunächst in der Richtung vor, dafs es nicht in unserer Natur liege, die Zukunft vorauszuerkennen. Wie weit der Mensch von solcher Einsicht entfernt sei, lehre das Beispiel des weisen Dichters Homeros, der selbst die Götter zuweilen über zukünftige Dinge sich beraten lasse. Nicht ausgestattet mit der Denkkraft jener Leute, habe der Dichter zeigen wollen, dafs es sich hier um etwas den Menschen Unmögliches handle. Nach dieser Gegenüberstellung wird das bekannte Urteil über die Philosophie und über die Männer gefällt, denen es ernst war mit der Wissenschaft, der Tugend und der Glückseligkeit. Dies sind die idealen Grund-

---

[1]) Man wolle hierzu die treffende Schilderung der thatsächlichen Verhältnisse in Athen im fünften und vierten Jahrhundert vergleichen, die Holm, II 334 ff. 519 ff., giebt.

sätze, die in dem platonischen Dialoge Euthydemos der gebildeten Welt Athens zum erstenmale in dem natürlichen Gegensatze, in dem sie zu der Sophistik und zu den Einzelwissenschaften stehen, entwickelt worden sind und die hier von Isokrates als allen Lesern bekannt vorausgesetzt und als höchst bedenkliche Äufserung menschlichen Fürwitzes, der sich die Leitung der Jugend anmafse, schlechthin verworfen werden. Das Urteil, das L. Spengel über das Vorgehen und den Standpunkt des Isokrates fällt, mufs als gerecht und vollbegründet gelten. Er nennt ihn treffend einen Menschen, 'der das Gute, was er als solches erkennt, allerdings will, dessen Verstand jedoch über das gewöhnliche Utilitätsstreben nicht reicht, und aller höheren und geistigen Richtung nicht nur fremd, sondern auch feindlich bleibt'. Seine Verdienste liegen auf rhetorisch-politischem Gebiete. Er ist der Meister der attischen Rhetorik und behandelt gern das dankbare Thema einer Einigung der Griechen. Als Oberhaupt der Rednerschule, die er im Jahre 390 eröffnete oder von Lysias übernahm, hielt es der Schüler des Sokrates und Platons Freund für das Beste, eine Absage an die Sokratiker zu richten[1]). Er sucht vor allem — und das ist bezeichnend — den Verdacht einer Gemeinschaft mit dem Daimonionglauben des Sokrates von sich fernzuhalten. Übrigens hat seine Stellungnahme gegenüber der reinen Wissenschaft den gewandten Rhetor nicht gehindert, mit raschem Frontwechsel sich dem Polykrates scheinbar als Verteidiger des Sokrates entgegenzustellen und zu Ehren der Philosophie eine Lanze zu brechen, wie er denn die Rhetorik ohne weiteres Philosophie zu nennen und von den 'Ideen' der Rede zu sprechen beliebte. Indessen ist er weit davon entfernt, wirklich für Sokrates einzutreten. Sieht man näher zu, so tadelt er nur an der Rede des Polykrates, dafs Alkibiades darin irrtümlich zu den Schülern des Sokrates gerechnet werde. Ein inneres Verhältnis hat Isokrates zu dem Philosophen nicht gehabt. Plato konnte ihn nur als den ungetreuen Sokratiker betrachten. Ein aufrichtig sokratischer Geist war nicht vereinbar mit dem Geiste des Leiters einer Rednerschule, die vor allem praktischen Bedürfnissen dienen sollte und in der, wie Plato seinen Sokrates treffend sagen läfst, die Schönheit der Worte vor der Sache und vor der Wahrheit ging.

Nach dem Muster der Rede des Isokrates hat sich der Verfasser des Dialoges 'über das Daimonion' in den Memorabilien durch unterwürfige Mantikgläubigkeit gegen den Verdacht zu decken gesucht, als hätte der gute Lehrer Sokrates jemals eine eigene Meinung in religiösen Dingen gehabt oder eine höhere Autorität

[1]) Dafs man nur an Eukleides oder in erster Linie an den Antisthenes zu denken habe, läfst sich nicht beweisen. Für die allgemeinere Auffassung spricht schon die Bezeichnung *οἱ περὶ τὴν φιλοσοφίαν διατρίβοντες*. Daneben braucht dann Isokrates den Ausdruck *οἱ περὶ τὰς ἔριδας διατρίβοντες*. Unter den *ἔριδες* sind die dialogischen Erörterungen zu verstehen.

in der Schule aufkommen lassen neben dem göttlichweisen Homeros. Man vergleiche Isocr. XIII mit Mem. I 4. Von Isokrates, dem Vielgewandten, hat der jüngere Xenophon, der Sohn des Diodoros [1]), gelernt. Dafs der Enkel Xenophons die Schule des berühmten Rhetors besucht habe, ist längst vermutet worden [2]). Eine reinliche Scheidung der älteren und jüngeren Denkwürdigkeiten ergiebt ein kulturgeschichtlich interessantes Bild des fortgesetzten Kampfes um die Schule in Athen im Laufe des vierten Jahrhunderts. Den Anfang dieses Kampfes bezeichnen die Namen Isokrates und Plato. Um die Mitte des Jahrhunderts ist Xenophon wahrscheinlich aus Korinth nach Athen zurückgekehrt. Sein Enkel hat, in der ersten Zeit wohl noch unterstützt von Isokrates, als Lehrer und Leiter einer sokratischen Schule gewirkt und sich in dieser Stellung berufen gefühlt, den Kampf gegen die Akademie zu führen. Das ist der zweite Akt des Schulstreites, der bis gegen Ende des Jahrhunderts währte und auf den die litterarische Nachricht von der Feindschaft Platons und Xenophons zurückzuführen ist. Für die Eröffnung einer selbständigen Schule bildeten auch die Werke Xenophons einen wertvollen Bestand an Lehrmitteln für Einheimische und Fremde. Ihr Verfasser war weit in der Welt herumgekommen; er kannte Persien und vor allem Sparta aus eignem, langjährigem Aufenthalte. Seine Erfahrungen und Beobachtungen und sein schriftstellerischer Fleifs trugen in Athen dem Enkel Früchte. Zur Einführung in die Staatslehre und Kriegswissenschaft diente die Kyropädie mit ihrer Schilderung der Schule der Freien am Hofe des persischen Königs. Zur Behandlung der neuesten Geschichte war reicher Stoff geboten in der Griechischen Geschichte und in der Anabasis, dem Werke, das am meisten in der Litteratur dazu beigetragen hat, das Prestige der persischen Macht zu zerstören und eine Erhebung des Nationalgefühles gegen die Königsherrschaft vorzubereiten. Um den dieser Herrschaft allzu günstigen Eindruck der Kyropädie abzuschwächen, erhielt das Werk einen Nachtrag über die Entartung der Perser, für den die Persika des Herakleides von Kyme (Frgm. Hist. Gr. II 95 ff.) ergiebig gewesen sein dürften. In die Griechische Geschichte wurden Zusätze eingefügt, die die ionische, die persische und die sizilische Geschichte betrafen. Sie waren entlehnt aus den Werken des Ktesias und des Timaios [3]) und sollten dazu dienen, das Ganze zu einer chronologisch geordneten Weltgeschichte, nach dem Muster der grofsen Werke des Ephoros und Theopompos, zu machen. Statt der Kyropädie reichte unter Umständen der kleinere, für

---

[1]) U. von Wilamowitz-Moellendorff, Antigonos von Karystos S. 330 ff.

[2]) Hubert Beckhaus, Xenophon der Jüngere und Isokrates, Progr. Posen 1872, wo man das Nähere über die Lebenszeit der Söhne Xenophons und seines Enkels findet (S. 28).

[3]) Vgl. Unger, Die historischen Glosseme in Xenophons Hellenika, Sitzungsberichte der Münchener Akad. d. Wiss. 1882 S. 300.

Anfänger geschriebene griechische Fürstenspiegel, der Agesilaos, aus, um Verständnis für die *ἀρετή* als *τέχνη βασιλική* zu gewinnen, und daneben die erweiterte Ausgabe des Oikonomikos, um einen Begriff von der persischen Staatsverwaltung und Heeresorganisation zu geben. Einen Einblick in die athenische Verwaltung gewährte die noch von Xenophon selbst zur Zeit seiner Heimkehr verfafste Schrift über die Einkünfte. Die Sammlung wurde ergänzt durch praktische Schriften, von denen eine weitere, der 'Reiteroberst', ursprünglich auf Athen besonders berechnet war. Da Xenophons Schriften eine hervorragende pädagogische Darstellungsgabe — auch im Vergleich zu manchem modernen Leitfaden — beweisen und in Athen noch wenig oder gar nicht bekannt waren — denn er selbst hatte fast nichts veröffentlicht —, so verfügte der Enkel in dem litterarischen Nachlafs Xenophons über ein Material, das an Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit für den Unterricht kaum etwas zu wünschen übrig liefs[1]).

Das höhere Schulwesen hat sich im vierten Jahrhundert mit der gleichen üppigen Triebkraft wie das Drama in seinen verschiedenen Arten entwickelt. Herrlich entfaltete sich der hochstrebende Geist der Akademie. Ein fruchtbarer Schriftsteller, der sich ebenfalls einen Wirkungskreis zu schaffen vermocht hat, war der edle Kyniker Antisthenes. Aischines soll zuerst und mit gutem Erfolge den Versuch gemacht haben, die Lehre des Sokrates mehr nach der praktischen und gemeinverständlichen Seite darzustellen. Aristoteles, der in Athen zuerst um die Mitte des Jahrhunderts als Lehrer der Rhetorik aufgetreten ist, begründete später die peripatetische Schule, während an der Akademie Xenokrates lehrte. Das Bildungswesen drohte ernstlich Schaden zu nehmen infolge dieser Zersplitterung. Eine Zusammenfassung alles Wissenswerten, klar und handlich, zu Nutz und Frommen der bildungsbedürftigen Jugend, war offenbar zeitgemäfs. Die Absicht eines solchen Planes liegt den Memorabilien zu Grunde. Die Ausführung ist allmählich erfolgt. Der gute Lehrer bot zunächst von allem etwas. Neben dem schulgerecht angelegten Dialoge, der zum Unterrichtsmittel geworden ist, giebt Sokrates auch Proben von seiner Rede- und Vortragskunst (Mem. I 5 und 7). Die Gegenstände des Unterrichts hat er, abgesehen von der höheren Mathematik, die er für unnütz gehalten haben soll, sämtlich berücksichtigt und gleichmäfsig beherrscht. Er vermied es, in die Tiefe zu gehen, und verfuhr

---

[1]) Sprachliche Eigentümlichkeiten, die auf spätere Zeit hinweisen, sind einmal die Nachahmung Platons, namentlich wenn Sokrates in höherem Tone von dem Weltschöpfer, dem grofsen *δημιουργός* redet, oder auch gelegentlich in dem einzelnen Worte *σχολῇ* in der Bedeutung 'schwerlich, kaum'. Sodann Neubildungen, die zum Teil der philosophischen Kunstsprache entlehnt sind, *κωλυτικώτερον* IV 5, 7 (vgl. Breitenbach z. d. St.), *τὰ ἀποφευκτικά* Apol. § 8, und das als klassisch nicht erwiesene *καὶ εἰ* statt *καίπερ* IV 1, 1. Weitere Untersuchung wird wohl mehr ergeben.

in der Wahl des Stoffes nach dem praktischen Grundsatze, daſs der Lehrer darauf bedacht sein müsse, zu gefallen. Wie durch die Untersuchungen von Birt und Klett nachgewiesen ist, haben wir eine erste, zweite, vielleicht auch dritte Ausgabe der Memorabilien zu unterscheiden. Beim Übergang vom dritten zum vierten Buche ist ein merklicher Fortschritt der Darstellung, besonders der Behandlung des Lehrstoffes, zu beobachten. Der Verfasser hatte sich mit seinem Sokrates im dritten Buche zu arge Blöſsen gegeben; nun trat er ernstlich in Wettbewerb mit der Akademie.

Vergegenwärtigen wir uns die politischen Verhältnisse. Wenn die genaue Charakteristik, die Holm (Griech. Gesch. IV 77ff.) von Demetrios, dem Phalereer, dem Vicekönig des Kassandros, entwirft, nur einigermaſsen zutreffend ist, so konnte in Athen wohl auch einmal die Zeit kommen, wo die Akademie und ihre Vertreter nicht so glänzend und unbedingt anerkannt dastanden, wie sie uns die Geschichte der Philosophie zu zeigen geneigt ist. Holm bemerkt im allgemeinen, daſs Demetrios sich bemüht habe, im Lichte eines ernsten Staatsmannes zu erscheinen. Er wollte für einen kleinen Solon gehalten werden. Er liebte drei Dinge, Gelehrsamkeit und Schwelgerei für sich und scharfe Zucht für die Armen. Er war ein gebildeter Lebemann, der den Retter der Gesellschaft spielte. In scharfem Gegensatze zu dem sittenlosen Beamten eines fremden Königs rühmt Holm den Staatsmann Lykurgos. Ein ebenso zweifelhafter Charakter wie Demetrios war der jüngere Xenophon. Auch er hat sich bemüht, im Lichte eines ernsten Philosophen zu erscheinen. Er wollte für einen kleinen Sokrates gehalten werden. Er liebte drei Dinge, litterarische Thätigkeit, die etwas einbrachte, und eine laxe Moral für sich und kynische Kernworte (ἐγκράτεια ἀρετῆς κρηπίς u. a.) für die der Zucht bedürftige Jugend. Groſsstädtische Bildung muſste nach seiner Ansicht auch einen Beisatz von Pikantem haben. Eine solche Schule war nun ohne Zweifel die einzig rechte Anstalt, um die Jugend vor verderblichen Einflüssen zu retten, und sie konnte in einem Staatswesen, an dessen Spitze ein solcher Politiker stand, blühen und gedeihen.

Auf staatliche Anerkennung war das Streben des jüngeren Xenophon gerichtet. Seine 'Bürgerkunde' — in den ersten drei Büchern der Memorabilien — empfahl sich dazu, die jungen Leute zu tüchtigen Strategen, Hipparchen und Archonten zu erziehen. Sein 'Lehrgang des höheren Unterrichts' — im xenophontischen 'Euthydemos' — war die beste Methode der Ausbildung für den, der es bis zum προστάτης τῆς πόλεως, bis zur τέχνη βασιλική bringen wollte. Er verstand es vortrefflich, sich den bestehenden Verhältnissen anzupassen. Politische Theorieen, Weibergemeinschaft u. dergl. verabscheute er nicht minder als wissenschaftliche Prinzipien. Die Oberflächlichkeit und Eitelkeit des Demetrios kann sich der jüngere Xenophon durch Unterwürfig-

keit und Schmeichelei wohl zu Nutze gemacht haben. Bemerkenswert ist hier vor allem, dafs Demetrios selbst ein Buch geschrieben hat, das den Titel 'Sokrates' führte. Wir wissen darüber Näheres durch Plutarch, bei dem uns einiges aus der Schrift erhalten ist (Plut. Aristides 1, 9, vgl. Frgm. Hist. Graec. II 366). Besonders zu beachten ist sein Ausspruch über die Armut des Sokrates. Er ging, wie Plutarch bemerkt, von der Ansicht aus, dafs Armut ein grofses Übel sei, und fühlte sich veranlafst, jene Angabe in das Reich der Fabel zu verweisen. Und so behauptete er denn, Sokrates sei Hausbesitzer gewesen und habe ein zinstragendes Kapital von 70 Minen bei seinem Freunde Kriton stehen gehabt. Es scheint, dafs Demetrios sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Verherrlichung der absoluten Uneigennützigkeit des Philosophen, die den Akademikern Glaubenssatz war, auf ein gewisses Mafs zurückzuführen. Dafs Demetrios die Lehrfreiheit der Philosophenschulen begünstigt oder begründet habe, wird von einer Seite behauptet, von der andern bestritten (s. Holm a. a. O.). Aber dafs er mit seinem 'Sokrates' Einflufs auf die Schule überhaupt hat nehmen wollen, ist zu vermuten. Im vierten Buche der Memorabilien und im Symposion ist dieser Einflufs vielleicht noch zu spüren[1]).

Auch eine 'Apologie des Sokrates' ist der Sammlung xenophontischer Schriften einverleibt worden. Die Schrift ist eine Kontamination im Kleinen, wie es die Memorabilien im Grofsen sind. Benutzt ist dafür einmal der Bericht des Hermogenes, der bis auf geringe Änderungen in der Hauptsache wörtlich wiederholt wird, sodann die Trilogie des Sokrates bei Plato, mit der sich der Verzicht, den das Daimonion gebot, doch nicht vereinigen läfst. Der platonischen Darstellung widerspricht die Angabe, die der Verfasser wahrscheinlich aus recht guter Quelle hatte, dafs nämlich Sokrates die Selbsteinschätzung zu seiner gerichtlichen Strafe abgelehnt habe. Bei den allgemeinen Redensarten in betreff des Daimonions schliefst sich die kontaminierte Apologie inhaltlich an die seit Plato mafsgebend gewordenen Auffassung an, wonach dem Daimonion nur eine vom Bösen abmahnende und nicht auch eine zum Guten antreibende Wirkung eigen war, wie dies Xenophon, wahrscheinlich im Einvernehmen mit Hermogenes, berichtet. Plato hat vielleicht in apologetischer Absicht die Be-

[1]) Aus der Gunst des Demetrios, der sich um die Gründung der Bibliothek in Alexandria verdient gemacht hat, erklärt sich vielleicht auch die Vollständigkeit, in der uns die Gesamtausgabe der Werke Xenophons überliefert ist. Es hat darin alles Aufnahme gefunden, was nur mit irgend einem Scheine des Rechtes sich als xenophontisch bezeichnen liefs, darunter die doch gar bald als nicht xenophontisch erkannte Schrift vom Staate der Athener. Darin liegt eine Bestätigung des Resultates der Dissertation von A. Rausch, Quaestiones Xenophonteae. Wenn es eine Schrift von Xenophon über den Dichter Theognis gegeben hätte, so würde der Enkel auch dafür gesorgt haben, dafs sie in der Staatsbibliothek mit Aufnahme fand.

deutung des Daimonions abzuschwächen gesucht, über das die Mantikgläubigen aufgebracht waren. Mit der Abschwächung war der jüngere Xenophon einverstanden. Statt der Rechtfertigung des Sokrates aber, die der Titel erwarten läfst, hat er eigentlich mehr eine Empfehlung beabsichtigt. Gepriesen wird der gute Lehrer für Einheimische und Fremde, der 'von mancher Seite' günstige Zeugnisse für seine Thätigkeit und seine tadellose Gesinnung aufzuweisen hatte, und der an dem traurigen Beispiele des verkommenen Sohnes des Meletos angeblich den Beweis geliefert, wie notwendig eine gute Erziehung war. So steht der Apologie des idealen Sokrates, den sich die Akademie zu ihrem Schutzpatron erkoren, die Apologie eines Sokrates gegenüber, der nichts anderes wollte, als guten Unterricht erteilen und damit allen denjenigen in Athen nützen und gefallen, für die eben nur die realen Interessen bestanden, wofür er den schönen Namen 'Eupraxie' gebraucht, und die darüber hinaus nichts Höheres kannten noch kennen wollten.

Isokrates und der jüngere Xenophon, der Sohn des Diodoros, sind also die falschen Apologeten des Sokrates. Isokrates fühlte sich berufen, die Sophistik der sokratischen Dialoge überhaupt zu bekämpfen, die er *ἔριδες* — Gelehrtengezänk — nannte, und gab sich den Anschein des wahren Philosophen. Sein Schüler führt den Kampf gegen die Akademie weiter. Seine 'Denkwürdigkeiten', mit I 4 als Programm einsetzend, waren natürlich mehr wert als die Darstellungen anderer, die nur erkennen liefsen, dafs Sokrates verstand, im Dialoge seine Gegner zu widerlegen und zu Boden zu strecken, aber nicht, dafs er diejenigen, die im vertrauten Kreise täglich mit ihm verkehrten, zu bessern wufste. Diese angeblich esoterischen Dialoge sind wahrscheinlich die ernsten 'Enthymeme' gemeinnütziger Philosophen, die gegenüber jenen elenktischen Kunststücken — den trügerisch glänzenden Werken der Sophisten vom allerneuesten Schlage, wie sie das Begleitwort zum Jagdbuche nennt — als die rechte Kost für die Jugend angepriesen werden. In gleichem Tone geht es weiter. Auch in der Apologie des Sokrates versichert der Verfasser, dafs er in der Lage sei, die *μεγαληγορία* des Sokrates vor Gericht besser als andere begründen zu können — mit dem geneigten Wohlwollen des verehrten Publikums. Und das Symposion, die Schilderung eines *Σωκράτης πάνδημος*, des gefälligen Lehrers, der kein Spielverderber sein mag in Gegenwart seines vornehmen Zuhörers Kallias, wird als Bericht eines Augenzeugen und Teilnehmers an dieser zweifelhaften — vielleicht auf den vielseitigen Geschmack eines Demetrios berechneten — Belustigung ausgegeben. Mit dem *αἰσχρὸν θράσος*, der Unverfrorenheit, die dieser Schriftsteller anderen zum Vorwurf machte, kennzeichnet er treffend sich selbst. Es ist leider ein fremder Tropfen in das xenophontische Blut gekommen. Dafs der Verfasser der unter dem Namen des

Sokrates veröffentlichten Entstellungen in akademischen Kreisen zu suchen sei, hat jedenfalls wenig Wahrscheinlichkeit für sich[1].

Wir müssen uns entscheiden. Der sokratische Hedonismus ist zunächst bei Plato eine Besonderheit des Dialoges Protagoras. Dieser aber ist ein Jugendwerk, jünger als der Phädrus. Er stammt aus der Zeit des beginnenden Kampfes der ersten Sokratiker gegen die Sophisten. Hauptsächlich wirkend durch die dichterische Kunst der Darstellung, ist er noch nicht so erfüllt von sokratischem Geiste, wie es die späteren Dialoge Platons sind. Er ist eine Geduldprobe für den Leser, der zur Sache zu kommen wünscht. Das ist auch wohl der Grund, weshalb Aristoteles ihn gar nicht erwähnt. Mit Recht hat Schleiermacher die Ansicht, dafs das Gute nichts anderes sei als das Angenehme, einfach als eine unsokratische und unplatonische bezeichnet. Indes hat Bonitz doch durch feinsinnige Erklärung festgestellt, dafs dies nach Platons Meinung selbst nicht das letzte Wort in der Sache hat sein sollen[2]. In dem platonischen Kreise galt jener Standpunkt bald für überwunden. Aus dem Dialoge Protagoras hat nun aber der Verfasser der jüngeren Reihe der Memorabilien manches entlehnt, und zu seiner Philosophie pafste ein Hedonismus von jener frivolen Art, die sich mit der Frömmigkeit verträgt. In Bewunderung der Fürsorge der Götter für die Menschen läfst er Sokrates unter anderem auch für den Vorzug der Menschen vor den Tieren sich dankbar bezeigen, dafs uns die Freuden der Aphrodite Jahr aus Jahr ein bis ins Greisenalter vergönnt seien, während Sophokles, wie Kephalos bei Plato in der Politeia erzählt, froh war, im Alter die Ruhe und Freiheit von den Begierden gewonnen zu haben. Einem Vorurteile der Engherzigkeit gewisser Kreise in Athen giebt der Verfasser ebenfalls in frivoler Weise Ausdruck, indem er es als ein gutes Werk bezeichnet, wenn Sokrates das Gute und Schöne ganz und gar im Nützlichen aufgehen liefs und die wissenschaftliche Wertbestimmung der Begriffe an sich lächerlich zu machen suchte, und dabei beteuert, dafs er auf seine Schüler bei solchen Gelegenheiten immer Rücksicht genommen und seine Meinung gerade heraus gesagt habe, damit sie ihre Pflicht thun lernten — besser, wie es scheint, als im Garten des Akademos. Und zum dritten und letzten ist es

---

[1] Anderseits findet man an einer Stelle der platonischen Apologie, auf die Nitsche (Ztschr. f. d. Gymn.-Wesen N. F. Bd. XLVII, 1893, S. 311ff.) aufmerksam gemacht hat, einen interessanten Zusatz, wonach gerade die Söhne der Reichsten, die am meisten Mufse hatten, sich der Wissenschaft widmeten und gern andere ihrer Unwissenheit überführten (Plat. Apol. p. 23C Kap. 20). Der Verfasser dieses Zusatzes giebt allem Anschein nach seiner Genugthuung darüber Ausdruck, dafs sich die Sache so verhielt. Er war also ein Anhänger und Vertreter der Akademie, während die Memorabilien unter der Schutzmarke 'Sokrates und Xenophon' als Gegengift gegen die überspannten Ideen der Akademie verabreicht werden sollten.

[2] Bonitz, Platonische Studien[2] S. 246f.

eine Frivolität, wenn der Lehrer der Eupraxie gleich gut zu fahren versteht mit seiner zänkischen Ehefrau und einer reizenden Hetäre, und nur das Eine im Ungewissen läfst, wer ihm die 'liebste Hausgenossin' sei.

Anzuerkennen ist nur das Geschick der Zusammenfassung und Ordnung des Unterrichtsstoffes. Das erste Buch — von Kap. 4 an — behandelt das Gebiet der Religion und Moral. Das zweite erörtert die allgemeineren Verhältnisse der Menschen untereinander, vor allem der Herrschenden und Beherrschten im Staate, dann das Familienleben und die Freundschaft. Das dritte führt ein in die einzelnen Berufe des Beamten, des Offiziers, des Redners, in die Theorie der Künste, in die Philosophie und in die Lebenskunst. Das vierte bietet einen vollständigen Lehrgang des höheren Unterrichts. Die Form ist der Dialog, doch enthält das erste Buch auch eine Rede (über die Selbstbeherrschung) und einen Vortrag (über die *ἀλαζονεία*). Einige von diesen Lehrproben sind ganz schulgerecht nach den Regeln der Logik und der Rhetorik ausgearbeitet[1]). Das Hauptstück ist die bekannte Allegorie des Prodikos von den 'beiden Wegen'. Die Antithesen, Homoioteleuta und Isokola beweisen zugleich deutlich rhetorischen Einflufs der Sophistik. Alle Dialoge sind von so geringem Umfange, dafs sie Stück für Stück in kurzer Zeit durchgenommen werden konnten. So ist es dem Verfasser gelungen, den Lehrstoff, der zu jener Zeit schon reichlich angeschwollen war, zu bewältigen[2]). Er hat ein Schulbuch geschaffen für die Söhne aus solchen Familien in Athen, in denen man von dem wissenschaftlichen Geiste der Akademie nichts verstand und von jenen verderblichen Ideen von Gerechtigkeit, Weisheit und Glückseligkeit nichts wissen wollte, ohne doch den Anspruch auf allgemeine Bildung aufzugeben — soweit sich das mit der Herrschaft abergläubischer Vorurteile, realer Interessen und eines zweifelhaften Geschmackes vertrug. Es vertrug sich aber eben nicht, so wenig als Feuer sich mit Wasser verträgt, und daher kommt es, dafs in den Denkwürdigkeiten des Sokrates der Protagonist mit überraschender Geschwindigkeit die Rollen wechselt. Die Gesinnung, sagt Ranke, ist die Blüte des Mannes. Kann auch ein Lehrer seine Gesinnung wechseln wie einen Rock? Sokrates gleicht in dieser Beziehung dem Odysseus, der sich im Nu aus einem strahlenden Helden in einen schäbigen Bettler verwandelt.

[1]) Vgl. über Mem. I 4 und II 1 A. Rabe, Analysen ausgewählter Abschnitte aus Xenophons Memorabilien, Philologus LVI (X) 607 ff. Als natürliche schöne Gabe erscheint dagegen die Elenktik des Sokrates in dem Gespräche mit Kritobulos, Oec. Kap. 1—2.

[2]) Als Begründer einer Privatuniversität, mit Vorlesungen über die verschiedensten Gegenstände, wird Sokrates dargestellt von R. Kralik, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 146. 147. Die Schilderung, auf die mich Herr Geh. Hofrat Richter aufmerksam gemacht hat, ist lesenswert, nur pafst sie ungleich besser auf die Zustände im vierten als im fünften Jahrhundert.

Man kann nun natürlicherweise nicht ein und dieselbe Person um der Überlieferung willen zugleich verehren und verachten. Einer der gröfsten, wenn nicht der gröfste unter den griechischen Denkern, Entdecker der Begriffswelt, die Platons Geist durchmafs, Begründer einer Ethik, die die Grundlage des Christentums ist, der fromme und freie Idealist, der freudig seiner Lehre nachgelebt bis zum Ende, kann Sokrates unmöglich in frivolem Hedonismus stecken geblieben sein, unmöglich bei der Frage nach dem Wesen des Guten sich leichthin für einen krassen Utilitarismus entschieden haben. Bei der Überlieferung, die Xenophons Namen trägt, haben wir es mit einem stark übermalten Bilde zu thun, bei dem die aufgetragenen fremden Farben behutsam und mit verständiger Schonung des echten Porträts entfernt werden müssen. Nach dieser vermittelnden Auffassung ist es mir unmöglich, mit Harder[1]) den Standpunkt einzunehmen, dafs man aus den Memorabilien philosophische Gedanken nicht gewinnen und Sokrates nicht verstehen lernen könne. Unmöglich aber auch den entgegengesetzten, auf dem Dörwald steht[2]), der Sokrates der Memorabilien sei der geschichtliche. Über die 'einleitende Apologie des Sokrates', wie Harder den Anfang der Memorabilien richtig nennt, sagt er, sie zeige uns Xenophon als unbewufsten Sophisten, weil er sich an einer Stelle, wie Harder meint, die Widerlegung des Polykrates zu leicht gemacht habe (I 2, 3f.). Wie müfste man danach das Verfahren bezeichnen, wenn jemand auf Grund einer einzelnen Stelle einen ganzen Abschnitt verwirft?[3]). Dröwald tritt dagegen mehrfach mit guten Gründen für das ein, was sokratisch ist in den Memorabilien. Es mufs schon einen günstigen Eindruck machen, wenn man die Gewissenhaftigkeit beobachtet, mit der Xenophon mehrmals seine Quelle nennt und genau angiebt, ob er an einem Gespräche selbst teilgehabt, ob er dabei zugehört, oder ob er es einer Mitteilung von anderer Seite verdankte (Mem. I 3, 8. Oec. 1, 1. Mem. II 7, 1). Ein echt apologetischer Zug ist es an dem frommen Xenophon, dafs er den veredelnden Einflufs des Sokrates betont im Zusammenhang mit der Rechtfertigung der Selbständigkeit des Philosophen gegenüber der Autorität der Mantik. Damit hängen dann weiter die Gespräche des Sokrates mit Freunden und Bekannten (II 7—10) zusammen, aus denen der Nutzen der Einsicht in verschiedenen praktischen Fällen erhellt. Besonderen Wert hat die wissenschaftliche Entdeckung, dafs es einen Unterschied giebt zwischen Theorie und Praxis, in der Haushaltungskunst wie in der Heilkunde, der Baukunst, dem Schmiedehandwerk — mit dem offenen Geständnisse des Sokrates, dafs er Fachunterricht nicht selbst erteilen

[1]) Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1896 S. 673ff.
[2]) Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1897 S. 666ff.
[3]) Ein Meisterstück unbewufster Sophistik ist in der Xenophonkritik das Buch von K. Joël, 'Der echte und der xenophontische Sokrates'.

könne, während in den Memorabilien der höhere Schulmeister das Wort nimmt, der ungeheuer weise ist und alles kann. Ein apologetischer Zug ist es vor allem, dafs Xenophon das Daimonion in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt als den göttlichen Leitstern alles Denkens und Thuns, den Sokrates unverwandt im Auge behielt bis ans Ende. Denn um dieses bedeutende Gedankengebilde ging der Streit. Will Harder auch das Zeugnis des Hermogenes, das Denkmal edler Kraft des Geistes, eine stroherne Epistel schelten? Nimmt man noch das Wort hinzu, dafs die Genufssucht die Pflege der Seele gefährde, und das schöne Gebet *τἀγαθὰ διδόναι*, so hat man alle Ursache, Xenophon dankbar zu sein. Er hat von dem wissenschaftlichen Geiste des Sokrates mehr in sich aufgenommen als Antisthenes.

Der einzige, der den Gesamteindruck des Grofsen in der Person des Sokrates festzuhalten und in einem freigeschaffenen, idealen Bilde mit überzeugender Kraft zu erneuern vermocht, ist Plato. Dem Volksglauben stand er fern. Auf fromme Enthusiasten, wie der Dithyrambendichter Melanippides einer gewesen zu sein scheint, dem in dem Programme der xenophontischen Schuldialoge Verehrung gezollt wird, sah er herab. Über das Daimonion vermochte er, solange Sokrates lebte, zu scherzen. Nach seinem Tode erwähnt er es zweimal ohne Scheu in der Apologie als etwas allgemein Bekanntes, doch ohne Wärme und ohne auf das Wesen der Sache irgendwie einzugehen. Erst im Theages hat es eine besondere Behandlung erfahren. Aber das sind Einzelheiten, deren Erforschung interessant ist, weil die Überlieferung fast unerschöpflich reich und mannigfaltig ist, die aber nicht so wichtig sind wie das Verständnis der grofsen Geister im ganzen. Und hier liegt ein Vergleich nahe, den F. Chr. Baur ins Auge gefafst hatte. Denn wie nach dem Auftreten Jesu das erste System der christlichen Glaubenslehre von Paulus geschaffen wird, so folgt auf Sokrates der grofse Systematiker Plato. Ihm war Sokrates der Schutzgeist der Akademie, der Meister im Denken und Handeln nach wissenschaftlichen Grundsätzen und, weil er die Wahrheit suchte, für die Athener das ideale Vorbild des wahren Redners.

Die Übereinstimmung Platons und Xenophons braucht nicht weiter bis aufs Wort festgestellt zu werden. Am schönsten kommt sie darin zum Ausdruck, dafs nach Xenophon die sokratische Lebensweise eine Pflege, wörtlich Erziehung, der Seele und des Leibes, alles Übermafs im Genusse eine Verunreinigung des ganzen Inneren, nach Plato die Gerechtigkeit, das heifst die Tugend, Gesundheit, die Ungerechtigkeit Krankheit der Seele ist. Man darf wohl unbedenklich mit A. Rabe diesen Gedanken als einen von Sokrates überkommenen ansehen. Ist Xenophon treuer im einzelnen, so ist Platons freiere Darstellung fesselnder und ergreifender. Die Selbstverherrlichung des Sokrates in der plato-

nischen Rede kann man dem stolzen Eifer des Vorkämpfers der Akademie zu gute halten. Die Selbsterniedrigung des Philosophen in den jüngeren Memorabilien verrät den knechtischen Sinn eines Meisters der Eupraxie. Die wahren Apologeten des Sokrates sind Plato, Hermogenes und der ältere Xenophon, drei sichere Zeugen der Gröfse des Sokrates, des vollkommenen Philosophen, der hohe Idealität mit einer seltenen Schärfe des Denkens, die Neigung zu abstrakt dialektischer Untersuchung mit der Tiefe und schlichten Innigkeit religiösen Empfindens vereinigte, der in Athen eine geistige Bewegung hervorrief, die nach hundert Jahren noch nicht zu Ende war, und dessen ideale Grundsätze selbst für unsere Lebensanschauung mafsgebend geblieben sind.

Jena. K. Lincke.

Die Bedeutung der neueren Sprachen im Lehrplan der preufsischen Gymnasien.

Vortrag, gehalten auf dem VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Wien 31. Mai 1898.

Die Frage der rechten Lehrpläne gehört zu den Nöten der Zeit. Nicht zu den schweren Nöten, an denen ja allerwärts auch kein Mangel ist, nicht zu den beengenden und bedrückenden, auch nicht zu denen, die vor jedermanns Augen liegen, zu jedermanns Herzen reden, aber eben doch zu den Nöten der Zeit. Man fühlt, dafs hier Kleines und Unscheinbares doch in festem Zusammenhang mit Grofsem und Gewichtigem steht. Man möchte die Sache gern vollkommen gut ordnen, aber man findet sich vor hundert Schwierigkeiten und Zweifeln, vor streitenden Anschauungen, sich überschreienden Forderungen, ungeklärten Strömungen und unüberwindlichen Schranken. Eine Sache des Kopfbrechens ist diese Frage hier und dort und überall, in dem einen Lande fast ebenso wie in dem andern, für die zur Entscheidung berufenen staatlichen Behörden so gut wie für die Fachmänner von der Schule; und auch aufserhalb dieser beiden Sphären sind ihrer nicht wenige, die über die Frage mit zu denken bestrebt oder doch mit zu reden bereit sind.

Liegt es nun vielleicht an der Vielköpfigkeit und der Ungleichartigkeit und auch Ungleichwertigkeit der Verhandelnden, dafs die Sache so wirr erscheint und so wenig zu einer rechten, guten, endgültigen Ruhe gelangen will? Es kann so scheinen, und es wird namentlich von manchen Schulmännern zeitweilig so behauptet. Wir sollten uns endlich, so etwa heifst es da, das Dreinreden in unser Gebiet von draufsen her verbitten; die Fragen der Erziehung und des Unterrichts sind Sache der Päda-

gogen, wie die der Gesundheitspflege den Ärzten, die der Rechtspflege den Juristen zugehören, und so ähnlich weiter. Aber so schlechthin unabhängig von der umgebenden Aufsenwelt, von Stimmen und Strömungen jenseits der Fachgenossenschaft sind schon jene Berufskreise nicht: die Hygiene z. B. ist durchaus zugleich das Anliegen der Verwaltungsbehörden und der Mediziner, die Rechtspflege vollzieht sich zu einem wesentlichen Teile im Zusammenwirken von Laien und Rechtskundigen und das Rechtsbewufstsein der grofsen Gesamtheit kontrolliert die fachliche Anschauung der Juristen. Auch in der Kunst wird Wandlung und Richtung, Würdigung und Förderung immer durch eine Wechselwirkung zwischen den Künstlern und den Kunstfreunden bewirkt, und es sind schliefslich nur die wesentlich technischen Berufsarten, die sich jener vollen Unabhängigkeit erfreuen.

Erfreuen? Ob es die gröfste Freude und Ehre ist, so ganz für sich zu stehen, so unabhängig und so beziehungslos? Es ist doch gerade ihr menschlicher Charakter, ihre allgemein menschliche Bedeutung, was jenen anderen Berufsarten und -aufgaben die Teilnahme (innere Teilnahme oder äufsere Beteiligung) des weiteren Menschenkreises verschafft! Und in dieser allgemeineren, menschlicheren Beziehung liegt eine Würde, die denn, wie andere Würden, auch Last mit sich führen und zu Zeiten ärgerlich unbequem werden mag. Zu Zeiten: in unserer Zeit macht sich in der That diese Beziehung mehr im Dreinreden, dem wirren und aufgeregten kritischen Dreinreden, fühlbar als in erfreulicher Empfänglichkeit und besonnenem Mitsuchen. Darum aber bleibt doch die öffentliche Erziehung und Bildung der Natur der Dinge nach wirklich eine eminent öffentliche Angelegenheit, die nicht in irgend einem Sinne „mit Ausschlufs der Öffentlichkeit“ geordnet werden könnte. Es ist nicht ganz so, wie bei dem Einzellehrer der Familie, der doch schliefslich das zu lehren hat, was die ihn berufende Familie sich wünscht, und auch das Bildungsziel anzustreben hat, das der Familie vorschwebt; aber einigermafsen ist es doch so. In der öffentlichen Erziehung ist die Schule, sind die Schulmänner doch nur die Beauftragten der Nation. Sie werden ja über Stoff und Ziele sorgfältiger nachdenken, als die übrigen im allgemeinen das thun können, sie werden immer durch ihre Erfahrungen und durch die Erfahrungen der Vorgänger zu kontrollieren haben, was die blofse Idee oder der Wunsch formen und auferlegen will; denn sie leben eben in dem Raume, in dem sich die Sachen hart stofsen. Aber die alleinige Entscheidung haben sie nicht zu geben, oder wenigstens: nicht sie in der alleinigen Eigenschaft als Schulmänner!

Denn das freilich ist ja das Allerbeste und Wünschenswerteste, wenn die bekannte Forderung Platos in einem modernen Sinne sich verwirklicht, dafs die Philosophierenden herrschen sollen und die Herrschenden philosophieren. Für uns hiefse das doch wohl

am richtigsten: wenn die vom höchsten Sachverständnis Durchdrungenen entscheidenden Einflufs haben und wenn die Männer des entscheidenden Einflusses die tiefsten Gesichtspunkte zu fassen vermögen. Wenn also die Schulmänner sich gewissermafsen über sich selbst, über ihre technische Aufgabe und Gewöhnung erheben können zu freier Umschau von der Warte ihrer Nation, ihrer Zeit und Zeitkultur aus, dann haben und führen sie mit Recht das Wort; und ich hoffe, dafs es an solchen nicht fehlt, von denen man dies rühmen darf. Aber wie man beim Steigen im Gebirge oft die endgültige Höhe, den erstrebten Gipfel erreicht zu haben glaubt, während doch noch eine weitere Höhe sich den Blicken aufthut oder auch den Blicken verbirgt, so ist's auch mit dem Erklimmen geistiger Höhen, der Höhen des Urteils. Ständen alle ganz droben, wo sie zu stehen meinen, wie wäre die mannigfache Verschiedenheit ihrer Anschauungen möglich, der Gegensatz und Kampf ihrer Überzeugungen!

Und so bleiben die Probleme, sie bleiben für die Schulwelt selbst, und es bleiben auch die Schulprobleme für die Welt draufsen, für diese von Problemen aller Art durchzogene und durchwogte Welt der Gegenwart, die freilich zum Teil nur von der eigenen inneren Ruhelosigkeit in Bewegung gehalten wird und in Anspannung, zum anderen Teil aber doch von wirklichen Schwierigkeiten ihres Lebens. Denn das alte *πάντα ῥεῖ* des Philosophen gilt für unsere Zeit noch in ganz anderem Mafse wie sonst; überall kein blofses Fliefsen, sondern starkes Strömen, Tosen und Stürzen! Auch ist der Zusammenhang der ehedem weit auseinander liegenden und kühl neben einander sich entwickelnden Dinge viel lebendiger und fühlbarer geworden, und in die grofse Wechselwirkung aller Dinge wird auch das scheinbar still abseits Gelegene hineingezogen.

Dafs denn auch die Schule von dieser Unruhe mit berührt werde, wird von manchen Seiten als ein Unglück angesehen und als Verfehlung und Schuld. Und ohne Schaden für ihre Arbeit und ihren Erfolg geht es wahrlich nicht ab. Aber doch verlangt es die Zeit, dafs das Überlieferte immer wieder mit hellem Auge geprüft werde. Wir können unsere Einrichtungen nicht mehr für Jahrhunderte treffen, und ganz vergeblich würden wir hoffen über aller Zeit stehen zu können, obwohl diese Anschauung da gehegt zu werden scheint, wo man ein Bildungsideal aufstellen oder festhalten will, das lediglich auf sich selber ruht, das seine Normen aus dem reinen Begriff entnimmt. Ein solches Ideal müfste nicht blofs zu allgemein sein, um rechten Wert zu gewinnen; es würde in Wirklichkeit trotz allem doch irgendwie einseitig bestimmt bleiben; so seltsam es klingen mag, die anscheinende Allgemeinheit selbst kann diese Einseitigkeit bedeuten.

Noch immer waltet, namentlich bei älteren Pädagogen und pädagogisch interessierten Idealisten, der Unmut gegen das so-

genannte Utilitarische im Gegensatz zu dem an sich Wertvollen, weil ideal Bildenden, die Unterscheidung zwischen dem, was Vorteil einträgt, und dem, was Wert verleiht, was im Leben nützt und was über das Leben erhebt. Begrifflich ist diese Scheidung ja so klar und rein wie möglich. Aber schiebt sich nicht zwischen die Rücksicht auf den Nutzen, den der einzelne für sich hat, und diejenige auf den Wert, den er in sich hat, die Frage ein nach dem, was er für andere bedeuten wird, die Frage nach dem Gewinn, den er der Gesamtheit bringt, nach dem Werte, den er für die Gemeinschaft und deren wirkliches Leben hat? Doch auch abgesehen davon mufs es als ein unvollkommener Zustand, als eine Art Durchgangsstadium gelten, wenn dasjenige, was für das Leben gelernt wird, und das, was um seiner selbst willen gelernt wird, auseinanderfällt oder fremd einander gegenübersteht. Schliefslich soll doch alles dazu dienen, uns in der Welt einen Halt zu geben und einen Wert, Halt und Wert also zugleich inmitten der Welt und gegenüber der Welt, und dieses Ziel wird sicherlich am wahrhaftesten erreicht, wenn das eine und das andere sich recht lebendig mit einander verbindet. Aller Unterrichtsstoff soll Kräfte bilden, und alle Kräfte sollen dem Besitzer oder der Gesamtheit wirklich zu statten kommen. An jedem Unterrichtsgegenstand soll — so mufs die Auffassung und so mufs vor allem die Behandlung sein — zugleich das stofflich Utilitarische, das formal Schulende und das ideal Bildende zur Geltung kommen.

Und das ist nicht etwa unmöglich. Selbst die höchsten Unterrichtsgebiete haben — wir dürfen nur den Ausdruck nicht zu eng und nicht zu ärmlich nehmen — doch auch ihre utilitarische Bestimmung, und auch die unscheinbarsten ermöglichen eine ideal-bildende Behandlung. Nur sind es natürlich sehr verschiedene Seiten, nach denen diese Bedeutung sich bewährt: sehr verschiedene Aufgaben, für welche der übermittelte Besitz von Nutzen ist, und sehr verschiedene Kräfte, die gebildet werden. Dies aber ist (wenn es auch das Bedenken erregen mag, man müsse nicht zu vielerlei zugleich erstreben) doch schon darum schätzbar, weil die zusammen unterrichteten Zöglinge immer nach Anlagen, Interesse und künftiger Bestimmung reichlich auseinander gehen; Einseitigkeit der Bildungswege hat gegenüber der Mannigfaltigkeit der zu bildenden Persönlichkeiten immer mit der Schädigung eines Teiles derselben endigen müssen; viele sind als Schlacke ausgeworfen worden, aus denen durch den rechten Prozefs ganz gutes Metall zu gewinnen gewesen wäre. Eine öffentliche, gemeinsame Schule mufs ihr Ziel weitherzig stecken — es sei denn, dafs man die Schulen von Hause aus streng von einander scheiden und so viele Arten derselben einrichten wolle, als verschiedene Anlagen oder Bedürfnisse bei der Jugend vorhanden sein können. Einigermafsen strebt man diesem Ziele in

der That in unserem, in dem gesamten europäischen Schulwesen der Gegenwart zu, doch ohne dafs die Scheidung nach Wunsch gelänge. Es gehört zu den sehnsüchtigen Wünschen nicht weniger, dafs man zur Einfachheit und Geradlinigkeit vergangener Jahrhunderte zurückkehren möge, auf ein einziges Hauptgebiet des Lernens sich beschränke und alles darüber hinaus oder zur Seite Liegende unberührt lasse, die Grenzen fest abstecke und die Wände nicht durchbreche. Allein solche Wünsche liegen ungefähr auf einer Linie mit denjenigen nach Festhaltung oder Wiederaufrichtung der alten Standesunterschiede, in denen man dann den einzig gesunden Zustand sieht. Die wirkliche Entwicklung der Dinge aber (die ja freilich immer Sonderungen und Scheidungen neu entstehen läfst) führt nun einmal von den überlieferten Scheidungen hinweg, der Drang und Druck des quellenden Lebens ist immer so stark, dafs er durcheinander mischt, was sich von einander abhob und gegen einander stemmte, oder dafs vermittelnde Zwischenformen entstehen, die vielleicht von keiner der beiden Seiten freundlich angesehen werden, aber nicht zu erdrücken sind. Ausgleich des sich Gegenüberstehenden und dann wieder Bildung neuer Unterschiede ist eins der ewigen Gesetze auch für das Leben der grofsen Menschengemeinschaft. Es gehen kräftige Winde über den Dünenstrand hin, verwehen die vorhandenen Sandhügel und lassen neue entstehen.

So stehen denn alle die einzelnen Gestaltungen, die Schulkategorieen, naturgemäfs und mit Recht nicht in ganz abgeschlossener Eigenart einander gegenüber, oder wo sie es heute thun, spielen sie morgen doch wieder in einander über. Mit der hübschen Scheidung von Gelehrtenschule und Bürgerschule ist längst nicht mehr auszukommen; allenthalben richten sich drei, vier Kategorieen allgemeiner Bildungsanstalten neben einander auf, jede will ideal bilden, keine kann unpraktisch sein wollen. Die Lehrstoffe, die angestrebten Ziele verhalten sich in den verschiedenen Fällen wie verschiedene musikalische Akkorde, in denen dieselben Töne zum Teil wenigstens enthalten sind, oder wie verschiedene Gruppierung musikalischer Instrumente zum Zusammenspiel, mit stärkerem Vorklingen einzelner, mit Zurücktreten oder Ausfall anderer, aber doch nicht mit ganz unähnlicher Gesamtwirkung.

Freilich, beim Orchester kann Menge und Mannigfaltigkeit der Instrumente schwerlich schaden: sie legt vielleicht die Gefahr kleiner Disharmonieen im einzelnen etwas näher oder macht das Dirigieren etwas schwieriger, aber sie lohnt dann auch durch reichere Klangwirkung. Sehr anders bei der Verbindung zahlreicher Unterrichtsfächer in einem und demselben Lehrplan. Zwar ist hier eine *gewisse* Mannigfaltigkeit schon nötig, um den Reiz des Wechsels zu gewähren, welcher der Jugend nicht ohne Grausamkeit vorenthalten wird. Aber immer wieder erhebt sich

doch die Frage, ob es für den Geist nicht zu schwer sei, auf so vielen Linien zugleich voran zu schreiten; immer wieder taucht jener Wunsch auf nach Rückkehr zu gröfserer Einfachheit; und gleichzeitig pochen immer noch neue Lehrgebiete um Einlafs an die Thür der höheren Schulen. Was einerseits die künftige Teilnahme an dem so vielverzweigten Kulturleben von der Jugend fordert, und was andrerseits an und für sich das Erwünschte für diese Jugend wäre, das beides liegt nun einmal mit einander im Kampf, und darum habe ich die Gestaltung der Schullehrpläne zu den Nöten der Zeit gerechnet. Wenn man irgendwo an das Ausscheiden gehen will oder auch nur an das Beschneiden, wie laut wird da alsbald der Protest, wie verhängnisvolle Wirkung wird sogleich vorausgesagt! Soll vielleicht Geschichte, soll Religionslehre, soll die Muttersprache, sollen Mathematik, Naturwissenschaften, sollen alte Sprachen, neuere Sprachen, sollen die technischen Fächer Einbufse vertragen? Für jedes einzelne wird ja sofort bewiesen, dafs es vielmehr auf Erweiterung Anspruch habe als auf Unterdrückung. Es geht mit den Lehrplänen nicht viel anders als mit Handelsverträgen und Zollgesetzgebung, wobei hüben und drüben jeder Geschäftszweig seinen Vorteil finden und keiner Schaden leiden möchte.

Inmitten dieser Schwierigkeiten ist so viel wohl sicher: wenn die zahlreichen Fächer sich wesentlich mit gleichartigen Ansprüchen an die Kräfte der Schüler wenden, so wird der Druck um so fühlbarer sein und das Ergebnis um so weniger erfreulich. Wenn es sich z. B. überall um die Aneignung gedächtnismäfsigen Wissens vorwiegend handelte, oder vorwiegend um verstandesmäfsige Unterscheidung, oder um Aufnahme und Anwendung von Regeln und Normen, um korrekte Bewegung auf fest bezeichneten Linien, um formsichere Nachahmung, oder was sonst: dann könnten wir an der unerfreulichen Gesamtwirkung kaum zweifeln. Aber dafs jedes Fach recht nach seiner Art und seinem Vermögen in anderer Weise Kräfte anregt, Kräfte in Anspruch nimmt und ausbildet, das macht die Mannigfaltigkeit nicht blofs erträglich, sondern wertvoll. Mit anderer Klangfarbe soll gleichsam jedes zu dem inneren Ohre sprechen und andere Saiten des Geistes oder der Persönlichkeit in Schwingung versetzen. Ist das vielleicht in der Wirklichkeit selbstverständlich, ist das von dem Wesen der Fächer unzertrennlich? Die Geschichte des höheren Unterrichts würde das Gegenteil darthun. Man hat lange genug, oder doch zu Zeiten, deutsche Grammatik getrieben in der Weise wie lateinische, Geographie ungefähr wie Statistik, lebende Sprachen wie tote, auch wohl Religion wie Philologie, Dichter behandelt wie Grammatiker, Sprechen wie Lesen, um von der unzulänglichen Berücksichtigung der Altersstufen, der kindlichen Stufe namentlich im Unterschied von der späteren, zu schweigen.

Zu den Fächern, die im Rahmen des Gesamtlehrplans nur

eine bescheidene Rolle spielen, gehören die neueren Sprachen an den Gymnasien. Gleichwohl ist ihre Schätzung an diesen Schulen in Preufsen im ganzen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen. Die jetzt geltenden, vom 6. Januar 1892 stammenden Lehrpläne haben wenigstens den wahlfreien Betrieb des Englischen an allen Gymnasien angeordnet, das früher auf wenige, namentlich nordwestdeutsche, Gymnasien beschränkt war; und während bis jetzt freilich an manchen Orten die wirkliche Teilnahme sich auf eine Minderzahl der Gymnasialschüler beschränkt, nimmt anderswo an diesem wahlfreien Unterricht bereits die grofse Mehrzahl teil. Dem Französischen, das seit den 30er Jahren allgemein verbindlich ist, haben die Lehrpläne eine etwas vollere Stundenzahl zuerkannt (derart dafs es im dritten Jahre mit vier wöchentlichen Lektionen einsetzt und drei weitere Jahre hindurch mit je drei Wochenstunden getrieben wird, um dann in den drei obersten Klassen noch mit je zwei Stunden fortgesetzt zu werden), und kaum ist irgendwo über diese Neuerung Klage geäufsert worden (obwohl es an Klagen und Anklagen gegen die Lehrpläne im ganzen keineswegs gefehlt hat oder fehlt). Die Überzeugung von der Notwendigkeit einer gewissen — und einer nicht ganz verächtlichen, nicht blofs äufserlich-scheinbaren — Ausbildung nach dieser Seite ist eben doch allgemein geworden; auch der weltfremde Büchermensch hat nicht so weltfremd bleiben können, um sich ihr zu verschliefsen. Dazu hat aber, ebenso wie das Bedürfnis dieses Besitzes gefühlt wird, unverkennbar die Vervollkommnung des Unterrichtsbetriebes gewirkt, wie sehr auch die Meinungen über das allerbeste Verfahren noch auseinandergehn und wie verschieden die thatsächliche Übung im Lande überhaupt noch ist. Dem Ernste, mit welchem die neusprachliche Lehrerschaft die Fragen ihres Faches, die kleinen wie die grofsen, gegenwärtig nimmt, dem Eifer des Suchens und Versuchens, der opferwilligen Bemühung und den doch auch immer deutlicher hervortretenden Ergebnissen haben auch die aufserhalb Stehenden sich nicht auf die Dauer achselzuckend gegenüber stellen können, wenn auch in vertrauter Berührung und in enger Bücherkammer noch etliches Naserümpfen sich vollziehen mag, wovon ja aber nichts in der Welt umgeworfen wird. „Artem non odit nisi ignarus“ liest der Besucher unserer deutschen Reichshauptstadt über dem der bildenden Kunst gewidmeten Museum; es gilt nicht minder von allerlei anderen Künsten. Noch in den letzten Monaten war zu beobachten, wie die unserem Gebiete geltenden, von leisem Spotte begleiteten Zweifel in dem guten Buche eines unserer hervorragendsten Schulmänner doch selbst bei denjenigen seiner öffentlichen Beurteiler auf Widerspruch stiefsen, die im übrigen nur begeisterte Zustimmung für den Inhalt des Buches hatten.

Freilich kommt es darauf an, dafs die neueren Sprachen innerhalb des Lehrplans die ihnen zukommende Stellung sich

selbst sichern und nicht etwa eine verkehrte für sich suchen. Der Gedanke, dafs sie nunmehr berufen seien, mit den alten Sprachen vollständig in die gleiche Reihe zu treten, dafs sie durch Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit des Wesens und des Betriebs an den gymnasialen Anstalten jenen Sprachen einfach zur Seite treten müfsten und an den realistischen sie schlechthin ersetzen, dieser Gedanke ist gegenüber einer sachgemäfsen Beurteilung der Dinge nicht haltbar, und mit der Anschauung, dafs die Ablösung der einen durch die andern überhaupt an der Zeit sei und keinerlei Verlust, ja nur Gewinn mit sich bringen werde, wollen wir uns ernstlich gar nicht beschäftigen. Wenn auch das Unterrichtsbedürfnis wirklich hüben und drüben (an Gymnasien und Realanstalten) das gleiche wäre und das Erziehungsziel den gleichen Betrieb forderte, so ist mit dem verschiedenen Wesen der beiden Sprachgruppen ein gleichartiges Verfahren nicht vereinbar. Immerhin fällt ja an Reallehranstalten den neueren Sprachen eine ähnliche Aufgabe zu wie den alten an gymnasialen Schulen; aber für die Gymnasien selbst würde jene Auffassung in jedem Sinne verkehrt sein: weil sie eben weder dem Wesen der Sprachen noch dem allgemein pädagogischen Gesichtspunkte noch auch dem thatsächlichen Bildungsbedürfnis der Zöglinge entspräche.

Die preufsischen Lehrpläne bezeichnen das Gesamtziel für das Französische mit sicherlich mafsvollen Worten: „Verständnis nicht zu schwieriger bedeutender Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte und einige Geübtheit im praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache“. Sie fordern weiterhin unter den Aufgaben der einzelnen Klassen: Erwerbung einer richtigen Aussprache von Anfang an, Sprechübungen durch alle Klassen von der untersten bis zur obersten, in der Hauptsache immer auf Fragen und Antworten beschränkt, nicht blofs im Anschlufs an Gelesenes, sondern auch über Erscheinungen des täglichen Lebens, Aneignung eines angemessenen Wort- und Phrasenschatzes, Lektüre vorzugsweise moderner Prosa. Sie verteilen den Stoff der Grammatik bestimmt auf die einzelnen Stufen, sie regeln die schriftlichen Arbeiten im grofsen und ganzen, sie fordern für die „Herübersetzung“ gutes Deutsch, für die theoretische Belehrung bescheidenes Mafs und Anschlufs an die Lektüre, bei der Lektüre selbst ernstliche Würdigung der inhaltlichen Seite. Für das Englische lautet die amtliche Zielforderung: „Sicherheit der Aussprache und erste auf fester Aneignung der Formen, der notwendigsten syntaktischen Gesetze und eines ausreichenden Wortschatzes beruhende Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache, sowie Verständnis leichterer Schriftsteller“. Sorgfältige praktische Einübung der Aussprache wird nachher noch einmal betont, ein wesentlich empirischer Betrieb für den ganzen Unterricht dieser Sprache gefordert, induktive Behandlung

der grammatischen Regeln, Anschlufs möglichst aller Belehrung an die Lektüre.

Die hiermit gegebenen Normen sind zum Teil von pädagogischer Allgemeingültigkeit, zum Teil aber sind sie doch ausdrücklich für die Eigenart der in Betracht kommenden Sprachen, des naturgemäfsen Ziels und der gesamten Entwicklungsstufe der Lernenden gewählt, und mit alledem auch in Übereinstimmung mit denjenigen Anschauungen, die sich innerhalb der letzten 15 Jahre bei den lehrenden Fachmännern selbst entwickelt haben. Denn schwerlich wird eine gute Regierung ihre Aufgabe darin sehen, etwas nur ihr gut Scheinendes auch gegen die Stimmung und Strömung in den nächstbeteiligten Kreisen aufzuerlegen. Wie die französische Akademie nicht die Sprache bestimmen will, sondern nur die thatsächliche Entwicklung feststellen, Gesetze vielmehr entnehmen als Gesetze machen, so oder ähnlich wird eine höchste Unterrichtsbehörde (namentlich wenn sie nicht, wie Frankreich wiederholt diesen Vorzug genofs, einen bedeutenden Fachmann als die ausschlaggebende Potenz an ihrer Spitze sieht) wesentlich dem Gang der Dinge beobachtend folgen, um das sich als gesund Ergebende zu entnehmen und zu fördern. So ist denn auch der amtliche Ausdruck noch nicht das Mittel, um das Rechte und das Beste innerhalb des wirklichen Unterrichts hervorzurufen: selbst zur rechten Auffassung der aufgezeichneten Vorschriften bedarf es eines schon vorhandenen inneren Verständnisses der Aufgabe. Goethes Äufserung, man könne eigentlich nur lesen, was man schon wisse, gilt für ein wertvolles Lesen solcher Bestimmungen erst recht. Immerhin wirkt auch die bestimmte Formulierung weiter klärend und anregend.

Und es ist durch beides zusammen, die amtliche Forderung und das fachliche Streben, die sichere Richtung — auch für die besondere Aufgabe an den humanistischen Gymnasien — im Grundsatz gewonnen. Wer noch in alten Gepflogenheiten feststeckt, von grammatischen Regeln vor allem ausgeht, in ihnen schwelgt und in alle Breite und Tiefe sich ergehen will, beständig nur hin und her übersetzen läfst, herkömmliche Schriftwerke von abstraktem und einseitigem Inhalt zur Lektüre nimmt, allerlei lehrt und wenig Leben entzündet, allerlei Wissen schafft und wenig mattes, zaghaftes, schwerfälliges und fragwürdiges Können, der kann der ehrenwerteste Mensch und selbst ein sehr gewissenhafter Beamter sein, aber er zählt in seinem Fachkreise nicht eigentlich mehr mit. Auch der Druck, den hie und da wissenschaftlich-akademische Autorität — zu stolz, um sich die wirklichen Bedürfnisse des Schulunterrichts vor Augen zu stellen, und zugleich besorgt, dafs der wissenschaftliche Sinn über den praktischen Bestrebungen zu Schanden werde — den solche Autorität in einem jener Richtung ungünstigen Sinne auf einen Teil der Lehrerkreise ausübt, behält doch auf die Dauer keine Wirkung.

(Das rechte Verhältnis zwischen dem wissenschaftlichen Fachvertreter und dem schulmäfsigen Fachlehrer mufs beiden Selbständigkeit des Denkens wie der Bewegung lassen, ungefähr so wie zwischen dem vornehmen Inhaber der Eisenschmelze und dem Eisenverarbeiter und -bildner, oder zwischen dem Diamantförderer und dem Juwelier, zwischen dem Hygieniker und dem Turnmeister, dem Maler und dem Kupferstecher ein Verhältnis friedlicher Scheidung im Äufseren und Inneren besteht.) Das Neue also, das echt Lebendige setzt sich durch. Es mischt sich nun in den Gesamtakkord des gymnasialen Lehrplans der neusprachliche Unterricht mit eigenem Ton.

Man kann hier nicht den Wettbewerb mit den alten Sprachen suchen in grübelnder Geistesbethätigung, in ausdauerndem Entwirren schwieriger Texte, es gilt nicht eine derartige Fülle sprachlicher Formen unterscheidend aufzufassen und anwendend festzuhalten, gilt nicht das mühevolle Durchdringen fremdartig gestalteter Darstellungsform zum Gewinn der lapidaren Gedanken der Schriftsteller; es ist manche schätzbare Geistesanstrengung und auch eigenartige Klärung und Erhebung an den neueren Sprachen und Litteraturen nicht zu finden, wie sie die alten gewähren. Aber sie haben eben auch pädagogisch ihren eigenen Wert für sich oder lassen diesen Wert sich abgewinnen. Ist die Formenlehre im ganzen wesentlich einfacher, sind die Schriftstellertexte fast sämtlich formal leichter, ist die ganze Gedankenwelt samt der Darstellungsform uns näher und bequemer zu greifen, kommt ferner dem Lernen dieser Sprachen die bereits gewonnene sonstige sprachliche Bildung, die vorgeschrittene Reife, kommen ihm die gewonnenen Kategorieen, die reichlichen Apperceptionshülfen zu statten, so bleibt doch darum des Schulenden und Bildenden nicht zu wenig. Nicht blofs, dafs die Syntax der lebenden Sprachen, namentlich wenn genau verfolgt und aufgestellt, so ziemlich das gleiche Mafs von denkendem Unterscheiden und von unterscheidendem Merken erfordert, die französische im ganzen immerhin mehr auf den Linien der lateinischen, die englische in einem sehr schätzbaren Mafse der griechischen parallel gehend, nicht blofs, dafs jede Sprache der Natur der Dinge nach zu einer unendlichen Fülle geistiger Bemühung, Schulung und klärung Gelegenheit giebt, sondern es treten hier ganz andere Seiten in Kraft. Wie viel die Schulung der Sinne im Aufnehmen und Nachbilden, Überwinden und Beherrschen der fremdartigen Lautwelt überhaupt Schulung der Persönlichkeit bedeutet, das ist freilich noch nicht allen Philologen bekannt geworden, aber dem Kundigen darum doch unzweifelhaft; die Zumutung der wirklichen Prüfung eines reichlichen und mannigfaltigen Wortschatzes, das breite Gebiet der idiomatischen Wendungen, das Erfordernis eines nicht sowohl auf konstruktiv logischem Wege als mit Hülfe des Sach- und Sprachgefühls zu gewinnenden Schriftstellerverständ-

nisses, das Bestehenmüssen vor der strengen Kontrolle des Richtigen durch die mitlebende Fremdwelt, auch selbst die Rolle und Pflicht der aufmerksamen Nachahmung, das alles sind — teils ganz leichte und teils recht schwere Stücke, jedenfalls eigenartige Stücke bei der Erlernung der neueren Sprachen.

Es ist so viel Klage, dafs auch die Besten unter unseren Zeitgenossen im gereiften Alter nicht mehr die edlen Schriftwerke der Alten zu lesen pflegen, nicht immer wieder lesen wollen, und man darf darum klagen: es wäre sehr schön, wäre heilsam als Gegengewicht gegen die geistige Unruhe und die Herrschaft des fertigen Wortes und der Phrase, wenn es noch reichlich geschähe. Aber nicht alles, was schön und gut und heilsam wäre, vermag sich zu behaupten. „Auch das Schöne mufs sterben", mufs sich — mindestens zeitweise — verscheuchen und ersetzen lassen. Gut, wenn hier ein Ersatz wenigstens insofern sich findet, dafs Empfänglichkeit für die unserm heimischen Wesen doch auch eigenartig gegenüberstehende Geisteswelt der gleichzeitigen gröfsten Kulturvölker gewonnen wird. Wie viele der Tüchtigsten und Redlichsten haben es doch auch beklagt, dafs ihnen diese Pforte verschlossen blieb, dafs sie ihnen wenigstens nicht weit genug geöffnet wurde! Oder ist das Gefährdung des nationalen Geistes? Ist es nicht vielmehr Spiegelung desselben in dem fremden und damit doch auch Klärung vor sich selbst? Es ist nicht die tiefere Gründung der Begriffe, nicht die anschaulichere Gestaltung der Gedanken, wie sie an der Beschäftigung mit den Alten gewonnen wird. Ich halte es für ganz thöricht, diese schwerwiegenden Vorzüge der alten Sprachen leugnen oder vergessen zu wollen. Aber es ist Erweiterung der Denkformen und des Gesichtskreises.

Es ist das alles freilich in einem vollen, schönen Mafse nur dann, wenn die Beschäftigung eine reichliche, andauernde sein kann. Und die Stellung des Faches im Gymnasiallehrplan, Zeit, Stundenzahl, Gewicht bleiben so bescheiden! Zum Troste hätte ich zweierlei zu sagen. Zunächst dies: wenn einmal die rechte Linie in der Beschäftigung mit den Sprachen eingeschlagen ist, dann ist es nicht zu schwer, weiterhin selbständig auf ihr fortzuschreiten, sei diese Linie eben auf der Schule auch nur bis zu einem sehr mäfsigen Ziele hin verfolgt worden. Und zweitens dies: auch wenn nur eine gewisse Seite der geschilderten möglichen Ausnutzung verwirklicht worden ist, und wenn es auch nur die elementarste Seite war, so liegt doch schon darin ein positiver Wert. Die Sinnesschulung des Hörens, Unterscheidens, Aussprechens, Lesens, die kleinen, vielleicht ganz eng begrenzten, aber regelmäfsigen mündlichen Übungen, sie würden allein genommen den neusprachlichen Unterricht an eine ganz andere Stelle rücken, als wo er zu stehen scheint oder schien, nämlich in die Mitte zwischen die geistbildenden Gebiete und die technischen Fertigkeiten; aber eben doch in die Mitte; es würde eine

neue, eigene Nummer damit ausgefüllt, und ich würde mich selbst dieser Stellung für das Fach nicht schämen, weil ich die Fertigkeiten und das Technische überhaupt nicht gering achten kann. Grade unserer deutschen Wesensanlage und Gewöhnung ist eine solche Nötigung zum Raschen, Lebendigen, Praktischen ganz heilsam: wir neigen hinlänglich zu dem bloſs Innerlichen, Unverwendbaren, wir haben keinen natürlichen Zug zur festen Form, zum flotten Können. Wir sind ja mit unseren Eigenschaften zu etwas in der Welt gekommen; aber eine Nation kann sich nicht eines Tages wie ein ältlicher Geschäftsmann ausruhen wollen und von Renten leben; sie bleibt im Dienst, im Kampf, im Wettbewerb.

Ja, im Wettbewerb: diese praktische Seite der Frage kommt eben doch zu der pädagogischen sehr ernstlich hinzu. Man sagt zwar nichts Neues mehr, wenn man auf die Wirklichkeitsbedürfnisse hinweist, die neben allen idealen Erwägungen ihr Wort zu sprechen haben, so gut wie der Körper sein Recht nicht verlieren kann an den Geist, so gewiſs nur auf leiblicher Grundlage geistiges Leben gedeihen kann. Es ist diese ganze Seite der Frage mehr als einmal aus vollem Sachverständnis heraus in beredter Weise dargelegt worden, so (insbesondere für das Englische) noch auf der hier in Wien im Jahre 1893 abgehaltenen groſsen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner durch unsern gegenwärtigen hochverehrten Präsidenten, Herrn Hofrat Professor Schipper. Aber es steht darum doch keineswegs so, daſs es hieſse Eulen nach Athen tragen, wenn man auf den Gegenstand zurückkommt: macht sich doch auch an sehr hervorragenden Stätten der Kultur (die sich sonst vielleicht mit Athen in dem einen oder andern Sinne wohl vergleichen dürfen) gelegentlich das Bedürfnis fühlbar, den Vogel der Minerva noch reichlicher einzuführen. Die Überzeugung davon, wie die Welt der Gegenwart und Zukunft alle Kräfte entwickelt sehen will, die in dem immer groſsartiger sich entwickelnden Kampfe um Bestand und Sicherung der Einzelexistenzen und namentlich auch der Kulturnationen von Wert sein können, diese Überzeugung kann noch viel allgemeiner und lebendiger werden, als sie bis jetzt ist. Ich meinerseits glaube, es wird in nicht ferner Zeit das Können einiger lebender Sprachen, wenigstens ein technisch-elementares Können derselben, so sehr Bedürfnis aller wirklich mitzählenden Glieder der Gesellschaft sein, daſs es wie das Lesen, Schreiben und Rechnen zu den elementaren Bildungsgebieten gerechnet wird. Und ich beobachte mit Hochachtung zugleich und mit einer gewissen Sorge, in welchem Umfang, mit wie viel Ernst und Erfolg das Erlernen fremder lebender Sprachen auch unter solchen Nationen sich verbreitet, die ehedem von diesem Bestreben weit entfernt sich an ihrer eigenen Kultur und gewohnten Bildung genügen lieſsen, auch unter solchen, die bei diesem Erlernen die gröſsten natürlichen Schwierigkeiten zu überwinden haben. Was muten sich Italiener in dieser Hinsicht

gegenwärtig zu, was auch viele Franzosen, um von Skandinaviern oder Holländern, von Ungarn und den empfänglichen und beweglichen Slaven ganz zu schweigen! Doch, wie schon gesagt, wir wollen nicht an diese Seite allein denken. Wir dürfen sehr wohl an sie denken und sehr laut und offen von ihr reden, denn es handelt sich nicht um gemeinen Utilitarismus, nicht um kursfähige Münze für die Tasche des einzelnen, um Ausstattung der Gewinnsüchtigen für Handel und Wandel und zum Zweck persönlichen Reüssierens, sondern um nationalen Utilitarismus, wenn es doch durchaus Utilitarismus sein soll, d. h. um Stärkung der Kräfte der Nation für den immer andauernden, immer ernstlicheren, wenn auch friedlich ausschauenden Wettkampf der Nationen, um einen dauernden Platz nicht blofs im Geistesreich, sondern auch auf dem nicht mehr allzu geräumigen, dem gewissermafsen sichtlich zusammenschrumpfenden Erdball[1]).

Und auch eines fürchte ich nicht, was man wohl hie und da als Bedenken äufsert: dafs neue Zumutungen an unsere lernende Jugend derselben zu neuer Pein, zu weiterer Überbürdung gereichen würden. Überbürdung oder was als solche empfunden wird (denn die Empfindung macht das Übel, nicht die Last an sich) kann hervorgebracht werden durch allzu grofse Mannigfaltigkeit der Ansprüche an den Geist, aber auch durch allzu grofse Einseitigkeit der in Anspruch genommenen Kräfte. Ein Wechsel in gesunden Mafsen und Grenzen vermag eher befreiend zu wirken als bedrückend. Das erfahren wir Erwachsenen so an uns selber; es gilt (mit anderen Proportionen) natürlich auch für die Jugend. Der Ernst der jugendlichen Studien soll nicht durch Spiel abgelöst werden; aber der Betrieb der neuen Sprachen darf neben dem strengen der alten ein wenig vom Charakter des geistigen Spiels an sich haben.

So halte ich es auch nicht für eine ganz richtige Erwägung, dafs die französische Sprache nicht schon nach Jahresfrist der lateinischen folgen dürfe, obwohl diese Erwägung, nachdem sie öffentlich vielfach laut geworden war, bei den letzten preufsischen Lehrplänen gesiegt hat. Die ganz andersartige Natur dieser Sprache und namentlich auch des ihr gebührenden Unterrichtsbetriebs machte die daran geknüpfte Besorgnis gegenstandslos; mit jedem späteren Lebensjahre aber ist für die lebende Sprache etwas Fühlbares verloren.

Auch nach anderer Seite ist unsere heimische Einrichtung des neusprachlichen Unterrichts noch nicht zu voller Klärung und konsequenter Durchbildung vorgeschritten. Die Prüfungsziele der

[1]) Übrigens möchte ich ein Höheres doch sogleich wieder mit erwähnen: die Befähigung zum Verkehr mit fremdnationalen Menschen hat nicht blofs den Wert praktischen Vorteils, sondern auch den einer Erweiterung und Klärung des rein menschlichen Gesichtskreises und damit einer ethischen Förderung.

Gymnasien sind zur Zeit in einer Weise formuliert, die sowohl mit den natürlichen Zielen als auch mit der angeordneten Unterrichtsweise nicht eigentlich zusammenstimmen, und die Überwindung dieses Widerspruchs bildet unverkennbar eine Aufgabe der nächsten Zeit. Falsche Bedenklichkeit stellt sich ferner der freien Entwicklung dieses Unterrichts im folgenden Punkte entgegen. Wenn es zu einem schönen Lehrsatz der Pädagogik geworden ist, dafs jede Unterrichtsstunde zugleich eine deutsche Stunde sein müsse, so darf man sich doch nicht davon als von einem unantastbaren Dogma gegen seine gesunde Einsicht beherrschen lassen. Dafs jede Stunde, sofern in ihr deutsch gesprochen wird, durch die Sorgfalt der Anwendung und Kontrolle der Sprache mit zu einer wertvollen Sprachstunde werden soll, das ist selbstverständlich, und das ist der gute Sinn des Satzes. Wo es gilt, eine fremde Sprache zu erlernen, da hat, sofern dieses Erlernen am erfolgreichsten durch Vermeidung der Sprachvermischung geschehen kann, jene Norm keine Geltung zu beanspruchen. Ein Gewinn erwächst der Muttersprache doch, durch jeglichen exakten Sprachbetrieb, auf mittelbare Weise, wie ich in diesem Augenblicke nicht weiter ausführen kann. Und ebenso ruht das Mifstrauen gegen die verächtlich so bezeichnete „méthode du perroquet“ auf Nichtwürdigung des thatsächlichen psychologischen Prozesses bei der nachahmenden Sprechübung. Auch wo das Moment der physischen Nachahmung und der Übung und Eingewöhnung sehr stark ins Spiel kommt, ist von dem gehirnlosen Wortemachen des perroquet durchaus nicht die Rede. Weil lange Zeit lebende Sprachen bei uns nur noch von untergeordneten oder oberflächlichen Personen gesprochen zu werden pflegten, schliefst man in gewissen Kreisen gerne, dafs sie zu sprechen Inferiorität oder Leerheit verrate, womit man sich weder weitblickend noch logisch erweist.

Im übrigen mögen der offenen Fragen noch genug bestehen bleiben, mag noch manche Meinungsverschiedenheit unter den strebsamen Fachlehrern herrschen (was viel besser ist als das selbstzufriedene und gleichmäfsige Marschieren auf breit geebnetem Wege). Es wird auch diesem Unterricht ein Mafs von Freiheit je nach der Persönlichkeit des Lehrers zu gestatten, zu gönnen, zu wünschen sein; immerhin mag das litterarische Verständnis dem einen in einem volleren Sinne Hauptsache bleiben (und wie schön wäre es auch, recht voll in einige der edelsten Klassiker der grofsen englischen Litteratur einzuführen, ebenso wie in die feine Geisteswelt der französischen Stilmeister!), dem andern mag als Ziel die Vorschulung für den unmittelbaren Verkehr mit den fremdnationalen Menschen mehr im Vordergrund stehen, die mündliche Vorschulung oder auch vielleicht die schriftliche, einem dritten vor allem Einblick in die Eigenart des fremden Kulturlebens vorschweben: die allgemeine Richtung braucht über all dieser

Verschiedenheit nicht verlassen zu werden, und eifriger Wille verdient allenthalben Anerkennung.

Man wundert sich in manchen Kreisen darüber, oder man lächelt auch und spottet ein wenig, dafs wir so grofse Worte machen um eine so kleine Sache, wie sie französischer und englischer Unterricht, wenigstens für Gymnasien, doch immer bedeute. Es äufsert sich wohl ein bifschen Mitleid mit den Armen, die ihr schwaches Gebiet ansehnlich machen wollen durch einen fiebernden Eifer um seine Ausgestaltung oder sich wichtig machen wollen mit ihrer doch nun einmal unwichtigen Sache, die immer vollere Wassermengen in ein enges Gefäfs schöpfen wollen, das sie doch nur überlaufen und nicht über sein Mafs voll machen können. Wir dürfen das alles zurückweisen. Dafs jedem sein Gebiet wichtig sei, ist wünschenswert; dafs seine Aufgabe ihm grofs erscheine, weil er sein ganzes Können daran setzen will, ist kein Schade. Bringen wir auf unserem Instrument — welches es nun einmal sei — die rechte Tonreihe gut hervor, so haben wir zum Wohlklang des musicierenden Ganzen beigetragen, haben damit nichts gethan als unsere Schuldigkeit, aber diese haben wir gethan.

Auch ich habe hier in dieser Stunde die übernommene Schuldigkeit thun, nämlich den gegenwärtigen Zustand der preufsischen Gymnasien in Bezug auf den neusprachlichen Unterricht kennzeichnen wollen. Mit ihm, den ich freilich nur im grofsen und ganzen dargelegt habe, stehen die Gymnasien der übrigen Staaten des deutschen Reiches nicht alle ganz gleichartig da. Gröfser noch ist die Abweichung bei den Anstalten des grofsen Kaiserstaates, auf dessen befreundetem und freundlichem Boden wir uns hier finden. Wir haben, als vor etwas mehr als einem Jahrzehnt die sorgfältig ausgearbeiteten österreichischen Instruktionen für den Unterricht der höheren Schulen veröffentlicht wurden, mit viel Dank daraus Belehrung gezogen, und selbst wo wir im einzelnen uns andere Ansichten gebildet hatten, den Wert jener Weisungen hochgeschätzt. Dies ist nicht eine Wendung der Höflichkeit aus unaufrichtigem Herzen, es ist das, was wirklich empfunden wurde. Wir machen nicht den Anspruch, dafs unsere gegenwärtigen Einrichtungen aufserhalb unserer Landesgrenzen Lob und Beifall empfangen müfsten. Wir sind auch ohne das gewifs, dafs die deutsche Geisteskultur Österreichs mit derjenigen unseres Reiches in Zukunft wie Vergangenheit, ja womöglich mehr noch in der Zukunft als in der Vergangenheit, eines Wesens sei, und dafs wir — hüben und drüben — auch da, wo wir uns mit fremder Nationalkultur zu berühren trachten, unser eigenes Wesen nicht aufs Spiel setzen wollen, sondern bewahren und vertiefen.

Berlin. W. Münch.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

W. Münch, Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1896, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 351 S. 8. 6 M.

Die erste, im J. 1888 erschienene Auflage der Sammlung enthielt folgende Aufsätze: Erziehung zur Vaterlandsliebe. Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichts. Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule. Vom deutschen Unterricht an Realgymnasien. Zur Würdigung der Deklamation. Zur Kunst der Übersetzung aus dem Französischen. Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand. Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima. Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts. Der Verf. hat überlegt, ob nicht bei der zweiten Auflage die eine oder die andere der älteren Abhandlungen in Wegfall kommen solle. Wir freuen uns, dafs er sich nicht dafür entschieden hat. Denn die Aufsätze haben samt und sonders einen bleibenden Wert, und trotz der verdienten allseitigen Anerkennung, die sie gefunden haben, werden ihre Lehren und Mahnungen in der Praxis der Erziehung und des Unterrichts doch noch lange nicht genug beachtet. Das gilt namentlich von den tiefen und vorurteilslosen Gedanken über nationale Erziehung, von der Betonung der Aufgabe, den fremdsprachlichen Unterricht für den deutschen nutzbar zu machen, und in besonderem Mafse von der mit Nachdruck und Wärme vertretenen Tendenz, neben der Verstandesschulung auch der Pflege der Empfindung und der äufseren Ausdrucksmittel den ihr gebührenden Platz in der Schule zu verschaffen. Aber auch deshalb möchten wir keinen der alten Aufsätze vermissen, weil sie alle im hohen Grade geeignet sind, auch über ihre nächsten Zwecke hinaus anzuregen, und weil sie Muster einer Betrachtungsweise sind, welche überall den Zusammenhang der kleinen und einzelnen Aufgaben der Unterrichtsthätigkeit mit den höheren und allgemeinen im Auge behält und damit eine bewunderungswürdige Sorgfalt und Feinheit der Beobachtung und Analyse, namentlich der psychologischen, verbindet.

Die neuen Aufsätze reihen sich den älteren würdig an. Es sind drei: der fünfte in der Sammlung „Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks an unseren höheren Schulen", der zehnte „Sprachgefühl und Sprachunterricht" und der elfte „Das Verhältnis der alten und der neueren Sprachen im Unterricht".

In dem zuletzt genannten Aufsatze werden vergleichend gegenübergestellt der pädagogische Wert der beiden Sprachengruppen, die von beiden zu verwirklichenden Ziele und insbesondere die ihnen gebührende Behandlung, das geeignete Lehrverfahren. Die Ausführungen über den pädagogischen Wert der alten und neuen Sprachen bilden zu dem erregten und erbitterten Kampfe, der gerade über diese Fragen lange Jahrzehnte geführt worden ist, einen mit ruhiger Objektivität gehaltenen Epilog, der die in jenem Kampfe zu Tage getretenen Irrtümer und Verkehrtheiten nicht nur vermeidet, sondern auch zu erklären sucht und zu dem Ergebnis kommt, dafs diese beiden Unterrichtsgruppen sich in gesunder Weise gegenseitig ergänzen und sich nun vertragen mögen „ungefähr so wie Brüder und Schwestern, nachdem sie in der Kinderstube sich als Gleichwertige bestritten und gegenseitig angeklagt haben, in reifern Jugendjahren das Gefühl ihres Unterschiedes und damit den rechten Ton gegeneinander finden". Die folgenden Erörterungen über die Ziele und das Lehrverfahren in den alten und neuen Sprachen gehören sicherlich zu dem Besten, was darüber überhaupt geschrieben worden ist, und werfen durch die vergleichende Gegenüberstellung auch auf manche alte Wahrheit ein helleres Licht. Insbesondere sind sie geeignet, vor der Einseitigkeit zu bewahren, zu welcher der Altphilologe wie der Neuphilologe durch die Beschränkung auf das eigene Gebiet nur zu leicht verführt wird. Man lese die sehr treffenden Bemerkungen über die Aufgabe der Kräftebildung im Verhältnis zu der Stoffaneignung bei den alten und neuen Sprachen, über die Behandlung der Grammatik hüben und drüben, über die Aneignung des Wortschatzes und die Synonymik hier und dort, die Vergleichung der beiden Sprachgebiete in Bezug auf die Bedingungen und Aufgaben der Lektüre, und man wird dem Verfasser zustimmen, wenn er sagt, dafs es zuweilen für die Altsprachler wie für die Neusprachler recht gut sei, „sich gegenseitig über den Zaun zu blicken". Der Verf. bringt hierfür ein durch Praxis und Wissenschaft gleichmäfsig geschärftes Auge mit und dementsprechend haben auch die vorliegenden Untersuchungen für Praxis und Wissenschaft einen gleich hohen Wert.

Dasselbe gilt von den beiden anderen neu eingefügten Aufsätzen. Sie knüpfen an Gedanken an, die auch in den älteren Aufsätzen vielfach ausgeführt sind. Das Unterrichtsideal der höheren Schulen, wie es sich ausgebildet hat, geht zu einseitig auf das Logische, auf das Erkennen und Wissen, auf die verstandesmäfsige oder gedächtnismäfsige Anwendung des Erkannten. Die Pflege des

Ästhetischen, des Gefühls, des technischen Könnens und namentlich auch der physischen Ausdrucksmittel tritt demgegenüber zu sehr zurück. Aber die aus dieser Überzeugung sich ergebende Tendenz führt ihn niemals weiter, als es sich mit der besonnensten Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände verträgt. Der Aufsatz „Sprachgefühl und Sprachunterricht" geht von einer mit psychologischer Meisterschaft ausgeführten Theorie des Sprachgefühls aus. Auf der dadurch gewonnenen sicheren Grundlage wird die Rolle, welche dem Sprachgefühl im Sprachunterricht zukommt, fest umschrieben, und zwar für die fremden Sprachen mit Recht in keineswegs weit gesteckten Grenzen. Auch in dem Aufsatze „Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks an unseren höheren Schulen" werden zunächst die allgemeinen physisch-geistigen Voraussetzungen untersucht, unter denen sich die Leistung sicheren und zusammenhängenden Sprechens vollzieht und die Fähigkeit dazu bildet, um dann die natürlichen und künstlichen Hemmnisse und den Weg zu deren Überwindung und Vermeidung aufzuzeigen. Der Verf. macht sehr richtig darauf aufmerksam, dafs die Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks nicht am wenigsten durch die Schule selbst hervorgebracht wird, teils durch die in ihr nur zu sehr übliche nachlässige und unordentliche Schulsprache („In welchem Kasus steht dieses Wort?" „Dativ". „Auf welches Ereignis wird hier angespielt?" „Schlacht bei Rofsbach"), teils auch durch die Übersetzungssprache. Dagegen sollte das Klassenzimmer durchaus eine Sphäre wohlgepflegter deutscher Rede darstellen, die ebenso den Gegensatz hochdeutscher Sprechsprache und Buchsprache überwindet, wie sich von den Unarten einer nachlässigen Schulsprache fernhält. Und ebenso soll die Schule einen planvollen Kampf gegen die physische Verstümmelung und Verunstaltung der Sprache aufnehmen. „Dafs man den richtigen Ausdruck kenne und zu bilden vermöge, kann nicht das Ziel sein, damit ist man erst auf dem Wege zum Ziele; sondern dafs man gewissermafsen nicht mehr anders könne als sich richtig ausdrücken, das erst macht hier den gebildeten Menschen. Es ist aber überhaupt ein Zug im herrschenden Unterrichtsbetrieb unserer höheren Schulen, dafs man die Leistung des Richtigen fordert, aber eine ruhige Gewöhnung an das Richtige zu sehr verabsäumt". Das sind Forderungen, die nicht allein aus theoretischen und ästhetischen Gründen aufgestellt werden müssen, sondern auch aus ethischen und nationalen. Denn die edele Sprache veredelt die ganze Persönlichkeit. Mindestens nimmt, wer sorgfältig, rein und sicher spricht, an sich selbst eine Erziehung vor, die ein Stück der gesamten persönlichen Selbstzucht ausmacht. Und endlich ist die Liebe zur Muttersprache mit der zum Vaterlande eng verbunden. „Auch der deutsche Knabe und Jüngling werde zur Verehrung seiner Muttersprache erzogen, aber nicht blofs zu einer phrasenhaft hochmütigen Erhebung derselben über andere, ohne den

geringsten Grund dafür angeben zu können. Vielmehr zur Verehrung durch die That, indem er ihr wache Aufmerksamkeit und ernstliches Bemühen zuwendet, nicht blofs der toten Sprache der Buchstaben, sondern auch der lebendigen der Klänge". Das sind Sätze, die wir aus dem ersten Aufsatz der Sammlung „Erziehung zur Vaterlandsliebe" hier einfügen. Es wird in diesem mit Recht betont, wie es zur Entwickelung einer starken nationalen Gesinnung nötig ist, dafs der Deutsche auch der Schönheit seines Volkstums bewufst und froh wird. Und zu dieser Schönheit gehört nicht am wenigsten die Sprache. — Wir wünschen den Aufsätzen die weiteste Verbreitung und die eingehendste Beachtung.

Treptow a. R. A. Haake.

F. Tetzner, Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen. Gütersloh 1897, C. Bertelsmann. XII u. 404 S. 8. 5,50 M.

Der Verf. gliedert seinen Stoff nach folgenden Abschnitten: I. Vor der Völkerwanderung. II. Die Goten. III. Heruler, Wandalen, Burgunder, Langobarden. IV. Die Franken vor Karl dem Grofsen. V. Der Handel der alten Germanen. VI. Die deutschen Kaiser bis zum Interregnum. VII. Die Predigt. VIII. Lehrbücher für den Unterricht. IX. Die didaktische Dichtung. X. Die Rittererziehung. XI. Die Volksprediger. XII. Kloster-, Dom- und Stadtschulen. Vorausgesandt ist ein Verzeichnis der „Litteratur zur Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung im frühen Mittelalter", angefügt am Schlusse eine Übersicht der 'Quellen' und ein „Namen- und Sachverzeichnis".

Das zwar reichhaltige, aber seinen Fundstellen nach sehr arg zerstreute Material zu dieser seiner Geschichte der ältesten deutschen Bildung hat Tetzner mit grofsem Fleifs zusammengesucht; leider aber verliert sich seine Darstellung oft in ein Reden de omnibus rebus et quibusdam aliis; es hält schwer, den roten Faden, die Beziehung aller der herangezogenen Einzeldinge zu der deutschen Jugenderziehung festzuhalten, da der Verf. selbst ihn zu häufig verliert. Das Wesentliche und Bedeutende wird nicht scharf und klar genug herausgehoben; oft vermifst man eine besonnene Kritik in der Verwertung des Materials.

So ist z. B. der Abschnitt S. 17—21 über „keltische Schulen" überflüssig: irgendwelcher Einflufs der Geheimlehre der Druiden und ihres Unterrichts auf die deutsche Jugendbildung ist durchaus unerweisbar und auch der Natur der Sache nach von vorn herein unwahrscheinlich wegen des schroffen Gegensatzes der Nationalitäten. Ebensowenig kommen die „römischen Anstalten für Gladiatoren, Unterhändler, Soldaten" für die Geschichte der deutschen Bildung in Betracht: es sind römische Einrichtungen,

die lediglich die körperliche Abrichtung von Gefangenen zu Klopffechtern, allenfalls vielleicht eine Ausbildung zu Dolmetschern bezwecken (S. 22—24). Die Trierer Palastschule (S. 29—38) hat wohl Bedeutung für die Geschichte des gallischen Bildungswesens: sie ist ausschliefslich eine römische Rhetorenschule auf keltischem Boden; aber mit dem Germanentum steht sie in keiner Beziehung; die Eroberung des Landes durch die Franken macht ihrer Existenz ein Ende.

Wenn S. 22 in dem Abschnitt über „Germanische Schulen" Tetzner sagt: „Es ist nicht zweifelhaft, dafs in den ältesten Zeiten eine sorgsame Ausbildung und bewufste mehr oder minder planmäfsige Lehre die alten Sagen von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, bis diese schliefslich aufgezeichnet wurden", so schiefst er zweifellos weit über das Ziel hinaus: im Gegenteil bietet die älteste germanische Geschichte auch nicht den geringsten Anhaltspunkt für irgendwelche schulmäfsige Einrichtungen solcher Art.

Höchst seltsam ist die Stelle S. 31: „Man lese des Tacitus erstes Kapitel der „Germania". Der ganze rhetorische Aufbau, der Gleichlauf der Satzglieder und die dadurch hervorgerufene Beschränkung derselben, Stabreime und einschmeichelnde Gegensätze stehen im Vordergrunde, der Inhalt ist nur ungefähr richtig, ist ja aber auch von Tacitus gar nicht für grübelnde Grundgelehrte des 19. oder 20. Jahrhunderts dargestellt". — Ganz abgesehen von dieser letzten, sehr wenig scharfsinnigen Bemerkung enthält die Stelle fast ebensoviele Verkehrtheiten als Worte: wie kann man in den dürftigen geographischen Notizen des 1. Kap. „rhetorischen Aufbau" finden? Wo ist ein beabsichtigter Stabreim aufser in den Worten mutuo metu aut montibus? Tacitus schildert eben Germanien, so gut er es nach den mangelhaften geographischen Kenntnissen seiner Zeit vermag: keineswegs aber läfst er, wie Tetzner in wunderlichem Deutsch bemerkt, „schöner Form, guter Citate, neuer Bilder zu Liebe die Wahrheit und Sachlichkeit an zweite Stelle treten". Und was soll denn überhaupt die Heranziehung des Tacitus hier, wo es sich doch um die Palastschule zu Trier handelt, die weit jüngeren Datums ist? Besteht nur der geringste Zusammenhang zwischen Tacitus und den späteren Rhetoren zu Trier?

Völliger Mangel an Kritik zeigt sich in der Verwendung des Wessobrunner Gebetes, des Heliand und des Beowulf als Belege für die Bildung unter den Franken vor Karl dem Grofsen (IV. Abschnitt): denn 1) das Wessobrunner Gebet und der Heliand gehören erst der karolingischen Zeit an; 2) der Heliand beweist, da er sächsischem Boden entstammt, nichts für die Bildung der Franken; 3) noch weniger hat der angelsächsische Beowulf auch nur die geringste Berührung mit fränkischem Wesen.

Abschnitt V behandelt den „Handel der alten Germanen" und zwar von der Römerzeit bis auf die der Karolinger. In welcher

Beziehung dieser zu der Geschichte der Bildung steht, wird in keiner Weise dargelegt, sondern nur die Thatsachen über Handelswege und Handelsgegenstände nackt aneinander gereiht. Warum überhaupt ein besonderer Abschnitt diesem Gegenstande gewidmet ist und warum nicht lieber die einzelnen Thatsachen im Zusammenhang der Darstellung der entsprechenden Zeiträume in den vorausgehenden Abschnitten erwähnt sind, ist nicht ersichtlich.

Überhaupt wird mehrfach Zusammengehöriges ohne erkennbaren Grund auseinander gerissen: so ist in den Abschn. I—IV bereits über die Bildung bei den verschiedenen germanischen Völkern bis auf Karl den Grofsen gesprochen, dann aber folgt VI 1 wunderbarerweise noch einmal ein Abschnitt über „altgermanische Fürsten" und zwar, was ebenso auffallend ist, als erste Unterabteilung des Abschnittes „Die deutschen Kaiser bis zum Interregnum". — Ähnlich findet sich X 1 unter dem Abschnitt „Zur Ethik des Rittertums" ein besonderes Kapitel über „Speise und Trank", das mit der Lebensführung der Germanen zu Tacitus' Zeiten beginnt. Warum ist das auf die alte, vorkaiserliche Zeit Bezügliche nicht in den früheren, diese betreffenden Abschnitten bereits behandelt? Auch in diesem Kapitel fehlt übrigens jede Bezugnahme auf den Zusammenhang des Gegenstandes mit der deutschen Bildung und Jugenderziehung.

Abschnitt VIII 7 behandelt die „Tischzuchten", Abschnitt IX 2 besonders die Erziehung zur „Hövischheit" bei den Minnesängern: dasselbe kehrt wieder, aber ohne Grund davon losgerissen, in Abschn. X 5 (Rittererziehung; die Hövischheit). Die hier S. 290—92 aufgeführten Anstandsregeln sind wörtlich aus den vorher behandelten „Tischzuchten" entlehnt.

S. 247 erste Hälfte kehrt fast wörtlich wieder in der Anm. 1 zu S. 272.

Diese Übelstände, die den Eindruck des Werkes als eines einheitlichen Ganzen stören, führen zu der Vermutung, dafs die einzelnen Abschnitte ohne Zusammenhang miteinander zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitet und später rein äufserlich aneinander gereiht sind (vgl. Vorwort S. V).

Befremdlich klingt das Urteil S. 274 „Rittertum und Scholastik haben viel zur Befreiung der Geister und zur Vorbereitung der Reformation beigetragen". Was hier Tetzner der Scholastik zuschreibt, pflegt man sonst allgemein als Verdienst ihres Gegners, des Humanismus, zu betrachten, der ihr, der unfreien, den Garaus machte.

S. 235 heifst es: „Dafs sich Ritter Schreiber hielten, hat wahrlich gröfstenteils ganz andere Ursachen als die Unkenntnis der Schrift; schliefslich könnte man auch nachweisen, unsere Kaufleute könnten nicht schreiben, weil sie sich Schreiber halten". Fürwahr, ein höchst unglücklicher Vergleich! Im Gegenteil steht es fest, dafs viele Ritter weder schreiben noch lesen konnten. —

S. 2 „Wir sehen, die Litteratur ist reichhaltig“ (über die Germanen vor der Völkerwanderung) ist unverständlich: im Gegenteil sind die Quellen so dürftig, dafs das meiste in Dunkel gehüllt bleibt.

Sonderbar ist auch Folgendes S. 234: „Und dafs dies Wolfram bekennt (nämlich seine Unbekanntheit mit lateinischer Schulwissenschaft), sollte man dankbar annehmen und als Entschuldigung auffassen, wenn er einmal gegen die Wissenschaft verstöfst, man sollte ihm aber nicht gleich zurufen: „Du Ignorant, kannst ja nicht einmal Latein!“ Ja, wer thut denn das?

S. 234 oben „der reiche, aber verrückte Ulrich von Lichtenstein“ ist weder geschmackvoll noch logisch: Tetzner müfste denn annehmen, dafs Verrücktheit ein Privilegium der Armut sei.

S. 34 sagt Tetzner von Ausonius: „Das ist keine eingetrocknete Gelehrtenseele, die nur Kompendien- und Schulweisheit wiederzukäuen weifs und vereinzelte Thatsachen wie Fettaugen auf der Hohlheit des Rhetorenschwulstes schwimmen läfst“. Wenn schon Vergleiche überhaupt hinken, so hinkt dieser wahrlich auf beiden Füfsen. — Auf derselben Seite heifst es weiter von Ausonius: „Die Anhänglichkeit, die er seinen Schülern, wie seinen Tanten und seinem Vater bewahrt, wird von seinen zahlreichen Schülern erwidert“. Wie die Schüler das Kunststück fertig brachten, die Anhänglichkeit, die ihr Lehrer seinen Tanten bewahrte, zu erwidern, bleibt uns unklar.

Überhaupt finden sich sprachliche Nachlässigkeiten und Ungeschicktheiten in grofser Zahl. Nur einiges sei erwähnt: S. 32 „Die Schule zu Autun ist durch den Tod seines Lehrers verwaist“. — S. 33 „Auch hier wird das Heidentum nicht verhohlen“. — S. 41 „Alarich erstürmte das Kapitol Athens“. — S. 36 „Hedonius, der bei seinen Lebzeiten seiner abgeschiedenen Gattin Primonia und sich diesen Stein setzte“. Nach seinem Tode dürfte dies dem guten Hedonius unmöglich gewesen sein. — S. 46 „Sein Grofsvater war Notar . . ., er selbst besorgte dieselbe Stelle“. — S. 116 „um Einkäufe zu versorgen“. — S. 118 „sein ihm würdiger Enkel“. — S. 154 „Keine Kunst blieb von Otto unversucht. Auch später verstand er als Leiter des siebenjährigen Kaisers sich allseitiges Vertrauen zu erwerben“. Dies „er“ soll sich aber auf Bernward von Hildesheim beziehen. Weiter heifst es: „Bernward vermochte durch Milde und Strenge völlig den Kaiser zu leiten, und bald ward er wegen seiner Gelehrsamkeit als Weltwunder gepriesen“. Hier soll das „er“ auf Kaiser Otto gehen. — S. 165 „Eine andere Art waren die Diktatorenschulen und ihre Entsprechung an den kaiserlichen Kanzleien“. Ist das Deutsch? Völlig rätselhaft ist ebenda der Sinn des Satzes: „Ihr praktisches Ziel war die Schutzmauer vor allen Stürmen der Völkerwanderung“. — S. 222 lesen wir: „Bezieht sich dies auch nur vorläufig auf die Ritter als dem ersten mündig

gewordenen Laienstande . . ". — S. 231 „Die Welt lernte sich immer noch aus den Etymologieen kennen". Was soll das heifsen? — S. 232 „Der Frankenzug war bald für einen, der sich zu den Gebildeten rechnete, unerläfslich". Verf. meint das Wandern nach Frankreich (Paris). — Ebenda: „Die paar Semester Paris gehörten zum guten Ton". — S. 233 „Der deutsche Student . . . war weder Mönch, noch Ritter, noch Gelehrter, eine Neugeburt(!). Erst hatte man Rosen und Wein, Liebe und Leben aus Horaz kennen gelernt und war dann im Kloster sitzen geblieben, jetzt sah man sich's in Stadt und Ritterburg selbst an und wurde, so gut es ging, Anhänger und Schüler". Wessen denn eigentlich? — Ebenda: „Die Ritter hörten auch lieber die Sänge(!)". — S. 235 „Grofsartige(!) Entfaltung(!) dieser höfischen Belehrung mit sichtbarer Berücksichtigung Wolframs bieten die Didaktiker".

Ins Gebiet der unfreiwilligen Komik gehört folgender Satz S. 232: „Als Heinrich III 1045 Eleonore von Poitou heiratete, verbat er sich noch die Mitwirkung der Fahrenden".

Marburg a. d. Lahn. Adolf Lange.

Otto Willmann, Geschichte des Idealismus. In drei Bänden. Dritter Band. Der Idealismus der Neuzeit. Braunschweig 1897, Vieweg und Sohn. 961 S. gr. 8. 15 M.

Es ist gut, sich von vornherein klar zu machen, welchen Standpunkt der Verfasser einnimmt, von welcher Absicht er geleitet wird und welchen Mafsstab er anlegt; sonst möchte man ihm nicht gerecht werden. Er tritt uns als derselbe entgegen, der er im zweiten Teile war, als ein ausgesprochen katholischer Christ, als ein Denker, der alles Forschen und Philosophieren in den Dienst seiner religiösen Überzeugung stellt. Nach ihm kann die katholische Kirche allein selig machen, sie allein kann auch auf dem Wege der Spekulation die Wahrheit finden. Und das Ziel, nach dem die Denker aller Zeiten gestrebt haben, Wissen und Glauben, Philosophie und Theologie zu einen, ist bereits erreicht; Augustinus und Thomas haben das Rätsel gelöst. Wer ihnen nachfolgt und an sie sich anschliefst, der wandelt recht; wer sie verschmäht, der geht in die Irre. Nichts natürlicher bei solcher Ansicht, als dafs zunächst Luther und die Reformation gänzlich verworfen und für alles Unheil der Neuzeit verantwortlich gemacht werden. Es wird zwar einmal anerkannt, dafs Luther den Glauben an die Offenbarung noch nicht preisgegeben habe; weil er aber mit der Überlieferung gebrochen hat, so ist er der Urheber aller Revolution im Denken und Handeln der neueren Völker geworden. Nicht besser ergeht es den Philosophen von Descartes bis auf Nietzsche; namentlich Kant wird in uner-

hörter Weise angegriffen. Kants Ruhm sei gänzlich unbegründet und erkläre sich nur daraus, dafs er den autonomistischen Gelüsten der Zeit spekulativen Ausdruck gegeben habe. Kant habe mit seiner Lehre nur zerstörend gewirkt, wie er denn ein völliger Demokrat, ein Lobredner der französischen Revolution und ein ganz irreligiöser Mensch gewesen sei. Auch die vielgerühmte praktische Philosophie sei wertlos, denn der Kantische Tugendheld identifiziere das Gesetz mit sich, statt sich mit dem Gesetze zu identifizieren. Genug, es wird an Kant, dem bedeutendsten und einflufsreichsten Philosophen der Neuzeit, kein gutes Haar gelassen. Noch grausamer und geradezu erbarmungslos werden die Männer behandelt, bei denen sich zur Abwendung vom Glauben und von der Überlieferung noch etwas wie höhnisches, übermütiges Wesen gesellt; das ist der Fall bei Spinoza, bei den englischen Freidenkern, bei Rousseau, bei den deutschen Aufklärern u. a. Hier hat ja Willmann in vielen Stücken recht, aber im allgemeinen geht er doch zu weit und bricht den Stab über Anschauungen und Lehren, die durchaus nicht zu verwerfen sind. Er fafst den Begriff Idealismus zu eng. Wer nicht an die Wirklichkeit und die alles beherrschende Macht der Ideen glaubt und dies nicht klar und deutlich bekennt, der hat keinen Idealismus. Als ob nicht der auch ein Idealist wäre, der sich mit allem Ernst bemüht, die Rätsel der Welt zu lösen, das Wesen der Gottheit zu ergründen, das Wahre, Schöne, Gute zur Geltung zu bringen und die Menschheit immer tieferer Bildung, immer gröfserer Reinheit und Heiligkeit zuzuführen! Weil Willmann so starr dabei bleibt, dafs nur, wer im Anschlufs an die grofsen Scholastiker die Idee erfafst, ein Idealist genannt werden kann, so mufs er folgerichtig unseren grofsen Denkern, aber auch unseren grofsen Dichtern den Idealismus ganz oder doch so gut wie ganz absprechen. Es ist traurig, zu sehen, wie unsere klassische Litteraturperiode vor seinen Augen keine Gnade findet. Ideales Streben sei ja vorhanden, aber die trüben Fluten des Zeitgeistes seien von allen Seiten an die werdende Schöpfung herangedrungen. Lessing wird seine Arbeit im Dienste des Unglaubens, Herder und Goethe ihr Spinozismus, Schiller seine Hinneigung zu Kant vorgeworfen. Es wird ihnen ja auch ein und das andere Verdienst zugesprochen; aber die gebührende Schätzung erfahren sie nicht. Wenn sich Willmann einmal auf eine nähere Betrachtung einzelner Werke einläfst, so ist sein Urteil befangen und schief. Was sagt er z. B. von Goethes Faust? In diesem Stücke habe Goethe der titanischen Seite des Rousseauschen Naturalismus klassischen Ausdruck gegeben. Wohl habe er im Verlaufe der Zeit klärende Elemente auf das Drama wirken lassen, aber er habe das naturalistische Element nicht bewältigen können; er stehe am Schlufs nach wie vor unter dem Banne des Egoismus und Naturalismus. Wenn sich Fausts Kraft endlich im Handeln

bethätigen solle, so erwarteten wir, dafs er damit die Schwelle der sittlichen Welt betrete. Aber dies Handeln sei selbst wieder nur auf die Natur gerichtet; Bodenmeliorationen bildeten also einen Wendepunkt der Menschheitstragödie, und so komme auch der baconische Naturalismus zu Worte, der die Würde des Menschen in der Unterjochung der Natur finde. Wie konnte Willmann so etwas sagen! Das heifst den Dichter gänzlich mifsverstehen. Nicht um die Natur ist es Fausten zu thun, sondern um die Menschen. Nächstenliebe bewegt ihn, also eine hohe sittliche Tugend. Auf dem Boden, den er dem Meere abgewinnt, soll ein edles, unerschrockenes Volk wohnen, das brüderlichen Gemeinsinn hat und das sich Leben und Freiheit in täglichem Kampfe neu verdient. „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn". Und dieser Mann ist ein Naturalist? Aber Willmanns Urteil über Faust wird noch verletzender. Er schreibt — auf S. 372 steht es, wenn man es nicht glauben will — Goethe habe zuletzt versucht, den Naturalismus des Stückes mit der christlichen Glorie zu umkleiden. Noch sei der Feuerschein des Hüttchens mit der Glocke, das Faust in Brand stecken liefs, nicht verglommen, und schon leuchte die Wunderlampe der heiligen Jungfrau auf, die Faustens „Unsterbliches" zu sich heranziehen werde. Diese Glorie sei selbst naturalistisch; nicht jene Gottesmutter, der die Christen das Salve regina sängen, sondern das Urweib, das „Ewigweibliche" als Naturtypus, befriedige endgültig den Titanen, der es in so vielen irdischen Abbildern leidenschaftlich gesucht habe. So sei die Schlufsscene wohl sakrilegisch, aber nicht stilwidrig; sie sei die Krönung der Apotheose des auf die Rechte seiner Natur pochenden autonomen Ich. — Ich frage, wie ist es nur möglich, dafs ein Mann von der Bildung und von der edlen Denkungsart Willmanns so wegwerfend, ja so unfein über eine der schönsten Scenen spricht! Wenn ihm die katholische Einkleidung der Läuterung Faustens nicht gefällt, so kann man nichts dagegen haben; Goethe aber wufste, warum er diese Einkleidung wählte, darum nämlich, weil er der Fürbitte der Heiligen für seinen Helden bedurfte und weil ihm die katholischen Legenden mit der Gegenständlichkeit ihrer Gebilde und der Fülle ihrer Figuren erwünschte Gelegenheit boten, rein geistige Vorgänge in greifbarer Gestalt und schillernder Farbenpracht vorzuführen. Aber das Ewigweibliche soll der Naturtypus, soll das Abbild der Sinnlichkeit sein? Nie und nimmer! Die Liebe, die Gretchen zu Faust gehabt und mit der sie ihn schon auf Erden gehoben und geläutert hat, die Liebe, mit der sie ihm jetzt zur Verklärung vorangeht, die Liebe, die sie so warm Fürbitte thun läfst und die die Gottesmutter bewegt, Gnade zu üben, diese Liebe ist das Ewigweibliche, das uns hinanzieht.

Aber wenn auch Willmann Luther und die neueren Philosophen und unsere Klassiker völlig verkannt hat, worüber ich an

anderer Stelle eingehender gesprochen habe, so mufs ich doch auch diesen Band gleich den früheren als eine ganz hervorragende Leistung bezeichnen. Dafs der Mann aufserordentlich vertraut ist mit den Werken der Philosophen aller Zeiten und mit der einschlägigen Litteratur, sieht man auf Schritt und Tritt; den ungeheuren Stoff, der zu bewältigen war, hat er mit grofser Einsicht gegliedert; mit Scharfsinn hat er die Punkte, auf die es ankam, herausgefunden, und auch die schwierigsten Begriffe versteht er klar und lichtvoll zu erörtern. Doch das wären nur äufsere Vorzüge. Auch der innere Gehalt ist bedeutend. Wer sich durch die Befangenheit seiner Anschauung nicht beirren läfst und sich an das allgemein gültige Hohe, Heilige hält, findet reiche Befriedigung. In Willmann tritt uns ein Mann von tiefer Frömmigkeit, ein überzeugter Christ entgegen, der von dem glühenden Streben beseelt ist, Natur und Geist, Wissen und Glauben, Reales und Ideales, Welt und Gott zu versöhnen; er ist ein Denker, der tief gräbt und hohe Anforderungen stellt; er besitzt reiche Erfahrung und reiche Liebe und vereint beides, um das, was er als wahrhaft gut erkannt hat, ins Werk zu setzen. Wer sollte nicht gerne zuhören, wenn ein solcher Mann mit dem Brustton der Überzeugung für die Zurückführung der idealen Prinzipien eintritt, damit der Zersplitterung, der Entgleisung und der Entleerung der Wissenschaft gesteuert werde? Und gewährt es nicht Erquickung, ein Buch zu lesen, in dem tiefsinnige und zugleich fesselnd geschriebene Betrachtungen darüber angestellt werden, wie den religiösen, den sittlichen, den sozialen Schäden der Zeit am besten abgeholfen wird?

Ich kann also trotz aller Ausstellungen, die ich zu machen habe, auch diesen Band, den Schlufsband von Willmanns grofsem Werke, der Aufmerksamkeit der Herren Amtsgenossen warm empfehlen.

Cassel. Christian Muff.

Gustav Zart, Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi. München 1898, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 95 S. 8. 1,20 M.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, die Person Christi so darzustellen, dafs er weder ins Auge fafst, was Christus im Verhältnis zu Gott gewesen, noch was er durch sein Lebenswerk für uns Menschen geworden ist, sondern was er an sich selbst war, als das Urbild der Menschheit. Er fügt hinzu, dafs es nicht nötig sei, was immerhin mifslich erscheine, das menschlich Anziehende an Christus von seinen rein göttlichen Eigenschaften zu trennen, „da jenes oft genug auf die göttlich-überirdischen Eigenschaften und Kräfte zurückleite“. Das klingt wie eine Entschuldigung, wie wir meinen, ohne Veranlassung; denn so sehr man auch genötigt ist, Göttliches und Menschliches in der Person Christi in inniger

Verschmelzung begriffen zu denken, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daſs er — das anzunehmen nötigt seine Lebensaufgabe — nicht bloſs menschliche Schicksale in echt menschlicher Weise erfahren, sondern auch menschliche Eigenschaften in menschlicher Form besessen und menschliches Handeln, wenn auch in idealer Vollkommenheit, doch in der Weise ungetrübter Menschlichkeit vollzogen hat. Es ist also auch ohne weiteres berechtigt, von dem menschlich Anziehenden in der Person Christi rein als solchem zu reden.

Der Verf. löst seine Aufgabe so, „daſs er, von der Berücksichtigung der äuſseren Gestalt Christi, so groſs der von ihr ausgehende Einfluſs auch gewesen sein mag, absehend — denn von ihr haben wir keine sichere Kunde —, das menschlich Anziehende der „Erscheinung“ Christi als in dessen Geist und Wort sich offenbarend aufweist. Dabei berücksichtigt er zunächst die Stellung Christi zur Menschenwelt, dann die zur Natur und hebt nach einander hervor: seine auf tiefster Gottinnigkeit beruhende innere Hoheit und Gröſse, die Schönheit seines Mitleids und seiner Sanftmut, die Allgewalt seiner sich selbst opfernden Liebe, die, zart und herzinnig, ganz Erbarmen und Vergebung, keine Lust hat am Tode des Sünders, ja ihn — wenigstens in den drei „Grundevangelien“ — nie ausdrücklich von Sünde und Sündhaftigkeit reden läſst (? Matth. 23); endlich seine Demut, die doch Kühnheit im Gedanken und Tapferkeit in Wort und That nicht ausschlieſst.

Besonders schön offenbart sich die eigentümliche Weise Christi im Zwiegespräch. Hier wird offenbar, daſs er sich nie vom Äuſseren bestechen läſst, sondern immer das wahre Wesen seines Gegenüber vor Augen hat, mit „eminenter Logik“ die Verhältnisse beherrscht, ebenso sehr ein tiefer Menschenkenner, wie ein feiner Beobachter der Natur, der neben den ungeheuren Wirkungen des Naturlaufes auch die göttliche Fürsorge für das Kleinste nicht übersieht.

Dabei hat freilich seine Rede weder den erhabenen Schwung des Prophetenwortes, noch ist sie philosophisch trocken, noch poetisch geschmückt, sondern sie „wirkt sich selbständig ihr Gewand aus Elementen jener Sprechweisen und durchwirkt es mit Anschauungen des Volkes, ohne dabei die Klarheit und Schärfe des Gedankens vermissen zu lassen“.

Den Beschluſs bildet eine Besprechung der Grundstimmung, die der Geist Christi im Wechsel der Umstände und der Umgebung offenbart.

Es ist dankenswert, daſs das kleine Buch die Seite des Wesens Christi ins Auge faſst, die am wenigsten Berücksichtigung zu finden pflegt; als besonders charakteristisch aber ist an dem Buche dies hervorzuheben, daſs der Verf. zur Beleuchtung der Inhaltsmomente seines Gegenstandes eine groſse Fülle von Personen, Verhältnissen und Aussprüchen herangezogen hat, die vielfach

zunächst mit der Person Christi nichts zu thun haben, deren Betrachtung aber doch eine Seite bietet, die sich für die zu lösende Aufgabe fruchtbar erweist. Das wirkt unzweifelhaft anregend und belehrend; dennoch gebe ich zu bedenken, ob hier nicht für eine zusammenhängende Darstellung des menschlich Anziehenden in der Erscheinung Christi des Guten doch ein wenig zu viel geschehen ist.

An einer Stelle des Buches konnte der Verf. sicher bestimmter scheiden. Bei der Bejahung der Frage nämlich, ob Christo ein bestimmter Charakter zuzuschreiben sei, merkt der Verf. auf S. 91 an, dafs Hase diese Frage verneine, sofern auch Gott eines Charakters in gewöhnlichem Sinne des Wortes entbehre, während Beyschlag in seinem Leben Jesu bemerke, dafs auch die Gottheit charaktervolle sittliche Gutheit sei. Beide, so bemerken wir, haben recht; denn der Charakter hat die Individualität zur Voraussetzung, diese aber bedingt Beschränkung, kann also auf die Person Christi nicht übertragen werden, während man ein charaktervolles, d. h. unbedingt von sittlicher Willensnorm geleitetes Handeln Christo unbedingt zusprechen mufs. Nur weil der Verf. diesen Unterschied übersieht, kann er die Frage nach dem Charakter Jesu bejahen.

Das lesenswerte, schön ausgestattete Buch sei der Beachtung bestens empfohlen.

Berlin. A. Scholkmann.

P. Wurster, Christliche Glaubens- und Sittenlehre. Leitfaden für den Religionsunterricht hauptsächlich an höheren Klassen von Realanstalten und Realgymnasien. Heilbronn 1896, Eugen Salzer. 106 S. 8. 0,70 M.

In einem Buche von 106 Seiten in kleinem Format hat der Verf. die Grundlehren des christlichen Glaubens und der christlichen Sittenlehre in entwickelnder und begründender Weise dargestellt. Eine übersichtliche Gruppierung des Stoffes, eine lebendige Sprache ohne theologisches Pathos und eine feste christliche Überzeugung, verbunden mit unbefangener Wertschätzung der wissenschaftlich-theologischen Forschung, dienen dem Buche sehr zur Empfehlung. In der Behandlung des Stoffes geht der Verf. von allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der Religion und die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Religionen aus und dann zu der Lehre von Gott über, dem wichtigsten Abschnitte jeder Glaubenslehre. Die Lehre von der Weltschöpfung, dem Menschen und der Sünde bildet den Übergang zur Christologie. In einem Abschnitte: Christi Geburt in der Gemeinde erörtert der Verf. die Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft und der Gnadenmittel, und in einem folgenden Abschnitte: Der Geist Christi in den einzelnen Christen das Wesen des Glaubens und die subjektive

Aneignung der Rechtfertigung, das Gebet und die Vollendung des Christenlebens. Unmittelbar daran schliefst sich die christliche Sittenlehre, welche in zwei Abschnitten als Sozialethik und als Individualethik behandelt ist. Diese Einteilung ergiebt sich dem Verf. aus der Forderung des Christentumes an seine Bekenner, die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Familie, der Gemeinde und im Staate auf christlicher Grundlage zu gestalten und ferner das eigene Leben in christlicher Selbstzucht zu führen.

Auf die Erörterung der einzelnen Glaubenssätze in dem Buche einzugehen, verbietet hier der zugemessene Raum. Zur Bezeichnung des Standpunktes des Verf.s mögen folgende Hinweise genügen. In betreff des Begriffes „Wort Gottes“ lehnt er die Auffassung der alten Orthodoxie ab, dafs es „der vom Heiligen Geiste diktierte Buchstabe der Bibel“ sei, da schon Luther einen Unterschied in dem Werte der einzelnen biblischen Schriften gemacht und z. B. den Jakobusbrief als stroherne Epistel bezeichnet habe. Wichtiger als das Alte Testament, das eine noch unvollkommene Stufe der Gotteserkenntnis darstellt, ist ihm das Neue Testament als Zeugnis von Christo. Den höchsten Wert haben die Evangelien, besonders die Synoptiker, da über den Verfasser des vierten Evangeliums noch immer Streit ist. Unter den Begriff „Wort Gottes“ fallen für ihn auch moderne Zeugnisse von Christo in Poesie und Prosa, welche von überzeugten Jüngern Jesu herrühren, wie Luthers und P. Gerhards Lieder, und ferner Predigten hervorragender Männer, die für das Volk verständlicher und förderlicher sind als z. B. der Brief des Judas. — Die evangelischen Bekenntnisse sind nach dem Urteile des Verf.s ein Bedürfnis für den Jugendunterricht, die Missionare und zur Korrektur irriger Ansichten; dürfen aber nicht als unfehlbar und für ewige Zeiten giltig angesehen werden, weil das Verständnis der Evangelien immer nur ein annäherndes und verbesserungsfähiges ist und auch die Gedankenformen im Laufe der Jahrhunderte wechseln. — Bemerkenswert ist auch, dafs der Verf. zahlreiche Bibelstellen nicht nach der Lutherschen Übersetzung anführt, sondern in einer Übertragung, welche sich genauer an den Urtext anschliefst. Dadurch sind einzelne schwierige Stellen, wie z. B. der teleologische Gottesbeweis Röm. 1, 19 und 20 und die Erklärung des Gewissens Röm. 2, 14 und 15, dem Verständnis der Schüler näher gebracht worden. Demgemäfs aber hätte auch in der Lehre vom Abendmahl S. 56 statt des Ausdruckes „das neue Testament in meinem Blute“ in richtiger Wiedergabe von *καινὴ διαθήκη* „der neue Bund“ gesagt werden müssen. — Nicht beistimmen aber kann man dem Verf., wenn er S. 38 behauptet: Von der Glossolalie können wir uns keine rechte Vorstellung machen. Paulus schildert doch 1. Korinth. 14 das Verhalten der Glossolalierenden so umständlich und klar, dafs das sehr wohl möglich ist. Wünschenswert erscheint dem Ref. eine genauere Darlegung der katholischen

Lehren vom Fegefeuer, der Bufse, dem Schatz der überschüssigen guten Werke und dem Ablafs als die S. 69 gegebene. Andere konfessionelle Unterschiede der katholischen und protestantischen Kirche, wie die Lehren von den Sakramenten und der Kirche, sind eingehender besprochen. Jene oben bezeichneten gehören nicht minder zu den grundsätzlich trennenden als diese, und sie gerade gaben Luther einst den Anlafs zum Beginn der Kirchenreformation.

Berlin. J. Heidemann.

---

1) **Das Nibelungenlied** (Urtext nach der Handschrift A). Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Schulze. Leipzig 1898, G. Freytag. 234 S. kl. 8. geb. 1,20 M.

Nibelungenausgaben und kein Ende! Das ist jedenfalls ein Zeichen, dafs die Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen trotz der ablehnenden Bestimmungen der neuesten preufsischen Lehrpläne eher zu- als abgenommen hat. Es soll hier nicht die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht zweckmäfsiger wäre, dem Schüler das Gedicht unverkürzt und ohne die üblichen Zuthaten in die Hand zu geben, damit dem Lehrer doch auch noch etwas zu thun übrig bleibt — die Schulausgaben existieren einmal, finden ihr Publikum und haben ihre Schicksale. Natürlich haben sie alle eine auffallende Familienähnlichkeit, bei der die hervorstechenden Züge sind: die historische Einleitung, der Abrifs der mittelhochdeutschen Grammatik, der Textauszug mit verbindenden Einlagen, bezw. Anmerkungen, das Wörterbuch. So auch bei dem vorliegenden Buch, nur dafs hier die Einleitung etwas umfangreicher ausgefallen ist, als sonst wohl zu geschehen pflegt. Denn sie enthält nicht nur die nordische Gestalt der Sage nach der Wölsungasaga und den Eddaliedern, sondern giebt auch eine Übersicht über die Thidrekssaga und zieht aufserdem noch das Lied vom hürnen Seyfrid und — wie mir scheint, ohne Not — den grofsen Rosengarten heran. Dann folgt die Deutung des Mythos von Siegfried und Brunhild und die Angaben über die historischen Grundlagen des Liedes, endlich die üblichen Notizen über die drei Handschriften. Bei der Erklärung des Mythos kommt noch allerlei Verwandtes zur Sprache: die Baldersage, Thors Hammersholung, dann auch noch die Rotbartsage, Wotan und Frau Holle samt dem treuen Eckart, der die Kinder vor der Geschwätzigkeit warnt, obwohl der Zusammenhang der letztgenannten Themata mit der Siegfriedsage nicht recht ersichtlich ist. Und was Thors Hammersholung angeht, so mag ja wohl die Grundidee des Märchens sich mit dem Sigurdmythos decken, aber dafs Thor, „der väterliche Gott, in der nordischen Sage der schlimme Atli geworden ist“, dürfte eine recht anfechtbare Behauptung sein. Gegen die Auswahl des Textes ist nicht viel

einzuwenden, wenn man A als mafsgebende Handschrift gelten läfst. Verf. teilt der Übersicht halber das ganze Lied nach Lachmanns Vorgang in 20 Abschnitte ein, schliefst sich aber in der Wahl der Strophen keineswegs an Lachmann an, sondern scheidet bald mehr bald weniger Strophen als dieser aus. Wenn man aber mit Lachmann glaubt, dafs über Ankunft und Empfang der Burgunder an Etzels Hofe drei Lieder in einander gearbeitet seien, so sollte man, dünkt mich, in einer Schulausgabe auch die Reihenfolge der Strophen demgemäfs ändern und nicht blofs die angenommene Anordnung durch Ziffern markieren. Das wirkt nur irreführend, und auch die vorausgeschickte Bemerkung schafft keine rechte Klarheit. Am besten, der Verf. hätte die Anmerkungen Lachmanns zu XVIa und XVb unverändert wiedergegeben. Dem Texte sind noch einige Anmerkungen — 16 an der Zahl — beigegeben, die jedoch nicht viel zu bedeuten haben, doch findet sich einiges zur Erklärung Dienliche in den die Textabschnitte verbindenden Angaben.

2) Walther Böhme, Aufgaben aus dem altdeutschen Lehr- und Lesestoff im Anschlufs an die von H. Heinze und W. Schröder herausgegebenen Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen. Leipzig 1897, Engelmann. 4 u. 60 S. 8. geb. 0,80 M.

Das vorliegende Bändchen enthält im ganzen 610 Aufsatzthemata, aber nur 44 sind von „Stoffanordnungen“ begleitet, so dafs das teilweise nicht unbegründete, aber doch wohl allzu einseitige Verdikt, das Rudolf Lehmann im Maiheft v. J. dieser Zeitschrift über Stoff- und Dispositionssammlungen für Schüleraufsätze ausgesprochen hat, nur auf den weitaus kleineren Teil dieser Sammlung passen würde. 610 Nummern ist ein bifschen viel auf einmal, zumal wenn man bedenkt, dafs der Kreis, dem die Aufgaben entnommen sind (Hildebrands-, Ludwigs-, Waltharilied, Nibelungen, Gudrun, Hartmann v. d. Aue, Parzival, Walther v. d. Vogelweide), nicht so gewaltig grofs ist, und so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn man in der Masse neben manchem Weizenkorn auch ganze Haufen Spreu findet. Um gleich mit der ersten Seite anzufangen, so erscheint es doch fraglich, ob eine Aufgabe wie: „Inhalt des alten Hildebrandsliedes“ für einen Schüler der oberen Klassen eine angemessene Leistung ist. Aber das möchte noch gehen. Was jedoch ein Schüler mit dem Thema „Hildebrand und Hadubrand“ oder: „Welches war der ursprüngliche Ausgang des Hildebrandsliedes?“ anfangen soll, das weifs ich wirklich nicht. Oder soll er etwa, um Stoff für das zweite Thema zu gewinnen, einen Abstecher in die Dichtung von Rostem und Suhrab machen? Viel zu abstrakt sind die Themata: „Worin liegt die grofse Bedeutung des Hildebrandsliedes nach Inhalt und Form?“ und „Der rein poetische Wert des Hildebrandsliedes“, und das Thema: „Das Tragische im Hildebrandsliede“ ist wieder nicht ausgiebig genug und wird noch

bedenklicher deswegen, weil man das volle Verständnis für das Wesen des Tragischen doch nur bei wenig Schülern — kaum bei Primanern — voraussetzen darf. Kurz, von den 23 Aufgaben, die dem Hildebrandsliede entnommen sind, würde, fürchte ich, kaum ein halbes Dutzend die Probe bestehen. Nun schlage ich die letzte Seite auf und finde das Thema: „Warum treiben wir Mittelhochdeutsch?" Das erinnert gar zu lebhaft an den alten Meidinger: Über den Nutzen der klassischen Studien. Es kann ja sein, dafs einzelne Schüler von der Bedeutung dieser Frage eine Ahnung haben. Ob aber viele imstande sind, dieselbe methodisch zu erörtern und einen Aufsatz darüber abzufassen, dürfte doch sehr fraglich sein, auch wenn die nötige Hülfe gewährt wird. Auf S. 22 findet man: „Steht Goethes Epos Hermann und Dorothea geistig dem deutschen Nibelungenlied oder dem griechischen Epos des Homer näher?", eine Frage, die kaum als eine „wohl aufzuwerfende" bezeichnet werden kann. Und nun gar die folgenden: „Welche Verwandtschaft hat Parzivals Läuterungsgeschichte mit Pauli Bekehrung?" und: „Die Entwickelung von Parzival und Simplicius (!)". Mit dem Parzival, meine ich, sollte man den Schülern überhaupt nicht kommen, es ist gerade genug, wenn sie den Inhalt dieser Dichtung aus den gangbaren Litteraturgeschichten und Sagensammlungen kennen lernen; Geschmack werden sie an dem Gedicht doch nicht finden, und man kann auch nicht verlangen, dafs sie für die sublime Romantik dieser und ähnlicher Geschichten sich begeistern oder se auch nur verstehen und würdigen. Doch ich will die Beispiele nicht häufen und nur noch wiederholen, was ich schon angedeutet habe, dafs sich in der reichen Sammlung auch viele recht brauchbare und bewährte Aufgaben vorfinden, ja ich habe mit grofser Genugthuung einige Themata wahrgenommen, auf deren Auffindung ich mir schon etwas eingebildet hatte. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" kann man gewifs von dieser Sammlung sagen; wer sie aber benutzen will, der mufs sorgfältig prüfen und sichten und sich namentlich auch die Frage vorlegen, für welche Stufe und Altersklasse die Aufgaben passen mögen; denn dafür finden wir in dem Buche selbst gar keinen Fingerzeig.

Karlsruhe. F. Kuntze.

---

1) B. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen. Zweiter Teil. (Karl Brugmann und B. Delbrück, Grundrifs der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Vierter Band.) Strafsburg 1897, Karl J. Trübner. XVII u. 560 S. 8. 15 M.

Mit begreiflicher Spannung ist diese Fortsetzung der vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen erwartet worden. Der erste Teil erschien 1893, ein epochemachendes Werk, weil es das erste in seiner Art war. Unsere Anzeige in dieser Zeitschrift

Jahrg. 48 S. 311 ff. suchte der hohen Bedeutung gerecht zu werden, ohne die Mängel zu verschweigen. Erschienen dort die nominalen Gebiete der Syntax zum ersten Male in neuer Beleuchtung, so wird in diesem zweiten Teile dem verbalen Gebiete die Fackel sprachwissenschaftlicher vergleichender Betrachtung beigesetzt, und auch hier ergiefst sich ein Strom hellen Lichtes in bisher dunkle oder unerklärte Gebrauchsweisen. Auch dieser Teil ist wesentlich semasiologischer Natur. Er handelt von der Bedeutung der Formen des Verbums, der einzelnen Tempora und Modi, der Genera Verbi, der Infinitive, Participia und Verbaladjektiva. Angeschlossen sind hier die Partikeln, wie im ersten Teile der Darstellung der Nomina die Adverbien und Präpositionen, durchaus mit Recht. Es ist dem Verf. darum zu thun, durch Vergleichung der in den Einzelsprachen auftretenden Gebrauchstypen den Anwendungskreis derselben auf kombinatorischem Wege, wo der historische nicht gangbar ist, zu ermitteln, um so die Grundbegriffe in der Grundsprache, soweit dies möglich ist, zu finden. Ist nun ein gewisser Formentypus den indogermanischen Sprachen gemeinsam, so ist damit schon angedeutet, dafs er der Urzeit angehört hat. So ist auch anzunehmen, dafs diejenigen Bedeutungen der Formen und Konstruktionen, in welchen die Einzelsprachen zusammentreffen, im allgemeinen als indogermanisch anzusehen sind. Jedenfalls ist eine solche Vergleichung paralleler Erscheinungen im Satze und Satzteilen von aufserordentlichem Werte und auch dazu förderlich, die geschichtliche Entwickelung innerhalb einer Einzelsprache wie der lateinischen und griechischen aufzuklären.

Es ist das unleugbare Verdienst der deutschen Philologen und Schulmänner, dafs sie syntaktischen Fragen im Rahmen einer Einzelsprache, der alten wie der neuen Sprachen, stets ihr besonderes Interesse zugewandt und die Lösung derselben auch durch Vergleichung einzelner Sprachen unter ihnen, wie des Griechischen und Lateinischen oder einer von diesen und des Deutschen, mit Erfolg versucht haben. Eine schier unerschöpfliche Fundgrube sprachlicher Forschung, welche noch lange nicht genug ausgebeutet worden ist, bieten schon die Programmabhandlungen unserer höheren Lehranstalten. Oft genug sind sie von den Meistern der Wissenschaft an den Universitäten geringschätzig beurteilt worden, andere nahmen von dieser nicht zünftigen Gelehrsamkeit überhaupt keine Notiz. Angesichts dessen ist es erfreulich, von einem Delbrück (S. VII) das Bekenntnis zu hören, dafs man diesen Programmarbeiten wichtige Beiträge zum Aufbau der historischen Syntax des Griechischen und Lateinischen verdankt. Er selbst hat sie nicht ungenutzt gelassen. Die Erwartung des Verf.s, dafs seine eigene Arbeit dazu beitragen werde, zu weiteren Arbeiten dieser Art gerade in den genannten Kreisen anzuregen, wird sich zweifelsohne bestätigen. Einmal wird seine Auffassung homerischer Spracherscheinungen — auf diese be-

schränkt er sich meistens — manchem Widerspruch begegnen, sodann werden die Kenner lateinischer Syntax finden, daſs er ihnen nicht genug gethan. Sie ist nur stiefmütterlich behandelt, zum Teil oberflächlich — „carptim“ würde der Lateiner sagen — und flüchtig herangezogen ohne die gründliche Tiefe und Umsicht, welche der altindischen und der griechischen Syntax zuteil geworden ist. Eine Stufenfolge ungleichmäſsiger Behandlung ist unverkennbar: das Altindische erfreut sich umfassendster Durcharbeitung; zahlreiche Belege werden gegeben und, was Dank verdient, auch in der Übersetzung geboten; das Griechische, die Sprache Homers, wird nicht ohne eindringende Gründlichkeit in ihren typischen Erscheinungen vorgeführt; das Lateinische ist demgegenüber mehr zur Rolle des Aschenbrödels verurteilt; es kommt nicht in jenem Maſse zur Geltung. Dort, im Altindischen, verrät sich der Kenner und Meister des Fachs, der mit kundigem Blick das ganze Gebiet beherrscht; im Griechischen der erfahrene Gelehrte, der auch in den Quellen zuhause ist und kritisch zu prüfen und zu sichten versteht; hier im Lateinischen der suchende Forscher, der nicht immer das Rechte findet, schon weil seine Quellen nicht immer die besten und neuesten sind. Dort ein drei- und mehrmal gepflügtes, sorgfältig bestelltes, üppiges Ackerfeld eines reichen Niederungsbauern, hier ein Saatfeld eines Besitzers in guter Gegend, hier wiederum ein Saatacker eines Büdners im Heideland, ungleichmäſsig und lückenhaft bestanden.

Doch gehen wir näher auf das Einzelne ein. Gleich das erste Kapitel „Tempora und Aktionen“ bereichert die Wissenschaft durch neue Beobachtungen aus dem Veda über die Bedeutung der verschiedenen Präsensklassen. In Bezug auf die Aktionsart und Zeitstufe tritt Delbrück im wesentlichen der Auffassung Streitbergs und G. Herbigs (in den „Indog. Forsch.“) bei, über welche ich WS. f. kl. Ph. 1896, 747 gesprochen habe. Er unterscheidet zunächst „punktuelle“ Aktion — punktuell ist eine Aktion, wenn durch sie ausgesagt wird, daſs die Handlung mit ihrem Eintritt zugleich vollendet ist, und das ist die groſse Mehrzahl aller Wurzeln — und teilt die Präsentia in charakterisierte und nicht charakterisierte. Zur genaueren Beschreibung der ersteren werden folgende Aktionen unterschieden: die iterative, kursive und terminative Präsensaktion. Ich trage hat kursive; ich hole, bringe terminative Aktion. 1. Der ursprüngliche Sinn der reduplizierenden Präsensklasse, d. i. die iterative Aktion, ist im Griech. wie bei den anderen Klassen schon stark verblaſst. 2. Die griech. *io*-Präsentia haben meist kursiven Sinn. 3. Die *n*-Bildungen, besonders die auf -*νυμι*, haben den terminativen Sinn bewahrt Von ihnen nicht zu scheiden und gleicher Aktion sind einige Präsentia auf -*σκω*, andere sind kursiv geworden, incohativer Sinn liegt ihnen fern auſser *γηράσκω*, einem Muster für andere Verba nach ihm. Die Iterativa auf -*σκον* stehen mit denen der

-σκω-Klasse nicht in begrifflichem Zusammenhang. Die aus einsilbigen Wurzeln gebildeten Formen (Kap. XVIII), Präsentia wie Aoriste, haben gemischte Aktionen, so schon *εἶμι* in den verschiedenen Personen dieses Tempus. Interessant ist hier der Abschnitt Aoriste S. 74. *ἔστη* ist ursprüngliches Imperfekt von * *στημι* (Präsens), *ἔφυγον* liegt ähnlich. Das beweist, dafs das betreffende aus der einfachen Wurzel gebildete Präsens der Ursprache zuzuschreiben ist. Schon Mahlow KZ. 26, 570 ff. unterschied zwei Präsentia, ein duratives *λείπω* und ein momentanes *λίπω*, eine Theorie, die nicht ganz von der Hand zu weisen ist. — Die übrigen Präsensbildungen der nichtabgeleiteten Verba sind nicht charakterisiert. Bei den *o*-Bildungen der 1. Abteilung (Typus *bhávati*) findet sich verschiedene Aktion, während die Bildungen der 2. Abteilung (Typus *tudáti*) terminativ, vielleicht ursprünglich punktuell sind. Bei einzelnen abgeleiteten Verben auf *-eio* läfst sich ziellos-iterative Aktion nachweisen. Es wäre nun interessant, sagt Verf. S. 120, „zu zeigen, was aus diesen Aktionen in den Einzelsprachen geworden ist, jedoch bin ich dazu nur für das Germanische und Slavische vorbereitet“. Ehe er hierzu übergeht, teilt er die Merkzeichen der punktuellen Aktion mit: 1. Der Indikativ des Präsens hat futurischen Sinn, 2. das Augmenttempus hat aoristische Anwendung, 3. das Partizip bezeichnet meist eine vergangene Nebenhandlung. —

In dieser ganzen Lehre, welche die Wurzel zur festen Basis nimmt und neues Material aus dem Veda in Bezug auf die verschiedenen Aktionen des Präsens bearbeitet, liegt offenbar ein Fortschritt gegen die bisherige Auffassung der Bedeutung der Tempora, ein Fortschritt, welcher anzuerkennen ist und zum weiteren Ausbau des Systems durch Untersuchung des lateinischen und griechischen Tempusgebrauchs auffordert. Dasselbe läfst sich von Kap. XXII „Perfektivierung durch Verbindung mit Präpositionen“ sagen. Perfektivierung nennt man es, wenn in der Zusammensetzung dieser Art die Vorstellung der Vollendung der Handlung hervorspringt. So bedeutet *efficio* nicht „herausmachen“, sondern „bewirken“. Aus diesem Kapitel ist für die lat. Semasiologie und Lexikologie wichtig der Abschnitt S. 147—152 über das lat. *com* in der Zusammensetzung als Grundlegung für die Lehre der perfektiv wirkenden Kraft der Präpositionen. In diesem Abschnitte wird dem Lat. sein Recht: er ist einer grünen Oase zu vergleichen. Ein gutes Beispiel ist hier auch das von Delbrück nicht erwähnte *committo*. Diese Zusammensetzung bewahrt nämlich noch etwas von der ursprünglichen Bedeutung der Präposition: „lasse zusammenkommen“, daneben aber ist letztere völlig zu einem Exponenten der Perfektivierung der Handlung geworden: „überlasse, vertraue an“; in der Mitte liegt der Ausdruck des Eintritts oder Ausbruchs der Handlung: *proelium*

committo (eig. „lasse die Schlacht zusammenkommen") = „eröffne oder liefere die Schlacht".

Im nächsten Kapitel vom Perfektum fragt Delbrück: Giebt es ein besonderes intensives Perfektum? nämlich im Sinne von G. Curtius, welcher der Reduplikation intensive Bedeutung beilegte. Kohlmann leugnet ein Perfectum intensivum. Delbrück sieht in dem intensiven Gebrauch des Perfekts keine altertümliche Phase des Perfektsinnes. Er schliefst sich an Buttmann an und schlägt vor zu sagen: Das Perfekt bezeichnet den erreichten Zustand des Subjekts, der auf einer vorhergehenden Handlung beruht oder zweitens eine abgeschlossene Handlung. Das Plusquamperfekt wird fast wie ein Imperfekt oder ein Aorist gebraucht.

Die Aktion des Aorists ist im Griech. eine dreifache (S. 230): effektiv, ingressiv oder punktualisiert. Hier erkennt man im wesentlichen die Lehren Mutzbauers (Grundlagen der griechischen Tempuslehre) wieder. Wir freuen uns dessen um so mehr, als Mutzbauers verdienstliche Arbeit von anderen Seiten nicht so günstig beurteilt worden ist.

Im folgenden Kapitel über das Futurum glaubt Delbrück nicht, dafs es seine Bildung einem freigewordenen Konjunktiv des Aorists verdankt. Im Griech. ist die Aktion des Futurums meist punktuell.

Die Kap. XXVII von den Indikativen im Arischen und Griechischen, XXVIII in den übrigen Sprachen gehören durch scharfsinnige und ergebnisreiche Beobachtungen zu den besten des ganzen Buches. Unter den verschiedenen Typen des Indikativs verweilt Verf. mit sichtlicher Vorliebe bei dem interessanten Ind. Aoristi der angenommenen Gegenwart im Griechischen, wozu auch der gnomische Aorist, der Aorist im homerischen Gleichnisse gehört, welcher S. 288—297 an vielen Beispielen entwickelt wird, daran schliefst sich der Aorist in Darstellungen typischer Vorgänge; endlich wird Aorist und Imperfekt verglichen.

Eine zweite Ausnahme von der dürftigen Bearbeitung des lateinischen Sprachbodens bildet der Abschnitt vom Indikativ im Italischen und Lateinischen S. 310—330. Im Arischen und Griechischen gab es noch einen Ind. Präs. der punktuellen Aktion, im Lateinischen ist er verschwunden; hier bleibt er nur zur Bezeichnung der vor sich gehenden Handlung. Die neue Form des lateinischen Imperf. diente mehr der Schilderung oder der Erzählung aus eigner Erinnerung oder dem Appell an die Erinnerung des Hörenden. Daneben dient sie dem Ausdruck der gleichzeitigen Handlung. Die Ausführungen über die übrigen Indikative hier wiederzugeben würde zu weit führen. Ich meine aber, dafs die von Delbrück gefundenen Ergebnisse über den Gebrauch der Indikative sowohl wie der Modi (in Kap. XXVIII und XXX) wohl geeignet sind, in den lateinischen und griechischen Grammatiken Aufnahme zu finden. Es ergiebt sich u. a., dafs das sogenannte

Futurum exactum des Lateinischen seinem Ursprung nach ein Konj. Aor. ist, dafs die alte aoristische Bedeutung sich fast überall erhalten hat, z. B. *faxo* „ich werde bewirken", also mit punktueller Aktion; die Form auf *-ro* kann sowohl wie ein einfaches Futur als wie ein Fut. exactum gebraucht werden. Die verwandten Sprachen klären darüber auf, wie die Nebenvorstellung der Vergangenheit in diese Form eingezogen ist.

Was die Geschichte der Moduslehre anbetrifft, so wird u. a. auf K. Koppins feine und inhaltreiche Programmarbeiten hingewiesen. Delbrück betrachtet die wichtigsten Etappen der Entwicklung. Zunächst den sogenannten Injunktiv, — der Name stammt von K. Brugmann her — die Verbindung mit dem augmentlosen Indikativ des Aorists; im Anschlufs an diese entstand der positive Typus mit imperativisch-konjunktivisch-optativischem Sinne, der schon in der Ursprache sich mit dem Imperativ des Präsens vereinigte, während der Imperativ, ursprünglich eine personenlose Aufforderung bezeichnend, in negativen Sätzen nicht vorkam. Dafür diente der Injunktiv. Schon in der Ursprache kam dazu die Imperativform auf *tōd* (gr. *-τω*, lat. *to*), durch welche die Ausführung des Befehls in einem bestimmten Zeitpunkte der Zukunft ins Auge gefafst wurde. Die beiden übrigen Modi enthalten eine Stimmung des Redenden, und zwar bezeichnet der Konjunktiv den Willen, der Optativ den Wunsch, später wurde er noch präskriptiv und potential. So weit die Modi im Arischen und Griechischen. Die S. 373 und 374 gegebenen Ergebnisse sind ein Muster scharfpräcisierter und klarer Scheidung der einzelnen Gebrauchsweisen der Modi. Dafs die Fortsetzungen der alten Modi im Lateinischen S. 375—390 von Delbrück noch einigermafsen eingehend betrachtet worden sind, verdanken wir H. L. Elmer und W. G. Hale, zwei amerikanischen Forschern, mit denen er sich notwendig auseinandersetzen mufste. Die Fortsetzung des alten Injunktiv Aor. bildet nämlich *ne* mit dem Subjunktiv Perf. im Lateinischen. Da dieser dem Aoristsystem angehört, so zeigen die hierher gehörigen Formen auch die aoristische punktuelle Aktion, wie Delbrück gegen Elmer nachweist, welcher den Grund in der psychischen (lebhaft erregten oder leidenschaftlichen) Stimmung des Redenden fand. Ihm stimmte ich WS. f. kl. Ph. 1896, 460 bei, wäre aber geneigt, mit Delbrück den Unterschied zwischen *ne feceris* und *ne facias* lediglich in der Aktion des Tempusstammes zu erblicken (so dafs *ne facias* gebraucht wird, wenn die Handlung als eine vor sich gehende, *ne feceris*, wenn sie punktuell vorgestellt werden soll), wenn ich die Überzeugung gewinnen könnte, dafs die Lateiner dies wirklich empfunden haben. Ich will es aber für möglich ansehen, denn über *μὴ ποίει* (im Präsens), aber *μὴ ποιήσῃς* (im Aorist) belehrt Delbrück überzeugend: *μὴ ποιήσῃς* ist die Fortsetzung des alten indog. Injunktivs wie event. *ne feceris*. Es ist das Verdienst

Delbrücks, hier Klarheit geschaffen zu haben. — Der lateinische Konj. Imperf. entspricht nach ihm stets dem Optativ der verwandten Sprachen, niemals dem Konjunktiv. Er bezeichnet das Entferntsein von der Wirklichkeit, man sollte ihn daher richtiger den Irrealis des Präsens nennen. Seine Versetzung in den Kreis der Vergangenheit ist nur eine Unterabteilung. Der ihm nachgebildete Irrealis des Perf. hat nirgends, auch nicht in den anderen italischen Dialekten eine Parallele.

Bei Verben mit doppeltem Genus läfst D. die bekannten drei Arten: dynamisches, reflexives und reziprokes Medium bestehen. Bezüglich des Passivums meint er, es stehe die Sache doch nicht so verzweifelt, wie Vogrinz in seiner griechischen Grammatik es ansehe; man müsse nur mehr historisch zu Werke gehen. Auf das lateinische Passiv geht er ebensowenig ein, wie auf die Darstellung des Konj. Plusq. im Lateinischen. Hier fehlen ihm Sammlungen, dort verweist er auf Brugmanns Grundrifs. Wir Philologen hätten diese Lücken gern ausgefüllt gesehen und dafür lieber auf manches Arische verzichtet.

Je ein weiteres Kapitel ist den Infinitiven und Participien gewidmet. Auch hier wird der lateinische Gebrauch sehr obenhin behandelt. Proethnisch sind vier Gebrauchsweisen des Infinitivs: 1. der konjunktivische (imperativische), von welchem der lateinische Inf. historicus abzuleiten ist (S. 457), 2. der prädikative, 3. der Inf. zur Ergänzung der Satzaussage, 4. der Inf. bei Hülfsverben. Für den Fall 3 (z. B. *bibere dare*) tritt im Lateinischen meist das Gerundivum ein, in dessen Auffassung Delbrück S. 489 Weisweiler folgt, wonach von Anfang an die Idee des Sollens darin lag. Aber für *oriundus, volvendus* etc. fehlt ihm dann die Erklärung. Ich halte deshalb und weil wir den Ursprung der Form auf *-ndus* nicht kennen, daran fest, dafs sie ursprünglich als Part. Präs. Medii gebraucht wurde, wie in *volvendus, labundus* (unda sub undis labunda sonit Acc. bei Non. S. 504), *oriundus, secundus*, welche deutliche Part. Präs. eines intransitiven Deponens sind. In den Kasus obliqui anderer Verba ist dieser Gebrauch noch viel häufiger, wie die Stellen aus Cicero und Livius bei Neue-Wagener III[3] S. 180 beweisen. Von den medialen Verbis also ging der Präsensgebrauch auf die transitiven über. Das Participium necessitatis auf *-ndum* aber, welches von dem adjektivischen älteren Typus auf *-ndus* gebildet wurde, bekam seinen passivischen Sinn und die Bedeutung des Müssens oder Sollens zuerst aus negativen Sätzen wie *hoc non faciendum*, „dies ist nicht zu thun", wo es prädikativ an Stelle des indog. Infinitivs trat — eine Stellvertretung, welche Delbrück selbst S. 488 aus dem Altindischen nachweist. Bald sagte man dann positiv *hoc faciendum* (est). Ähnlich wurde aus *da bibere*, dem Inf. zur Ergänzung der Satzaussage, später *bibendum dare*. Wir haben es also in der Form auf *-ndus* mit zwei ursprünglich ganz verschiedenen Erscheinungen zu thun,

einem aktiv-medialen Adjektiv und einem den Infinitiv stellvertretenden verneinten passiven Participium, in welches die Idee des Sollens auf natürlichem Wege einzog. So meine Auffassung. Delbrück aber verwickelt sich, wenn man S. 489 mit 488 vergleicht, in Widersprüche. Wenn „die adjektivische Verwendung den älteren Typus darstellt, wofür auch ein Vorhandensein im Oskischen spricht", so können die altlateinischen Formen wie *labundus, Adolenda, Coinquenda, Adferenda* in durchaus keinen Zusammenhang mit den den Infinitiv stellvertretenden Participia necessitatis gebracht werden, die ein noch älteres Ursprungsattest schon aus indischer Zeit beibringen können oder die, wie Delbrück sagt, „die passive Bedeutung schon aus der Infinitivzeit mitbrachten". Man hätte dann die ganz sonderbare und seltsame Entwickelung: passivische, aktivische und schliefslich wieder passivische Funktion.

Den Accusativus cum inf. erklärt Delbrück S. 471 ganz so, wie ich es im Anschlufs an Surber in meiner Lat. Schulgramm. § 243, 245 ff. gethan habe. Aber auch hier nimmt er gar keine Rücksicht auf die verschiedenen mit strenger Konsequenz entwickelten Gebrauchsweisen des Lateinischen, die ich in vier Gruppen gesondert habe. Er spricht nur vom griech. Acc. c. inf. und sogleich darauf vom lat. Inf. Perf. bei Verben der Willensäufserung; von diesem sagt er nur, dafs er dem griech. Inf. Aor. entspricht, auf Draeger verweisend. Was aber alles zur Erklärung dieses Inf. von mir Jggr. Streifz.[2] S. 77 ff., von J. Golling „Gymn." 1889 Nr. 14 S. 475 ff. und Progr. Wien Staatsg. IX Bez. 1892 (Syntax der lat. Dichtersprache I. Der Infinitiv) beigebracht worden ist, davon bei Delbrück keine Silbe. Wir haben beide gerade bestritten, dafs hierin ein verkappter Aorist zu finden ist; wenigstens liegen die meisten Fälle anders, und wir sind der Ansicht, welche auch Schäfler, Die synt. Gräcismen S. 89 billigt, dafs diese Perfektinfinitive aus dem Geiste der lateinischen Sprache durchaus zu erklären sind und durch scharfe Umgrenzung des Gebrauchs, durch Aufstellung von Gruppen und eindringende Einzelerklärung sich auch befriedigend erklären lassen. Etwas anders liegt die Sache hier doch als bei *ne feceris*, welches ja einem μὴ ποιήσῃς wohl entsprechen kann. Kurz, in dem Übergehen des lateinischen Acc. c. inf.-Gebrauchs thut sich uns wieder eine fühlbare Lücke auf.

Dagegen pflichte ich Delbrück in dem Zweifel an der Deutung Brugmanns und Postgates bei, wonach *daturum* aus *datu-erum* (*erum* Inf. von *sum*) entstanden sein soll. Wiederum hat er in dem Abschnitt „Zwei Negationen in einem Satze" die Sache sich sehr leicht gemacht, indem er blofs von dem griechischen οὐδέ, οὐδείς u. a. in aller Kürze spricht, von den lateinischen *neque ne, neque non, neque haud, neque nullus* und ebenso von den deutschen Doppelungen der Negation schweigt. Und doch lassen sich hier deutlich erkennbare Gebrauchstypen aufstellen, vgl. meine Jggr. Streifz.[2] S. 140 ff., O. Schwab, Die pleonastische Negation

im Neuhochd. (Zeitschr. f. deutsch. Unt. 7. Jahrg. Heft 12 S. 807 ff., P. Thomas in Rev. de l'instr. publ. en Belg. Tome 28 livr. 1 S. 1 ff.

Endlich noch ein Beispiel, um darzuthun, dafs Delbrücks Quellen nicht immer die besten und neuesten sind. So sagt er S. 527 im letzten Kapitel über die Partikeln, dafs für lat. *ne* = *nedum* Hand einen Beleg aus Cic. fam. 9, 26 beibringt. Die Sache ist aber weiter verbreitet. Es giebt mindestens fünf Stellen für diesen Gebrauch, der von Plautus bis Tacitus reicht, cfr. Sall. Cat. 11, 8 *Quippe secundae res sapientium animos fatigant: ne illi corruptis moribus victoriae temperarent.* Corte, Kappes, Opitz und Schmalz sehen hierin einen Potentialis der Vergangenheit = „hätten ... sollen", Jacobs-Wirz ergänzt dagegen vor *ne* ein *videlicet timendum fuit* oder *num timendum fuit*? = da mufste man freilich bange sein, dafs = da sollten jene sittenlosen Banden sich mäfsigen? Er vergleicht Liv. 3, 52, 9: novam inexpertamque eam potestatem (sc. tribunatum) eripuere patribus nostris: ne nunc dulcedine semel capti ferant desiderium. Diese Erklärung ist gänzlich unpassend und dazu noch gesucht und entlegen. Man zweifle nicht an dem Sinne des *ne* von *nedum*. Vgl. Plaut. Cas. V 4, 23; Tac. Ann. XI 30: nec nunc adulteria obiecturum ait, *ne* donum ... reposceret, wo Nipperdey-Andresen[5] erklärt: „dafs er nicht etwa, soviel fehle, dafs er" = nedum.

Der Druck ist nicht so gut überwacht wie im ersten Teile. S. 13 steht Ar heiten und unverkeenbare, S. 36 orndne, 55 *ὀμόργυμι*, 171 Buts mann, 315 me nini, 327 überse ten, 381 unten fcceris, und so finden sich noch zahlreiche, dem Druckfehlerverzeichnis entgangene Fehler des Setzers.

Trotz aller zahlreichen Desiderata auf dem Felde des Lateinischen möchten wir doch diesen äufserst verdienstlichen zweiten Teil der vergleichenden Syntax Delbrücks nicht entbehren. Er enthält so viel neue und gediegene Arbeit, so viel ergebnisreiche und grundlegende Forschung, so viel übersichtliche Stoffsammlung und Stoffgruppierung für die übrigen Sprachen, dafs das, was etwa fehlt, durch das vorhandene Gute mehrfach aufgewogen wird. Möchte nur der Schlufsband bald folgen!

2) **Rudolf Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft.** Mit 4 Abbildungen. Leipzig 1897, G. J. Göschen. 136 S. 12. geb. 0,80 M.

Das sehr praktisch angelegte Büchlein bildet den 59. Band der Sammlung Göschen, welche eine Menge nützlichen Wissens für höhere Schulen in knappen Abrissen aus der Hand bekannter Gelehrten, Professoren und Schulmänner darbietet. Dieser Abrifs der indogermanischen Sprachwissenschaft von einem bekannten Fachmanne der Universität Wien eignet sich vortrefflich zur Selbstbelehrung, namentlich für angehende Studierende der Philologie, welche mit den wichtigsten Ergebnissen der heute so unendlich fortgeschrittenen Sprachwissenschaft notwendig, wie wir

dies schon mehrfach auch hier betont haben, vertraut sein müssen. Er bietet nur sichere Ergebnisse der Forschung in zusammenhängender, klarer und übersichtlicher Darstellung; was nicht allgemein oder nicht von der Mehrzahl der heutigen Forscher anerkannt ist, bleibt fern. Zweckmäfsigerweise lehnt sich die ganze Darstellung an K. Brugmanns Grundrifs der indog. Sprachen an, für welchen dieses Büchlein als Vorschule betrachtet werden kann, so dafs auch angehende Sprachforscher es mit Nutzen gebrauchen können. Bei der Beschreibung des Laut- und Formenschatzes der indogermanischen Grundsprache war es daher nötig, dem Verständnisse der Grammatik eine Grundlage zu schaffen, d. h. die Vorbegriffe zu erklären, die äufsere wie die innere Sprache darzulegen, die Fragen nach dem Wandel der Sprachen, seinen Gründen und Regeln zu beantworten. Verf. hat es mit grofsem und anerkennenswertem Geschick verstanden, das Wichtigste herauszugreifen und in leichtverständlicher Form vorzuführen. Wir haben die indogermanische Laut- und Formenlehre noch nirgends in so bündiger, gutverständlicher und einwandsfreier Weise in einem so beschränkten Rahmen dargestellt gefunden. Einem Wunsche der Verlagshandlung folgend, hat Verf. einen Anhang über die geistige und materielle Kultur des indogermanischen Urvolkes unter dem Titel „Kultur und Urheimat der Indogermanen“ beigegeben. Er kommt in diesem lehrreichen Abschnitte zu dem Schlusse, dafs die Sprachen, ihre Verwandtschaftsverhältnisse wie ihr Wortschatz uns zu der Annahme führen, die Indogermanen können zur Zeit des ersten Auftretens in Mitteleuropa bis in die russisch-sibirischen Steppenländer hinein gewohnt haben, von wo sie sich nach allen Richtungen ausdehnen konnten. Die Zeit der Trennung kann schwerlich nach dem Jahre 5000 v. Chr. angesetzt werden. Die Wörter der Ursprache für Hausbewohner, Hausgerät und Haustiere, Bäume u. s. w., welche sämtlich hier vorgeführt werden, geben aber keine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Kultur und den Ursitzen; die Anthropologie und Prähistorie mufs hier aushelfen.

Wir empfehlen diese das Wesentliche erschöpfende und auf den neuesten Forschungen beruhende praktische Einleitung in die Sprachwissenschaft, welche der Sammlung Ehre macht, allen, welche sich für die Sache interessieren. Die selbständige, gediegene fachmännische Arbeit verdient die weiteste Verbreitung; der billige Preis erleichtert jedem die Anschaffung.

Colberg. H. Ziemer.

---

1) Recueil de synonymes français par un ancien professeur de l'université de France académicien et médecin. Quatrième édition. Meiningen 1892, K. Keyssner, imprimeur-éditeur. 120 S. 8. 1,80 M.

Diese Sammlung französischer Synonyma, ein specimen industriae des Professors am Bernhardinum zu Meiningen, Dr. med.

Hegewald, enthält zunächst eine „Introduction", worin der Verf. zuerst darauf hinweist, wie wichtig die Lehre von dem Gebrauch sinnverwandter Wörter in der Sprache überhaupt, insbesondere im Französischen sei, dafs jedoch dieselbe bei sehr vielen Schriftstellern nicht die gebührende Berücksichtigung fände, vielmehr mancher sich bei Anwendung der Ausdrücke teils von dem Wunsche nach einer wohlgesetzten Periode bestimmen liefse, teils von der Absicht „de donner au langage plus d'harmonie ou de variété". Weiterhin zeigt er an einigen Beispielen die verschiedenartige Bedeutung synonymer Ausdrücke wie *rivière* und *ruisseau*, *aallée* und *vallon*, *présent* und *don* u. a. m. und bezeichnet als wirklich mustergültige Schriftsteller in Beziehung auf Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken wie auf den richtigen Gebrauch der Wörter Calvin, Blaise Pascal, Villemain, Guizot, während er an anderen wie Lamartine, Edgar Quinet, Victor Hugo und vielen „écrivains de nos jours" die eine oder andere Bedingung vermifst. Sodann macht Verf. auf einige Ratschläge des Edinburger Professors Blair aufmerksam, welche dieser den jungen Schriftstellern behufs Bildung des Stils erteilt. Schliefslich wird der Zweck der vorliegenden Sammlung kurz dahin präzisiert „pour être consulté dans les compositions françaises".

An diese Einleitung reihen sich (S. 8—84) 506 alphabetisch geordnete deutsche Wörter. Unter jedem derselben finden sich die bezüglichen französischen Synonyma mit Erläuterung in französischer Sprache. Einen weiteren Abschnitt bildet (S. 85—99) eine „Récapitulation", welche die Synonyma ohne Erläuterung ebenfalls in alphabetischer Ordnung enthält. Dann folgen (S. 100—106) als „Addenda" 33 weitere Synonyma (507—539) in derselben Weise geordnet wie oben (S. 8—84), und zum Schlufs sind sieben „Modèles d'analyse" angefügt, darunter vier Rätsel von Schiller und eins von König Ludwig I. von Bayern: „Les emblèmes des Romains" zum Übertragen ins Französische. Die Sammlung ist mit vielem Fleifs und grofser Sachkenntnis hergestellt und recht wohl geeignet, die nötigen Hinweise zur richtigen Wahl des Ausdrucks zu geben. Sie enthält 1500 französische Synonyma und zeichnet sich durch Übersichtlichkeit der Darstellung und Präzision der Erklärung vorteilhaft aus. Ob sie indes den Zwecken der Schule, namentlich des Gymnasiums, mit Erfolg dienen wird, bleibt dahingestellt, zumal die geringe Stundenzahl, welche dem Französischen in den oberen Klassen einer solchen Anstalt zugemessen ist, eine eingehendere Beschäftigung mit der Synonymik kaum zuläfst. Dagegen kann diese Sammlung zum Privatstudium bezw. als praktisches Hilfsmittel zum Nachschlagen angelegentlichst empfohlen werden.

Die Ausstattung ist gut, der Druck leider recht mangelhaft, so dafs im Falle einer event. Neuauflage das Buch einer genauen Durchsicht unterzogen werden müfste. Folgende teils leichter,

teils schwerer wiegende Druckversehen sind bemerkt: S. 4 Z. 7 v. o. *eutre,* Z. 11 v. o. *étiam*; S. 5 Z. 19 v. u. *éminement*; S. 6 Z. 19 v. o. *a* st. *à*; S. 7 Z. 2 v. u. *accuillera*; S. 9 Z. 4 v. o. *thême*; Z. 9 v. o. *persévérente,* Z. 10 v. o. und anderwärts *quelquechose,* sonst *quelque chose* (vgl. S. 15 Z. 9 v. u.), Z. 17 v. o. *elle même,* Z. 3 v. u. *lui méme*; S. 10 Z. 7 v. o. *éffacée,* Z. 11 v. o. *agé,* Z. 7 v. u. *révélant,* Z. 1 v. u. *anxiété* und *émbarras*; S. 11 Z. 1 v. o. *l'anxiété* und Z. 6 v. u. *marriage*; S. 13 Z. 1 v. o. *Anfruhr*; S. 18 Z. 5 v. o. *de valeur* für *de la valeur*; S. 21 Z. 7 v. u. *'délà, resistance* und *on* für *ou* und andere mehr wie *d'ou, le mort* st. *la mort, n'etait, le puplic, peutêtre, les jugement, veillards, pour une intérêt, le la face, le Christ vue, d'un vision, si dit* für *se dit, a celui* st. *à celui, la plus élancé, ou* st. *où, vacilliation, Longjumeux, troupeaux, et* st. *est, les jambe, jusqu'a, La parti civile, concièrge.* Ref. bricht hier (S. 55) mit der Aufzählung ab, steht indes gern mit einem weiteren Verzeichnis zu Diensten.

2) Hegewald, VI Leçons pratiques. Pour faire suite au Recueil de synonymes français. Avec un supplément: Les Homonymes français. Meiningen 1898, K. Keyssner, éditeur. Imprimeur de la Cour. 47 S. 8. 0,50 M.

Das vorliegende Schriftchen soll gleichsam eine Fortsetzung bezw. praktische Verwertung der in „Recueil de synonymes français" enthaltenen Erläuterungen bilden, auf welche sich die in der erdichteten Erzählung befindlichen Zahlen beziehen. Diese Erzählung ist ein Auszug aus dem reizenden Idyll „Chaumière Indienne" von Bernhardin de St. Pierre, welches nach dem Urteil eines feinsinnigen Franzosen als „le meilleur, le plus moral et le plus court des romans" bezeichnet ist. Aus sechs kurzen (38 Seiten umfassenden) Abschnitten (I. Le docteur anglais à la recherche de la vérité. II. Le docteur en grand embarras. III. Le grand-prêtre innommé. IV. La découverte d'un homme content. V. Le grand livre de la nature. VI. Le philosophe sans le savoir.) besteht dieses Märchen, welches höchst anziehend und unterhaltend auf die drei Fragen: „Par quel moyen on peut trouver la vérité? Où il faut chercher la vérité? S'il faut communiquer la vérité aux hommes?" folgende drei Antworten giebt, welche der schlichten Anschauungsweise eines einfachen, der verachteten Kaste der Parias angehörenden Inders entlehnt sind: „Il faut chercher la vérité avec un coeur simple; on ne la trouve que dans la nature; on ne doit la dire qu'aux gens de bien". An die Erzählung reihen sich (S. 39) einige sachliche Bemerkungen, sodann (S. 40—42) „éclaircissements sur les difficultés du participe passé", endlich (S. 43—47) als Supplement: „Les homonymes français" und ein Wortspiel.

Die Leçons pratiques werden gewifs schon ihres ansprechenden Inhalts wegen als eine willkommene Beigabe zu der Sammlung der Synonyma in Fachkreisen bereitwillige Aufnahme finden.

Die Ausstattung ist splendid, der Druck meist fehlerfrei; aufgefallen ist nur S. 19 Z. 1 v. u. *réprit*; S. 22 Z. 9 v. o. *gargoulette*; S. 25 Z. 9 v. o. *il'*; S. 26 Z. 3 v. u. *fit* st. *fît*; S. 30 Z. 3 v. o. *refugié*, Z. 12 v. o. *jai* und Z. 7 v. u. *antropophage*; S. 35 Z. 2 v. o. *cinq-cents-voix*, *cachés*; S. 38 Z. 1, 2 und 5 v. u. *diner*; S. 39 Z. 4 v. u. *pélérins*; S. 41 Z. 2 v. u. *Je ne le m'explique pas*; S. 42 Z. 13 v. u. *regime* und Z. 1 v. u. *celle ci*.

Salzwedel i. A. K. Brandt.

---

1) Barante, Histoire de Jeanne d'Arc mit erklärenden Anmerkungen, einer genealogischen Tabelle, einer Karte und einem Beiheft versehen von H. Müller. (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften von Bahlsen und Hengesbach, Nr. 24.) Berlin 1896, Gaertners Verlagsbuchhandlung. XXIII u. 129 S. 8. 0,80 M.

So sehr auch uns Neuphilologen gerade die Bahlsen-Hengesbachsche Schulbibliothek durch die Gediegenheit der Ausstattung verwöhnt, so wenig erwartet man doch im allgemeinen eine derartige Fülle von Beigaben, eine solche Akribie im einzelnen. Der Herausgeber der Baranteschen „Histoire de Jeanne d'Arc" belehrt uns in der Vorrede teilweise über die von ihm benutzten Quellen, zu denen sogar handschriftliches Material jüngsten Datums, zu denen ein ausgiebiges Kartenmaterial, zu denen selbst ganz direkt vom Bearbeiter veranlaſste Neuanschaffungen der Heidelberger Universitätsbibliothek gehören. Über Barantes Leben und Schaffen geben uns sodann S. IX—XI der Vorrede Auskunft. Es folgen geschichtliche Vorbemerkungen auf S. XII—XVIII, eine ausführliche Inhaltsübersicht auf S. XIX—XXI, endlich zwei genealogische Tafeln (S. XXII und XXIII) zur Aufklärung über die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den englischen Herrscherfamilien Plantagenet und Lancaster und den französischen Königshäusern der Capetinger und Valois. Der Text, den der Herausgeber bald durch Streichungen, bald durch vorsichtiges Redigieren im Geist und Sinn Barantes, zum Teil auch durch schonendes Modernisieren veralteter Ausdrücke zu einer fesselnden und anregenden Lektüre für die Schuljugend unserer Tage zu gestalten gesucht hat, faſst genau 90 Seiten. Den Schluſs des Buches bilden die 38 Seiten zählenden Anmerkungen, zwei kartographische Skizzen der Umgegend von Orléans und Compiègne und eine Karte, das nördliche und mittlere Frankreich d. J. 1429 darstellend.

Nur zur Benutzung für den Lehrer und zum Selbststudium ist dann noch ein Ergänzungsheft beigegeben. Dieses enthält auf S. 3—5 die Bibliographie der zum gröſsten Teil vom Herausgeber zu Rate gezogenen Werke, auf S. 6—68 die zusätzlichen Bemerkungen zu dem eigentlichen Text, S. 68—77 ein bis auf die einzelnen Tage ausgeführtes Itinéraire de la Pucelle, auf S. 77 bis 83 endlich ein alphabetisches Verzeichnis der in der Schrift vorkommenden Personennamen mit Angabe der Stellen, wo sie

sich vorfinden. Man sieht, Müller hat seine langjährigen gründlichen Studien verwertet, um ein Werk zu schaffen, das ebensosehr, wenn nicht gar mehr noch auf den Historiker als auf den Philologen und mehr jedenfalls auf die Studierenden als auf unsere Schüler berechnet ist. Für unsere Jugend giebt es wohl noch andere Episoden der französischen Geschichte, die ihr Interesse stärker in Anspruch nehmen dürften als dieser im wesentlichen nur Frankreich und England berührende Streit. Die anziehende, romantische Gestalt der Jungfrau und die gewinnende Erzählungsform, in der Barante uns ihr Schicksal offenbart, rechtfertigen die Aufnahme dieses Abschnitts aus der „Histoire des ducs de Bourgogne“ in den Lektürekanon unserer höheren Schulen zur Genüge. Aber man mufs beinahe davor warnen, diesem Buche eine so eingehende und umfassende Behandlung zuteil werden zu lassen, wie sie der beigebrachte Apparat an die Hand zu geben scheint. Zudem bieten auch die in das Buch selbst eingefügten, also doch für Schüler bestimmten Anmerkungen ein ganz überwiegend historisches Interesse. Und dieses Interesse kann in solchem Mafse dort nicht vorausgesetzt werden, wo das Buch seinem ganzen Gedankengehalte nach hingehört, in den Mittelklassen. Ein längeres Verweilen bei dem Werke ist aber auf dieser Stufe schon deshalb nicht anzuraten, weil die immerhin stark antikisierende, sichtlich gewollte Färbung des Textes auf die rein sprachliche Ausbildung nur nachteilig einwirken kann.

2) Victor Hugo, Préface de Cromwell, für die Zwecke der Schule verkürzt und erklärt von O. Weifsenfels. (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriftsteller von Bahlsen und Hengesbach, Nr. 27.) Berlin 1896, Gaertners Verlagsbuchhandlung. VIII u. 96 S. 8. 0,90 M.

Neben Taines „Origines de la France contemporaine“ (in der Bahlsen-Hengesbachschen Schulbibliothek Nr. 10) und neben Mirabeaus „Parlamentsreden“ dürfte nicht leicht ein Werk gefunden werden, das so würdig ist, wie das vorliegende, den besten für unsere Primen ausgewählten Werken des klassischen Altertums an die Seite gestellt zu werden. Ihren besonderen Wert aber erhält Hugos „Préface de Cromwell“ noch dadurch, dafs sich im Anschlufs an sie auf die ungezwungenste Art eine Übersicht über die gesamte französische Litteratur geben läfst. Ob jedoch dieses Werk der Primanerjugend eines Gymnasiums oder gar eines Realgymnasiums so ohne weiteres zugänglich gemacht werden kann, ist mir auch nach den empfehlenden Worten eines so erfahrenen Pädagogen, wie wir ihn in dem Herausgeber vor uns haben, zweifelhaft geblieben. Wenn Weifsenfels behauptet, dafs V. Hugos Préface sehr viel leichter zu verstehen ist als Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, so kann man das natürlich kaum zu bestreiten wagen, da er hinzufügt, er habe die Probe darauf bereits mit Primanern ge-

macht. Zudem wird ja unverkennbar in unseren höheren Schulen die Jugend systematisch daran gewöhnt, dem, was ihr in fremdem, nicht so unmittelbar durchsichtigem Gewande entgegentritt, weiter nachzugehen und williger nachzuhängen als dem in der Muttersprache Dargebotenen. Allein die eigenen Worte des Herausgebers (S. 10 der Einleitung): „Allerdings ist Victor Hugo kein Schriftsteller, kein Dichter für das jugendliche Alter. Sein Denken und Empfinden strebt fast immer den mystischen Tiefen der Dinge zu, und was er im Rausche der Verzückung geschrieben, ist er nachher oft wenig bekümmert, zur Klarheit herauszuarbeiten" wollen doch auch wohl recht ernst genommen werden und sind wahrlich nicht blofs auf Hugos Lyrik zu beziehen. Mich will es bedünken, dafs man seinen Schülern über einige Stellen dieses Buches wenigstens mehr durch Erläuterungen hinweghelfen als in sie hineinleuchten wird. Noch weit gröfsere Schwierigkeiten aber als der Erklärung scheint mir das Werk der Übertragung in unsere Muttersprache entgegenzusetzen, und dieser Übertragung hier etwa entraten zu wollen, wo so leicht Unklarheiten in der Auffassung mit unterlaufen können, halte ich nicht für angezeigt.

Trotz dieser Ausstellungen aber möchte ich dem Herausgeber in der Ansicht beipflichten, dafs man auf jeden Fall mit einer guten Prima den Versuch machen sollte, und man wird dann wohl selbst am besten erkennen, wie weit etwa der Lehrer im einzelnen nachhelfen mufs, um den Schülern dasjenige Vergnügen zu bereiten, das diese Lektüre unzweifelhaft jedem reifen Leser bieten wird. Die detaillierten Inhaltsangaben über jeder Seite, die vortrefflichen Anmerkungen (etwa 30 Seiten auf 55 Seiten Text) und die ausführliche Einleitung werden dem Versuch, auch wo er nicht, durch günstige Vorbedingungen unterstützt, vollauf gelingen sollte, immerhin den Wert höchster Anregung belassen, die ein so grofs empfundenes, tief durchdachtes Dichterwerk unter allen Umständen auf uns ausübt. Sehr oft zudem, wo das lyrisch überschwengliche Beiwerk die Hauptidee erdrückt oder doch zum mindesten verdunkelt, werden die Erläuterungen des Herausgebers dem aufmerksamen Benutzer derselben heraushelfen. Gediegen und lichtvoll erscheinen sie mir überall und erwünscht an ihnen zumal der Umstand, dafs Weifsenfels in strittigen Punkten mit seiner eigenen wohl erwogenen und besonnenen Auffassung nie zurückgehalten hat.

Ohne jede Einschränkung ist das Büchlein in der Ausstattung, die es hier erhalten hat, mit seinen zahlreichen Beziehungen zur antiken Litteratur einerseits und zur Gesamtlitteratur der modernen Völker andererseits jedem Jünger der Philologie, insbesondere aber dem der romanischen zu gründlichstem Studium zu empfehlen.

Frankfurt a. M. M. Banner.

Thackeray's Snob Papers I—X. With annotations by **Gust. Rydberg.** Upsala 1896, Printed by Almquist, Wiksell & Co. 110 S. 8.

In dem vorliegenden Schriftchen bietet uns der Herausgeber eine kleine Auswahl von Thackerays Snob papers, die einzeln im Punch von 1841—53 erschienen und damals, wie der Dichter zu Anfang der Skizze VIII (Great City Snobs) selbst sagt, ungeheures Aufsehen erregten, und zwar wohl in erster Linie infolge der vielen Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten und die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit, dann aber auch dank der manchmal zwar derben und rücksichtslosen, aber trefflichen Satire, mit der er die Hohlheit, das Scheinwesen, kurzum die Schäden des englischen Gesellschaftslebens seiner Zeit geifselt. Diese Skizzen sind uns noch besonders deshalb interessant, weil sie in das Denken und Fühlen des Dichters einen Einblick gewähren und daher so recht angethan sind, uns ein klares Bild von seiner wahren Persönlichkeit: seiner Philosophie, seiner ernsten Moral zu liefern.

Der Herausgeber hat aus der Zahl der Snob papers 10 ausgewählt: I. The Snob playfully dealt with, II. The Snob royal, III. The influence of the aristocracy on Snobs, IV. "The court circular" and its influence on the Snobs, V. What Snobs admire, VI. und VII. On some respectable Snobs, VIII. Great City Snobs, IX. On some Military Snobs, X. Military Snobs. Der Text umfafst 48 Seiten, die Anmerkungen 58 Seiten. Dafs die Erklärung einen so grofsen Umfang angenommen hat, kann nicht wunder nehmen, da solche satirische Schriften mit ihren zahlreichen persönlichen und örtlichen Anspielungen einen grofsen Apparat an Sach- und Worterklärungen erfordern. Thackerays Sprache bedarf zudem ohnehin schon vielfacher Erklärung; sie ist voll von veralteten und poetischen Wörtern und Wendungen. Rydberg ist seiner Aufgabe — die nicht leicht war — vollauf gerecht geworden. Die Anmerkungen sind zwar bisweilen etwas zu elementar (sedulous = never-tiring, enter upon = begin u. s. w.), zumal wenn man bedenkt, dafs die Snob papers doch nur eine Lektüre für Vorgerücktere sind; im übrigen aber verdienen sie volles Lob. Die Interpretation ist meist zutreffend; die Worterklärung zeigt, dafs der Verfasser eine sehr gediegene Kenntnis des Englischen besitzt und auch mit der historischen Entwickelung der Sprache vertraut ist. Die vom modernen Sprachgebrauch abweichenden Wendungen sind sorgfältig angemerkt und durch gute, geläufige Ausdrücke der modernen Sprache ersetzt. Die grofse Vertrautheit des Verfassers mit den Werken Thackerays und der zeitgenössischen Litteratur erleichterte ihm seine schwere Aufgabe. Vielleicht nimmt er anderswo Veranlassung, sich einmal ausführlicher über die Deutung von snob zu äufsern.

Dortmund. Ewald Goerlich.

---

1) **Vorträge und Abhandlungen von H. von Sybel.** München 1897, R. Oldenbourg. 379 S. 8. geb. 7 M.

Eine Biographie Heinrich von Sybels und eine Reihe von Vorträgen und Aufsätzen, die er in seinen letzten Jahren verfafst hatte, sind hier in einem Buche vereinigt, das den dritten Band der von der Redaktion der Historischen Zeitschrift herausgegebenen „Historischen Bibliothek“ bildet. Die Biographie, aus der Feder C. Varrentrapps stammend, entwirft auf Grund eines reichen, meist nur handschriftlichen Nachlasses ein fesselndes und inhaltsreiches Bild des äufseren Lebensganges Sybels, seiner inneren Entwicklung, der erfolgreichen Thätigkeit, die er als Geschichtschreiber, Universitätslehrer, Abgeordneter und Archivdirektor entwickelte, wobei auch manches Licht fällt auf die litterarischen und politischen Zustände und Ereignisse der reich bewegten Zeit deutscher Geschichte, in deren Entwicklung Sybel selbst so bedeutend eingriff, und gewährt uns zuletzt einen Einblick in die reiche schriftstellerische Thätigkeit Sybels durch ein chronologisches Verzeichnis der von ihm verfafsten Schriften. Ungefähr die Hälfte des Buches nehmen die Vorträge und Abhandlungen ein, die Sybel in seinen letzten Jahren verfafst und selbst als druckfähig bezeichnet hatte. Es sind fürs erste wichtige Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Grofsen, veranlafst durch die von dem Verfasser geleitete Veröffentlichung der politischen Korrespondenz des Königs, sodann wichtige Ergänzungen zu seiner Geschichte der Begründung des deutschen Reichs, zum Teil hervorgerufen durch Kritiken dieses Werkes und unter seiner Hand zu selbständigen und inhaltsreichen Abhandlungen ausgestaltet, so u. a. der Aufsatz „Aus den Berliner Märztagen 1848“, dessen Inhalt neulich durch Hans Blum in seiner Geschichte der deutschen Revolution 1848/49 vielfach in ein neues Licht gerückt wurde, ferner Gedächtnisreden und Nachrufe hauptsächlich auf hervorragende Fachgenossen, wie Ranke, Waitz, Weizsäcker, Giesebrecht und Döllinger, die uns zugleich Sybels Ansicht über die Aufgabe der Geschichtschreibung enthüllen, zuletzt zwei Schriften, die uns über seine eigenen Bemühungen um die Lösung jener Aufgabe Aufschlufs geben, die Denkschrift „Gründung und erste Unternehmungen der Historischen Kommission“ und die autobiographischen Aufzeichnungen über die Studien, die er für seine Geschichte der Revolutionszeit in Paris machte.

2) **H. von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800.** Stuttgart o. J., J. G. Cotta. 2.—13. Lieferung. 400, 364 u. 48 S. 8. die Lief. 0,40 M.

Während durch die im Vorstehenden besprochene Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen die „Kleinen historischen Schriften“ Sybels, die in drei Bänden bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienen, eine wichtige Ergänzung erfahren haben, sind auch von der wohlfeilen Ausgabe seiner Geschichte der Revolutionszeit, auf deren

epochemachende Bedeutung auf dem Gebiet der Geschichtschreibung wir im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 702 f. gelegentlich der Anzeige der ersten Lieferung hingewiesen haben, 12 weitere Lieferungen erschienen, welche den Ausbruch der französischen Revolution, ihre erste Einwirkung auf Europa, ihren Verlauf bis zum Sturz des Königtums und bis zu den Wahlen zum Nationalkonvent, den Feldzug in der Champagne behandeln.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Heinrich Borck, Mathematische Hauptsätze für Gymnasien. Methodisch zusammengestellt. Zweiter Teil: Pensum des Obergymnasiums. Leipzig 1896, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. II u. 235 S. 8. 2,60 M.

In jedem Jahre erscheinen neue Bücher auf dem Markte, welche sich die Behandlung der Schulmathematik zur Aufgabe stellen. Trotz der zahlreichen bereits vorhandenen Lehrbücher dieser Gattung müssen wir diese Thatsache mit Freuden begrüfsen, ist es doch zu hoffen, dafs dabei auch zuweilen Lehrbücher erscheinen, die sich beträchtlich über das gewöhnliche Niveau erheben. Hierdurch nur kann es gelingen, das harte Urteil ungerechtfertigt erscheinen zu lassen, welches einst Eugen Dühring in seiner kritischen Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik über die Lehrbücher der niederen Mathematik ausgesprochen. Selbstverständlich können einen Anspruch auf Beachtung nur diejenigen Lehrbücher haben, welche das ganze Gebiet der Elementar-Mathematik behandeln. Schülern die verschiedenen Zweige der Mathematik von verschiedenen Verfassern bearbeitet in die Hände zu geben, wäre durchaus unpädagogisch.

Mit dem Erscheinen des zweiten Teiles des Borckschen Lehrbuches, dessen erster Teil in dieser Zeitschrift im Januar 1895 einer eingehenden, anerkennenden Besprechung unterzogen ist, auf die wir hiermit verweisen, liegt das ganze auf dem Gymnasium durchzunehmende Gebiet der Mathematik aus einer Feder fertig vor. Hierdurch reiht sich das Borcksche Buch in die Reihe der für die Einführung an einem Gymnasium wesentlich in Betracht kommenden Bücher ein. Es besitzt aber auch vor vielen ähnlichen Lehrbüchern erhebliche Vorzüge. Die in dem ersten Teile mit der gröfsten Sorgfalt durchgeführte strenge Trennung von Voraussetzung, Behauptung und Beweis ist in dem vorliegenden zweiten Teile ebenfalls zu rühmen, doch, da er für die Oberstufe bestimmt ist, mit vollem Rechte nicht mehr überall aufrecht erhalten. Dadurch ist es dem Verfasser gelungen, in dem 235 Seiten umfassenden Buche eine so reiche Fülle von Stoff zu bieten, dafs das Buch nicht nur, wie sein Titel sagt, an Gymnasien, sondern ganz unbedenklich auch an Realgymnasien eingeführt werden könnte. So ist z. B. den kubischen Gleichungen,

deren Behandlung nicht mehr in das Pensum der Gymnasien gehört, ein ganzer, grofser Paragraph (§ 30) gewidmet.

Was Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung betrifft, braucht das Buch keinen Vergleich mit irgend einem anderen Lehrbuche zu scheuen. Es ist im Gegensatz zu den meisten Lehrbüchern, besonders zu dem vielverbreiteten Mehlerschen Buche, so eingerichtet, dafs es der Schüler sehr gut allein ohne alle schriftlichen Bemerkungen zu seinen Wiederholungen benutzen kann. Dieser Umstand dürfte nicht zum geringsten den Wert des Buches zum Gebrauche an Schulen erhöhen, da ja stets von neuem vor dem Diktieren während des Unterrichts gewarnt wird. Zahlreiche (141) im Text angebrachte Figuren unterstützen überall den Schüler bei dem Verständnis des Gesagten.

Die in Fufsnoten beigefügten sorgfältigen historischen Notizen werden vielen Lehrern beim Unterricht willkommen sein. Auch erscheint es im hohen Grade praktisch, dafs in dem Buche von einer Verteilung des Lehrstoffes auf die einzelnen Klassen Abstand genommen ist, da diese, soweit sie nicht durch die amtlichen Lehrpläne bestimmt ist, der Bestimmung der Fachkonferenz einer jeden Anstalt überlassen bleiben mufs.

Im einzelnen sei noch bemerkt: Beim Lehrsatz des Menelaus pafst Fig. II nicht zum Beweise. Die abgekürzte Schreibweise 1,0p in der Zinseszinsformel wäre vielleicht besser durch eine andere zu ersetzen. Die Definition der quadratischen Gleichung S. 56 mufs umgeändert werden. Das am Schlusse jedes Beweises stereotyp wiederkehrende w. z. b. w. kann fortbleiben. Die Ableitung der Formel S. 145c ergiebt sich viel einfacher aus der Formel S. 130, 2) durch Multiplikation mit dem Nenner, nachdem man $\operatorname{tng}(\alpha + \beta)$ durch $-\operatorname{tng}\gamma$ ersetzt hat. Bei der Ableitung der Formel für die Fläche des Dreiecks in der Einleitung in die analytische Geometrie der Ebene mufs auf das doppelte Vorzeichen der Formel für F hingewiesen werden, damit nicht, wie in dem gewählten Zahlenbeispiele für die Fläche eines Dreiecks ein negativer Wert sich ergeben kann. Aus dem gewonnenen Resultate $F = -1$ kann nicht der Schlufs gezogen werden: also ist F gleich der Quadrateinheit.

Diese wenigen Bemerkungen könnten bei einer neuen Auflage mit Leichtigkeit berücksichtigt werden. Sie sollen durchaus nicht dazu dienen, den Wert des Buches irgendwie herabzusetzen. Im Gegenteil ist dem Buche eine recht weite Verbreitung und recht häufige Einführung im Interesse eines erfolgreichen Unterrichtes zu wünschen.

Friedenau. P. Crantz.

---

1) E. Schultz, Vierstellige Logarithmen für Gymnasien. Essen 1897, Bädeker. 80 S. 8. geb. 0,80 M.

Das Buch enthält die dekadischen Logarithmen von 1—10 000

und die Logarithmen der Winkelfunktionen von Minute zu Minute. Es fehlen an Tabellen, die in Gymnasien gewöhnlich benutzt werden: 1) die natürlichen goniometrischen Funktionen der Winkel, 2) fünfstellige Logarithmen der Zinsfaktoren, 3) Hülfsmittel zur logarithmischen Rechnung mit sehr kleinen Winkeln, z. B. mit der Horizontalparallaxe der Sonne. Dagegen stehen in einem „Anhang“ 19 Seiten voll physikalischer Konstanten.

Auf S. 1 steht: „Ein Strich über der Zahl . . . bedeutet, dafs die Zahl der folgenden Ziffer wegen erhöht werden mufste“. Das ist aber nicht durchgeführt. Z. B. steht bei den Logarithmen von 1—19 nicht ein einziger Strich, und es müfste bei 9 Logarithmen (4, 5, 6, 8, 11, 12, 15, 18, 19) der Fall sein.

Auf S. 75 ist die Formel für das Gewicht von 1 l Wasser $= 1 - 0{,}000004\, t^2$. Danach würde das Dichtigkeitsmaximum bei 0° liegen; unmittelbar vorher steht, dafs es bei 4° liegt.

Auf S. 76 ist bei der Tabelle der Spannkraft und der Temperatur des gesättigten Wasserdampfes angenommen, dafs der Druck einer Atmosphäre auf 1 qcm 1 kg beträgt. Demnach ist in der Tabelle die Spannkraft 1 Atmosphäre bei einem Barometerstand von 735,5 mm (anstatt 760 mm) und bei einer Temperatur von 99,09° C (anstatt 100° C).

Das Gesamturteil über die Brauchbarkeit des Buches wird davon abhängen, welches Gewicht man derartigen Mängeln, wie sie hier angeführt sind, beilegt.

2) E. Schultz, Vierstellige mathematische Tabellen. Essen 1897, Bädeker. 126 S. 8. geb. 1 M.

Das Buch ist in der Hauptsache (80 Seiten) ein unveränderter Abdruck des vorigen (oder umgekehrt), nur gehen in einer „ersten Abteilung“ 46 Seiten mit andern mathematischen Tabellen voraus. Darunter sind auch die der natürlichen goniometrischen Funktionen von 10′ zu 10′ und der fünfstelligen Logarithmen für Zinsfaktoren.

Auf der ersten Seite dieser ersten Abteilung steht ebenfalls die Bemerkung wegen der Bezeichnung der Erhöhung der letzten Ziffer. In den 33½ Seiten umfassenden Tabellen, auf welche sich diese Bemerkung zunächst beziehen soll, ist aber nicht eine einzige derartige Bezeichnung zu finden. Das Fehlen derselben ist an sich kein erheblicher Mangel; es ist nur auffallend, dafs sie da nicht ausgeführt wird, wo sie angekündigt ist.

Wandsbek. A. Richter.

L. Graetz, Kurzer Abrifs der Elektrizität. Mit 143 Abbildungen. Stuttgart 1897, J. Engelhorn. IV u. 183 S. 8. 3,00 M.

Das vorliegende Werk ist kein blofser Auszug aus dem umfassenderen, nunmehr in sechster Auflage erschienenen Lehr- und Lesebuche desselben Verfassers, sondern unterscheidet sich von ihm aufser durch den Umfang auch dadurch, dafs von den elek-

trischen Strömen, nicht von den elektrostatischen Anziehungen und Abstofsungen ausgegangen wird, dafs die Erscheinungen von vornherein auf Bewegungen und Zustände des Äthers zurückgeführt und dafs die Anwendungen immer unmittelbar an die vorgetragenen wissenschaftlichen Lehren angeschlossen werden.

Ausgehend von dem Galvanischen Grundversuche führt der Verfasser die Ablenkung der Magnetnadel als Reagens für den elektrischen Strom ein und bespricht die Erzeugung des Stromes durch galvanische Elemente in ihren gebräuchlichsten Formen, durch Thermoketten, Elektro- und Magnetinduktion. Dann definiert er die Stromstärke als ein Proportionale zu den magnetischen Wirkungen und erklärt ein Ampèremeter, spricht das Ohmsche Gesetz aus und führt Widerstand und elektromotorische Kraft ein, wobei die Stromverzweigung, Voltmeter, Regulatoren und Kommutatoren besprochen werden. Die Erzeugung von Elektromagneten führt zu den magnetischen Kraftlinien des Stromes und zu dem dem Ohmschen analogen Gesetze der Magnetisierung durch den Strom, sowie zu den Anziehungen und Abstofsungen zwischen Strom und Magnet und zwischen zwei Strömen, woran als Anwendungen der Neefsche Hammer, die elektrische Klingel, der Schreibtelegraph und das Telephon mit Mikrophon sich anschliefsen. Alsdann wird die Steigerung der Spannung durch den Induktionsapparat und die elektrische Entladung besprochen, die Leydener Flasche, die Wintersche Elektrisier- und die Wimshurstsche Influenzmaschine beschrieben. Ein verhältnismäfsig umfangreiches Kapitel ist der Umwandlung grofser Energiemengen in elektrische Ströme und umgekehrt gewidmet. Es erwähnt Stöhrers magnetelektrische Maschine und behandelt die Gleichstromdynamos mit Hauptstrom-, Nebenschlufs- und Compoundschaltung, die Wechselstrom- und Drehstromdynamos nebst den entsprechenden Elektromotoren, die Kraftübertragung, die Transformatoren und die elektrischen Eisenbahnen. Als Anwendungen des Jouleschen Gesetzes werden sodann die Glühlampen, Vorrichtungen zum elektrischen Heizen und Kochen und die Bogenlampen vorgeführt. Es folgen die chemischen Wirkungen des Stromes, nämlich die Elektrolyse mit den sekundären Vorgängen, die auf sie bezüglichen Gesetze Faradays, die Strommessung durch Voltameter, die Theorie von Clausius-Arrhenius, die Elektrolyse und Polarisation in galvanischen Elementen und die Akkumulatoren, die Galvanoplastik und die elektrische Metallurgie. Alsdann werden die Gasentladungen in Geifslerschen und Hittorfschen Röhren, die Kathoden- und X-Strahlen behandelt. Den Schlufs bilden die oscillatorischen Entladungen, die Hertzschen Versuche, der Coherer und die Telegraphie ohne Draht, die Teslaströme und die Maxwellsche Auffassung der Leiter und Nichtleiter.

Das Buch wird vielen eine willkommene Ergänzung der physikalischen Lehrbücher bieten, die häufig den Fortschritten der

Forschung und Technik nur langsam zu folgen vermögen und die Starkströme mitunter noch recht stiefmütterlich behandeln.

Über das Mafs, bis zu welchem an Stelle der „Elektrizität" der „Äther" zur Erklärung der Vorgänge heranzuziehen ist, werden die Ansichten der Leser unter einander abweichen; sie werden aber übereinstimmen in der Anerkennung des reichen, vorzüglich ausgewählten und bis auf die Jetztzeit fortgeführten Inhalts und der anregenden, fliefsenden Darstellung. Papier, Druck und Abbildungen sind sehr schön.

Für die künftigen Auflagen, die voraussichtlich schnell und zahlreich folgen werden, erwähne ich ein paar untergeordnete Einzelheiten.

Die Stöhrersche Maschine, die in Fig. 77 abgebildet ist, liefert keine Wechselströme, sondern periodische, intermittierende Gleichströme. In Fig. 78 scheint die durch den Pfeil angegebene Drehungsrichtung nicht mit der Stellung der Bürsten zu harmonieren. Die Wörter „Anode" und „Kathode" S. 138 würde ich statt durch „hinaufführender Weg" und „hinabführender Weg" lieber durch „Zugang" und „Abgang" oder auch „Eintritt" und „Austritt" (nämlich des positiven Stromes) wiedergeben, um dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Ebenso möchte ich bei dieser Gelegenheit empfehlen, „Anion" und „Kation" zu übersetzen mit „das stromauf Wandernde" und „das stromab Wandernde". Die griechische Form εἴων auf S. 138 statt der richtigen ἰόν darf wohl einem Druckfehler zugeschrieben werden.

Zittau i. S. R. Lamprecht.

---

1) Karl Ströse, Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie an höheren Lehranstalten. Ausgabe A für Realgymnasien, Realschulen und verwandte Schulanstalten. Heft I: Unterstufe. Zweite Auflage. Dessau 1897, Paul Baumann. 109 S. 8. geb. 1,20 M.

Das vorliegende 1. Heft der Zoologie enthält den für die Unterstufe (VI, V, IV) bestimmten Lehrstoff. Die Lehraufgabe der VI umfafst 21 Paragraphen, in denen 53 Tiere aus den Klassen der Säugetiere und Vögel teils ausführlich, teils in kurzen Übersichten behandelt werden. Die Lehraufgabe der V (§ 22—49) enthält aufser Säugetieren und Vögeln auch Reptilien, Amphibien und Fische; zwei Paragraphen derselben sind dem Bau des menschlichen Körpers im allgemeinen, sowie dem Knochengerüst des Menschen gewidmet. In dem 3. Abschnitt endlich (§ 50—90) werden die Wirbeltiere nach Klassen, Ordnungen und Familien aufgeführt.

In der Darbietung des Lehrstoffes befolgt der Verfasser ein eigenartiges Verfahren. Zusammenhängende Beschreibungen fehlen ganz; der gesamte Stoff ist vielmehr in kurzen Übersichten und Erläuterungen angeordnet, zwischen welche hier und da Fragen einzeln oder in Gruppen eingefügt sind. Ferner ist charakteristisch

an dem Verfahren des Verf.s, dafs er von Anfang an Vergleichung und Zusammenfassung übt. Auf die Besprechung von Hund und Katze (§ 1 und 2) folgt z. B. im § 3, in welchem Löwe, Tiger, Wolf und Fuchs in ihren wesentlichsten Merkmalen angegeben werden, eine Zusammenfassung zum Begriff Raubtiere. Aufser diesem entwickelt der Verf. schon im 1. Abschnitt die Begriffe Nagetiere, Dickhäuter, Wiederkäuer, Schwimmvögel, Raubvögel, Finkenähnliche Vögel. Das entsprechende Verfahren ist im 2. Abschnitt beobachtet, wo aber die Vergleichung die Beschreibung überwiegt. Im 3. Abschnitt wird das in den vorhergehenden gewonnene Material weiter verarbeitet und durch Einfügung zahlreicher neuer Tiere bereichert. Am Schlufs der beiden ersten Abschnitte, im 3. Teile nach jeder Klasse, folgt ein Paragraph: „Rückblick und Zusammenfassung“, in welchem Begriffe von allgemeinerer Bedeutung näher ausgeführt werden.

Was den zur Darstellung gelangten Stoff betrifft, so ist hervorzuheben, dafs die rein beschreibende Morphologie auf das Allernotwendigste beschränkt ist, dafs dagegen das biologische Moment stark in den Vordergrund tritt, desgleichen die Lehre vom inneren Bau des tierischen Körpers. Das Knochengerüst, der Zusammenhang und die Wirkungsweise der inneren Organe werden von Anfang an berücksichtigt, und ihre Behandlung erfährt durch das ganze Buch hindurch eine beständige Steigerung. Die Wirkungsweise der Muskeln, die Grundzüge des Nervenbaues und des Baues der Sinnesorgane werden erläutert. Der Blutumlauf in seinen Verschiedenheiten in den Wirbeltierklassen gelangt zur Darstellung. Zur Erläuterung des Textes sind 73 Figuren beigegeben. Bei der Illustration ist im allgemeinen davon Abstand genommen, die Tiere selbst im Bilde dem Schüler vorzuführen; es wird vielmehr die Benutzung von Wandbildern oder von ausgestopften Tieren vorausgesetzt. Eine gröfsere Zahl von Figuren sind Umrifszeichnungen mit eingetragenem Skelett; an zahlreichen Schädelzeichnungen lassen sich die Zahnformeln ablesen, in vielen schematischen Figuren kommen die verschiedensten Verhältnisse des inneren Baues zur Darstellung.

So viel über den Inhalt des Buches. Der Zweck desselben soll der sein, dem Schüler in übersichtlicher Form den Stoff in die Hand zu geben, der unter den günstigsten Verhältnissen in der Schule durchgearbeitet werden kann. Es enthält diesen Stoff in einer Form, die sich (wenigstens in Abschnitt 1 und 2) der Unterrichtsform im allgemeinen anpafst. Es befolgt eine streng durchgeführte Methode, welcher der oberste Grundsatz für den naturwissenschaftlichen Unterricht zu Grunde liegt, dafs dieser Unterricht von der Anschauung und der Anweisung zum richtigen Beobachten auszugehen hat. Die Ausdrucksweise ist knapp und präzis, alles Überflüssige vermeidend; die Auswahl des Stoffes ist mit vielem Geschick erfolgt. Als Hilfsbuch und Übungsbuch ist

das vorliegende Werk sicher mit Nutzen und Vorteil zu verwenden. Dagegen ist es sicher nicht dazu angethan, den Schüler zum Lesen anzuregen, ihm Unterhaltung und Belehrung zu gewähren. Das verhindert schon die eigentümliche Darstellung, die keine zusammenhängenden Schilderungen duldet, das verhindert auch das Fehlen lebensvoller Darstellungen der besprochenen Tiere. Das Buch kann eben nur als Hilfsbuch für den Unterricht, als Buch zum Lernen und Wiederholen dienen. Als solches aber ist es durchaus warm zu empfehlen.

2) **Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, mit beschreibendem Text von W. Marshall. Leipzig und Wien 1897, Bibliographisches Institut. VIII u. 56 S. 142 Bildertafeln. geb. 2,50 M.**

Die Herausgabe des Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere mufs als ein neues verdienstvolles Unternehmen der genannten Verlagshandlung bezeichnet werden. Ein grofser Teil der aus Brehms Tierleben genugsam bekannten und keines weiteren Lobes bedürftigen Säugetierbilder aus der Meisterhand eines Mützel, Kuhnert, Specht u. a. ist in einem geschmackvollen Bande vereinigt und von W. Marshall mit einem erläuternden Text versehen worden. In den Beschreibungen der Tiere hat der Verf. auf systematische Charaktere nur so weit Gewicht gelegt, als zur Unterscheidung der einzelnen Formen von einander durchaus erforderlich war. Einen viel breiteren Raum beanspruchen die Angaben über die Verbreitung sowie über die Ernährungsweise, die Art der Fortbewegung, kurz über die verschiedenen Lebensverhältnisse, und dabei wird nicht nur das „Wie“, sondern auch das „Warum“ der Erscheinungen gebührend berücksichtigt. Ganz besonders ist dies der Fall in der verhältnismäfsig umfangreichen Einleitung, in welcher die Verschiedenheit der Formen aus der Verschiedenheit der Lebensbedingungen heraus erklärt wird. Diese Einleitung sowie das Eingehen auf die Lebensverhältnisse geben dem ganzen Texte einen besonderen Wert und machen das Buch auch für unterrichtliche Zwecke brauchbar. Der knappe und wissenschaftlich streng gehaltene Text geht zwar in vielen Punkten über das Verständnis des Kindes hinaus; höchstens der gereiftere Schüler, der sich selbst weiter bilden will, wird denselben mit Nutzen verwerten können. Für viele der Herren Kollegen aber wird das Werk sicher willkommen sein, da es vieles wissenswerte und für den Unterricht verwendbare Material enthält, wie es in einer gleich kurzen und zusammengedrängten Form wohl kaum vorhanden ist. Dabei möchte ich nicht unterlassen, noch besonders auf den aufserordentlich niedrig bemessenen Preis des Werkes (2,50 M) hinzuweisen, der für ein gleich vollkommen ausgestattetes Buch bisher wohl unbekannt gewesen ist.

Berlin. P. Röseler.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. A. Riedler, Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Berlin 1898, A. Seydel. III u. 120 S. Lex.-Format.

2. Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden vom 29. September bis zum 2. Oktober 1897. Zusammengestellt von R. Albrecht. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VII u. 215 S. gr. 8. 6 M.

3. K. Cleve, Schulandachten über das Gebet des Herrn. Progr. Schwedt a. O. 1898. 31 S.

4. A. Ohorn, Grundzüge der Deutschen Litteraturgeschichte. Ein Leitfaden für höhere Schulen. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig 1898, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). VI u. 178 S. kl. 8. 1,40 M, in Ganzleinen geb. 1,80 M.

5. P. Terentii Afri comoediae. Iterum recensuit A. Fleckeisen. Leipzig 1898, B. G. Teubner. IX u. 311 S. kl. 8. 2,10 M.

6. E. Drerup, Über die bei den attischen Rednern eingelegten Urkunden. Leipzig 1898, B. G. Teubner. 142 S. 5,20 M. (S.-A. aus dem 24. Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie.)

7. E. Rambert, Les cerises du vallon de Gueroz; La batelière de Postunen, für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Pfeffer. Leipzig 1898, G. Freytag. X u. 201 S. geb. 1,60 M.

8. O. Schanzenbach, Corrigé des thèmes allemands contenus dans la Grammaire française d'Eugène Borel. Rédigé sur les textes de la vingtième édition et publié à l'usage exclusif des professeurs et des institutrices. Stuttgart o. J., Paul Neff. V u. 140 S. kl. 8. 2,50 M.

9. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen), Thilo von Wardenberg. Berliner Zeit- und Charaktergemälde aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Berlin o. J., Schall & Grund. VIII u. 397 S. kl. 8. 5 M, eleg. geb. 6 M. — Ein gut geschriebenes, fesselndes und lehrreiches Buch, das für Schülerbibliotheken sehr zu empfehlen ist.

10. Pokorny, Naturgeschichte des Pflanzenreiches für höhere Lehranstalten bearbeitet von M. Fischer. Zwanzigste, verbesserte Auflage. Leipzig 1898, G. Freytag. VIII u. 285 S. geb. 2,50 M.

11. Sammlung Göschen. Leipzig 1898, G. J. Göschensche Verlagshandlung. kl. 8. jedes Bändchen geb. 0,80 M.

M. Haberlandt, Völkerkunde. Mit 56 Abbildungen. 200 S.

M. Rudolphi, Allgemeine und physikalische Chemie. 193 S.

K. Schaefer, Die Baukunst des Abendlandes. Mit 22 Figuren. 178 S.

K. Doehlemann, Projektive Geometrie in synthetischer Behandlung. Mit 57 Figuren. 162 S.

H. Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler. 137 S.

Bilderbogen für Schule und Haus. Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. Preis des einzelnen Bogens schwarz 0,10 M, farbig 0,20 M. — Die erste Serie enthält 25 Bogen mit Abbildungen aus der biblischen und vaterländischen Geschichte, aus Geographie und Tierleben, Darstellungen aus dem Volksleben und aus dem Gebiete der technischen Erfindungen, Märchen, Sagen und Legenden. Wo es erforderlich war, sind die Bogen auf der Rückseite mit einem erklärenden Texte versehen. Die Abbildungen sind vorzüglich.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Einige Bemerkungen zu den Vorschriften über die mündliche Reifeprüfung in den alten Sprachen.

So gewaltig auch der Ansturm gegen das humanistische Gymnasium gewesen ist, die alten Sprachen hat er doch nicht aus dem Lehrplan wegfegen können, und wenn ihnen auch die wöchentliche Stundenzahl verringert worden ist, die Bedeutung der klassischen Litteratur haben die Gegner, wenn auch widerwillig und auch nur im Stillen, doch anerkennen müssen.

Die moderne Kultur ist von der alten abhängig; wer jene verstehen will, mufs diese kennen. Die politischen Verhältnisse der Gegenwart versteht nur der richtig, welcher sich ihre durch die alten Völker beeinflufste Entwickelung klar gemacht hat. Die Befruchtung unseres Geistes durch die griechische Kultur ist für den Kundigen kein Geheimnis. Die Schöpfungen der Hellenen bleiben das edelste Bildungsmittel für den deutschen Geist. Mit Recht sagt Goethe von ihnen:

Seid willkommen, edle Gäste,
Jedem echten deutschen Sinn;
Denn das Herrlichste, das Beste,
Bringt allein dem Geist Gewinn.

Das Herrlichste, das Beste sind aber die Schriften, die uns einen Einblick gestatten in die Tiefen des menschlichen Geistes und in die innersten Regungen des menschlichen Herzens und dann uns die Gründe aufzeigen, welche den Aufschwung und den Niedergang der politischen Verhältnisse der Alten veranlafst haben. Deshalb verlangen die Lehrpläne eine derartige Behandlung des Sophokles, die den Ideeenreichtum der Stücke erschliefst, und die Erklärung solcher platonischer Dialoge, deren ethischer Gehalt diese Bevorzugung rechtfertigt. Die demosthenischen Reden wecken den Sinn für die Pflichten gegen das Vaterland, Sallust warnt vor der Selbstsucht, dem Feinde der Gröfse des Vaterlandes. Wenn der Schüler sich diese Gedanken zu eigen macht, so hat er einen Gewinn für das spätere Leben und in diesem Wissen einen Wall gegen den Ansturm der vaterlandslosen und selbstsüchtigen Bestrebungen der Gegenwart. Wie weit die Ideeen der Alten in

sein Denken und Fühlen eingedrungen sind und sein Wollen einstmals beeinflussen werden, entzieht sich natürlich bei der Reifeprüfung der Beurteilung des Examinators; aber eine Darlegung des Gedankeninhaltes der gelesenen Schriften kann und mufs Gegenstand der Prüfung werden. Dies geschieht entweder in der Weise, dafs der Prüfling aufgefordert wird, den Gedankengang einer bestimmten Schrift anzugeben oder Fragen über den Inhalt einzelner Abschnitte zusammenhängend zu beantworten. So z. B. Was versteht Sokrates unter dem *δαιμόνιον* und bei welchen Gelegenheiten hat er seine Stimme zu vernehmen geglaubt? Warum hält er die Flucht aus dem Gefängnis für ein *ἀδικεῖν*? Welches Verhältnis besteht zwischen dem Staat und den einzelnen Bürgern? Wie begründet Demosthenes sein abfälliges Urteil über Philipp und seine Anhänger? Warum glaubt der Chor in Ödipus das Kind einer Gottheit sehen zu müssen? u. a. Solche kurzen Themen lassen sich auch aus der lateinischen Lektüre aufstellen. Sie sind nicht nur der Gradmesser dafür, wie fest sich der Schüler den Inhalt der gelesenen Schriften angeeignet hat, sondern geben ihm auch Gelegenheit, das in anderen Unterrichtsgegenständen Gelernte, Beobachtete zur Vergleichung heranzuziehen. Die Aneignung eines solchen Wissens verlangen die Lehrpläne, wenn sie in den methodischen Bemerkungen zum Lateinischen S. 24 ausdrücklich sagen: das inhaltliche Verständnis des Gelesenen bildet die Hauptsache. Damit stimmt auch die Prüfungsordnung überein, von der als Ziel für den Unterricht in den alten Sprachen hingestellt wird die Kenntnis des Inhalts der leichteren Reden Ciceros, des Sallust, des Livius, der Äneide, der Oden und Episteln des Horaz, des Homer, des Xenophon, der kleineren Staatsreden des Demosthenes und der leichteren Dialoge des Plato.

Diese meine Auffassung scheint der § 11 der Ordnung für die Reifeprüfung abzuweisen; er erwähnt das von mir als notwendig bezeichnete Verfahren bei der Prüfung nicht; er bestimmt vielmehr, dafs in der mündlichen Prüfung durch geeignete an die Übersetzung anzuschliefsende Fragen den Schülern Gelegenheit zu geben ist, ihre Bekanntschaft mit Hauptpunkten der Metrik, der Mythologie und der Antiquitäten zu erweisen. Was ist unter Hauptpunkten der Metrik zu verstehen? Als Zielleistung für das Lateinische wird nach der Prüfungsordnung S. 4 von den Abiturienten gefordert, dafs sie über die am häufigsten vorkommenden Versmafse sichere Kenntnis besitzen; für das Griechische wird ein solcher Nachweis nicht verlangt. Als die Befreiung von der mündlichen Prüfung noch die Ausnahme, eine Auszeichnung war, habe ich oft gehört, dafs der Examinator für den Fall, dafs im Horaz geprüft wurde, das Versmafs der zu übersetzenden Ode angeben liefs; besonders that er sich darauf etwas zu gute, wenn diese Beschreibung in lateinischer Sprache erfolgte. Und ähnlich geschieht es auch heute noch. Aus der Beantwortung solcher Fragen

kann man keinen Schlufs ziehen, ob der Prüfling eine Kenntnis von den Hauptpunkten der Metrik besitzt. Oder soll der Schüler über die drei γένη ῥυθμικά u. ä. Auskunft geben, oder den Bau des jambischen Trimeters, des Hexameters, des Distichons beschreiben? Das sind doch zu einfache Dinge, sie würden den Wert der Prüfung zu sehr herabsetzen.

Ebenso wenig weifs ich mit der Bestimmung: „Hauptpunkte der Mythologie" anzufangen. Der Ausdruck „Hauptpunkte der Antiquitäten" ist verständlich. Die politischen Verhältnisse der Griechen und Römer und ebenso das, was sich auf die religiösen Anschauungen und auf den Kultus bezieht, wird in grofser Ausführlichkeit im geschichtlichen Unterricht der O II zur Behandlung kommen, und die dort gewonnenen Kenntnisse werden in der Lektüre der I auf einigen Gebieten erweitert und vertieft werden. Da dieses Wissen wegen der Beschränkung der Prüfung auf das Pensum der I in der Geschichtsprüfung nicht festgestellt werden kann, soll dazu anscheinend die Prüfung in den alten Sprachen verwandt werden. Dafs die beiden Sprachen aber lediglich als Dienerinnen der Geschichte Existenzberechtigung haben sollen, darin sehe ich eine Herabwürdigung, und zweitens verdienen wegen der Parallelen, die zu modernen Verhältnissen gezogen werden, nur wenige Abschnitte aus den Altertümern eine eingehende Behandlung. Das private Leben der alten Völker, wie der Bau des Hauses, das Hausgerät, die Kleidung, die Ehe, die Erziehung der Kinder, das tägliche Leben, die Bestattung sind an sich ganz interessant, aber als Hauptpunkte der Altertümer können sie nicht angesehen werden und wären deshalb als Prüfungsgegenstände auszuschliefsen. Aus diesem Grunde bin ich der Ansicht, dafs im altsprachlichen Unterricht nur einige Gebiete der Altertümer eingehend zu besprechen sind. An eine systematische Durchnahme aller Gebiete kann man auch wegen der knapp zugemessenen Zeit nicht denken.

Es kommt für mich aber noch etwas in Betracht. Während den Altertümern der alten Kulturvölker eine so hohe Bedeutung beigelegt wird, verlieren die Lehrpläne und die Prüfungsordnung kein Wort darüber, ob und inwieweit sich der Prüfling eine Kenntnis von dem ritterlichen Leben, dessen vielfache Äufserungen in den Epen des Mittelalters in grofser Ausführlichkeit dargestellt werden, angeeignet hat. Die Anschauungen des Mittelalters hat G. Bötticher in den Exkursen zu seiner Übertragung des Parzival trefflich entwickelt. Ich bin weit davon entfernt zu verlangen, dafs diese Dinge Prüfungsgegenstände werden, ich will nur meine Meinung begründen, dafs ebenso wie im Deutschen der Extraneus über die hauptsächlichsten Werke der deutschen Litteratur geprüft wird, auch in den alten Sprachen die mündliche Reifeprüfung bei allen Prüflingen sich auf den Inhalt der gelesenen Schriftwerke zu beschränken oder vielmehr auszudehnen hat. Dazu kommt,

dafs die mündliche Prüfung jetzt die Ausnahme bildet; nur wer hinter den Anforderungen in einem Lehrgegenstande zurückbleibt, mufs sie ablegen. Ist er in der lateinischen Grammatik schwach, so müfste er diese Lücke durch den Nachweis verdecken, dafs er in der Lektüre Tüchtiges leistet; oder ist er im Übersetzen schwach, so mag er wenigstens zeigen, dafs er den Inhalt der gelesenen Schriften verstanden hat; ebenso wäre für das Griechische zu verfahren. Auf jeden Fall scheint es mir unangemessen, dafs schwache Leistungen durch die richtige Beantwortung von Fragen über die Hauptpunkte der drei von der Prüfungsordnung bestimmten Gebiete ausgeglichen werden können.

Deshalb meine ich, dafs der betreffende Abschnitt in § 11 der Prüfungsordnung anders und klar gefafst werden mufs; der Nachdruck ist zu legen auf den Nachweis, dafs der Inhalt der gelesenen Schriftwerke richtig aufgefafst worden ist, wobei nach Möglichkeit auf das Wesentlichste der Altertümer Rücksicht zu nehmen ist. Bei den Extraneern ist die erste Forderung stärker zu betonen; für sie ist die Auswahl der in der mündlichen Prüfung vorzulegenden Schriftwerke sehr klein. Wenn diese nur die vorgelegte Stelle zu übersetzen und im Anschlufs daran Fragen über Hauptpunkte der Metrik, Mythologie und Altertümer zu beantworten haben, so kann sich der Examinator kein Urteil bilden, inwieweit die wichtigsten sittlichen Ideeen der Alten erfafst worden sind. Von ihnen mufs man die Lektüre gewisser Schriften verlangen, deren Inhalt sie in der mündlichen Prüfung darzulegen haben. Dieses Verfahren dürfte geeignet sein, die zwischen den Extraneern und den Abiturienten hinsichtlich der Feststellung ihres Wissensstandes bestehende Kluft einigermafsen zu verengern.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

Induktives Lehrverfahren im lateinischen und griechischen Unterricht.

§ 1. Die Forderung eines objektiv gültigen Lehrverfahrens.

Es ist ein böses Bild, welches die in den Lehrproben und Lehrgängen abgedruckten Artikel „Aus Schulbesichtigungs-Berichten" von dem früher üblichen Verfahren im Unterricht verschiedener deutscher höheren Schulen entwerfen; man mufs geradezu erschrecken über ein Lehrverfahren, das jegliches Interesse für den behandelten Lehrgegenstand beim Schüler von vornherein ersticken mufste. Da heifst es (LL. 28, 98) u. a.: „Und wenn eine neue grammatische Thatsache entwickelt wurde, überall dieselbe stumpfe, geistlose Manier: Schlagt Seite so und so viel in der Grammatik auf. A. soll die Regel § — einmal vorlesen, die andern lesen mit. B. soll sie noch einmal lesen. Habt ihr

sie verstanden? Ja. Dann lernt sie auf morgen auswendig und das Musterbeispiel so und so dazu. That ein Lehrer ein übriges, so fragte er, was in der Regel stehe, und liefs das Musterbeispiel übersetzen. Das nächstemal sagten einige Schüler Regel und Beispiel her, einige Sätze aus dem Ubungsbuch wurden übersetzt, ein und der andere Lehrer bildete selbst solche nach glücklichen oder unglücklichen Einfällen, dann wurde die betr. Regel noch einigemal in der Lektürestunde aufgesagt — voilà tout. Das Extemporale gab oder gab auch nicht die Quittung, inwieweit das Kennen zum Können geworden war".

Wenn man nun auch gewifs annehmen darf, dafs diese Karikatur eines Unterrichtsverfahrens auf wenige Anstalten als Ausnahmen beschränkt blieb, so mufs hiernach doch verständlich werden nicht blofs, dafs der altsprachliche Unterricht in den breiten Schichten des Publikums gerade bei früheren Schülern des Gymnasiums in Mifsachtung kam, sondern auch ganz besonders, dafs sich in den leitenden und mafsgebenden Kreisen die Ansicht festsetzte, es müsse ein bestimmtes Unterrichtsverfahren gefordert werden. Denn die Ansicht Herders, dafs jeder Lehrer seine eigene Methode haben müsse, ist nur insoweit richtig, als jedem Lehrer die Freiheit gelassen werden mufs, innerhalb der Grenzen, die ihm die als richtig erkannte Methode zieht, seine Individualität zur freien Entfaltung gelangen zu lassen. Aber so wenig diese Methode von der Persönlichkeit des Lehrers abhängig sein darf, ebensowenig ist sie lediglich von dem Lehrstoff abhängig und, wie Schleiermacher wollte, mit ihm gegeben. Auch die Rücksicht auf die Einheitlichkeit des Lehrplans brauchte Rein (LL. 22, 11) nicht für die Notwendigkeit einer für alle Lehrer verbindlichen Methode anzuführen. Vielmehr ergiebt sich die Forderung eines bestimmten Unterrichtsverfahrens vornehmlich aus Gesichtspunkten, die über dem Lehrer, über dem Lehrstoff und dem Lehrplan stehen; und zwar sind das die Gesetze, nach welchen die Thätigkeit des menschlichen und hier im besonderen des kindlichen Geistes sich vollzieht. Hiermit ist aber zugleich die Möglichkeit einer solchen Methode erwiesen. Denn wenn auch die Psychologie bei ihrer Erforschung des Seelenlebens noch nicht überall zu allgemein anerkannten Ergebnissen gelangt ist, und wenn auch Pädagogik und Didaktik, die in die Gesetze des menschlichen Geistes immer tiefer einzudringen suchen, um aus ihrer Kenntnis die Gesetze für das Verfahren zu finden, nach welchem dem jugendlichen Geiste der Unterrichtsstoff geboten werden soll, wenn, sage ich, Pädagogik und Didaktik ebenfalls noch nicht allseitig anerkannte Theorieen haben aufstellen können, so scheinen sich doch als allgemein gültige Gesetze ergeben zu haben:

1) dafs der Unterricht nur förderlich wirken kann, wenn er von vielseitigem Interesse des Schülers begleitet und unterstützt wird, und

2) dafs auf dieses Interesse nur dasjenige Lehrverfahren rechnen kann, welches überall da, wo es sich um Bildung der Begriffe handelt, dem natürlichen Gange der Begriffsbildung folgt.

Da nun aber deutliche Begriffe nur aus klaren Anschauungen abgeleitet werden können oder, wie Kant sagt, Anschauungen ohne Begriffe blind, Begriffe ohne Anschauungen leer sind und sich hiernach der ganze Lehr- und Lernprozefs auf den beiden Thätigkeiten, klare Anschauungen hervorzurufen und deutliche Begriffe daraus abzuleiten, aufbaut, so wird dasjenige Unterrichtsverfahren als richtig anerkannt werden müssen, das den Schüler am sichersten zu klaren Anschauungen gelangen und aus ihnen klare Begriffe ableiten, das ihn also den Prozefs der Apperzeption und den der Abstraktion am sichersten vornehmen läfst.

Als solches Lehrverfahren gilt heute ziemlich allgemein das sog. induktive Unterrichtsverfahren.

§ 2. Das induktive Lehrverfahren.

Von den beiden eben genannten Thätigkeiten des Lehrprozesses hat die der Apperzeption dem Schüler eine dem Zweck und Ziel des Unterrichts entsprechende Menge von Vorstellungen zu bieten; diese müssen, um das Interesse des Schülers von vorn herein zu fesseln, aus einem dem Unterrichtsziel und dem Schüler gleich nahe liegenden Interessenkreise genommen werden. Wo solche schon vorhandene Vorstellungen zur Durchführung des Lehrprozesses nicht ausreichen, müssen dem Schüler Vorstellungen geboten werden, die er zwar noch nicht kennt, die ihm aber durch Ableitung aus den schon vorhandenen Anschauungen klar und deutlich werden. Jedenfalls also ist dabei eine Anknüpfung an schon vorhandene Anschauungen nötig; denn nicht durchaus neue Wahrnehmungen sollen dem Schüler entgegentreten, sondern durch unwillkürliche Hinzuergänzung aus früheren soll er zur Erkenntnis der neuen Wahrnehmungen gelangen: nicht Perzeption, sondern Apperzeption ist der geforderte Prozefs.

Ist durch ihn eine hinreichend grofse Anzahl von Anschauungen bereit gestellt, so erfolgt als zweiter Schritt vorwärts zum Ziel die Abstraktion, indem der Schüler die bereitgestellten Vorstellungen mit einander vergleicht, die gleichen Merkmale erkennt und unter ihnen die als wesentlich erkannten heraushebt. Aus der Vergleichung dieser wesentlichen Merkmale mufs sich ihm dann der Begriff oder das Gesetz von selbst ergeben. Während also die Thätigkeit des Schülers bei dem Prozefs der Apperzeption die des Anschauens ist, vollzieht sich der Prozefs der Abstraktion durch das Urteil. Beide Thätigkeiten zusammen pflegt man unter den Begriff des induktiven Lehrverfahrens zusammenzufassen.

Hiernach ist unter induktivem Lehrverfahren (i. L.-V.) diejenige Unterrichtsmethode zu verstehen, nach welcher unter An-

leitung des Lehrers die bekannten oder erkannten gleichartigen Einzelerscheinungen durch die thätige Anschauung des Schülers gefunden und aus den so gefundenen Einzelerscheinungen durch Heraushebung des Gemeinsamen und Wesentlichen das den Einzelerscheinungen zu Grunde liegende Gesetz vom Schüler abgeleitet wird.

§ 3. Das Verhältnis des i. L.-V. zur sog. heuristischen Methode.

Der Begriff oder das Gesetz oder die Regel also ist das Ziel der Induktion, und dadurch unterscheidet sie sich von der sog. heuristischen Lehrmethode, die sich als bloße Lehrform, als ein äußerliches Accidenz, jener als dem Ganzen unterzuordnen hat. Durch die heuristische Methode soll der Schüler, durch das Mittel des Zusammenarbeitens von Lehrer und Schüler in Frage und Antwort, zur geistigen Selbstthätigkeit überhaupt erzogen werden. Sie wird, abgesehen vom bloſs darstellenden Unterricht, der dem Schüler den Stoff in der Form des zusammenhängenden Vortrags bietet, in jedem Unterricht zu verwenden sein, da nur durch sie die Aufmerksamkeit des Schülers wach erhalten und seine Mitarbeit gewährleistet werden kann. Ganz gewiſs wird sich auch das i. L.-V. dieser Lehrform bedienen. Wenn also z. B. die Konjugation von *ire* das Unterrichtsziel ist, so wird der Schüler an der Hand des Lesestückes auf heuristischem Wege unter Anknüpfung an die ihm schon bekannten Anschauungen von Verbalstamm und Verbalendungen zuerst zur Erkenntnis des *i* als des Stammes geführt werden. Auf dieselbe Weise wird er dann erkennen, daſs an Stelle des *i* in einigen Formen *e* tritt. Durch Zusammenstellung dieser mit *e* gebildeten Formen findet er dann selbst durch Induktion das neue Gesetz, daſs das *i* vor *a, o, u* in *e* übergeht. Nachdem er inzwischen erkannt hat, daſs das Verbum, um das es sich handelt, nach der vierten Konjugation geht, findet er durch Vergleichung mit *audire* das zweite Gesetz, daſs im Perfektum und den davon abgeleiteten Formen das *v* ausgestoſsen und das doppelte *i* vor *s* in ein langes *i* kontrahiert wird. Und endlich wird ihm ebenfalls durch den Gegensatz zu *audire* klar, daſs das Imperfektum und das erste Futurum nach dem Vorgange der ersten und zweiten, nicht der vierten Konjugation gebildet wird.

§ 4. Das Verhältnis des i. L.-V. zur deduktiven Methode.

Während die Induktion von den konkreten Einzelfällen ausgeht, um von ihnen durch Abstraktion zum Begriff oder zum Gesetz zu gelangen, schlägt die Deduktion den entgegengesetzten Weg ein. Während es sich bei der Induktion um Vergleichung handelt, erreicht die Deduktion das Ziel durch Erklärung. Diese Methode findet daher mehr im sog. darstellenden Unterricht ihren Platz, sie aber für den altsprachlichen Unterricht als Regel gelten

zu lassen, wie es wohl früher vielfach geschehen ist, wäre unrichtig. Denn dann würde hier die ganze Thätigkeit des Schülers mehr auf ein blofses Rezipieren und Reproduzieren hinauslaufen, sein Urteil würde aber so gut wie gar nicht in Anspruch genommen werden, und die unausbleibliche Folge wird für den Schüler mangelhafte Bildung des Urteils sein. Wie jedes Unterrichtsfach, so soll doch auch der altsprachliche Unterricht dem hohen Ziele zustreben, den Schüler zu der Fähigkeit zu erziehen, selbständig zu denken, zu urteilen und zu handeln. Dieses Ziel wird aber nur durch die thätige Mitarbeit des Schülers am Unterricht selbst erreicht, nur dadurch, dafs er angeleitet wird, die Einzelerscheinungen selbst zu sammeln und die Abstraktion selber zu vollziehen. Den Schüler zu befähigen, vom Einzelnen zum Allgemeinen und schliefslich zu höchsten Einheiten fortzuschreiten, darin liegt der hohe Wert des i. L.-V., zu dem noch ein niederer, aber gewifs nicht unwichtiger Gesichtspunkt hinzukommt. Der Schüler lernt schnell und für die Dauer nur das, was er verstanden hat. Dieses für den gedeihlichen Fortgang des Unterrichts unbedingt nötige Verständnis des Gesetzes, der Regel erreicht der Schüler aber am sichersten und meist auch am schnellsten da, wo er durch eigene Thätigkeit das Gesetz durch Vergleichung aus den Einzelerscheinungen gefunden hat. Gewifs nimmt das i. L.-V. oft, ja fast immer, mehr Zeit in Anspruch als die deduktive Methode. Aber in den meisten Fällen wird diese Zeit durch die auf diesem Wege errungene Sicherheit des Verständnisses, welche dann auch der Einübung zu gute kommt, wieder eingebracht werden.

§ 5. Die Fragestellung.

Wie wir eben gesehen haben, soll gerade auch das i. L.-V. an seinem Teile dazu beitragen, zur Urteilsfähigkeit zu erziehen. In dieser Hinsicht ist nun die Art der Fragestellung auch beim i. L.-V. von der gröfsten Wichtigkeit. Vielfach begnügen wir uns damit — man wird das auch in abgedruckten Proben von Unterrichtsstunden vielfach bestätigt finden —, wenn der Schüler auf unsere Frage mit einem einzelnen Worte antwortet. Man mufs sich natürlich oft damit begnügen, weil eine solche Antwort in der Natur jedes Unterrichtsverfahrens, das im Wechsel von Frage und Antwort verläuft, begründet ist. Oft aber brauchen und sollen wir uns nicht damit begnügen. Denn ein solches Verfahren verstöfst gegen den wichtigen didaktischen Grundsatz, den Schüler möglichst viel zum zusammenhängenden Sprechen zu veranlassen, und verleitet aufserdem mehr zur Denkträgheit als zur Denkthätigkeit. Denn die eigentliche Gedankenarbeit hat der Lehrer für den Schüler gethan: ihm bleibt in den meisten Fällen nur eine fast mechanische Ergänzung des nicht ganz abgeschlossenen Gedankens übrig. Daran ist aber meist unsere Fragestellung schuld. Man richte also, wo es angeht, die Frage so ein, dafs

schon durch ihren Bau der Schüler sich zu längerer Auseinandersetzung genötigt sieht, man spitze sie nicht von vorn herein so zu, dafs für die Antwort nur ein Wort, ein Begriff übrig bleibt, man lege sie so an, dafs durch sie die Antwort sozusagen verschleiert erscheint, was nicht schädlich ist, solange nur das allgemeine Ziel, zu dem der Schüler durch die Frage hingeleitet werden soll, deutlich bleibt. Die Schüler gewöhnen sich, nach meinen Erfahrungen, schnell an diese Art der Fragestellung, eine Überbürdung, als mute man ihrem Verständnis zu viel zu, ist nicht zu befürchten. Gerade die Gewöhnung an diese ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende Fragestellung fördert ihre Denkfähigkeit und regt ihre Denkthätigkeit in wohlthuender Weise an. Sie bekämpft auch mit Erfolg die bekanntlich von Klasse zu Klasse zunehmende Abneigung gegen zusammenhängendes Sprechen.

§ 6. Beschränkungen des i. L.-V.

Wenn schon von Ratichius und Comenius, wenn in unsrer Zeit von den Verfassern der pädagogischen Lehrbücher, wenn schon zwanzig Jahre vor den neuen preufsischen Lehrplänen von Wiese in seinem gehaltvollen Buche über nationale Erziehung das i. L.-V. gefordert wurde, so haben alle diese Männer den Lehrer natürlich nicht auf das induktive Unterrichtsverfahren als auf die einzig mögliche Methode sozusagen verpflichten wollen und haben dies auch, zum Teil wenigstens, ausdrücklich hervorgehoben. Erfreulicherweise darf auch die betreffende Stelle in den preufsischen Lehrplänen ebenso ausgelegt werden, da es auf S. 23 von dem lateinischen Unterricht der Unterstufe heifst: „Als Ausgangspunkt für den ersten Unterricht in VI empfiehlt sich im allgemeinen nicht die Regel, sondern der vom Lehrer vorzuübersetzende und von dem Schüler in der Übersetzung zu wiederholende lateinische Satz u. s. w.“. Einer milderen Auslegung, zu der uns die hervorgehobenen Worte berechtigen, widersprechen wohl auch die für die Mittelstufe bestimmten Vorschriften nicht, wo verlangt wird, „dafs auch hier immer erst von einer Reihe möglichst aus der Lektüre entnommener Mustersätze für die betr. Regel ausgegangen“ werden soll. Und zu einer derartigen Milderung der Forderung zwingen auch verschiedene Erwägungen ganz von selbst.

Erstlich liegt schon in der oben (§ 2 a. E.) für das i. L.-V. gestellten und hier als richtig angenommenen Begriffsbestimmung eine wesentliche Einschränkung. Da nämlich das Ziel dieser Methode der Begriff oder das Gesetz oder die Regel ist, so wird sie natürlich nur da am Platze sein, wo es sich um die Erarbeitung eines neuen Gesetzes handelt. Wenn der Schüler also z. B. auf der Unterstufe im lateinischen Unterricht bei der Durchnahme der zuerst dargebotenen Deklination auf induktivem Wege das Gesetz der Kasusbildung gefunden hat, so genügt es, ihm bei den späteren

Deklinationen in den neuen Endungen selbst das Material zu bieten, damit er aus diesem die neuen Formen nach dem einmal erkannten Gesetze selbst bilde. Und im griechischen Elementarunterricht wird es dann gewifs erst recht genügen, ihn diesen abkürzenden Weg gehen zu lassen. Denn ebenso wie es gewifs ist, dafs der Schüler nur durch das selbstthätige Suchen, Finden, Zusammenstellen und Ableiten auf dem sichersten Wege und auf die seine Aufmerksamkeit am meisten fesselnde Weise zur Erkenntnis des Gesetzes kommt, ebensowenig zweifelhaft ist es, dafs durch übertriebene Anwendung dieser Methode, d. h. da, wo es sich nicht um ein neues Gesetz handelt, kostbare Zeit vergeudet und der Schüler obendrein gelangweilt wird. Denn das i. L.-V. ist immerhin etwas umständlich und zeitraubend.

Dieser Gesichtspunkt hat uns schon an eine zweite notwendige Beschränkung des i. L.-V. herangeführt. Die neuen preufsischen Lehrpläne haben die Zahl der Lehrstunden überhaupt und die Unterrichtsstunden für die alten Sprachen im besondern nicht unerheblich eingeschränkt. Dabei blieb aber in den alten Sprachen, allerdings unter teilweiser Verrückung des Lehrziels, das zu bewältigende Pensum in seinen allgemeinen Umrissen dasselbe, und nur in Einzelheiten traten Beschränkungen ein. Aus diesem Dilemma sollte die Methode helfen und zwischen dem stofflichen Umfange und der Erschwerung des Unterrichts durch die zeitliche Beschränkung vermitteln. So haben also die Lehrpläne gewissermafsen selbst die Rücksicht auf die zu Gebote stehende Zeit als vollgültiges Kriterium für die Beurteilung des Wertes oder Unwertes der induktiven Methode an die Hand gegeben: und so gesellt sich als ein zweiter Gesichtspunkt der Einschränkung zu dem oben erörterten die Rücksicht auf die zur Absolvierung jedes Pensums streng vorgeschriebene Zeit hinzu. Wenn also der Fortgang des Unterrichts durch äufsere zwingende Umstände irgendwie aufgehalten worden ist, so dafs die Absolvierung des Pensums in der vorgeschriebenen Zeit gefährdet erscheint, dann darf die induktive Methode als zu viel Zeit beanspruchend nicht mehr gefordert werden.

§ 7. Die wichtigste Beschränkung.

Wenn das i. L.-V. für die alten Sprachen streng durchgeführt werden sollte, so müfste die Grammatik lediglich durch den Schüler selbst aus dem Lesestoffe gesammelt und gebildet werden. Dieses Verfahren sucht Wiese (Nat. Erzieh. S. 50ff.) als das allein richtige hinzustellen; er läfst den Schüler von Quarta an für das Lateinische, von Obertertia an für das Griechische unter Anleitung des Lehrers den Stoff zusammensuchen und in der Weise die konkreten Fälle scheiden und gruppieren, dafs zuerst nur ganz allgemein das Gleichartige zusammengestellt wird. Erst auf den höheren Stufen tritt dann die eigentliche Arbeit in der Bildung

von Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen, die Abstraktion, ein. Die Benutzung einer Grammatik bleibt, wie es scheint, ausgeschlossen. Ist es schon zweifelhaft, ob dieses Verfahren vor 25 Jahren trotz der höheren Stundenzahl durchführbar war, so mufs es heute als ganz unmöglich angesehen werden, wenigstens, auch abgesehen von der Beschränkung der Stundenzahl, so lange, als man für die sichere Einprägung und Wiederholung des grammatischen Lernstoffes eine systematische Behandlung desselben für notwendig hält. Dafs ein derartig induktiver Betrieb mit systematischer Behandlung der Grammatik völlig unvereinbar ist, das leuchtet von selbst ein und hat u. a. Kuttner (in dieser Zeitschr. 1892 S. 777 ff.) mit Recht betont. Die Möglichkeit eines regelmäfsigen Fortschreitens ist aber für den Schüler an eine systematisch fortschreitende Aneignung und Beherrschung der Sprachgesetze geknüpft. Der Lehrstoff mufs systematisch eingeteilt und auf die verschiedenen Klassenpensen verteilt sein, sonst ist ein Zusammenarbeiten der verschiedenen Klassen überhaupt unmöglich. Aus diesen Gründen kann ich daher den Ausführungen Kuttners, der die systematische Behandlung ebenso verwirft wie der Verfasser der Schulbesichtigungs-Berichte (LL. 28, 99 ff.), durchaus nicht beistimmen, halte vielmehr die von den Lehrplänen gestellte Forderung einer systematischen Behandlung mit Lutsch (Progr. Kreuznach 1893 S. 13) für durchaus berechtigt. Daher erscheint mir die von Schrader (Erziehungs- u. Unterrichtslehre § 29), von Waldeck (in seiner Praktischen Anleitung zum Unterr. i. d. lat. Gr. und in verschiedenen Aufsätzen in dieser Zeitschr. und in d. LL.) und von Fries (LL. 37, 30 ff.) vertretene Methode als der richtige Weg, nach welcher dem Schüler mehrere passend gewählte Beispiele vorgeführt werden, aus denen er die Regel ableitet. Der Unterricht mufs dem Schüler also das jedesmal passende Stoffmaterial zuführen, damit dieser dann aus ihm induktiv die Regel ableite. Das ist natürlich nicht eigentliche Induktion mehr; durch die Natur der Verhältnisse aber ist diese Einschränkung geboten. Jene Sätze sollen nach den Lehrplänen möglichst aus der Lektüre genommen werden. Es war gut, dafs die Lehrpläne diese Vorschrift milderten. Denn ihr nachzukommen, wird oft möglich, öfter unpraktisch und unmöglich sein. Denn meist lassen solche Lektüresätze die zu besprechende Einzelerscheinung nicht deutlich genug hervortreten, die Aufmerksamkeit wird durch das Beiwerk von der Hauptsache abgelenkt.

§ 8. Das Übungsbuch.

Die Lehrpläne und mit ihnen fast alle, die diese Frage berührt haben, denken sich also die Darreichung des Materials für die sog. Induktion derartig, dafs der Lehrer einen oder einige Sätze an die Tafel schreibt, an denen dann der Schüler das Ge-

setz finden soll. Das ist sicherlich die beste Art. Nun erfordert aber erfahrungsgemäfs die Verwendung der Wandtafel, deren Raum doch auch immer beschränkt ist, viel Zeit; trotzdem mag diese Art der Darbietung als praktisch gelten, wo nur wenige Sätze erforderlich sind. Die Durchnahme der Formenlehre aber verlangt fast immer recht viele Sätze; und auch sonst wird durch eine möglichst grofse Zahl von Sätzen die induktive Erarbeitung bedeutend erleichtert, zumal da es so viel eher möglich ist, den Gegensatz wirken zu lassen, ein Gesichtspunkt, der hier wie bei jedem Unterricht aufserordentlich wichtig ist. Es dürfte daher meist praktischer sein, schon bei der Durchnahme des neuen Gesetzes das Übungsbuch zu Grunde zu legen und es nicht erst zur Einübung heranzuziehen.

Was nun die Einrichtung dieses Übungsbuches betrifft, so stehen sich, um von denen zu schweigen, welche überhaupt ein Übungsbuch als unnötig verwerfen, die Anhänger des zusammenhängenden Lesestückes und die Anhänger des Einzelsatzes ziemlich schroff gegenüber. Jene begründen ihre Theorie damit, dafs der Schüler durch den verschiedenartigen Inhalt der Einzelsätze, durch dieses Vielerlei, zerstreut, ermüdet, gelangweilt werde, dafs eine Gedankenkonzentration unmöglich sei. Darum müssen, sagen sie, schon dem Anfänger zusammenhängende Lesestücke geboten werden, die auch inhaltlich ein konzentriertes Interesse ermöglichen. Aber selbst zugegeben, es liefsen sich schon für Sexta wirklich zusammenhängende Lesestücke herstellen, — die Verfasser derartiger Bücher sind ja davon überzeugt, — so scheint es mir doch übertrieben, wenn man sagt, „das Bedürfnis des phantasievollen deutschen Knaben nach Sachen, Thaten und Helden“ zwinge dazu, schon dem Sextaner ein solches Machwerk in die Hände zu geben. Rothfuchs (Bekenntnisse S. 139) scheint mir nicht zu weit zu gehen, wenn er völlige Gleichgültigkeit des Sextaners dem Inhalte gegenüber annimmt; jedenfalls bietet die Auffindung und Erlernung der neuen Formen des Interessanten so viel, dafs er den Inhalt darüber fast ganz aus den Augen verliert. Und ist das wirklich so schlimm? Man darf doch nicht vergessen, dafs zu den acht Lateinstunden noch elf Lehrstunden treten, deren Gegenstand hauptsächlich, ja lediglich nach der stofflichen Seite des Unterrichts hin liegt.

Und endlich, was die Hauptsache ist: wenn auf den höheren Stufen der altsprachliche Unterricht mit einigem Erfolge und ohne fortwährende Hemmnisse, die in mangelhafter Kenntnis der Grammatik wurzeln, fortschreiten soll, so mufs eben auf der Unter- und Mittelstufe der grammatische Unterricht mit aller Energie und vieler Entsagung rein formal gegeben und der Einübung weiter Spielraum gelassen werden; und das heute um so mehr, wo auch die Anzahl der Lektürestunden auf den höheren Stufen beschränkt ist. Das aber ist nur möglich, wo das Übungsbuch

möglichst viele Einzelsätze enthält. Volle Berechtigung hat der von Weifsenfels (in dieser Zeitschr. 1892 S. 711) vertretene Grundsatz, dafs auf der unteren Stufe die Grammatik die Hauptsache, ja fast alles sei, und dafs sie in den Mittelklassen auch nur erst anfange, gegen die Lektüre zurückzutreten. Für die Einrichtung des Übungsbuches mufs der Grundsatz gelten: solange einzelne Regeln in systematischer Ordnung gelehrt und geübt werden, so lange mufs das Übungsbuch eine reiche Fülle von Einzelsätzen bieten. Man vergleiche nur z. B. in den verschieden angelegten Übungsbüchern die Anzahl der verschiedenartigen Verbalformen, und man wird über die Wahl nicht zweifelhaft sein können. Die Lehrpläne verlangen zwar eine enge Anlehnung an die Lektüre; das ist völlig richtig für den grammatischen Übungsstoff. Aber auf den Inhalt ausgedehnt, ist dieser Grundsatz falsch, einmal des eben erörterten Gesichtspunktes wegen, aufserdem aber weil dann das Übungsbuch, allen Theorieen der Konzentration zum Trotz, dazu beitragen wird, die Lektüre dem Schüler zu verleiden. Gewifs soll das Übungsbuch so bald als möglich auch zusammenhängende Stücke bieten, aber diese sollen immer mehr Nebenwerk bleiben; die Hauptsache ist der Einzelsatz, der in systematischer Anordnung die systematische Durcharbeitung des grammatischen Stoffes begleitet.

Ob dieser Einzelsatz nur in der fremden Sprache geboten werden soll oder ob auch deutsche Sätze vorhanden sein müssen, ist eine andere Frage, die ich ohne Zögern dahin beantworte, dafs Einzelsätze in der fremden Sprache überall da nötig sind, wo durch induktive Methode das Gesetz oder die Regel erarbeitet werden soll. Diese Einzelsätze müssen eine genügende Anzahl aller Einzelerscheinungen bieten, so dafs aus ihnen jedes hier zu behandelnde Gesetz gefunden werden kann. Es ist also ein Fehler, wenn ein Übungsbuch z. B. in dem lateinischen Lesestück, das der induktiven Erarbeitung der Konjugation von *ire* dienen soll, keine Formen dieses Verbums enthält, wo das *e* vor *a* und *o* steht. Der Einübung aber dient vor allem die Hinübersetzung des deutschen Satzes in die fremde Sprache; daher müssen die deutschen Sätze einen breiten Raum einnehmen. Das zusammenhängende Lesestück hinwiederum braucht nur in der fremden Sprache geboten zu werden, also nur in dem Lesebuche für VI und V; denn in Quarta tritt ja die zusammenhängende Schriftstellerlektüre selbständig ein.

Es sei gestattet, hier noch auf einen Mangel aufmerksam zu machen, der den meisten Übungsbüchern anhaftet. Fast alle lassen das wichtige didaktische Hilfsmittel des Gegensatzes aufser acht, so dafs also z. B. in Übungsstücken über den Akkusativ mit Infinitiv kein einziger *ut*-Satz vorkommt. Aber gerade dieser Gegensatz soll doch dem Schüler klar werden, und nur an diesem Gegensatz wird ihm die Bedeutung beider Konstruktionen verständlich.

§ 9. Das i. L.-V. und die Einübung.

Wenn in dem System der Herbartschen Formalstufen, in deren engen Rahmen jede Unterrichtsstunde zu spannen niemand verlangen wird, die Methode oder, wie Rein deutlicher sagt, die Anwendung und Übung der gewonnenen Wahrheiten die letzte Stelle einnimmt, so dürfen wir, was ihre Wertschätzung für den altsprachlichen Unterricht betrifft, darin ihren hohen Wert insofern zum Ausdruck gebracht finden, als sie in der That die Krönung des Gebäudes bedeutet. Erst nach energischer Übung ist die Regel unter Dach und Fach gebracht. Wenn es aber etwa scheinen sollte, als nähme sie den vorhergehenden Stufen der von Rein so genannten Darbietung, Verknüpfung und Zusammenfassung gegenüber eine höchstens gleichwertige, vielleicht aber untergeordnete Stellung ein, so wäre das ganz unrichtig. Die Übung ist vielmehr für allen grammatischen Unterricht die Hauptsache, und ihr gegenüber mufs jede Methode der Darbietung, also auch das i. L.-V., an Wert zurückstehen. Denn es ist wohl möglich, dafs eine mit schlechter Methode dargebotene und daher vom Schüler noch nicht mit voller Klarheit erfafste Regel durch energische Einübung völlig klar wird; umgekehrt aber wird eine noch so kunstmäfsig vorgeführte und zum vollen Verständnis gebrachte Regel ohne reichliche Einübung niemals zum dauernden Eigentum des Schülers werden. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man unmöglich in irgend einer bestimmten Methode das einzige Heil alles Unterrichts erblicken; auch hier wird keine noch so fein ausgedachte und stolz vorgetragene Methode den stillen, treuen Fleifs unablässiger Übung ersetzen können, der doch auch hier die Hauptarbeit thun mufs.

§ 10. Zur Methode des i. L.-V.

Das erste Erfordernis einer richtigen Verwendung des i. L.-V. ist die Anknüpfung an Bekanntes. Wenn also z. B. der Sextaner in die lateinische Deklination eingeführt werden soll, so verlangt Waldeck (LL. 48, 2) mit Recht die Anknüpfung an die in der Muttersprache vorliegenden Anschauungen, um aus ihnen eine deutliche Vorstellung der allgemein sprachlichen Begriffe, wie der Kasus u. s. w., zu entwickeln. Oder wenn im Horazunterricht die fünfte Epistel des ersten Buches interpretiert werden soll, so bieten die Oden IV 5 und 15 und das Carm. saec. vortreffliche Anknüpfung, während IV 2, 36. 5, 26. 15, 21 mit ihrer Erwähnung deutscher Stämme zu einer Anknüpfung an die entsprechenden Kapitel aus dem Bellum Gallicum einladen, auf die auch die Lektüre der Germania selbstverständlich zurückgreifen wird.

Eben wurde der Bedeutung der Muttersprache gedacht, und ihre Verwendung für die induktive Bearbeitung besonders der Syntax kann gar nicht genug empfohlen werden, schon von dem Gesichtspunkte der Kontrastwirkung aus. Es ist z. B. der Con-

iunctivus dubitativus das Ziel. Die Sätze 10—12 des lateinischen Übungsbuches für Tertia von Ostermann-Müller (Stück 258) werden verlesen: 10) Was soll ich thun? Wohin soll ich Unglücklicher gehen? Wen soll ich anflehen? 11) Soll ich die Herrschaft behalten oder niederlegen? das war es, was Augustus oft bei sich erwog. 12) Was hätte ich thun sollen, als ich sah, dafs der gesamte Senat der Kühnheit der Volkstribunen nachgab? Der Vergleich mit den vorhergehenden Sätzen, an denen die andern Arten des unabhängigen Konjunktivs gelernt worden sind, läfst die neuen Sätze als Fragesätze und zwar als direkte Fragesätze hervortreten. Allen gemeinsam ist die Verwendung des Hilfsverbums „sollen“. Die Erinnerung an die Verwendung desselben Hilfsverbums beim Imperativus futuri läfst den Charakter dieser Fragen insoweit erkennen, als nun klar wird, dafs mit diesen Fragen gewissermafsen nach einem Auftrag gefragt, um einen Befehl gebeten wird, wie von einem Diener, der über seine Handlungsweise sich im unklaren ist, der selber schlecht beraten, fremden Rates bedürftig ist. Ganz deutlich tritt der Zweifel, die Unentschlossenheit als das Motiv dieser Fragen hervor im 11. Satze: „Soll ich die Herrschaft behalten oder niederlegen? das war es, was Augustus oft bei sich erwog“. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, er zweifelt, nach welcher Richtung er sich entscheiden soll, er erwägt die Frage bei sich. So weit geht hier die Induktion. Deduktiv wird nun — aber immer heuristisch — aus dem gegensätzlichen Charakter des Indikativs und Konjunktivs gefolgert, dafs diese Fragen, deren Inhalt ein ganz unbestimmter, nicht-wirklicher ist, mit dem Konjunktiv übersetzt werden müssen, als dessen Bezeichnung sich nach den früheren Erörterungen die des Coniunctivus deliberativus oder dubitativus von selbst ergiebt. Selbstverständlich konnte die ganze Erörterung auch von lateinischen Sätzen ihren Ausgang nehmen, die dann erst vom Lehrer übersetzt werden mufsten; die oben skizzierte Erörterung hätte dann in gerader Linie zum Ziele geführt. Und für gewöhnlich wird man wohl diesen Weg vorziehen. Aber in vielen Fällen wird das Ausgehen von deutschen Sätzen zu gröfserer Klarheit verhelfen.

Dafs natürlich das ganze Verfahren in der Form des heuristischen Unterrichtsbetriebes zu erfolgen hat, ist ebenso selbstverständlich wie die andere Forderung, dafs die Grammatik erst nach völliger Beendigung der induktiven Erörterung aufgeschlagen und nachgelesen werden darf. Dann aber soll die Regel auch gelesen und, wo es nötig ist, noch einmal kurz zusammenfassend erklärt werden.

Auf einen andern Gesichtspunkt macht Waldeck (in dieser Zeitschr. 1895 S. 717 f.) mit Recht aufmerksam, wenn er verlangt, dafs das von der Induktion erstrebte Ziel auch wirklich ein Allgemeines sein soll und dafs dieses Allgemeine in fest umschriebenen Grenzen und mit logischer Klarheit dem die Induktion

leitenden Lehrer vor der Seele stehe. Das versteht sich ja auch von selbst. Dafs z. B. nach *curo, opto, hortor, impetro ut* folgt, das sind vier einzelne Thatsachen, aber nichts Allgemeines. Nun mufs aber zu der höheren Einsicht emporgestiegen werden, dafs jedes deutsche abhängige Begehr (Waldeck spricht nicht ganz genau von Begehrsätzen) durch einen *ut*-Satz wiedergegeben wird, im Gegensatz zum abhängigen Urteil, das durch den acc. c. inf. wiedergegeben wird. Und gerade der Gegensatz ist hierbei wieder das Wichtige und wahrhaft Lehrreiche.

§ 11. Das i. L.-V. und die Formenlehre.

Schon oben ist darauf aufmerksam gemacht worden, dafs es bei der Einführung in die Elemente der fremden Sprache vor allem auf die Herstellung einer festen Grundlage ankommt, auf eine rasche Aneignung und feste Einprägung positiven Wissens. Diesem Ziele mufs die ganze didaktische Kunst des Lehrers zustreben. Daher sieht hier z. B. auch Fries (LL. 33, 73) von einer ausgiebigen Verwendung des i. L.-V. ab. Gewifs soll der Unterricht stets heuristisch sein; und wo es ohne Zeitvergeudung möglich ist, soll der Lehrer sich die im i. L.-V. gegebenen Mittel, dem Anfänger schnell und sicher die neuen Begriffe und Gesetze klar zu machen, nicht entgehen lassen; wo es irgend angeht, wird er Stützen für die Apperzeption in der Muttersprache und in der fremden Sprache suchen. Aber nur selten wird das eigentliche induktive Verfahren am Platze sein. Hiernach genügt es für die Elementarstufe des lateinischen Unterrichts, das i. L.-V. bei der ersten Darbietung der Deklination und Konjugation zur Anwendung zu bringen, innerhalb der Deklination wieder, um den Unterschied der dritten sog. adjektivischen und der sog. substantivischen Deklination deutlich zu machen. Auch die Genusregeln lassen sich induktiv erarbeiten. Bei der Konjugation kommt es aufser auf die Erkenntnis der Endungen als Personalbezeichnungen besonders auf die Festlegung der drei „Stämme" an, des Präsens-, Perfekt- und Supinstammes. Die Bedeutung des Passivs im Gegensatz zum Aktivum läfst sich am besten durch Induktion aus deutschen Beispielen klar machen, wobei besonderes Gewicht auf die Klarstellung des mit dem Hilfsverbum „sein" gebildeten aktiven Perfekts („ich bin gekommen" u. dgl.) zu legen ist. Auch die Konjugation von *esse* und mehr noch die der verba anomala eignet sich für die induktive Behandlung. Wie sehr man sich aber vor Übertreibungen hüten mufs, das zeigt die von der Kritik allerdings nicht überall günstig aufgenommene, aber doch, wie mir scheint, ganz brauchbare lateinische Grammatik von Waldeck, welche die sog. unregelmäfsigen Verba, die das Hauptpensum der Quinta bilden, überhaupt nicht aufführt, sondern sie völlig der induktiven Behandlung bei der Lektüre zu überlassen scheint.

Was den griechischen Elementarunterricht betrifft, so stimme ich Waldeck völlig bei, welcher (LL. 48, 8) seiner Verwunderung darüber Ausdruck giebt, dafs die Lehrpläne hier dasselbe umständliche Verfahren fordern wie für den ersten lateinischen Unterricht. Sie scheinen dabei ganz vergessen zu haben, dafs man es jetzt mit 12—14jährigen Knaben zu thun hat. Nein, der griechische Formenunterricht gehe so schnell wie möglich vorwärts und verwende alle frei werdende Zeit auf reichliche Übung. Viel besser, als die Formen hier durch umständliche Induktion finden zu lassen, viel besser ist es, die Deklinationsendungen und später die Konjugationsausgänge durch viele, nach den verschiedensten Gesichtspunkten angestellte Übungen so fest als möglich einzuprägen. Wo es angebracht erscheint, wird ja auch hier die Induktion gute Dienste thun, wie z. B. bei der Erörterung der verschiedenen Mutastämme und bei der Konjugation der verba liquida oder später bei dem sog. bindevokallosen Aorist, also überall da, wo reichliche Gelegenheit zur Anknüpfung vorhanden ist. Die Hauptsache bleibt aber bei der Formenlehre doch, dafs die Formen zu dauerndem Besitz fest eingeprägt werden, und das kann nur durch reichliche Übung geschehen.

§ 12. Das i. L.-V. und der Vokabelschatz.

Es ist eine allgemein bekannte und seit Perthes auch allseitig anerkannte Thatsache, dafs ein Wortbild um so leichter im Gedächtnis haftet, je fester es in der Vorstellung mit einem gröfseren konkreten Stoffe, aus dem es gewonnen ist, verwachsen ist. Eine Vokabel, die dem Schüler in der Lektüre wiederholt im Rahmen einer gröfseren Satzeinheit und eines klaren Vorstellungskomplexes entgegengetreten ist, wird sich ihm, zum Memorieren aufgegeben, viel schneller und sicherer einprägen als eine Vokabel, die ihm, als eins von vielen neuen Wortbildern, in der Reihe des Vokabulariums zum ersten Male entgegentritt. Daraus ergiebt sich die Forderung, die Vokabeln erst nach der Durchnahme des betr. Lektüreabschnittes memorieren zu lassen. Dieses Verfahren entspricht durchaus der sog. induktiven Methode im Grammatikunterricht.

§ 13. Das i. L.-V. und die Wortbildungslehre.

Ein reiches Feld induktiver Behandlung bietet auf allen Stufen die Wortbildungslehre. Über die Etymologie im Dienste des altsprachlichen Unterrichts haben M. Hecht (in dieser Zeitschr. 1892 S. 339 ff.) und O. Weise (ebenda 1893 S. 385 ff.) höchst anregende Bemerkungen veröffentlicht. Mannigfaltigen Nutzen gewährt die Etymologie im Unterricht. Sie erleichtert die Einprägung des Lernstoffes, sie giebt dem Schüler einen Begriff von der Verwandtschaft der Sprachen, sie wendet seinen Blick rückwärts in Zeiten zurück, die jenseit aller Geschichte liegen, sie weist ihm die Verwandtschaft der Völker auf in Sitten und Gebräuchen, in

Anschauungen und Vorstellungen. Für alle diese Gesichtspunkte findet sich besonders bei Weise vortreffliches Material, das sich aber noch vermehren läfst. Und er hat ganz gewifs recht, wenn er sagt, dafs sie den Schüler vor oberflächlicher und mechanischer Aneignung der fremden Sprache bewahrt, dafs sie ihn zu fruchtbarem Nachdenken, besonders auch über die eigene Muttersprache, anregen kann. Auf eine ängstliche Scheidung der Etymologieen und ihre Zuweisung zu den verschiedenen Klassenpensen braucht man dabei kein so grofses Gewicht zu legen, wie es Weise (S. 387) thut. Die Behandlung kann natürlich nur induktiv sein, und dadurch wird der Unterricht schon von selbst vor Übertreibungen bewahrt bleiben. Noch mehr, als es Weise und Hecht thun, wird man dabei aber die entsprechenden Verhältnisse und Vorgänge in der Muttersprache heranziehen und dadurch ein reiches Feld für induktive Thätigkeit gewinnen können. Eine derartige Behandlung der Sprache auf allen Stufen, die gewifs schon immer geübt worden ist, kann nicht genug empfohlen werden.

§ 14. Das i. L.-V. und die Syntax.

Ganz anders als mit der Formenlehre verhält es sich mit der Syntax. Hier sollen Begriffe und Gesetze erarbeitet werden, und wenn auch Schrader in seinem vortrefflichen Aufsatze über die neuen Lehrpläne und Lehraufgaben (in dieser Zeitschr. 1892 S. 532) gewifs recht hat, dafs die Grammatik nicht als ein an sich zu erlernender Gegenstand behandelt werden soll, so kann doch gerade der syntaktische Unterricht reichliche Gelegenheit bieten, die Denkkraft zu stählen, den Verstand zu üben, das Urteil zu bilden; und das besonders, wenn man nicht mit der Regel anfängt, was Fr. Aug. Wolf bekanntlich eine lumpige Methode genannt hat, bei der gar nichts herauskomme, sondern wenn das i. L.-V. angewandt wird. Und gerade bei der Behandlung der Syntax kann dieses Verfahren schon vom Anfang des Unterrichts an höchst nützlich werden. Ein lehrreiches Beispiel bietet Waldeck (in dieser Zeitschr. 1895 S. 721 ff.) mit der Behandlung der Dafs-Sätze im Lateinischen. Indem er auch hier bei der ersten Darbietung ein Anlehnen an die Muttersprache empfiehlt, zeigt er, wie die Erkenntnis und der Umfang des Stoffes in konzentrischen Kreisen von Stufe zu Stufe, von Quinta bis Obertertia, zunehmen. Schon der Quintaner erkennt den grundlegenden Unterschied zwischen der *ut*-Konstruktion und dem acc. c. inf., indem jene ein Begehr, dieser ein Urteil ausdrückt. Zur Erleichterung dieser Darlegung sei auch hier wie fast überall das Operieren mit bestimmten Fragen empfohlen. Der acc. c. inf. antwortet auf eine der Fragen: Was ist geschehen? Was geschieht? Was wird geschehen?, der *ut*-Satz — es ist hier nur vom finalen *ut* die Rede — auf die Frage: Was soll geschehen?, wobei auch der Begriff der Abhängigkeit dieser Konstruktion von einem Verbum

klar wird. Die Unterscheidung von *quod, quominus* und *quin* bleibt dem Quintaner besser noch erspart. — Der Quartaner lernt dann die verba dicendi, die beide Konstruktionen regieren können, mit Bewufstsein unterscheiden von den reinen verba sentiendi und den reinen Verben des Begehrens, zu denen als vierte Gruppe diejenigen Verba hinzutreten, welche beide Konstruktionen, aber in verschiedenen Bedeutungen, regieren. Auf diese Weise wird ihm klar, dafs die Wahl der Konstruktion nie äufserlich durch das regierende Verbum bedingt ist, sondern durch den Inhalt des abhängigen Satzes. Statt der Übersetzung mit „dafs" sollen jetzt auch die besseren deutschen Ausdrucksweisen eintreten; vielleicht kann man damit aber schon in Quinta den Anfang machen. In Untertertia erkennt der Schüler im Anschlufs an die Lektüre den Unterschied der Konstruktionen nach *cupere* und *optare,* indem er verstehen lernt, dafs jedes Wollen und Wünschen ebenso gut ein Begehren, Streben enthält wie ein blofses Fühlen, ein *sentire,* dafs *cupere* also mehr ein blofses Empfinden bezeichnet, *optare* mehr das Streben zum Ausdruck bringt. Im Anschlufs hieran kann er auch schon zu der Unterscheidung der *quod*-Konstruktion und des acc. c. inf. bei den Verben des Affekts aufsteigen. In Obertertia werden dann alle induktiv erarbeiteten Einzelerscheinungen zum System zusammengefafst, wobei besonders auch der Gegensatz von Indikativ und Konjunktiv, von *ut* und *quod* klar erfafst werden mufs.

Wie hier für die wichtige Behandlung der Dafs-Sätze schon in Quinta durch die Unterscheidung von Urteil und Begehr der Grund gelegt wird, so kann der Unterricht schon auf derselben Stufe bei der Durchnahme des Ablativus absolutus mit den aufserordentlich wichtigen Begriffen der Vorzeitigkeit, Gleichzeitigkeit und Nachzeitigkeit vertraut machen, deren Verständnis die einzig sichere Grundlage für die spätere Behandlung der Tempus- und Moduslehre bildet.

Auf dieselbe Weise wird sich auch bei den übrigen Aufgaben der Syntax der fortschreitende Unterricht bemühen, zu immer weiteren Begriffen fortzuschreiten, um so einen Hauptfehler der Behandlung der Grammatik zu vermeiden, nämlich den, die ganze Syntax in ein buntes Vielerlei, in ein unübersichtliches Durcheinander von Einzelregeln und Einzelausnahmen auseinanderfallen zu lassen, wobei der Schüler Gefahr läuft, in dem urwaldähnlichen Gestrüpp den Weg und den Überblick völlig zu verlieren. So wird der syntaktische Unterricht auch am besten der Erziehung zum selbständigen Denken dienen. Zu demselben Resultat kommt Menge (LL. 44, 61, b), der übrigens den syntaktischen Unterricht in der Weise eng mit der Lektüre verknüpft, dafs er einzelne Kapitel und Kapitelgruppen der fortlaufenden Lektüre als Fundstätten für bestimmte Regeln aussucht und dann in den Grammatikstunden dem Unterricht zu Grunde legt, ein Verfahren,

welches eine systematische Behandlung der Syntax so gut wie unmöglich macht und daher als Regel kaum zu empfehlen ist. Wohl aber wird man die Behandlung einzelner Kapitel der Syntax, wie z. B. die lat. Oratio obliqua, ausnahmsweise an ein früher gelesenes Cäsarkapitel leicht anschliefsen können.

Was hier vom lateinischen Unterricht gesagt worden ist, gilt in gleichem Mafse vom Unterricht in der griechischen Syntax. Nur sei hier davor gewarnt, schon den Tertianer mit allzuviel Syntax zu behelligen. Was hier geboten wird, werde nur nebenher und ohne grofsen Zeitaufwand eingeprägt, lediglich als zufällige Beigabe zur Formenlehre und besonders im Anschlufs an die Lektüre. So wird sich auch hier schon eine ganze Menge Material für spätere induktive Behandlung in Sekunda ansammeln. Für Sekunda aber gelte der Grundsatz möglichster Vereinfachung und möglichster Einschränkung des Regelwerkes; das wird sich um so leichter erreichen lassen, je mehr der griechische Unterricht auf die schon im lateinischen Unterricht erarbeiteten gleichen oder verwandten Begriffe und Gesetze zurückgreift. Besonders wird die Kasussyntax davon grofsen Nutzen haben.

Wie nun auf allen Stufen neben der induktiven Methode die deduktive doch immer hin und wieder wird angewendet werden müssen, so wird dieses Verfahren auf den höheren Stufen, wo schon eine gewisse Summe von Begriffen und Gesetzen Eigentum des Schülers geworden ist, immer häufiger zur Verwendung kommen.

Wiederholt begegnet man der Anschauung, die auch von Frick (Direktoren-Versammlungen 1883 S. 141f.) vertreten wird, dafs man einer Grammatik ohne Regeln, die nur Beispiele biete, bedürfe. Aber es ist doch mehr als zweifelhaft, ob auch nur der Durchschnittsschüler mit den blofsen Musterbeispielen viel wird anfangen können. Vielmehr soll die Grammatik aufser den Mustersätzen, die für das induktive Verfahren bestimmt sind, die Regeln in knapper, übersichtlicher Form bieten und den Überblick durch Zusammenfassung unter möglichst allgemeine Gesichtspunkte und Begriffe erleichtern. Freilich bleibt ja der Wunsch immer bestehen, dafs die grammatischen Lehrbücher auch auf den Standpunkt der oberen Klassenstufen und auf die strebsameren Schüler etwas mehr Rücksicht nehmen möchten, die sich bei der Lektüre auch über solche sprachlichen Erscheinungen gern Rat holen möchten, die aufserhalb des engen Rahmens des syntaktischen Klassenpensums liegen.

Dafs sich auf allen Stufen gerade die Syntax eng an die Lektüre anschliefsen soll, ist selbstverständlich. So ergiebt sich aus dieser engen Verkettung von Lektüre und Sprachstoff auch von selbst die unabweisbare Forderung, den Umfang der im Unterricht zu behandelnden Sprachgesetze nach dem Umfang der Lektüre zu bemessen. In dieser Hinsicht haben bekanntlich

Lupus, Heynacher und Joost für Nepos, Cäsar, Livius und Xenophon sehr verdienstvolle Anfänge gemacht, und die Resultate ihrer Arbeiten sollten nicht blofs in den grammatischen Lehrbüchern recht gewissenhaft berücksichtigt werden.

§ 15. Das i. L.-V. und die Lektüre.

Die Gesichtspunkte und Begriffe, denen die Lektüre der altsprachlichen Autoren als ihren höchsten Zielen zustrebt, liegen teils auf sprachlichem, teils auf sachlichem Gebiete.

Was die sprachliche Erklärung anbetrifft, so kommt es auf der Unter- und Mittelstufe vor allem darauf an, gewisse Übersetzungsregeln auf induktivem Wege zu gewinnen. Auf diesem Gebiete können bei aufmerksamer, zielbewufster Behandlung schon von Quinta, ja schon von Sexta an hübsche und wichtige Resultate erzielt werden. Schon auf der Unterstufe mufs der Schüler z. B. zum Kampfe gegen die unleidliche Tyrannei der undeutschen Dafs-Konstruktion aufgerufen werden, die nicht selten noch den Abiturienten knechtet. Schon hier lassen sich auch die guten deutschen Wendungen für die lateinische Partizipialkonstruktion bis zu einigermafsen sicherem Besitze erarbeiten. An die bekannten Arbeiten von Rothfuchs und Cauer sei hier nur erinnert, wie auch daran, dafs die neueren Schülerkommentare vielfach recht brauchbare Zusammenstellungen von Übersetzungsregeln geben. Auf der Mittel- und Oberstufe gelangt der Unterricht auf demselben induktiven Wege zur Erarbeitung und Aneignung von Stilregeln. Denn die Oberstufe mufs zu einer einigermafsen klaren Vorstellung von den verschiedenen Stilcharakteren gelangen, die ihm z. B. im Cicero, Livius und Tacitus oder im Platon und Thukydides vorliegen.

Was die sachliche Erklärung anlangt, so wird dieselbe ja oft deduktiv vorgehen müssen. Aber auch hier bietet sich der induktiven Erarbeitung eine Fülle von Gesichtspunkten. Kriegsführung, Rechtspflege, Gesetzgebung, häusliches Leben, Mythologie, Kunst, das sind aufser den ethischen und ästhetischen Gesichtspunkten die Ziele, denen die Erklärung auf induktivem Wege zustreben soll. Über diesem allen aber steht die Persönlichkeit, sei es die darstellende oder die dargestellte, und aufser der einzelnen Persönlichkeit das Volk, der Volkscharakter. Zu diesen höchsten Begriffen gelangt die Lektüre, indem sie sorgfältig die kleinen Züge sammelt, um sie allmählich zu dem Gesamtbilde zusammenfliefsen zu lassen. Und diese Einzelbilder müssen dann allmählich zu dem grofsen Bilde der antiken Weltanschauung zusammenwachsen. So handelt es sich z. B. bei der Cäsarlektüre in Tertia nicht blofs um die Sammlung von Realien aus dem Gebiete des Kriegswesens, nicht blofs um die Charakteristik Cäsars, des römischen Legionars, der Kelten und Germanen; schon der Tertianer mufs hier u. a. eine deutliche Vorstellung von dem Be-

griffe der römischen *virtus* bekommen, die hier bereits eine andere geworden ist im Gegensatz zu der, die die Punischen Kriege überstand, insofern sich hier schon ein persönliches Moment geltend macht, die Hingabe an den Oberfeldherrn, die später in den Servilismus der Kaiserzeit ausläuft. Bei der Lektüre der Anabasis erhält der Tertianer eine Vorstellung von dem grofsen Gegensatze von Hellenismus und Orientalismus, wenn er z. B. im ersten Buche die Äufserungen des Kyros verfolgt, aus denen er, der Orientale, von seiner inneren Stellungnahme zur hellenischen Freiheit unumwunden Zeugnis ablegt. Alle diese Betrachtungen gipfeln schliefslich in dem grofsen Gegensatz von Heidentum und Christentum, von antiker und moderner Weltanschauung.

So bietet sich gerade auf dem Gebiete der Schriftstellerlektüre zu induktiver Behandlung reichliche Gelegenheit, zu der besonders diejenigen Schriftsteller, die wie Cäsar, Homer, Horaz, vollständig oder fast vollständig gelesen werden, geeignet sind. Schon von diesem Gesichtspunkte aus sollte man daher davon Abstand nehmen, innerhalb dieser Schriftsteller eine nach andern Gesichtspunkten getroffene Gruppierung des Stoffes vorzunehmen. Den Forderungen der Konzentration, die man dafür als mafsgebend anzuführen pflegt, läfst sich auf andere Weise gerecht werden. Die induktive Behandlung soll aber auch hier, bei der Lektüre, sich bemühen, zu möglichst weiten Begriffen und hohen Gesichtspunkten vorzuschreiten.

§ 16. Resultat.

Um das Ergebnis der bisherigen Erörterungen kurz zusammenzufassen, so scheint das induktive Lehrverfahren den grofsen Vorteil zu bieten, dafs es durch Erweckung vielseitigen Interesses die eifrige Mitarbeit des Schülers fördert und zur Voraussetzung hat. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es als ein willkommenes Hilfsmittel für den altsprachlichen Unterricht, besonders den syntaktischen, auf allen Stufen willkommen zu heifsen. Aber falsch wäre es, den Lehrer an diese eine bestimmte Methode für immer zu binden, ihn auf sie für alle Fälle verpflichten und von ihr allein alles Heil erwarten zu wollen. Denn wie der Schüler ein gutes Recht auf individuelle Behandlung hat, so lasse man auch der Individualität des Lehrers in den möglichen Grenzen freien Spielraum und überlasse ihm getrost die Freiheit der Bewegung, deren er bedarf, um sich den Weg zum Verstand und zum Herzen des Schülers zu bahnen. Und andererseits sei hier an die beherzigenswerten Worte Spreers (Progr. Putbus 1894) erinnert, dafs das Lehren allein, auch nach der besten Methode, es nicht thue, dafs der Schüler auch selbst tüchtig lernen und arbeiten müsse, wenn er etwas wissen und können will. Den Schlufs unserer Erörterungen möge die vortreffliche Beurteilung der „Methode“ von seiten Schraders (Humanist. Gymn. 1895 S. 107)

bilden: „Keineswegs ein Verächter der besonderen Didaktik, vielmehr immer bedacht auf ein haltbares Gerüst technischer Regeln, bleibe ich mir doch bewufst, dafs diese für sich allein nicht zureichen, was schliefslich eben zum Handwerk führen müfste. Ich achte sie vielmehr in dem Sinne, dafs sie, wie ihre Wurzel, so ihre stete Rechtfertigung und Verklärung in der höchsten und allgemeinsten Auffassung vom Wesen des Geistes, in dem idealen Ziele seiner Entwickelung haben müsse".

Halle a. S. G. Sorof.

Die Arrianlektüre in Sekunda.

Alexander der Grofse ist für die Geschichte der alten Völker und für die Entwicklung der alten Kultur von so grofser Bedeutung, dafs in einem Unterricht, der es sich zum Ziele setzt, den Schüler zum Verständnis der antiken Kultur hinzuleiten, diese gewaltige Persönlichkeit mehr hervortreten mufs, als es vielfach geschieht.

Man hat deshalb vorgeschlagen, in Sekunda den lateinischen Alexanderschriftsteller aus der Zeit des Claudius, Curtius Rufus, zu lesen, der zwar im preufsischen Lehrplan keine Erwähnung findet, der aber in dem Lehrplan für Hessen unter den Schriftstellern der Sekunda genannt wird und in Bayern als Lektüre der sechsten Klasse zugelassen ist. Schiller[1]) hat diesen Schriftsteller wiederholt empfohlen, und Dettweiler[2]), der die Gründe für und wider die Curtiuslektüre gegen einander abwägt, hält diese Frage einer genaueren Erwägung und zahlreicherer praktischer Versuche wert.

Die Vorteile, die eine nach den von Dettweiler aufgestellten Gesichtspunkten[3]) geleitete Curtiuslektüre bietet, liegen auf der Hand. Doch lassen sich dieser Lektüre gegenüber gewichtige Bedenken geltend machen, die auch Dettweiler als berechtigt anerkennt.

Daran, dafs die Sprache des Curtius mit ihrer gezierten, poëtisierenden und rhetorisierenden Färbung bereits auf die Zeit der silbernen Latinität hinweist, wird man heutzutage keinen Anstofs mehr nehmen. Aber der entlegene Vokabelschatz des Schriftstellers, die ihm eigentümlichen Ausdrücke und Wendungen stellen den Schüler vor Schwierigkeiten, die ein rasches Einlesen erschweren.

Wichtiger als die sprachliche Seite ist die inhaltliche. Die Verstöfse gegen Chronologie und Geographie und die Unklarheit

---

[1]) Zuletzt: Lateinischer Unterricht, Separatabdruck aus dem encyklopädischen Handbuch der Pädagogik von Rein S. 13.

[2]) Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen S. 208.

[3]) Dettweiler S. 209.

seiner Schlachtberichte können dem Schriftsteller verziehen werden, nicht aber die Thatsache, dafs das Bild, das er von Alexander entwirft, verzeichnet ist.

Curtius teilt ja die Mängel der Geschichtsschreibung, deren Vertreter er ist[1]). Diese rhetorische Geschichtsschreibung, die im wesentlichen auf den unter Ptolemäus II. lebenden Kleitarch zurückgeht, fafst Alexanders Zug als glänzendes Abenteuer auf, verdunkelt die geschichtlichen Thatsachen durch romanhafte, fabelhafte und wunderbare Züge und ergeht sich in Übertreibungen und Erfindungen. Wie diese ganze Richtung der Geschichtsschreibung, so verrät auch das Werk des Curtius wenig historische Kritik. Dazu kommt, dafs seine Darstellung tendenziös gefärbt ist. Denn der Schriftsteller der römischen Kaiserzeit will an der Geschichte Alexanders zeigen, wie der Übergang zum Despotismus den sittlichen Verfall des Herrschers herbeigeführt habe.

Das Bild Alexanders des Grofsen, das der Schüler aus dieser Lektüre gewinnt, entspricht jener modernen Auffassung, die auf die rhetorische Geschichtsschreibung zurückgehend den grofsen Mann nicht anders beurteilt, als wie ihn einst das parteiische Auge eines Atheners betrachtet haben mag. Nach dieser Auffassung[2]) erscheint Alexander zwar als grofser Kriegsheld, aber zugleich als Tyrann, der die hellenische Freiheit mit Füfsen tritt, der mit den gewaltsamsten Mitteln seinem Ziele nachstrebt, dessen Lebensweg von Blut und Unrecht begleitet ist. Die staatsmännischen Fähigkeiten des Königs werden geringer geschätzt. Seine Absicht war nicht die Ausbreitung der hellenischen Kultur, sondern sein ungezügelter Ehrgeiz setzte sich ungemessene Ziele. Durch seine Erfolge berauscht, mafste er sich göttliche Eigenschaften an und verlangte göttliche Ehren, und nicht weniger als die ganze damals bekannte Erde wollte er unterwerfen, als ihn der Tod abrief[3]).

Gewichtige Bedenken gegen die Lektüre des Curtius Rufus liegen weiter in der Erwägung, dafs sich der Raum für diese Lektüre schwer finden läfst. Denn sie hindert leicht ein genügendes Einlesen in Ciceros Reden und Livius, die als die eigentliche Klassenlektüre der Sekunda festgehalten werden müssen[4]). Im Interesse der Cicero- und Liviuslektüre darf also nur eine beschränkte Zeit auf Curtius verwendet werden, und selbst wenn für ihn etwa acht Wochen angesetzt werden können,

---

[1]) Dettweiler S. 208.

[2]) Diese Auffassung von Niebuhr, Grote, Arnold Schäfer und A. v. Gutschmid hat neuerdings einen Vertreter gefunden in Julius Kaerst, Forschungen zur Geschichte Alexanders des Grofsen, Stuttgart 1887. — v. Sybels historische Zeitschrift 74 (1895) S. 1. — Rheinisches Museum N. F. 52 (1896) S. 42.

[3]) Niese in v. Sybels historische Zeitschrift 79 (1897) S. 1.

[4]) Dettweiler S. 209.

so erscheint diese Zeit zum Einlesen in den Schriftsteller und zur Verarbeitung seines Inhalts viel zu kurz.

Schliefslich steht der Curtiuslektüre in Sekunda der Umstand entgegen, dafs meist schon in Quarta ein Auszug aus diesem Schriftsteller gelesen wird. Denn Auszüge aus Curtius Rufus, welche charakteristische Züge aus Alexanders Leben enthalten, sind vielfach den heutigen Neposausgaben beigegeben[1]). Auf diese Auszüge aber wird der Lehrer der Quarta ungern verzichten. Denn einerseits verlangt es das Interesse des Geschichtsunterrichts, dafs hier eine lateinische Biographie Alexanders gelesen wird, andererseits erscheint die Darstellung des Curtius mit ihrem romantisch-rhetorischen Anstrich besonders geeignet, dem Schüler einer Mittelklasse die hervorleuchtende, heldenhafte Persönlichkeit Alexanders vor Augen zu stellen.

Nach dem Grundsatz, dafs wichtige Stoffe wiederholt im Unterricht zu behandeln sind, wird man verlangen dürfen, dafs Alexander der Grofse, wie es ja auch der Geschichtsunterricht fordert, in zwei Klassen, in Quarta und Sekunda, im Mittelpunkt des Unterrichts stehe. Für eine elementare Behandlung in Quarta, die Alexander als glänzenden Helden von unwiderstehlicher Tapferkeit schildert, bildet ein Auszug aus Curtius Rufus die geeignete Grundlage. Die vertiefende Behandlung der Oberstufe aber, bei der es sich darum handelt, dem Schüler der Sekunda die geschichtliche Bedeutung Alexanders des Grofsen und seiner Zeit zum Verständnis zu bringen, mufs von der Erklärung eines zuverlässigen Historikers ausgehen[2]).

Für diese Klasse erscheint daher kein Geschichtswerk geeigneter als die *ἀνάβασις Ἀλεξάνδρου* des Arrian. Dieser wird nicht nur im bayerischen Lehrplane unter den griechischen Autoren genannt, die in der sechsten Klasse gelesen werden, sondern er gehört auch zu den Schriftstellern, die im Portepee-Fähnrichs-Examen vorgelegt werden können, wie ja gerade vom militärischen Standpunkt aus der Verfasser der *τέχνη τακτική*[3]) besondere Beachtung verdient. Alle Bedenken, die der Lektüre des Curtius Rufus entgegenstehen, sind bei der Wahl des Arrian nicht vorhanden, alle Vorteile dagegen, welche die Curtiuslektüre bietet, lassen sich in erhöhtem Mafse aus Arrian gewinnen.

Dieser Geschichtsschreiber ist als *νέος Ξενοφῶν* ein Vertreter jener seit Hadrian hervortretenden griechischen Renaissance, die sich die Rückkehr zur Einfachheit und Korrektheit der alten

---

[1]) z. B. den Neposausgaben von Lattmann, Göttingen 1889, und von Fügner, 3. Auflage, Leipzig 1897. Vgl. Dettweiler S. 134.

[2]) Auch die Alexanderbiographie des philosophischen Charaktermalers Plutarch, für dessen Lektüre Kohl und Harder eintreten, mufs hinter dem Werke eines zuverlässigen Geschichtsschreibers zurückstehen. Vgl. hierzu Kohl, Griechischer Unterricht S. 55 und Harder Z. G.-W. N. F. 30 (1896) S. 685.

[3]) Vgl. Förster im Hermes 12 S. 426.

Muster zur Aufgabe stellte und eine künstliche Wiederbelebung der alten Sprache verlangte. So hat er sich abgesehen von Herodot besonders Xenophon[1]) und Thukydides[2]) zum Vorbild genommen und eine Sprache geschaffen, die zwar im Gebrauch der Präpositionen und Modi von den alten Attikern abweicht, im übrigen aber die Schönheit des alten attischen Dialekts wieder aufleben läfst.

Die Anabasis des Arrian, deren Abfassungszeit den Jahren 166—168 nach Christus zugewiesen wird[3]), ist zwar durch Jahrhunderte von dem Zeitalter Alexanders getrennt, aber vertrauenswürdige Zeitgenossen Alexanders dienen ihr als zuverlässige Quellen. Für das strategisch Wichtige, für die Märsche, die Belagerungen, die Schlachten und die Heeresaufstellung folgt Arrian der offiziösen Darstellung des Königs Ptolemäus von Ägypten, und seine Darstellung der Örtlichkeiten, der Länder und Völker nach der topographischen, geographischen und naturgeschichtlichen Seite beruht auf dem Werke eines andern Feldherrn Alexanders, des Aristobul. So hat er auf Grund sorgfältiger Quellenbearbeitung ein Geschichtswerk geschaffen, dem Klarheit und Gründlichkeit, ungeteilte Wahrheitsliebe, strenge Unparteilichkeit und sittlicher Ernst nachzurühmen sind.

Die Persönlichkeit Alexanders beurteilt der Schriftsteller ohne Voreingenommenheit, und während er die Fehler des Königs nicht übersieht, bleibt er auf der andern Seite davor bewahrt, all den Klatsch niederzuschreiben, der in der rhetorisch gefärbten Geschichtsschreibung das Bild des grofsen Mannes verdunkelt hat. Seine eigenen militärischen Kenntnisse kommen Arrian bei der Schilderung des Feldherrn Alexander zu gute, für die Beurteilung der politischen Gröfse des Königs freilich fehlt auch ihm wie allen Schriftstellern des Altertums der richtige Mafsstab.

Die Zeit für die Behandlung dieses hervorragendsten Alexander-Schriftstellers läfst sich leicht gewinnen. Wer wegen der langen öden Partieen mit geringer Abwechselung, die Xenophons Anabasis bietet, Gegner dieser Lektüre geworden ist[4]), und wer glaubt, dafs ein Wechsel des Autors ein neues regeres Leben in die Schüler bringen werde, dürfte vielleicht dem Vorschlag, die Anabasis des Xenophon durch die Anabasis des Arrian zu ersetzen, nicht ablehnend gegenüberstehen.

---

[1]) Renz, Quatenus Arrianus imitator Xenophontis sit, Rostock 1897. Demgegenüber vergl. Böhner, De Arriani dicendi genere (Acta seminarii Erlangensis IV, 1886) S. 1.

[2]) E. Meyer, De Arriano Thucydideo, Rostock 1875.

[3]) Nissen, Die Abfassungszeit von Arrians Anabasis, Rheinisches Museum N. F. 43 (1888) S. 248.

[4]) Schiller, Lateinischer Unterricht S. 13.

In der That verdient Arrians Werk vor dem des Xenophon den Vorzug, wenn man die Bedeutsamkeit des dargestellten Stoffes betont. Freilich behandelt auch Xenophon einen wichtigen Abschnitt der griechischen Geschichte; er schildert einen Kriegszug, der die Weiterentwickelung des Söldnerwesens, die Einrichtung der Kompagniekolonnen und Reserven, die mannigfachere und bewufste Verwendung des leichtbewaffneten Fufsvolks zur Folge hatte, er erzählt eine Entdeckungsreise, die den Griechen die Kenntnis einer damals noch unbekannten Welt eröffnete und ihren Gesichtskreis wesentlich erweiterte. Aber dieser Stoff kann nicht entfernt den Vergleich aushalten mit der Zeit Alexanders des Grofsen, die in kriegsgeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Beziehung einen entscheidenden Wendepunkt in der Entwickelung der alten Völker bedeutet.

Anders jedoch wird sich das Urteil gestalten, wenn man die Art und Weise betrachtet, wie beide Schriftsteller ihren Stoff behandelt haben. Xenophon erzählt wie Cäsar Selbsterlebtes mit anschaulicher Lebhaftigkeit, Arrian berichtet mit nüchterner Reflexion über Dinge, die weit hinter seiner Zeit zurückliegen. Xenophon schafft in einer Sprache, die vom Volk gesprochen wird, Arrian schreibt der *κοινή* des Volkes gegenüber in einer künstlich geschaffenen Schriftsprache. Wer Arrian an Stelle von Xenophon setzt, der setzt die tote Sprache an Stelle der lebenden, den Epigonen an Stelle des Schriftstellers der Blütezeit, die Nachahmung an Stelle des Musterbildes, den kritisierenden Nacherzähler an Stelle des mitempfindenden Selbstbiographen, den nüchternen Verstand an Stelle der anschaulichen Phantasie.

Mag man darüber denken, wie man will, jedenfalls wird die Verdrängung von Xenophons Anabasis, die in der Autorität der Lehrpläne und der Macht der Tradition die festesten Stützen hat, sich für die nächste Zeit als praktisch undurchführbar erweisen. Und wenn man lange öde Partieen streicht, wenn man bei der kürzenden Auswahl neben den militärischen auch die kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellt, so wird auch weiterhin die Lektüre von Xenophons Anabasis gute Früchte tragen.

Dagegen könnte Arrian an Stelle von Xenophons Memorabilien treten, die im preufsischen Lehrplan für Obersekunda vorgesehen sind, deren Brauchbarkeit für Obersekunda aber bereits von Kohl und Harder[1]) in Frage gestellt worden ist. Man wird ja zugestehen, dafs das Bild, das Xenophon in den Memorabilien von Sokrates entwirft, historisch richtiger ist, als das idealisierte Bild, das uns aus den pla-

[1]) Harder, Ein Vorschlag zur Erweiterung der griechischen Lektüre in Obersekunda. Z. G. W. N. F. 30 (1896) S. 673. Kohl, Der griechische Unterricht, Separatabdruck aus Reins encyklopädischem Handbuch der Pädagogik, S. 54.

tonischen Dialogen entgegentritt[1]). Aber von der sokratischen Elenktik erhält der Schüler in den Memorabilien keine Anschauung, und die Nützlichkeitsmorallehre, die dieses Werk vertritt: thue das Gute, weil es dir Vorteil bringt, erscheint vom Standpunkt des erziehenden Unterrichts aus bedenklich. Jedenfalls aber wird man einem Durchschnittsobersekundaner die geistige Reife nicht zutrauen, die dazu nötig ist, diese Schrift mit Erfolg durchzuarbeiten. Denn mag es auch einzelne Lehrer geben, die es verstehen, abstrakte Gedanken in möglichst konkreter und drastischer Form an die Schüler heranzubringen und dadurch hervorragendes Interesse für ihren Philosophen zu erregen, im allgemeinen werden selbst Primaner philosophische Gedankenreihen nur schwer verarbeiten; viel gröfseren Schwierigkeiten aber wird der begegnen, der mit Obersekundanern Xenophons Memorabilien lesen will.

Dafs ein Gymnasiast, der in das Verständnis der antiken Kultur eingeführt werden soll, auch die höchste Errungenschaft des griechischen Geisteslebens, die Philosophie, kennen lernen mufs, erscheint selbstverständlich. Aber es genügt, wenn dem Primaner die griechische Philosophie in dem Höhepunkt ihrer Entwickelung vorgeführt wird, wenn er in dem platonischen Sokrates ein Idealbild sittlicher Gröfse erschaut, und wenn er in einem platonischen Dialog ein Muster philosophischer Beweisführung kennen lernt.

Wer also die Memorabilien in Obersekunda für eine der Altersstufe der Schüler nicht entsprechende Lektüre hält, wird vielleicht die Anabasis des Arrian dieser Schrift vorziehen. In Preufsen könnte daher das erste Tertial der Obersekunda auf die Lektüre des Arrian verwendet werden. Bei einer passenden Auswahl läfst sich der Lesestoff in dieser Zeit bewältigen, zumal die Arrianlektüre sich auf den Geschichtsunterricht stützen kann, der nach den Forderungen des preufsischen Lehrplans in Obersekunda zunächst griechische Geschichte zu behandeln hat. Nicht minder gereicht es dem Geschichtsunterricht zum Vorteil, wenn er Gelegenheit findet, für die Darstellung der Zeit Alexanders des Grofsen von einer zuverlässigen Quellenschrift auszugehen. Im griechischen Unterricht selbst findet Arrian passenden Anschlufs. Denn zur vorausgehenden Lektüre von Xenophons Anabasis ergeben sich zahlreiche Beziehungen, die Geschichte des Alexanderzuges knüpft an den Zug des Kyros an, der nachahmende Schriftsteller wird im Anschlufs an sein Vorbild gelesen. Zugleich bildet Arrian in sprachlicher Beziehung eine vortreffliche Überleitung von Xenophon zu Herodot. Sein Attisch entspricht ja dem Sprachgebrauch des Xenophon, aber es ist nicht frei von Eigentümlich-

[1]) Dörwald, Xenophons Memorabilien als Schullektüre. Z. G. W. N. F. 31 (1897) S. 666.

keiten des ionischen Dialekts, und neben Xenophon und Thukydides ist es besonders Herodot, den er sich zum Muster genommen hat [1]).

Auch in Hessen und andern Ländern, wo die griechische Geschichte zum Pensum der Untersekunda gehört und Xenophons Memorabilien in Obersekunda nicht gelesen werden, müfste die Arrianlektüre so eingerichtet werden, dafs sie den Übergang bildet von Xenophons Anabasis zu Herodot, und dafs eine enge Verbindung mit dem Geschichtsunterricht ermöglicht wird. Hier könnte man also das letzte Tertial der Untersekunda für Arrian in Anspruch nehmen und ihm zuliebe eine Kürzung der Lektüre von Xenophons Anabasis fordern. Denn wenn auch an eine Beseitigung von Xenophons Anabasis vorerst nicht zu denken ist, so erscheint doch eine Verkürzung dieser Lektüre sehr wohl möglich. Zwei Jahre Xenophon zu lesen ist sehr lang, und eine Beschränkung des Schriftstellers auf Obertertia und das erste Tertial der Untersekunda (das zweite Tertial wird auf Homer verwendet) kann für die Anabasislektüre selbst nur vorteilhaft sein [2]). Dem Wechsel des Schriftstellers aber im letzten Tertial der Untersekunda steht in Süddeutschland kein Hindernis entgegen, da hier keine Abschlufsprüfung zur Erlangung des Einjährig-Freiwilligenzeugnisses einen derartigen Wechsel verbietet.

Die Auswahl der aus Arrian zu lesenden Abschnitte wird so einzurichten sein, dafs der Lesestoff in einem Tertial der Sekunda bewältigt werden kann. Die Gesichtspunkte aber, die für eine planmäfsige Auswahl mafsgebend sind, kann man den Vorschlägen entnehmen, die Dettweiler für die Auswahl aus Curtius Rufus gemacht hat [3]). Denn es handelt sich auch bei der Arrianlektüre um die Persönlichkeit Alexanders des Grofsen, die Gegenüberstellung von makedonischem und persischem Heerwesen, die Verschmelzung von griechischer und orientalischer Kultur, den geographischen Hintergrund einer damals fast neuen Welt und die Verbindung mit der Lektüre von Xenophons Anabasis. Diesen Forderungen sucht nachstehender Leseplan zu genügen, der bei Mangel an Zeit noch wesentlicher Kürzungen fähig ist:

Vorwort des Schriftstellers.

Buch I: XII 1—5, 8—10 Alexander am Grab des Achilleus. Memnon. XIII 1—2, XIV 1—XVI 2 Schlacht am Granikus. XVII 4—8, XVIII 1—2 staatliche Einrichtungen in Kleinasien. XXIX 1—3 Kelaenae (Xenophon).

Buch II: I 1—3 Memnons Tod. III 6—8 gordischer Knoten. IV 2—4 kilikische Thore (Xenophon). VI 1—2, VII 1—2 Truppen-

---

[1]) Grundmann, Quid in elocutione Arriani Herodoto debeatur, Berliner Studien für klassische Philologie und Archäologie II, 1885, S. 177.

[2]) Bünger, Xenophons Anabasis, Auswahl für den Schulgebrauch (1896) bietet das Werk fast um die Hälfte gekürzt.

[3]) Dettweiler S. 209.

bewegungen vor der Schlacht bei Issus (Xenophon). XIV Briefwechsel mit Darius. XVII, XVIII 2—Schlufs, XXII 6—XXIV 3 Belagerung von Tyros. XXV 1—3 zweiter Brief des Darius.

Buch III: I 5, II 1—2 Gründung von Alexandria. III 1—2, IV Besuch des Orakels des Jupiter Ammon. Alexander mit dem Beinamen der ägyptischen Könige: 'Sohn des Ammon' begrüfst. V 2—Schlufs staatliche Einrichtungen in Ägypten. VII 1—3 Euphratübergang (Xenophon). XIII 5—6, XIV 2—3 Schlacht bei Gaugamela. Sichelwagen. Zusammentreffen des Alexander und Darius (Mosaik 'die Alexanderschlacht'). XVI 2—9 Alexander in Babylon und Susa. XVIII 10—Schlufs Zerstörung der Königsburg in Persepolis, Rache für die Perserzüge gegen Griechenland. XXII Ende des Darius, sein Charakter.

Buch IV: VII 4—Schlufs Übergang zum persischen Königtum. VIII und IX Tötung des Klitus (vielleicht um eine drohende Verschwörung im Keim zu ersticken cf. VIII 8). X 5—Schlufs, XI—XII, XIV das persische Hofzeremoniell (προςκύνησις) bei offiziellen Gelegenheiten auch für Makedonier gültig. Kallisthenes. XV 1—6 Gesandtschaft der Scythen. Plan, Indien, das Land des Indus, das im Verzeichnis der tributpflichtigen Satrapieen des Perserreichs stand, zu unterwerfen. XXX 9 Erbauung von Schiffen am Hydaspes, Vorbereitung für die Rückfahrt auf dem Indus.

Buch V: IX 4 Regenzeit, Unmöglichkeit des Weitermarschs. XV 5—7, XVII 5—7, XVIII 4—5, XIX 1—4 Porusschlacht. Elefanten. An der äufsersten Ostgrenze des Reichs zwei mächtige Vasallenstaaten gegründet (Marken). Zwei Städte angelegt (Festungen). [XXV—XXVI, XXVII 1 und 7, XXVIII 1—4, XXIX 1—2 die Umkehr am Hyphasis nach der Darstellung der späteren Überlieferung. Die von Arrian erfundene Rede Alexanders. Vermutungen Arrians über die weiteren Pläne Alexanders auf Grund der geographischen Kenntnisse der nacheratosthenischen Zeit][1].

Buch VI: I der Indus für den Oberlauf des Nil gehalten. XIX der indische Ozean. Ebbe und Flut. XXI 1—2 Monsunwind. XXIV 1—3 gedrosische Wüste. XXVII 3—5 Bestrafung von Satrapen. XXVIII 5—6 Entdeckungsfahrt des Nearchos. XXX 2—Schlufs die Annahme persischer Sitten von griechischen Satrapen verlangt.

Buch VII: [I 1—4 Alexanders weitere Pläne nach der späteren Überlieferung.] IV Bestrafung von Satrapen. Hochzeit zu Susa. Verschmelzung von griechischem und orientalischem Wesen. V 1—3 Schuldentilgung für die makedonischen Soldaten. VI Aufnahme von Barbaren in das Heer. VII 3—Schlufs Euphrat- und Tigrisland (Xenophon). VIII—XI Aufstand der makedonischen

[1]) Die eingeklammerten Abschnitte, bei deren Darstellung Arrian sich nicht auf seine zuverlässigen Gewährsmänner stützt, können am ehesten weggelassen werden.

Soldaten in Opis. [XV 4—Schlufs fremde Gesandtschaften nach der späteren Überlieferung.] XVI 5—Schlufs Hinweis auf Alexanders Ende. [XVI 1—4, XIX 3—Schlufs, XX 2, 7—Schlufs Alexanders letzte Pläne nach der späteren Überlieferung. Flottenbauten. (Im Gegensatz dazu seine wirklichen Pläne: Unterwerfung der Gebirgsvölker am Südrand des Kaspischen Meeres und der Pontusufer, Besiedelung der Ufer und Inseln des persischen Meerbusens)]. XXI der Euphrat (Xenophon). XXIII 1—5 Aufnahme von Barbaren in das Heer. XXVI 1 und 3 Alexanders Tod. XXVII—XXX sein Charakter.

Es fragt sich, wie eine so geleitete Arrianlektüre nach der sprachlichen und inhaltlichen Seite für den Unterricht nutzbar gemacht werden kann.

Die sprachliche Behandlung erstreckt sich auf die notwendigsten Hauptregeln der griechischen Syntax, deren Einübung in Sekunda von den Lehrplänen gefordert wird. Da alle sprachlichen Erscheinungen, auf die es hierbei ankommt[1]), ebenso gut an Arrian wie an Xenophon angeschaut, erfafst und geübt werden können, so bildet die Behandlung des Arrian in sprachlicher Beziehung eine willkommene Ergänzung zu den Ergebnissen der Anabasislektüre. Die Eigentümlichkeiten der Sprache Arrians können dem gegenüber nicht ins Gewicht fallen, wenn man von jeder Einübung dieser Erscheinungen absieht, und wenn man sie nur insoweit beobachtet, als dadurch das Verständnis des Schriftstellers selbst gefördert wird[2]). Die Beobachtung dieser Besonderheiten aber kann sich als gute Vorbereitung auf Herodot erweisen, da bei diesem Schriftsteller dem Schüler ähnliche sprachliche Erscheinungen entgegentreten werden[3]). Die nachfolgende Zusammenstellung scheidet daher zwischen den allgemein gültigen Gesetzen der griechischen Sprache, an deren Einübung die Arrianlektüre mitarbeiten kann, und den Besonderheiten des arrianischen Sprachgebrauchs, die der gelegentlichen Beobachtung vorbehalten werden müssen. Bei dieser Zusammenstellung ist das ganze Sekundapensum berücksichtigt, dem Lehrer aber mufs es vorbehalten bleiben, aus der Fülle des Stoffes jedesmal die grammatischen Erscheinungen auszuwählen, die er seinem Unterrichtsplan entsprechend im Anschlufs an Arrian behandeln will.

Artikel, Attribut und Prädikativum[4]). Zur Ein-

---

[1]) Rehdantz, Bemerkungen allgemeiner Art über den Unterricht im Übersetzen griechischer Autoren, veranlafst durch Xenophons Anabasis von Hertlein, Z. G. W. V (1851) S. 393, und Joost, Was ergiebt sich aus dem Sprachgebrauch Xenophons in der Anabasis für die Behandlung der griechischen Syntax in der Schule? Berlin 1892.

[2]) Dettweiler S. 146.

[3]) Grundmann a. a. O.

[4]) Die Disposition ist im Anschlufs an die griechische Grammatik von Waldeck so gewählt, dafs stets Anknüpfungen an die Behandlung der latei-

übung: Generischer Artikel. Substantivierung von Adjektiven, Adverbien, präpositionellen Ausdrücken, Partizipien, Infinitiven. Prädikative Adjektiva. ὡς beim Prädikativum. Attributive und prädikative Stellung. Zur Beachtung: τὸ πολύ = plerumque.

Pronomina. Zur Einübung: Stellung der Demonstrativpronomina und des Pronomens αὐτός, der Personal-, Reflexiv- und Possessivpronomina. Korrelativa. Zur Beobachtung: οὗ, οἷ als Reflexivum der dritten Person. ὅδε zuweilen auf das Vorhergehende, οὗτος auf das Folgende bezogen. αὐτός τις = unusquisque ipse. ὅστις im Sinne von ὅς. ἔστιν ὅς an Stelle des unbestimmten τίς. Verbindungen wie ἄλλος καὶ ἄλλος, ἄλλος οὗτος, ὅσος ἄλλος. τά τε ἄλλα καὶ und εἴπερ τις ἄλλος, zur Hervorhebung dienend.

Kasuslehre, Genetiv. Zur Einübung: Genetiv der Zeit. Genetivus possessoris, separativus, partitivus, copiae, comparationis, pretii. Genetiv bei relativen Adjektiven. Genetiv bei sich erinnern, sorgen etc. Genetiv der Person oder Sache, die die Wahrnehmung veranlafst, bei ἀκούω. Genetiv des Grundes bei Verben, die ein feindseliges Urteil oder eine feindselige Äufserung enthalten. Genetiv zur Bezeichnung der Person, gegen die die Handlung gerichtet ist, bei den mit κατά zusammengesetzten Verben. Zur Beobachtung: τὶ δόξης (Genetivus partitivus). Genetivus partitivus abhängig von relativen Ortsadverbien und von Ausdrücken wie ἐπὶ μέγα, ἐπὶ πολύ. Attributive Stellung des partitiven Genetivs. Die Verbindung αὐτὸς ἑαυτοῦ (genetivus comparativus) zur Verstärkung des Superlativs. μνήμην ποιεῖσθαι ὑπέρ τινος. δίκην λαβεῖν ὑπέρ τινος.

Dativ. Zur Einübung: Dativ der Zeit. Dativ bei den mit ἐν, σύν, ἐπί, πρός zusammengesetzten Verben. Dativ des persönlichen Urhebers beim Passiv. Dativus causae bei Verben des Affekts. Dativus commodi und ethicus. Dativ bei Verben des freundlichen und feindlichen Zusammenseins. Dativ bei Ausdrücken der Gleichheit. Zur Beobachtung: Dativus ethicus der Personalpronomina an Stelle des Possessivpronomens. ἴσος καί.

Akkusativ. Zur Einübung: Akkusativ der Zeit. Akkusativ bei den mit διά, ὑπέρ, ὑπό, παρά zusammengesetzten Verben. Akkusativ bei den Verben des Nützens und Schadens. Doppelter Akkusativ. Akkusativ des Inhalts. Akkusativ der Beziehung. Zur Beobachtung: Hinzufügung des unbestimmten τί (Akkusativ der Beziehung) zu Adjektiven und Pronomina.

---

nischen und deutschen Grammatik möglich sind. Vgl. Waldeck L. L. 31 S. 80 und die im Gymnasium zu Bensheim benutzte, im Druck vorliegende Beispielsammlung für den griechischen Unterricht, sowie Schrohe, Über die Verbindung des deutschen und lateinischen grammatischen Unterrichts auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums, II. Teil. Programm Bensheim 1898.

Präpositionen. Zur Einübung: Präpositionen als Adverbien gebraucht. Bedeutung der Präpositionen in Zusammensetzungen. Substantivierte präpositionelle Ausdrücke. Präpositionen mit Infinitiven oder ganzen Sätzen verbunden. Zur Beobachtung: πρὸς δὲ, ἐπὶ δὲ = deinde. Präpositionelle Ausdrücke adverbial gebraucht. ἐκ und πρὸς mit dem Genetiv zur Bezeichnung des Urhebers beim Passiv. ἀμφί mit dem Dativ lokal oder = in Betreff. περί mit dem Dativ = circa. ἀμφί und ὑπέρ mit dem Genetiv = περί in Betreff. ὑπέρ mit dem Akkusativ lokal. ἅμα und ὁμοῦ mit dem Dativ = σύν. Verbindung zweier Präpositionen wie ἔστε ἐπί (usque ad), μέχρι ἐπὶ und ὡς ἐπί (circiter ad). ἐκ πολλοῦ = iam dudum. δι' ὀλίγου = ταχέως. εἰς ἅπαν = prorsus. ἐν χερσί = prope. ἐκ τοῦ εὐθέως = statim. ἐπὶ πᾶν = omnino. ἐπὶ μέγα = vehementer. πρὸς τὰς ἐπιστολὰς ὑποπτεύειν, τάσσειν ἐπί τινος, καλεῖν ἐπί τινος. φέρειν ἐς (spectare ad). κατὰ στίβον ἐλαύνειν. μεθ' ἡμέραν, ἐφ' ἡμέρᾳ ἑκάστῃ. ἀνὰ χρόνον. ἐς τὰ μάλιστα. κατὰ τὰ αὐτά. ἐς τοσόνδε.

Satzlehre, Hauptsätze. Zur Einübung: Urteilssätze: Verneinung οὐ; reales Urteil (Indikativ); potentiales Urteil (Optativ mit ἄν); irreales Urteil (Indikativ der Nebentempora mit ἄν). Begehrungssätze: Verneinung μή. Gebote und Aufforderungen; Verbot; erfüllbarer und unerfüllbarer Wunsch; Fragesätze: beratende Frage. Koordinierende Satzverbindungen: μέν ... δέ; ἤδη ... καί. Zur Beobachtung: Beiordnung: Rekapitulation des Gedankens des vorhergehenden Satzes; das zurückweisende οὗτος im Anschlufs an die Satzverbindung καὶ (καὶ οὗτος); parenthetische Einschiebung des Nebengedankens. Verbindung durch Adverbien: ἔνθεν und ἐνθένδε für ἐντεῦθεν. Die beiordnenden Konjunktionen: pleonastische Wiederholung derselben Satzverbindung; Häufung von Satzverbindungen: καὶ δὴ καὶ, zur Hervorhebung dienend, καὶ μὴν καὶ, καί που καὶ, καὶ τοῦτό γε καὶ, καί τι καὶ, καὶ γὰρ καὶ = etenim etiam (negiert οὐδὲ γὰρ οὐδὲ), ἐπεὶ καὶ = quid quod (negiert ἐπεὶ οὐδὲ), τέ ... καὶ ἅμα, ἤδη τε ... καὶ ἐν τούτῳ. Verknüpfung: καὶ und δὲ nebeneinander; τέ steigernd; οὐδέ nach bejahendem Satz. Grund: Voranstellung des Satzes mit γάρ. Gegensatz: ἀλλὰ γὰρ = ἀλλά. Vergleich ἤπερ = ἤ.

Subjekts- und Objektsnebensätze. Zur Einübung: Urteilssätze: ὅτι. Prolepsis. Der Optativ zur Bezeichnung der innerlichen Abhängigkeit nach einem Nebentempus (optativus obliquus); indirektes Reflexivum; Konstruktion der verba dicendi; die Verba der mittelbaren sinnlichen und geistigen Wahrnehmung mit dem Infinitiv, die Verba der unmittelbaren sinnlichen und geistigen Wahrnehmung mit dem Participium verbunden. Begehrungssätze: die Verba, die ein Begehren ausdrücken, mit dem Infinitiv verbunden; negierter Infinitiv bei hindern und sich

weigern; Konstruktion der Verba des Fürchtens; Konstruktion der Verba sorgen und streben. Zur Beobachtung: ὅτι nach den Verben ἐλπίζειν, φάναι, δοκεῖν, εἰκάζειν.

Adverbiale Nebensätze. Zur Einübung: Folgesätze: ὥστε. Finalsätze: Negation μή. Temporalsätze: futurischer Konjunktiv mit ἄν zur Bezeichnung einer Handlung, deren Eintreten in der Zukunft erwartet wird; iterativer Konjunktiv mit ἄν zur Bezeichnung der öfteren Wiederholung in der Gegenwart. πρίν. Bedingungssätze: Negation μή. Subordinierende Konjunktionen. Zusammenfassung der Lehre von ὅτι. Der Indikativ dem Konjunktiv, Optativ und Infinitiv gegenübergestellt. Zur Beobachtung: Unterordnung: Einführung des Nachsatzes durch Satzverbindungen (δέ, ὁ δέ, οὕτω δή, τότε δή etc.) oder durch kurze Rekapitulation des Gedankens des Nebensatzes. Anakoluthe. Wechsel zwischen direkter und indirekter Rede. Die unterordnenden Konjunktionen: Häufung der Satzverbindungen wie ὅτε ὡς und ὡς ὅτε, πλήν γε δή, ὡς γε δή, πρίν γε δή. Grund: ὅτι περ = quoniam. Folge: ἐς τοσόνδε ὡς = ὥστε. ἐπὶ τῷδε ὡς = ἐφ' ᾧτε. Bedingung: εἴτε = atque si; ἤν = ἐάν; ὅτι μή = εἰ μή. Vergleich: καθάπερ = ὡς. Zeit: ἐπείτε = ἐπειδή; ἔστε wie ὥστε und πρίν mit dem Infinitiv. Der Konjunktiv mit ἄν nach Zeitkonjunktionen selten. μέχρι, ἄχρι, πρίν mit dem bloſsen Konjunktiv, ὡς als Zeitkonjunktion häufig. Die anderen temporalen Konjunktionen selten: ἐπεί 9 mal, ὅτε 4 mal, ἐπειδή 25 mal, ὁπότε 23 mal[1]).

Relativsätze. Zur Einübung: relativische Anknüpfung; Attraktion des Relativums; verallgemeinernder Relativsatz; finaler Relativsatz. Zur Beobachtung: ἵνα und ἵναπερ = ubi.

Infinitiv. Zur Einübung: Negation μή. Substantivierung des Infinitivs; substantivierter Infinitiv abhängig von Präpositionen oder an Stelle ganzer Sätze; Infinitiv von Adjectiva relativa abhängig; Infinitiv zur Angabe des Zwecks bei geben, nehmen etc.; Infinitiv als Subjekt und Objekt des Satzes; Konstruktion der Verba des Sagens und Glaubens (Negation ausnahmsweise οὐ); Konstruktion der Verba, die ein Begehren ausdrücken; negierter Infinitiv nach hindern und sich weigern; Infinitiv nach ὥστε und πρίν; Infinitiv mit ἄν in potentialem und irrealem Sinne. Zur Beobachtung: absoluter Infinitiv; ἐμοὶ δοκεῖν = ut mihi videtur; ὅσος und οἷος mit dem Infinitiv neben ὅσος ἐς = idoneus ad. φθάνω und ἀνέχομαι mit dem Infinitiv; Verba des Fürchtens mit dem Infinitiv verbunden; der Genetiv des Infinitivs zur Bezeichnung der Folge oder der Absicht; der Infinitiv in Nebensätzen der oratio obliqua an Stelle des Optativs; ὡς mit dem Infinitiv = ὥστε; ἔστε mit dem Infinitiv; πρότερον ἤ mit dem Infinitiv = πρότερον πρίν.

---

[1]) Grundmann S. 243.

Participia. Zur Einübung: Substantivierung von Partizipien; die Participia ὤν und ἔχων; Partizipialkonstruktionen statt deutscher Konjunktionalnebensätze und Substantiva; Unterschied in der Bedeutung des participium praesentis, aoristi und futuri; das Participium futuri zur Bezeichnung der Absicht; ἄν bei der Partizipialkonstruktion in potentialem und irrealem Sinne; μή zur Verneinung des hypothetischen Partizips; Participium mit ἅτε und καίπερ; Participium mit ὡς zur Bezeichnung des subjektiven Grundes; Konstruktion der Verba der unmittelbaren sinnlichen und geistigen Wahrnehmung; Prädikatives Participium bei τυγχάνω etc.; Verbaladjektiva; Zusammenfassung der Lehre von ὡς und von ἄν. Zur Beobachtung: genetivus absolutus an Stelle des participium coniunctum; τυχόν = möglicherweise; οἷα und οἷα δή beim Participium = ἅτε; participia perfecti passivi wie Adjektiva gebraucht; das Neutrum pluralis der Verbaladjektiva auf τέος in Verbindung mit ἐστίν.

Tempora. Zur Einübung: Aorist: Aorist in ingressivem Sinne; aoristus gnomicus.

Genera verbi. Zur Einübung: Medium: Medium des Interesses; dynamisches Medium. Zur Beobachtung: die Umschreibungen mit ποιεῖσθαι.

Partikeln. Zur Einübung: Negationen: Häufung der Negationen; Zusammenfassung der Lehre von den Negationen.

Die inhaltliche Verwertung der Arrianlektüre kann nur im engen Zusammenhang mit dem Geschichtsunterricht geschehen. Vor allem mufs die politische Bedeutung Alexanders, die bei Arrian weniger hervortritt, im Geschichtsunterricht eingehend gewürdigt werden. Das Ergebnis der Behandlung läfst sich nach folgenden Gesichtspunkten ordnen:

Das Land: Geographie von Vorderasien; Königsstrafse; Vergleich der Marschrichtung des Kyros und des Alexander; Pässe (Kilikische Thore, syrische Thore, Pässe durch das Amanosgebirge); Flufsübergangsstellen (Thapsakus).

Die Völker: Griechen und Orientalen. Zusammenstofs von Orient und Occident.

Die Führer: Darius und Alexander. Alexander als Feldherr und als Staatsmann, als Eroberer und als Organisator.

Königtum: makedonisches Heerkönigtum; persischer Despotismus.

Verwaltung: Anbequemung an die bestehenden Einrichtungen; Beseitigung der selbständigen Gewalten; Satrapieen; auch Perser zu Satrapen ernannt; neben den Satrapen makedonische Heeres- und Finanzbeamte; makedonische Stadtkommandanten.

Finanzen: Beibehaltung der bestehenden Steuern; makedonische Finanzbeamte.

Heerwesen: persisches und makedonisches Heerwesen; Asiaten in das makedonische Heer aufgenommen und nach make-

donischem Muster ausgebildet; makedonische Heeresbeamte und Stadtkommandanten; die schwere Reiterei als wichtigste Truppe; mit Sarissen bewaffnete Hopliten; organische Verbindung der verschiedenen Waffengattungen untereinander; Aufstellung zur Schlacht; Verlauf einer Schlacht; Ausbildung der Belagerungskunst; die Kolonieen als militärische Stützpunkte.

Ackerbau und Viehzucht: Verteilung von Ackerlosen (κλῆροι) an griechische Kolonisten.

Handel und Verkehr: Die Kolonieen Stützpunkte für Handel und Verkehr; Flottenbauten; Hafenanlagen; Auffindung neuer Seewege; Kanäle; Flufsregulierungen; Landstrafsen; griechische Kaufleute; Griechisch als Verkehrssprache.

Kunst und Wissenschaft: Alexanders Zug als wissenschaftliche Entdeckungsreise; griechische Gelehrte, Schriftsteller und Künstler in seiner Umgebung; gymnische und musische Wettkämpfe; Verbreitung griechischer Sprache, Kunst und Litteratur; die Kolonieen als Mittelpunkte der griechischen Bildung.

Religion und Sitte: Anbequemung an orientalische Sitten und Götterkulte; Verpflanzung griechischer Kulte nach Asien; Erbauung griechischer Tempel.

Kulturentwickelung: Zusammenstofs von höherer und niederer Kultur; Verschmelzung von griechischer und orientalischer Kultur; Hellenismus; Alexanders Werk seinen Tod überdauernd; Alexandria und Pergamon; die hellenische Bildung von den Römern aufgenommen.

So arbeiten Geschichtsunterricht und Arrianlektüre zusammen, um dem Schüler eine Darstellung der Zeit Alexanders des Grofsen zu geben, welche die kulturgeschichtliche Bedeutung des Königs zu würdigen sucht. Der Unterricht bewegt sich also in den Bahnen, die Droysen[1]) für die Beurteilung Alexanders vorgezeichnet hat. Diese Auffassung Droysens, die von den älteren und besseren Quellen gestützt wird, beurteilt Alexander nicht von dem griechisch-athenischen Standpunkte aus, sondern sie würdigt, was Alexander für die Welt überhaupt und für ihre weitere Entwickelung geleistet hat. Sie erkennt die kriegerischen Fähigkeiten Alexanders an, zugleich aber hebt sie seine staatsmännischen Eigenschaften hervor, seine Verdienste um die Ausdehnung der hellenischen Bevölkerung und Kultur, seine grofsherzige und weitsichtige Gesinnung gegen die Barbaren[2]). Nach dieser Auffassung erscheint Alexander feurig und voll des höchsten Schwunges, zugleich aber umsichtig und überlegt und seiner Ziele und seiner Mittel bewufst[3]).

---

[1]) Diese Auffassung teilt neuerdings Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chaeronea Bd. I und v. Sybels histor. Zeitschr. 79 (1897) S. 1.

[2]) Niese in v. Sybels hist. Zeitschr. 79 S. 1.

[3]) Niese S. 44.

Ein griechischer Schriftsteller ist es, der die geeignete Grundlage für diese Unterweisung bildet, und der es uns ermöglicht, einen der wichtigsten Abschnitte der alten Geschichte auf der Oberstufe des Gymnasiums quellenmäfsig zu behandeln. Für den heute mehr als je gefährdeten griechischen Unterricht aber kann es keine bessere Stütze geben, als wenn immer wieder an speziellen Beispielen nachgewiesen wird, dafs ein Sachunterricht, der den Schüler in das antike Leben und in die antike Kultur einführen soll, in erster Linie sich nicht auf lateinische, sondern auf griechische Schriftsteller stützen mufs[1]).

[1]) Schiller, Lateinischer Unterricht S. 4.

Darmstadt. Friedrich Schmidt.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

E. Linde, Persönlichkeitspädagogik. Leipzig 1897, Richard Richter. VIII u. 170 S. 8. 1,00 M.

Ernst Linde ist, wie das aus Andeutungen in seinem Buche hervorgeht, in Gotha im niederen Unterrichtswesen thätig. Sein Buch redet aus seminaristischen Verhältnissen heraus über Praxis und Unterrichtsbetrieb an Volks- und Mittelschulen. Von Latein und Griechisch ist bei ihm nicht die Rede. Die Fächer, welche er im einzelnen behandelt, sind vielmehr neben den technischen, wie Schreiben, Zeichnen, Singen, eben die dieser Schulen, d. h. Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Lesen und Deutsch.

So scheint es, als könne die gymnasiale Pädagogik, ohne weitere Notiz zu nehmen, an seinem Werke vorbeigehen. Allein das kleine Büchelchen verdient auch von dieser Seite Beachtung und mehr als einen flüchtigen Blick.

Gymnasiale Pädagogik und Volksschulpädagogik laufen bei uns in Deutschland neben einander her, ohne sich viel um einander zu kümmern; haben doch beide verschiedene Stoffe, verschiedene Ziele, verschiedenes Schülermaterial. Dieser Zustand ist weder erfreulich noch vorteilhaft. Man könnte gegenseitig gar manches von einander lernen. Und gerade ein Buch wie das vorliegende, eine der besten Hervorbringungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Volksschulpädagogik, ist geeignet, uns mit Nutzen einen Blick in jene andere Welt thun zu lassen.

Es behandelt nicht Einzelnes, sondern es greift in die grofsen Fragen hinein, die jede Pädagogik angehen. Es beschäftigt sich mit dem Probleme, welchen Einflufs die Persönlichkeit des Lehrers auf die Erziehung des Kindes habe oder doch haben sollte, welches Gewicht der Persönlichkeitsbildung der Kinder im Unterrichte zufalle oder doch zufallen sollte. „Persönlichkeitspädagogik“ hat der Verfasser es eben deshalb genannt, und um über seine Ansicht von vornherein keinen Zweifel walten zu lassen, setzt er sofort hinzu: „Ein Wort wider die Methodengläubigkeit unserer Zeit“.

Er nimmt seine Stellung scharf, sehr scharf. „An erster Stelle steht immer und überall die Erzieherpersönlichkeit. Die Frage nach dem Stoffe kommt überhaupt immer erst in zweiter Linie, und die nach seiner methodischen Bearbeitung gar erst in

dritter“ (S. 167). „Niemals darf die persönliche Praxis durch einen, wenn auch noch so wissenschaftlich ausgedachten Mechanismus ersetzt werden, das hieſse die lebendige Natur in ein Spirituspräparat verwandeln“ (S. 16). „Ein Unterricht, der an den Drähten der pädagogischen Theorie hin und hergezogen wird, kann wohl methodisch „korrekt“ erscheinen und das Entzücken aller Methoden- und Paragraphenmänner erregen: erziehlich-schöpferisch ist er nicht, Bildungsgewinn haben die Schüler nicht davon“ (S. 15). Der Lehrer kann nie ganz bei der Sache sein, nie mit seinem Stoffe sozusagen „innerlich zusammenwachsen“; denn er „arbeitet stets mit einer doppelten Gedankenreihe: hinter den Gedanken, die der Unterrichtsstoff enthält, stehen seine fachmännischen Gedanken“. „Man bringt dadurch die Erziehung um den Segen des Unbewuſsten“, man schwebt mit einem Worte stets in Gefahr, der Methode zu Liebe Natur und Herz aus dem Unterrichte auszutreiben.

Ein zweiter Vorwurf Lindes richtet sich gegen die einseitige Bevorzugung der Verstandesthätigkeit. Das steht im engsten Zusammenhange mit dem Kampf gegen die Methode.

Linde geht davon aus, daſs die heutigen Resultate der Schulbildung im Leben gar schnell verloren gingen, der „Abfall“ von den Prinzipien der Schule sich erschreckend schnell und erschreckend oft vollziehe. Er miſst die Schuld der vorwiegenden Verstandesschulung bei, die das Herz unbeteiligt lasse. Wir leiden an übertriebenem „Intellektualismus“. Nicht durch Abstraktionen bloſs erkannte, sondern mit den lebendigen Sinnen und mit der Tiefe des Gemütes erfaſste Wahrheiten hielten im Leben vor. Man solle daher mehr zu „gegenständlichem“ Denken, wie Goethe es geübt habe, erziehen. „Der Wille wurzelt in der Tiefe, in jenem Quellpunkte alles seelischen Werdens, bis zu welchem herabzusinken die flatternden Gedankenschemen gar nicht Eigengewicht genug haben“ (S. 35). Jede Wahrheit soll „mit der Wucht der Wirklichkeit auf die Nerven fallen“. Kurz wir wollen nicht „gewuſstes Wissen“, sondern „empfundenes Wissen“ anerziehen (S. 42).

Mit diesem Verlangen ist schon über Lindes negatives Programm hinaus ein Punkt seiner positiven Forderungen berührt. Ein zweiter kommt hinzu. Er betrifft das Interesse — oder sagen wir lieber deutscher und besser — die innere Teilnahme des Lehrers am Stoffe.

„Ein kalter Lehrer ist stets unmethodisch“. Ein wahres und schönes Wort.

Was im Unterricht vorgetragen wird, soll nicht in erster Linie gelernt, es soll erlebt werden. Der Lehrer muſs es gewissermaſsen „vorleben“, damit die Schüler es „nachleben“ können (S. 50). So entwickelt sich ein Parallelismus des Seelenlebens zwischen Schülern und Lehrer, und darin liegt das befruchtende

Element des Unterrichtes. Nur so kann „Frühlingsstimmung" erzeugt werden, nur so ein weihevoller Gegenstand die Stunde auch zu einer „Weihestunde" machen, nur so die Seele des Kindes sich „weiten und wachsen".

Und damit kommt Linde zu einem dritten Punkte. Man soll dies innere Wachstum des Kindes nicht durch fortwährende Fragen darüber, ob der Stoff verstanden, angeeignet ist, stören. Die schlimmen Folgen dieser eingreifenden Thätigkeit zeigen sich in doppelter Weise.

So dressierte Kinder gewöhnen sich, nur mit dem Gedächtnisse zu erfassen; möglichst viel erhaschen, sich bewufst machen, um es wiedergeben zu können, wird die Parole. Und doch stellt sich „innere Produktivität" nur bei völligem Gehenlassen ein. Der Gedanke, das mufs nun alles wiedergegeben werden, lastet wie ein Alp, die innere „Zellenbildung" ist gehemmt. „Kaum dafs wir einmal ein Stückchen schöner Wirklichkeit vor den Augen der Kinder entrollt haben, deren Formen sie greifbar nahe sehen, deren Duft sie atmen, deren Stimme sie gläubig lauschen — so müssen sie schon wieder ein hochnotpeinliches Verhör über sich ergehen lassen, in dem wir herrisch Rechenschaft abfordern über dieses Zarte, Duftige, Liebliche, das mit einem Schlage zerrinnt, sowie es mit grober Hand gefafst werden soll. Das ist pädagogische Taktlosigkeit" (S. 65). Zum anderen aber wird durch das übertriebene Wiederabfragen ein „Maulbrauchen" grofsgezogen, gegen das schon Pestalozzi so geeifert hat. Das so hervorgerufene leere „Wortwissen", dies „allzeit präsente Wissen, das wie Raketenfeuer den Klassenraum durchprasselt", das stets kontrollierbar zu Tage liegt, hat aber nach Linde eine mehr verflachende und veräufserlichende Wirkung als jener „dunkle Besitz", der nur in das „unterste Stockwerk" der Seele gehört, hier aber wurzelt und ein Lebensgut wird.

Und gerade die tiefer angelegten Naturen, die mehr innerlich fassen, geraten bei dem geschilderten Lehrverfahren in die schlimmste Lage. Linde nennt ihren Zustand nach Hildebrand die „Schulklemme". „Eine brandende See mit ihren Gefahren, das ist der allzusehr auf äufsere Aneignung, auf Examensreife bedachte Unterricht. Die schlechte Censur, das Schreckenswort „nicht versetzt" sind die Tiefen, die das Kind immer unter sich erblickt. In solcher Verfassung ist keine Menschenseele fähig, sich zu bilden; dem Schiffbrüchigen prangt der Sternenhimmel umsonst".

An diese allgemeinen Ausführungen schliefst Linde im zweiten Teile die Betrachtungen über die einzelnen Fächer an.

Dafs er auch hier ganz besonders im Religionsunterricht die Seite des Gemütes gegenüber dem Verstande hervorkehrt, dafs er in der Geschichte das „Heldenhafte", Persönlichkeit-habende und -bildende in den Mittelpunkt stellt, sind besondere Anwendungen

seiner allgemeinen Gedanken, die sich von selber verstehen. Die sogenannte „Kulturgeschichte“ mehr in den Vordergrund rücken, ist ihm eine „Modeforderung“, bei deren Besprechung er mit Behagen Nietzsches wegwerfendes Wort citiert, nach welchem die Massen der Teufel und die Statistik holen soll.

So wird ihm denn auch in der Geographie lebhafte und lebenspendende Schilderung des Landes und besonders der Leute zur Hauptsache.

Doch genug der Einzelheiten. Es fliefst alles aus demselben Prinzip; und uns kann es hier genügen, die Kerngedanken des Werkes kennen gelernt und aus den wenigen mitgeteilten Proben gesehen zu haben, dafs der Verfasser in mehr als gewöhnlicher Weise der Sprache Herr, reich an Bildern und von kräftigem Ausdruck ist.

Das wird eben durch die wohlthuende Wärme bewirkt, mit der das Ganze geschrieben ist, und durch die feste Überzeugung, dafs nur bei solchem auf Hildebrandschen Prinzipien fufsendem Unterricht „die dürre pädagogische Steppe sich mit frischem Grün überziehen“ könne.

Es ist nicht neu, was mit so viel Pathos vorgetragen wird, mag man einwenden wollen, und nicht ohne Übertreibung vorgebracht.

Ich gebe beides bis zu einem gewissen Grade zu. Aber ist es überhaupt möglich, in so allgemeinen pädagogischen Fragen absolut Neues zu bringen? Wir haben vieles gehört, gelesen — auch wohl wieder vergessen. Da liegt's.

Alte Wahrheiten in neue Form zu kleiden, sie mit Lebendigkeit und Begeisterung zu verfechten und ihnen den Stempel seiner Individualität aufzudrücken, das ist oft mehr wert, als Nagelneues bringen zu wollen; besonders auf einem Gebiete, wo es sich wie in der Pädagogik nicht um blofs verstandesmäfsiges Wissen, sondern um Kunst und praktisches Wirken handelt.

Und zum Zweiten. Kann und darf man in der Ausübung und im praktischen Leben die ganz korrekte Mittellinie halten, wenn man gegen übermächtige Feinde im Kampfe steht?

Lindes Milieu ist nicht das gymnasiale Leben, sondern das niedere Schulwesen mit seiner Methodenreiterei, ist Thüringen, das Land der Ziller und Stoy, das gelobte Land der „Musterschulen“.

Diese Betrachtung giebt uns das Mittel an die Hand, das Buch sozusagen historisch zu verstehen, es gerecht zu beurteilen und aus ihm mit objektiver Ruhe herauszunehmen, was auf unsere gymnasialen Verhältnisse, was auf jede gesunde Pädagogik pafst.

Möge es wegen seiner durchaus richtigen Grundanschauungen, wegen seiner mutigen Wahrheitsliebe auch den Lesern dieses Blattes bestens empfohlen sein.

Strafsburg i. E. J. Kromayer.

Friedrich Bauer, Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete. Zweiundzwanzigste Auflage, bearbeitet von Konrad Duden. München 1896, Becksche Verlagsbuchhandlung. XVI u. 222 S. 8. Dazu Rechtschreiblehre u. Wörterverzeichnis. 75 S. 8. Zusammen 2 M.

Seitdem der deutsche Unterricht den Mittelpunkt unseres gesamten Unterrichts bilden soll, fehlt es nicht an eingehenden Erörterungen, die sich mit der Frage, wie derselbe nach Umfang und Methode an unseren höheren Lehranstalten zu gestalten sei, beschäftigen. Liefsen die sogenannten alten Grammatiken den Schüler über das Wesen der Sprache im Unklaren, so wird jetzt der Forderung der modern-humanistischen Bildung entsprechend nicht nur Fertigkeit im richtigen Gebrauch der Muttersprache, sondern auch eine theoretische Beherrschung und somit eine wissenschaftliche Behandlung derselben als Lehrziel hingestellt; soll doch jeder Gebildete, zumal der humanistisch Gebildete, in Fragen des deutschen Sprachgebrauchs und der Etymologie ein kompetentes Urteil haben.

Diesem Unterrichtsziel widerspricht nicht die anderweitige Forderung, dafs der deutsche Unterricht zu dem fremdsprachlichen, zumal dem lateinischen, in enge Beziehungen zu setzen ist; vielmehr wird man auch ferner die allgemeinen grammatischen Kategorieen gern der lateinischen Sprache entlehnen, deren grammatischem Schema sich die Formen jeder Sprache am leichtesten unterordnen. So wird man gut thun, den deutschen und lateinischen Unterricht derselben Klasse möglichst in eine Hand zu legen, nicht nur in Sexta und Quinta, sondern erst recht in den obersten Klassen, wo die Schüler durch Erörterung der syntaktischen Gesetze, durch Übungen in der Periodologie u. a. gewöhnt werden müssen, sich in ihrem geläuterten Sprachgefühl einen kräftigen Bundesgenossen gegen die durch den Betrieb der fremden Sprachen hervorgerufene Gefahr einer inkorrekten Schreibweise und gegen jene häfsliche Stilmengerei zu suchen, auf welche die Schriften von Hildebrand, Keller, Lehmann, Andresen, Wustmann u. a. eindringlich genug hingewiesen haben.

Handelt es sich zunächst nur darum, vom richtigen Sprachgefühl auszugehen, indem man sowohl die Lektüre des Lesebuchs und die lateinischen Expositionsübungen seinen Zwecken dienstbar macht, als auch schon von Quinta an bei Auflösung der lateinischen Partizipialverbindungen und später beim Gebrauch der Bindewörter, der Pronomina (verschränkte Relativsätze!) und der Belehrung über Periodenbildung auf ein von Latinismen und anderen Unarten freies Deutsch Wert legt, so wird doch, wie gesagt, die Ansicht, als könne das Deutsche so nebenher gelegentlich des fremdsprachlichen Unterrichts gelernt werden, jetzt wohl allgemein verworfen. Denn abgesehen davon, dafs man sich vor einem öden „Zergrammatisieren" des Lesestoffes zu hüten hat, kann an diesem ein Einblick in das innerste Leben unserer

Sprache überhaupt nicht gewonnen werden. Das sieht man auch an den schriftlichen Arbeiten, in denen neben einer mangelhaften Anordnung, Einkleidung und Verbindung der Gedanken häufig genug auch eine grofse Unklarheit hinsichtlich der den einzelnen Ausdrücken zu Grunde liegenden sinnlichen Anschauung hervortritt. Wie in der Natur, so haben auch in der Sprache stets die gleichen Kräfte gewirkt. Hat aber ein Pflanzenkenner nur dann auf den Namen eines Botanikers Anspruch, wenn er nicht nur die Nomenklatur beherrscht, sondern eine wissenschaftliche Kenntnis der Pflanzen besitzt und sowohl die Wachstumsgesetze derselben, wie die innere Zusammensetzung und den Lebensprozefs kennt und mit dem Einflufs der physikalischen Naturkräfte vertraut ist, so kann auch erst von einer Beherrschung der Sprache die Rede sein, wenn die Kenntnis derselben auf dem Grunde der Sprachwissenschaft beruht, die allein dazu befähigt, die Erscheinungen der heutigen Sprache durchsichtig zu machen und durch Klarlegung ihrer Gesetze Erkenntnis und Anregung zu verschaffen. Erst durch eine solche selbständige und planmäfsige, mit onomatischen Betrachtungen verbundene Belehrung werden wir befähigt, die Sprache nicht als ein Kunstwerk, sondern als einen noch heute in der Entwicklung begriffenen Organismus anzuschauen.

Auch die Schwankungen des Sprachgebrauchs, sowie die Volks- und Umgangssprache haben dabei eine eingehende Berücksichtigung zu erfahren; sind doch so manche Spracherscheinungen als für die Büchersprache unberechtigt entweder zu berichtigen oder ganz auszuscheiden, während anderseits manche dialektischen Eigentümlichkeiten, die sich durch eine besonders kräftige Anschauung auszeichnen oder durch volksetymologische Umdeutungen und tropischen Ausdruck interessant sind, eine Erörterung verlangen.

Ein auf diese Weise geläutertes Sprachbewufstsein wird sicherlich auch für die Schriften von Luther, Hans Sachs, Klopstock u. a. ein gröfseres Verständnis mitbringen und, bei aller Pietät vor unseren Klassikern, auch zu beurteilen imstande sein, inwiefern die in ihren Schriften enthaltenen Abweichungen von der heutigen Schriftsprache berechtigt sind oder nicht. Auch wird endlich ein bis zur Obersekunda systematisch durchgeführter Lehrgang in der Muttersprache dem für diese Stufe wieder eingeführten mittelhochdeutschen Unterricht zu gute kommen und ihn um so fruchtbarer gestalten können. Das vielfach mit Unrecht ausgebeutete, u. a. von Wackernagel usurpierte Wort J. Grimms, das von diesem selbst in dem Umfange nicht aufrecht erhalten ist, dafs nämlich der Unterricht in der deutschen Sprache eine unsägliche Pedanterie sei, bezeichnet einen heute längst überwundenen Standpunkt. Schon Vilmar sagt im Vorwort zur zweiten Auflage seiner deutschen Grammatik: „Ich hoffe, dafs unsere Jugend aus Grimms Grammatik mehr als deutsche Grammatik: deutsche Ge-

sinnung und einen treuen, festen, gebildeten Sinn gewinnen werde ... Gotische Grammatik sollen unsere Gymnasialschüler nicht lernen, wohl aber begreifen, dafs die gotische Grammatik die notwendige Grundlage des Verständnisses unserer heutigen Grammatik ist ..., dafs es eine Wissenschaft der deutschen Grammatik giebt, das soll jeder Einzelne unseres Volkes, welcher sich der Wissenschaft überhaupt widmet, ernstlich lernen". Auf diesem Standpunkte stehen auch Hiecke, H. Schiller u. a., und in der That gewinnen wir damit erst den rechten Gesichtspunkt für einen gedeihlichen deutschen Unterricht: es mufs ihm eine gewisse nationale Begeisterung innewohnen, die der Jugend eine warme Teilnahme für die historische Entwicklung der Muttersprache einflöfst, und zwar in einer für ihre Fassungskraft angemessenen Form, welche die sicheren Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in vorsichtiger Weise berücksichtigt. Denn die sprachlichen Formen haben durch die Anschauung unseres Volkes ihre individuelle Ausprägung erhalten. Darum ist auch das psychologische und logische Prinzip der Satzlehre als letztes Glied des Gymnasialunterrichts für die gereifteren Schüler in den Unterricht einzufügen; durchdringen sich doch im Organismus der Sprache, die in den allgemeinen Gesetzen des Denkens wurzelt, der denkende Geist und das phonetische Material nach strengen Regeln. In dieser Beziehung sind die methodologischen Prinzipien der „junggrammatischen" Richtung, die das psychologische Moment auch in den syntaktischen Bildungen besonders betonen, zu beachten, und auch die Vorschläge Kerns, mögen sie immerhin in ihrem ganzen Umfange für die Schule als zu abstrakt gelten, dürfen nicht ganz unbeachtet bleiben.

Nach den vorstehenden Darlegungen wird man weder für die theoretischen Kenntnisse noch für die praktische Fertigkeit im Gebrauch der Sprache den deutschen Unterricht als Appendix des lateinischen Unterrichts gelten lassen, auch nicht mit Lattmann annehmen, dafs das faktische Bedürfnis nur einen elementaren Unterricht in der deutschen Grammatik erheische, vielmehr wird man einen selbständigen Aufbau dieses wichtigen Unterrichts für alle Klassen des Gymnasiums als unerläfslich ansehen müssen. Dazu fordern auch die neuen Lehrpläne auf, die zugleich, bis Tertia wenigstens, beachtenswerte Anregungen und methodische Anweisungen für die Ausgestaltung dieses Unterrichts enthalten. Aber — Hand aufs Herz — wird danach auch wohl regelrecht verfahren? Ich glaube, dafs diese Frage in vielen Fällen verneint werden mufs. Den Grund dafür braucht man nicht etwa in einer mangelhaften germanistischen Vorbildung der Lehrer zu suchen, wohl aber häufig genug in dem Mangel eines klaren Überblicks über den schulmäfsigen, systematischen Aufbau des deutschen Unterrichts. Einen solchen kann man aber nur an der Hand einer Sprachlehre gewinnen, welche den Bedürfnissen der ganzen

Anstalt Rechnung trägt und den Unterricht durch zahlreiche, gut gewählte Beispiele unterstützt. So enthält das viel gebrauchte, vortreffliche Lesebuch von Hopf und Paulsiek (Neubearbeitung von Paulsiek und Muff) einen nach Jahreskursen gesichteten, für die drei untersten Stufen berechneten grammatischen Lernstoff, der in Untertertia, der Anweisung der neuen Lehrpläne entsprechend, zu einem zusammenfassenden Überblick benutzt werden soll; aber der Lehrer, der nicht auf einer höheren Warte steht und nicht „aufstrebend im Reich der Erkenntnis“ das Bekannte „erhöht schaut“, wird nicht viel damit anfangen und bei seinen Schülern kein grofses Interesse erwecken können. Und, fragen wir weiter, was bleibt als Jahrespensum für die Klassen Obertertia und Untersekunda? Ist nicht Gefahr vorhanden, dafs das, worauf der mittelhochdeutsche Unterricht in Obersekunda zurückgreifen mufs, mittlerweile der Vergessenheit anheimgefallen ist? Da sollte doch der Lehrer instandgesetzt sein, das in jenem Abrifs Enthaltene nach einem bestimmten Plane in Form von konzentrischen Kreisen erweitern und durch ähnliche oder verwandte sprachliche Erscheinungen vervollständigen zu können. Ja es fragt sich sogar, ob man nicht gut thut, dem Schüler selbst von vornherein ein solches Lehrbuch in die Hand zu geben, das ihn während der ganzen Schullaufbahn begleiten und ihm über diese hinaus auch im späteren Leben als treuer Freund und Ratgeber Aufschlufs geben könnte. In einem solchen Lehrbuche müfsten die verschiedenen Jahreskurse (etwa bis Untersekunda) durch verschiedenen Druck kenntlich gemacht sein, und alles, was an Wissensstoff für die oberen Klassen wünschenswert ist, müfste, falls sonst die Übersichtlichkeit beeinträchtigt werden sollte, in einem Anhang hinzugefügt werden. Die Vertrautheit mit dem Buche, die durch die memoria localis noch wesentlich unterstützt wird, würde den Gebrauch desselben trotz seines gröfseren Umfanges sehr erleichtern, und gerade weil der deutsche Unterricht so mannigfache Aufgaben zu erfüllen hat, dafs der rein grammatische Unterricht in der Schule nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen darf, wäre ein solches Buch, das auch zum Verweisen und Nachschlagen benutzt werden könnte, wohl am Platze. Am Lesebuche mit seinem reichhaltigen und häufig wechselnden Stoff können ja auch theoretische Sprachkenntnisse auf induktive Weise eingeübt werden, und es kann im Verlaufe der Lektüre durch sachliche Analysen, Inhaltsangaben u. a. Sinn für Gliederung der Darstellung und sprachliche Gewandtheit geweckt werden, aber im allgemeinen sollte doch das Lesebuch mehr seinem eigentlichen Zwecke, nämlich der Jugend die klassischen Erzeugnisse unserer Litteratur zu vermitteln, dienstbar gemacht werden. Die eigentliche grammatische Unterweisung in den Sprachformen, die er unbewufst längst anwendet, sollte der Schüler vermittelst einer Grammatik erhalten, die zugleich Interesse dafür einzuflöfsen imstande ist.

Das Bauer-Dudensche Buch kann zu diesem Zwecke angelegentlichst empfohlen werden, und wir müssen den Worten der Vorrede „wenn ein Buch in 22. Auflage erscheint, . . . so bedarf es nicht weiter einer Beweisführung, dafs es einem dringenden Bedürfnis der Zeit entgegenkomme“ unbedingt beipflichten.

Dem reichen, aufserordentlich anregenden Inhalt des Buches kann man hier in dem für eine Anzeige gewährten Raum kaum gerecht werden; es mag nur vorweg bemerkt werden, dafs die neuesten Theorieen und Ergebnisse der historischen und psychologischen Schule sorgfältig benutzt sind, und dafs Veraltetes und Unrichtiges ausgeschieden ist. Der ihm vorangeschickte Vorschlag zu einem Lehrplane für den Unterricht in der deutschen Sprache, der sich im grofsen und ganzen mit unseren Darlegungen deckt, ist wohl geeignet, die praktische Verwendbarkeit des Buches zu erhöhen. Mit der darin enthaltenen Bemerkung, dafs in der Schule die Unterscheidung der niederen und höheren Umgangssprache, der Büchersprache, der niederen, der höheren, rhetorisch-poetischen Schreibart anzustreben sei, und dafs die Schule auch für den Schutz der starken Formen gegen die überhand nehmenden schwachen zu sorgen habe, kann man sich, wenigstens bedingungsweise, wohl einverstanden erklären.

Die Anordnung ist die auch in anderen Grammatiken übliche und entspricht insofern einer oben ausgesprochenen Forderung, als sie die verschiedenen Stufen durch den Druck unterscheidet und für weiter vorgeschrittene Schüler sehr wertvolle sprachgeschichtliche Belehrungen in einen Anhang verweist.

Was zunächst die Lautlehre betrifft, die § 11—22 behandelt wird, so läfst sie den Einflufs Raumers, Willmanns' u. a. erkennen, und überhaupt ist auf sie, der Schwierigkeit entsprechend, die gerade dieses Kapitel den Schülern zu machen pflegt, grofser Fleifs verwandt. Namentlich hat § 13 eine völlige Umgestaltung erfahren. Nicht nur ist, nach Willmanns' Vorgange, die noch in den früheren Auflagen enthaltene Angabe (19. Aufl. Anh. S. 192) über die Urvokale a, i, u aufgegeben, sondern es ist auch (§ 13 d) das Gesetz über den e-Wechsel oder die „Rückbeugung“ (Übergang des ē in i) aufgenommen und in dem Anhange dazu sowohl diese, wie auch die Brechung der Vokale, der Umlaut und Ablaut mit Berücksichtigung des Ahd. weiter ausgeführt.

Die zu § 14 gegebene Bemerkung über die Entstehung der Diphthonge hätte vielleicht auch am besten, mit einem kurzen Hinweise auf das Oberdeutsche, ihre Stelle im Anhang gefunden.

Zu § 19, der von der Quantität der Silben handelt, ist die auch für die Verslehre wichtige Bemerkung hinzugefügt, dafs der Versbau im Deutschen ausschliefslich auf der Messung des **Tones** beruht.

Sehr ausführlich und übersichtlich ist das Kapitel über die Flexionslehre behandelt. Zur Illustration der Pluralendung er

(S. 26), die ein Teil des Wortstammes ist, konnte auf die Bildung Kinderlein hingewiesen werden, wo *er* seine Stelle vor der Verkleinerungsendung gefunden hat. Daselbst hätten bei der Aufzählung der Wörter, welche den Plural auf er und e mit verschiedener Bedeutung bilden, auch Bände und Bänder angegeben werden können, die erst in einem Anhang S. 51 erwähnt werden. Die Wörter, welche keinen Plural bilden, konnten vermehrt werden um Strand, Blut, Atem, Tand, Trotz.

Die Regel, dafs der Plural der Eigennamen stark gebildet wird, mufste durch den Zusatz „im allgemeinen" eingeschränkt werden.

§ 34 hätten vielleicht einige Substantive eine Stelle finden können, deren Singularform eigentlich eine Pluralform darstellt, wie Birne, Zähre, Thräne, Mücke. So erklärt sich auch das weibliche Geschlecht derselben. Vgl. dagegen Sporn § 33 Anmerkung.

§ 36 Anm. 2 konnte eine einfachere Fassung bekommen, etwa: Schwach wird das Adj. dekliniert, wenn ihm ein stark dekliniertes Bestimmungswort (der bestimmte Artikel oder ein Pronomen) vorangeht, sonst stark.

Der Grund für die Bestimmung des Geschlechts wird in einer kurzen Note zu § 48 abgethan. Da auf diesem Gebiet der Phantasie oft allzu freier Spielraum gewährt wird, so wären wohl einige allgemeine Gesichtspunkte am Platze gewesen. Auch der Einflufs der äufseren und inneren Sprachform konnte leicht an einigen Beispielen erklärt werden, namentlich aber die Mitwirkung der bedeutungsverwandten Wörter und (bei den Wörtern auf -er, wie Anker, Keller u. a.) der nomina agentis.

Vermifst wird § 52 bei Erläuterung der Verbalbildungen das aus dem Inf. mit „zu" gebildete part. pass.

§ 55 Anm. 1 konnte einfacher gefafst werden, nämlich: Das part. praes. der Verba, welche im Inf. den Hauptton auf der ersten Silbe haben, hat das Augm. ge.

§ 57 Anm. 2a ist von den Verben die Rede, deren Stamm auf einen S-Laut ausgeht und die deshalb in der 2. sing. praes., wenn der Vokal der Endung ausfällt, das s der Flexion mit dem Stammcharakter zusammenfallen lassen, so dafs t unmittelbar an diesen tritt. Diese abgekürzten Formen als unedel zu bezeichnen (so auch § 12 der Rechtschreibelehre) mufs bedenklich erscheinen, da die Weiterentwicklung der Sprache solchen Kürzungen günstig ist, zumal wo Umlaut vorhanden ist. So wird man eine Form wie „du bläst" kaum verwerfen können. Etwas anders liegt die Sache bei der Superlativbildung.

Die § 57 Anm. 3 angegebene Regel würde genauer lauten: Der imp. der starken Verba, die im imp. und inf. verschiedene Vokale haben, hat in der Regel keine Endung. Ausnahme: siehe neben sieh.

Eine sehr sorgfältige Behandlung hat auch der Abschnitt von der Wortbildungslehre erfahren. Derselbe geht im wesentlichen auf Weigand und Kluge zurück und enthält daneben verschiedene Verweisungen auf das von Duden herausgegebene Bauer-Fromannsche Buch „Die Etymologie der neuhochdeutschen Sprache". Besonders für die oberen Klassen der höheren Schulen und für den grofsen Kreis der Gebildeten, bei denen man ein tieferes Verständnis für sprachgeschichtliche Belehrungen voraussetzen kann, enthält er sehr interessantes Material. Wir werden hier belehrt über Wurzeln und Wurzelwörter, sowie über das Wesen der Wortbildung (innere Wortbildung, Wortbildung durch Ableitung und durch Zusammensetzung), während im Anhange durch eine Reihe von Hinweisen und Beobachtungen (z. B. über Lautverbindungen) auch weitergehenden Ansprüchen genügt wird. Überhaupt eignet sich dieser ganze Abschnitt mehr zum Nachschlagen und Selbststudium.

Im Anhang zu § 87, wo von Lautverbindungen die Rede ist, die mehr untergeordneter Art sind, hätte neben dem Gesetz der Assimilation m. E. auch das der Dissimilation und des unter dem Einflufs des Tones stehenden sogen. grammatischen Wechsels sowie die Wirkung des Hochtons erwähnt werden können.

§ 88, wo über die Lautverschiebung gehandelt wird, hat im Anhang (S. 206) eine wesentliche Bereicherung erfahren, indem die neuesten Forschungen von Rask, Grassmann und Verner berücksichtigt sind.

Als Beispiel für den Übergang von f zu ch (ft zu cht) hätte auch wohl Schlucht (mhd. sliufe S. 104) und sacht (sanft) erwähnt werden können.

Zu Brunft (brummen) konnte angegeben werden, dafs es von Brunst (brinne) verdrängt ist, das dann auch allmählich seine Bedeutung übernommen hat; es ist doch von Wichtigkeit, bei solchen Hinweisen auf den eigentlichen Wortinhalt auch auf die geschichtliche Entwicklung aufmerksam zu machen. Dazu gab auch das Wort Vernunft Veranlassung. Die Ableitung desselben von vernehmen (vgl. Zunft — zëmen S. 102) liegt ja auf der Hand, doch ist dabei zu bemerken, dafs letzteres ursprünglich eine viel weitere Grundbedeutung gehabt hat, während es sich jetzt auf den äufseren Gehörssinn beschränkt (S. 98/99).

Die Zahl der in § 96 angegebenen „deutschen Wörter, deren Abstammung wenig bekannt ist", und der in § 97 verzeichneten „deutsch klingenden Wörter aus fremden Sprachen" ist in der vorliegenden Auflage bedeutend vermehrt. Vor § 96 ist noch ein § 95c über den Bedeutungswandel eingeschaltet.

Über die Wichtigkeit und den didaktischen Wert gerade dieses Abschnittes der deutschen Grammatik bedarf es keines Wortes; wird doch in Bezug auf die Verwertung der Etymologie und Onomatik in der Schule heute ziemlich allgemein die Forderung

aufgestellt, dafs durch das Zurückgehen auf die Quelle und Wurzel der Muttersprache der sprachliche Gehalt in den Grundanschauungen unseres Volkes herausgehoben werden mufs, um für den gesamten Unterricht nutzbringend gemacht zu werden, und zwar so, dafs „die Bildung eines grofsen, in allen Teilen wohl zusammenhängenden Gedankenkreises erreicht wird, der geeignet ist, das vielseitigste Interesse zu erregen". Hier wird eine Grammatik, die dazu berufen sein soll, nicht blofs unserer Jugend, sondern auch einem grofsen Teile der Gebildeten überhaupt ein Berater zu ein, nicht leicht zu viel thun können, um, von den Begriffen Ehe, Familie, Haus, Sitte u. a. ausgehend, alles das, was von typischer Bedeutung auf dem Boden unseres Volkstums erwachsen ist, in den Kreis etymologischer Betrachtung zu ziehen, für die verschiedenen Wortfamilien die allgemeinen Gesetze darzubieten und zu zeigen, wie aus der ursprünglich sinnlichen Bedeutung allmählich die abstrakte hervorgegangen ist. Ein Ansatz dazu ist in § 95c enthalten, der, wie schon angedeutet, von dem Umfang und der Art des Bedeutungswandels handelt; doch mufste hier noch mehr auf das Ad. und auf das Griechische resp. Lateinische zurückgegangen werden. Welche bedeutsamen Gesichtspunkte eröffnen sich z. B., wenn der gemeinsame Ursprung von Wörtern wie König, Kind, Knecht erklärt und daran gezeigt wird, einen wie weiten Weg diese Wörter von der indogermanischen Wurzel *gen* bis zu der Bedeutung unserer Tage zurückgelegt haben (vgl. Freybe L. L. 21). Übergänge aus der sinnlichen Bedeutung in die abstrakte werden im genannten Paragraphen gezeigt an dem Worte Wonne (vgl. auch vanus), Gilde, bei welchem auf das Angels. und Englische zurückverwiesen wird, u. a.

An anderen Wörtern wird die allmähliche Verengerung der Bedeutung nachgewiesen, z. B. an dem Worte Getreide, wobei aber angegeben werden mufste, dafs dasselbe ursprünglich (getregede) jeden Bodenertrag, also auch Gras und Blumen, bezeichnet. Ebenso konnte die Verblassung der Bedeutung an einigen Beispielen (Gulden, Flinte u. a.) gezeigt werden.

Den aufserordentlichen Reichtum der deutschen Sprache hinsichtlich der Wortbildung erkennt man so recht an den in § 100 gegebenen Beispielen, aber auch die § 89—95 nach ihrer Stammeszugehörigkeit gruppierten Wortfamilien legen Zeugnis davon ab; man vergleiche nur das unter hehle (S. 98), bäre (99), hebe, bleiche, gleiche, ziehe (107) Angegebene. Zu letzterem konnte vielleicht abgezogen (= abstrakt) erwähnt werden, das auf Leibniz zurückgeht.

Dafs in § 96 und 97 nur solche Wörter aufgenommen sind, deren Etymologie feststeht, ist zu billigen. Praktisch wäre es gewesen, wenn in dem alphabetischen Verzeichnis auch diejenigen angegeben wären, die vorher bereits behandelt waren, und zwar unter Verweisung auf die betreffende Stelle. Dahin gehören

Bernstein (S. 98), Sprengel (S. 95), Heller (S. 98), Gift (S. 102), Scheit (S. 112). Weshalb bei Adler, mhd. ad(e)lar, nicht auch auf Adel und seine Etymologie (vgl. feudal) hingewiesen ist, sieht man nicht recht ein. Überhaupt könnte wohl das Verzeichnis etwas vervollständigt werden, um solchen, denen Kluge und Weigand nicht zu Gebote stehen, den notwendigsten Ersatz zu verschaffen. So vermifst man § 96 Wörter wie Huld (Halde, hold), Strahl (vgl. Strelitzen), Schilling, Quickborn (neben Quecke und Quecksilber), verteidigen, Waffel, Ungeziefer, Hackelbernd u. a. Zu Weichbild war auch die Endsilbe -bild zu erklären (vgl. Unbill); § 97 Herbst (carpere), ahnen und ahnden, Essig, Kaiser, Kuppel, Marter, Pein, Plage, Pfühl, Tisch, waten, neben Pflaume (S. 209) auch Flaum u. a.

§ 98 war bei der Endung -er auf die lateinischen nomina agentis hinzuweisen. Bezüglich der Abteilungssilben bar, lich, sam, haft, heit und keit konnte auf S. 40, 99, 101, 111, 117 und 119, bei rich auf rex (got. reiks) verwiesen werden. Im übrigen enthält dieser Paragraph zahlreiche und wertvolle Belehrungen über Wortbildung durch Ableitung.

In Bezug auf die Satzlehre möchte ich mich kurz fassen, da sie nach einheitlichem Plane sorgfältig durchgearbeitet ist und kaum eine Lücke aufweist. So sind die Nebensätze einfach und übersichtlich in Substantiv-, Adjektiv- und Adverbialsätze eingeteilt. Sowohl die gesonderte Behandlung der Satzlehre, die das Verweisen auf Einzelheiten erleichtert, wie auch die Fassung der Regeln und ihre Illustration durch zahlreiche Beispiele entspricht durchaus den Bedürfnissen der Schule. Erwähnt sei z. B. die Regel über die Was-Sätze, die § 142 ihre kurze Erledigung findet. Zahlreiche Bemerkungen sind auch hier durch kleineren Druck gekennzeichnet, manche Abschnitte (z. B. § 132b und c) ausschliefslich für reifere Schüler bestimmt. Vermifst wird nur eine ausführliche Behandlung der Fragesätze.

Da es sich hier um ein mehr philosophisches Erfassen des Sprachgeistes handelt, so kommt es vor allen Dingen auf eine klare und präzise Fassung der Regeln an, und darauf beruht ein Hauptvorzug dieses Buches. Ich verweise z. B. auf die Darstellung der Tempora (Unterschied des impf. und perf. § 164) und Modi, wo man nur einen genaueren Hinweis auf den Unterschied zwischen coni. impf. (plpf.) und praes. (perf.) vermifst. Auch hätte auf den Gegensatz zwischen Ind. und Koni. im Nebensatz näher eingegangen werden können; gerade auf diesem Gebiete mufs eine Grammatik Ordnung und Regelmäfsigkeit verbreiten und den mancherlei Willkürlichkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs einen festen Damm entgegensetzen.

Die Anordnung ist überall, wie schon gesagt, übersichtlich und durchsichtig. So wird in dem Abschnitt über den zusammen-

gesetzten Satz zuerst über die beigeordneten Sätze (Hauptsätze), dann über die Satzgefüge und endlich über Satzbilder und Periodologie gehandelt. Kann man auch von einer systematischen Durchnahme dieses Abschnitts absehen, so wird man doch gern auf die hier eingefügten Schemata und Analysen gelegentlich zurückgreifen, damit der Schüler ein Bewufstsein erhält von der Symmetrie der Stellung bei- und untergeordneter Satzglieder. Am besten wirkt die Gegenüberstellung der lateinischen Periode, die einem Ringe, und der deutschen Periode, die einer Kette vergleichbar ist. Je mehr auf diesem Gebiete schon in den unteren und mittleren Klassen vorgearbeitet ist, um so erspriefslicher werden die grammatischen Unterweisungen in den oberen Klassen sein, da sie dann von manchem elementaren Ballast befreit sind. Dann kann endlich auch vollends und gründlich mit dem alten Schlendrian aufgeräumt werden, der den Schülern einen Gefallen zu erweisen meint, wenn er in den Übersetzungsvorlagen der deutschen Sprache durch Einschachtelungen u. s. w. Gewalt anthut, um die Übertragung zu erleichtern.

Schliefslich erwähne ich noch, dafs ein allgemeines Wörterverzeichnis mit genauen Verweisungen die praktische Brauchbarkeit des Buches als Nachschlagebuch bedeutend erhöhen würde. Es sind so manche Angaben und Notizen, die dieselben Wörter und sprachlichen Erscheinungen betreffen, in verschiedenen Paragraphen untergebracht und in Anmerkungen zerstreut, dafs das schnelle Auffinden von Einzelheiten auch für jemand, der mit dem Lehrgange des Buches völlig vertraut ist, oft unmöglich erscheint.

Der Abschnitt über die Rechtschreibung, der zugleich mit der Interpunktionslehre und einem Wortregister auch gesondert herausgegeben wird, ist so behandelt, dafs er dem orthographischen Unterricht an den höheren Lehranstalten aller deutschen Staaten zu Grunde gelegt werden kann. Wo eine Einigung noch nicht erzielt ist (es handelt sich nur um Unwesentliches), ist dasjenige in den Text aufgenommen, was der Entwickelung unserer Schriftsprache am nächsten kommt. Einzelne Abweichungen sind in Anmerkungen begründet.

Diese Verweisung der Orthographie in einen besonderen Abschnitt halten wir nicht für unerspriefslich, glauben vielmehr, dafs das Buch auf diese Weise erst recht seine Mission erfüllen kann. Möchte es vermöge seiner weiten Verbreitung etwas zur Vereinbarung über streitige Punkte beitragen.

Die Regeln über die Interpunktion sind kurz und übersichtlich und tragen den grammatischen und logischen Verhältnissen Rechnung.

Ein Anhang über die Verslehre ist nicht beigegeben.

Die gemachten Ausstellungen sollen das vortreffliche Buch nicht herabsetzen, sondern wenn möglich seiner Weiterverbreitung, auch über den Kreis der Lehrer des Deutschen hinaus, dienen;

ich möchte sie deshalb auch eher als bescheidene Wünsche zur Kenntnis bringen. Vielleicht auch erscheinen sie, da sie vom Gymnasialstandpunkt aus erhoben sind, dem Herrn Herausgeber und anderen z. T. als zu einseitig; jedenfalls aber sind sie gut gemeint. Freuen sollte es mich auch, wenn das Buch als Schulbuch bei uns mehr in Aufnahme käme. Nicht unerwähnt will ich lassen, dafs dasselbe auch für Realgymnasien und Lehrerseminarien berechnet ist. So ist z. B. in den die Lautverschiebung veranschaulichenden Tabellen den griechischen Wortformen die Aussprache in Klammern beigefügt.

Druckfehler sind mir nur sehr vereinzelt aufgefallen. Z. B. mufs es S. 119 Z. 9 § 93 st. 193 heifsen, S. 195 Abs. 1 Lehnwörtern st. Lehrwörtern. S. XIV ist unter „Register" die alte Paginierung 211—214 st. 219—222 beibehalten.

Blankenburg a. H. R. Wagenführ.

Koch und Delanghe, Deutsche Sprachlehre im Anschlufs an den Sprachstoff in „Übungen für die deutsche Sprachstunde" nach Hölzels Bildertafeln, bearbeitet von Hermann Wallenstein. Mit vollständigem Wörterbuch in vier Sprachen (deutsch, französisch, englisch und italienisch). Giefsen 1897, Emil Roth. VIII u. 168 S. 8. 1,60 M, geb. 2 M.

Vorliegendes Buch bildet den dritten Band des „Konversationsunterricht im Deutschen" und einen Teil des Gesamtwerkes „Konversationsunterricht nach Hölzels Bildertafeln". Unter diesem Titel sind die bekannten acht Hölzelschen Bilder: Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Stadt, Wald, Hochgebirge und Bauernhof in dialogischer Form für den deutschen, französischen, englischen und italienischen Sprachunterricht bearbeitet worden. Da die englischen Hefte schon in dritter, die französischen in zweiter Auflage erscheinen, wurden neuerdings auch die beiden neu erschienenen Hölzelschen Anschauungsbilder: Paris und London in ähnlicher Weise für den französischen beziehungsweise englischen Unterricht behandelt. An diese Konversationshefte schliefst sich für jede Sprache eine kurz gefafste Sprachlehre mit einem Wörterbuch an.

Die deutsche Sprachlehre umfafst 68 Seiten, sie berücksichtigt nur die wichtigsten Erscheinungen der Grammatik und legt naturgemäfs auf die Formenlehre mehr Wert als auf die Syntax. Ganz unterblieben ist die Bezeichnung der Aussprache, „da eine gute Aussprache den Schülern nur durch den Lehrenden gegeben werden kann, und die Vermittlung derselben eine der hauptsächlichsten Aufgaben des mündlichen Unterrichts bildet". Für unsere deutschen Schulen ist das Buch weniger geeignet, da es zu umfänglich ist und auf Dinge ausführlich eingeht, welche bei deutschen Schülern als selbstverständlich vorausgesetzt werden müssen. Dagegen wird es Ausländern, die deutsch lernen wollen, gute Dienste leisten. Dafür bürgt nicht nur die Anlage des Buches, sondern

auch die grofse Zahl der aus den Konversationsübungen geschöpften Beispiele; in der That ist diese deutsche Sprachlehre, wie mir mitgeteilt wurde, schon in ungefähr 200 Städten des Auslandes eingeführt. Sie sei daher allen Kollegen, welche Ausländer in die deutsche Sprache einzuführen haben, aufs beste empfohlen.

Das beigefügte, viersprachige Wörterbuch (deutsch, französisch, englisch und italienisch) enthält auf 100 Seiten die Ausdrücke, welche in den an die Hölzelschen Bilder angeschlossenen Konversationsübungen vorkommen, so dafs die erste Kolumne auf jeder Seite die deutschen Wörter in alphabetischer Reihenfolge enthält, während die drei andern Kolumnen das entsprechende Wort der Fremdsprachen anführen. Die grofse Menge der Worte giebt einen Begriff von dem Vokabelschatze, der den Schülern durch die Benutzung der Hölzelschen Bilder vermittelt werden kann.

Bruchsal. K. Martin.

---

1) Unterrichtsstoff für die deutsche Grammatik und Orthographie. Zum Gebrauch in Vorschulen und in den unteren Klassen höherer Bürgerschulen und Töchterschulen zusammengestellt von Lehrern der Königlichen Vorschule zu Berlin. Zweite Auflage. Berlin 1898, Carl Habel. 1. Teil: VIII u. 216 S. 8. 1,40 M. 2. Teil: VII u. 308 S. 8. 2 M.

Das vor sieben Jahren veröffentlichte Buch scheint in der jetzt vorliegenden zweiten Auflage keine Veränderungen erfahren zu haben. Denn ein besonderes Vorwort zu dieser neuen Ausgabe fehlt, und dafs Verbesserungen in ihr vorgenommen seien, wird auf dem Titelblatte nicht bemerkt. Die Verfasser scheinen also nach den Erfahrungen, die sie selber mit ihrem Buche gemacht haben, mit ihm durchaus zufrieden gewesen zu sein. Zu einer Vergleichung der ersten und zweiten Auflage sieht sich der Referent daher nicht veranlafst. Dafs wir heutzutage eine so grofse Zahl von Lehrbüchern besitzen, darf gewifs als ein Zeichen des regen Geistes angesehen werden, der in der deutschen Lehrerschaft herrscht. Ob es aber bei dem Grundsatze, dafs ein guter Lehrer selbst mit einem schlechteren Buche etwas anzufangen weifs, sich empfiehlt, für eine einzelne Schule einen besonderen Leitfaden zusammenzustellen, könnte fraglich erscheinen. Jedenfalls möchte der Referent nicht unterlassen zu bemerken, dafs das vorliegende Schulbuch dem Pensum der hiesigen Königlichen Vorschule seine Entstehung und somit auch seine besondere Einrichtung verdankt. Diese zeigt sich vornehmlich darin, dafs nicht gleich anfangs Grammatik und Orthographie, Wort- und Satzlehre, wie sonst so oft, miteinander verbunden werden, sondern in getrennten, gleichlaufenden Kursen nebeneinander hergehen. Diese der Benutzung des Buches in anderen Anstalten vielleicht hinderliche Eigentümlichkeit verleiht ihm immerhin seine Existenzberechtigung. Es kommt hinzu, dafs die Verfasser es

dem Ermessen des Lehrers anheimgeben, an geeigneten Stellen für wechselseitige Beziehung der verschiedenen Abschnitte Sorge zu tragen, was freilich wieder einen geschickten Lehrer voraussetzt.

Der Stoff selber ist sehr reichlich bemessen; denn nicht alle Übungen sollen durchgearbeitet werden. Es wird vielmehr auch hier in Auswahl, Zusammenfassung, Kürzung volle Freiheit gelassen. Der dabei ins Auge gefafste Gesichtspunkt, dafs der zurückgebliebenen Schüler wegen im neuen Semester auch neue Übungen stattfinden können, verdient Billigung. Zur passenden Anknüpfung der Übungen hat man teils zusammenhängende Lesestücke, teils (übrigens nicht immer klassische) Einzelsätze zu Grunde gelegt. Um die Benutzung des Buches nicht zu erschweren, ist dabei eine Auswahl aus verschiedenen Lesebüchern getroffen worden. Auch dies erklärt den verhältnismäfsig grofsen Umfang des Buches. Der Referent setzt dabei voraus, dafs die Verfasser sich darüber unterrichtet haben, welche Lesestücke in den verschiedenen Schulen besonders durchgenommen zu werden pflegen.

In den grammatischen und orthographischen Übungen haben die Herausgeber dem bewährten Grundsatze gehuldigt: repetitio est mater studiorum und hier obendrein eine sehr löbliche Einrichtung getroffen. Es treten nämlich nicht nur gegen Ende des Halbjahres Wiederholungen auf, sondern auch zu Anfang desselben, einerseits mit Rücksicht auf die voranliegenden Ferienwochen, anderseits weil das neue Semester oft vor der Hand nicht Stoff genug bietet zu ausreichender Beschäftigung der Schüler. Dafs den auch die wichtigsten Interpunktionszeichen hervorhebenden Abschreibeübungen, denen Anweisungen über die Silbentrennung und den grofsen Anfangsbuchstaben voraufgehen und Buchstabierübungen beigesellt werden, besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist, bedarf keiner weiteren Rechtfertigung. Würden sie überall ausreichend betrieben, hätten wir vielleicht nicht so oft über die mangelhafte Sicherheit der Schüler in der Orthographie zu klagen. Die Diktate schliefsen sich überall an gründlich durchgearbeitete Abschnitte an. Ich zweifele nicht, dafs bei der einsichtsvollen Art, die in der Anlage des Buches zu Tage tritt, die darnach unterrichteten Schüler gut vorbereitet aus dem Anfangskursus in die höheren Klassen übertreten; daher heifse ich es auch gut, dafs sie von dem vierten Semester an mit der lateinischen Terminologie vertraut gemacht werden.

Im einzelnen sei Folgendes bemerkt. Für den Satz: „Der Vogel baut“ den Satz einzusetzen: „Er baut“ (I S. 47), ist doch nur da möglich, wo das Tier schon genannt worden ist. In der zweiten Regel auf S. 49 würde ich vorschlagen nicht zu d e m Knaben, sondern zu einem s c h r e i b e n d e n Knaben sprechen zu lassen. — Wer mit seiner Arbeit fertig ist, bedient sich nicht des Imperfekts, sondern des Perfekts; ich „säte“ (S. 54) bedeutet vielmehr, dafs ich früher einmal diese Thätigkeit verrichtete

(s. S. 97 Z. 15 v. u.). Dieselbe Änderung würde sich auch ebenda Z. 11 v. u. empfehlen. Wenn S. 124 der Hahn einen Schrei gethan hat, so ist dieser nicht unbedingt vorüber, sondern tönt vielleicht noch in meinem Ohre nach (Beziehung auf die Gegenwart!). Dafs (ebenda) das Imperfectum (gegen S. 18, 3 a. E. des amtlichen Regelbuchs wird auch in dem vorliegenden Buche S. 123 Z. 3 v. u. Imperfektum geschrieben, das freilich die Autorität von Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands § 185 für sich hat [1])) nicht immer die Mitvergangenheit bezeichnet, beweist die Ausführung auf S. 54. Steht neben der Vorzukunft die Zukunft, so kann auch neben der Vorvergangenheit die Vergangenheit (Imperfekt) ihren Platz haben. Und wenn man die Ausdrücke „Vorvergangenheit" und „Vorzukunft" (S. 125) zuläfst, ist wohl auch gegen die „Vorgegenwart" (Perfekt) kaum etwas einzuwenden, falls man nicht den Ausdruck „Vollendung in der Gegenwart" vorzieht. Dafs (ebenda) das Futurum II eine Nebenzeit genannt wird, ist mindestens unpraktisch; denn die Schüler, die später Lateinisch lernen, werden seiner Zeit daran Anstofs nehmen; vgl. z. B. H. J. Müller, Lateinische Schulgrammatik, vornehmlich zu Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern § 160. Möge man doch sorgfältig die beiden Begriffe „Vergangenheit" und „Vollendung" von einander unterscheiden! — Sollte S. 134 Z. 8 v. u. nicht lieber gesagt werden: „Der Grad der Schwere nimmt bei ihrer (der Metalle) Vergleichung zu"?

Was die für Schüler schwierige Unterscheidung der Concreta und Abstracta anlangt, so müssen offenbar die darauf bezüglichen Regeln für Kinder so gefafst sein, dafs sie ihrem Auffassungsvermögen entsprechen, ganz gleich, wie sich die strenge Logik dazu stellt. Dafs man z. B. II S. 2 die Höhe und den Grufs „nicht sehen" könne, werden Kinder nicht zugeben. Entscheidend ist, dafs dasjenige, was man durch Abstracta bezeichnet, keinen Körper hat oder, noch besser gesagt, nicht aus Stoff besteht. Ob die Schüler darnach freilich mit den Verfassern die Barschaft ein Abstractum nennen werden, ist zweifelhaft, wie auch, ob sie zugeben werden, dafs man sie „nicht sehen, nicht mit Händen greifen" könne; auch ist bekanntlich die Grundbedeutung des zweiten Teiles der Zusammensetzung: Schöpfung, Geschöpf, Gestalt. Wenn S. 18 die Untiefe eine flache Stelle im Wasser ist, so mag man das noch als Abstractum gelten lassen; dagegen kann ich mir S. 19 Z. 2 v. o. die Eigenschaft des Berges, dafs er spitz ist, nicht mit Schnee bedeckt denken. — S. 29 wird der Plural von Kümmernis verworfen; er findet sich aber bei Meistern der deutschen Litteratur. S. 36 steht das prädikative Adjektiv in umgekehrter Wortfolge „vor (aber nicht unmittelbar) dem Sub-

[1]) Anderseits lesen wir II S. 36 Z. 4 v. u. „Adjectiv, 3 Seiten später Z. 3 v. u. wieder Adjektiv! Gleicher Mangel an Übereinstimmung zeigt sich in der Schreibung von „wie viel" II S. 63 Z. 1 v. o. und S. 64 Z. 13 v. u.

stantiv". Beispiel: Treu ist der Hund. Dagegen steht es „in gerader Wortfolge hinter dem Substantiv". Hiernach würde der Schüler, da ein entsprechender Zusatz fehlt, das Beispiel bilden: Der Hund treu ist! S. 40 soll der Schüler das Adjektiv, dem „der bestimmte Artikel fehlt", stark deklinieren. Wie pafst dazu das Schema: „Ein harter Schlag" mit seinen verschiedenen Fällen? Die Regel bedarf auch hier genau derselben Fassung, wie sie 5 Zeilen vorher gegeben ist. Dafs S. 44 auch beim Superlativ zum Teil Umlaut eintritt, wird verschwiegen. S. 47ff. sollen zusammengesetzte Adjectiva ihr Bestimmungswort nur dem Kreise des Substantivs oder Adjektivs entnehmen. Dies trifft nicht zu. Denn wie steht es mit „leblos, druck- oder trinkreif, schreibselig"? Vgl. Frauer, Neuhochdeutsche Grammatik für höhere Schulen und akademische Vorträge S. 139. — Dafs das Zeitwort (S. 71) auf die Frage antwortet: „Was thut das Ding?" ist selbstverständlich keine ausreichende Regel; vgl. S. 65 § 13 und S. 73 a. E., wo jedoch wieder etwas fehlt. Nach der Lehre unseres Buches soll es (S. 79) Fälle geben, in denen Subjekt und Prädikat „den Sinn des Satzes nicht vollständig angeben", und als Beispiel dafür wird beigebracht: das Bad erfrischt. Dieser Satz giebt einen völlig befriedigenden Sinn, und erweitere ich ihn durch Zusätze, so will ich eben etwas anderes sagen, als er selber zum Ausdruck bringt. Wenn S. 102 das Passivum der Verba verpönt wird, die ihr Perfekt im Aktiv mit „sein" bilden, so widerspricht dem der Sprachgebrauch. Warum soll nicht jemandem unfreundlich begegnet werden können? Und wird nicht viel nach der Schweiz gereist? Vgl. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen S. 75f. — S. 117 oben finden wir bei dem Pronomen „sich" ein Dativobjekt, von dem bisher noch keine Rede gewesen. Wir erfahren von ihm erst S. 244; auch S. 237 ist das Objekt noch durchaus ein Akkusativ. — S. 125, Aufgabe 245 ist „Säule" nachweisbar auf got. *sauls* zurückzuführen. S. 136 vermisse ich bei der Behandlung der S-Laute in der dort gegebenen Regel Beispiele für den durch *ss* und *s* ausgedrückten harten *S*-Laut. Ein ähnlicher Mangel liegt in der Regel S. 169 hinsichtlich des durch *st* oder *t* weiter gebildeten Stammes vor, oder es müfste auch „Brand" daselbst nicht vorgeführt werden. — Nach der Regel S. 178 § 28 kommt der Name Heinrich nur einmal vor! Auch habe ich noch nicht gehört, dafs Heinrich ein 'Ding' sei. Eigennamen sind nicht „nur einem Dinge eigen", sondern sollen vielmehr nach der Absicht des Redenden ein Wesen (in einem bestimmten Bereiche) von anderen derselben Gattung oder Art unterscheiden. Das Richtige in dieser Frage, das man in Lehrbüchern so selten findet, hat Madvig, Lateinische Sprachlehre für Schulen § 24 getroffen, wenn er sagt: „Das nomen proprium bezeichnet einen einzelnen bestimmten Gegenstand ohne Rücksicht auf dessen Gattung oder Begriff", eine Erklärung, in der

ich nur für das Wort „Gegenstand" ein passenderes eingesetzt oder ein weiteres hinzugefügt zu sehen wünschte. — Wie schwierig die Behandlung der Fürwörter ist, beweist die Auseinandersetzung auf S. 186, wo dem Schüler klar gemacht werden soll, dafs in dem Satze: „Der Krämer lobt seine Waren" das besitzanzeigende Fürwort „seine" männlich ist und im Singularis steht, zu gleicher Zeit aber auch weiblich ist und im Akkusativ Pluralis steht. S. 200 wird von „jedermann" gelehrt, es komme von ihm kein Dativ und Akkusativ vor. Dem widersprechen u. a. Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache S. 189, Engelien, Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache, 7. Aufl. S. 64, O. Lyon, Abrifs der deutschen Grammatik S. 56. Vgl. übrigens Luther, Sir. 6, 6 und Eph. 3, 9. Wenn ich hier die Verfasser mifsverstehen sollte, so wäre dies ihrer Fassung der Regel zur Last zu legen. Wollen sie etwa auch S. 205 für den Gebrauch des Superlativs statt des Komparativs die Autorität des grofsen Reformators in sprachlichen Dingen nicht gelten lassen? Ich für meine Person berufe mich auf 1. Mos. 19, 30f. Vgl. auch H. J. Müller a. a. O. § 265, 9, Lattmann-Müller, Kurzgefafste Lateinische Grammatik § 189, 3, Madvig a. a. O. § 309. — S. 210 stimme ich hinsichtlich des Dativs „zweien Freunden" mit Wilmanns, Deutsche Grammatik § 55, wo nach dem heutigen Sprachgebrauch nur dem Zahlwort 'eins' die volle Flexion zuerkannt wird. — Dafs die „zielenden" Zeitwörter (S. 237) ein Ziel für ihre Thätigkeit haben müssen, trifft nicht zu; vgl. auch hier H. J. Müller a. a. O. § 79 Anm. Geben die Verfasser doch selber später zu, dafs manche Verba transitiv und intransitiv gebraucht werden.

Druck und Papier gereichen dem Buche zur Empfehlung. Druckfehler sind mir kaum aufgefallen; doch fehlt I S. 21 unten ein Punkt, II S. 98 Z. 5 v. o. mufs es statt Futurum I vielmehr Futurum II heifsen.

2) O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. In vier Heften. Hannover und Berlin 1898, Carl Meyer (Gustav Prior). 1. Heft: Sexta. 66 S. 8; 2. Heft: Quinta. 75 S. 8. Je 0,50 M.

„Man gebe dem Schüler zunächst leicht verständliche Mustersätze und markiere diejenigen Satzglieder, bei welchen die zu findende Regel angewandt ist. Die gegebenen Sätze seien Verstand und Gemüt bildende und dadurch wirkliche „Mustersätze". Wird die Regel oder das Sprachgesetz nicht gleich gefunden, so komme man durch hinleitende Fragen zu Hülfe („heuristische Methode") und lasse das Gefundene in Worte fassen. Sodann präzisiere der Lehrer selber die Regel und halte darauf, dafs sie wörtlich von den Schülern gelernt wird. Hieran schliefsen sich mündliche und endlich noch schriftliche Übungen, in denen die gefundene und gelernte Regel angewandt wird". Wer dieser von

A. Vogel, Systematische Encyklopädie der Pädagogik S. 97, bekundeten Auffassung beipflichtet und der Ansicht ist, dafs man, um die Fehler einer einseitigen analytischen oder synthetischen Methode zu vermeiden, einen Mittelweg zwischen der logisch-grammatischen und der „anlehnenden“ Methode einzuschlagen habe, wird bei Benutzung des Lehmann-Dorenwellschen Buches auf seine Rechnung kommen. Denn es ist nicht zu leugnen, dafs sich die Verfasser nicht zu Sklaven einer jede Freiheit benehmenden Theorie gemacht haben. So bilden z. B. mitunter — und dies wird u. a. auch R. Seyfert, Schulpraxis S. 137 mit dem Buche aussöhnen — die Sätze, an denen zunächst die betreffende Regel zur Anschauung kommt, ein inhaltlich zusammenhängendes Stück, so zwar, dafs jeder Satz eine gewisse Selbständigkeit behauptet. Anderseits hat bei der Auswahl der Übungsstücke, mit deren Durcharbeitung die gefundene Regel den Schülern in Fleisch und Blut übergehen soll, um „die Blüte nicht ohne Frucht“ zu lassen, grofse Sorgfalt von Seiten der Herausgeber obgewaltet. Die Aufgaben sind, auch wo sie aus Einzelsätzen bestehen, sprachlich lehrreich. So wird auch das vorliegende Buch die Schüler zu der Einsicht bringen, dafs „nicht die Grammatiker, sondern die Klassiker in Sachen der Sprache die oberste Autorität sind“ (Rüegg, Die Pädagogik in übersichtlicher Darstellung S. 426). Dabei haben die Verfasser, auch was den Inhalt der Übungen anlangt, auf eine gewisse das Interesse der Schüler wach haltende Vielseitigkeit ihr Augenmerk gerichtet und das Buch so angelegt, dafs nicht zu fürchten steht, der Benutzer werde einer für die Schule mit Recht getadelten „wissenschaftlichen Allseitigkeit“, sei es der grammatischen, sei es der sachlichen Belehrung, preisgegeben werden (H. Kern, Grundrifs der Pädagogik S. 29 ff. S. 67). Ist doch der Übungsstoff zumeist dem Sprichwörterschatze unseres Volkes oder der Lektüre entnommen, und zwar so, dafs sich die Herausgeber mit Vorliebe an die poetischen Beispiele gehalten haben, „weil sich diese dem Gedächtnis des Schülers leicht einprägen und als Eigentum durchs ganze Leben begleiten, abgesehen davon, dafs derartige Beispiele meist sinnlich anschaulicher und jugendlich kräftiger sind als prosaische“. Siehe hierzu auch Rumpel bei F. W. Schütze, Evangelische Schulkunde S. 422 und ebenda S. 442 (vgl. Rüegg a. a. O. S. 430) die treffende Bemerkung, dafs jedenfalls stets vom ganzen Satze auszugehen ist, da nur in ihm die Wort- und Flexionslehre verstanden werden.

Die gewählten Dichterbeispiele hätten die Verfasser freilich aus dem den Sextanern und Quintanern vertrauten Kreise entlehnen müssen; statt dessen greifen sie zum Teil bis in das Pensum der Untersekunda hinauf. Auch auf Buschs Max und Moritz (II S. 9) verzichte ich in einem Schulbuche gern. Warum ferner das Herdersche Citat II S. 12 (obendrein mit einem störenden Druckfehler) abgeändert, im „Morgenliede“ von Hoff-

mann von Fallersleben (II S. 55) eine nicht übliche Lesart geboten und der Anfang des Goetheschen Liedes an den Mond (II § 41, 4) verballhornisiert wird, weifs ich nicht zu sagen. Auch ist in demselben Hefte S. 62 Z. 20 v. u. Elias mit seinem grofsen Nachfolger verwechselt, der von Bethels verkommener Jugend „geschimpft" (besser wohl: gescholten) wurde.

Im übrigen wird unser Buch, das auch die folgenden Klassen bis Untertertia umfassen soll, mit Ehren neben gleichen oder ähnlichen Erscheinungen des Büchermarktes bestehen. Auf einzelnes indes sei noch aufmerksam gemacht. Dafs I S. 1 einen Satz in seine einzelnen Bestandteile zerlegen ihn konstruieren heifse, ist ein ungenauer Ausdruck. Die ebenda S. 4 mit einem Vokale schliefsende offene Silbe mutet einen fast wie ein (ungehöriges) Wortspiel an. Dasselbe gilt II S. 45, wenn es dort heifst, her bezeichne die Bewegung nach der sprechenden Person hin. I S. 12 wird behauptet, der Satz: „Der Deutsche liebt" sei unvollständig und deshalb nicht ganz verständlich, — natürlich ist es umgekehrt. Dafs nur die Ergänzung des Prädikates durch das Objekt eine Ergänzung des Satzes sei, kann ich (ebenda) nicht zugeben. Wenn man zwei Seiten später Adjektiva äufserlich daran erkennen soll, dafs sie zwischen Artikel und Substantiv gesetzt werden können, falls sie nicht schon dazwischen stehen, so wird der Schüler bei dem Satze: „Der Baum blüht schön" in Verlegenheit kommen. Denn auch ein schöner Baum kann blühen. Dafs in dem Satze (S. 55): „Der Vogel ist schön" das Wort „schön" zur näheren Bestimmung des Substantivs diene, ist an sich nicht unrichtig; gehört es aber nicht ebenso gut „gleichsam zu dem Verb", wie in dem Satze: „Der Vogel singt schön"? Soll doch S. 15 in dem Satze: „Der Hund ist wachsam" das Adjektiv, und zwar mit Recht, einen Teil des Prädikats bilden (s. übrigens meine Bemerkung in dieser Zeitschrift 1896 S. 764 f.). — Den Komparativ „ründer" S. 19 halte ich mit Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit S. 39 für unrichtig. S. 34 ist vielmehr: mit vieren, sechsen fahren zu schreiben, s. u. a. Duden, Die neue Schulorthographie[5] S. 29.

Dafs in dem Satze (II § 1): „Der Bruder heifst Paul, die Schwester Elisabeth" die Eigennamen bestimmte Einzelwesen „zur Unterscheidung von allen übrigen" bezeichnen, ist ebenso ungenau gesagt, wie in vielen anderen Lehrbüchern. Konkrete Substantiva (S. 2) nennen nicht immer wahrnehmbare Gegenstände: jedenfalls reicht diese Definition zur Unterscheidung derselben von den Abstrakten nicht aus. S. 9 Z. 1 v. o. f. mufs ich die Ausdrucksweise bemängeln, wenn wir nach der dortigen Anweisung das e des Dativs Singularis „nicht so oft abwerfen sollen, als es häufig geschieht". S. 15 Z. 5 v. o. fehlt hinter den Wörtern „ohne dafs" der Zusatz „ausdrücklich". Denn ein Vergleich liegt auch beim Superlativ stets vor, wenn auch vielleicht ein unausge-

sprochener. Ein relativisches Adverb S. 20 Z. 16 v. u. (vgl. auch S. 44 Z. 21 v. u. f., S. 46 Z. 13 v. o.) statt der Präposition mit dem Kasus des Relativpronomens zu setzen, sollte man Schülern weder im Beispiele noch in der Regel nahe legen, aufser wo es sich nicht umgehen läfst. Umgekehrt werden sonst die Schüler zum Teil in enge Fesseln geschnürt, da man ihnen z. B. die Formen diesseits, jenseits (S. 29 f.) als Präpositionen nicht durchgehen lassen will. (Sanders, Hauptschwierigkeiten S. 117.) Wenn S. 32 B 1 (dazu § 51) die transitiven Verben als diejenigen bezeichnet werden, die ein Objekt im Akkusativ „erfordern“, so mufs ich auch hier den Ausdruck als ungenau zurückweisen. S. 45 erfahren wir, dafs „herum“ eine kreisförmige Bewegung angiebt; pafst dazu ohne weiteren adverbialen Zusatz das Beispiel: „Mancher mufs sich in der Welt herumschlagen“? Ob man (S. 47) im Gegensatze zu den Entscheidungsfragen von Ergänzungsfragen, oder mit Delbrück, Konjunktiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen S. 75, von Verdeutlichungsfragen sprechen will, ist Geschmackssache; ich ziehe den letzteren Ausdruck vor; denn in derartigen Fragen ergänzen wir nicht einen Satzteil (sonst wäre ja die Frage kein vollständiger Satz), sondern wir verdeutlichen ihn. Für nicht zweckmäfsig halte ich es ferner, wenn § 47 ein Substantiv mit Präposition als substantivisches Attribut, § 58. 59 als adverbiale Bestimmung vorgeführt wird. — Dafs S. 59 promovierte Frauen den Titel Doktor (nicht Doktorin) führen, ist vermutlich dem Quintaner ebenso gleichgültig, wie wenn man ihm mitteilen wollte, dafs eine unverheiratete Oberlehrerin (ob allerorten, weifs ich nicht) „Frau Oberlehrerin“ heifst. In § 64 würde ich raten, nicht den dem Hauptsatze folgenden Nebensatz Nachsatz zu nennen, sondern diesen Ausdruck auf den Hauptsatz zu beschränken, der seinem Nebensatze (dem Vordersatze) folgt.

Der Druck ist gut und korrekt. Doch soll es in der Vorrede Z. 11 v. u. statt „Beziehungen“ vermutlich „Bezeichnungen“ heifsen. Falsche Zahlen stehen II S. 33 Z. 5 und 7 v. o., ebenda S. 68 Z. 16 v. o., S. 74 Z. 17 v. o. (vgl. S. 73 Z. 1 v. u.). Will der Schüler durchaus (II S. 13) einen Brief an sein Kusinchen schreiben, so bediene er sich dabei der amtlich herausgegebenen Regeln für die deutsche Rechtschreibung (S. 18 Z. 15 u. 12 v. u.)!

Berlin. **Paul Wetzel.**

Julius Naumann, Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Regeln, Musterbeispielen und Dispositionen im Anschlufs an die Lektüre klassischer Werke nebst Aufgaben zu Klassenarbeiten für die mittleren und oberen Klassen höherer Schulen. Sechste Auflage. Leipzig 1897, B. G. Teubner. XVI u. 548 S. 8. 3,60 M.

Für denjenigen, welcher zum ersten Male den deutschen Unterricht in den oberen Klassen übernimmt, ist ein Buch wie

das oben genannte von Naumann ein willkommener Ratgeber. Er wird gewifs mit grofsem Nutzen den bekannten Laas lesen, dessen Verdienste um die Lehre vom deutschen Aufsatz unbestreitbar sind, aber er wird doch bald merken, wie schwer es ist, die z. T. sehr philosophischen Lehren desselben ins Praktische umzusetzen. Ein jeder tüchtige Lehrer wird allerdings die Themata selbst finden und mit selbständiger Auffassung die Aufgabe disponieren wollen, aber er wird auch gern sehen, wie ein anderer auf dem Gebiete erfahrener Schulmann es gemacht hat. Die Sucht, neue Themata zu erfinden, hat den Verf. nicht verleitet. Diese führt ja oft zu gezwungenen und für den Verstand der Schüler zu hohen Thematen, wie man sie bei Laas und selbst in dem neuesten Aufsatzbuch von F. Schultz, Meditationen, Dessau 1898, finden kann. Ein solches Thema wie „Die Kultur am Ende des 18. und die Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts im Lichte der Eingangsworte von Schillers Künstlern“ (Schultz S. 97 ff.), das zu seiner Behandlung einen kenntnisreichen Mann erfordert, wird man bei N. vergebens suchen. Auch sind Themata aus Schriftstellern, die nicht zur regelmäfsigen Schullektüre gehören, z. B. aus Freytags Fabiern (F. Schultz), schon aus Rücksicht auf die Kosten, die solche Extraanschaffungen den Schülern verursachen, nicht geboten.

Naumanns Thematen merkt man es an, dafs sie wohl sämtlich im Unterrichte erprobt sind, denn er hat während der langen Zeit seiner unterrichtlichen Thätigkeit in den oberen Klassen genug Gelegenheit dazu gehabt. Er darf daher in der Vorrede zur zweiten Auflage mit vollem Rechte von seinem Buche behaupten, dafs es aus der Schule hervorgegangen sei. Ein besonderes Verdienst N.s möchte ich darin sehen, dafs er gleich in der ersten Anlage des Buches hinsichtlich der Auswahl der Themata die Grundsätze zur Ausführung brachte, die sich nach mehr als zwanzig Jahren als die richtigen behauptet haben, nämlich „dafs die deutschen Schulaufsätze im allgemeinen und besonders zu der Lektüre klassischer Werke in Beziehung stehen müssen“. Dieselben Gedanken finden wir später in den neuen Lehrplänen wieder, welche sagen: „Aufgaben, welche an das Gelesene sich anschliefsen, sind besonders auf den oberen Stufen zu empfehlen“. So konnte denn Naumanns Buch nicht veralten, hatte es doch keine grundsätzliche Umarbeitung und Anpassung an die neuen Lehrpläne nötig, wie so manches Buch im Verlaufe der letzten Zeit. Darum kann es noch immer in den Wettstreit mit ähnlichen Büchern aus jüngerer Zeit, wie Linnig und Werneke, treten. Mit Recht also hat N. seinem oben erwähnten Grundsatze gemäfs die freien Themata etwas zurücktreten lassen, die in vielen Büchern der älteren Zeit, wie z. B. Herzog, noch das Übergewicht haben. Er hat nur solche freien Themata gegeben, die der Schüler aus seinem Gesichtskreise heraus bearbeiten kann, und die ihn nicht unnötig zu falschem Moralisieren verführen.

Die Auswahl der Themata aus der Lektüre ist im allgemeinen sehr sachgemäfs, nur wären manchem wohl auch Themata aus der älteren deutschen Litteratur, z. B. aus dem Nibelungenliede, aus der Gudrun und aus Walther von der Vogelweide erwünscht gewesen. Vielleicht hätten dafür die Themata aus Reineke Fuchs (S. 70—74) fortfallen können, da dieses Gedicht meiner Meinung nach sich nicht recht zur Lektüre für Schüler eignet. Die Themata aus der deutschen Lektüre schliefsen sich nur an die bekannten, gewöhnlich gelesenen Meisterwerke Lessings, Schillers und Goethes an, Klopstock ist nicht berücksichtigt. In der letzten Auflage sind neu hinzugekommen einige Themata aus Lessings Philotas, der recht wohl eine passende Lektüre bilden kann. Von Shakespeare ist besonders das am meisten gelesene Drama „Julius Cäsar" zu Themaen (3) verwendet. Auch das klassische Altertum hat Stoffe geliefert (Nr. 106—117), besonders, wie natürlich, Homer und Vergil. Erwähnen möchte ich jedoch, dafs N. bei Behandlung dieser Stoffe eine gewisse Vorliebe für Vergils Äneis zeigt, und dafs er deshalb dem Homer nicht immer gerecht wird. Bedenklich erscheint mir z. B. Nr. 108 „Homers Ilias und Vergils Äneis" (so richtiger statt Äneide). Denn abgesehen davon, dafs die Schüler jetzt die Ilias und besonders die Äneis kaum noch ganz lesen, veranlafst diese Parallele sie dazu, mit N. einen Dichter wie Homer abzuurteilen. Der Verfasser aber läfst die Thatsache unberücksichtigt, dafs Homers Ilias ein Volksepos, Vergils Äneis dagegen ein Kunstepos und eine homerische Nachahmung ist. Ferner ist der Mafsstab, den N. an die beiden Werke legt, der christlich-sittliche, nicht der historische. So zieht er denn die Idealgestalt des Äneas, deren Erfindung einer um viele Jahrhunderte späteren Zeit angehört, dem menschlich irrenden Achilles der Heroenzeit vor. Homer soll hinter Vergil zurückstehen, weil dieser einen vollkommenen Helden zeichnet, als ob es die Aufgabe des Dichters sei, nur vollkommene Menschen zu schildern, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Wenn übrigens N. den Achill einen Menschen „ohne wahrhafte sittliche Tugend" nennt, so hat er an die Begegnung Achills mit Priamus im 24. Buche nicht gedacht. Auch sieht er merkwürdigerweise darin einen Vorzug des Vergil, dafs dieser in Äneas den Kaiser Augustus zeichnet. Übrigens gehört das, was N. in der Einleitung über Plan, Schilderung, Verse u. ä. sagt, nach meiner Meinung zum eigentlichen Thema. Nr. 109 „Die Spiele in der Iliade und Äneide" dürfte ebenfalls als Thema nicht geeignet sein, da auch hier der Unterschied zwischen Volks- und Kunstepos aufser acht gelassen ist. Denn dafs Homer erst im 23. Buche die Spiele bringt, erklärt sich doch aus der Entstehung des homerischen Werkes. Auch in Nr. 110, „Die Anfänge der Iliade, Odyssee und Äneide", erkennt N. dem Vergil die Krone der Dichtkunst zu. Er legt hier wieder nur den sittlichen Mafsstab anstatt des ästhetischen an. Übrigens sind die

Ausstellungen, die er an den Anfängen der Ilias und Odyssee macht, nicht einmal ganz richtig, so z. B. die Behauptung, dafs des Odysseus Geschicklichkeit den Seinigen nicht nütze. Aber der Held erlöst diese doch von den Freiern. Dieselbe Vorliebe für Vergil offenbart der Verfasser aufserdem noch in Nr. 111, 112, 113.

Das Buch enthält auch Reden, welche in manchen Aufsatzbüchern keinen Platz gefunden haben. Der Verfasser fügt dieselben hinzu nicht blofs der Vollständigkeit halber, um eben alle Arten des Stils zu bringen, sondern um den Schüler auch wirklich praktisch in der Rede zu üben, verfolgt diese doch einen anderen Zweck als eine ruhige Abhandlung. Es ist deshalb für die Schüler gut, nicht blofs theoretisch darüber belehrt zu werden, sondern auch die Regeln selbst praktisch zu verwerten. Redeübungen sind in heutiger Zeit, wo so viel gesprochen werden mufs, nicht ganz unwichtig. Im Gegensatz zu den von Linnig, d. A.[7] S. 372—387, gebotenen Reden, deren Stoffe zum gröfsten Teil dem klassischen Altertum entnommen sind, eignen sich Naumanns Schülerreden auch gut dazu, von Schülern an nationalen Festtagen vorgetragen zu werden.

Das gesamte Material ist mit mannigfaltiger Abwechselung zur Darstellung gebracht; jede Stufe der Aufsatzbildung von der Inventio und Dispositio bis zum vollendeten Musteraufsatz ist hier geboten. Dabei fehlt es nicht an sogenannten Arbeitswinken (vgl. S. 152), die andeuten sollen, welche Gesichtspunkte besonders bei der Arbeit zu beachten sind. Dem Ganzen geht eine theoretische Anleitung voraus, in welcher der Verfasser in einer knappen und auch für Schüler leicht verständlichen Weise bespricht, wie ein Aufsatz im allgemeinen anzufertigen ist. Bei jeder einzelnen Gattung des Aufsatzes hebt er dann noch das für sie besonders Charakteristische hervor. Wie er sich die Entstehung eines Aufsatzes denkt, zeigt er dann später an verschiedenen Beispielen. Er leitet z. B. bei den Charakteristiken des Tellheim (S. 120), des ersten Jägers in Wallensteins Lager (S. 150 ff.), des Just (S. 160 ff.) die Schüler dazu an, ihr Material aus dem Schriftsteller zu gewinnen. Überhaupt begnügt er sich nicht damit, eine fertige Disposition bezw. Definition zu geben, sondern er entwickelt zunächst die im Thema enthaltenen Begriffe und zeigt so, welche Überlegung der Ausarbeitung der Disposition vorausgehen mufs. Die Dispositionen selber sind zum gröfsten Teil reichhaltig ausgeführt. Besonders lobend möchte ich hervorheben, dafs Verf. abweichend von der sonstigen Gewohnheit der Dispositionsbücher oft eine grofse Auswahl verschiedener Einleitungen und Schlüsse bietet. Er will also zeigen, wie man auf verschiedenen Wegen zu einer Einleitung oder zu einem Schlusse gelangen kann, deren Auffindung sonst immer Schwierigkeiten bereitet. Musterbeispiele guter Dispositionen nennt schon Schnippel (Progr. Osterode in

Ostpreufsen 1888 S. 31) Naumanns treffliche Inhaltsangaben von Schillers Wallenstein und Maria Stuart, von Shakespeares Julius Cäsar und von Goethes Hermann und Dorothea u. s. w., welche mancher Lehrer im deutschen Unterrichte mit Nutzen wird verwerten können. Schliefslich bietet N. auch sogenannte Musteraufsätze, indem er von dem Gedanken ausgeht, dafs ein Musterbeispiel den Schüler über das Wesen des Aufsatzes manchmal besser aufklärt als alle Regeln. Einige dieser vom Standpunkt des Schülers aus geschriebenen Musteraufsätze sind in das Lesebuch von Hopf und Paulsiek-Muff für IIb aufgenommen worden.

Besondere Erwähnung verdienen noch die sogenannten Schemata, die sich in den theoretischen Einleitungen zu den einzelnen Aufsatzgattungen finden. Es sind dies Schemata, allgemeine wie besondere, nach denen z. B. Beschreibungen, Schilderungen, Abhandlungen u. ä. angefertigt werden können. Einige Schemata, wie die für leblose Gegenstände und Tiere (S. 111 und 112), sind erst eine Neuerung der letzten Auflage. Der Name „Schemata“ hat zwar etwas Odiöses an sich, doch sind sie nicht ohne Bedeutung. Sie geben nämlich besonders für die Inventio und Dispositio praktische Winke. Der Schüler bekommt dadurch eine Vorstellung, in welcher Ausdehnung etwa ein Thema zu behandeln ist. Ohne Frage haben für einzelne Stilgattungen bestimmte Formen immerwährende Geltung. Natürlich darf der gedankenlose Schüler sich nicht dazu verleiten lassen, alle Themata nach einem ihm gerade passend erscheinenden Schema bearbeiten zu wollen. Bei der Charakteristik hätte vielleicht noch besonders bemerkt werden können, dafs die Eigenschaften sich manchmal auf einen Hauptzug des Charakters oder auf zwei Reihen von Eigenschaften, die einander gegenüberstehen, zurückführen lassen (d. i. die sogenannte genetische Charakteristik, vgl. Lehmann, Der deutsche Unterricht S. 307—320). Falls man die Charakteristik Egmonts (S. 144—146) als vollständige Disposition ansehen wollte, würde sie nicht befriedigen. Denn z. B. Punkt 2 und 5, Punkt 6 und 7 u. a. liefsen sich zu einem vereinigen. Was die Vergleiche betrifft, so möchte ich mir die Ausführungen Schnippels darüber (a. a. O. S. 32 und 33) aneignen, der nach denjenigen Dingen oder Stücken, Eigenschaften oder Merkmalen ordnen will, die als Vergleichungspunkte bei Personen oder Gegenständen in Betracht kommen, und nicht nach den verglichenen Personen oder Gegenständen selbst. Denn die Gefahr liegt nahe, dafs die Schüler, wenn sie Bild und Gegenbild erst für sich hinstellen und dann auf die Ähnlichkeit bezw. Verschiedenheit hinweisen, das Bild wie das Gegenbild mit zu nebensächlichen Farben ausstatten. Am Schlusse sehen sie sich dann genötigt bei dem Hinweis auf die Ähnlichkeit schon besprochene Dinge zu wiederholen. Um mit Schnippel zu reden, zerfallen die Vergleiche bei solcher Art der Anordnung einfach in zwei gesonderte Darstellungen ohne rechte

Beziehung der einen auf die andere. Dies ist allerdings ein Punkt, über den eine Meinungsverschiedenheit bestehen kann, vertritt doch auch Linnig, d. d. A.[7] S. 153, entschieden denselben Standpunkt wie Naumann. Er sagt: „Auf die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit ist bei diesen Arbeiten überhaupt nicht allzu grofses Gewicht zu legen und ohne Rücksicht auf dieselbe jedes Einzelbild für sich in seinem eigentümlichen Gepräge und seinen besonderen Farben hinzustellen; auch so wird das eine Bild durch das andere, wie zwei gegenüberstehende Spiegel, wirksameres Licht empfangen und zurückstrahlen". Dafs übrigens Linnig selbst seinen eigenen Vorschriften untreu geworden ist, beweisen seine Beispiele auf S. 173 bis 176.

Eine noch weit gröfsere Meinungsverschiedenheit herrscht über den Wert der Chrie. Seit Laas (D. d. A. S. 215 ff.) ist es besonders bei den Verfassern von Büchern über den deutschen Unterricht Sitte geworden, auf dieses alte Schema mit souveräner Verachtung herabzublicken. Zuletzt hat noch Wendt, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts (Handb. d. Erziehungs- und Unterrichtslehre VII· 121 und 122), das Schema scharf beurteilt und verurteilt, am entschiedensten aber hat es Lehmann, (D. d. U. S. 332) verworfen, indem er meint, „es wäre Zeit, dafs diese Mumie aus der lebendigen Welt des deutschen Unterrichts verschwindet". Wie absprechend über die Chrie sich jene Verfasser der Bücher über den deutschen Unterricht auch verhalten mögen, die Chrie ist doch selbst in den neuesten Dispositionsbüchern ihnen gleichsam zum Trotze wieder aufgetaucht, ja sogar manche Verfasser solcher Bücher, wie Werneke, Prakt. Lehrgang des d. A.[4] S. 52, Haselmeyer, Neues Aufsatzbuch[3] 1896, S. 393, Linnig, D. d. A.[7] S. 183, halten sie für „ein nicht zu ersetzendes Mittel, in die Behandlung ethischer Sätze und somit in die philosophische Entwicklung und Abhandlung einzuführen". Auch Naumann S. 217—218 empfiehlt die Anwendung derselben für Erstlingsarbeiten der Schüler auf dem eben erwähnten Gebiete; wenn sie darin etwas fortgeschritten sind, können sie die bekannte Chrieenform bei Seite lassen und eine freiere Form wählen, von denen er mehrere Muster bietet. Gewifs ist nun alles dasjenige richtig, was die Gegner der Chrie gegen dieselbe vorgebracht haben, dafs nämlich z. B. das Simile kein eigentlich selbständiger Teil ist, dafs die Exempla und Testimonia auch bei den Causae untergebracht werden können und anderes mehr. Die Sache jedoch liegt hier meiner Meinung nach ähnlich wie bei den oben erwähnten Schematen für Beschreibung u. s. w. Die Chrie ist offenbar eine Hilfe in der Not besonders für den Anfänger — und den hat N. im Auge — sie führt ihn zum ersten Male aus dem bisherigen, geschichtlich beschreibenden und schildernden Stile zur philosophischen Prosa hinüber. Sie giebt ihm ungefähr den Kreis an, in dem sich seine Gedanken über das freie Thema

zu bewegen haben. Man versetze sich doch einmal in die Lage eines Anfängers hinein, von dem verlangt wird etwas Lesbares über ein Thema wie „Steter Tropfen höhlt den Stein" in verhältnismäfsig kurzer Zeit zusammenzuschreiben. Man sagt oft, es gehöre eine günstige Stunde dazu, um etwas Brauchbares niederschreiben zu können. Diese stellt sich aber gerade in dem Augenblicke der Angst und Verwirrung bei dem Schüler nicht ein. Seine Gedanken irren eine Zeit lang ziellos hin und her. Wie schnell aber sammeln sie sich, wenn er weifs, dafs er zuerst das Thema zu erklären, dann zu begründen und zuletzt zu erläutern hat! Mit welchem Interesse wird er dann später die Schwächen der Chrie erkennen, wie gern wird er, wenn er erst einige Übung hat, die Stützen der Chrie von sich werfen! Aber, um auch hier ein Simile zu gebrauchen, dem Anfänger ist die Chrie so unentbehrlich wie dem Kinde, welches das Gehen lernt, der Stuhl, an dem es sich weiterhilft. Unter den freieren Formen der Chrie hätte wohl noch die sogenannte Chria inversa (S. 222, 6 B) besonders hervorgehoben werden können; denn wegen ihrer Einfachheit verdient sie vor den übrigen Formen den Vorzug. Übrigens hat N. die fehlerhaften Vorschriften der Chrie (z. B. hinsichtlich Einleitung, Schlufs, Simile) selber verworfen (S. 220—222).

Bei der Abhandlung im engeren Sinne (S. 256) ist von S. 258 bis 267 eine ausführliche Besprechung der Beweise eingeschoben. Alles, was der Verfasser darüber sagt, gehört ja eigentlich mehr oder weniger der Logik an, ist aber hier recht gut am Platze, da ohne diese logischen Vorkenntnisse das Wesen der Abhandlung nicht begriffen werden kann. Es ist dies von um so gröfserer Bedeutung, als dergleichen Belehrungen die Stelle der jetzt in unseren Lehrplänen fortgefallenen Logik vertreten können. Im übrigen ist auch hier die theoretisch gelehrte Beweisführung sofort am Musterbeispiel einer ausgeführten Abhandlung klar gemacht worden.

Noch ein paar Worte über den 50 Themata enthaltenden Anhang, der erst in der letzten Auflage neu hinzugekommen ist. Nach der Angabe Naumanns sind diese Aufgaben zu kleineren und gröfseren Klassenarbeiten bestimmt. Eine Reihe derselben, wie z. B. Nr. 17, 32, 37, 38, 39, 40, 41, 43, 44, 48, kann sich aus dem vorausgegangenen Unterrichte leicht ergeben und deshalb ohne besondere Vorbesprechung in der Klasse selbst bearbeitet werden. Andere dagegen, wie z. B. Nr. 10, 20, 35, 36, 50, liegen dem Unterrichte ferner, sie bedürfen daher erst einer ausführlichen Vorbesprechung und sind dann zu einer Klassenarbeit weniger geeignet. Nr. 14 (Die beste Regierungsform ist die monarchische) möchte ich am liebsten gestrichen sehen. Denn abgesehen davon, dafs dieses Thema für einen Schüler vielleicht zu schwer sein dürfte, ist auch bei der Behandlung desselben der Unterschied zwischen absoluter und konstitutioneller Monarchie nicht be-

rücksichtigt. Vor allen Dingen aber stützen die Gründe des Verfassers keineswegs die allgemein anerkannte Wahrheit des Themas, da dieselben ohne grofse Änderung auch zu Gunsten einer Republik angeführt werden könnten. In Nr. 3a (S. 441) ist die Ausführung verfehlt, weil das Einteilungsprinzip nicht festgehalten ist. Bei dem Punkte C 2 d ist das Schneeschuhlaufen für die Vergnügungssüchtigen in Anspruch genommen und mit Bällen und Maskeraden auf eine Stufe gestellt; es gehört vielmehr unter C 1. In Nr. 7 (S. 452) läfst der Verfasser den Gelehrten und den Dichter durch materielle Interessen an die Natur gebunden sein, in Nr. 9 (S. 456) rechnet er Stahl zu den Mineralien, in Nr. 12 (S. 460) werden die Spielsteine als Handwerksgerät bezeichnet. Auch in Nr. 35 (S. 518—520), einem etwas seltsamen Thema, wird das Telephon mit den Briefen zusammengestellt als etwas, wodurch man sich schriftlich mit jemand unterhalten kann, ferner wird die Feder als ein Mittel bezeichnet, um Gesprochenes aufzubewahren, während Verf. als Unterabteilung die Aufzeichnung der Thaten der Alten aufführt. Der Schlufs giebt hier erst die Erklärung des Themas, wovon vielmehr hätte ausgegangen werden müssen. In Nr. 47 (S. 539) ist das Exordium viel zu weit hergeholt. Die Kürze des Ausdrucks, wie „Vergleich des guten Menschen mit einer Blume und der Sonne“, thut der Deutlichkeit Eintrag. Worte wie „Mahnung“ (S. 539) oder sogar blofs „Schlufs“ (S. 456) sind überflüssig, wenn nicht der Gedanke ausgeführt ist. Ebenso sind in einem vorzugsweise für die Hand der Schüler bestimmten Buche Zitate wie Möbius 190 (S. 493), Patuschka 138 (S. 494) u. a. als unverständlich zu entbehren. Noch einen Irrtum möchte ich berichtigen. Schillers Mutter (S. 70) wohnte zur angegebenen Zeit nicht mehr im Hause der Grofseltern, sondern für sich allein, da der alte Kodweifs Haus und Vermögen, dazu noch die kleinen Ersparnisse seines Schwiegersohnes J. K. Schiller verloren hatte.

Zum Schlusse folgen noch, wie üblich, einige Druckfehler, die mir beim Durchlesen des Buches aufgestofsen sind: S. 75 Vergils Äneis VI 752—853 statt IV 752—853; S. 226 „das Eisen verursache gröfseren Schaden als das Gold“ statt „das Gold verursache gröfseren Schaden als das Eisen“; S. 253 *Μηδεὶς* statt *Μηδεῖς*; S. 312 „der Calpurnia“ statt „dem Calpurnio“; S. 342 „Chryses“ statt „Chrysos“; S. 519 „Dädalus“ statt „Dätalus; S. 539 „Friedrich III.“ statt „Friedrich I.“

Doch nun genug der kleinen Ausstellungen, die die Trefflichkeit des Buches nicht beeinträchtigen können. Vergessen wir darüber nicht den grofsen Nutzen, den es vielen Schülern gebracht hat und noch bringen wird einmal durch die klare und zugleich knappe Anleitung, dann durch die reich ausgeführten Dispositionen und besonders durch die vom Standpunkt des Schülers aus geschriebenen Musteraufsätze. Auch der Lehrer wird manche Anregung aus dem Buche erhalten, und wenn er dann noch diese

Disposition oder jenen Aufsatz anders gestalten will, um so besser für seine Selbständigkeit im Unterricht! Er wird gewifs nicht vergeblich nach einem für seine Zwecke passenden Thema darin suchen; denn das Buch ist sehr reichhaltig. Es ist ein stattlicher und auch äufserlich geschmackvoll ausgestatteter Band von 548 Seiten. Der pädagogische Wert des altbewährten Buches hat auch schon seine verdiente Anerkennung gefunden durch keinen Geringeren als durch Preufsens bekanntesten Schulmann Wiese, der die Widmung dieser sechsten Auflage zu seinem neunzigsten Geburtstage mit ehrenden Worten annahm.

Dortmund. A. Hildebrand.

---

1) Th. Matthias, Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig 1896, Richard Richter. 144 S. 8. 1,25 M.

Das Buch bietet seinen Stoff in vier Kapiteln mit entsprechenden Unterabteilungen. Das erste behandelt die Wortbeugung, das zweite die Wortfügung, das dritte die Wortbildung, das vierte die Satzfügung.

Dafs alles, was es bietet, wissenschaftlich zuverlässig ist, dafür bürgt der Name des Verfassers, der uns auf dem Gebiete sprachlicher Forschung hier nicht zum ersten Male entgegentritt. Auch die für den Zweck getroffene Auswahl verdient Anerkennung. Dasselbe gilt von der Vollständigkeit; schwerlich wird man etwas, was der Titel erwarten läfst, in dem Buche vermissen. Die angewandte Terminologie ist die verdeutschte. Ein Register erleichtert den Gebrauch.

Wem die Verdeutschung der Terminologie nicht widerstrebt, dem kann das Buch auf das wärmste empfohlen werden.

2) Gotthold Kreyenberg, Gotthilf Salzmann und seine Bedeutung für unsere Zeit. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. 1896, Diesterweg. 62 S. 8.

Wer das Heft gelesen hat, wird über Salzmanns Leben bedeutend mehr kennen gelernt haben, als ihm irgend ein Konversationslexikon bietet. Dagegen tritt das Bild des Lehrers und Erziehers Salzmann nicht scharf genug hervor. Der Titelzusatz „und . . unsere Zeit“ weckt Erwartungen, die nicht befriedigt werden.

Frankfurt a. O. Karl Hartung.

---

1) Graf von Schack, Gesammelte Werke. Dritte Auflage. Zweiter bis fünfter Band. Stuttgart 1898, J. G. Cotta. 564, 588, 518 und 530 S. 8. 15 M.

Da schon S. 106 ff. dieses Jahrganges auf die Bedeutung, die Graf von Schack als Dichter, Gelehrter und Gönner der Kunst beanspruchen darf, hingewiesen wurde, so genügt es, hier auf den Inhalt der unterdessen weiter erschienenen Bände seiner

dichterischen Werke aufmerksam zu machen. Da treffen wir zunächst die in drei verschiedenen Sammlungen erschienenen lyrischen und episch-lyrischen Gedichte, unter denen besonders die Balladen und Romanzen durch die Knappheit und Anschaulichkeit des Ausdrucks, durch die in sich geschlossene und geradeswegs zum Ziel führende Komposition, die Gedankendichtungen durch ihren sittlichen Gehalt und ihre schwungvolle edle Form Beachtung verdienen, dann das durch hohe Kunstvollendung ausgezeichnete epische Gedicht „Die Plejaden“, das uns von der Liebe des edlen athenischen Jünglings Kallias zu der jonischen Griechin Arete aus der Zeit der Perserkriege erzählt, den „Lothar“, die früheste von zahlreichen Lebenserinnerungen des Dichters durchwobene romanartige Dichtung Schacks, in der wir mit dem Helden bis zu seiner Vereinigung mit seiner Jugendliebe die bedeutendsten Ereignisse des dritten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts erleben, die „Tag- und Nachtstücke“, kleinere epische Dichtungen mannigfaltigen, aber durchweg ergreifenden, ja häufig durch das furchtbare Geschick ihrer Helden erschütternden Inhalts, die beiden „Romane in Versen“: „Durch alle Wetter“ und „Ebenbürtig“, die mit schalkhafter, übersprudelnder Laune, neckendem Spott und oft aristophanischer Ausgelassenheit teils die Schauerromane und Leihbibliothekslitteratur parodieren, teils den Ahnenstolz der adeligen Standesgenossen des Dichters, die Nichtigkeit ihres Lebensinhaltes und ihre Vorurteile verspotten, mit Beziehung auf wichtige Ereignisse der letzten Jahrzehnte, von den Dramen zunächst „Die Pisaner“, „Gaston“, „Atlantis“, „Timandra“, von denen besonders das letztere, das den Untergang des Pausanias, des Besiegers der Perser, zum Vorwurf hat, durch die ergreifende Darstellung des Kampfes der Mutterliebe mit der höheren Pflicht gegen das Vaterland und durch lebenswahre Charakteristik und straffe Führung der Handlung Beifall gefunden hat.

2) J. W. Nagl und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Wien 1897, C. Fromme. Zweite bis neunte Lieferung. 400 S. Die Lieferung 1 M.

Seite 736 f. des vorigen Jahrganges wurde auf den Plan dieses höchst bedeutsamen Unternehmens hingewiesen. Der Fortgang desselben rechtfertigt die Erwartungen, die wir schon an das Erscheinen der ersten Lieferung geknüpft haben. Nachdem diese uns in die Geschichte der Kolonisation in Österreich-Ungarn eingeführt hat, lernen wir in den vorliegenden Lieferungen die Entwickelung der österreichischen Litteratur durch das Mittelalter hindurch bis zum Beginn der Neuzeit kennen, die Eigentümlichkeit der Volkssprache zur Zeit der Kolonisation, die Reste des altgermanischen Götterglaubens und Götterkultus, die nationale Sage und die aus ihr hervorgegangenen epischen Dichtungen, vor allem das Nibelungenlied und die Kudrun, die Musik der altdeutschen Epen, die Anfänge der geistlichen Dichtung, die ritter-

liche Epik und Lyrik und ihre Musik, besonders Walther von der Vogelweide und den schon durch seine ungewöhnlichen Lebensschicksale und seine reiche Bildung merkwürdigen Oswald von Wolkenstein, zuletzt die besonders unter dem Einfluſs des Bürgertums stehende Litteratur des ausgehenden Mittelalters, in der uns hauptsächlich der Mönch von Salzburg, der bedeutendste geistliche Lyriker des Mittelalters, und neben den mannigfachen prosaischen Litteraturwerken das volkstümliche geistliche und weltliche Drama, das in Österreich eine hervorragende Pflege fand, interessiert. Mit der neunten Lieferung treten wir bereits in die Neuzeit ein, die sich durch das Eindringen des Humanismus in Österreich ankündigt.

Das Werk bietet bis jetzt nicht nur in dem sorgfältig bearbeiteten Text, sondern auch in den erschöpfenden Litteraturnachweisen und den zahlreichen und tadellos ausgeführten Abbildungen (Porträts, Nachbildungen von Drucken, Denkmälern, handschriftlichen Bildern u. s. w.) eine Fülle litterarischer Belehrung.

3) R. Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen. Stuttgart 1897, Fr. Frommann. 364 S. 8. 3,60 M.

Es scheint wirklich eine neue Epoche für das Studium Schillers, den man so lange über Goethe vernachlässigt hat, anbrechen zu wollen. Das beweisen aufser anderen Anzeichen besonders die zahlreichen in der letzten Zeit erschienenen oder noch im Erscheinen begriffenen Schriften über Schiller. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches will ein tieferes und eindringenderes Verständnis Schillers besonders auch weiteren Kreisen eröffnen, da nach seiner Überzeugung eine erneute Vertiefung in Schillers Geist für die nächste Weiterentwickelung unseres geistigen Lebens, für die Gesundung der so vielfach angekränkelten modernen Geisteskultur, für „die Herbeiführung einer männlicheren Art statt des nervösen Feminismus und der primanerhaften Früh- und Überreife des Modernen“ von ganz besonderer Bedeutung werden kann. Schiller ist ihm nicht der Vertreter eines überlebten Idealismus, kein verschollener Klassiker, wie uns die Modernen so gern einreden möchten, sondern einer der grofsen Erzieher des deutschen Volkes, besonders als Tragiker. Denn gerade in seinen Tragödien spricht seine grofse und gewaltige, allem Kleinen und Gemeinen abholde Persönlichkeit, vor der sich auch ein Goethe beugte, zu uns. Besonders Freiheit und Herrschaft waren die eigentlich treibende Grundkraft wie seiner sittlichen Natur, so auch seines dramatischen Schaffens und die Quelle seines Pathos. Weil diese beiden Leidenschaften, ein unbändiger persönlicher Freiheitsdrang, bei ihm noch genährt durch unausgesetzten Kampf mit widrigen Lebensschicksalen, und ein nicht minder starker Drang, die Verhältnisse zu meistern, sich nicht von ihnen meistern zu lassen, seine ganze Seele erfüllten, so stellte er auch mit Vor-

liebe diese dar, da er in sie am meisten von dem hineinlegen konnte, was ihn selbst persönlich drängte. Gewaltige Naturen, in gewaltigem Kampf um Herrschaft und Freiheit, um der Menschheit grofse Gegenstände, bilden so naturgemäfs das Thema seines dramatischen Schaffens. Gerade der anschaulichen Vorführung von Willensäufserungen und ihrem Zusammenstofs mit anderen Willen oder der Welt und ihren Ordnungen, dem eigentlichen Kern alles Dramatischen, mufste Schillers kräftige Willensveranlagung von selbst entgegenkommen. Wie so seine Natur dem Dramatischen zuneigt, so war er fast ausschliefslich Tragiker. Das Gewaltsame, das im tragischen Konflikt liegt, das Ringen des Willens mit den Leiden und der Lebenszerstörung war so recht seiner Natur und seinem Leben gemäfs, das ja fast nur Kampf und Ringen mit feindlichen Mächten war. Hier setzt der Verfasser das Wesen des Tragischen vortrefflich auseinander. Er findet das Wesen des Tragischen darin, dafs etwas Grofses, Herrliches, Schönes, zum Leben und Wirken Angelegtes trotz allem Widerstreben leidvoller Lebenszerstörung verfällt, die sich aus dem Innersten seines Charakters herleitet, und das Befreiende findet er in der Erkenntnis der Notwendigkeit. Hierauf folgt der Nachweis, dafs Schiller auch der Sinn für das Komische nicht fehlte. Da Schiller aber vor allem und in seinem tiefsten dichterischen Wesen Tragiker ist, so müssen sich bei ihm die wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen des Tragischen gewinnen lassen. Deswegen werden nun die einzelnen seiner Dramen im folgenden vor allem unter dem Gesichtspunkt des Tragischen betrachtet. Hier wird mancher vielleicht mit der oder jener Ansicht des Verfassers nicht einverstanden sein, vielleicht die Jungfrau von Orleans zu ungünstig beurteilt finden und die Auffassung dieses Dramas für die richtige halten, die vor kurzem Valentin dargelegt hat. Aber in den meisten Fällen, z. B. auch in dem Tadel des in den späteren Dramen, so auch in Wallenstein zu Tag tretenden formalen Schönmachens des Einzelnen auf Kosten der Lebenswahrheit, wird er ihm beistimmen und dem Verfasser dankbar sein für die reiche Belehrung und für den Genufs, den das herrliche Buch auch durch die Gewandtheit, Wärme und Anschaulichkeit des Vortrags bereitet.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Michael Bernays, Zur neueren Litteraturgeschichte. Band II. Leipzig 1898, G. J. Göschensche Verlagshandlung. X u. 394 S. 8. 10,00 M.

Dem im Jahre 1895 erschienenen ersten Teile der „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte" von Michael Bernays sollten noch drei weitere folgen, deren letzter der englischen Litteratur gelten und neben Shakespeare vornehmlich Wordsworth darstellen

sollte. Aber am 25. Februar 1897 erlag Bernays, bis in die letzten Fieberphantasieen seinen Dichtern hingegeben, einem Herzleiden, das schon längere Zeit seine Thatkraft unterwühlt hatte. Von dem zweiten Bande lagen nur die Bogen der ersten Abhandlung vor. Die weitere Zusammenstellung hat Erich Schmidt, dem der erste Band gewidmet war, übernommen, er fügte aus dem übrigen teils zum Neudruck gerüsteten, teils noch nicht wieder durchgesehenen Vorrat hinzu, was ihm zweckdienlich erschien und die Art des Verfassers von einer neuen Seite beleuchten konnte. — Der vorliegende Band enthält acht Abhandlungen, von denen die erste „Die deutsche Litteratur in der Schweiz“ und die vierte „Goethe, Maturin, Wolfe“ neu sind; die übrigen „Zur Erinnerung an den Herzog Leopold von Braunschweig“, „Über ein Goethesches Motto“, „Ein unpatriotischer Vers Goethes“, „Friedrich Schlegel und die Xenien“, „Caroline“, „Zur Kenntnis Jakob Grimms“ sind schon in früheren Jahren veröffentlicht worden. — Aus den Aufsätzen dieses Bandes ist der Weg, den sich Bernays vorgezeichnet hatte, in gleicher Weise wie aus den Aufsätzen des ersten Bandes ersichtlich, das fortdauernde Wechselverhältnis des Gebens und Empfangens zwischen der deutschen Litteratur und der Litteratur des Auslandes nachzuweisen, unsere Litteratur in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu erfassen, den Gang ihrer Ausbildung mit eindringendem Verständnis zu überblicken, sie als eine der grofsartigsten Erscheinungen im Geistesleben der Völker anschauend zu erkennen. — Ich habe in der Zeitschr. f. d. GW. L 1 den ersten Band der Bernaysschen Schriften eingehend besprochen; was ich damals zur allgemeinen Charakteristik derselben angegeben, wird auch durch diesen Band, dessen Aufsätze inhaltlich von jenen zum Teil weit abliegen, in vollem Mafse bestätigt. Die Arbeiten zeugen gleichfalls von staunenerregendem Wissen; wie dort, so eröffnet auch hier der Verfasser von scheinbar kleinen und unbedeutenden Fragen anfangend, bei oft ganz minutiösen Untersuchungen einen weiten Blick in die grofse, volle Menschenwelt; von den Werkstätten einzelner Dichter und Denker ausgehend führt er uns in den gewaltigen Verkehr der Nationen, wie sie einander befruchtend gefördert, wie das Hüben und Drüben in einer wunderbaren Verbindung gestanden und aus dem Wetteifer der Edelen Schönes hervorgegangen. So weckt Bernays für unsere Dichter und Litteratur Begeisterung, so Liebe zum Vaterlande, so nährt er das Selbstgefühl, an dem wir Deutschen es oft haben fehlen lassen. „Menschenalter mufsten dahinschwinden, bevor die weltgeschichtliche Wichtigkeit der Begründung unserer Litteratur im vorigen Jahrhundert selbst von den Erkenntnisfähigen wirklich erkannt ward. Das deutsche Reich mufste sich erst erheben, ehe vor der geschichtlichen Betrachtung die deutsche Litteratur zu ihrem uneingeschränkten Rechte gelangen konnte. Endlich ist sie uns aufgegangen, jene Erkenntnis. War sie erst nur wenigen

erleuchteten Geistern beschieden, so ist sie jetzt beinahe zum Gemeingut geworden. Selbst die Massen vernehmen es aus dem Munde unserer Edelsten, dafs die höchsten Bestrebungen der gespaltenen Nation, dafs die Sehnsucht, der Wille, des deutschen Volkes Herrlichkeit auf dem Grunde seiner Einheit aufzubauen, zuerst in unserer Litteratur Ausdruck und Stütze gefunden". — Der erste Aufsatz „Die deutsche Litteratur in der Schweiz" nimmt seinen Anlauf von der Besprechung der „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz" von Jakob Bächtold, der inzwischen auch viel betrauert dahingegangen ist. In dem höchst anerkennenden Bericht fafst Bernays von Zeit zu Zeit die rechte Gelegenheit aus dem Schatze seines Wissens mitzuteilen, das Gebotene bald verbessernd, bald nach verschiedenen Seiten erweiternd, und dies in so spannender Darstellung, dafs wir mit Entzücken seiner scheinbar abschweifenden Führung folgen, um dann wieder zu dem Vorliegenden zurückzukehren. Ihm liegt es daran, die Besprechung der einzelnen Erscheinung in der Geschichte und Litteratur zu einem grofsen Kreise von verwandten Zuständen und Personen zu gestalten und damit ein deutliches Verständnis für das Wesen der einzelnen Erscheinung zu gewinnen. Das Einzelne hört dann auf, uns zu befremden oder gar abzustofsen. So bietet ihm denn die Entwickelungsgeschichte der Litteratur in der Schweiz bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Gelegenheit, sich in trefflicher Weise über Zwingli und Luther auszusprechen; mit Erregung lesen wir die Beziehungen der Schweizer in den Zeiten Bodmers zu den Deutschen, wie Engländern und Franzosen. —

Die zweite Abhandlung erzählt uns zunächst von der That der Menschenliebe, bei der der Herzog Leopold von Braunschweig, der Neffe Friedrichs des Grofsen und Bruder der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, zu Frankfurt in einem Rettungsversuche während der Überschwemmung der Oder sein Leben zum Opfer brachte; er berichtet uns, wie diese hochherzige That deutsche Dichter vielstimmig besungen, und wie weiter der Graf von Artois, der zweite Bruder Ludwigs XVI., derselbe, dem es beschieden war nach Wiederaufrichtung des Königtumes unter dem Namen Karls X. als letzter der Bourbonen den französischen Thron zu besteigen, in Frankreich den Wetteifer anfeuerte, die rettende Menschenliebe, die in dem fürstlichen Helden verkörpert erschien, im Liede zu verherrlichen. Auf den Wink des königlichen Prinzen widmeten etwa 150 gallische Poeten ihre Hymnen dem deutschen Prinzen. In feierlicher Sitzung wurde die gekrönte Ode in der Akademie vorgetragen. Doch den schönsten Preis hat die edele That in einem Epigramm Goethes gefunden, das Goethe in den zwei ältesten Ausgaben seiner Gedichte unmittelbar dem Hymnus „Das Göttliche" folgen liefs, damit die innere Beziehung beider Dichtungen andeutend; jetzt steht es an

der Spitze der Gedichte „Antiker Form sich nähernd“ mit der Überschrift „Herzog Leopold von Braunschweig 1785“. In dieser Abhandlung haben wir den schönsten Kommentar zu dem Goetheschen Epigramm. —

Der dritte Aufsatz „Über ein Goethesches Motto“ handelt von dem Ursprunge des Spruches, den Goethe als Schlufswort unter den didaktischen Teil der Farbenlehre gesetzt: Multi transibunt et augebitur scientia. Voll Spannung folgen wir dem Verfasser, wie er auf gewundenem Wege dem lateinischen Sätzchen nachspürt, es war ihm keine kleine Mühe; erscheint auch das Ziel nicht wichtig — der Forscher hat das Recht, die Verpflichtung in den Werken eines grofsen Autors auch das kleinste Beiwerk zu beachten, denn hier ist alles mit allem verknüpft; das Geringfügigste mahnt an das Bedeutendste; es ist ein Makrokosmos, in dem „alles sich zum Ganzen webt“. —

Die drei letzten Aufsätze „Über Friedrich Schlegel und die Xenien“, „Über Caroline“ und „Zur Kenntnis Jakob Grimms“ bieten dem Leser drei Bilder von Gestalten, die in unserer Litteratur auf verschiedenen Gebieten thätig durch ihr Leben wie Wirken mächtigen Einflufs gewonnen haben. Ein genaueres Eingehen auf diese mit besonderer Hingabe geschriebenen Abhandlungen würde zu weit führen, allein dies sei gesagt, dafs sich in ihnen alles vereint vorfindet, um dem Leser einen geistigen Genufs zu schaffen, aus dem der Kopf Klarheit und das Gemüt Erhebung gewinnt. — Dem Buche hat G. Witkowski ein Verzeichnis sämtlicher Schriften von Michael Bernays zugefügt, wofür wir in gleicher Weise wie für das dem Titel beigegebene wohlgelungene Bild des Verfassers unsern Dank sagen.

Ausstattung, Druck, Papier sind vorzüglich.

Ich empfehle ganz besonders den Schulbibliotheken beide Bände zur Anschaffung.

Stettin. Anton Jonas.

Richard Pappritz, Anleitung zum Studium der klassischen Philologie und Geschichte. Berlin 1898, Fussingers Buchhandlung. 48 S. 8. 0,60 M.

Der Verfasser der kleinen, 48 Seiten enthaltenden Schrift geht von dem Gedanken aus, dafs die bis jetzt erschienenen Abhandlungen über das Studium der klassischen Philologie und Geschichte zu theoretisch, zu wenig praktisch seien, aufserdem komme jetzt der junge Student der Philologie viel weniger gut vorbereitet auf die Universität als vor 10 oder 20 Jahren. Deshalb glaubt er mit seinen praktischen Vorschlägen dem angehenden Philologen dienen zu können. Und gewifs ist es nicht zu leugnen, dafs zwar für sein Studium der junge Philologe auch jetzt noch besser vorbereitet auf die Universität kommt, als die meisten Studenten anderer Fächer, aber meist weniger gut beraten an

sein Studium herantritt als die anderen, welchen, so z. B. den Juristen, eingehende Studienpläne in die Hand gegeben werden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist sicher die Arbeit des Verfassers dankbar zu begrüſsen und einer eingehenden Betrachtung wert.

Der Verf. handelt in dem ersten Abschnitte seiner Schrift von dem Kollegbesuch. Er bedauert den jungen Studenten, der aus der Fülle des Verzeichnisses der Kollegien, namentlich exegetischer, zu wählen habe; schlieſslich aber kommt der Verf. zu der Ansicht, daſs es ganz gleichgültig sei, welches exegetische Kolleg gewählt würde, da ja in jedem philologische Methode gelehrt werde: bei der Wahl habe zuletzt das Interesse des Studenten zu entscheiden. Ganz richtig! Aber das Interesse muſs doch da sein, woher soll es aber bei einem jungen Manne z. B. für Aristophanes oder für Plautus vorhanden sein, wenn er bis dahin höchstens nur die Namen dieser Schriftsteller kennt. Ich möchte deshalb dem zukünftigen Gymnasiallehrer, und an diesen denkt doch der Verf. vorzugsweise, vorschlagen zuerst ein Exegetikum über einen Schulschriftsteller zu hören; solche Kollegien werden ja infolge einer Anregung des Unterrichtsministers an jeder Universität jetzt öfter als vor 10 oder 20 Jahren gelesen. Für ein solches Kolleg ist der junge Student einigermaſsen vorbereitet, und zugleich dient es ihm für seinen zukünftigen Beruf, dagegen ist er vor Vorlesungen über entlegenere Schriftsteller vorerst noch zu warnen. Sehr zu beherzigen aber ist die Mahnung des Verf.s die Vorlesungen mit Konsequenz zu hören und nicht zu schwänzen. Weniger rät er zum Hören von Vorlesungen über Metrik, Staatsaltertümer, Litteraturgeschichte u. ä., da ja diese Materien in guten Kompendien vortrefflich behandelt seien. Auch diesem Satze möchte ich zustimmen, jedoch mit der Einschränkung, wenn nicht der junge Student in einem dieser Gebiete wissenschaftlich zu arbeiten Lust hat.

Mit vollem Rechte betont aber der Verf. im zweiten Abschnitte seiner Schrift fleiſsige Lektüre zu Hause, ein Rat, den mir ein alter Lehrer schon vor 30 Jahren gab, der aber auch heute noch gegeben werden muſs. Ist doch für einen zukünftigen Gymnasiallehrer eine ausgebreitete Lektüre von der gröſsten Wichtigkeit, und es wäre deshalb auch nach meiner Ansicht in hohem Grade zweckmäſsig, wenn der Unterrichtsminister an jeder Hochschule einen oder auch mehrere Gymnasiallehrer des Ortes mit dem Amte eines Lektors betrauen würde, um kursorische Lektüre der jungen Philologen zu leiten. Aus naheliegenden Gründen scheint mir hierzu ein Gymnasiallehrer geeigneter als ein Universitätsprofessor. Hand in Hand mit Schriftstellerlektüre hat nach des Verf.s Ansicht die Lektüre guter Kompendien der Litteraturgeschichte zu gehen, deren beste er nennt und mit Recht Exzerpieren derselben empfiehlt.

Dagegen kann ich dem Verf. nicht beistimmen, wenn er von dem Besuche der Seminarien abrät und dem jungen Semester den Eintritt nur in ein Proseminar empfiehlt. Als ich im Jahre 1869 meine Studien zu Marburg begann, hatten wir jeden Tag von 12—1 Seminar, und ich bin noch heute froh regelmäfsig diesen Übungen beigewohnt zu haben. Hier kann der junge Student seine Kräfte proben im Kampfe mit Altersgenossen, hier übt er sich in der Kunst der Interpretation, und diese bleibt doch für seine ganze spätere Thätigkeit von gröfster Bedeutung, Konjekturen machen ist auch ein schönes Geistesspiel und interessiert wohl auch einen Primaner, ja, selbst Sekundaner können gelegentlich, wie ich erst kürzlich zu beobachten Gelegenheit hatte, hierdurch gefesselt werden. Vor allem aber ist die seminaristische Thätigkeit eine so wohlthuende Abwechselung in der sonst nur rezeptiven Thätigkeit.

Im vierten Abschnitte spricht der Verf. vom Studium der Geschichte eingehend und in einer Weise, der ich im ganzen zustimme, wenn vielleicht auch einige seiner Ansichten etwas einseitig sind.

Im fünften Abschnitte handelt er vom Studium der Philosophie. Die Darstellung, wie dieses Studium von den meisten jungen Philologen betrieben wird, die der Verf. S. 22 giebt, wird wohl der Wirklichkeit entsprechen. Die Ratschläge, die er für das Studium im Hinblick auf die Prüfung erteilt, sind gewifs praktisch, aber, wenn er es für zweckmäfsiger hält, das Examen in der Philosophie in die Zeit nach bestandenem Probejahre zu verlegen, kann ich ihm nicht zustimmen: ich fürchte, dafs dann der Kandidat wenig Gelegenheit hat sich philosophisch zu unterrichten, und doch möchte ich eine philosophische Bildung für unseren Stand nicht entbehren: sie schult den Geist, giebt eine gewisse Gewandtheit in der Dialektik, dient aber namentlich auch dem Unterrichte im Deutschen in den oberen Klassen, allerdings würde es wohl wenig geschickt sein, gerade die ersten Semester für das Studium der Philosophie zu wählen, Psychologie möchte ich am allerwenigsten vernachlässigt wissen, dagegen könnte Pädagogik und ihre Geschichte aus den Universitätsstudien des zukünftigen Gymnasiallehrers ausgeschieden werden: für sie ist nach meiner Ansicht die richtige Stelle im Seminarjahre. Recht dienlich würde es gewifs sein hier auch die Geschichte der einzelnen Unterrichtsgegenstände zu behandeln: wie oft hört man jetzt Unterrichtsmethoden als Erfindungen der Neuzeit preisen, die schon vor 100 Jahren und länger versucht wurden. Es braucht, wenn diese Unterweisungen in das Seminarjahr verlegt würden, deshalb nicht ein Examen über ihre Aneignung den Abschlufs zu bilden; angeregt aber soll der junge Schulmann werden, auslernen wird er nie!

Im sechsten Abschnitte wird das Examen besprochen. Hierbei berührt der Verf. einen nach meiner Ansicht sehr wichtigen

Punkt: die Dauer des philologisch-historischen Studiums. Nach Schröder (Oberlehrer, Richter u. s. w. Kiel 1897) hat die Dauer des Studiums bis zum bestandenen Examen durchschnittlich etwas über 14 Semester in den letzten fünf Jahren betragen, rechnet man hierzu noch zwei Jahre Vorbereitungszeit, so dauert es 9 bis 10 Jahre nach bestandener Reifeprüfung, bis der Philologe anstellungsfähig wird, vielleicht etwas länger als bei Juristen. Eine lange, nach meiner Ansicht zu lange Zeit, durch die weder dem jungen Schulmanne noch auch der Schule gedient wird. Auch der Verf. ist der Ansicht, dafs diese Zeit zu lang sei, er glaubt aber auch, dafs sie nicht nötig sei, seine Schrift soll aber dem Zwecke dienen, dem jungen Philologen zu zeigen, dafs er und wie er rascher zum Ziel gelangen kann (S. 24 ff.); er glaubt, in 10—12 Semestern könne von einem tüchtigen Studenten Doktor- und Staatsexamen erledigt werden. Ich würde es für wünschenswert halten, dafs die Anforderungen im Oberlehrerexamen so gestellt würden, dafs ein hinreichend auf dem Gymnasium vorbereiteter Philologe bei fleifsiger Benutzung seiner Zeit ihnen nach einem Studium von acht Semestern und zwei Semestern zur besonderen Vorbereitung und Anfertigung der Prüfungsarbeiten gerecht werden kann, und zwar soll er sich in seiner Studienzeit nicht über die Mafsen anstrengen müssen, sondern auch hinreichende Zeit zu seiner Erholung und namentlich auch zu körperlichen Übungen, Reiten, Turnen, Fechten, Spielen übrig haben: ein Gymnasiallehrer mufs ein frischer, fröhlicher Mann sein, will er sein Erziehungswerk bei der Jugend mit Erfolg betreiben, aber er mufs sich auch selbst in pflichtmäfsigem Arbeiten erzogen und in passendem Umgange, am liebsten in feingebildeten Familien, eine gewisse Lebenserfahrung und die für einen Erzieher notwendige Lebensart angeeignet haben, falls er sie nicht von Hause mitbringt. Bummeln geziemt sich für einen zukünftigen Lehrer der Jugend nicht. Philologen, die Jahre lang auf der Universität sich herumtreiben, dann notdürftig ein Examen bestehen, mit 30 Jahren oder noch später ihr Seminarjahr antreten, sollten gar nicht zum höheren Schuldienste zugelassen werden zu ihrem eignen und der Schule Wohl.

Im weiteren hören wir vom Verlaufe des Examens, der Verf. zählt Fragen her, giebt Winke: alles Dinge, die für einen jungen, unerfahrenen Mann von Wert sind, zumal da ja leider das Oberlehrerexamen nicht mehr öffentlich ist, wie dies früher der Fall war. Auf ein Versehen S. 27, wo von der Meldung zum Examen gehandelt wird, sei noch hingewiesen: die Meldung findet bei dem Vorsitzenden der Königl. wissenschaftlichen Prüfungskommission, aber nicht bei dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium statt.

Im Abschnitte sieben lesen wir vom Doktorexamen und zum Schlusse von dem zukünftigen Berufe des Kandidaten. Hierauf näher einzugehen liegt fern.

Zum Schlufs: ich bin überzeugt, dafs die Schrift des noch jungen, aber strebsamen Schulmannes Gutes wirken kann und dem ratlosen, sein Studium beginnenden Philologen ein gewisser Wegweiser ist. Sehr wünschenswert wäre es, wenn die Vorsitzenden unserer wissenschaftlichen Prüfungskommissionen ihre Erfahrungen und die Erfahrungen der übrigen prüfenden Mitglieder der Kommission austauschten und zu einer öffentlichen Besprechung der Frage wegen der Vorbildung der zukünftigen Lehrer an höheren Schulen Veranlassung geben würden: hier ist noch ein dankbares Feld für Verbesserungen.

Marburg. J. Loeber.

J. A. Bernhard, Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte. Auswahl für die oberen Gymnasialklassen. Dresden und Berlin 1898, L. Ehlermann. VI u. 124 S. gr. 8. 2 M.

In der der Dresdener Philologen-Versammlung von den höheren Schulen Dresdens dargebrachten Festschrift (Dresden 1897) hat Bernhard in einem Aufsatz „Kunstgeschichtliches für die Schule" (S. 1—26) seine Absicht angekündigt, eine Auswahl von antiken Schriftstellen zur Kunstgeschichte für die Schule herauszugeben. Er hebt in dieser sehr lesenswerten Abhandlung hervor, wie wichtig es sei, der Jugend einen lebhaften Begriff davon zu geben, dafs die Kunst im Leben der antiken Völker eine geradezu vorherrschende Stellung gehabt habe, dafs zumal Werke der bildenden Kunst in einer für uns staunenswerten, ja fast unglaublichen Fülle allerorten das Auge entzückten und der ganzen Welt, soweit nur ein Hauch des hellenischen Genius sie berührt hatte, einen festlichen Schmuck und Glanz verliehen. In seinen weiteren Erörterungen giebt er dann gewissermafsen einen Niederschlag derjenigen Eindrücke, die er durch die Lektüre seiner „Schriftquellen" bei Lehrer und Schüler hervorrufen möchte. Die damals in Aussicht gestellte Sammlung ist nunmehr erschienen. Sie zerfällt in zwei, übrigens auch besonders paginierte, Teile, einen griechischen und einen lateinischen. Der griechische Teil (60 S.) enthält auf nicht weniger als 38 Seiten Auszüge aus Pausanias. Es schliefsen sich Stellen aus Strabo an (etwa 9 S.) und eine Stelle aus Appian (2 S.); den Rest (etwa 10 S.) nimmt Plutarch mit Abschnitten aus seinen Lebensbeschreibungen ein. Der lateinische Teil (64 S.) bringt nach der Erzählung Justins vom Zuge der Gallier gegen Griechenland (S. 1—3) Auszüge aus Livius, besonders aus der vierten Dekade (S. 3—15), sodann aus Cicero (S. 15—30). Den Beschlufs machen längere Stellen aus Plinius nat. hist. mit Mitteilungen zur Künstlergeschichte (S. 30—64). B. denkt sich die Verwendung seiner Chrestomathie derart, dafs sie „zur Ergänzung der gangbaren Lektüre und zugleich als Unterlage für die schriftlichen Übersetzungsübungen" verwendet

werden soll. Selbstverständlich ist nur an die obersten Klassen gedacht, und zwar unter der Voraussetzung, „dafs der kunstgeschichtliche Unterricht nicht gelegentlich und nur bei zufälligem Anlafs, den die Lektüre bietet, getrieben, sondern dafs mindestens ein halbes Jahr wöchentlich ungefähr eine Stunde darauf verwendet wird“. Habe sich doch auch der „Sächsische Gymnasiallehrer-Verein“ 1893 einstimmig dahin geeinigt, „dafs die hauptsächlichsten Kunstwerke in einer Anzahl eigens dafür bestimmter Stunden zu besprechen seien“. Zur „Vorbereitung ebensowohl, wie zur weiteren Ergänzung“ dieses Unterrichts solle B.s Auswahl benutzt werden. Dafs die Sache ihre Schwierigkeiten hat, verhehlt sich B. selber nicht. In „mündlicher Vorbesprechung“ müsse den Schülern allerdings vielerlei an die Hand gegeben werden, bevor man verlangen könne, dafs sie manche Stellen verstehen und schriftlich übersetzen, insbesondere bei dem „oft schwerfälligen und unbeholfenen Pausanias“. Die Terminologie der Kunst müsse „vorher möglichst sicher eingeprägt werden“. „Die wichtigsten technischen Ausdrücke der Marmor- und Erzskulptur, der Architektur und Malerei müssen den Schülern im Griechischen und Lateinischen geläufig sein“ (!). — Inhaltlich bringen unmittelbar kunstgeschichtliche Mitteilungen nur die Stellen aus Pausanias und Plinius. Die sonstigen, z. T. sehr kurzen Abschnitte erzählen hauptsächlich von Plünderungen und von Triumphen siegreicher römischer Feldherrn.

Von der Redaktion dieser Zeitschrift aufgefordert, ein Urteil über die B.schen „Schriftquellen“ abzugeben, mufs ich leider aussprechen, dafs ich nicht glaube, dafs sie auf unseren Gymnasien die vom Herausgeber gewünschte Verwendung werden finden können, ja, dafs ich das nicht einmal für besonders wünschenswert halte. Meine Gründe sind folgende: Es erscheint nicht richtig, wenn wir bei unseren Bestrebungen, die Schüler auf die Herrlichkeit der antiken Kunst hinzuweisen und sie so für die Schönheit der bildenden Künste überhaupt empfänglich zu machen, den kunstgeschichtlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellen oder auch nur besonders betonen. Nicht ein Wissen wollen wir bei unserem „Kunstunterricht“ den Schülern geben, sondern Auge und Geschmack ihnen bilden und üben. Im Litteraturgeschichtsunterricht sind wir glücklich so weit gekommen, dafs wir den Genufs und die Erklärung der Dichterwerke zum Mittelpunkt des Unterrichts machen, nicht mehr die möglichst vollständige Aufweisung der historischen Entwickelung, unter Beibringung einer Fülle von Namen von Dichtern und deren Werken, die den Schülern blofse Namen bleiben. Sollen wir diese Verfahrungsweise für den doch blofs als hors-d'oeuvre zugelassenen Kunstunterricht wieder einführen? Das will B. gewifs nicht; aber es ist zu fürchten, dafs die Lektüre seiner Schriftquellen dazu führe. Die Stücke aus Pausanias und Plinius nehmen über die Hälfte

des Büchleins ein. Wie wenige der vielen dort genannten Namen kann man den Schülern lebendig machen! Dafs es überhaupt erspriefslich werden könnte, mit Primanern Pausanias zu lesen, kann ich mir vorläufig nicht vorstellen. Das erste Stück, das bei B. geboten wird, zwei Druckseiten, enthält nicht weniger als 113 Eigennamen, darunter 18—20, die einer besonderen Erklärung des Lehrers bedürfen; auf S. 33 zähle ich 58 Eigennamen; der Bericht des Pausanias wird ja doch bekanntlich oft fast eine katalogartige Aufzählung. Und nicht viel anders ist es bei Plinius z. B. auf S. 31, 34, 37. Nur ein Lehrer, der Archäolog von Fach ist, oder der unverhältnismäfsig viel Zeit auf die Vorbereitung verwendet, kann solche Lektüre den Schülern schmackhaft machen, soweit das überhaupt möglich ist. Dabei soll nicht geleugnet werden, dafs einige der Pliniusstellen sehr wohl mit Schülern zu lesen sind, freilich um so mehr, je mehr die Erzählung das Gebiet der Künstleranekdote streift. Die sonstigen Stellen aus Plutarch, Livius und Cicero sind hübsch und lehrreich, sie wirken aber bei der Gleichheit der Vorwürfe (Plünderungen, Triumphe u. ä.) etwas eintönig. Doch zugegeben auch, dafs der gesamte hier gebotene Lesestoff für die Schüler erfreulich und fruchtbar sei, so ist doch vor allem die Frage: ist seine Darbietung für die Schule so wichtig, dafs wir veranlafst sind, die für die griechische Lektüre ohnehin knapp bemessene Zeit um etwa 20 Stunden zu verkürzen? Diese Frage mufs ich verneinen. Wir wollen nur ja durch unsere Kunstunterrichtsbestrebungen in den übrigen Unterrichtsgang keine Unruhe bringen. Wir haben an Homer, Sophokles, Thucydides, Plato, Demosthenes wahrlich genug zu lesen, und mir wenigstens ist es in nunmehr einundzwanzigjähriger Praxis im griechischen Unterricht in Prima noch nicht geschehen, dafs ich Zeit übrig behalten hätte. Solche Zeit wollen wir uns aber nur auch ja nicht dadurch verschaffen, dafs wir die uns neuerdings gegebene Freiheit allzusehr ausnützen, „im Durchblick zu lesen“, derart, dafs wir den Schülern dann Stücke und Fetzen des Schriftstellers bieten, statt ruhige, zusammenhängende Lektüre zu treiben. Non multa, sed multum! so heifst es hier, wenn irgendwo. Wer überdies, besonders bei Dichtwerken, blofs die schönsten und wirkungsvollsten Stellen behandelt, der verfährt so, als wollte er dem Schüler statt eines Stückes Kuchen blofs die Rosinen daraus zu essen geben. Also: so wichtig erscheint, auch für unseren Kunstunterricht, die Lektüre des in B.s „Schriftquellen“ Gebotenen nicht, dafs wir uns um deswillen die Zeit für das Hauptpensum der Prima verkürzen lassen sollten. Übrigens würde man eventuell wohl besser thun, am Schlufs des Schuljahres einige Wochen zu zusammenhängender Lektüre der „Schriftquellen“ zu erübrigen, als sie ein halbes Jahr hindurch einstündig zu treiben.

Lehnen wir also ab, die „Quellen zur Kunstgeschichte“ gewissermafsen in den Lektüre-Kanon der Prima aufzunehmen, so

begrüfsen wir dennoch ihre Herausgabe mit Freude und Dank. Denn sie bieten vor allem dem Lehrer die wichtigsten und berühmtesten Stellen zur antiken Kunstgeschichte zu eigener Belehrung in handlicher Zusammenstellung; bei den verschiedensten Gelegenheiten, so auch beim Unterricht in der alten Geschichte (in IIa), wird er sie für sich und für die Schüler gern und wirkungsvoll verwerten können. Überdies gehören sie in einigen Exemplaren in die Schülerbibliothek, zur Benutzung für strebsame Schüler. Findet aber ein Lehrer, — und das geschieht schon jetzt nicht selten, — Zeit und Lust, mit Schülern private Kurse über antike Kunst zu halten, dann wird B.s Sammlung auch gelesen werden können und Nutzen bringen. Für den „Kunstunterricht" in der Schule aber mufs es dabei bleiben, dafs das Hauptmittel nicht Lesen und Hören ist, sondern Sehen. Wer in der glücklichen Lage ist, für den Kunstunterricht „eine Anzahl eigens bestimmter Stunden" zu haben, der wird mit Vorzeigung und Besprechung der wichtigsten Kunstwerke vollauf genug zu thun haben und würde kaum gut thun, diese knappe und kostbare Zeit zur Lektüre des Pausanias zu verwenden.

Und somit lautet unser Schlufsurteil: Die Herausgabe der „Schriftquellen" ist erfreulich und verdienstlich, die Auswahl der Stellen ist, soweit ich zu beurteilen vermag, eine glückliche, das Büchlein wird dazu helfen, bei Lehrern und strebsamen Schülern das Interesse für die antike Kunst zu wecken und zu vertiefen, seiner unmittelbaren Verwendung im Unterricht aber stehen ernste Bedenken entgegen. — Schliefslich sei zur Erwägung gegeben, ob es sich nicht empfehlen dürfte, bei einer Neuauflage einen Index hinzuzufügen, der sich freilich auf die hervorragenden und berühmten Künstlernamen und Kunstwerke beschränken könnte.

Wittenberg. H. Guhrauer.

Grammatik der Pergamenischen Inschriften. Beiträge zur Laut- und Flexionslehre der gemeingriechischen Sprache von Eduard Schweizer. Von der philosophischen Fakultät I. Sektion der Universität Zürich gekrönte Preisschrift. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 212 S. 8. 6,00 M.

Nachdem volle zehn Jahre seit der Herausgabe der 2. Auflage von Meisterhans' Grammatik der attischen Inschriften verstrichen sind, erscheint nun endlich ein neuer Beitrag zur Geschichte der gemeingriechischen Inschriftensprache. Die Züricher Fakultät hat ihrer Preisaufgabe gerade nicht das ergiebigste Feld zu Grunde gelegt, wohl aber eins, das sowohl zeitlich gut trennbare Unterscheidungsmerkmale bietet als auch nunmehr ganz vorzüglich bearbeitet worden ist. Die neue Arbeit legt auf die Darstellung der verlangten Untersuchung nach Abrechnung von Einleitungen und Schlufswort 169 Seiten, sicher eine ausgedehnte Bearbeitung der kaum den dritten Teil dieses Raumes füllenden Inschriften.

Es mag nun eine flüchtige Durchsicht des Ganzen den Eindruck erwecken, als habe man es, was Ausnutzung des Stoffes anlangt, mit einer sehr sorgfältigen Leistung zu thun. Sieht man näher zu, so wird man manche Lücke und Ungenauigkeit entdecken. So entschlofs ich mich denn zu einer umfassenden Nachprüfung, deren Ergebnis ich hiermit vorlege. Ich habe mit dem Buche Schweizers aufser der Sammlung der Pergamenischen Inschriften noch die Attaliden-Briefe (= Br. n. P., vgl. S. 4 Anm. 1) in der Ausgabe von Domaszewski Archäol. Epigr. Mitt. aus Östr. VIII 95—101 verglichen, da auch diese von Schweizer in den engeren Bereich seines Forschungsgebietes einbezogen worden sind. Hier und da möge es mir gestattet sein, meine eigene Ansicht in den betreffenden Fragen auszusprechen[1]).

S. 39. Es fehlt *ἱερατεύο[υ]σα* 340 3 *ἱερασαμένην* 521 8 523 3 525 11.

S. 40. Dafs *θαλ]ασσί̣η̣[ς* 453 C auf einer Prosainschrift stände, kann bei der Verstümmelung des Steines m. A. n. nicht für ausgemacht gelten.

S. 41. Es mufste vermerkt werden *σφαίρας* (gen.) zu 353 Bd. II S. 264 12 (auf einer Nikoninschrift, also wenig besagend), *τῆς ἀπεσταλ]κυίας* 245 A 10, dagegen *σπ̣είρη[ι* 319 4.

S. 45. *εἵνεκα* 275 10 ist nicht genügend sichergestellt, man kann vielleicht auch noch anders ergänzen.

S. 47. Dafür, dafs die „diakritischen" Punkte über Vokalen schon seit der Alexandrinischen Zeit üblich gewesen seien, führt Fränkel die Paläographie von F. Blass an, Handb. d. Alt. I 284, 289. Blass wiederum stützt sich auf den Alkmanpapyrus, den er nach Revillout ins erste Jahrhundert vor Chr. setzen möchte. Mir sind bei einer Durcharbeitung der Ptolemäerpapyri die Punkte nirgend begegnet, aber oft in der Kaiserzeit, besonders vom 2. Jahrh. an. Meine ältesten Beispiele sind bis jetzt *Πεϊμοῦτο(ς)* Greek papyri in the Brit. mus. 172 75 (78 n. Chr.) *Πτολεμαΐς ϊσας γεγονυῖαι* Corp. Pap. Raineri I 1 4 22 23 aus d. J. 83—84 n. Chr. Ich mafse mir durchaus kein endgültiges Urteil an; die Bemerkung hat nur den Zweck, die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken.

Es fehlt *διαδήματι* 160 B 15 (175 v. Chr.)

S. 49. Hier ist *ἀ]γ̣υ̣π̣ό̣δ̣ητ̣ο̣ν̣* 264 11 (Beginn d. röm. Z.) vergessen.

S. 51. Nachzutragen *Ἀσκλάπων Ἀσκλάπωνος Θυατει[ρ]ηνός* 231 5.

---

[1]) Wo es nötig schien, habe ich Zeitangaben hinzugefügt. Im allgemeinen ist festzuhalten, dafs mit dem Steine 250 die römische Zeit beginnt. Über metrische Fragen und die Schreibung der römischen Eigennamen werde ich am Schlusse dieser Besprechung einiges zusammenstellen. Ich beschränkte mich in meiner Prüfung meist nur auf das Wichtigere; das andere nahm ich manchmal mit, wo es mir in den Weg lief.

S. 53. Bei *αἰκεινησίαν* braucht man doch keine Zahlennot anzuerkennen, da *ἀεικινησίαν* denselben Wert ergiebt.

S. 54. *συμπαθία* steht auf einer ziemlich belanglosen Nikoninschrift, doch ist in der That *εὐηθία* für die ältere und beglaubigtere Form zu halten [1]). Nachzutragen wäre noch *ἐπιφάνειαν* 247 II 4 *ἐπιφανεία* zu 333 Bd. II S. 246 31, aber *ἐπιφανίαις* 24 (beide Stellen auf einer Nikoninschrift), ferner *μεγ]αλομέρεια* 246 57, *προεδρίαν* 156 8 251 23 *προεδρίας* 224 8.

S. 57. *πλεονεκτουμένων* 163 C 11, *δωρεάν* 278 A 4 (2. Jahrh. n. Chr.).

S. 66. *ἦ μήν* in der Eidesformel 251 31 ist übergangen, obwohl bei den Späteren *εἶ μήν* stark in Gebrauch kommt [2]).

S. 70. *πυλωρῶι* 255 26 (1. Jahrh. v. Chr.).

S. 78. *ἀεί* steht noch Br. v. P. C 21 und auf Steinen der Römerzeit 256 5 279 7 455 6; ferner liest man *εἰς αἰεί* 278 A 11 (2. Jahrh. n. Chr.), und doch sagt Schweizer von *αἰεί* „in Pergamon kommt es überhaupt nicht vor“.

S. 79. Anm. *Γάος* scheint 611 1 überliefert zu sein, wenn nicht etwa anders zu ergänzen ist.

S. 80. Es fehlt *ἀντιποῆται* 163 C 9 *ποήσεις* Br. u. P. D 8 *ποιήσασθαι* 167 9 *ἐστεγνοποιημένων* 158 15; *εὐποιία* stammt aus Nikons Zahlenwörtern [3]).

S. 86. *ἀπεσταλ]κυίας* 245 A 10 durfte nicht fehlen.

S. 87. *τιμᾶι* (3 ps.) 18 27.

S. 88. Es fehlt *Ἡρώιδο[υ* 564 9 (Anf. der Kaiserzeit) *δια]γασώζειν* 268 D 11 (1. Jahrh. v. Chr.; das *ι* mut. wird schon des öftern ausgelassen) *ὑμνωδοί* 574 A 3; aufserdem mufste *ὧδε* 14 4 (3. Jahrh. v. Chr.) 576 B 13 (Epigr. der Kaiserzeit) beigebracht werden wegen der später sehr verbreiteten Schreibung *ωιδε* (vgl. Quaest. Herc. 45); hingegen *ἐζωγράφηται* ist doch richtig geschrieben (vgl. Quaest. Herc. 51 Anm. 5).

S. 91. *τοῖς δὲ ἀν[α]πανομένοις* 374 B 21 (2. Jahrh. n. Chr.) war um des unverkürzten Diphthongs *αυ* willen zu erwähnen, vgl. über *πάομαι* in der Kaiserzeit Winer-Schmiedel § 13 9 Anm. 9.

---

[1]) Weitere Beispiele habe ich in meiner Schrift „Quaestiones Herculanenses“ Diss. Gott. 1898 S. 36 gegeben.

[2]) Vgl. über die ganze Frage die nützliche Zusammenstellung bei G. A. Deissmann, Neue Bibelstudien 33—36.

[3]) Ist nicht *πορισαμένων* 246 60 aus *ποιησαμένων* vom Steinmetzen verderbt oder bei der Veröffentlichung verlesen? Es klingt doch sehr seltsam: *τὴν ἐπιμέλειαν πορισαμένων τῶν στ[ρα]τηγῶν*! Abgesehen davon, dafs der Ausdruck ganz einzig dasteht, giebt er auch noch einen falschen Sinn. Hingegen *ἐπιμέλειαν ποιεῖσθαι* kehrt sehr häufig auf den Inschriften wieder; vgl. aus unserer Sammlung *ἐπι[μέλεια]ν ποιήσ[α]σ[θα]ι* 159 2, ferner *πρόνοιαν ποιήσασθαι* 167 9, *πρόνοιαμ ποεῖσ[θα]ι* 163 A II 2. Später in der Kaiserzeit wird dann gewöhnlich nur noch *ἐπιμελεῖσθαι* oder *προνοεῖσθαι* gebraucht.

S. 93. Die Beobachtung von Hatzidakis über die neugr. dreisilbige Aussprache von ἑαυτόν hätte nicht so leichter Hand als wertlos für die Erkenntnis des Altgriechischen beiseite geworfen werden sollen. Denn wie später ἐάν über ἄν das Übergewicht erhält und sogar in fremde Formen eindringt (ὁπότερος ἐάν, ὅποι ἐάν u. a.), so wird auch ἑαυτός in seiner Dreisilbigkeit immer mehr gefestigt; ich habe sogar irgendwo in einem Papyrus ἑαυτάδελφος gelesen. Das Ganze verdient eine eingehende Untersuchung. — Ich glaube nicht, daſs ἱερεωσύνη in Pergamon Atticismus ist, möchte es vielmehr als Überbleibsel eines älteren Dialektes erklären. Die koischen Steine haben fast stets ἱερωσύνα, aber ἱερεωσύναν 40 a 11 in einer Opferliste aus dem 3. Jahrh. v. Chr.

S. 95. πωρρωτέρω 245 A 7 wird als Verschreibung hingestellt, wenngleich Schweizer aus dem Philetairos des Herodian, den er zu seiner Arbeit vielfach herangezogen hat, eines bessern hätte belehrt werden können [1]).

S. 97. Zur Erklärung von πέρσυ ist m. E. die Annahme einer Mittelform πέρυσυ nicht nötig. In Handschriften bin ich wiederholt auf Schreibungen wie πέρσι πέρισυ πέρσυ gestoſsen [2]).

S. 108. Hingegen ὀλίγας 252 17 (1. Jahrh. v. Chr.), 18 15 (3. Jahrh. v. Chr.); statt ὀλίης war ὀλίοι zu schreiben.

S. 113. μηδ[έν 590 8.

S. 115. Man vermiſst μ]έλαν χ[ιτῶνα 263 4 (so ergänzt Fränkel) σκέλος 251 14 πανδοκήοις zu 245 D Bd. I S. 151 [3]), endlich ἐχθρούς 224 A 19 φιλέχθρους 245 A 25 ἔ]χθραν 268 C 3.

S. 117. ἐπόπτην 383 A B 2 (1. Jahrh. n. Chr.).

S. 119. κα]τ' ἰδία[ν 432 H 1 (2. Jahrh. n. Chr.; die Ergänzung ist nicht ganz sicher); die Behauptung, daſs in ἴδιος und ἴσος die Aspirata nur bei bestimmten Formeln erscheine (καθ' ἰδίαν, ἐφ' ἴσῃ καὶ ὁμοίαι), ist nicht richtig. Es fehlt ein Hinweis auf κατ' ἐνιαυτόν 17 34 157 D 15 246 14 247 II 5 255 22 und μετειληφέναι 266 2 274 13.

S. 121. Es muſste noch auf ἔνγονος S. 126 verwiesen werden; σύλλυ[σιν 268 C 11. Die Darstellung der Assimilation des ν vor σ ist ganz verwirrt und lückenhaft. Es muſs lauten: συνσταθῆναι 163 B II 9 συνστάντι 455 3 συνσχολασταί 463 13,

---

[1]) Vgl. über die Frage Quaest. Herc. 25.

[2]) Z. B. der codex Claramontanus des Neuen Testaments (ed. Tischendorf 1856) hat πέρσυ S. 223 21 und 228 5; an beiden Stellen schrieb der corrector D [2] (saec. VII) πέρισυ, erst der corrector D [3] (saec. IX) stellte πέρυσι her. Im Sinaiticus steht πέρσι IV 142 28 ed. Tisch. (Hirt des Hermas ὅρ. 11 8) περσυνή 146 11 (ebenda 26 24) περισυνῆ die Hdsr. L [2]; bei Priscian XVIII 213 hat ΠΕΡϹΥ die Handschrift M in einem Kratinosfragment.

[3]) Späterhin kam πανδοχεῖον auf; vgl. auch ὑποδόχιον ὑποδοχίου Corp. Pap. Raineri 28 16 25 (118 n. Chr.).

aber συστάντι 64 5 συσταϑ[έντα 245 A 40 σύστασιν 160 B 6 συστησά[μενος Br. n. P. A 1.

S. 123. Ich vermisse Ἀππολήΐον 418 2 Ἀππολητου 419 5 und Ἁλικαρνευσσ[εύς unter einer Statue des Vaters der Geschichte 199. Wie Schweizer die Ergänzung Fränkels [Βριτ|αν]νικοῦ 283 4 im Beinamen des Septimius Severus gedankenlos nachschreibt und noch gar daraus einen Schlufs über die Schreibart ziehen zu können glaubt, begreife ich nicht. Aus jener Stelle können wir doch gar nichts lernen. Übrigens kommt das ι meines Wissens erst in byzantinischer Zeit (wohl noch nicht bei Prokop) in Gebrauch, vorher ist ι ganz vereinzelt, vgl. Hübner, Reallex. III 861 7; die vielen Ehrendekrete für Commodus und Caracalla und die ägyptischen Papyri aus derselben Zeit haben immer nur *E*[1]).

S. 124. Hinzuzufügen παρρησίαι 224 A 10, aufserdem ein Verweis auf S. 170. Bei λλ war noch zu erwähnen Παυλεῖνος 374 A 17, aber Παῦλλος 421 2 Παῦλλα 511; sodann Τραλεῖς 13 23 Τράλεσιν 59, da die handschriftliche Überlieferung in der Schreibung des Namens dieser barbarischen Völkerschaft nur λλ zu kennen scheint, vgl. Pape-Benseler unter Τράλλεις.

Da φατρία öfter auf Inschriften vorkommt[2]), konnte auch Φρατρίου (nämlich Διός) 247 II 5 (Ende der Römerzeit) angeführt werden.

S. 125. ἐλασσωϑῶμεν Br. n. P. C 18.

S. 126. Es konnte Erwähnung finden, dafs die Präposition ἐκ im Inlaut nirgends vor χ oder ϑ, einmal nur auf einem späteren Steine vor φ sich findet: ἐκφορ[ᾶς 255 8 (1. Jahrh. v. Chr.?). Dann war auch die einzige Stelle, wo ἐκ vor ρ steht, zu verzeichnen: ἐκ ῥεϑέων 576 A 5 in einem Epigramm aus römischer Zeit.

S. 128. ἐγίνοντο Br. n. P. C 7 γίνοιτ' 18. Neben den Ausnahmefällen mufste auch das Gewöhnliche stehen: Σμύρνα 203 4 11 Σμύρναι 17 (Epigr. aus der Königszeit), Σμινϑίου auf rhodischen Henkelinschriften 773 792 807 818 851 852 872 913 1029 1030 1034 1061 1062 1133 1158 1185 1202 1205 1227. Über (σ)μικρός wird nichts gesagt; οὐ μικράν steht 252 4. Auch über οὕτως erfährt man nichts; es steht nur vor Vokalen.

S. 131. Dafs Schweizer die Silbentrennung[3]) in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat, ist sehr verdienstlich. Er hätte

---

[1]) Man schreibt Βρεττανικός oder Βρεταννικός, seltener Βρετανικός oder (nur auf Papyri) Βρεντανικός.

[2]) Vgl. Meist.[2] 63; sehr oft ist φατρία auch handschriftlich überliefert, so z. B. bei Josephus, so schreiben auch noch späte Byzantiner. In der neugefundenen Aristotelesschrift hat die Londoner Rolle φατρίας 31 17 Bl. 2, während in dem Berliner Fragment φρατρίας steht. Im Beinamen des Zeus habe ich bis jetzt nur einmal das ρ nicht gefunden: Δ]ιὸς Φατρίο[υ auf einer älteren koischen Inschrift Hicks 150.

[3]) Vgl. darüber meine Zusammenstellungen Quaest. Herc. 13—22.

dabei auch auf die zahlreichen Fehler hinweisen können, die Fränkel in Ergänzungen begangen hat[1]). Man trage nach *ἐ]|πεμβαλεῖν* 591 5, *χρησ|τηρίων* 246 50 und, den einzigen Fall, in dem *οὐκ* in der Trennung steht, *ο[ὐ]|κ ὀλίγας* 256 26 (1. Jahrh. v. Chr.).

S. 133. Die Anführung von *καλοκἀγαθία* ist doch überflüssig; ich wenigstens kenne keine andere Schreibweise.

S. 137. Betreffs des Vorkommens des beweglichen *ν* werden wir leider nur mit kahlen Tabellen abgespeist. Es ist ja immerhin lehrreich, wenn wir nun ersehen, wie in Pergamon sich das *ν* allmählich vor Konsonanten etwas mehr befestigt hat, eine Erscheinung, die anderwärts noch besser sich beobachten läſst. Doch muſsten einzelne gröſsere Inschriften als Beispiele ausgeschrieben werden. Ich will einiges herausgreifen. Auf dem Steine 248 (Königsbriefe aus dem J. 135—134) ist die Assimilation des *ν* innerhalb des Wortes immer, auſserhalb (vor Labialen und Gutturalen) fast überall (41 : 3) durchgeführt, doch nirgend ist das *ν* mobile vor Konsonanten zugelassen: *ἔστι κατ.* 17 *ἔδωκε διά* 33 *ἅπασι, συνέβη* 248 10 *Τριετηρίσι, παρ.* 10 *πράξεσι καί* 50 *καθήκουσι καιροῖς* 55, dagegen liest man auf der kaum 50 Jahre jüngeren Inschrift des Demos 252 — auch hier ist überall Innenangleichung, zwischen zwei Worten nur in *ἐμ πρυτανείωι* 34 — *ἔθηκεν τοῖς* 2, *ἤγαγεν δέ* 7, *ἔθη]κεν* 9, *ἦγεν, τοῖς* 24, *ἄρ]χουσιν, καί* 3, *συνεληλύ]θασιν βουλόμενοι* 37. Nur zweimal ist das angehängte *ν* angeglichen: *γυναιξὶγ καὶ παισ[ίν* 249 19 (Ende der Königszeit) *ἀπέδωκέμ μοι* Br. n. P. B9.

Ferner war von Wichtigkeit: *εἴκοσιν. Παραστα[θείσ]η[ς* 246 42, da bei diesem Zahlwort das *ν* auch vor Vokalen einen sehr unbeständigen Platz hat; *πάλιν* kommt nur vor Vokalen vor, *ἔμπροσθεν* am Satzende (es folgt *εἰ*) 163 A 5, während auf *ἔμπροσθε* ebenda B III 9 ein anderer Buchstabe als *N* zu folgen scheint.

Wir kommen nun zur Flexionslehre. S. 145 fehlt die Erwähnung der Form *βλάβη: βλάβαι* 163 A 4 *ἐπὶ βλάβη* 268 DE 14 18.

S. 149. „Im dat. plur. begegnet nur *-εῦσι*". Da wäre besser der einzige Fall ausgeschrieben worden: *γονεῦσι* 601 4.

S. 151. Man vermiſst ungern *ἐσθ[ῆ]σιν* 246 38 (Kön. Zeit), weil doch später *ἐσθήσεσιν* sehr verbreitet gewesen ist.

S. 154. Es fehlt aus den Inschriften der röm. Zeit . . . *γένους* zu 260 Bd. II 194 5 *Μητ]ροφάνους* 383 A B 10 *Ἑρμογένους*

---

[1]) So z. B. 245 A 11, 256 18 14, 283 3 4 5 u. s. w. 268 C II 4 ist *ἵνα οἱ ἀφ]|εστηκότες αὐτῶν δῆμοι μετ[ὰ πάσης εὐνοί]|ας εἰς τὸ αὐτὸ συμπορεύοιντο* bei der scharfen Abgrenzung des linken Randes falsch ergänzt. Die Lesung *δι]εστηκότες* wird neben der richtigen Trennung auch dadurch empfohlen, daſs es sich um zwei untereinander feindliche, nicht zwei abtrünnige Demen handelt.

485 22 *Λασθένους* 554 8 *Διογένους* 566 7, aufserdem steht noch auf einer knid. oder thas. Amphore *Εὐάνθου* 1289.

S. 156. Es mufste erwähnt werden *τ[ὰ]ς χεῖρας* 268 II 11 (98 v. Chr.).

S. 159. *πλείονας* Br. n. P. C 4.

S. 160. Bei den Superlativbildungen auf *-ιστος* war noch zu erwähnen *τάχιστα* 13 35 36 und 43, *τὴν ταχίστην* (scil. *ὁδόν*) 160 B 58 Br. n. P. A 2; es fehlt *γλύκιστος*, aber das auf den Grabschriften überaus häufige *γλυκύτατος* steht 601 3 604 3 607 6.

S. 161. Man vermifst Belege betreffs *πᾶς ἅπας*. Es hat damit folgende Bewandtnis: *πάντα πάρεργα . . . ποιησάμενοι* 160 B 11, aber *εἰς τὸν ἅπαντα χρόνον* 251 4 268 DE 30 *εἰς ἅ[π]α[ντ]α τὸν χρόνον* 251 11 19 43 *ἅπα[σαν εὔ]νοιαμ* 249 9 [1]).

S. 162. Es ist doch wichtig, zu wissen, dafs auf demselben Steine (Br. n. P. C), der zweimal *ἄνευ κείνων* hat, zu lesen steht *τῆς ἐκείνων γνώμης* Zeile 18. — Zu den zwei Beispielen kommen noch zwei andere hinzu: *τὸ αὐτό* 163 A II 8 *εἰς τὸ αὐτό* (*ΑΥΤΟΥ* der Stein) 268 C II 6.

S. 167. *ἀπεστάλκασι(ν)* 245 A 3 47 *ἐσχ]ήκασιν* C 30 *συν-ελ]ηλύ]θασιν* 252 37.

S. 169. Dafs *ἀπέπλητο* für *ἐπέπλητο*, wie es der Stein (578) hat, kein Druckfehler ist, geht daraus hervor, dafs Schw. darin eine Präposition erblickt hat. Es fehlt ein Verweis auf die hier zu unrecht ausgelassenen Formen auf S. 187.

S. 171. *ἐληλυθέναι* Br. n. P. B 21 *ἐνηνοχότα* D 9.

S. 172. Ob *ἐ]πεύξηται* 175 D 23 von *αὔξω* oder von *εὔχομαι* herzuleiten ist, vermag ich nicht zu entscheiden. — *κατευθύνεσκες* 576 B 7.

S. 173. *ἤι θέλ[ει* 160 B 6 *φησὶ θέλειν* Br. n. P. D 12.

Wir hören nichts von *ἀποκατέστησεν* 62 b 2 383 C II *-σαν* 18 10 *ἀποκαθέστησεν* 216 F. Es wird also sowohl in der Königszeit als auch nachher nur das einfache Augment angewendet, während anderswo auf spätern Inschriften das doppelte Augment gar nicht selten ist. Für das älteste Beispiel mufs gelten *ἀπεκατεστάσαμες* auf den Tafeln von Herakleia II 22. Diese Stelle ist nicht das einzige Anzeichen dafür, dafs das (unattische) Wort von den Dorern in die *κοινή* gebracht worden ist.

S. 174. *ἐπιμελ]ομένου* 253 10 in nicht ganz sicherer Wiederherstellung.

S. 176. *καθισταμένους* 18 28 *κατιστάμενοι* 33.

S. 178. Das Verbum *τίνυμι* kommt nicht vor, hingegen *ἀποτίνειν* 13 5 *ἀποτινέτω* 40 12.

---

[1]) Hier mag auch gleich bemerkt werden, dafs *ἄχρι* auf den Pergamenischen Inschriften fehlt; *μέχρι νῦν* (*μέχρι τοῦ νῦν* ist eine später aufkommende Wendung) steht 613 A 3 im Fragment einer Chronik. In der Urkunde über den Grenzstreit zwischen Pitane und Mytilene (245) aus dem Ende der Königszeit steht nur *ἕως*: *ἕως τῶ[ν] πετρῶν* C 22, vgl. 25.

S. 179. Da über den Nasal gehandelt wird, so darf auch *ληπτέον* Br. n. P. A 9 nicht fehlen. Aufserdem vermisse ich unter den Futurformen *τεύξεσθαι* Br. n. P. C 19 *ὄψεσθαι* 15. Die merkwürdige Form *ἀϱ]ασομένοις* 256 3 läfst Schw. unbeachtet[1]).

S. 180. *π]λεύσαντες* 49 a 1 *στεϱῆσαι* Br. n. P. A 19.

S. 181. *εἰσαγγειλάντων* 260 1.

S. 185. *εἰδότων* Br. n. P. D 7.

S. 186. *ἀπηγείοχα* oder *ἀπηγήοχα* findet sich ähnlich auch in Handschriften; die Stelle werde ich nächstens angeben.

S. 187. *τὰ παϱαλελειμμένα* 18 8 224 A 12, *διατέτακται* 255 16, *ἐπεσκευασμένα* 40 10.

S. 188. *βε]βουλῆσθαι* 248 11.

S. 190. Bei dem Wechsel von medialem und passivem Aorist ist *γίνεσθαι* aufser acht gelassen. Nirgends erscheint *ἐγενήθην*, auch nicht bei Formen des Verbums *παϱαγίνομαι*: *παϱεγένετο* 246 13 *πα]ϱαγένηται* 268 D E 3 *παϱαγενόμενοι* 245 A 28 B 8 268 D E 25[2]).

S. 192. Es hätten noch aufgeführt werden können die wenigen Verbaladjectiva, welche sämtlich aus der königlichen Kanzlei stammen: *συμφεϱόντως* 18 7 *πϱεπόντως διαφεϱόντως* 248 38 47 *πολλοὶ μὲν ὑπεϱαγόντως* (diese Form ist neu) *ἐγίνοντο λόγοι* Br. n. P. C 7.

Ich komme nun zu den metrischen Fragen. Dafs sie in einem Buche, dessen Gegenstand die „gemeingriechische" Sprache ist, behandelt würden, liefs sich nicht erwarten. Sie stören m. E. nur die Übersichtlichkeit des Ganzen. Im einzelnen vermisse ich S. 78 die Anführung von *ἀεί* 10 8 (3. Jahrb. v. Chr.) 324 28 (2. Jahrb. v. Chr.) — an beiden Stellen bildet das Wörtlein einen Jambus —, und S. 81 *ἅ]ϱπυιαι* (---) 203 20 (aus der Kaiserzeit). Das *ν* mobile steht meist, wie die Regel es erfordert, nur in *ἀμύμοσιν Πεϱγαμίδαισιν* 324 12 ist es am unrichtigen Platze. Doppeltes *ϱ* ist zweimal metrisch gefordert und geschrieben: *ἀϱϱήτοις* 282 4 *ἀϱϱήτ[ου]ς* 203 2.

Der Wiedergabe der römischen Namen im Griechischen hat Schw. viel Raum geopfert, doch ist auch hier keine Vollständigkeit erreicht worden. S. 75 füge man den zwei Beispielen von bewahrtem langen *ι* noch folgende hinzu: *Πίσωνα* 425 2 *Ῥουφῖνον* 434 2 *Ἀντωνίνου* 525 15 *Σιλιανοῦ* 310 5 *Σιλιανός* 605 3 *Σατοϱνῖν[ον* 427 5. Ich möchte Schw. nicht beistimmen, wenn er in der Form *Ῥουτειλίου* 395 10 die Wiedergabe eines kurzen *ι*

---

[1]) Das mediale Futurum wäre neu; ich glaube jedoch nicht, dafs es hier vorliegt. Kann denn nicht gelesen werden: *τοῖ[ς ἱεϱ]ασομένοις ἐπ' εὐεϱγεσίαι*? Es kommt hinzu, dafs es sich um ein Ehrendekret für einen Priester handelt.

[2]) Aufserdem in der Königszeit *γενέσθαι* 246 21 *γενόμενον* 248 51 *γενομένου* 27 *-ωι* 31 *-η* 46 *-ας* 52, später *γενομένην* 261 5 490 2 491 2 492 4 514 2 515 5 516 2 518 4 *-ης* 252 40 *-ου* 268 D E 20 513 18 *-ων* 521 7 *γενόμενον* 405 4 455 7 *γενέσθαι* 256 7

durch den Diphthong erblickt, mag auch das i in rutilus kurz sein. *Ποπ]λίου Ῥουτειλίου Βάσσου* steht auf einem ephesischen Steine DS[1] 284 17 vom Jahre 120 n. Chr., *Λ. Κλ. Ῥοτείλιος Οὐάρος* CIG add. 4342[b] (Perge in Pamphylien), *Ῥουτείλιος Πρόπινκος* CI Sic. 6430 (Rom); auch Georges giebt Rutīlius an. Bei der Doppelkonsonanz S. 124 mufste auch auf *Πωλλίων* S. 83 hingewiesen werden, da dieser Name in den Handschriften oft nur mit einem *λ* überliefert wird. Man sucht vergebens nach einer Anführung von *Σέξτον* 418 2 *Σέξτου* 419 4 424 2, trotzdem schon auf Inschriften sowohl *Σέξστος* als auch *Σέκστος* vorkommt, um von den Handschriften ganz zu schweigen[1]). Aus der Schreibung *σεπτένου[ιρουμ* 451 3 kann man ersehen, dafs das *ου* konsonantische Färbung hatte.

Es mag vielleicht scheinen, dafs ich bei der Einordnung dieser Zusätze hie und da etwas zu peinlich verfahren habe. Nun, so weit wie der Verfasser des besprochenen Buches bin ich doch noch lange nicht gegangen. Um nämlich gar alles anzuführen, was irgendwie in Betracht kommen könnte, trägt er kein Bedenken, die Reihe seiner Beweisstellen mit ergänzten Wörtern zu vermehren. So sollen wir aus *ζώ[ειν* S. 88 lernen, dafs dort kein *ι* mutum vorhanden sei, in *διει[πών* S. 182 (252 17) wird uns ein Beispiel des 2. Aorists gegeben[2]), die Lesungen *Ἀντωνεῖνο]ν* und *Ἀντωνεῖν]ωι* S. 74 sollen uns über das lange i belehren, und so vieles andere. Ja, aus *[Σαράπιδι]* S. 98 soll der Leser erkennen, dafs auf dem Steine ursprünglich in der ersten Silbe ein *α* gestanden hat! Mit Ergänzungen zu arbeiten hat nur Sinn bei sichern Wiederherstellungen (besonders in der *στοιχηδόν*-Schrift) oder bei ganz kleinen Lücken. Alles übrige ist doch nur unnötig zusammengefahrener Kehricht.

Was nun den Aufbau des Ganzen anbetrifft, so habe ich schon im Vorherigen darauf hingewiesen, das öfter notwendige Verweise fehlen. Auch glaube ich, hätte zwischen *Ἰατροκλείους Ἀγησικλείους* S. 84 und *Ἰατροκλήους Ἱεροκλήους* (auf späteren Steinen) S. 155 eine Verbindung hergestellt werden müssen, da dort doch wohl nichts weiter vorliegt als derselbe Wechsel wie in *ἀτέλεια ἀτέλημα*. Um ein Beispiel von der nicht übersichtlichen Stoffverteilung im kleinen zu geben, bemerke ich, dafs man S. 85 nur mit vieler Mühe erkennt, dafs auf demselben Steine (374) zweimal *υἱοῖς*, aber dreimal *υός* und einmal *υοῖς* sich findet. Verschiebungen und Verstellungen finden ja in manchen Fällen ein Heilmittel in einem sorgfältig angelegten In-

---

1) Ich will hier nur beispielsweise auf die Überlieferung des Dio Cassius hinweisen, in welcher die Schreibung *Σέξστος Σέξστιος Σεξστίλιος* mehr beglaubigt ist als *Σέξτος* u. s. w., vgl. Boissevain zu XLII 3 3.

2) Die Ausfüllung halte ich nicht für richtig. Ich schlage vor: *τῶν τε ἐκκομι[δῶν] | ἐπιμελείαι καὶ κακοπαθίαι διέπ[ων τὰ δέοντα πᾶ]σαν ἐπιστροφὴν ἐποήσατ[ο.*

haltsverzeichnis; aber auch hier hat der Verfasser uns im Stiche gelassen. So fehlt im Sachverzeichnis das Wort „Aspirata" oder „Aspiration", weder in der Behandlung des Augments S. 169—174 noch im Index wird man darüber unterrichtet, dafs S. 92 Anm. 1 über Formen wie εὔξησα ἐπευξημένον eine neue, mir sehr angreifbar erscheinende Ansicht vorgetragen ist; im Wortregister sucht man vergebens nach Ἑρμεῖ (S. 60) Ἡρώιδης (S. 88) γέρας (S. 156) und so nach vielem anderen, mehrmals sind auch die Lemmata verstellt, so γονεῦσι und εἷς, ἕς.

Was dem Buche seinen Wert verleiht, das ist die oft zu Tage tretende gute Beobachtungsgabe des Verfassers. Dafs er dem Ionischen in gewissen Dingen einen gröfseren Einflufs auf die κοινή zuschreibt, halte ich für vollständig berechtigt, wenn man auch im einzelnen wird nachprüfen müssen. Denn es hat Schweizer seine inschriftlichen Belege, die er noch neben den Pergamenischen Inschriften beibringt, zum gröfsten Teil aus ehemaligem ionischen Sprachgebiet entnommen, während er besser gethan hätte, die attischen Inschriften oder die zahlreichen Ptolemäerpapyri aus Ägypten auf Grund eigener Durchsicht mitheranzuziehen. Indessen geben auch so seine Sammlungen dem Benutzer ganz nützliche Zusammenstellungen über gewisse Schreibungen, wie Μιθραδάτης S. 34 πύαλος S. 37 ἔγγειος ἔγγαιος S. 59 und vieles andere, welche Angaben ich gerne vermehren wollte, wenn ich mir nicht vorhielte, dafs in Anbetracht des riesigen Inschriftenhaufens das Anflicken von wenigen nur aus einem kleinen Kreise entnommenen Stellen ein billiges Stückwerk ist. Wenn ich endlich das vorliegende Buch mit dem von Meisterhans zusammenhalte — und zu einem solchen Vergleich fordert vieles auf —, so mufs ich sagen, dafs auch Meisterhans von vielen Lücken und Ungenauigkeiten nicht frei ist, dafs er aber der schlichten Benutzung durch seine Übersichtlichkeit und gedrängte Anordnung weit angenehmer ist.

Wenn nun auch Schweizers Buch diesen Mangel durch die Beigabe langer sprachgeschichtlicher Erörterungen, deren Prüfung im allgemeinen aufserhalb des Zweckes dieser Anzeige lag, vielleicht nicht aufwiegt, so müssen wir doch das Ergebnis seiner Arbeit als einen Fortschritt in der Erkenntnis der Quellen der gemeingriechischen Sprache bezeichnen.

Halle a. S. **Wilhelm Crönert.**

Lateinisches Übungsbuch. Entworfen und begonnen von **Paul Harre**, fortgeführt von **Max Giercke**. Erster Teil: Sexta. In zwei Abteilungen. Leipzig 1898, G. Freytag. 187 S. 8. geb. 2 M.

Das vorliegende Übungsbuch hat bereits eine Geschichte, obgleich es sich erst anschickt, in die Praxis der Schule und des Unterrichtes einzutreten, welche sonst über das Schicksal der

Lehr- und Schulbücher zu entscheiden pflegt. Harre hat es einst begonnen, ist aber dahingegangen, ehe auch nur die Hälfte vollendet war. Im ganzen hat er noch $4^1/_2$ Bogen, und auch diese nicht vollständig, hergestellt; der Rest ist Eigentum des Fortsetzers. Diese Fortsetzung aber, welche den bei weitem gröfsten Teil des Ganzen bildet, beruht durchaus nicht auf einem Entwurfe Harres, wie man aus der Fassung des Titels schliefsen mufs. Vielmehr hat der Verstorbene aufser den ersten $4^1/_2$ Bogen, die im Satz standen, auffallenderweise überhaupt kein Manuskript zu diesem Übungsbuche hinterlassen, ja der Fortsetzer hat sich genötigt gesehen, in der von Harre herrührenden Partie manches zu ändern, damit es mit dem Folgenden übereinstimme. Wenn der Verleger trotzdem Harres Namen an die Spitze des Buches zu setzen sich entschlossen hat, so mufs der zu Grunde liegende Thatbestand um so bestimmter hervorgehoben werden. Vielleicht ist jenes nur geschehen, weil es an einer Stelle fehlte, wo Harres Erwähnung gethan werden konnte. Denn seltsamerweise präsentiert sich dieses neue, eigenartige Übungsbuch ohne Vorrede[1]). Auf dem Titel des zweiten Teiles wird Harres Name jedenfalls nicht genannt werden dürfen.

Das Buch zerfällt in zwei Abteilungen, von denen die erste den Übungsstoff und die Grammatik darbietet, während die zweite, in Gestalt einer für sich gebundenen Beilage, eine Wortkunde, d. h. zunächst die Präparation zu den einzelnen Übungsstücken und dann eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung aller vorkommenden lateinischen und deutschen Wörter enthält. An diesem Wörterverzeichnis, das an und für sich dem praktischen Bedürfnis der Schule entspricht, erscheint es unzweckmäfsig, dafs den einzelnen Wörtern nicht sogleich die entsprechende deutsche oder lateinische Bedeutung hinzugefügt ist, sondern dafs nur die Nummer des Übungsstückes oder der Übungsstücke angegeben wird, wo diese Worte vorkommen und, in der Präparation, mit ihrer Bedeutung verzeichnet sind. Für den Schüler, der sich mit Hülfe des Wörterverzeichnisses selbständig auf ein solches Stück vorzubereiten hat, bedeutet diese Einrichtung eine ganz unnötige Belastung, indem er fehlende Vokabeln erst an zwei verschiedenen Stellen aufsuchen und finden mufs, um sich über ihre Bedeutung unterrichten zu können.

Die Einrichtung des Übungsbuches unterscheidet sich nicht unwesentlich von dem, was sonst gebräuchlich ist, und auch hier läfst sich ein allgemeines Bedenken nicht unterdrücken. Gewifs beruht die in unseren Schulen übliche Einteilung des Lehrstoffes für den lateinischen Elementarunterricht vielfach nur auf der Tradition, und niemand wird dieselbe als ein *κτῆμα εἰς ἀεί* für heilig und unverletzlich erklären. Es soll daher der grammati-

[1]) In einem nachträglich versandten Prospekte hat der Fortsetzer mit dankenswerter Offenheit den Sachverhalt dargelegt.

schen Theorie unbenommen sein, nach neuen Wegen Umschau zu halten, auf denen das Ziel, zu dem man ja in paedagogicis nicht selten auf mehreren Wegen gelangen kann, vielleicht besser und bequemer zu erreichen ist. Bei der Herstellung von Schulbüchern ist es jedoch zweckmäfsig, von diesem Individualismus, der am liebsten auf der eignen Spur einhertritt, aber in der Regel erst mit der Zeit allgemein anerkannte Ergebnisse zu zeitigen pflegt, mit einer gewissen Vorsicht Gebrauch zu machen. Denn wir leben im Zeitalter des Verkehrs, auch unsere Sextaner und Quintaner leben in ihm, und Lehrbücher für den Elementarunterricht, namentlich an Schulen gleicher Art, sollten, wenigstens in der Einteilung des Lehrstoffes, nicht ohne Not zu grofse Unterschiede aufweisen, damit der Sextaner des Gymnasiums A., wenn ihn eine Schicksalsfügung vielleicht mitten im Jahreskursus nach dem Gymnasium B. verschlägt, sich auch dort bald einigermafsen zurechtzufinden vermag.

Dieses Lehrbuch beginnt nun mit der sogenannten zweiten Deklination und dem Perfektum des Hülfsverbums, übt dann den Imperativ verschiedener Konjugationen in Verbindung mit dem Vokativ und läfst die übrigen Kasus zusammen mit dem Perfektum Aktivi und Passivi einzelner Verba der dritten und vierten Konjugation dem Schüler bekannt werden. Es folgt die erste Deklination zusammen mit dem Plusquamperfektum Aktivi und Passivi, dann aber geht es wieder zur zweiten Deklination zurück, indem die Worte auf r und gleichzeitig die Konjunktive Imperfekti und Plusquamperfekti zur Einübung gelangen. Darauf werden die Maskulina der ersten Deklination behandelt und eine Anleitung zum Zergliedern und Konstruieren einfacher Sätze gegeben, die für Anfänger im Lehramte nützlich zu lesen ist. Daran schliefst sich die dritte Deklination zusammen mit den vom Präsensstamm gebildeten Formen der dritten Konjugation, wobei zur Einübung des Geschlechtes von einigen Reimregeln Gebrauch gemacht wird. Inmitten dieser Abteilung bricht der von Harre vollendete Teil ab (Stück LVI). Nun folgt die adjektivische und die gemischte Deklination mit den charakteristischen Endungen -e und -ium, und gleichzeitig wird die dritte Konjugation beendet, einschliefslich der Infinitive Perfekti oder, wie sie hier heifsen, der Nennformen der Vorzeitigkeit. In ähnlicher Weise werden später die Begriffe Dauerstamm und Vollendungsstamm eingeführt, was mindestens überflüssig ist, da die Termini Präsens und Perfektum doch nicht umgangen werden können. Auf S. 81 — es stehen dem Übungsbuche im ganzen 111 Seiten zur Verfügung — beginnt dann die vierte Deklination in Verbindung mit der vierten Konjugation, an die sich die fünfte Deklination und die erste und zweite Konjugation schliefsen. Man sieht, der übliche Unterrichtsgang ist, besonders in Beziehung auf das Verbum, so ziemlich auf den Kopf gestellt; aber es dürfte sehr schwer sein, aus dieser

Neuerung Vorteile von der Bedeutung herzuleiten, dafs sie die grofsen Nachteile auszugleichen vermöchten, die sich beim Schulwechsel unbedingt daraus ergeben werden.

Den Übungsstücken folgt eine kurze systematische Zusammenstellung der geübten Formen in der gewöhnlichen Reihenfolge der Deklinationen und Konjugationen, und dazu gesellt sich ein Überblick über die Komparation, die Adverbien, Zahlwörter und Pronomina. Eigene Übungsstücke über diese vier Abschnitte der Formenlehre sind aber nicht vorhanden, sondern der Lehrer hat die Aufgabe, sie gelegentlich zu behandeln nach ihrem Vorkommen in Stücken, die in erster Linie irgend einer anderen sprachlichen Erscheinung gewidmet sind. Für glücklich kann ich dieses Verfahren nicht halten, bin vielmehr der Ansicht, dafs im Elementarunterricht grammatischer Lehrstoff, zumal von so allgemeiner Bedeutung, wenn überhaupt, dann auch gründlich und mit Bewufstsein erlernt werden mufs. Ist dies, und beim heutigen Sextapensum halte ich das für wahrscheinlich, nicht immer und überall möglich, dann ist es besser, einzelne Abschnitte ganz der folgenden Klasse vorzubehalten, statt eine lückenhafte Kenntnis noch von diesem oder jenem Gebiete mit einer allgemeinen Unsicherheit zu erkaufen. Non multa, sed multum!

Diesem Grundsatze, zu dem sich auch die neuesten Lehrpläne mit der Beschränkung des Sextapensums auf das Regelmäfsige der Formenlehre bekennen, widerspricht geradezu die Heranziehung zahlreicher Unregelmäfsigkeiten, die der Quinta vorzubehalten sind. Ich notiere z. B. melior, optimus, maximus etc., simillimus, pulcherrimus, unus, alius, solus, do und Komposita, humi, domi, domum, terra marique, die Komposita von sum nebst posse, novi = ich kenne, Iuppiter und bos mit Genetiv, nolo, noli, eo, ire und Komposita, wie überhaupt die sogenannten unregelmäfsigen Verba sehr viel häufiger gebraucht werden als die regelmäfsigen, was schon das Vorherrschen der dritten Konjugation mit sich bringt. Auch die Syntax steuert voreiligerweise manches bei wie celo te, laudi invidere, amicum se praestare, te dignum iudico, ubi primum vidit, beneficio te affeci, spem ponere in deo, legioni praeesse und praeficere, honori esse, capitis damnare, postquam coniectus est, laudis cupidus, laude dignus u. a. m. Wie schon mehrfach betont, führt ein derartiges Vorweggreifen auf der Elementarstufe selbst bei virtuoser Handhabung des induktiven Lehrverfahrens in der Regel nur zu nutzloser Zeitverschwendung auf Kosten wichtigerer Dinge, wenn nicht gar eine gewisse Unsicherheit in dem, vom Standpunkte des Deutschen, regelmäfsigen Gebrauche der Kasus und Tempora daraus erwächst. Man darf voraussetzen, dafs Harre mit Einführung der vielen Unregelmäfsigkeiten eine bestimmte Idee verfolgt hat, vielleicht dafs er die häufigeren Erscheinungsformen von früh an einprägen wollte — ein orientierendes Vor-

wort fehlt leider —; aber er ist sich jedenfalls darüber klar gewesen, dafs dieses Buch dort nicht gebraucht werden kann, wo nach den neuen preufsischen Lehrplänen unterrichtet wird.

Was den Übersetzungs- und Übungsstoff betrifft, so überwiegt im allgemeinen der lateinische Teil; hier findet sich auch eine Anzahl sachlich zusammenhängender Stücke, welche antike Sagenstoffe behandeln und unter denen das o sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria, mater amata, intemerata, ora, ora pro nobis, sowie eine Übertragung des Liedes von der wunderschönen Stadt Strafsburg in lateinischen Reimpaaren einigermafsen auffällt. Der sonstige Inhalt ist ziemlich bunt, so ist u. a. von den Aposteln Petrus und Paulus, von Robinson, Karl dem Grofsen, Wilhelm I. mehrfach die Rede; auch schmiegen sich die Übungssätze zum Teil mit etwas gesuchter Naivität an das alltägliche Schulleben an[1]), Frage- und Aufforderungssätze spielen eine gewisse Rolle, Schülerbriefe und Schülergespräche kommen vor, fast als ob es sich darum handele, die Sextaner zur lateinischen Konversation anzuleiten. Formell sind die Sätze meist einfach und übersichtlich, doch ist der lateinische Ausdruck hier und da nicht einwandsfrei, auch wirkt es störend, dafs das Buch häufig den Lehrer zu ersetzen sich bemüht, indem es die Variationen der Übungssätze, besonders ihrer Verba, welche Sache des mündlichen Unterrichtsbetriebes sind, ohne Rücksicht auf den sonstigen Zusammenhang selbst darbietet.

Druck und Ausstattung verdienen Anerkennung; an Druckfehlern unangenehmer Art ist mir nur die Schreibung Pabst (Wortkunde S. 138) aufgefallen.

Bensberg. J. Hartung.

Fr. Bahnsch, Lese- und Übungsbuch für den lateinischen Anfangsunterricht in Reformschulen. Nach Ostermanns lateinischen Übungsbüchern bearbeitet. Leipzig 1898, B. G. Teubner. X u. 368 S. 8. 3 M.

Als Anhänger der Reformschulen begrüfse ich alles freudig, was geeignet ist, ihnen den Weg zu bahnen. Dazu gehört auch die Erkenntnis, dafs die Lehrverfassung der Reformschulen die weitere Benutzung bewährter Unterrichtswege und -Mittel ermöglicht, sofern es einer geschickten Hand gelingt, sie den veränderten Bedingungen des lateinischen Anfangsunterrichts anzupassen. Dies hat für das Ostermann-Müllersche Unterrichtswerk Fr. Bahnsch in trefflicher Weise geleistet.

[1]) Das Buch beginnt mit der Rangordnung der Schüler folgendermafsen: 1. Augustus fuit primus. 2. Julius fuit secundus. 3. Paulus fuit tertius. 4. Petrus fuit quartus. 5. Antonius fuit quintus. 6. Aemilius fuit sextus. 7. Philippus fuit septimus. 8. Josephus fuit octavus. 9. Guilelmus fuit nonus. 10. Franciscus fuit decimus. 11. Carolus fuit ultimus. 12. Quis fuit primus? Augustus. 13. Fridericus fuit optimus. 14. Henricus fuit maximus. 15. Ludovicus fuit pulcherrimus. 16. Sanctus Petrus fuit apostolus. 17. Carolus fuit optimus discipulus u. s. w.

Die Hauptarbeit B.s mufste sich naturgemäfs darauf richten, den Lesestoff der Ostermannschen Übungsbücher, welcher dem Begriffsvermögen jüngerer Knaben entspricht, so umzuändern, dafs nunmehr Tertianer von ihm gefesselt werden können. Da dem Anfänger zusammenhängende Lesestücke geschichtlichen Inhalts schwerlich geboten werden dürfen, wenn der Unterricht nicht auf systematische Unterweisung verzichten soll, so ist B. zwar bei Einzelsätzen geblieben, hat ihnen aber einen Inhalt gegeben, der selbst des erwachsenen Lesers Interesse zu fesseln vermag: eine solche Fülle vornehmster Lebensweisheit birgt sich in den Sätzchen, die in richtig erwogener, bei Ostermann-Müller bewährter Stufenfolge den 12—14jährigen Lateinschüler den Formenreichtum der lateinischen Sprache schauen lassen. Über die Quellen, aus denen er geschöpft hat, verbreitet sich B. eingehend in der Vorrede. Viel Brauchbares fand er in einzelnen alten Schulbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts, wie z. B. in dem Augsburger Apparatus proverbiorum et adagiorum et sententiarum selectarum in usum iuventutis scholasticae (1683) und in der Collectio proverbiorum et sententiarum notabilium von C. G. Fischer (Halle 1793). Auch neuere Sammlungen, wie die von Binder, Hempel und Sepp boten eine Anzahl wertvoller und gut verwendbarer Sätze. Ferner wurde der Sentenzenschatz des Publilius Syrus ausgebeutet. Sodann begegnet uns manch bekanntes Wort klassischer Schriftsteller, und zwar war B. besonders darauf bedacht, viele von den lateinischen Citaten und geflügelten Worten, die noch jetzt in Rede und Schrift bei uns leben, für den Unterricht zu verwerten und unter irgend einer grammatischen Rubrik anzubringen. Ich kann B. nur beistimmen, wenn er bemerkt: „Wer den weiteren Bestand des Lateins und seine innigen Beziehungen zu unserer Geistesbildung gewahrt wissen will, wird dieses Bemühen wohl mit Zustimmung begrüfsen“. Schliefslich hat B. manchen Satz aus eigenem Gedankenschatz hinzugethan; auch unseres Volkes Spruchweisheit erkennen wir nicht selten im lateinischen Gewande wieder. — So ist eine erstaunliche Menge wertvoller Gedanken zusammengetragen, und man mufs gestehen, die stolze Herrscherin im Reiche der Sprachen konnte in keiner würdigeren Fassung dem jungen Lateinschüler geboten werden. Der diesem Lesebuche folgende Unterricht wird die alte Erfahrung bestätigt sehen, dafs Interesse für den Inhalt auch solches für die Form erweckt, ja es wird bei manchem dieser Sätze der Fall eintreten, den der oben genannte C. G. Fischer öfters beobachtet hat — wie er in seiner Vorrede mitteilt — dafs die kurzen Denk- und Sittensprüche nicht nur gern gehört, sondern auch leicht behalten werden und damit für die Erlernung der Formenlehre ein wertvoller, stets verfügbarer Erfahrungsschatz geschaffen wird.

Freilich vermag ich ein paar Bedenken bei aller grundsätzlichen Zustimmung zu dieser Art des Lesestoffes nicht zu unter-

drücken, um so weniger, als B. selbst in der Vorrede darauf eingegangen ist. „Es wird vielleicht das Bedenken erhoben werden", heifst es dort S. IV, „dafs die Sätze mitunter dem zwölfjährigen Knaben zu grofse Schwierigkeiten bieten könnten. Darauf erwidere ich schon hier: dazu ist eben der Lehrer da, den Knaben über etwaige Schwierigkeiten hinwegzuführen". Ich fürchte aber, dafs bei der grofsen Zahl stündlich zu lesender und zu begreifender Sentenzen der Lehrer in dem Bestreben, die zur Abstraktion notwendigen konkreten Erfahrungseindrücke der Schüler heranzuziehen, leicht einen zu grofsen Teil der lateinischen Stunde moralisierend verbringen mufs. Daher hätte ich zunächst gewünscht, es wären in die Sittensprüche mehr Sätze geschichtlichen Inhalts eingestreut, welche einer solchen Erläuterung nicht bedürfen und aufserdem willkommene Ruhepausen in der Thätigkeit des Abstrahierens bieten würden. Ferner würde ich solche Sentenzen nicht aufgenommen haben, zu deren Verständnis die Erfahrung des jungen Lesers ohne zu grofse mäeutische Hilfe des Lehrers nicht die nötige Unterlage bietet. Freilich können die Ansichten darüber, was ein 12—14jähriger Knabe ohne weiteres versteht, auseinandergehen; auch wird zuzugeben sein, dafs grofsstädtische, aus geistig angeregten Familien stammende Knaben in dem genannten Alter über eine gröfsere Zahl abstrakter Begriffe verfügen als kleinstädtische Knaben, die in geistig beschränkten Verhältnissen aufgewachsen sind. Da Reformschulen vorläufig nur in Grofsstädten denkbar sind, so mag also der ersten Auflage ein höherer Standpunkt zugebilligt werden. Für spätere Ausgaben möchte ich dem Verf. aber eine Sichtung seiner schönen Spruchweisheit empfehlen und erlaube mir zur Kennzeichnung des mir angemessen erscheinenden Mafsstabes folgende Sentenzen als inhaltlich zu schwierig oder sprachlich nicht klar genug zu bezeichnen:

S. 3 Falsum maledictum est malevolum mendacium. Amicus molestus ab inimico non magnopere diversus est. Bonum praesidium parat misericordia. S. 5 Accusare et simul iudicare fas non est. S. 6 Bona fama in tenebris proprium splendorem obtinet. S. 7 Lex videt iratos, irati legem non vident. S. 8 Habet suum venenum blanda oratio. Frons est ianua mentis. S. 9 Prosperum scelus homines interdum falso nomine virtutem vocant. S. 10 Infelici innocentia est felicitas. S. 11 In tristem partem strenua est suspicio. S. 13 Bonus animus in re mala dimidium est mali. S. 16 Manifesta causa secum habet sententiam. Res nata ex re mea ad me pertinet. S. 17 Negat sibi ipse, qui id, quod difficile est, petit. S. 19 Pessumdat petulans delator unā horā, quae vix longi dies reparare possunt. Fide Deo soli, vulgo diffide tibique. Erranti confessio est medicina. S. 20 Animo dolenti non semper debemus credere. S. 25 Male cum eo agitur, qui caret invidis. S. 26 Amicitia inter pocula contracta plerumque vitrea est. Bene vixit, qui bene latuit. S. 27 Ad officium medici pertinet, ut tuto,

ut celeriter, ut iucunde(!) vulnera curet. S. 28 Avaro homini tam deest, quod habet, quam quod non habet. S. 29 Iustitia erga Deum religio nominatur. S. 34 Si cupis esse senex, caros venerare parentes. S. 35 Homines summo labore niti debent, ne vitam silentio transigant veluti pecora. S. 36 Pede tuo te metire. Mentientibus amicis si nunquam assentiemini (im Text assentiemi), optime subvenietis. Qui ea, quae vult, dicit, aliquando ea, quae non volet, audiet. S. 37 Etiam ii, qui fecerunt, oderunt iniuriam. Eripit se aufertque ex oculis perfecta virtus. Fiat iustitia, pereat mundus! Res valet, . ars praestat, si res perit, ars mihi restat. S. 38 Nobile vincendi genus est patientia; vincit, qui patitur: si vis vincere, disce pati! S. 55 Arbitrii nostri non est, quid quisque loquatur. S. 58 Virtute decet, non sanguine niti.

Der übrige Lehrstoff ist im wesentlichen unverändert aus Ostermann-Müller entnommen. Einige Stücke des Quintanerbuches konnten ohne Bedenken in den ersten Kursus versetzt werden, so die S. 31—34 und S. 39ff. abgedruckten Erzählungen. Den lateinischen Stücken entsprechen an Inhalt und Form die deutschen Lesestücke, welche den zweiten Teil des Buches bilden. Da das Vokabularium (S. 167ff.) nur mit Rücksicht auf die lateinischen Stücke angelegt ist[1]), so sind die Schüler beim Übertragen der deutschen Sätze in das Lateinische von vornherein auf das alphabetisch geordnete Wörterverzeichnis (S. 245ff.) angewiesen. Wird das nicht Schwierigkeiten machen und Zeitverlust verursachen? Und noch eine Ausstellung: Da das Buch auch zum Ersatz des Quarta-Übungsbuches bestimmt ist, so sollten zum Einüben der Kasussyntax bestimmte Sätze nicht fehlen. Jeder Lateinlehrer weifs, wie sehr gerade dieser Abschnitt der Syntax sorgfältigster Einprägung und steter Wiederholung bedarf.

Den Schlufs des Buches bilden die kurzgefafste Formenlehre und Syntax aus Müllers Schulgrammatik, die wir schon bei Ostermann-Müller schätzen gelernt haben.

Ausstattung, Druck, Quantitätsbezeichnung sind sorgfältig. Dem schönen Buche ist fleifsiger Gebrauch zu wünschen.

Rastenburg Ostpr. Ernst Lentz.

Die Thaten des Kaisers Augustus von ihm selbst erzählt (Monumentum Ancyranum), übersetzt und erklärt von Carl Willing; mit einer Skizze des Stadtplans von Rom. Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 1047. Halle a. S. o. J., O. Hendel. 44 S. 8. 0,25 M.

Unser Zeitalter steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Auch die Wissenschaft drängt sich an die Öffentlichkeit und sucht die

[1]) Das Vorwort sagt allerdings: Das lateinisch-deutsche Vokabular ist nach den Übungs- und Lesestücken geordnet. Das widerlegt schon der erste Satz. „Die Pforte" kommt im Vokabularium für die 1. und 2. Deklination nicht vor. „Die Wissenschaft" findet sich erst unter B. d. „Offen sein" steht im Vokabular nicht; das alphabetische Wörterverzeichnis giebt „offen stehen".

Ergebnisse ihrer Forschungen weiteren Kreisen des Volkes zugänglich zu machen. Die „Königin der lateinischen Inschriften" ist in modernem, volkstümlichem Gewande erschienen. Den spröden Stoff des Monumentum Ancyranum in eine gefällige deutsche Form zu kleiden, ist wahrlich keine leichte Aufgabe. Mit Recht hat Willing sich nicht darauf beschränkt, die Inschrift in deutscher Übersetzung wiederzugeben, sondern den Text durch erklärende Zusätze und ausführliche Exkurse erweitert. Die Urkunde selbst, welche nebst den eingeschalteten Erklärungen durch fetten Druck und Anführungszeichen hervorgehoben ist, nimmt kaum den dritten Teil des ganzen Heftes ein. Die Arbeit Willings stützt sich in allen ihren Teilen auf die zweite Ausgabe des Mon. Ancyr., welche Theodor Mommsen (Res gestae Divi Augusti, Berlin 1883, Weidmann) auf Grund des durch Humann gewonnenen Materials veranstaltet hat.

In der Einleitung S. 5—11 wird die Entstehung, die Entdeckung und die äufsere Gestalt der Urkunde, ihre Tendenz und ihre Anordnung besprochen. Passend werden hier die beiden Schlufskapitel 34 und 35 vorweggenommen, nach welchen Augustus seine politische Laufbahn in zwei scharfgetrennte Abschnitte teilt, deren Grenze durch die Verleihung des Augustustitels im Jahre 27 v. Chr. bezeichnet wird. Der Zweck des M. A. ist, nachzuweisen, dafs Augustus kein Usurpator (Kap. 1—4) und kein Tyrann (Kap. 5—14), sondern der Vater des Vaterlandes (Kap. 15—33) gewesen ist.

Der erste Teil der Ausführung S. 11—18 erzählt zunächst die Geschichte des Augustus bis zum Jahre 44 v. Chr. und knüpft daran die Übersetzung von Kap. 1—4 und die Kritik seiner Angaben auf Grund der Ereignisse von 44 bis 27 v. Chr. Diese Auseinandersetzung gipfelt in dem Satze, dafs Augustus seine Machtstellung in unmenschlichster Weise zu egoistischen Zwecken gemifsbraucht hat. Sodann erfolgt S. 18—24 nach der Übersetzung von Kap. 5—14 der Nachweis, dafs Augustus in der zweiten Epoche seiner politischen Thätigkeit 27 v. Chr. bis 14 n. Chr., obgleich er selbst sich nur als ersten Bürger von Rom bezeichnete, thatsächlich Alleinherrscher war. Der dritte Teil S. 25—42 umfafst in Kap. 15—23 die Verwendung der ungeheuren Geldmittel zu Spenden, Bauten und Volksbelustigungen und behandelt dann (Kap. 23—33) den Augustus als Kriegsherrn und Leiter der auswärtigen Politik. Den zuletzt erwähnten Abschnitt des M. A. nennt W. treffend einen nie übertroffenen Hymnus auf die Gröfse des römischen Reiches. Der Anhang des M. A. wird als wertlose Kompilation eines Unbekannten mit Recht übergangen. Zum Schlufs wird S. 42—44 der parteiisch gefärbten Charakteristik des Augustus bei Tacitus Annal. I 9, welche nach W. wahrscheinlich direkt auf das Original des M. A. zurückgeht, die „unparteiische" Schilderung gegenübergestellt, welche Gardthausen (Augustus und seine Zeit I 492 f.) von dem Staatsmanne Augustus giebt.

Die Übersetzung ist in einfacher und leicht verständlicher Sprache abgefafst. Sobald die Treue in einen Konflikt mit der Verständlichkeit kommt, trägt letztere den Sieg davon, was bei einem für weitere Kreise bestimmten Werke gerechtfertigt sein mag. Um, wie es scheint, alles aus dem Wege zu räumen, was ein unmittelbares Verständnis erschweren kann, hat W. einzelne Ausdrücke unvollständig übersetzt, wie *Chalcidicum* Kap. 19 Minervakapelle statt Kapelle der chalkidischen Minerva, andere ganz unübersetzt gelassen, wie Kap. 9 *ad omnia pulvinaria*; Kap. 21 *circiter*, *coronari* und *coronarium*; Kap. 35 *in vestibulo aedium mearum*. Vereinzelt finden sich wirkliche Übersetzungsfehler. Die Dankfeste (Kap. 4) nahmen nicht 825, sondern 890 Tage in Anspruch; der Fehler ist auf eine mifsverstandene Bemerkung Mommsens zu dieser Stelle zurückzuführen. Augustus überwies der Staatskasse (Kap. 17) 30 Millionen (*sestertium milliens et quingentiens*), nicht 10 Millionen Mark. *In amphitheatris* Kap. 22 mufs durch den Singular wiedergegeben werden, da es zur Zeit des Augustus nur ein Amphitheater gab; der Plural erklärt sich wie in *bigae* und *quadrigae*; denn das Amphitheater bestand gleichsam aus zwei Theatern (Mommsen M. A.[2] S. 94). In der Stelle aus Tacitus Ann. I 9 enthalten die Worte der erstere — der letztere eine unrichtige Beziehung.

In der Wahl des deutschen Ausdrucks hat der Übersetzer eine Reihe glücklicher Treffer zu verzeichnen. Aber zuweilen schiefst er über das Ziel hinaus. So spricht er Kap. 22 von Gladiatorenmensuren, bei denen die Kämpfer bis zur Abfuhr fochten (*depugnaverunt*); Augustus liefs Athleten aus allen Richtungen der Windrose (*undique*) kommen. Lepidus wurde (Tac. Ann. I 9) vor lauter Nichtsthun alt und taperig!

Entschieden zu weit geht m. E. der Übersetzer, wenn er den Augustus nach unserer Zeitrechnung datieren und nach unserem Gelde rechnen läfst, z. B. Kap. 35: „Im Jahre 2 vor Christo begrüfsten mich“ u. s. w. oder Kap. 15: „Jedem in Rom ansässigen Bürger zahlte ich . . . 60 Mark“. Derartige Anachronismen wirken unter Umständen verwirrend, besonders auf den höheren Schulen, wo die Jugend zu wissenschaftlichem Denken erzogen werden soll. In solchen Fällen ist die historisch treue Bezeichnung mit einem erklärenden Zusatze vorzuziehen.

Die in den Text gesetzten, durch Klammern kenntlich gemachten Erklärungen sind durchaus zweckentsprechend. Ein Versehen liegt am Schlufs von Kap. 35 vor: „Ich stehe jetzt (Sommer 13 nach Christo) im sechsundsiebzigsten Lebensjahre“. Es ist offenbar vom Sommer 14 die Rede; denn Augustus hat seine Selbstbiographie, wie S. 5 richtig angegeben ist, wenige Monate vor seinem Tode (19. Aug. 14 n. Chr.) abgeschlossen.

Wo kurze Bemerkungen nicht ausreichen, namentlich wo es sich um die Beurteilung ganzer Abschnitte des M. A. handelt, hat

der Übersetzer längere Auseinandersetzungen eingeschaltet, die sich gröſstenteils an Gardthausen anlehnen. Das ganze Leben des Augustus, der Grundgedanke seiner Politik, die staatsrechtliche Stellung des Princeps, eine Vergleichung des römischen mit dem deutschen Kaisertum, die Deutung des Namens Augustus, „des Gottbegnadeten“ (nach Gardthausen I 535), die Kriegführung des Kaisers und seiner Feldherren, die von ihm verschwiegenen Niederlagen, das alles und manches andere tritt dem Leser in leicht verständlicher, anregender Darstellung vor Augen. Da der Verfasser ein lebensvolles Bild von der ganzen Persönlichkeit des Augustus zeichnen will, so ist es nur zu verwundern, daſs er nirgends seine äuſsere Erscheinung (nach Suet. Aug. 79, vgl. Gardth. I 485 ff.) beschrieben hat. Das mangelhafte Titelbild „Augustus als römischer Kaiser nach einer antiken Büste“ (nach welcher, habe ich nirgends entdecken können) bietet dafür keinen Ersatz. — Der Abschnitt des M. A. über die Bauten des Kaisers giebt dem Übersetzer Gelegenheit zu einer gedrängten Übersicht über die Topographie von Rom, die durch eine allerdings wenig anschauliche Skizze erläutert wird.

Einige Exkurse stehen mit dem Text der Urkunde in sehr lockerem Zusammenhange. Unter der Überschrift „Volksbelustigungen“ erhalten wir seltsamerweise eine Übersicht über die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, weil zufällig in dem betreffenden Abschnitt (Kap. 22 und 23) die Söhne und Enkel des Kaisers erwähnt werden.

Eigentümlich ist auch der Exkurs über das Geburtsjahr Christi, der sich an die Aufzählung der durch Augustus veranstalteten Schatzungen (Kap. 8) anschlieſst. Die von Lukas Kap. 2, 1 und 2 erwähnte Schatzung des syrischen Statthalters Quirinius (= Cyrenius) fällt in das Jahr 7 unserer Zeitrechnung. Aber daraus darf man nicht mit W. folgern, daſs Lukas die Geburt Christi in dieses Jahr verlegt habe. Lukas selbst spricht (Kap. 1 V. 5, vgl. V. 36) ausdrücklich von der Zeit des Herodes († 4 v. Chr.); er hat also die Schatzung des Quirinius in dessen Regierungszeit verlegt. Dadurch wird der Widerspruch mit Matthäus Kap. 2, 1 aufgehoben und die Annahme Willings, daſs die jetzige Ansetzung des Ereignisses einfach das mechanische Mittel zwischen den Angaben des Matthäus und Lukas sei, hinfällig gemacht. Überhaupt ist die ganze Frage nicht so leicht zu lösen, wie es nach dem vorliegenden Exkurs scheint.

Zum Schluſs noch einige Einzelheiten. In dem Auszug aus Humanns Bericht ist S. 7 statt „umgedreht“ zu lesen „umgekehrt“ (richtig bei Mommsen M. A. S. XXIX). — Statt *praefectus urbis* S. 12 lautet die überwiegend gebrauchte Form *praef. urbi* (Mommsen St. R. II 1013 A. 1; Gardth. I 48). — Die Kaiserfora heiſsen im M. A. *forum Iulium* und *forum Augustum*, nicht *f. Iulii* und *Augusti*; auf der Skizze stehen die richtigen Formen. — Über

die Schlacht am Teutoburger Walde berichtet Sueton Aug. 23, nicht 33.

Trotz der einzelnen Mängel, die sich in einer zweiten Auflage leicht beseitigen lassen, kann die interessante Arbeit Willings von einem kundigen Lehrer zur Belebung des historischen und klassischen Unterrichtes nutzbringend verwendet werden.

Köslin. P. v. Boltenstern.

Paul Lange, Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im französischen Unterrichte. Wien 1897, Ed. Hölzel. 40 S. 8. 0,30 M.

Da der Gegenstand augenblicklich von grofsem Interesse ist, so gebe ich den Inhalt ziemlich ausführlich an und füge eigene Bemerkungen in Parenthese hinzu.

Wie es falsch ist, führt der Verf. aus, im Zeichenunterricht das Kind jahrelang nur geometrische Figuren zeichnen zu lassen statt der zahllosen Gegenstände seiner Umgebung, nur Quadrate z. B. statt eines viereckigen Tisches, so mufs auch der Sprachunterricht nicht vom grammatischen Gesetze ausgehen, sondern der Schüler mufs in die lebendige Sprache eingeführt werden und aus dieser das grammatische Gesetz ableiten lernen (solche Ableitung kann doch aber, weil sie zu viel Zeit erfordert und schwerlich immer das ganze Material findet, nur ausnahmsweise erfolgen und ist ganz überflüssig, wenn das Gesetz aus anderem Sprachunterricht schon bekannt ist), und vor allem mufs der Sprachstoff den Schüler inhaltlich interessieren. Trotz mancher Bedenken hat der Verf. einen Versuch mit der Anschauungsmethode gewagt, bei welchem alle jene Bedenken „wie Nebel vor der aufgehenden Sonne" verschwunden sind, und zwar mit einer U III und einer IV in Sachsen, welche ein Jahr länger französischen Unterricht als in Preufsen haben und demgemäfs einer preufsischen O III und U III ungefähr entsprechen würden, mit etwa 20 Schülern mittlerer Befähigung.

Die neue Methode führt auch den Namen der imitativen Methode, es ist also so viel als möglich Gelegenheit zur Nachahmung zu geben, d. h. Laute, Lautverbindungen, endlich kleine Sätze vorzusprechen. (Ich wüfste nicht, dafs die sog. alte Methode anders verfährt; oder läfst sie vielleicht die Worte aus dem Buche buchstabieren oder lautieren?) Baldigst wird dann der Sprachstoff in Form von Frage und Antwort verarbeitet. (Geschieht das bei der Lektüre einer kleinen Erzählung oder einer Robinsonade, z. B. nach alter, wenn auch nicht nach ältester Art, nicht auch?)

Für die Übermittelung eines geeigneten Wortschatzes ist von den neueren Methodikern die Forderung aufgestellt worden, dafs er an einen konkreten Sprachstoff anknüpfe. (Sind Robinsons Erlebnisse nicht konkret, oder ist konkret nur, was man, wie bei Hölzels Wandbildern, mit den Augen sehen kann?) Der Weg der

Lesebuchmethode führt von aufsen nach innen, dieser direkte von innen nach aufsen. (Das Wandbild ist also im Innern des Schülers!) Der Verf. begann zur Ergänzung des Lehrbuches mit dem Frühlingsbilde; selbst bei 30 darauf verwendeten Lehrstunden hat er von einer Ermüdung oder einem Überdrufs der Schüler nichts merken können. (Der Glückliche! Als ich vor jetzt 23 Jahren in einem Pensionat zu Montreux denselben Versuch machte, wurde derselbe Lehrer und Schülern nach wenigen Tagen gleich langweilig.) Ja, man mufs es nur verstehen! Der Verf. kann z. B. bei Besprechung der Erde den Schülern folgenden Vortrag halten: *A gauche vous voyez un champ de blé. Ce blé est jaune; quand il est jaune, c'est signe qu'il est mûr. Alors des hommes et des femmes viennent faire la moisson. La moisson est la récolte du blé. Quand on fait la récolte du blé, on moissonne.* (*moisson* durch *récolte* erklärt, und *récolte* durch *moisson.*) *Les hommes qui moissonnent s'appellent des moissonneurs et les femmes des moissonneuses. On dit quelquefois que la mort moissonne les hommes, souvent même à la fleur de l'âge.* (Dieser bildliche Gebrauch von *moissonner* ist doch viel zu selten, um bei dieser Gelegenheit erwähnt zu werden.) *On commence par couper le blé avec une faux; On appelle cela faucher le blé. L'homme qui fauche est un faucheur. La mort est aussi représentée quelquefois avec une faux.* (Bei einem so langen Vortrage würden die trägeren Schüler sofort einschlafen, die regeren Dummheiten treiben, die gewissenhaften einen Versuch machen, dem Vortrage zu folgen, bald aber sich einer der beiden ersten Klassen anschliefsen.) Jedes Wort wird mit einer kurzen Definition aufgeschrieben und gelernt, z. B. *la faux = instrument d'agriculture qui sert à couper les blés et l'herbe.* Auf die Frage: *Qu'est-ce que la moisson?* genügt dann nicht mehr ein blofses Stichwort, der Schüler mufs eine Worterklärung geben, die immer eingehender und ausführlicher wird. So gestaltete sich die Definition für *charrue* folgendermafsen: *la charrue est un instrument d'agriculture monté sur deux roues* (immer?) *qui se compose d'un fer pointu pour ouvrir et fendre la terre et qui est tiré par des chevaux ou des boeufs.* (Selbst im deutschen Unterricht würden Tertianer eine solche Erklärung schwer zusammenbringen, in einer fremden Sprache nur durch Vorsprechen und Nachsprechen; dann ginge aber der ganze Wert der Sprechübung verloren.) Auf die Frage: *Comment sont ces nuages?* bekommt der Verf. die Antwort: *Ils sont gris et sombres.* (Ich würde diese Antwort nur erhalten haben, wenn ich der Frage die bestimmtere Form gegeben hätte: *Quelle couleur ces nuages ont-ils?*) Auf die Frage: *Pourquoi croyez-vous que les flocons de neige sont légers?* bekommt er die Antwort: *Ils tombent lentement et le vent les chasse en tous sens; s'ils étaient lourds, ils tomberaient rapidement.* (Alle Achtung vor solchen Tertianern! Die angeführten Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, dafs diese Art des Unterrichtes vielleicht in Einzel-

fällen bei besonders begabten Schülern und einer sehr geringen Zahl derselben gute Resultate ergeben könnte, unter andern Umständen aber vollständig fehlschlagen müfste. Ein Kern von Wahrheit steckt ja in diesen übertriebenen Darstellungen, nämlich dafs zur Abwechselung die Lektüre und die Besprechung derselben in französischer Sprache auch einmal durch Sprechübungen unterbrochen werden können, welche an die sichtbare Umgebung des Schülers anknüpfen, z. B. an das Klassenzimmer, die Bänke, die Zahl der Schüler, an die geographische Wandkarte oder auch an ein Landschaftsbild. Aber eben nur zur Abwechselung.)

Auch die grammatische Unterweisung knüpft der Verf. an das Bild an. So verfuhr er z. B., um die Konstruktion der reflexiven Verba mit *être* einzuüben, unter Fernhaltung der irreführenden deutschen Sprache, in der Weise, dafs er auf die vor dem Bauernhaus spielenden Kinder hinwies und deutlich, mit besonderer Betonung dessen, worauf es ankam, die Sätzchen sprach: *Quand les enfants rentrent dans la maison, ils disent à leurs parents: Nous nous sommes bien amusés.* Daran schlofs er sofort die Frage an: *Comment leur disent-ils?* Die Worte wurden richtig wiederholt. Nun fragte er weiter: *Comment dit le garçon seul?* Er bekam die richtige Antwort: *Je me suis bien amusé.* An einen andern, natürlich besseren Schüler sich wendend, fuhr er dann fort: *Demande à ton voisin comment il s'est amusé!* Dann etwa weiter: *Demande à tes camarades comment ils se sont amusés!* und so in ähnlicher Weise fort. (Hierauf erwidere ich zum Schlufs: Glücklich jene Schüler, welche trotz ungenügender Anleitung dem Lehrer die Arbeit so erleichtern! Glücklich jener Lehrer, welcher solche Schüler unterrichtet! Leider sind solche paradiesischen Zustände hier auf Erden wohl kaum zu finden.)

Rastenburg Ostpr. O. Josupeit.

Rousset, La Guerre franco-allemande 1870—71 im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebrauche herausgegeben von R. Fofs. Mit 6 Plänen. Berlin 1897, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. VIII u. 144 S. 8. 1,40 M. (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriftsteller von Bahlsen und Hengesbach, Nr. 26.)

Mit der Herausgabe dieses Bändchens haben sich Bahlsen und Hengesbach wiederum den Dank der Lehrerwelt gesichert. Der Bearbeiter desRoussetschen Geschichtswerkes geht von der Ansicht aus, dafs auch das Französische an seinem Teile zur Förderung der allgemeinen Bildung unserer Schüler beitragen, dafs es wie mit anderen Gegenständen so besonders mit der Geschichte Hand in Hand gehen, dafs es durch die Lektüre einen Einblick in die Geschicke des romanischen Nachbarvolkes, zumal wo dieselben mit denen des eigenen Landes in Berührung kommen, geben soll. Was lag da näher als die Herausgabe eines französischen Geschichtswerkes über den letzten deutsch-französischen Krieg, und zwar eines Werkes, das neben den anderen schon für

den Schulgebrauch bearbeiteten über den gleichen Gegenstand seine Daseinsberechtigung in hohem Mafse behaupten kann? Der Verfasser, ein Offizier von der 'École supérieure de guerre, qui fut au plus fort de la mêlée, blessé, envoyé en captivité, témoin constant des événements qu'il raconte', hat für seine Histoire générale de la guerre franco-allemande 1870—71 über 300 Werke durchgearbeitet, er giebt uns die Resultate seiner sorgsamen Forschungen in einem kräftigen und zugleich durchsichtig klaren Stil und setzt bei aller Liebe zum eigenen Vaterlande doch die Erfolge der deutschen Waffen in ein so glänzendes Licht, dafs unsere Jugend nur immer mit neuer Begeisterung für die Thaten der Vorfahren durch diese Lektüre erfüllt werden wird. Freilich auf die allzu frühe Jugend ist das Bändchen nicht berechnet: denn wenn auch die Sprache nur selten gröfsere Schwierigkeiten bietet, so ist der Inhalt doch durchweg für ein reiferes Alter, etwa für das unserer Primaner, bestimmt. Und auch da wird das erläuternde Wort des Lehrers noch sehr vonnöten sein, soll anders das ganze Detail der Kriegführung und Schlachtenleitung dem jugendlichen Leser zugänglich gemacht werden. Und solcher Details enthält das Werk eine beträchtliche Menge, so dafs seine Lektüre ganz besonders auch unseren Kadettenanstalten empfohlen werden mag.

In der Erklärung des Inhalts wird der Lehrer durch die beigegebenen Anmerkungen aufs beste unterstützt. Sie nehmen etwa 26 Seiten ein und geben nach jeder Richtung hin ausführliche und sorgfältige Auskunft. Fofs benutzt hierzu die gründlichsten Geschichts- und Nachschlagewerke, und wir erhalten namentlich über die denkwürdig gewordenen Stätten wie über die uns teuer gewordenen Helden des letzten Krieges alles Wissenswerte in klarster Darstellung entgegengebracht. Den Anmerkungen schliefst sich ein Verzeichnis derjenigen Stellen an, durch die das im Anhang Erklärte zum ersten Male veranlafst worden ist.

In Rücksicht auf das in der gleichen Sammlung als 3. Bändchen herausgekommene Tagebuch d'Hérissons, in welchem von den Ereignissen des deutsch-französischen Krieges besonders der Abschlufs, die Belagerung von Paris, behandelt ist, und absehend von den zerstreuenden Feldzügen gegen die empörten Provinzen, hat der Bearbeiter dem sechsbändigen frz. Werke nur die Kämpfe gegen das kaiserliche Frankreich entnommen. Und auch dabei freilich sind noch mehrere Kürzungen im einzelnen erforderlich gewesen, durch die jedoch der Zusammenhang nirgends in störender Weise unterbrochen worden ist. Ja, es scheint mir sogar einer der Vorzüge des Werkchens darin zu bestehen, dafs es uns zumeist mit dem Beginn der Schilderung einer Episode ohne viele Umschweife in medias res führt und dadurch eine gewisse Frische in das Ganze hineinbringt. Die Übersicht unterstützen, abgesehen von den Kapitelüberschriften, den einzelnen

Abschnitten vorangeschickte Inhaltsangaben, wie beispielsweise in Chap. III (Bataille de Froeschwiller) die Einzeltitel: Charge des 8e et 9e cuirassiers à Morsbronn, Prise du drapeau du 36e, Conséquences de la bataille de Froeschwiller. Dazu kommen dann noch die Seitenüberschriften. Sehr instruktiv ist das erste Kapitel L'Armée française en 1870 mit den Unterabteilungen: Organisation et commandement, Infanterie, Cavalerie, Artillerie, Subsistances et service de santé und Conclusion. Hier wird der Schüler über das Wesen der verschiedenen Truppengattungen wie über ihre Verwendung im Felde orientiert, während ihm im folgenden Kapitel der Plan einer Mobilmachung von der Verteilung der Gestellungsbefehle an bis zum Aufmarsch der Truppen zur Schlacht dargelegt wird. Mit der Schilderung der Kriegsereignisse selbst beginnt dann die Einfügung von Kartenplänen, deren man im Buche selbst fünf zählt; auf der Rückseite des Titelblattes ist aufserdem der gesamte Schauplatz der Kämpfe bis zur Kapitulation von Metz einschliefslich der angrenzenden Gebiete von Bayern, Baden und der Rheinprovinz dargestellt.

Druck und Ausstattung sind von bekannter, oft gerühmter Güte. Fehler sind mir kaum zu Gesicht gekommen. Doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, dafs zu der Überschrift des ersten Absatzes im 2. Kapitel „I. Armée française“ ein entsprechendes II. und III. fehlt.

In einer neuen Auflage dürften die zahlreichen Ausdrücke namentlich aus militärischem Gebiete vielleicht noch eine gröfsere Berücksichtigung in den beigegebenen Anmerkungen finden, als in dem vorliegenden Buche der Fall ist.

Frankfurt a. M. M. Banner.

H. v. Treitschke, Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Dritte Auflage. 2 Bände. Berlin 1897, Georg Reimer. X u. 406, IV u. 530 S. 8. je 6 M.

Diese Sammlung von Schriften und Aufsätzen über die Politik des Tages, die Treitschke seit 1865, zum gröfsten Teil in den Preufsischen Jahrbüchern, veröffentlicht hatte, erschien zuerst 1874, eine zweite Auflage 1879, vermehrt durch die Aufsätze der letzten fünf Jahre. Treitschke wollte dieser neuen Auflage den Titel „Fünfzehn Jahre deutscher Kämpfe“ geben. Da aber der Verleger Bedenken trug, den alten, dem Büchermarkt bekannten Namen zu ändern, so blieb der bisherige Titel, und auch die vorliegende dritte Auflage hat ihn beibehalten. Auch im Text stimmt diese mit der zweiten Auflage überein, nur dafs der Herausgeber E. Liesegang, der Anordnung Treitschkes entsprechend, den Aufsatz „Unsere Aussichten“, der bisher die Sammlung abschlofs, herausnahm, um mit ihm die inzwischen erschienene „Neue Folge der Deutschen Kämpfe“ (Leipzig, S. Hirzel) einzuleiten, und den Fundort der einzelnen Aufsätze bezeichnete. Zugleich wurde das Werk in zwei Bände zerlegt und dem 1. Bande ein wohlgetroffenes Porträt Treitschkes beigegeben,

Die hier vereinigten 49 Aufsätze sind nicht nur ein unvergängliches Zeugnis des unermüdlichen und tapferen Ringens des gröfsten und deutschesten aller unserer Publizisten um Deutschlands Einheit, Gröfse und Wohlfahrt, seines weiten, durch keine persönlichen Interessen und Rücksichten beengten Gesichtskreises und seiner ebenso glänzenden wie durchschlagenden und überzeugenden Beredsamkeit, sie sind zugleich das treueste Spiegelbild der Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit von der Befreiung Schleswig-Holsteins bis herab zu den sozialen Kämpfen der Gegenwart, indem sie die Entwicklung Deutschlands in dieser Zeit auf Schritt und Tritt begleiten. Am bedeutendsten sind ohne Zweifel diejenigen der Aufsätze, die uns Deutschland in seinem Aufschwung und in der Erreichung seiner langersehnten Einheit zeigen und in diese Wendung der Dinge selbst so erfolgreich eingegriffen haben. Aus diesen, die zugleich Meisterstücke deutscher Prosa sind, z. B. aus dem Aufsatz, der überschrieben ist: Was fordern wir von Frankreich? könnte der eine oder andere Teil auch Primanern im Geschichtsunterricht mitgeteilt werden. So viel ist sicher: Treitschkes Aufsätze werden leben, so lang das Deutsche Reich lebt, mit dessen bisherigen Geschicken sie so fest zusammenhängen, und werden auch jetzt, in der Zeit unverkennbarer Abspannung, deutsche Männer immer wieder erheben und Schwankenden und Zweifelnden Zutrauen zu der neuen Ordnung der deutschen Dinge einflöfsen.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Berth. Volz, Grundlinien der Weltgeschichte. Hilfsbuch für den geschichtlichen Unterricht der Oberstufe höherer Lehranstalten. Leipzig 1897, O. R. Reisland. X und 392 S. 8. 2,80 M.

Wenn der Verfasser seinem Werke den Titel: „Grundlinien der Weltgeschichte“ gegeben hat, so hat ihn wahrscheinlich die Absicht dazu veranlafst, eine Bezeichnung zu finden, die von der der unzähligen anderen Lehrbücher und Leitfäden abweicht. Aber charakteristisch ist dieser Titel durchaus nicht. Denn Volz hat sich oft selbst da, wo die Rücksicht auf den Lehrplan dies sehr wohl gestattet hätte, keineswegs darauf beschränkt, „Grundlinien der Weltgeschichte“ zu ziehen, im Gegenteil! Er ist oft, sehr oft recht ausführlich geworden, viel ausführlicher, als es nötig, nützlich oder angenehm wäre, und wenn er im Vorwort sagt, das Buch versuche „den Anforderungen des neuen Lehrplans zu entsprechen, die mehr historische Bildung und Einblick in den pragmatischen Zusammenhang, als weitschichtige Einzelkenntnisse verlangen“, so vermag ich leider nicht anzuerkennen, dafs dieser Versuch gelungen ist. Ich hebe aus der Unmenge von Stellen, wo der Verfasser viel zu viel giebt und sich zum Teil in unbegreiflicher Weise in Einzelheiten verliert, aufs Geratewohl einzelne hervor.

In § 32 (S. 81) schildert er Karthago mit der gröfsten Aus-

führlichkeit („Auf einer Insel inmitten befand sich die Admiralität. Die Stadt war sehr eng gebaut; bis zu sechs Stockwerken erhoben sich die Häuser. Eine dreifache Mauer, fast 40 km lang, umgab die Stadt 13 m hoch. Immer von 20 zu 20 m stiegen die Verteidigungstürme auf. In den sehr dicken Mauern befanden sich Stallungen für 4000 Pferde und 300 Kriegselefanten" u. s. w.). Sehr breit wird der Verfasser dann z. B. auch bei der Schilderung des Untergangs Karthagos § 34 (S. 91) und bei der Erzählung von Mark Aurels Markomannen-Kämpfen § 50 (S. 129: „Kaiser Mark Aurel treibt sie über die Donau zurück, in die er als Opfer infolge eines Orakelspruches indische Blumen und zwei Löwen werfen läfst. Aber die Germanen, als die Löwen den Flufs durchschwimmen, tanquam peregrinos lupos fustibus eos confecerunt."). Von Diokletian heifst es § 52 (S. 133): „Nach zwanzigjähriger Regierung dankte er in Gegenwart des Heeres auf dem Felde bei Nikomedien ab, stieg in seinen Reisewagen, fuhr still durch die Stadt und ging nach Salona, wo er sich einen grofsen Palast (in dem heute die Stadt Spalatro steht) erbaut hatte"; in § 58 (S. 147) erfahren wir, dafs im Jahre 537 97 Schlachten (!) zwischen Ostgoten und Oströmern stattfanden und dafs Hut und Rock des Totilas als Trophäe an Justinian gesandt wurden; in § 100 (S. 233) wird uns mitgeteilt, dafs die Villa, die Karl V. in der letzten Zeit seines Lebens bewohnte, „durch die Berge gegen Nord- und Ostwinde geschützt war"; bei Gelegenheit des Berichts vom Karlowitzer Frieden in § 112 (S. 270) hält es der Verfasser für notwendig zu erwähnen, dafs der Frieden, oder, wie der Verfasser lieber will, Waffenstillstand in der Kirche Maria Fried abgeschlossen wurde, was mir, wie ich zu meiner Beschämung gestehe, bisher neu war; richtig wird es ja wohl sein, wichtig ist es sicherlich nicht. In § 134 (S. 323) erzählt uns dann der Verfasser, dafs die Familie Buonaparte dem Pasquale Paoli, der die Genuesen von Korsika vertrieb, ziemlich fern stand und sich beeilte, „ihren Frieden mit Frankreich zu machen, so dafs Karl Buonaparte Assessor am königlichen Gerichtshofe und Inspekteur einer königlichen Baumschule in Ajaccio wurde"! Auch dafs der Papst für Napoleon später den 15. August als Namenstag bestimmte, erscheint dem Verfasser der Mitteilung wert und wird uns sogar zweimal (S. 323 und 331) berichtet; dafs sich Napoleon, seitdem er zum „Oberbefehlshaber der Armee des Innern" ernannt worden war, nicht mehr Buonaparte, sondern Bonaparte schrieb, wird uns ebenfalls nicht vorenthalten (S. 324). So geht es bis zum Schlusse des Buches fort, und noch die beiden letzten Angaben, die einzigen für die Jahre 1896 und 1897, sind bezeichnend genug: gehören denn wirklich die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem russischen Kaiser in Breslau und die Enthüllung des Nationaldenkmals in Berlin zu den Grundlinien der Weltgeschichte?

Dafs es in einem Lehrbuche nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich ist, für alle möglichen, auch gar nicht besonders wichtigen Ereignisse die Jahreszahlen oder gar die Daten anzugeben, wird allgemein anerkannt; unser Buch aber weifs davon nichts, sondern geht auch in dieser Beziehung über alles weit hinaus, was man zur Not noch für berechtigt halten könnte. Ich führe, ohne zu wählen, auch hier aus der Unmenge von überflüssigen Zahlen und Daten nur einige an. Zunächst Zahlen: In § 52 (S. 135) wird uns berichtet, welche Verordnungen in Bezug auf die Einführung des Christentums in den Jahren 312, 313, dann bis 323, weiter 324 und 333 gegeben worden sind! Auf einer einzigen Seite (141; § 54 und 55) erfahren wir dann, dafs sich Athaulf 414 vermählte (Zusatz: „Attalus stimmte den Hymenäus an"!), dafs Honorius 419 die Goten als kaiserliches Hilfsvolk im Gebiete der Garonne ansiedelte, dafs Placidia 428 nach Italien zurückkehrte, dafs sie 450 starb, dafs Aetius 437 die Burgunder zurückwarf. So wird uns ferner — um auf eine spätere Zeit zu kommen — in § 58 (S. 205) unter anderen, wichtigeren Dingen mitgeteilt, dafs 1252 Bremen dem 1241 zwischen Lübeck und Hamburg abgeschlossenen Bunde beitrat, dafs um 1344 85 Städte zum Hansabunde gehörten, dafs das hansische Seerecht 1505 in Kopenhagen gedruckt ward und dafs 1367 Helsingfors erobert wurde; auf S. 209 (§ 91) werden uns nicht weniger als 23 Jahreszahlen gegeben. Fast noch toller wird es später. In § 117 (S. 284) steht zu lesen, dafs 1676 Benjamin Raule vom Grofsen Kurfürsten als Schiffsdirektor in Dienst und 1679 seine ganze Flotte auf 6 Jahre in Sold genommen wird, dafs 1680 „für schuldige Subsidien vor Ostende der spanische Carolus secundus erobert" wird, dafs 1684 von Raule noch neun Kriegsschiffe dazu gekauft werden, dafs am 1. Januar 1683 durch Otto von der Gröben bei Cap tres puntas in Westafrika die brandenburgische Flagge „aufgeholet" wird, dafs 1686 dort eine Kronkolonie besteht, 1684 der Arguin-Archipel und die Küste bei Cap blanco besetzt werden, 1685 auf St. Thomas in Westindien eine Station angelegt wird, endlich dafs 1682 der Grofse Kurfürst das „Haus Gretsiel", eine Burg bei Emden, besetzt und 1683 die Admiralität dorthin verlegt! Und das alles sind Grundlinien der Weltgeschichte! Und soll der Schüler das wirklich lernen?

Unglaublich ist es auch, welche Unmenge von Daten der Verfasser für nützlich oder notwendig hält. Dafs die Schlacht von Zama am 19. Oktober stattfand (§ 33 S. 86) und Alexandrien sich am 1. August 30 dem Oktavian ergab, dafs dessen Triumph in die Tage vom 13.—15. August desselben Jahres fiel, dafs der Senat ihm am 16. Januar 27 den Titel Augustus verlieh (dies alles auf S. 115; § 43 u. 44), ist gewifs ebenso wichtig und wissenswert, wie dafs Alarich im November 401 in Italien eindrang, Stilicho am 29. März 403 ihn bei Pollentia angriff und Alarich

dann am 24. August 410 nachts (wieviel Uhr und Minuten?) von der porta Salaria aus Rom eroberte (§ 54, S. 139/40). Immer und immer wieder fragt man sich: Wozu alle diese Daten, die auch der gelehrteste der gelehrten Historiker nicht kennt und die den Schüler nur verwirren und ermüden? Der Verfasser hält es weiter für nötig mitzuteilen (§ 97, S. 220), dafs der Emir Boabdil die Alhambra am 2. Januar 1492 verliefs, dafs Columbus am 3. August aus Palos absegelte und dafs der Matrose Rodrigo de Triana am 12. Oktober um 2 Uhr morgens im Mondschein zuerst die Brandung der Küste von Watlings-Island erblickte. Was will man noch mehr? — Später (§ 119, S. 288) erfahren wir z. B. das Datum der königlich preufsischen Ordre, durch die jedem Regiment ein bestimmter „Kanton" zugeteilt wird; von allen Schlachten der schlesischen Kriege, von Unterredungen, Kapitulationen und anderen Ereignissen dieser Zeit wird uns das Datum ebenfalls nicht geschenkt. Auch dafs „Marie-Anne de Corday d'Armont" im Juli 1793 Marat ersticht, dafs die verhafteten Girardins am 31. Oktober desselben Jahres hingerichtet werden, dafs dann am 6. Dezember die Freiheit aller Kulte bestimmt wird, am 10. Juni 1794 das Fest des höchsten Wesens gefeiert wird, dafs Robespierre, nachdem er sich verstimmt zurückgezogen hat, am 26. Juli 1794 wieder erscheint, dafs er am 28. Juli (= 10. Thermidor II) hingerichtet wird und noch manches andere soll der Schüler merken (§ 132, S. 319/20). Zum Schlufs noch eins: S. 344 steht folgende „Grundlinie der Weltgeschichte": „Sie (die Generalkommission) tagte im Schlosse zu Berlin vom April 1812 bis zum Februar 1813 und vom Februar 1814 bis zum Juli 1815. Endlich „„das Gendarmerieedikt"" vom 30. Juli 1812 schuf das (militärisch organisierte) Corps der Gendarmen, um das Ansehen des Staates auch auf dem „„platten Lande"" sicher zu stellen."!

Dafs auch abgesehen von Jahren und Daten zu viel Zahlen gegeben werden, will ich nur ganz kurz erwähnen, und es mag genügen, als Beispiel Seite 307 (§ 127) hier anzuführen, die nicht weniger als 14 Zahlen aller Art (Gehaltsangaben, Einwohnerzahlen, Verbrauchssummen u. s. w.) enthält. Auch die oben schon erwähnte Schilderung Karthagos auf S. 81 gehört hierher.

Bei der Überfülle des uns von Volz gebotenen Stoffes ist es um so auffälliger, dafs andererseits, wenn auch viel seltener, mitunter wichtige Dinge fehlen, ja dafs man bisweilen selbst Jahreszahlen vermifst. So wäre in § 66 (S. 163) Ludwigs des Jüngeren Sieg bei Andernach wohl der Erwähnung wert gewesen; in § 79 (S. 186) wird uns verschwiegen, dafs Steiermark selbständiges Herzogtum wird; bei der Schilderung des Prager Fenstersturzes (§ 107, S. 244) erfahren wir zwar, dafs Martinitz und Slavata 28 Ellen tief hinabstürzten, aber dafs sie deshalb hinabgestürzt wurden, weil die Protestanten sie für besonders schuldig an der Abfassung des bekannten kaiserlichen Drohschreibens

hielten, das erfahren wir nicht. — In § 107 (S. 250) wird uns nicht mitgeteilt, dafs Schweden im westfälischen Frieden auch die Reichsstandschaft und ein Stück von Hinterpommern erhielt (trotzdem wird dann in § 110 (S. 259) die Abtretung des rechten Oderufers an Brandenburg berichtet); ebensowenig wird unter den Erwerbungen Frankreichs die Landgrafschaft im Ober- und Unter-Elsafs erwähnt (vgl. dazu S. 256 Z. 15 die merkwürdige Angabe: „Exclave: die elsässische Vogtei"); in § 111 (S. 264) vermifst man ganz die petition of right; in § 112 (S. 270) hätte die wichtige Thatsache nicht unerwähnt bleiben dürfen, dafs Philipp von Anjou der zweite Enkel Ludwigs XIV. war; in § 121 (S. 292) fehlen die Jahre für den überhaupt nicht klar genug hervortretenden österreichischen Erbfolgekrieg und für den Frieden von Füssen, während uns, beiläufig erwähnt, unmittelbar darauf nicht verschwiegen wird, dafs General von Gefsler mit den Bayreuther Dragonern bei Hohenfriedberg 67 Fahnen eroberte. In § 134 (S. 322) wird der Schüler über die Zeit der Lossagung Korsikas von Genua so völlig im Dunklen gelassen, dafs er nicht einmal das Jahrhundert erfährt. Auch das mag noch erwähnt werden, dafs bei der Darstellung der Ereignisse des Jahres 1866 (§ 156, S. 376) Napoleons Einmischung längst nicht klar genug vortritt. —

Eine sehr wichtige Forderung, die, wie an jedes Buch, so vor allem auch an Bücher zu stellen ist, die dem Unterricht der Jugend dienen sollen, ist die, dafs der Stoff in ihnen übersichtlich angeordnet und die Darstellung klar sein soll. Nun mufs ohne weiteres anerkannt werden, dafs der Verfasser sich bemüht hat, der Forderung der Übersichtlichkeit und klaren Disponierung Rechnung zu tragen. Im Anschlufs an den Lehrplan ist das Buch in Ober- und Unterteile zerlegt und jedem einzelnen dieser Teile eine Überschrift gegeben. Aber die Anordnung der einzelnen Kapitel ist mitunter recht merkwürdig, und die Überschriften sind nicht selten recht unglücklich gewählt. So behandelt das erste Kapitel des ersten Abschnitts des ersten Buches „die Entwickelung des Griechentums", das zweite „den Orient", das dritte „die Blüte Griechenlands". Das erste Kapitel des zweiten Abschnitts enthält dann der Reihe nach die Paragraphen: 25: „Altitalien", 26: „die Stadt Rom", 27: „die altitalische Bevölkerung", 28: „die Anfänge Roms". Ferner: während § 1 des ersten Buchs überschrieben ist: „Weltgeschichte", handelt erst § 46, der erste § des 2., das Mittelalter mit Einschlufs der Reformation und der Religionskriege umfassenden Buchs von der „Einteilung der Weltgeschichte". Recht unglücklich sind dann die Überschriften des 6. und 7. Kapitels des 3. Buchs gewählt. Die eine lautet: „Der Widerstand der Nationalitäten (1808—1815)", die andre „Das Zeitalter der nationalen Bestrebungen (1815—1859)", worauf dann als 8. Kapitel „Das Zeitalter Wilhelms des Grofsen" folgt.

Auch sonst ist die Anordnung oft merkwürdig ungeschickt.

Die römische Kaiserzeit vom Tode des Augustus an wird — wohl dem Lehrplan zu Liebe — im 2. Buche (Mittelalter) behandelt, und zwar mit in § 50 unter der Überschrift „Massenhaftes Andrängen der Germanen"; die Siege Chlodwigs über Syagrius und die Alemannen werden in § 60 („Die germanischen Staaten an der Nordsee") angeführt, die Schlacht bei Vouglé dagegen erst im 2. Abschnitt des § 61 („Das Reich der Merowinger"); § 98 behandelt unter der Überschrift: „Das Schiefspulver" nicht nur den Untergang des Rittertums und die militärischen Verhältnisse der Übergangszeit, sondern auch die Eroberung von Mexico und Peru, die spanisch-französischen Kämpfe um Italien bis 1525 und Savonarola! In § 100 (S. 232) wird der Bericht über den schmalkaldischen Krieg durch die mitten hinein gestellte Erzählung von der Verschwörung des Fiesco in Genua in zwei Teile zerrissen. Die Hugenottenkämpfe werden teils in § 104 („Die reformierte Kirche in Westeuropa"), teils in der 2. Hälfte des § 105 („Der allgemeine Religionskrieg unter der Einwirkung Spaniens") behandelt; dazwischen finden wir (im ersten Teil von § 105): Soliman vor Szigeth, die Schlacht bei Lepanto, das Aussterben des Hauses Burgund in Portugal, die Ermordung Wilhelms von Oranien und die Armada! In § 121 d (S. 293) wird unter der Überschrift „11 Friedensjahre 1745—1756" zuerst von der Erwerbung von Ostfriesland 1744, dann von den Schlachten von Fontenay und Culloden berichtet; erst die 2. Hälfte dieses Abschnitts handelt dann von der friedlichen Thätigkeit Friedrichs des Grofsen während jener Zeit. In § 128 d (S. 310) wird bei der Schilderung des „Vorspiels der Revolution" unter der besonderen Überschrift „Das Parlament" in der Hauptsache von den Generalständen und nur nebenher vom Parlament gesprochen; in § 142 (S. 343) steht unter c „Die Wandlung der Gemüter" (vor den Freiheitskriegen) der köstliche Satz: „Goethes Faust erquickte die Gemüter (der erste Teil erschien 1808)"! In § 144 führt der Abschnitt d (S. 350), der von Napoleons I. Verbannung nach St. Helena und seinem Tode berichtet, die Überschrift: „Der Untergang der Bonapartes" — als ob es nie einen Napoleon III. gegeben hätte. Die Göttinger Sieben werden in § 145 d (S. 356) mit unter der Überschrift: „Die Radikalen" unmittelbar nach dem Satze: „Ein Geist der Auflehnung in der Litteratur des jungen Deutschlands: Laube, Gutzkow, Theodor Mundt" besprochen. In § 160 a. E. wird der Übertritt der französischen Truppen nach der Schweiz und die Kapitulation von Belfort in direkt irreführender Weise vor dem Falle von Paris berichtet.

An Klarheit läfst das Buch auch sonst sehr viel zu wünschen übrig, und daran ist wenigstens zum Teil das Bestreben des Verfassers schuld gewesen, Kürze der Form mit Fülle des Stoffs zu vereinen. Aber die Kost, die er uns vorsetzt, ist sehr oft so kompakt, dafs sie ungeniefsbar und unverdaulich ist. Beispiele finden sich überall; hier nur einige: Gleich in § 7 (S. 17)

finden wir den Satz: „Das hohe Ansehen der Metallarbeiter erhebt den Hephästus zum Sohn des Zeus, der ungestüme Unterwerfungskampf den Ares“. Für Schüler nur sehr schwer verständlich ist ferner in § 37, der, beiläufig gesagt, die pathetische Überschrift trägt: „Das Antlitz der Zeit“, die Darstellung des Gegensatzes zwischen den Optimaten und den „demokratischen Popularen“ (S. 95). In § 52 (Seite 133) heifst es von Diokletian zuerst: „Er . . . hebt den praefectus praetorio auf“ (soll heifsen: „schafft die Stellung des praef. praet. ab“) und gleich darauf: „An der Spitze jeder Präfektur steht ein praefectus praetorio“. In § 61 (S. 154) lesen wir wörtlich: „Im Einverständnis mit Papst Zacharias entthront Pippin auf dem Reichstage zu Soissons 751 den König Childerich III. Dieser war, als Volkspriester Einspruch zu thun [Wagen, von Kühen gezogen; reges criniti (Einhard)], mit seinem Sohn erschienen: beide werden ins Kloster geschickt“. Charakteristisch für die unklare, von einem zum andern springende Darstellung des Verfassers ist ferner der auch an Ungenauigkeit leidende Bericht über die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des dreifsigjährigen Krieges (§ 107). Da heifst es unter anderm (S. 243): „Erbberechtigt“ — in Jülich-Kleve — „sind Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg als Gemahl der Nichte und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg als Neffe des Herzogs. Aber der Kaiser macht Miene, das Herzogtum einzuziehen“ (ungenau!). „Erzherzog Matthias, sein Bruder, sucht ihn bei Seite zu schieben“ (Zusammenhang?) „und nötigt ihn, ihm die Regierung in Österreich und Ungarn abzutreten, so dafs Rudolph 1609 den Böhmen den Majestätsbrief (Religionsfreiheit, 24 Defensoren in Prag, Erlaubnis zum Kirchenbau für Herren, Ritter und königliche Städte und G ü t e r)“ [ungenau!] „verleiht, um sie gegen Matthias sich zu sichern“. Gleich darauf kehrt dann der Verfasser zum jülich-kleveschen Erbfolgestreit zurück. Auf der folgenden Seite heifst es: „Matthias war tolerant (Kardinal Khlesl), **aber** sein Erbe Ferdinand von Steiermark, streng katholisch, hatte viele Gegner“. Wie kann dann weiter der Schüler eine klare Vorstellung vom Kriege der beiden Rosen aus der Erzählung in § 111 c, 2 (S. 262/3) gewinnen? Ein wahres Muster von Unübersichtlichkeit ist ferner die Darstellung des zweiten schlesischen Krieges in § 121 c (S. 292/3), und unverständlich für den Schüler ist auch, was in § 139 (S. 334) über den „Kriegsgrund“ gesagt wird: „Der König billigte den Vertrag von Schönbrunn. Statt dessen wird ihm aber durch Truppendemonstrationen im März 1806 der Pariser Vertrag mit Frankreich aufgezwungen (Sperrung der Elbe und Weser gegen England). Napoleon verlangt die Entlassung Hardenbergs, der nun erst sein unversöhnlicher Gegner wird“.

Das Buch enthält nun aber auch ziemlich zahlreiche ganz irrige oder doch nur halb richtige Angaben, von denen einzelne bereits gelegentlich erwähnt sind, einige andere hier noch auf-

geführt werden mögen: § 5 (S. 7) finden wir die Behauptung, nach Herodot und Thukydides sei die Olympiadenrechnung in allgemeinen Gebrauch gekommen, wozu dann freilich die gleich darauf folgende Bemerkung: „In den bürgerlichen Verkehr indes ist die Olympiadenrechnung niemals recht eingedrungen" sehr wenig passen will; in Wirklichkeit wurde die Datierung nach Olympiaden erst in der alexandrinischen Zeit in der Litteratur allgemeiner Brauch. In § 14 (S. 33) findet sich noch immer die sicherlich unrichtige Meinung, Miltiades sei „in der Schuldhaft" gestorben. Mindestens irreführend ist in § 44 (115) die Behauptung: „die Regierung" — zur Zeit des Augustus — „gilt als geteilt zwischen Senat und Volk", wozu erst später der erklärende Zusatz kommt: „Der Vertreter des Volkes ist der princeps". In § 48 (S. 125) wird die Abberufung des Germanikus durch Tiberius als Folge davon hingestellt, dafs jener im Kampfe gegen die Germanen Unglück gehabt habe, und auf derselben Seite (§ 49) taucht wieder einmal der Irrtum auf, die Germania des Tacitus sei eine Tendenzschrift: „Er will den Römern ein sie beschämendes Spiegelbild in den (daher absichtlich zu günstig geschilderten) Germanen vorhalten". In § 50 (S. 127/8) wird die Regierung des Tiberius folgendermafsen charakterisiert: „Tiberius, der Nachfolger des Augustus, voll demokratischer Anschauungen, thatkräftig, obgleich verbittert (der nichtswürdige Sejan) regiert mit Einsicht und Strenge". Das ist alles! In § 58 (S. 146) wird Theodahat noch immer als Gemahl der Amalasunta bezeichnet. Nach § 79 (S. 182) wurden bei der Rückgabe Bayerns an Heinrich den Löwen „die Babenberger durch die zu einem Herzogtum erhobene Markgrafschaft Österreich entschädigt": in Wirklichkeit besafsen sie aber doch Österreich schon längst, und entschädigt wurden sie nur durch die Erhebung der bisherigen Mark zu einem Herzogtum. In § 85 (S. 199) steht wieder zu lesen, Jakob von Molay sei 1313 (statt 1314) verbrannt worden (vgl. dazu die sehr interessanten Ausführungen von N. Beeck in dieser Zeitschrift 1893 S. 774/5). In § 88 (S. 205) wird dem Vertrag zwischen Lübeck und Hamburg vom Jahre 1241 für die Entstehung des Hansabundes eine Bedeutung beigelegt, die er, wie doch nun endlich bekannt sein sollte, keineswegs besitzt, und gleich darauf wird ganz irrig behauptet, der Name Hansa sei um 1344 aufgekommen: in Wirklichkeit wird diese aus dem Gotischen stammende Bezeichnung schon im 12. Jahrhundert in England für eine Vereinigung von Kaufleuten gebraucht. In § 98 (S. 221) wird die sagenhafte Erfindung des Pulvers durch Berthold Schwarz oder, wie Volz, seiner öfter hervortretenden Neigung folgend, etwas Besonderes, vom Gewöhnlichen Abweichendes vorzubringen, lieber sagt: „Niger Berchtoldus" in die Zeit um 1450 verlegt! In § 104 (S. 239) wird das Verhältnis zwischen der heiligen Ligue und Heinrich III. schief dargestellt.

In § 107 wird unter anderen Ungenauigkeiten (s. o.) auf S. 244 behauptet: „Die neuerbauten Kirchen zu Braunau und Klostergrab werden geschlossen“: in Wirklichkeit war die Kirche zu Klostergrab zwar 1614 geschlossen worden, in der Zeit aber, von der hier die Rede ist, wurde sie bekanntlich niedergerissen (Dez. 1617). Unrichtig ist ferner in demselben § (S. 249) die Behauptung, im Prager Frieden sei das Restitutionsedikt aufgehoben worden. Nach § 110 (S. 258) soll Frankreich erst seit 1643 mit eigenen Heeren am 30jährigen Kriege teilgenommen haben, während es sich bis dahin auf Unterhandlungen und Subsidienzahlungen beschränkt hätte! Gleich darauf (S. 259) wird völlig falsch mit Beziehung auf Ludwig XIV. gesagt: „Rheinbund 1658 mit mehreren deutschen Fürsten geschlossen“. In Wirklichkeit ging der Rheinbund durchaus nicht von Frankreich aus, wenn dieser Irrtum auch immer wieder auftaucht. In § 121 (S. 292) meint Volz, Karl Albert von Bayern habe infolge des siegreichen Vordringens Friedrichs des Grofsen im ersten schlesischen Kriege Anspruch auf Österreich erhoben; in § 128 (S. 310) sagt er ebenso falsch: „Sie“ — die französischen Generalstände — „waren also nicht Vertreter des Landes, sondern gewisser Sonderinteressen, daher seit 1614 auch nicht mehr berufen“! In § 139 (S. 337) werden die unter 5 und 6 angeführten Bestimmungen fälschlich beim Tilsiter Friedensvertrag erwähnt, während sie erst dem Pariser Vertrag vom 8. Sept. 1808 angehören. Endlich seien noch die folgenden Irrtümer oder Ungenauigkeiten kurz erwähnt: § 143 (S. 346): „Österreich erklärt seinen Beitritt zu der preufsisch-russischen Allianz am 27. Juli“: der endgiltige Anschlufs erfolgte erst am 11. August. Ebenda (S. 348): „Zwar werden Blüchers Corps einzeln in fünf Gefechten geschlagen“ — Febr. 1814 — „aber er läfst sich nicht aufhalten“ — was den Thatsachen direkt widerspricht. § 154 (S. 373): „König Wilhelm unterzeichnet seine Abdankung; aber der Kronprinz nimmt die Krone nicht an. Da beruft der König am 23. Sept. 1862 Otto von Bismarck-Schönhausen u. s. w.“ § 156 (S. 375): „Österreich treibt daher zum Bruche .... Infolgedessen rüstet Preufsen Ende März 1866 ebenfalls“! Vergleiche dazu die bekannten Worte Moltkes mit ihrer schönen Offenheit: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen ... es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf“. Aber leider tritt bei Volz so wie hier gar nicht selten die einfache Wahrheit zurück vor dem Bestreben, Preufsen und seine Fürsten mehr als billig zu verherrlichen (vgl. unter vielen anderen Stellen auch § 123 S. 299, wo es übertreibend heifst: „Preufsen steht“ — es ist vom Ende des 18. Jahrh. die Rede — „an der Spitze Deutschlands“). Charakteristisch ist auch noch auf der letzten Seite die Stelle: „1890 Abtretung der Insel Helgoland von seiten Englands“ — von der deutschen Gegenleistung kein Wort!

Aufser vielen Unrichtigkeiten findet sich in dem Buche ferner eine ganze Reihe von zum mindesten unbegründeten, kühnen und mitunter rein phrasenhaften Behauptungen, die zum Teil mit grofser Bestimmtheit vorgetragen werden. Hierher gehören z. B. verschiedene Ausführungen in den ersten Paragraphen (vgl. § 2: „Osteuropa ist die Stammesheimat der Arier"), ferner, um nur noch einiges anzuführen, § 48 (S. 125): „Thumelicus starb in Ravenna"; § 57 (S. 145), wo unter den Gründen, warum das oströmische Reich sich behauptete, während das weströmische zu Grunde ging, unter anderem angeführt wird: „die strenge Sittlichkeit im Palaste (Pulcheria)"; § 60 (S. 150): „Sie" — die Langobarden — „gewinnen durch glückliche Kämpfe — daher Langobarden, d. i. die grofsen Barden sich nennend — Wohnsitze in Pannonien". So wird ferner in § 62 (S. 155) die Geburt Mohammeds mit beneidenswerter Sicherheit ins Jahr 571 gesetzt; in § 89 (S. 206) wird bestimmt behauptet, Günther von Schwarzburg sei am schwarzen Tode gestorben, und in § 107 (S. 243) lesen wir: „Erzherzog Ferdinand rottet durch Gewaltmafsregeln (Dragonaden) die Reformation in Steiermark und Kärnten aus. Die Erfolge machen den Katholizismus aggressiv." Endlich mag hier noch erwähnt werden die sonderbare Charakteristik des Hohenzollernhauses (§ 114 S. 277): „Voll kriegerischer Neigung, wie kein anderes Fürstenhaus, aber zugleich — ein Ausdruck des tiefen Pflichtgefühls — so zahlreiche Beispiele von Thronentsagung bietend, wie kein Haus sonst"!

Auch von dem Stil des Buchs läfst sich leider nichts Gutes sagen: ist es schon nicht schön, dafs die Schreibart zwischen dem sog. Telegramm-Stil und einer ausgeführten Erzählungsweise hin und her schwankt, so fallen noch viel unangenehmer andre Dinge auf, so der fortwährende meist völlig unbegründete Tempuswechsel, die Anwendung des historischen Präsens auch an ganz unpassenden Stellen, die massenhaft wiederkehrenden, oft geradezu unerträglichen Partizipien des Präsens, die sehr zahlreichen schlecht gebildeten Sätze mit „als", die an Stelle von Hauptsätzen mit „da" stehen, die manierierte Wortstellung, die sich vor allem beim Pronomen „sich" findet, die falschen Bilder, unlogische Ausdrucksweise u. a. m. Ich führe auch hier nur wenige Stellen an, die auch in andrer Hinsicht als Stilproben gelten mögen: Tempuswechsel und ungeschicktes historisches Präsens: § 50 (S. 129): „die Germanen werden jetzt sehr mächtig im römischen Heere. Caracalla kleidete sich germanisch; den Kaiser Alexander Severus, der sie in strenger Disziplin zu halten suchte, ermorden sie 235"; § 81 (S. 188/9): „Den jungen König Heinrich, der ebenso unternehmend und ausdauernd, wie herrisch und hart ist, erfüllt der Gedanke der Weltherrschaft ... Der letzte Normannenkönig Wilhelm II. starb 1189. Konstanze, seine Tante, war Erbin ... Heinrich eilt

herbei"; § 107 (S. 247) „Gustav Adolfs Gedanke eines „„baltischen"" Kaisertums auf protestantischer Grundlage als Gegengewicht gegen das römische Kaisertum Österreichs. Daher ist es notwendig, Norddeutschland zu gewinnen ... Die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg waren überdies seine Vettern. So kommt er mit einem Heere von 15 000 Mann herüber" u. s. w. — Partizipien des Präsens: § 47 (S. 123) „Land fordernd, siegen sie im Unwetter 113 bei Noreja über Carbo"; § 75 (S. 176) „Anfang 1096 ziehen liederliche Haufen aus, die Juden mordend"; § 94 (S. 214): „Kaiser Friedrich III. .. nur auf die Förderung seines Hauses bedacht, thut nichts für Deutschland, die Reichstage verträumend"; § 138 (S. 333): „Max Joseph von Bayern wird König, auf den alten Garibald sich berufend". — Ungeschickte Sätze mit als: § 54 (S. 141): „Athaulf erobert 415 Barcelona, als er der Blutrache zum Opfer fällt"; § 55 (S. 142): „Etzel .. dringt bis zu den Thermopylen vor: als ihn Geiserich .. zur gemeinsamen Eroberung von Italien auffordert"; § 79 (S. 185): „Kaiser Friedrich .. erobert Rom, wird nochmals zum Kaiser gekrönt, als eine pestartige Seuche .. sein Heer vernichtet"; § 107 (S. 244): „Diese ... trieben Bouquoy zurück und zogen gegen Wien: als Kaiser Matthias im März 1619 starb"; § 107 (S. 250): „Herzog Karl Gustav von Zweibrücken führt durch Schlesien Verstärkungen herbei: als der Frieden unterzeichnet wird". — Manierierte Stellung des Pronomen sich: § 71 (S. 172): „Die Slawen lehnen gegen das Reich sich auf"; § 87 (S. 203): „Dennoch maſste Johann XXII. die Entscheidung des deutschen Thronstreits sich an"; § 107 (S. 250): „der in bewaffneter Neutralität sich hält". — Falsche Bilder: § 66 (S. 164): „So hält Konrad nur mit Mühe die Krone aufrecht"; § 128 (S. 310): „Schlieſslich versiegt auch dieser Weg". — Von sonstigen Stellen, wo der Stil nachlässig ist, führe ich ganz aufs Geratewohl nur noch einige an: § 48 (S. 124): „Caesar überschritt den Rhein 55 gegen die Sigambrer"; § 53 (S. 137): „Westrom stirbt ohne Zuckungen ..., auch wenn nie ein Germane seinen Boden betreten hätte"; § 55 (S. 142) „Er" — Etzel — „stirbt 453: klein, breitschulterig, groſser Kopf, kleine Augen, gestutzte Nase"; § 76 (S. 179): „Als Pilger in Palästina, lehnt er" — Konrad III. — „sich zurückgekehrt gegen die Wahl Lothars auf"; § 82 (S. 192): „Otto ... wird ... bei Bouvines völlig geschlagen, so daſs er auf der Harzburg fast in Vergessenheit 1218 stirbt"; § 138 (S. 333): „Schreiben des Kurerzkanzlers von Dalberg an Napoleon, „„der Regenerator der deutschen Verfassung"" zu werden".

Nicht ganz unerwähnt bleiben soll auch die groſse Menge zum Teil völlig zweckloser Citate. So finden sich allein auf Seite 168 (§ 69) die folgenden: „Otto bietet ihm einen Zweikampf „„sine fraudulentiis"" an"; ferner: „auf dem Zuge nach Süden aber stirbt Otto im Dezember 983 in Rom, zu kraftvoll, „„avidus

sanitatis"", und endlich: „„Consors regnorum nostrorum Theophano, gratia divina imperator"", erhält ihrem Sohne „„custodia virili"" die Herrschaft"!

Von Druck- oder Schreibfehlern sind mir die folgenden aufgestofsen: S. 19 Z. 5 u.: „Eurotas ebene"; S. 88 Z. 18: Philopoemon; S. 173 Z. 6 „clunyacensischen" (dagegen richtig auf S. 172 Z. 6.); S. 267 Z. 13: vor „Whigs" fehlt der Artikel; S. 273 Z. 4: Stadt (für Staat); S. 296 Z. 5 „Sevener Konvention" (dagegen S. 295 Z. 10 v. u.: „Zeven"); S. 388 Z. 4 v. u. „führt" statt „führen".

Ich mag die Anzeige nicht schliefsen, ohne ausdrücklich hervorzuheben, dafs das Buch bei seinen grofsen Mängeln doch auch seine Vorzüge hat; so mufs anerkannt werden, dafs es ein Werk grofsen Fleifses ist; nur schade, dafs der Verfasser es für nötig gehalten hat, von den Früchten dieses Fleifses so viele einzeln auf den Markt zu bringen: weniger wäre hier wie oft viel mehr gewesen. Anzuerkennen ist auch, dafs die geographischen Verhältnisse der besprochenen Länder und das kulturgeschichtliche Element in der rechten Weise hervortritt und wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ausreichender Weise behandelt werden. Auch im einzelnen findet sich manches Gute, wie z. B., um nur eins zu erwähnen, die Übersicht über die staatlichen Verhältnisse Europas in der Mitte des 17. Jahrhunderts (§ 108), obwohl auch sie zu viel Einzelheiten bietet, doch im ganzen recht praktisch ist. Aber diese Dinge können doch an dem Gesamturteil nichts ändern. Gewifs kann der Schüler auch aus den „Grundlinien der Weltgeschichte" viel lernen, aber als ein gutes und empfehlenswertes Schulbuch können sie nicht bezeichnet werden.

Rostock. Rudolf Lange.

Friedrich Neubauer, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.

I. Teil: Geschichte des Altertums. Halle a. S. 1897, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. IV u. 168 S. 8. 1,60 M.

II. Teil: Deutsche Geschichte bis zum westfälischen Frieden. Halle a. S. 1898, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. IV u. 188 S. 8. 1,60 M.

Mit begreiflicher Spannung hat Ref. die beiden Bücher an der Hand des Unterrichts einer eingehenden Prüfung unterzogen, da er bereits in Bd. XLIX dieser Zeitschr. S. 484 ff. die von demselben Verf. auf Grund der neuen Bestimmungen vollständig umgearbeitete 15. Auflage der „kurzen Darstellung der deutschen Geschichte von Friedrich Kohlrausch" besprochen hatte. In dieser Besprechung war Ref. zu einem recht günstigen Urteile über die Brauchbarkeit dieser Neubearbeitung, die thatsächlich ein neues Lehrbuch für die Mittelstufe darstelle, gelangt, und inzwischen hat der Verf. durch die Veröffentlichung kleinerer

Schriften über den „Geschichtsunterricht auf höheren Schulen“ und „Volkswirtschaftliches im Geschichtsunterricht“ (Halle 1894) bewiesen, dafs er eifrig mit Vorarbeiten zur Abfassung eines Lehrbuches auch für die oberen Klassen sich beschäftige, welches nunmehr in seinen beiden ersten Teilen vorliegt.

Schon die äufsere Ausstattung in Papier und Druck fällt angenehm auf, und erhöht wird dieser Eindruck noch durch die allen Schematismus vermeidende Klarheit und Übersichtlichkeit der Anordnung. Überschriften in verschiedenem Druck, Einteilung in Paragraphen und die an die Spitze der Paragraphen gestellten Stichworte ermöglichen im Verein mit den Randnoten dem Schüler eine rasche und sichere Orientierung, während die angehängte Tabelle mit ihrer knappen und treffenden Ausdrucksweise, ihrer weisen Beschränkung der dem Gedächtnisse einzuprägenden Jahreszahlen ein sehr gutes und zumal der Bequemlichkeit des Schülers nicht allzusehr Vorschub leistendes Mittel zu Wiederholungen bietet. Aber auch die Grundsätze und Gesichtspunkte, nach denen gearbeitet ist, die Ziele, welche dem Verf. vorschwebten, dürfen im allgemeinen der freudigen Zustimmung aller einer neuen geschichtlichen Unterrichtsmethode huldigenden Fachgenossen gewifs sein. Denn wenn Verf. ausdrücklich betont, auch bei einfacher und sachlicher Darstellungsweise dem Schüler schwerere Gedankengänge nicht ersparen zu wollen, wenn er den gröfsten Wert darauf legt, „dafs der Zögling der oberen Klassen lerne die Thatsachen in ihrer inneren Verknüpfung zu sehen und die tieferen Gründe des Geschehens zu begreifen; dafs er sich gewöhne ebenso von den Elementen, aus denen wichtige Thatsachenreihen herauswachsen, wie von ihren Ergebnissen sich ein Bild zu machen; dafs er endlich mit den wesentlichsten Formen, in denen sich die geschichtliche Entwicklung vollzieht, bekannt werde“ — so entspricht das so sehr dem, was die methodischen Bemerkungen der neuen Lehrpläne bezüglich der Oberstufe über das vor allem anzustrebende Verständnis für den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse, über die Fähigkeit zum Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit aussagen, dafs darüber weitere Worte zu verlieren unnötig erscheint. Ref. hat auch schon wiederholt bei früheren Besprechungen mit Befriedigung feststellen können, dafs die besten unter den neuerdings in fast beängstigender Fülle erscheinenden Lehrbüchern endgültig mit der traurigen Anschauung, auch für die obersten Klassen die Geschichte lediglich als Memorierstoff zu behandeln, gebrochen und den Grundsatz der Entwicklung geschichtlichen Sinnes, der erzieherischen Einwirkung auf Verstand, Herz und Gemüt des Schülers zu Ehren gebracht haben. Liegt nun in der Befolgung dieses Grundsatzes ein unbestreitbarer Vorzug der vorliegenden Bücher, so ist damit doch ihr charakteristisches Merkmal

nicht angegeben. Denn dieses besteht vielmehr darin, dafs der Verf. mit einer Konsequenz, wie unseres Erachtens noch kein anderer, die Forderung der Lehrpläne durchführt, dafs auf der Oberstufe „die inneren Verhältnisse vor den äufseren in den Vordergrund treten müssen“. Ihn leitete, wie er in seinem Vorwort sagt, die Überzeugung, dafs den Kern des Unterrichts die politische Geschichte zu bilden habe, dafs aber die innere Geschichte der Staaten dieselbe Wertschätzung verdiene, wie die äufsere, und dafs diejenigen, anderen Zweigen der geschichtlichen Gesamtentwicklung angehörenden Thatsachen, die von wesentlichem Einflufs auf die politische Geschichte gewesen sind und deren Kenntnis zu ihrem besseren Verständnis notwendig ist, dem Schüler nicht vorenthalten werden dürfen. Davon ausgehend hat er der Darstellung dasjenige Mafs von kultur-, insbesondere sozialgeschichtlichem Lehrstoff einzufügen gesucht, das geeignet wäre, ein erstes Verständnis für soziale und allgemeine kulturelle Zusammenhänge anzubahnen, ohne doch die Geschichte des Staates zurücktreten zu lassen, ohne andererseits die Wertschätzung des Wirkens grofser historischer Persönlichkeiten zu beeinträchtigen. Indem aber der Verf. diese Anschauungen schon für die alte Geschichte zur Richtschnur nahm, ging er mit Bewufstsein über den Standpunkt der Lehrpläne hinaus, die zwar „besondere Berücksichtigung der Verfassungs- und Kulturverhältnisse“ auch für die Obersekunda, „Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart“ aber nur für Untersekunda und Oberprima verlangen. Ref. trägt gar kein Bedenken, hierin dem Verf. ohne Einschränkung beizustimmen. Denn wenn man einerseits bei ehrlicher Selbstprüfung oft genug eingestehen mufs, dafs selbst bei gewissenhaftester Berufsarbeit jene Belehrung in der Untersekunda nur sehr problematische Erfolge zeitigt, so wird man andererseits auch in der Oberprima nur dann ein wirkliches Verständnis erzielen, wenn man mit dem etwas gereifteren und zudem durch die Abschlufsprüfung gesichteten Schülermaterial schon bei der alten Geschichte anhebt, die grundlegenden Begriffe in Verfassungs-, Kultur- und wirtschaftlichen Verhältnissen an den einfachen Zuständen des Altertums zu entwickeln, zu bestimmen und zu begrenzen, mit diesen so gewonnenen Begriffen in der mittelalterlichen und neueren Geschichte unter steten Vergleichungen und Rückblicken weiter arbeitet („operiert“) und so von sicherer Grundlage weiterschreitend allmählich aus dem geschichtlich Gewordenen die schwierigeren Verhältnisse der jüngsten Vergangenheit sowie der Gegenwart begreiflich zu machen sucht. Diesen Weg hat der Verf. eingeschlagen, wie er denn auch schon jetzt ankündigt, dafs er dem dritten Bändchen die Übersichten gewisser Zweige der staatlichen und kulturellen Entwicklung an-

zufügen gedenke, die es dem Schüler erleichtern sollen, das geschichtliche Werden nach bestimmten Gesichtspunkten zu überblicken. Dafs ein solcher Versuch, zumal bei dem Mangel an mafsgebenden Vorbildern, sogleich alle Erwartungen erfülle, ist nicht zu verlangen; Verf. tritt auch gar nicht mit dem Anspruch auf, den Stein der Weisen gefunden zu haben, sondern erklärt sich in wohlthuender Bescheidenheit zufriedengestellt, wenn man nur im allgemeinen sein Verfahren billige und zu dem Urteil gelange, dafs die Ausführung nicht allzuweit hinter dem vorgesteckten Ziele zurückgeblieben sei. So viel ist gewifs, dafs eine in der Hauptsache wohlgelungene Arbeit hier vorliegt, die es vollauf verdient, der wohlwollendsten Prüfung aller Fachgenossen angelegentlichst empfohlen zu werden. Um dies im einzelnen näher darzuthun, wenden wir uns der genaueren Betrachtung der beiden Bändchen zu, wobei wir nicht nur das, was uns besonders anspricht, gebührend hervorheben, sondern auch mit unseren Einwendungen und Ausstellungen nicht zurückhalten wollen.

Für die Darstellung der Geschichte des Altertums[1]) wählt der Verf. „die Form der Erzählung, zwar in der gedrängten und knappen Ausdrucksweise, wie sie die Zwecke eines Lehrbuches bedingen, indessen in solcher Ausführlichkeit, dafs alle Einzelthatsachen, die ihm wesentlich erscheinen, mitgeteilt würden und zugleich der innere Zusammenhang der Ereignisse zum Ausdruck käme“. Unstreitig wird diese Form mit grofsem Geschick gehandhabt, sie ist auch für den Schüler der oberen Klassen immer noch die angemessenste, und das Buch liest sich, wie ja auch die Bearbeitung der Kohlrauschschen Geschichte, sehr angenehm und gefällig. Nur würde Ref. dem Verf. empfehlen, sich in der Anwendung des Zwischensatzes — besonders beliebt ist die Wendung: „man denke an . . .“ — gröfsere Beschränkung aufzuerlegen und vor dem Bau allzu langer und dann zu wenig übersichtlicher Sätze[2]) sich zu hüten. Besonders glücklich zeigt sich der Verf. in der Kunst der Charakteristik sowohl hervorragender Männer, wie einzelner Zeitabschnitte. Was in kurzen, treffenden Worten über Themistokles und Aristides (§ 39), Cimon (41), Perikles (49), Kleon und Nikias (54), Alkibiades (55), Philipp von Makedonien (66), Alexander (73), Pyrrhus (19) u. a., was über die griechische σωφροσύνη und die Römertugend (§ 10) gesagt ist, verdient uneingeschränktes

---

[1]) Dafs im II. Teile der Verf. diese Darstellungsform nicht mehr so streng beibehält, wird unten zu zeigen sein.

[2]) So findet sich in § 18 ein Satzungetüm von 14 Zeilen mit 2 Zeilen Zwischensatz; auch sonst wird häufig mit dafs ein Satz zu lang weitergesponnen, was ein Schulbuch doch vermeiden mufs.

Lob, und vorzüglich ist z. B. die Darstellung der zersetzenden Folgen des peloponnesischen Krieges in nationaler, sozialer und sittlicher Hinsicht (§ 58), sowie in § 76 die Zusammenstellung der „Hauptmerkmale“ des Hellenismus [1]), in § 6 die Charakteristik der neuen Verfassung der jungen römischen Republik u. a. m. Durchaus anerkennenswert ist auch das schon oben beim Hinweis auf die Tabelle hervorgehobene Mafshalten in Zahlenangaben, ein Vorzug, der bei der Überfülle des in dem einen Jahre der Obersekunda kaum zu bewältigenden Pensums nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Die „orientalische Geschichte“ bietet auf stark acht Seiten doch fast alles Nötige und weist, abgesehen von den Regierungszeiten der Perserkönige, nur zehn Zahlen auf, Lykurgos wird in Übereinstimmung mit den Resultaten neuerer Forschung als mythische Gestalt, die unter seinem Namen gehende Gesetzgebung als das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung bezeichnet, deshalb mit Recht von einer Datierung abgesehen; beim I. und II. messenischen Kriege finden wir einfach die völlig genügende Orientierungszahl um 650, beim III. einfach 464; § 75 wird die Diadochenzeit mit Recht nur nach den Resultaten und der Kultur dargestellt, nach 322 (Demosthenes' Tod) folgen nur noch fünf Zahlen, die in der römischen Geschichte doch gemerkt werden müssen, wunderbarerweise allerdings noch vier für die sizilische Spezialgeschichte, die sich in dieser Breite an der Stelle merkwürdig ausnimmt und unseres Erachtens praktischer beim ersten punischen Kriege einer Anmerkung zuzuweisen wäre. Auch in der römischen Geschichte haben wir bis 366 nur sechs Zahlen, für den Zeitraum 366—266 [2]) nur zehn, wie denn z. B. der I. Samniterkrieg, „dessen Überlieferung völlig sagenhaft ist“, und der Latinerkrieg mit Recht ohne Zahlenangaben dargestellt werden. Ref. würde gerade hierin vielleicht noch weiter gehen, die Samniterkriege von 355—295 festlegen und nur die letztere Zahl für den Entscheidungskampf bei Sentinum lernen lassen, in der griechischen Geschichte z. B. auch die Schlachten bei Tanagra, Oinophyta, Koronea (§ 45) durch eine Kennzeichnung dieser Wirren und ihrer Ergebnisse ersetzen, in der römischen die Siege bei Clusium, Telamon und Clastidium über die Gallier, den des Cotta bei Chalcedon auslassen und die Kaiserzeit nach 180 noch mehr kürzen. Bezüglich der Anordnung des Stoffes ist zu bemerken, dafs der Verf. im allgemeinen der herkömmlichen Periodeneinteilung folgt; für die Zeit von etwa 1100—500 hat er die Bezeichnung „das griechische Mittelalter“ gewählt, in der

---

[1]) Ob dem Verf. es hier thatsächlich gelungen ist, die durchaus richtigen abstrakten Ausführungen „durch Mitteilung konkreter Thatsachen zu veranschaulichen“, ist freilich zu bezweifeln.

[2]) Letztere Zahl ist jedenfalls aus mnemotechnischen Gründen gewählt und deshalb wohl zu billigen.

römischen Geschichte die äufseren Ereignisse 510—366 ganz von der Entwicklung des Ständekampfes geschieden, was Ref. lieber nicht thun würde[1]), und im letzten Jahrhundert der Republik eine Einteilung nach Epochen 1) der Gracchen, 2) der wiederhergestellten Senatsherrschaft, 3) Sullas, 4) des Pompejus, 5) Cäsars vorgenommen und bei letzterem hinwiederum Cäsar als Demagoge, als Eroberer Galliens, im Bürgerkriege und als Monarch nacheinander behandelt. Wenn Verf. dabei auf das Biographische bei Cicero, Pompejus und Cäsar näher eingeht[2]), so ist das nur zu billigen und ein Beweis dafür, dafs er sein Buch in erster Linie für Gymnasien bestimmt, wie dies ja auch schon aus der Beifügung zumal der griechischen termini technici in Verfassungs-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, sowie besonders bezeichnender Stellen aus griechischen und römischen Schriftstellern[3]) zur Genüge hervorgeht. Solche Citate tragen nicht wenig zur Belebung der Darstellung bei, und demselben Zwecke dienen auch die Hinweise auf die Bestätigung der geschichtlichen Darstellung durch neuere Funde und Ausgrabungen, die dem Schüler der Oberstufe doch nicht gänzlich vorenthalten werden dürfen. So wird, um nur einige Proben zu geben, mit Recht angeführt (§ 9) die „Backsteinbibliothek des gelehrten Königs Assurbanipal, deren aufgefundene Reste uns heute von gröfstem Werte sind", desgleichen in § 13 des Darius grofse, dreisprachige Felseninschrift von Behistan, und es berührt sehr angenehm, dafs in § 18 die unsterblichen Verdienste Heinrich Schliemanns gebührend gewürdigt werden, dafs wir in § 23 von den auf Kosten des deutschen Reiches vorgenommenen Ausgrabungen in Olympia das Wichtigste vernehmen; ebenso hören wir von den gewaltigen Tempeltrümmern an der Stätte des alten Selinus (29), von den zahlreichen bemalten griechischen Vasen, die in apulischen und etruskischen Gräbern aufgefunden sind (30), von der Grabschrift der Phyle Antiochis (§ 43), die mehr als lange Auseinandersetzungen für die weite Ausdehnung der damaligen athenischen Unternehmungen bezeichnend ist u. dgl. m. Alle diese Notizen aber erscheinen nicht aufdringlich als aufgehäuftes und lediglich das Gedächtnis belastendes Ma-

---

[1]) Die Gründe der Entwicklung werden dadurch nicht klarer, das hat der Verf. selbst gefühlt, da er in der Tabelle diese Scheidung nicht beibehält.

[2]) Auf S. 165 wird in einer fast die Seite füllenden Anm. eine sehr gute Nebeneinanderstellung der biographischen Notizen dieser drei Männer — bei Cicero auch die Datierung der wichtigsten Reden und Schriften — gegeben, eine für den altsprachlichen Unterricht sehr willkommene Beigabe.

[3]) z. B. des Simonides Epigramm S. 38, Citate aus Thukydides, Wortlaut der Unglücksbotschaft von Kyzikos (§ 57), Charakteristik des Klearchos bei Xenophon (§ 60), zwei Stellen aus Sallust de bello Iugurthino (§ 42), je eine aus Catull (§ 62), Vellejus (§ 63), Cicero (§ 67), Plinius dem Älteren (§ 72 über die Latifundien- und Sklavenwirtschaft), Plinius d. J. (§ 82 aus einem Briefe Trajans: Verhaltungsmafsregeln gegen die Christen).

terial, sondern sind stets in gefälliger Form den Thatsachen zur Illustration beigefügt. Wo es angeht, sind auch bei berühmten Örtlichkeiten die im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Veränderungen angemerkt, wie denn mit Recht betont ist, dafs die Thermopylen im Altertum nur eine schmale Pafs-Strafse waren, dafs der Copais-See heute abgeleitet, dafs die frühere Insel Lade jetzt infolge der Anschwemmungen des Mäanders ein Teil des Festlandes ist u. a. m. Ganz ansprechend ist häufig den Namen der alten Geographie die heutige Benennung in Klammern beigefügt[1]), bisweilen auch eine Übersetzung derselben[2]) gegeben, aber während die Geographie des alten Griechenland unseren vollen Beifall findet, mutet uns diejenige Italiens doch gar zu modern an. Nicht nur dafs so viele moderne Namen, wie Sila-Wald, Gran Sasso d'Italia, Stromboli, Ischia, Capri uns entgegentreten: der ganze § 1 könnte ebenso gut in einem Lehrbuch der Geographie stehen. Oder wem fällt es nicht wunderbar auf, in einem historischen Schulbuch zu lesen, dafs „der Apennin im Laufe der Jahrhunderte ganz abgeforstet und Hochwald den Italienern heute fast unbekannt“ ist, dafs „neben der Rebe besonders die immergrünen, dickblätterigen Gewächse, neben Lorbeer und Myrte der Ölbaum (von Toskana an), die später aus dem Orient eingeführten Citronen und Apfelsinen (etwa von Neapel an), in Sizilien die aus Mittelamerika stammenden Kakteen und Opuntien gedeihen“![3]) Man könnte, wenn man dies und in § 3 die Ausführungen über den heutigen Zustand der Campagna di Roma, sowie über die bauliche Entwicklung des antiken (aurelianische Mauer!), päpstlichen, königlichen Rom liest, auf den Gedanken kommen, der Verf. habe dies für die gelegentlich neben dem geschichtlichen Unterricht vorzunehmenden geographischen Repetitionen bestimmt, aber dafür sind die Notizen doch wiederum zu vereinzelt, dann hätte bei der Geographie Griechenlands ebenso verfahren werden müssen. Eher als diese hier wenig passenden,

---

[1]) z. B. Thera (heute Santorin), Melos (heute Milo), wo zugleich passend die Auffindung der berühmten Venusstatue angemerkt ist, Panormus (Pellegrino), Lilybaeum (Marsala) u. a. Andere Namen, wie z. B. Capo delle Colonne für das lacinische Vorgebirge, sind freilich zu wenig bekannt.

[2]) Die „Erzstadt“ Chalcis, die „Ruderstadt“ Eretria, das „Saatland“ Sparta könnten, wenn man daran Gefallen findet, noch durch zahlreiche andere Beispiele erweitert werden. Treffend wird Abdera das „Schilda“ der alten Welt genannt.

[3]) Einiges ist zudem nicht ganz zutreffend, wie man denn unmöglich von den Maremmen sagen kann, dafs sie heute noch wie in grauer Vorzeit lägen, während doch thatsächlich die in etruskischer und auch noch römischer Zeit gut angebauten Fluren erst durch den Rückgang der Bodenkultur und die dadurch herbeigeführte Malaria verödet und zu Maremmen geworden sind, andererseits gerade an der etruskischen Küste man teilweise schon mit Erfolg an der Assanierung weiter Strecken gearbeitet hat. Ein bedauerlicher Druckfehler sind die ligurischen — statt liparischen — Inseln.

fast wie Reiseeindrücke uns anmutenden Mitteilungen können uns die Vergleiche gefallen, die der Verf. zuweilen mit Vorgängen der neueren Geschichte zieht, wenn er z. B. § 66 beim Streben Philipps von Makedonien nach dem Zugang zur Seeküste auf die ähnlichen Bemühungen des Grofsen Kurfürsten und Peters des Grofsen hinweist, oder § 25 die Barciden und Oranier in Parallele, § 15 das römische Beamtentum mit dem heutigen in Gegensatz stellt, oder darauf aufmerksam macht, dafs wie die Städte des Mittelalters in der Errichtung prächtiger Dome, so die des Altertums in dem Reichtum der Weihgeschenke und in mächtigen Tempelbauten ihren Ruhm suchten, oder endlich daran erinnert, dafs in der Bucht von Sphakteria i. J. 1827 die Seeschlacht von Navarino sich abgespielt habe. Auch Gröfsenverhältnisse moderner Länder — § 2 Ägypten und Belgien — zum Vergleiche heranzuziehen, ist ein durchaus geeignetes Mittel, um richtige Vorstellungen bei den Schülern zu erzielen, und Ref. möchte wünschen, dafs Verf. von diesem Mittel (z. B. auch bei Attika, Lakedämonien, Latium u. a.) ergiebigeren Gebrauch gemacht hätte, da man gerade hierbei in der Praxis gar oft auf zu wunderbare Begriffsverwirrungen in den Schülerköpfen stöfst. Durchweg hat sich der Verf. mit Recht es angelegen sein lassen, auf die Ähnlichkeiten zwischen griechischen und römischen Verhältnissen hinzuweisen; so werden neben die merkwürdigerweise nur in einer Anmerkung zu § 2 behandelten latinischen Gottheiten die entsprechenden griechischen gestellt, die Zustände der römischen Königszeit (Geschlechtsverband — Scheidung der Stände (§ 4) — örtliche Tribuseinteilung (§ 5)) mit der entsprechenden Entwicklung der griechischen Geschichte verglichen, bei der Not der unter dem Druck der Wehrpflicht, des Tributum, des harten Schuldrechts seufzenden Plebejer (§ 10) an die traurige Lage der attischen Bauern zur Zeit Solons erinnert u. s. w.

Für die Auswahl des Stoffes im einzelnen, die schon oben gelegentlich berührt wurde, ist dem Verf. ohne weiteres beizupflichten, wenn er sagt, dafs dabei persönliche Überzeugungen und Neigungen zu sehr ins Gewicht fallen, als dafs er hoffen dürfe, in jedem Einzelfall die Zustimmung der Fachgenossen zu finden. Man mufs nur angesichts der nun einmal auf das eine Jahr der Obersekunda zusammengeschrumpften Frist für die Bewältigung der alten Geschichte in erster Linie darauf bestehen, dafs alles irgendwie Entbehrliche ausgeschieden werde, und diesen Grundsatz hat der Verf. im allgemeinen mit anerkennenswertem Geschick durchgeführt. Wir wollen deshalb auch nicht um Kleinigkeiten mit ihm rechten, können es aber nicht unterlassen, auf einiges hinzuweisen, was uns mit Unrecht zu fehlen scheint. Während in der römischen Geschichte die Hauptsachen der „zum gröfseren Teile ein Gemisch von Sagen und späterer

gelehrter Konstruktion" darstellenden Überlieferung der Königszeit, desgleichen die vielfachen Ausschmückungen in den ersten Jahrhunderten der Republik wenigstens andeutungsweise wiedergegeben und meist treffend auf ihren historischen Inhalt[1]) zurückgeführt werden, hat der Verf. in der orientalisch-griechischen Geschichte auf die Einfügung, ja auf die Andeutung von Sagen durchweg mit Absicht verzichtet. Weder hören wir bei der ägyptischen Religion von dem ja freilich erst später entstandenen, so anziehenden Isis-Mythus, noch bei der persischen Vorgeschichte von der Kyrossage, noch endlich bei der griechischen von Götter- und Heroensagen (Herakles, Theseus, Argonauten, thebanischem und trojanischem Sagenkreise etc.) ein Wort. Verf. scheint dabei dem nicht zu rechtfertigenden Optimismus zu huldigen, dafs aller dieser für allgemeine Bildung, für das Verständnis von Erzeugnissen der Litteratur und darstellenden Kunst so unentbehrliche Wissensstoff von dem Unterricht der Unterstufe her dem Schüler noch bekannt sein müsse, scheint sein Ohr zu verschliefsen den mit Recht immer lauter und lauter sich vernehmlich machenden Klagen, dafs der Rückgang der Kenntnis dieser Dinge selbst bei Zöglingen humanistischer Bildungsanstalten ein geradezu erschreckender sei. Nach unserer Ansicht kann und darf sich ein Lehrbuch der alten Geschichte aber heute weniger denn je der Verpflichtung entschlagen, wenigstens durch kurzen Hinweis auf diesen gar nicht zu unterschätzenden Sagenschatz Lehrer und Schüler zur Auffrischung des früher Gelernten[2]) geradezu zu zwingen. — Aber auch in der eigentlichen Geschichte hätte manches nicht ausgelassen werden sollen. Wenn sonst überall der Verf. gerade die Verfassungsverhältnisse mit einer gewissen Vorliebe behandelt, so fällt es um so mehr auf, dafs in § 8 bei der jüdischen Geschichte der so einzigartige, charakteristische Begriff des theokratischen Königtums gar nicht festgelegt ist; vermutlich hat sich der Verf. mit der Erwägung abgefunden, dafs diese Aufgabe dem Religionsunterricht zu überweisen sei, wie er denn auch wohl aus demselben Grunde (§ 75) die Heldenzeit der Makkabäer und dementsprechend in der römischen Geschichte (§ 54) die Beseitigung ihres Königtums durch Pompejus gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Im § 45 wird bei dem Kriege zwischen Athen und den peloponnesischen Staaten der eigentliche Anlafs desselben — die Aufnahme Megaras in den athenischen Bund, die einen Über-

[1]) Namentlich die Regierung des Tarquinius Superbus, wo mit Recht für die Ausdehnung der römischen Macht auf den Handelsvertrag zwischen Rom und Carthago hingewiesen wird, das Resultat des Krieges gegen Porsena, die Kämpfe gegen die Gallier (vae victis!) u. a. m.

[2]) Bei wievielen Schülern, die eine andere Vorbildung genossen, die unteren Klassen höherer Lehranstalten gar nicht besucht haben, fehlt gar diese Grundlage gänzlich? Und soll die Aufgabe, sie wenigstens einigermafsen nachzuholen, ganz und gar dem Privatfleifs und der Privatlektüre überlassen bleiben?

griff in den spartanischen Machtbereich bedeutete! — nicht hervorgehoben, während es doch weiterhin heifst: „neben Megara (!) gehörten nunmehr Böotien etc. zum athenischen Bunde“. Wichtiger noch ist, dafs das Resultat dieser Wirren, der Verzicht Athens auf seine Landmachtstellung und seine Beschränkung auf die Herrschaft zur See, nicht gezogen wird[1]). Bei dem Zuge der 10 000 hätten wir entweder hier (in § 60) oder nachträglich beim Alexanderzuge (71) gern zum wenigsten einen Hinweis gesehen auf den morschen Zustand des Perserreichs, der allein die Erklärung dafür bietet, wie eine Handvoll Leute ins Herz dieses erstarrten, nicht mehr lebensfähigen Kolosses eindringen konnte[2]). Erwähnt man einmal den Iphikrates und seine Peltasten (62), so darf doch auch die Vernichtung der spartanischen Mora (bei Korinth) durch ihn nicht vergessen werden, ein Ereignis, das schon seines moralischen Eindrucks halber mitteilenswert ist; und beim antalkidischen Frieden und seiner Handhabung durch die Spartaner mufste neben dem Gesagten hervorgehoben werden, dafs, während Theben durch die Auflösung des böotischen Bundes schwer getroffen ward, Sparta im Besitz Messeniens und an der Spitze seiner angeblich autonomen Bundesgenossenschaft verblieb, dafs es gegen Olynth deshalb einschreitet, weil dieses mit Erfolg bestrebt war, die chalkidischen und auch makedonische Städte in engem, gemeinsames Familien-, Besitz- und Bürgerrecht schaffendem Bunde zusammenzufassen und damit die Macht des makedonischen Königtums einzuengen. In § 64 vermifst man neben Chabrias ungern Timotheos, Konons Sohn, und bei der Hegemonie Thebens den doch so bezeichnenden Umstand, dafs Theben, um sich dieselbe endgültig zu sichern, ebensowenig — Gesandtschaft des Pelopidas nach Susa — wie vordem Sparta sich scheute, um die Gunst des Perserkönigs zu buhlen. Bei der Kultur des Hellenismus würde Ref. eine schärfere Scheidung zwischen Architektur (korinthischer Stil) und Plastik, bei letzterer wiederum zwischen pergamenischer und rhodischer Schule empfehlen, denn gerade auf diesem Gebiete wirkt allzu gedrängte Kürze für den mit solchen technischen Begriffen doch nicht so rasch operierenden Schüler gar leicht verwirrend. — In der römischen Geschichte hat der Verf. bei der Verfassung in der ersten Periode der Republik die Comitia Curiata gänzlich ausgelassen, ein Verfahren, mit dem Ref. sich höchstens dann einverstanden erklären könnte, wenn es aus pädagogischen Rücksichten auf die allerdings so häufig vorkommende Verwechselung mit den Centuriatkomitien

---

[1]) Das wäre doch, zumal in Hinsicht auf die Machtverhältnisse im peloponnesischen Kriege, ungleich wichtiger als die Darstellung dieser Wirren, die uns, wie schon oben angedeutet, entbehrlich scheint.

[2]) Warum nicht auch das berühmte θάλαττα, θάλαττα wenigstens in Klammern beigefügt?

hervorgegangen wäre[1]). Wenn man § 12 von Spurius Cassius und seinem „Versuch, die Plebs für sich zu gewinnen und die Gewalt an sich zu reifsen", redet, warum dann nicht gleich seine lex agraria, die Vorläuferin so vieler anderen, anführen? Gewifs sind Cassius' Tod wie der des Spurius Maelius Vorfälle symptomatischer Natur, und doch würde sie Ref. neben Manlius Capitolinus, dem letzten Opfer des Ständekampfes, unbedenklich fortlassen. Dagegen ist doch für den Gang des Ständekampfes, für die Zähigkeit des Widerstandes und das nur schrittweise Nachgeben der Patrizier die Abzweigung der Censur[2]), Prätur, curulischen Ädilität zu charakteristisch, als dafs man sich damit einverstanden erklären könnte, diese Ämter nur als vollendete Thatsache bei der Organisation des Staates § 15 aufgezählt zu sehen. Ebenso ist infolge des gänzlichen Verschweigens der leges Valeriae Horatiae die staatsrechtliche Stellung der Tributkomitien nachher gar nicht zu verstehen, während doch durch die Bestimmung, ut quod tributim plebes iussisset, populum teneret[3]), die Tribunen erst das Recht erhielten, staatsrechtlich — wenn auch unter Voraussetzung der Zustimmung des Senates — gültige Beschlüsse durch die Plebs fassen zu lassen. Weshalb der Verf. § 21 den Sieger bei den ägatischen Inseln nicht nennt, weshalb er sich § 26 bei Cannae mit der kurzen Andeutung begnügt, dafs „diesem Unglück gegenüber sich die sittliche Gröfse Roms in glänzender Weise bewährte", ohne diese Gröfse wenigstens durch einige charakteristische Züge zu beleuchten, weshalb endlich, um anderes zu übergehen, § 75 bei der doch erwähnten Schätzung auf Augustus' Befehl nicht mit einem Worte an Christi Geburt erinnert wird, ist dem Ref. unerklärlich.

Immerhin sind diese Unterlassungen, die ja leicht bei einer neuen Auflage vermieden werden können, nicht allzu erheblich, und sie werden, wo nicht schon durch die erwähnten Vorzüge, doch sicherlich durch die grofse Zuverlässigkeit aufgewogen, die dem Buche durchweg nachzurühmen ist. Unrichtige sachliche Angaben wird man nur sehr wenige finden, und wenn wir trotzdem auf einige Stellen den Finger legen, so geschieht es nicht aus Lust am Tadel, sondern in dem Wunsche, dafs des Verf. Arbeit durch Ausmerzung dieser kleinen Schwächen

---

[1]) Dem scheint freilich zu widersprechen, dafs sie S. 91 dann doch noch wieder, und zwar neben Centuriat- und Tributkomitien, aufgeführt werden, allerdings mit dem richtigen Zusatz, dafs sie jede politische Bedeutung einbüfsten.

[2]) Bei den Befugnissen der Censoren würde Ref. neben der ihnen wahrscheinlich erst später durch besonderes Gesetz zugewiesenen lectio senatus die ihnen von Anfang zustehende recognitio equitum erwähnt haben.

[3]) Den lateinischen Wortlaut der Gesetze hat der Verf., obschon er den Inhalt meist genau wiedergiebt und trotzdem er — vgl. oben! — sein Buch in erster Linie für Gymnasien bestimmt, doch durchweg vermieden; weshalb, ist nicht recht einzusehen.

noch besser gestaltet werden möge, als sie unzweifelhaft schon ist. So müfste in § 3 die Bemerkung, dafs „Champollion die Hieroglyphenschrift mit Hilfe des Steines von Rosette zuerst entzifferte“, wenn man den Namen des Gelehrten überhaupt nennen will, dahin erweitert werden, dafs es der Franzose Ch. der Jüngere war, dem diese Aufgabe 1822 gelang. Ref. würde es für passender halten, die ganze Notiz in eine Anmerkung zu setzen, wobei dann nicht nur auf Bonapartes ägyptische Expedition, das Auffindungsjahr, die Möglichkeit der Entzifferung durch die der hieroglyphischen und demotischen beigefügte griechische Schrift, sondern auch auf den Inhalt (Ehrenbezeugungen der ägyptischen Priesterschaft an König Ptolemaeus Epiphanes) und damit auf das Alter der Inschrift (ca. 197 v. Chr.) leicht hingewiesen werden könnte. Denn weshalb soll hier fehlen, was S. 41 bei der Grabschrift der Phyle Antiochis so ausführlich mitgeteilt wird? In § 26 ist zwar der Charakter des spartanischen Staates im allgemeinen richtig dargestellt, doch war zu betonen, dafs die Gleichheit des Grundbesitzes wohl ursprünglich bei der ersten, niemals wiederholten Landaufteilung vorhanden gewesen, thatsächlich aber doch sehr bald geschwunden ist, denn nur so ist das Aufkommen der ὑπομείονες gegenüber den ὅμοιοι[1]), nur so die stetige Minderung der eigentlichen Spartiaten zu erklären. In ähnlicher Weise mufste bei dem sonst so treffend gekennzeichneten Amte der Ephoren — weshalb läfst gerade hier der Verf. das griechische Wort und seine Übersetzung fort? — hervorgehoben werden, dafs sie von Anfang an den Demos — vergl. die Tribunen in Rom! — gegenüber dem Königtum vertraten, wodurch erst die „steigende Bedeutung ihres Amtes“ verständlich wird. Dafs Themistokles von den Athenern der Teilnahme an den Plänen des Pausanias beschuldigt sei, ist in dieser Form doch nicht zutreffend; Ankläger oder mindestens die intellektuellen Urheber der Anklage waren sicherlich die hafserfüllten Spartaner. Dem Areopag wurde durch das Gesetz des Ephialtes nicht nur, wie der Verf. § 44 meint, das Veto-Recht gegen Beschlüsse der Volksversammlung, sondern vor allem auch die Dokimasie vor Antritt des Amtes, die Aufsicht über die Beamten und über die gesamte Finanzverwaltung entzogen. In der Anmerkung zu § 46 ist die Einwohnerzahl Athens — 100 000 Vollbürger, 30 000 Metöken, 100 000 Sklaven — entschieden zu hoch gegriffen. Vollbürger gab es vielmehr in ganz Attika vielleicht 90—100 000, Sklaven sicher viermal, Metöken halbsoviel. Athen hatte schwerlich mehr als 180 000 Einwohner. Auch setzt sich der Verf. mit sich selbst in Widerspruch, da er in § 51 die Zahl der Sklaven

[1]) Verf. weist selbst darauf in § 58 hin, während er in § 20 noch betont, dafs „in Sparta nur durch gesetzliche Mafsregeln die Gleichheit des Besitzes festgehalten werden konnte“.

in Attika auf 100000 angiebt. Bei Alexander d. Gr. hätte *alles*, was über den Umschwung in A.s Herrscherstellung, über die *προσκύνησις*, Philotas, Parmenio, Kleitos gesagt ist, vor dem indischen Feldzuge eingereiht, hier höchstens daran erinnert werden müssen, denn sonst liegt die Gefahr zu nahe, dafs der Schüler trotz der Worte „seit seinen Siegen über Darius" alles nach den Jahren 327—325 setzt. Verf. hat da offenbar die Rücksicht auf die historische Entwickelung vor derjenigen auf eine ansprechende Disposition zurücktreten lassen. — In der römischen Geschichte finden wir als Jahr der Beendigung des Ständekampfes das bekanntlich nicht genau zutreffende Jahr 366 angegeben, allerdings wohl nur aus der pädagogischen Erwägung, dafs die Errungenschaften der Plebs nach diesem Zeitpunkt (Zugang zu den Priesterstellen u. a.) mehr nebensächlicher Natur sind und die Zahlen 366—266 (cfr. oben!) sich besonders leicht dem Gedächtnisse einprägen. Weshalb für L. Cornelius Scipio sowohl in § 30 als im Stammbaum zu § 35 das Cognomen Asiagenus statt Asiaticus gewählt ist, bleibt uns unerfindlich. In dem Antrage des Ti. Gracchus (§ 40) wäre richtiger statt 1000 Morgen Staatsland vielmehr 500 gesetzt oder gesagt worden, dafs keine Familie mehr als 1000 Morgen besitzen dürfe; denn die Zahl 1000 erklärt sich doch nur daraus, dafs der Antragsteller für noch unter der väterlichen Aufsicht stehende Söhne je 250 Morgen in Aussicht nahm; diese Vergünstigung aber liefs er, ebenso wie die „Entschädigungen für Bauten und Bodenverbesserungen", die, entgegen der Ansicht des Verf., allerdings anfangs vorgesehen waren, nach Octavius' Absetzung fallen. Und wenn es auch wohl nicht unrichtig ist, dafs „die Wirkung des gracchischen Ackergesetzes dadurch wieder vernichtet wurde, dafs die neuen Bauernstellen für verkäufliches Eigentum erklärt wurden, was schnell zur Wiederherstellung der Latifundien führte", so wäre es doch wohl angezeigt gewesen, dem Schüler wenigstens einen Begriff von der thatsächlich „durchgeführten gewaltigen Umwälzung im Grundbesitze" zu geben. Ergab doch der Census vom Jahre 124 gegenüber dem Jahre 135 eine Zunahme von 76000 römischen Bürgern! Wie die in die Zeit des Camillus fallende Umwandlung des Heerwesens (§ 14), so hat Verf. auch des Marius Heeresreform im grofsen und ganzen gebührend gewürdigt, allein es hätte doch noch klarer hervortreten müssen, dafs Marius wegen der infolge des Schwindens des Mittelstandes immer gröfseren Schwierigkeit der Aushebung alle freiwillig sich meldenden freigeborenen Bürger ohne Rücksicht auf den Census zuliefs und dadurch thatsächlich W e r b u n g an die Stelle der Aushebung setzte. Die Notiz (§ 54), dafs Pompejus „in Jerusalem den Widerstand der Juden durch Erstürmung des Tempelberges brach", ist zwar nicht falsch, aber in ihrer allzu grofsen Kürze entschieden irreführend. Denn in Wahrheit hob Pompejus, von der Pharisäer-

partei zur Schlichtung des Thronstreites zwischen den Brüdern Hyrkanos und Aristobulos aufgefordert, das Makkabäische Fürstentum auf, stellte die alte, vor 100 Jahren vom Senat anerkannte Hohepriesterverfassung wieder her und setzte über das den Römern zinspflichtige Land den Hyrkanos als Hohenpriester und Ethnarchen ein, eine Entscheidung, der sich auch Aristobulos fügte, während allerdings seinen widerstrebenden Truppen der Tempelberg erst durch eine dreimonatliche Belagerung entrissen werden mufste. Letzteres hätte also doch wohl eher fortgelassen werden können, als des Pompejus schiedsrichterliche Thätigkeit.

Wenden wir uns nunmehr derjenigen Seite des Buches zu, die entschieden das gröfste Interesse in Anspruch nehmen darf, in der wir schon oben das eigentlich Charakteristische des Werkes sahen, die Verarbeitung des kultur-, insbesondere sozialgeschichtlichen Lehrstoffes. Von vornherein sei bemerkt, dafs wir hierbei auf das Letztere, das Sozialgeschichtliche, den meisten Nachdruck legen, denn mit dem Mafs des für Litteratur- und Kunstgeschichte Dargebotenen, das sich mehr durch die knappe Form der Darstellung, als durch die Menge oder Auswahl von dem anderer Lehrbücher unterscheidet, können wir uns im allgemeinen nur einverstanden erklären[1]. Wie sehr dagegen der Verf. die Seite der wirtschaftlichen und sozialen Entwickelung pflegt, das möge vor der Betrachtung im einzelnen schon eine Reihe von Stichworten beweisen: Phönikischer Seehandel (§ 7), die wirtschaftlichen Verhältnisse in der ersten Hälfte des griechischen Mittelalters (§ 20), Stände, Staat (§ 21/22), wirtschaftliche Entwickelung in der zweiten Hälfte des griechischen Mittelalters (§ 30), wirtschaftliche Mifsstände unter der athenischen Adelsherrschaft und wirtschaftliche Neuordnung durch Solon (32/33), wirtschaftliche Zustände im perikleischen Zeitalter (46), soziale Zersetzung nach dem peloponnesischen Kriege (58), Alexanders Fürsorge für Handel und Verkehr (73), soziale und wirtschaftliche Ergebnisse des römischen Ständekampfes (14), Staat und Wirtschaft in der 4. Periode der römischen Republik §§ 37 u. 38 (die Volkswirtschaft), Cäsars wirtschaftliche Fürsorge (§ 66), wirtschaftlicher Verfall der römischen Kaiserzeit (§ 72), soziale Mafsregeln des Augustus (75), der wirtschaftliche Verfall der späteren Kaiserzeit (82). Immer sind diese bald kürzeren, bald ausführlicheren Abschnitte den Ausführungen über die politischen, d. h. die Verfassungsverhältnisse, sehr ansprechend beigefügt, in der Regel die Disposition: politische Verhältnisse, wirtschaftliche Zustände, geistiges Leben beobachtet. Vor allem aber ist be-

[1] Im einzelnen kommt uns z. B. die Behandlung der Sokratiker, insbesondere die Notiz über Aristoteles, wie die der Dichtkunst und Wissenschaft zur Zeit des Augustus anderen Partieen gegenüber gar zu kurz vor; sehr gut dagegen z. B. die kurzen Proben der älteren römischen Litteratur (§ 39) aus Andronicus, Naevius, Ennius.

merkenswert, dafs gleich von Anfang an aus der Darstellung eine Reihe wirtschaftlicher und sozialer Grundbegriffe gewonnen und mit diesem dann weiter operiert wird. So heifst es schon in § 2 von Ägypten, dafs dort früh, da die Überschwemmung durch gemeinsam angelegte Deiche, Kanäle, Schöpfwerke geregelt und nutzbar gemacht werden mufste, eine Organisation der Arbeit und ein staatliches Gemeinwesen entstand, dafs der ägyptische König für die Ausführung seiner Befehle ein bis ins einzelne gegliedertes Beamtentum und für die Bedürfnisse des Hofes und der Verwaltung ausgedehnte Krongüter besafs. Beim vorderasiatischen „Karawanenhandel" (§ 6) wird mit Recht betont, dafs man sich durch ihn nicht nur über gemeinsames Mafs und Gewicht verständigte, sondern auch die Edelmetalle als Geld gebrauchen lernte: „sie empfahlen sich durch ihren Wert, ihre Teilbarkeit, Dauerhaftigkeit, die Leichtigkeit ihres Transports als gemeinsamer Wertmesser, als Tausch- und Sparmittel". Diese Worte sind in ihrer vielsagenden Knappheit und Anschaulichkeit geradezu mustergültig. Der Abschnitt über die Phönikier giebt Gelegenheit, deren Handel nach seinen drei Seiten als Vertrieb der Erzeugnisse ihres Gewerbes, als Gewinnung der Rohprodukte (Kupfer von Cypern, Gold von Thasos, Silber von Spanien, Zinn von England) und als Sklavenhandel zu charakterisieren und zugleich an Carthago die Entwickelung „aus einer Faktorei zu einer grofsartigen Handels- und Plantagenkolonie" zu zeigen. Die Organisation des Perserreiches durch Dareios (§ 13) ergiebt die Begriffe: Sitz der Centralgewalt, höchste Civil- und Militärgewalt in den Provinzen, staatlicher Nachrichtendienst (Postverbindungen), Finanzen (Naturallieferungen — Grundsteuer auf Grund einer Landvermessung), Begründung einer einheitlichen Währung (Dareikos), Stellung eines Kontingents von Truppen oder Schiffen. Bei der troischen bzw. mykenischen Kultur hört der Schüler zuerst davon, wie „an Stelle des Gebrauchs von Steinwerkzeugen erst allmählich der von Werkzeugen aus Bronze zu treten begann", und die auf den homerischen Gedichten fufsende Schilderung der Zustände in der ersten Hälfte des griechischen Mittelalters bringt wiederum eine ganze Anzahl für wirtschaftliche wie für Verfassungsverhältnisse grundlegender Begriffe. Wenn wir lesen, wie neben den beiden Zweigen der Urproduktion (Viehzucht und Ackerbau) das die Rohstoffe verarbeitende, veredelnde Gewerbe noch wenig entwickelt ist, wie es zwar einige Gewerbe, die für den Verkauf arbeiten (Schmiede, Sänger, Ärzte, Herolde) giebt, im ganzen aber die Arbeitsteilung noch wenig fortgeschritten ist und in der Hauptsache Eigenwirtschaft oder Naturalwirtschaft[1]) be-

[1]) Die gediegene Ausführung endet mit dem charakteristischen Schlufssatz: „Man nennt eine solche Art der Wirtschaft Eigenwirtschaft oder,

steht, wenn die Entstehung des **Grofsgrundbesitzes** und die dadurch hervorgerufene **Hörigkeit** der Bauern, sowie die **ständische Gliederung** in Adel, Kleinbauern und Sklaven, wenn weiterhin das homerische Königtum und die dasselbe ablösende Adelsherrschaft mit seinem „Alleinbesitz politischer Rechte“ und mit seiner „ritterlichen Kultur“ [1]) geschildert wird, so können wir nur mit Befriedigung konstatieren, dafs hier eine durchaus klare, jedes Übermafs vermeidende, dem Fassungsvermögen des Schülers trefflich sich anpassende Darstellung geboten wird, die nichts zu wünschen übrig läfst. Und es ist ein gar nicht genug zu schätzender Vorteil, dafs schon in diesen ersten 20 Seiten an den einfachsten Verhältnissen das Verständnis des Schülers für solche Dinge geweckt und geschärft wird. Wie viel leichter wird er nunmehr von dem Wesen und der Bedeutung der sog. lykurgischen und der solonischen Verfassung sich ein klares und anschauliches Bild verschaffen, wie viel leichter auch bei der mehr und mehr zu verwickelteren Verhältnissen fortschreitenden Darstellung den Ausführungen des Verfassers folgen können, der stets mit Erfolg bestrebt ist, dem Schüler nicht nur Thatsachen vorzuführen, sondern ihm auch „die tieferen Gründe des Geschehens“ begreiflich zu machen. So werden bei den Gründen für die griechische Kolonisation der zweiten Periode neben dem Überschufs der Bevölkerungsmenge und den inneren Zwistigkeiten die Interessen des Kaufmannes betont, der immer neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen sich bemühte. Und wenn der Schüler von der **Aufteilung des Landes** in der neuen Heimat hört, so wird er ohne weiteres einsehen, dafs fast sämtliche Kolonieen der Griechen, zum Unterschiede von den Handelsfaktoreien der Phönikier, **Ackerbaukolonieen** waren. Ebenso mufs ihm bei solcher Darstellung klar werden, dafs ein gewaltiger Umschwung wirtschaftlichen Lebens mit dieser Kolonisation Hand in Hand ging, dafs in einem lebhaften Seehandel die Produkte (Rohstoffe und gewerbliche Erzeugnisse) verschiedener Landschaften ausgetauscht wurden, dafs dadurch „eine **für den Export arbeitende Industrie** ins Leben gerufen ward“ und schon im 6. Jahrhdt. Fabriken entstanden, die mit Sklaven arbeiteten, dafs der immer mehr sich verbreitende Gebrauch geprägten Geldes den Handelsverkehr erleichterte und eine **Ansammlung von Kapitalien** ermöglichte, dafs die **Geldwirtschaft** allmählich teils neben, teils **an die Stelle der Naturalwirtschaft** trat.

---

weil sie noch kein Geld, sondern nur den Austausch von Naturalien kennt, **Naturalwirtschaft**.

[1]) In geeigneter Weise wird diese Ablösung durch das Aufkommen der Eupatridenherrschaft in Athen 682 — in § 32 weiter ausgeführt —, die ritterliche Kultur durch die Thätigkeit der *ἀοιδοί* und *ῥαψῳδοί*, die Festspiele der Olympien — 776 erste Aufzeichnung des Siegers, amtliche Verwendung der Buchstabenschrift — illustriert.

Wir müssen es uns schon mit Rücksicht auf den für eine solche Besprechung zu Gebote stehenden Raum versagen, im einzelnen weiter zu verfolgen, wie der Verfasser mit unleugbarem Geschick diese Seite der geschichtlichen Entwickelung behandelt; einige Andeutungen mögen daher genügen. So sieht er mit Recht in der Einkommensteuer (εἰσφορά) der solonischen Verfassung „ein Zeichen der hereingebrochenen Geldwirtschaft", schildert treffend, wie im perikleischen Zeitalter das Gewerbe sich mehr und mehr in Form einer Grofsindustrie entwickelte, welche zwar ohne Maschinen, aber mit grofsen Mengen von Sklaven arbeitete, wie diese Sklavenwirtschaft den Arbeitslohn der freien Arbeiter drückte, wie die Eigenwirtschaft früherer Jahrhunderte durch eine ausgedehnte Arbeitsteilung durchbrochen, der Handel lebhafter, die Menge des umlaufenden Geldes gröfser, der Zinsfufs — freilich immer noch 12% — geringer ward und wie infolge dieser entwickelten Geldwirtschaft die Einkommenssätze der solonischen Verfassung aus Naturalien in Geld umgerechnet wurden. Auch dafs der Getreidebau nicht imstande war, die steigende Bevölkerung zu ernähren und daher eine starke Einfuhr von Getreide aus den Ländern am Pontos Euxeinos notwendig wurde, während andererseits Öl- und Weinbau guten Ertrag brachten, dafs dann nach dem peloponnesischen Kriege der Gegensatz von arm und reich sich verschärfte und das Auftreten sozialistischer Ideen zur Folge hatte[1]), ist sehr anschaulich hervorgehoben und findet sein ansprechendes Gegenstück in der Schilderung der ähnlichen Verhältnisse der römischen Geschichte vor dem Auftreten der Gracchen. Denn mit Recht sind der starken Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse Roms im § 38 anderthalb Seiten gewidmet. Wie in Gestalt von Kriegsbeute, Provinzial-Abgaben, Handelsgewinn grofse Reichtümer nach Rom zusammengeströmt waren, die Kapitalien in wenigen Händen sich aufhäuften und dies zu der unseligen Latifundien-Wirtschaft führt, wird ebenso glücklich und mit sicherem Takt und Mafs geschildert, wie die höchst verderblichen Folgen dieser ungesunden Entwickelung: Das Schwinden des kleinen Bauernstandes, der immer schwerer um sein wirtschaftliches Dasein kämpft, der, oft schon durch die Kriegsjahre verarmt, angesichts der durch die überhandnehmende Getreidespekulation und Einfuhr billigeren ausländischen Getreides immer mehr gedrückten Preise, den Wettbewerb mit den grofsen Besitzern, die auf ihren Latifundien mit Sklavenmassen, also billiger arbeiteten, auf die Dauer nicht aushalten konnte, in Schulden geriet und schliefslich durch gerichtliche Versteigerung oder gar offene Ge-

[1]) „Damals suchte vor allem Plato gegenüber der alles beherrschenden und auflösenden Selbstsucht den Weg zum sozialen Frieden in einem sozialistischen, ständisch gegliederten Idealstaate, dessen Bild er in seinen Büchern vom Staate entwarf".

waltthat von Haus und Hof verdrängt ward; der Zusammenflufs einer immer gröfseren Menge besitzloser Leute in Rom, die auch in der Industrie keine Nahrung fanden, da diese ebenfalls Sklaven verwandte; endlich die zu immer gröfserer Verödung Italiens führende Umwandlung weiter Strecken von Ackerland in Weideland, da auch dem grofsen Besitzer der Ackerbau kaum mehr die Betriebskosten einbrachte. Das alles erklärt nicht nur trefflich „die schwere soziale Krisis, in die Rom getreten war“, und die Pläne des Tiberius Gracchus, sowie ihre Erweiterung durch Cajus zu dem Versuch einer umfassenden politischen und sozialen Gesetzgebung, sondern bereitet auch in glücklicher Weise auf den wirtschaftlichen Verfall der römischen Kaiserzeit vor und ergiebt eine wertvolle Bereicherung des Verständnisses für die wirtschaftlichen Verhältnisse und Fragen der Gegenwart. Und in gleicher Weise hat der Verf., wie schon andere vor ihm, die Betrachtung der Verfassungsverhältnisse nutzbar gemacht. Die Reformen des Kleisthenes geben Gelegenheit, den Grundsatz der Selbstverwaltung für die Ortsgemeinden, den der Repräsentation für die Centralverwaltung klar zu machen, und bei den Ergebnissen des römischen Ständekampfes (§ 14) lernt der Schüler mühelos am ius suffragii und ius honorum die modernen Begriffe des aktiven und passiven Wahlrechts.

Ref. glaubt in dieser kurzen, auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebenden Übersicht die Arbeitsweise des Verf.s genügend dargethan und schon dadurch, dafs meist die Wendungen des Buches selbst gebraucht sind, den Beweis erbracht zu haben, dafs der Verf. keineswegs über den Rahmen dessen, was ein Schulbuch für die Oberstufe fordern darf, hinausgegangen ist. Denn das sei allzu ängstlichen Gemütern gegenüber, die stets mit Unkenrufen vor einem Übermafs gerade in diesen Dingen warnen, ausdrücklich festgestellt: in unserer Zeit, wo den ins Leben tretenden Jüngling alsbald in Zeitungen und gesellschaftlichem Verkehr politische und wirtschaftliche Begriffe umschwirren, hat die Schule die unabweisbare Pflicht, ihren Zöglingen ein bestimmtes, zwar bescheidenes, dafür aber auf dem sicheren Grunde geschichtlicher Entwicklung aufgebautes Mafs solcher Begriffe mit auf den Weg zu geben, wenn auch immerhin betont werden mufs, dafs es sich hier weniger um abgeschlossene, fertige Erkenntnis, als um Anregung zu späterem Nachdenken und tieferem Eindringen in diese Fragen handeln kann, Fragen, denen die Gebildeten der Nation wahrlich nicht in angeblich vornehmer Abgeschlossenheit und Gleichgültigkeit gegenüberstehen dürfen. Nur in einer Beziehung dürfte den Verf. mit Recht ein Vorwurf treffen, den der Leser vielleicht schon aus den obigen Ausführungen herausgefühlt hat, in der allzu häufigen An-

wendung von Fremdwörtern. Wir gehören nun zwar keineswegs den allzu eifrigen Puristen an und wollen gern den einmal bei uns eingebürgerten Fremdwörtern ihr Recht lassen, allein für ein Schulbuch ist doch mehr als sonst an dem Grundsatz festzuhalten, dafs alle fremdländischen Wendungen vermieden werden sollen, die in gutem Deutsch ebenso klar wiedergegeben werden können. Weshalb redet der Verf. § 6 von der Leichtigkeit des Transports (statt Beförderung), weshalb § 15 von Centrallandschaft (statt Binnenland), weshalb in § 36, 39, 40 stets von der besseren Disziplin (statt Mannszucht), weshalb § 51 von inkonsequenter (statt schwankender), § 68 von konsequenter und energischer (statt folgerichtiger und thatkräftiger) Politik, weshalb § 71 von den centralisierten (statt in einer Hand zusammengefafsten) Kräften der Nation, weshalb mufs Alexander § 70 an Theben ein furchtbares Exempel statuieren (statt durch die Bestrafung ein abschreckendes Beispiel geben), weshalb soll Archimedes § 27 gerade ein grofser Ingenieur genannt werden, da er doch in der griechischen Geschichte sich mit der Bezeichnung Mathematiker begnügen mufste, weshalb mufs C. Gracchus unpopulär (statt unbeliebt), weshalb Drusus § 76 Kronprinz (statt Thronfolger) heifsen, weshalb endlich soll für des Augustus Herrschaft der seltene Ausdruck Dyarchie herbeigeholt werden? Auch Ausdrücke wie residieren (§ 3), kultiviert, existieren und Weiterexistenz (Fortleben der Seele) in § 3, 42, 85 u. a. könnten doch leicht durch gute deutsche Worte ersetzt werden. Militärische Wendungen wie Operationsbasis (Oberitalien für Hannibal), politische wie Militär-, Civil-, Finanz-Verwaltung, Debatte (in der Volksversammlung) mögen noch hingehen, andere dagegen würde Ref., gerade weil es politische Schlagwörter geworden sind, lieber fortlassen oder höchstens in Klammern zusetzen. Dahin gehört es, wenn von Radikalismus und Pöbelherrschaft in den Kolonieen (§ 28), wenn (§ 33 u. 44) von dem Areopag als dem konservativen Faktor im Staatsleben, von Aeschylus als konservativem Dichter die Rede ist oder § 50 als der eigentliche Souverän — weshalb nicht Träger der Staatsgewalt? — die Volksversammlung bezeichnet wird[1]. Und auch in den kulturgeschichtlichen Abschnitten würde Ref. Ausdrucksweisen, wie z. B. dafs die hellenistische Kultur nicht mehr national-hellenisch, sondern kosmopolitisch gewesen sei oder dafs in diesem Epigonen-Zeitalter die Nachahmung und die virtuose Technik

---

[1]) Auch den schon erwähnten von Kleisthenes durchgeführten Grundsatz der Repräsentation (statt Volksvertretung) möchte Ref. hierher rechnen, wie ihm auch die Übersetzung δήμαρχος = Ortsschulze allzu modern vorkommt. — In der ganzen Ausdrucksweise scheint der Verf. von Mommsens modernisierender, gerade deswegen aber auch vielfach angefochtener und für jugendliche Leser auch nicht bestimmter Diktion, vielleicht unbewufst, beeinflufst zu sein.

eine immer gröfsere Rolle gespielt habe (§ 76), für ein Schulbuch doch lieber vermieden sehen, wenn sie auch ihrem realen Inhalte nach einer Anfechtung nicht unterliegen.

Nach der eingehenden Besprechung der alten Geschichte dürfen wir uns für den II. Teil, die deutsche Geschichte bis zum westfälischen Frieden, um so eher kürzer fassen, als das Meiste des oben Ausgeführten mutatis mutandis auch auf diesen Teil Anwendung findet. Von vornherein sei bemerkt, dafs der Titel „Deutsche Geschichte" nicht gar so eng zu nehmen ist. Denn einmal hat der Verf., wie er selbst in der Vorrede hervorhebt, gutem Brauche folgend, am Ende der Darstellung des deutschen Mittelalters auch eine Übersicht der Geschichte der bedeutendsten aufserdeutschen Völker eingeschoben, die nicht entbehrt werden könne, wenn die Verschlingungen der europäischen Politik, wie sie im sechzehnten Jahrhundert auftreten, verstanden werden sollen. Andererseits giebt ihm „die Geschichte der Gegenreformation", der vorletzte Abschnitt des Buches, Gelegenheit, den deutschen Verhältnissen (§§ 146—149) die Entwicklung Spaniens und der Niederlande, Englands von Heinrich VIII. bis zum Tode Elisabeths, Frankreichs von Heinrich II. bis zur Ermordung Heinrichs IV. vorauszuschicken (§§ 135—145), während in den letzten Abschnitt, den dreifsigjährigen Krieg, noch die Vorgeschichte Schwedens (1397—1611) eingeflochten ist. Zweifelsohne war der Verf. hierzu nicht nur berechtigt, sondern sogar, schon mit Rücksicht auf die Forderungen der Lehrpläne, die ausdrücklich „die aufserdeutschen Verhältnisse von weltgeschichtlicher Bedeutung" verlangen, geradezu verpflichtet. Nur über das Mafs des Darzubietenden könnten Zweifel herrschen, und wenn irgendwo, so scheint hier dem Ref. die alte Wahrheit beherzigenswert, dafs in der Beschränkung sich erst der weise Meister zeigt. Hauptsache bleibt doch, dafs der Schüler nur die geschichtliche Entwicklung begreifen lernt, und dem gegenüber erscheint dem Ref. „die Entwicklung der übrigen europäischen Länder im Mittelalter" auf stark sieben Seiten, die Geschichte der Gegenreformation in den aufserdeutschen Ländern auf 11½ Seiten trotz aller — oder vielleicht gerade wegen der — gedrängten Kürze der Ausdrucksweise noch zu umfangreich, mit noch zu viel Namen, Zahlen und Einzelheiten belastet. Namen wie Egbert von Wessex, Eduard der Bekenner[1]), Erzbischof Thomas Becket, Heinrich III. und Eduard I.[2]), Kardinal Wolsey, Thomas Morus

---

[1]) Die Namen allein sagen doch dem Schüler sehr wenig, und die Thatsachen der Vereinigung der angelsächsischen Reiche und die Abschüttelung des Dänenjoches können auch ohne sie gemerkt werden.

[2]) Heinrich III. und Eduard I. — mit den orientierenden Zahlen 1250 und 1300 fixiert — verdanken ihre Aufnahme nur dem Bestreben, die Entwicklung des englischen Parlaments darzustellen, und dazu hätte eine

(„Utopia"), Thomas Cromwell („Hammer der Mönche"), Herzöge von Somerset und Northumberland, Erzbischof Cranmer, Johanna Grey in der englischen, Karl VIII. und Ludwig XII.[1]), Anton von Bourbon (Titularkönig von Navarra), Herzog von Mayenne in der französischen, Cosimo Medici, Genaueres über Venedigs (17 Zeilen) und Genuas Entwicklung (7 Zeilen — Andreas Doria) in der italienischen, eines Philipp Marnix von St. Adelgonde, Don Luis de Requesens y Zuniga, Spinola (Belagerung von Ostende), Arminianer, Oldenbarneveldt in der niederländischen, der Könige Erich, Johann, Sigismund und Karl in der schwedischen Geschichte, wären unseres Erachtens in einem Schulbuche besser ganz fortgelassen oder durch kurze Hinweise allgemeinerer Art ersetzt worden. Sieht man jedoch davon ab, so ist unumwunden anzuerkennen, dafs die Darstellung auch dieser Partieen allen Anforderungen genügt. — Bezüglich der Anordnung der eigentlich deutschen Geschichte ist zu merken, dafs die Einteilung nach folgenden Perioden vorgenommen ist: I. Deutsche Geschichte bis zur Gründung des nationalen Staates 919. II. Die deutsche Kaiserzeit 919—1250. III. Das Zeitalter der ständischen Gegensätze 1273—1519. IV. Das Zeitalter der religiösen Kämpfe 1519—1648. Während die meisten vorhandenen Lehrbücher der Geschichte ihren II. Teil mit dem Ausgange des Mittelalters endigen lassen, um dann mit der Reformation den III. Teil Die Neuzeit zu beginnen, oder auch, wie es z. B. Wessel in seinem auch vom Ref. in dieser Zeitschrift besprochenen Buch gethan, den Einschnitt in das Jahr 1555 verlegen, hat der Verf. das ganze Zeitalter der religiösen Kämpfe bis zum westfälischen Frieden noch zu diesem Bande geschlagen und erklärt, wohl im geflissentlichen Gegensatze zu den Wesselschen Ausführungen, es weder vom nationalgeschichtlichen noch vom universalgeschichtlichen Standpunkte aus zugeben zu können, dafs es richtig wäre, vom Augsburger Religionsfrieden an ein neues Zeitalter zu rechnen. Ref. bekennt offen, dafs ihm für ein Schulbuch diese Streitfrage ziemlich irrelevant vorkommt: was vom Schulstandpunkt aus sich aus praktischen Gründen empfiehlt, das ist, falls nicht ganz erhebliche Bedenken dagegen vorgebracht werden können, auch durchaus zu billigen, dem Lehrer bleibt es ja unbenommen, sei es in seinem Vortrage auf die Berechtigung anderer Periodeneinteilung hinzuweisen, sei es

rückdeutende Bemerkung zu Eduard III., der ja auch aus anderen Gründen nicht entbehrt werden kann, vollauf genügt. Und wie soll der Schüler begreifen, dafs „Eduard I. Englands gröfster König seit Alfred" gewesen ist, wenn er aufser der Notiz über das Parlament nur hört, dafs er Wales unterwarf und lange Kriege gegen Schottland führte, über welches er die Oberhoheit in Anspruch nahm?

[1]) Die Einverleibung des letzten selbständigen Lehens der Bretagne und das Eingreifen in die oberitalischen Verhältnisse rechtfertigen auch nicht die Aufzählung dieser beiden Herrschernamen.

durch geschickte Fragen aus dem Schüler — eine vortreffliche Übung für die Entwicklung geschichtlichen Sinnes! — die Gründe oder Gesichtspunkte herauszulocken, welche für andere Einteilung sprechen könnten. Ein ähnliches Verfahren hat auch der Verf., dem übrigens für die Fortführung dieses Bandes bis 1648 ja auch die Penseneinteilung der Lehrpläne zur Seite steht, eingeschlagen, indem er sich nicht entschliefsen konnte, die deutsche Kaiserzeit in die beiden Perioden der Herrschaft des Kaisertums über das Papsttum und des Kampfes mit dem Papsttum zu zerlegen, vielmehr sich begnügte, diese Einteilung in der angehängten Tabelle zu verzeichnen. Mit ebenso praktischem Blick wählte Verf., gestützt auf die Erfahrung, dafs auch der Primaner möglichst einfache Gesichtspunkte für die Periodenabteilung brauche, als Anfangsjahr des zweiten Abschnitts nicht 843 (Vertrag von Verdun), auch nicht 962 (Kaiserkrönung Ottos d. Gr.), sondern 919, weil die seit Heinrichs I. Thronbesteigung sich vollziehende Herausbildung eines deutschen Nationalstaates[1]), dessen Kern die deutschsprechenden Stämme zwischen Alpen und Nordsee, Maas und Elbe waren, jedenfalls das Wesentliche sei, was das neue Zeitalter von den früheren unfertigen politischen Zuständen scheide. Ref. trägt um so weniger Bedenken, dem beizupflichten, als dadurch aufs beste das für den Schüler immerhin anstöfsige Auseinanderreifsen der innerlich so zusammenhängenden Regierung Ottos d. Gr. vermieden wird. Die fortlaufende Numerierung der Hauptperioden bis 1648 könnte die Vermutung nahe legen, als habe der Verf. die Scheidung zwischen Mittelalter und Neuzeit fast verwischt. Doch ist dem keineswegs so, wie schon äufserlich die Einschiebung der Übersicht über „die Entwicklung der übrigen europäischen Länder im Mittelalter“ anzeigt. Aufserdem aber ist dem „Zeitalter der religiösen Kämpfe“ eine fast 12 Seiten lange Einleitung vorausgeschickt, welche den „Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit“ nach folgenden Stichworten behandelt: Mittelalter und Neuzeit § 107, die Entdeckungen § 108 (die portugiesischen), § 109 (die spanischen), § 110 (Ergebnisse der Entdeckungen), die Umwandlung des Heer- und Staatswesens (Absolutismus), § 111 die Wissenschaft und Kunst der Renaissance, § 112 (Humanismus und Renaissance in Italien), § 113 (in Deutschland), die religiöse Bewegung und die Anfänge Martin Luthers § 114 und 115. Dann erst folgt 1) Geschichte Karls V. und der deutschen Reformation; 2) die Geschichte der Gegenreformation (cfr. oben!); 3) der dreifsigjährige Krieg. Für die Zeit vom Interregnum bis zur Reformation wählte der Verf. nach Nitzsch' Vorgange den Namen „Zeitalter der ständischen Gegensätze“ und hat denselben in einigen auch für Schüler ganz angemessenen kurzen Worten („Charakter der Zeit“) begründet.

[1]) Ref. hätte lieber gesagt: des nationalen deutschen Königtums.

Im übrigen ist innerhalb der 2. und 3. Periode die einfachste chronologische Anordnung, soweit es irgend angeht nach Dynastieen, befolgt.

Schon die eben erwähnte Einleitung zur Neuzeit beweist durch ihre Ausführlichkeit, welchen Wert Verf. auch in diesem Bande auf die Schilderung des Zuständlichen und den Nachweis der Entwicklung dieser Zustände legt. So hat er am Ende der deutschen Kaiserzeit, nach dem Interregnum und dem Ausgange der Kreuzzüge „Deutschland im dreizehnten Jahrhundert" auf 8 Seiten ausführlich geschildert, indem er nacheinander behandelt: 1) das Lehnswesen und die staatlichen Zustände § 77, 78; 2) den Ritterstand § 79; 3) den Bauernstand und die Kolonisation § 80; 4) Städtewesen und Bürgertum § 81—85; 5) die mittelalterliche Kunst § 85, 86, 87[1]). Das führt uns von selbst auf den kultur- bezw. sozialgeschichtlichen Lehrstoff, den der Verf. auch diesem Bande eingefügt hat. Gleich der erste Paragraph behandelt in sehr anschaulicher Weise die indogermanische und die älteste germanische Kultur, wobei wir trotz der knappen Form von den Pfahlbauten und ihren Resten in Schweizer, oberbayerischen und Mecklenburger Seeen, von dem Steinzeitalter, der hochentwickelten keltischen Bronzekultur („Hallstätter Kultur") und der keltischen Eisenzeit („La Tène-Zeit") samt den sie betreffenden Gräberfunden hören. Der „Wirtschaft der Germanen" (Feldgraswirtschaft — Feldgemeinschaft — Eigenwirtschaft) wird in § 6 mehr als eine halbe, dem „fränkischen Wirtschaftsleben" (Dreifelderwirtschaft — Privateigentum — Naturalwirtschaft — Grofsgrundbesitz — Grundherrschaften) in § 28 zwei Seiten gewidmet, und der (letzte) § 159 schildert Deutschlands soziale und geistige Zustände nach dem grofsen Kriege (Volkswirtschaft — Landwirtschaft — Gewerbe — Handel — sittliche und soziale Verhältnisse — geistiges Leben) in fast drei Seiten.

So zieht sich die Berücksichtigung dieses Lehrstoffes natürlich durch das ganze Buch, und es will uns fast bedünken, als erliege der Verf., je mehr er in der Ausarbeitung seines Werkes fortschreitet, auch um so mehr der Versuchung, seiner Lieblingsneigung allzu sehr nachzugeben und dieser ja freilich hochinteressanten, aber für den Schüler doch erst in zweiter Linie in Betracht kommenden Seite der geschichtlichen Entwicklung allzu viel Raum zu verstatten. Wir würden das im Interesse des Buches sehr bedauern und mögen vielleicht auch etwas zu schwarz sehen, allein der Umstand, dafs z. B. von den

[1]) Dem altchristlichen und byzantinischen, dem romanischen und dem gotischen Stil ist je ein Paragraph gewidmet, doch geht die sachlich ja durchaus unanfechtbare Darstellung zu sehr ins einzelne, wenn sie dem Schüler Begriffe wie die Confessio, der Narthex, das Atrium, die Lisenen, die Travée, Fialen, Tabernakel u. a. zumutet.

ersten 88 Seiten mindestens 28, also mehr als ¼, diesem Stoffe eingeräumt sind, giebt doch zu denken und läfst uns dem Verf. die Warnung nahe legen, das in der alten Geschichte beobachtete Mafs auch hier und auch im III. Bande innezuhalten. Denn die unausbleibliche Folge der Ausführlichkeit in diesen Dingen ist doch die, dafs die Behandlung der politischen Geschichte zu kurz kommt und manches nicht gebührend gewürdigt wird. So tritt, um nur einiges hervorzuheben, die immer steigende Bedeutung des Hausmeiertums doch gar zu wenig hervor; bei Tassilo fehlt der wichtige Hinweis, dafs es sich hier um die konsequente Beseitigung der letzten Stammesgewalten im Reich (cfr. Aquitanien und Bretagne) handelt; der Vertrag von Mersen, durch den doch die Scheidung nach Nationalitäten sich vollzog, fehlt gänzlich, und es berührt doch eigentümlich, wenn trotz der oben erwähnten Periodeneinteilung Heinrichs I. Bedeutung für das Reich nur darin gefunden wird, „dafs er seinen Zerfall verhütete", während seine kluge Politik, durch welche er die Anerkennung seitens der der Reichseinheit widerstrebenden Herzöge und damit die Neugründung des Reiches erzielte, kaum Beachtung findet. Schlachten wie die von Löwen an der Dyle und auf dem Lechfelde zu erwähnen, ohne auf ihre dauernden Folgen (Fernbleiben der furchtbaren Feinde — Ansiedelung und allmähliche Sefshaftigkeit der Normannen wie der Ungarn) hinzuweisen, geht doch nicht an. Und wenn wir auch diesem Bande wieder die Beschränkung in Zahlen nachrühmen, indem z. B. bei Heinrich II., Conrad II., Heinrich III. (aufser Sutri 1046), Lothar, von den Regierungszeiten selbst abgesehen, keine Datierungen sich finden, so darf man doch andererseits nicht so weit gehen, bei Otto III. die verderblichen Folgen seiner Regierung (z. B. Entfremdung des Ostens durch die Abzweigung des Erzbistums Gnesen), bei Heinrich II. sein Sichstützen auf die Kirche und seine Stellung in Italien gänzlich zu ignorieren. Wenn man die Erhebungen im Reich in den letzten Jahren Heinrichs III. (cfr. Gottfried von Lothringen!) verschweigt, so versteht der Schüler ja gar nicht, wie es kommt, dafs die Fürsten sofort bei der Minderjährigkeit Heinrichs IV. sich so aufsässig zeigen. Die oberitalischen Verhältnisse sind überhaupt zu wenig berücksichtigt; wir hören nicht, dafs das erstarkende Papsttum seine dritte Stütze eben in Oberitalien („Pataria"-Beatrix) findet, wie denn auch nachher Mathilde von Tuscien erst bei Canossa erwähnt wird. Papst Alexanders II. herrschende Stellung gegenüber den deutschen Bischöfen, Annos (v. Cöln) verhängnisvolle Nachgiebigkeit gegenüber den päpstlichen Prätensionen, die zweideutige Stellung Gregors im Bürgerkriege, der Verrat der deutschen Fürsten — alles dies ist teils gar nicht, teils viel zu wenig hervorgehoben. Von Weiterem sei abgesehen, allein es erhellt schon hieraus, dafs von einer Form der Erzählung, die Verf. im Vorwort zum I. Bande wählen zu wollen er-

klärte, kaum noch die Rede sein kann. Wenn man die ersten drei Karolinger auf ¾ Seite, wenn man bei Karls d. Gr. Sachsenkriegen die eigentlichen Kriegsthaten auf kaum ¼ Seite zusammendrängt, so kann man das doch schwerlich noch als erzählende Darstellung bezeichnen. Dagegen ist auch bei diesem Bande wieder rühmend hervorzuheben die vortreffliche Charakteristik der Herrscher, wie sonst hervorragender Männer, bei denen auch dankenswerte biographische Notizen nicht fehlen, die vorzüglichen als „Ergebnisse“ bezeichneten Rückblicke auf Entwickelungsgänge, endlich last not least die aufserordentliche Zuverlässigkeit in allen Angaben und Ausführungen. Andererseits trifft leider das oben über den Gebrauch der Fremdwörter Gesagte auch hier wieder zu[1]), und in einigen Abschnitten mutet der Verf. vielleicht der Fassungskraft der Schüler ein wenig zu viel zu. So ist § 107 die Charakteristik des Mittelalters und der Neuzeit in ihrer Art geradezu ein Meisterstück der Darstellung, das Ref. mit wahrem Genufs gelesen hat. Dem Schüler aber Sätze wie: „Dieser individualistische Charakter der neuen Zeit hat zeitweise zu Ausbrüchen eines ungezügelten Subjectivismus geführt, der keine objektiven Gesetze für sein Denken und Handeln anerkennen wollte“ u. s. w. — dem Schüler, sage ich, solche Wendungen plausibel zu machen, das erfordert doch, wie Ref. noch aus jüngst geschöpfter Erfahrung bestätigen kann, ganz unverhältnismäfsig viel Zeit, bei manchem bleibt zudem der Erfolg noch problematisch, und die Gefahr, zum politischen Raisonnement und Doktrinarismus zu erziehen, ist zu grofs. Glücklicherweise finden sich dergleichen Stellen in diesem Bande noch nicht viele, aber die Befürchtung liegt nahe, dafs die Behandlung der neueren und neuesten Zeit den Verf. zur Darbietung zahlreicher so schwer verdaulicher Ausführungen verleiten werde.

Alles in allem genommen aber können wir nur unserer vollsten Befriedigung über das Erscheinen dieser Bücher Ausdruck geben, die ein aufserordentlich wertvolles Hülfsmittel für den geschichtlichen Unterricht darstellen und, abgesehen von den zahlreichen anderen Vorzügen, schon durch die eigenartige Berücksichtigung des kul-

[1]) Nur eine kleine Blütenlese: extensive Ackerwirtschaft, andere Motive (§ 9), zentralisierte Organisation (10), Stilicho Minister und Feldmarschall (!) 14, Attila ein verschlagener Diplomat (!) und weitblickender, ehrgeiziger Staatsmann (16), die Macht seines konzentrierten Reiches (19), Conrad II. ein klardenkender Politiker (51), das moderne Individuum, der nationale Kulturstaat (107), kommerzielle Mittelpunkt (141), politische Dezentralisation u. a.

Druckfehler sind z. B. Gräuel (§ 26), zu Stande kam (59), Augsburgische Confession am Rande 1529, Wullenweber am Rande 1637. Auch die Schreibungen fantastisch (z. B. 48) und Vliessingen (137) sind zu verwerfen.

tur- und sozialgeschichtlichen Lehrstoffs die wohlwollendste Prüfung aller Fachgenossen verdienen. Möge der Verf. durch die Hervorhebung der diesem ersten Wurf noch anhaftenden Mängel sich die Freude an seinem Werke nicht vergällen lassen, durch weiteres Feilen, Ausmerzen und Vervollständigen die Brauchbarkeit einer neuen Auflage, die wir ihm von Herzen wünschen, noch erhöhen und die Genugthuung erleben, sein Lehrbuch bald an möglichst vielen Anstalten eingeführt zu sehen!

Hamm i. W. Ferd. Ohly.

Mahrenholtz, Frankreich. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. Aus Jos. Sarrazins Nachlafs herausgegeben, bearbeitet, vervollständigt von Rich. Mahrenholtz. Leipzig 1897, O. R. Reisland. V u. 348 S. 8. 5,50 M.

Die Vorrede des Buches berichtet über seine schon im Titel angedeutete Entstehungsweise Genaueres. Von Sarrazin rühren nur die ersten vier Bogen her. Von S. 65 ab hatte der Verstorbene noch einiges für den Druck fertig gestellt, von S. 79 an liegt ein ganz selbständiges Werk von Mahrenholtz vor, zu dem er nur wenige Notizen S. s hat verwerten können. Es ist keine Frage, dafs man sich an einen der Berufensten gewandt hat, um den hinterlassenen Torso zu einem abgeschlossenen Buche auszugestalten. Durch seine trefflichen Schriften über Molière, Voltaire, Rousseau und Fénelon schien Hr. M. in hervorragender Weise für seine Aufgabe legitimiert. In der That hat das Buch in dem von ihm bearbeiteten Teile erheblich gewonnen, sowohl an Korrektheit der mitgeteilten Thatsachen, als auch an Lesbarkeit und stilistischer Gewandtheit. Auch ist es durchaus zu billigen, wenn er von dem Verfahren S. s, dem Texte eine grofse Anzahl Noten, gröfstenteils bibliographischen Inhalts, hinzuzufügen, abgewichen ist, „da dieselben für weitere Leserkreise zu eingehend, für den Fachgelehrten aber meist entbehrlich seien". Es darf hinzugefügt werden, dafs auch mehr kritische Auswahl nötig gewesen wäre: neben Forschern wie Huillard-Bréholles und Fustel de Coulanges werden in einem Atem auch minderwertige Autoren, sogar veraltete Arbeiten genannt. Die wenigen Anmerkungen, die Hr. M. giebt, sind derartig, dafs sie auch dem Fachgelehrten willkommen sein werden.

Der erste Teil (S. 1—147) giebt einen Abrifs der Geschichte Frankreichs, als Anhang folgt auf 4 Seiten der Revolutionskalender. Wenn in diesem Rahmen ein verständlicher Überblick über die Geschichte Frankreichs überhaupt möglich ist, — und im ganzen ist die Aufgabe gelungen, — so beweist das wieder einmal, wie viel leichter es ist, eine französische als eine deutsche Geschichte zu schreiben. Freilich geht es dabei ohne bemerkenswerte Un-

gleichmäfsigkeiten nicht ab. Zuweilen findet man Detailangaben, die in einer so kurzen Übersicht überraschen müssen, wichtige Dinge sind andrerseits übergangen. Gelegentlich stöfst man auf Hinweise, die nur dem Wissenden verständlich sind, an andern Stellen sind sehr bekannte Dinge breit erwähnt, so, dafs die Moldau und Walachei (Verf. schreibt Wallachei) das heutige Königreich Rumänien ausmachen (S. 131). Die Napoleonischen Kriege von 1813—15 werden in vier Zeilen abgethan, die Charakteristik Napoleons I. erfordert 1½ Seiten, diejenige Napoleons III. — sie ist übrigens recht verständig, wie die Urteile überhaupt meistens treffend und besonnen sind, — gar 2¼ Seiten, wobei noch zu bemerken ist, dafs Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten sich sonst nicht finden. Von dem sonstigen gedrängten Stil sticht seltsam ab die in fast feuilletonistischer Breite gehaltene, durch ein französisches Citat von 2 Seiten illustrierte Schilderung auf S. 244—251. Tausend gleichgültige Dinge sind mit Tag und Jahr verzeichnet; jedoch für die Schlachten von Magenta und Solferino, für den Fall von Metz und den Frankfurter Frieden sucht man die Daten vergeblich. Den Einwand, dafs so bekannte Dinge anzugeben unnötig war, lasse ich nicht gelten, da der Verf. auf „weitere Leserkreise" rechnet, wobei dann freilich wiederum die wörtliche Citierung französischer Gesetze und Verordnungen überraschend ist, da es mir wenigstens fraglich ist, ob „weitere Kreise" diese Stücke werden ohne Mühe übersetzen können; so S. 154, 156—159, 161—162, 185f. u. s. w. Seltsam berührt auch ein 3½ Seiten (217—221) langes Citat aus Voltaires Siècle de Louis XIV ch. XXIX über die französische Flotte zur Zeit Ludwigs XIV.

Im Vordergrunde der Betrachtung steht die politische Geschichte; doch auch die Entwickelung der Verfassung wird nicht übergangen. Kaum je gestreift wird die sozialökonomische Entwickelung; dagegen finden sich mehrfach litterargeschichtliche Angaben. Die Geschichte des 19. Jahrhunderts wird ergänzt durch die Abschnitte II—VII; z. T. zurückgreifend auf frühere Jahrhunderte, wie besonders S. 172ff., 174ff. und 266ff., auf denen die Geschichte der Rechtspflege und des Finanzwesens skizziert und diejenige des Unterrichtswesens eingehender behandelt wird, schildert der Verf. in ihnen die Verfassung, Rechtspflege und Verwaltung; Bevölkerung, Ackerbau, Industrie, Kolonieen, Marine; das Armeewesen; Kirche und Schule; Wissenschaft und Kunst; die Gesellschaft.

Bin ich mit der Darstellung der Geschichte Frankreichs im ganzen einverstanden (von Einzelheiten wird noch die Rede sein), so könnte ich mir freilich auch eine andre und wohl wertvollere Behandlung des Stoffes denken. Statt einer, freilich geschickten, Aneinanderreihung der wichtigsten (zuweilen wohl auch weniger wichtiger) Thatsachen hätte in einem solchen Buche eine ent-

wickelungsgeschichtliche Skizze des modernen Frankreich versucht werden können. Warum z. B. das Königtum Ludwigs XIV. ebenso wie der Jakobinismus die Bahn auswärtiger Eroberung beschreiten mufste; oder warum das absolute Königtum das industrielle und merkantile Bürgertum entwickeln und ihm Besitz und Bildung zuführen mufste; wie es aber gerade dadurch den tiers-état mit dem Verlangen nach seinem Sturze erfüllte und mit den Mitteln zu diesem Unternehmen ausrüstete; wie jede grofse Institution ihr eigener Totengräber wird und werden mufs: solche Dinge sucht man in unserem Buche vergebens. Auch die Ursachen der grofsen Revolution[1]) sind ja zwar keineswegs übergangen, jedoch nicht zwingend genug und auch nicht tiefgehend genug dargelegt.

---

[1]) Ich ergreife diese Gelegenheit, mit ein paar Worten auf dasjenige zurückzukommen, was Hr. Froboese in dieser Zeitschrift 1897 S. 700 ff. auf einige Bemerkungen in meiner kleinen Schrift „Zum Unterricht in der Geschichte" erwidert hat. Nicht als ob mir daran läge, auf jeden Widerspruch gegen Äufserungen von mir zu reagieren. Im vorliegenden Falle jedoch handelt es sich z. T. um grundlegende Begriffe des historischen Denkens, und ich finde, dafs darüber noch keineswegs überall die wünschenswerte Klarheit herrscht. 1) Über den Umfang, in welchem die französische Revolution in Prima zu behandeln ist, existiert zwischen uns nun wohl keine wesentliche Meinungsverschiedenheit mehr, nachdem mir Hr. F. in einem freundlichen Briefe mitgeteilt hat, dafs „die Behandlung dieser Epoche in meinem ‚Hilfsbuche' dem nach seiner Meinung richtigen Mafse ziemlich nahe komme". Nach seinen Worten in dieser Zeitschr. 1893 S. 73 habe ich einen solchen Standpunkt seinerseits nicht vermuten können. Dagegen mufs ich gegen einige Bemerkungen Hrn. F.s auf S. 702 oben (1897) Einspruch erheben. Grofse Revolutionen werden nicht gemacht, sondern entstehen; sie sind nicht das Ergebnis willkürlicher Handlungen, die ebenso gut auch hätten unterbleiben können, sondern das notwendige Produkt einer langen Entwickelungsreihe, und darum auch berechtigt — im kausalen, nicht im teleologischen Sinne; „im Interesse der Menschheit wünschenswert" natürlich nimmermehr, ebensowenig wie die Kriege, die aber bekanntlich auch ihre kausale Bedingtheit haben. Teleologisch betrachtet ist eine kontinuierliche Entwickelung natürlich „vorzuziehen"; dafs dieselbe aber gelegentlich unterbrochen wird, ist, kausal angesehen, notwendig. Was übrigens das sittliche Recht von Revolutionen angeht, so weise ich auf dasjenige hin, was in Treitschkes Vorlesungen über Politik I 132 ff. zu lesen ist. Hrn. F.s (und vieler andrer) Fehler besteht in der Vermischung der beiden scharf zu unterscheidenden Betrachtungsweisen — in einem Atemzuge redet er von Ursachen der Revolution und davon, ob sie wünschenswert gewesen sei — und in der Anwendung der teleologischen auf Gebiete, die eine solche nicht vertragen. Nun soll ja wohl die Geschichte die Lehrerin des Lebens sein — ach, wie wenig ist sie's in Wirklichkeit! —, und in diesem Punkte möchte ich den Unterschied zwischen Hrn. F. und mir also bezeichnen: Hr. F. will seinen Schülern sagen: machet in eurem späteren Leben nie eine Revolution, denn dann versündigt ihr euch an göttlichen und menschlichen Gesetzen; ich möchte gern, dafs meine Schüler aus meinen Unterweisungen für sich die Lehre ziehen: richten wir, wenn wir einst thätigen Anteil am Staate nehmen werden, ein jeglicher sein Verhalten also ein, dafs das Entstehen einer Revolution zur Unmöglichkeit wird (zu dieser Sache vergleiche man bekannte beherzigenswerte Worte Theobald Zieglers). — 2) Hr. F. hat die Bevorzugung der neueren Ge-

Zu Einzelheiten übergehend, mufs ich leider sagen, dafs in der Darstellung der älteren Verfassung vieles unklar, ja auch geradezu falsch ist. Unklar ist die Entstehung des Lehenswesens (S. 10 u. 20); der centenarius heifst S. 13 der Führer von 100 Hufen Landes; S. 16 giebt es Lehen und Benefizien; S. 20 ist „das königliche Amt auch ein beneficium"; Krongut und Hausmacht werden als identische Begriffe gebraucht; auch sonst ist die staatsrechtliche Terminologie vielfach unkorrekt. „Auf der Verschiedenheit in der Verwaltung [zur Römerzeit] beruht der uralte Gegensatz zwischen Nord- und Südfrankreich" (S. 6); doch auch auf geographischen und ethnologischen Thatsachen! S. 8 liest man den völlig verkehrten Satz: „Vom 3. Jh. ab hatten die aus den Nibelungen bekannten Burgundionen (!!) den Römern kriegerische Handlangerdienste geleistet und dafür Ländereien erhalten; Ende des 5. Jh.s safsen sie im Juragebiete und am Rhonethal". S. 9: „Chlodovech heiratete die Tochter des arianischen Burgundionenkönigs". Chilperich war freilich Arianer, aber seine Tochter Hrotechild war bekanntlich katholisch erzogen. S. 12 werden „Pippins der Kirche geleisteten Dienste mit dem Königtum belohnt"; auch die Entstehung des Kaisertums Karls d. Gr. ist schief dargestellt. Die Ausbildung einer starken Königsmacht wird allein durch den Umstand der ununterbrochenen Regierungsfolge der Kapetinger erklärt (S. 24). S. 28 hat Innocenz III. „einen Investiturstreit gegen Deutschland geführt". Das Urteil über Philipp den Schönen (S. 32) ist etwas oberflächlich. Die Bedeutung der Albigenserkriege ist nicht gehörig gewürdigt (S. 28). Die Entstehung und staatsrechtliche Stellung des neuburgundischen Reiches ist nicht klar (S. 50), die verschiedenen Bedeutungen des Namens Burgund sind nicht streng genug geschieden. Weder ist „aus dem Schofse des Humanismus die Reformation hervorgegangen" noch hat „Frankreich das erste Schlachtfeld für den Kampf zwischen Papsttum und Reformpartei abgegeben" (S. 54). Die Entstehung der Bartholomäusnacht ist unklar; Katharina von Medici tritt zu sehr zurück (S. 66). Den Streit der gallikanischen Kirche mit

schichte in den jetzigen Lehrplänen beklagt. Wer aber der U I die drei Jahrhunderte von 1517—1815 zuweist und für das erste Halbjahr in O I nur die Zeit seit1815 übrig behält, nota bene wie wohl „die schwierige Zeit von 1848—50 eine sehr eingehende Schilderung nicht verdient", der bevorzugt die neuere Geschichte ebenso, wie es die Lehrpläne thun. Übrigens steht nach der jetzigen Pensenverteilung nicht gerade der U II, wohl aber der O III verhältnismäfsig zu viel Zeit zur Verfügung. — 3) Hr. F. ist „peinlich berührt, wenn ein 17—20jähriger Primaner Charakterisierungen geschichtlicher Perioden geben soll". Da bin ich mit ihm wohl völlig d'accord, nachdem er sich gegen „wohleinstudierte Phrasen", „Formeln", „auswendig gelernte Dogmen" erklärt hat, habe aber an dem, was ich S. 25/26 meines erwähnten Schriftchens gesagt habe, kein Wort zu ändern. Ich füge zu Hrn. F.s Worten, dafs „keine Charakterisierung sich mit der historischen Wirklichkeit deckt", hinzu, dafs das mit keiner historischen Darstellung überhaupt der Fall sein kann.

der Kurie (1682) kann man doch nicht „Kulturkampf" nennen! (S. 79). Jakob II. von England war kein Kryptokatholik (S. 85). Die Entstehung des siebenjährigen Krieges (S. 89) ist recht ungenau. Turgots Reformversuche möchte ich nicht überstürzt nennen (S. 93). Ebenda wird die französ. Staatsschuld beim Ausbruch der Revolution auf 551$^1/_2$ Mill. angegeben; bei Roscher, Finanzwissensch.[4] § 134 A. 5 finde ich 4386 Mill. Livres. Es ist nicht richtig, dafs für die erste Periode der Revolution (1789—91) Montesquieu und Voltaire mafsgebend gewesen seien und dafs Rousseau erst vom Jakobinertum [das kann in diesem Zusammenhange doch nur heifsen: seit 1791] zum Schutzpatron erhoben sei (S. 96); die Menschenrechte stammen aus Rousseau; auch war das Jakobinertum schon vor 1791 sehr lebendig. Die Bastille ist nie erstürmt worden (S. 98). Die denkwürdige Nachtsitzung hat vom 4. zum 5. August (nicht vom 3. zum 4.) stattgefunden (ebenda). Dem ungünstigen Urteil über Mirabeau (S. 100) möchte ich mich doch nicht anschliefsen, auch die girondistische Mehrheit der Legislative nicht verfassungstreu nennen (S. 101). Über die sog. *levée en masse* (S. 102) wären nähere Angaben wünschenswert gewesen. Toulon ist am 19. Dezember 1793, nicht am 9. Oktober erobert worden (S. 103). S. 104 sieht es so aus, als ob Marat 1794 noch am Leben gewesen sei. Nunmehr ist es doch wohl Zeit, mit der Fälschung von Napoleons I. Geburtsdatum aufzuräumen und als solches nicht noch immer den 15. August 1769 anzugeben. Man wird doch nicht sagen können, dafs die Charte vom Juni 1814 „nur eine Stärkung des Königtums von Gottes Gnaden bedeutete" (S. 113). Das Deutsche Reich (S. 131) existierte 1854 noch nicht. Preufsens Politik i. J. 1859 ist S. 132 ungenau dargestellt. Wenn auch „eine eingehende Erörterung über die Emser Depesche den Raum des Buches weit überschreiten würde" (S. 134), so folgt daraus doch noch nicht der Verzicht auf jedes Urteil über die Sache. Über den Fall Bazaine kann man sich nicht so äufsern, wie Verf. S. 137 thut, wo nur von der „noch nicht ausgerotteten Legende von seinem Verrat" die Rede ist. Gambettas Kämpfe darf man weder sinnlos noch verbrecherisch nennen (S. 138). Dafs für Bauern und kleine Leute in katholischen Landen es nur die Wahl zwischen Unglauben und Aberglauben gebe (S. 142 Anm.), gestehe ich auch als Protestant nicht zu, wie ich auch von Leo XIII. nicht als von dem schlauen Papste reden möchte (S. 144). Übrigens beweist Verf. sonst in religiösen Dingen eine rühmliche Unbefangenheit. „Unter Carnot gestaltete sich das Verhältnis zum Deutschen Reiche, besonders seit Bismarcks Rücktritt, noch (!) freundlicher" (S. 144). Wirklich?! S. 175: die *taille* ist keine Personalsteuer. S. 186 liest man: „Am 1. Januar 1893 betrug die französische Staatsschuld 30 612 Mill. Fr. nebst 222 Mill. in zu zahlenden Pensionen". Vier Zeilen später: „Diese schon im Jahre 1894 auf 1284 Mill. gestiegene Staats-

schuld" . . . Selbstverständlich löst sich dieser krasse Widerspruch so auf, dafs die 30 612 Mill. das Schuldkapital repräsentieren, die 1284 Mill. dagegen die Rentenschuld einschliefslich der *dette viagère*. Auch sonst finden sich in diesem Abschnitt Ungleichheiten, die wohl auf das verschiedenartige, dem Arbeitsgebiete des Vf.s fernliegende und ihm daher fremdartige Quellenmaterial zurückzuführen sind. Überhaupt sind die national- und sozialökonomischen Partieen des Buches schwächste Seite, und an diesem Punkte wird mehr denn sonst offenbar, dafs sein Verfasser Litterarhistoriker, nicht jedoch eigentlicher Historiker ist. Er spricht S. 144 von der inneren Zerrüttung Frankreichs, wirft auch S. 313 einen Blick auf die parlamentarische Korruption. Aber die Wurzel des Übels nennt er nicht, die wirtschaftlich, sozial, politisch, sittlich verwüstenden Wirkungen einer in ihrer Herrschaft durch nichts beengten Plutokratie. So sehr verkennt er den wahren Charakter der herrschenden kapitalistischen Bourgeoisie, dafs er ihr S. 315 zärtliche Gefühle für die Sozialisten zuschreibt. Aber freilich bringt er Gambetta und Clémenceau mit dem Sozialismus in Verbindung (S. 314) und behauptet, dafs die Anarchisten aus den Lehren der Sozialisten nur die äufsersten Folgerungen ziehen (S. 317). S. 253 ist Ludwigs XIV. Kirchenpolitik einseitig beurteilt. Sind übrigens nur in Frankreich die Frauen „so einflufsreich"? (S. 254). S. 319 ist der wichtigste Grund für die Stagnation der Bevölkerung in Frankreich doch nicht genannt. Unter den Ursachen der geringen Geburtsziffer stehen die *prudential checks* der Statistiker obenan; es ist der Geist des *bon sens*, der seit den Tagen Michel Montaignes die wichtigste Signatur der französischen Massenpsyche bildet.

Von stilistischen, orthographischen und sonstigen Eigentümlichkeiten und Versehen notiere ich S. 9: die Teile des Reiches „werden unter Chlotar [so statt Chlothar] scheinbar vereinigt". Ebenda: „der Mord eines Franken kostete doppeltes Wergeld von dem für einen Römer". S. 10 Anm. erscheint die franz. Namensform Gontran, während sonst die Merowinger ihre deutschen Namen tragen. S. 11 liest man den Plur. die Majordomen! S. 12: der letzte Merowinger wird „zum Mönch geschoren". S. 13: „Kapitularien (Kabinetsordres)"! S. 14 letzte Zeile steht „des Gegners" statt „des andern". S. 32: „die sizilianischen Vespern" ist wohl französisch, aber nicht deutsch. Ebenda, letzte Zeile steht Heinrich VIII. statt Heinrich VII. Die Stammtafel auf S. 55 erscheint in französ. Sprache (Charles, Louis, François); warum? S. 58 heifst Heinrichs II. Frau Maria v. Medici (auf der Stammtafel S. 37 richtig). S. 61: die Einnahme Calais' (statt von Calais). S. 66: „verweibischt" ist keine schöne Wortbildung. S. 86: „man wählte Stanislaus L. zum Schattenkönig". S. 96: *dime* statt *dîme* (S. 175 richtig). S. 99: das Prärogativ! S. 105: die partenopäische Republik. S. 106: Jean d'Acre (st. St. Jean d'Acre).

Ebenda: „Bonaparte konnte seinen Staatsstreich machen". S. 109: „Haugwitz liefs sich den ... Vertrag aufnötigen, worin Preufsen ... Hannover erhielt, um es mit England zu veruneinigen". S. 111: Talawera, S. 125: Casimir Perrier (S. 145 richtig). Ebenda: „das Chamäleon Victor Hugo". S. 126: der Litterarhistoriker Désirée Nisard. S. 135: Cajus (statt Gaius). S. 138: das thörichte Wort „Guerillakrieg" sollte man doch meiden. S. 143: „ ... als im März 1881 Alexander III. seinem ermordeten Vater nachfolgte". Alexander III. starb doch 1894 an schwerer Krankheit; gemeint ist natürlich: folgte. S. 250: Dreifuss. S. 316: Baboeuf. S. 334: ein kleines *maison de campagne.* In der Anwendung der Accente herrscht grofse Ungleichheit. Meistens sind dieselben gebraucht, doch liest man Vendemiaire, Floreal, Barthelemy, Clemenceau u. s. w.

Die Zahl meiner Ausstellungen ist nicht gering. Und doch ist im ganzen das besprochene Buch eine nützliche, dankenswerte Arbeit, die eine grofse Masse schwer zugänglichen und wenig bekannten Quellenmaterials verwertet hat, für eine neue Auflage jedoch der Durcharbeitung und Sichtung im einzelnen bedarf. Der deutsche Leser wird aus ihm viele Belehrung schöpfen und manchmal vielleicht der Empfindung des Erstaunens sich nicht erwehren können darüber, wie wenig wir doch eigentlich von dem Leben anderer Völker wissen. Er wird auch gelegentlich ein gutes Recht zu patriotischem Stolze haben, wenn er z. B. das französische Steuersystem und die dortigen Schulverhältnisse mit den heimischen Zuständen vergleicht.

Insterburg. H. Brettschneider.

G. Kollm, Verhandlungen des zwölften Deutschen Geographentages zu Jena am 21., 22. und 23. April 1897. Mit 2 Abbildungen im Text und 6 Tafeln. Berlin 1897, Dietrich Reimer. LVIII u. 252 S. 8. 6 M.

Die XI. Versammlung hatte zu Bremen 1895 folgende zwei Thesen, die erste nahezu, die zweite völlig einstimmig angenommen:

I. „Der Deutsche Geographentag hält es für dringend erforderlich, dafs jetzt, wo nach den preufsischen Lehrplänen von 1892 in einer Mehrzahl deutscher Staaten der erdkundliche Unterricht unter die Lehrer der Geschichte, der Naturwissenschaft und Mathematik verteilt ist, die betreffenden Lehramtskandidaten sich einer Staatsprüfung in der Erdkunde unterziehen.

II. Der D. G. bittet die Unterrichtsverwaltungen die Direktoren der höheren Schulen zu veranlassen, nach Möglichkeit den erdkundlichen Unterricht in allen Klassen nur solchen Lehrern zu übertragen, welche ihre Lehrbefähigung dafür durch Staatsprüfung nachgewiesen haben".

Beide Thesen waren dann einer Resolution gemäfs mit eingehender Begründung an sämtliche Unterrichtsverwaltungen des Reiches gesandt, und jetzt sind nach etwa zweijähriger Frist zwei Antworten eingetroffen. Die erste, vom preufsischen Ministerium für Unterricht ausgehend, findet keinen Anlafs, auf obige Wünsche einzugehen, und die Antwort von Baden lautet auch im wesentlichen so, wenn sie auch — nach den Protokollen zu schliefsen — minder Unbehagen erregt zu haben scheint als die erste. Der Gegenstand wird nun in Jena weiter behandelt durch den Vortrag des Oberlehrers Fischer-Berlin „Zur äufseren Lage des Geographie-Unterrichts in Preufsen" (S. 69—92, dazu Tabellen über die Verteilung des Unterrichts an die Lehrer). Der allgemeine Zustand, in dem sich dieser Unterrichtszweig befindet, wird hier noch einmal recht deutlich dargelegt und namentlich nachgewiesen, wie schädlich es ihm sei, dafs er unter so viele Lehrer verteilt ist, dafs der Schüler unter Umständen die Aussicht hat, in jeder Klasse einen anderen Geographielehrer zu bekommen, wobei denn freilich keine „Kontinuität" zu erwarten steht. An den 38 Anstalten Berlins haben im Sommer 1895 284 (!) Lehrer Unterricht in der Erdkunde erteilt, während es, nach dem Mafse der anderen Fächer beurteilt, 40—50 hätten sein sollen. Der Redner tritt sodann den Nachweis an, dafs das System einer heutigen Schulordnung oder vielmehr das System, das man heute verwirklichen wolle, dem Geographie-Unterrichte gefährlich sei. Er meint das Klassenlehrer-System, das möglichst viele Lehrzweige einer Klasse in einer Hand vereinigen will, in der That aber wesentlich nur theoretisch bestehe, denn von einer nennenswerten Einschränkung der Anzahl der Lehrer, die in den einzelnen Klassen unterrichten, könne er nichts bemerken. Immerhin habe es die Folge gehabt, die Studierenden zur Zersplitterung ihrer Arbeitskraft im Suchen nach vielen kleinen Fakultäten zu veranlassen und die Geographie als Lehrgegenstand noch mehr zu schädigen, da dies Fach bei Versetzungen kaum mehr ins Gewicht falle und die Zahl derer, die ohne Reife in diesem Fache versetzt seien, von Klasse zu Klasse zunehmen müsse. Der Redner tritt nachdrücklich für das Fachlehrer-System ein und vertieft seine Untersuchung durch Eingehen auf den Dualismus des heutigen Unterrichts, die Zweiteilung in sprachliche und exakte Fächer mit ihren Verzweigungen, wobei keine Sammlung aufkommen könne. Nun aber wohne der Geographie die Fähigkeit inne, jene beiden Fächer vereinigen zu können, zu „sammeln"; indessen nur auf der Oberstufe könne dieser Unterricht in solcher Richtung wirksam sein, und auf der Oberstufe werde er nicht mehr verlangt. Darum für die Zukunft Wiedereinführung der Geographie in die oberen Klassen und für jetzt Zuteilen des Unterrichts an geographisch gebildete Lehrer und zwar durch eine genügend lange Reihe von Klassen an den-

selben Lehrer! Das ist im wesentlichen der Inhalt des Vortrages, welcher der Versammlung so zugesagt hat, dafs sie beschliefst, ihn sämtlichen deutschen Staatsregierungen namens des Geographentages zu unterbreiten.

Die Einrichtung geographischer Herbarien zum Zweck des Unterrichts in geographischer Botanik, nicht etwa die Anlage eines Herbars von hunderttausend Pflanzen, sondern eine Auswahl der typischen und charakteristischen, die ein gutes Bild der Vegetation eines Landes geben, befürwortet Palacky-Prag. — Von anderen Verhandlungsgegenständen in dem inhaltreichen Berichte seien genannt: Zimmerer, Deutsche Forschung in Kleinasien; Oberhummer, Reise durch Syrien und Kleinasien i. J. 1896; E. Hahn-Lübeck, Die Transporttiere in ihrer Verbreitung und in ihrer Abhängigkeit von geographischen Bedingungen. Die „Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands" bittet die Lehrer der höheren Schulen durch Erwerbung der einzelnen Hefte „Forschungen zur deutschen Landeskunde" (Stuttgart, Engelhorn) zu bewirken, dafs der Preis dieser Hefte herabgesetzt werden könne, um so deren Lebensfähigkeit zu fördern. Die „Deutsche Kommission für die Südpolar-Forschung" berichtet, dafs Aussicht vorhanden sei, demnächst eine geeignete Persönlichkeit für die Leitung der Expedition zu gewinnen, die Mittel freilich noch nicht.

Hannover. E. Oehlmann.

---

1) Franz Heiderich, Länderkunde der aufsereuropäischen Erdteile. Leipzig 1897, G. J. Göschen. 162 S. kl. 8. 0,80 M.

Dem Werkchen über Europa hat die Verlagshandlung in ihrer bekannten Sammlung jetzt ein solches über die aufsereuropäischen Erdteile von demselben Verfasser folgen lassen. Nach einem kurzen Überblick über die wichtigste Litteratur folgen 1. Asien, 2. Afrika, 3. Amerika, 4. Australien und Polynesien und 5. ein Anhang über die Polargebiete und einige statistische Tabellen. Bei jedem Erdteile, mit Ausnahme des letzten, schildert ein Paragraph Gliederung und Aufbau, ein zweiter Klima, Flora, Fauna und Bevölkerung, dann folgen die einzelnen Länder.

Im allgemeinen ist das Büchlein mit etwas gröfserer Sorgfalt ausgearbeitet als dasjenige über Europa. Thatsächliche Unrichtigkeiten sind mir nur wenige aufgefallen. So zieht sich das Kohrudgebirge nicht von SW nach NO, sondern von SO nach NW (64). Tscherragundschi soll im Tieflande und doch auch 1250 m hoch liegen (47). Dafs die Hauptstadt von Canada, Ottawa, nicht genannt ist, ist wohl ein Versehen; ebenso die Behauptung, dafs das Kaskadengebirge bei $11\frac{1}{2}°$ statt bei $41\frac{1}{2}°$ beginnt (121). Der Suezkanal besteht nicht erst seit 1870 (12). Sonst aber sind die Angaben sachlich zuverlässig.

Aber das ist auch der Hauptvorzug des Werkchens. Der Verf. hat eine Menge Material zusammengetragen. Aber er klebt zu sehr am Stoff und nimmt zu wenig Rücksicht auf den Leser, den er doch belehren will. Seine Leser findet das Werkchen nicht unter den Fachmännern, sondern unter den gebildeten Laien. Für die ist aber die tektonische Betrachtungsweise der Erdoberfläche meist unverständlich, weil ihnen die nötigen geologischen Kenntnisse fehlen, und da diese Kenntnisse fast auf jeder Seite vorausgesetzt werden, so ist zu befürchten, dafs die meisten das Büchlein bald bei Seite legen werden.

Fast ebenso unangenehm wirkt es, dafs der Verf. zu wenig lebendige Bilder entwirft, dagegen eine Unmasse von Namen und Zahlen zusammenträgt. Ich kann mir denken, dafs einer ein Bild entwirft von der Natur eines Landes und von seinen Lebensbedingungen für Pflanzen, Tiere und Menschen, ohne einen einzigen Namen zu nennen. Aber Namen an und für sich lehren uns ein Land nicht kennen, noch viel weniger Zahlen. Was für einen Wert soll es z. B. haben, dafs der Verf. dem Leser mitteilt, dafs die gröfste der Sandwich-Inseln, Hawaii, den erloschenen Vulkan Mauna Kea (4210 m) und den noch thätigen Mauna Loa (4163 m) hat, an dessen Westabhang der Kratersee Kilauea liegt? (154). Und so könnte ich Namen zu Dutzenden zusammentragen, deren Kenntnis für uns absolut keinen Wert hat und die wir auch ohne allen Zweifel bald wieder vergessen. Auf der einen Seite 116 kommen 25 Namen und 19 Zahlen vor! Etwas genauere Angaben über die Bedeutung, die die Insel Hawaii für den Schiffsverkehr auf dem Grofsen Ocean hat, wären gewifs interessanter und lehrreicher als die angeführten Namen. Auch darin berücksichtigt der Verf. die Interessen der Leser zu wenig, dafs er die deutschen Kolonieen nicht eingehender schildert als die der übrigen Völker. Der Deutsche hat nun einmal an den deutschen Kolonieen gröfseres Interesse, und wenn der Verfasser Österreicher ist, so mufs er bedenken, dafs die Leser, für die er doch schreibt, gröfstenteils Reichsdeutsche sind. — Auch in der Behandlung der einzelnen Erdteile trifft er meiner Meinung nach nicht das richtige Mafs. Auf Asien kommen 66, auf Afrika 28, auf Amerika 38, auf Australien und Polynesien 12 Seiten. Das ist ein Verhältnis, wie man es wohl auch in anderen Büchern findet, das aber nichts desto weniger nicht zu billigen ist. Denn nicht die Gröfse der Erdteile oder die Zahl ihrer Länder, auch nicht das Alter ihrer Kultur kann mafsgebend sein für den Raum, der ihnen eingeräumt wird. Hier kommt es vielmehr lediglich auf die Bedeutung an, die die Erdteile für uns, für uns Deutsche haben. Da steht aber oben an Amerika. Amerika ist und bleibt der Erdteil der Zukunft trotz der erhöhten Bedeutung, die Afrika und Asien in letzter Zeit gewonnen haben. Amerika ist deshalb diesen beiden Erdteilen gegenüber zu kurz behandelt. Die Hoch-

länder sowohl Inner- als Vorderasiens haben für uns geringe Bedeutung; sie könnten viel kürzer behandelt sein. Ebenso sehe ich keinen Grund ein für die so eingehende Beschreibung des für den Menschen doch so wenig brauchbaren „Grofsen Beckens" in Nordamerika (1197), während die so wichtigen Alleghanies viel kürzer behandelt werden (122) und von den Staaten der Union, von denen wir täglich hören und in Büchern und Zeitungen lesen, nur New York, Pensilvania und Nevada genannt werden.

Eine Sache, die uns auch sehr nahe berührt, sind die Verkehrsverhältnisse. Nun spricht der Verf. zwar von der grofsen sibirischen Eisenbahn und von der kanadischen und den fünf pacifischen Bahnen der Union. Aber von den Verkehrswegen zur See hören wir wenig. Als ob die nicht so wichtig wären wie die zu Lande! Warum wird der Leser nicht unterrichtet wenigstens über die regelmäfsigen Dampferlinien zwischen Deutschland und den überseeischen Ländern? Das wäre doch interessanter für ihn als die Aufzählung von Bergen und Seen mit ihren zungenverrenkenden Namen und ihren unbehaltbaren Gröfsenverhältnissen.

Die Sprache ist im allgemeinen wohl klar, aber trocken, ungewandt und nicht fehlerfrei. Der Satzbau ist vielfach fehlerhaft und unbeholfen, zuweilen bis zur Unverständlichkeit; so S. 103: der Osten der Insel Madagaskar wird von den malayischen Hovas bewohnt, welche das herrschende Volk sind und die im Westen siedelnden Bantuneger im ostindischen Archipel unterworfen haben; oder S. 128: In den pacifischen Staaten ist in wirtschaftlicher Hinsicht die Gewinnung von Edelmetallen die ursprüngliche Grundlage, auf welcher Landwirtschaft, Gewerbe und Handel kräftig emporgeblüht sind und jetzt an volkswirtschaftlicher Bedeutung die Edelmetallgewinnung weit übertreffen. Noch vielmehr vermifst man den treffenden Ausdruck im einzelnen. Die Zahl der kleinen grammatischen und der Druckfehler ist sehr grofs.

2) **Bilder-Atlas zur Geographie der aufsereuropäischen Erdteile.** Mit beschreibendem Text von Alois Geistbeck. Leipzig und Wien 1897, Bibliographisches Institut. Gr. 8. Geb. 2,75 M.

In früheren Zeiten waren geographische Werke vielfach mit Abbildungen ausgestattet, wie die Topographieen von Merian. In unserem Jahrhundert waren die Bilder in Mifskredit geraten. Sie galten lange als eine Art Spielerei, die sich mit ernster wissenschaftlicher Arbeit nicht vertrüge. Globus und Karten waren die einzigen Anschauungsmittel, die dem erdkundlichen Unterricht zu Gebote standen. In der neuesten Zeit hat sich das wieder geändert. Die Bedeutung, die man in allen Fächern auf Anschauung und Induktion legte, mufste die Bilder zurückführen. Schulbücher sowohl als wissenschaftliche Werke sind voll davon. Den gröfsten Wert haben dieselben nach dem naturwissenschaftlichen Unterricht ohne allen Zweifel für denjenigen in der Erdkunde. So giebt es

denn auch bereits seit längerer Zeit Wandtafeln wie die von Lehmann u. a., die diesem Zwecke dienen. Die Wandtafeln aber, wie vortrefflich sie auch sein mögen, haben den Nachteil, dafs der Schüler sie zu selten sieht und sie sich ihm nicht fest einprägen. Das kann nur geschehen, wenn er die Bilder selbst in der Hand hat und immer und immer wieder ansehen kann. Deshalb haben manche Leitfäden einen Anhang von solchen Bildern aufgenommen; so der von Seydlitz und der von Brust und Berdrow. Ule hat die Abbildungen in den Text aufgenommen. Um aber den Umfang der Leitfäden nicht zu grofs werden zu lassen, mufste die Zahl dieser Bilder eine beschränkte bleiben, und so war es immer noch ein Bedürfnis, dem die Verlagsbuchhandlung entgegenkam mit der Herausgabe eines Bilder-Atlasses zur Geographie Europas, dem sie nunmehr auch einen solchen zur Geographie der aufsereuropäischen Erdteile hat folgen lassen.

Dieser Atlas hat 305 Abbildungen in Holzschnitt, die teils eine ganze, meist eine halbe Seite füllen. Sie sind angefertigt von E. T. Compton, Th. v. Eckenbrecher, H. L. Heubner u. a. nach Photographieen oder nach zuverlässigen wissenschaftlichen Werken wie denen von Réclus, Nachtigal, Nordenskjöld u. a. Sie zeigen uns die Erde und das vielgestaltige Leben auf derselben, Pflanzen, Tiere und vor allem Menschen. Da sehen wir die mächtigen Bergriesen sowie Ebenen, Thäler und Pässe der verschiedenen Erdteile samt den Cañons in Amerika; ferner das Meer mit seiner Brandung und seinen tief einschneidenden Buchten, Seeen und Flüsse mit Wasserfällen und Stromschnellen, die heifsen, dampfenden Quellen des Yellowstone-Park sowie diejenigen auf Neuseeland. Wir lernen den Urwald kennen und die kümmerliche Baumgrenze im nördlichen Sibirien, den westafrikanischen Galeriewald, den Bambus- und Farren-, den Euphorbien- und Eukalyptuswald sowie die verschiedenen Wüsten- und Steppengebiete samt den nordischen Tundren. Es werden uns die Bewohner der Erde vorgeführt, nicht nur Typen der einzelnen Rassen, sondern Vertreter der verschiedensten Völker, fast durchweg nach Photographieen gezeichnete Bilder. Aus Afrika allein zeigt uns der Atlas Berber und Fessaner, Ägypter und Nubier, Tuareg, Niam-Niam, Sudan- und Suaheli-Neger, Kaffern, Buschmänner und Hottentotten, Bergdamara und Herero. Auch die Siedelungen der Menschen lernen wir kennen von den grofsartigen Städten der Neuen Welt mit ihren breiten, belebten Strafsen und ihren 10- und 12stöckigen Häusern bis herab zu der einsamen Farm und der ärmlichen Negerhütte in Florida, dem Kraal der Hottentotten und Kaffern, den Pfahldörfern auf den Südseeinseln und der primitiven Handelsstation auf Alaska. Wir sehen die Menschen auf der Wanderung und auf der Reise. Wir finden die Lager wandernder Tibetaner, Kirgisen, Indianer und Eskimos sowie ein Einwandererlager in den Prärieen Nordamerikas. Wir treffen Schiffe auf Flüssen, auf dem

Meere und im Hafen. Wir sehen die transkaspische Eisenbahn, die Kamelkarawane im nördlichen Afrika und in Asien, die Negerkarawane im mittleren Afrika und die lang bespannten Ochsenwagenzüge im Süden dieses Erdteils.

Das ist nur ein kleiner Teil des reichen Inhalts. Die Auswahl ist geschickt getroffen. Die einzelnen Bilder sind klar und deutlich ausgeführt, nur an einzelnen Städten, wie Smyrna, Mandale, Port Durban, ist des kleinen Mafsstabes halber wenig zu sehen. Im allgemeinen aber sind die Abbildungen zweckentsprechend und wohl geeignet, klarere und richtigere Vorstellungen von den dargestellten Gegenständen zu erzeugen als Schilderungen.

Dem Bilder-Atlas geht ein Text von Dr. Alois Geistbeck voraus. Derselbe umfafst 68 Seiten und soll „als geographischer Führer zum Verständnis des Geschauten dienen", nicht so, dafs er etwa die Bilder erklärte, sondern er schildert die ganzen Länder, aus denen die Bilder Einzelheiten zur klareren Anschauung bringen. Er enthält also eine Geographie der aufsereuropäischen Länder; er giebt Charakteristiken der einzelnen Länder und liefert gleichsam den Hintergrund für die Bilder. Dieser Text ist meist in das Gewand von Reiseskizzen gekleidet. Er ist fliefsend, klar, frisch und lebendig geschrieben, und man liest ihn gern. Der Verf. versteht die Kunst, die wesentlichen Züge der Länder hervorzuheben, die sich in der Seele des Lesers leicht zu einem Bilde zusammenfügen, so dafs der Text Bilder der Länder liefert wie der Atlas Bilder einzelner Gegenstände. Namentlich tritt überall der innige Zusammenhang zwischen Menschenleben und Natur hervor; überall erscheint der Mensch mit seiner Kultur als das natürliche Produkt der Länder. Kurz, der Text gehört zu dem Besten, was wir in dieser Art haben, und Text und Abbildungen ergänzen sich zu einem ganz vortrefflichen Lehrmittel.

Was aber soll der Unterricht damit anfangen? Es kann weder den Atlas noch den Leitfaden ersetzen. Seine Einführung als Schulbuch wird sich daher schwerlich irgendwo durchsetzen lassen. Es wird also seine Verwendung beim Privatstudium finden müssen. Dazu aber verdient es aufs angelegentlichste empfohlen zu werden. Einige Anleitungen zur zweckmäfsigen Betrachtung der Bilder wird der Unterricht ja geben können, namentlich da, wo ähnliche Wandtafeln zur Verfügung stehen. Wenn dann der Lehrer aufserdem zur Benutzung des Buches noch einige Anregung dadurch giebt, dafs er zuweilen darauf verweist, so kann er überzeugt sein, dafs dasselbe in den Händen der Schüler die beste Wirkung thut und nicht nur die Kenntnisse vermehrt und das Verständnis fördert, sondern dafs es vor allem auch das Interesse an der Geographie belebt. Und diesen Dienst wird es auch jedem anderen leisten, der sich mit Geographie beschäftigt.

Karlsruhe. Hermann Hecker.

Hermann Wickenhagen, Turnen und Jugendspiele. Ein Leitfaden für die körperliche Erziehung in höheren Schulen. Sonderausgabe aus A. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München 1898, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 93 S. gr. 8. 2 M.

Während bei den Unterrichtsgegenständen, deren Ziele die letzte Reform verändert hat, der alsbald entbrennende Kampf der Meinungen jetzt beendet zu sein scheint, ist beim Turnunterricht gerade in letzter Zeit eine Verschärfung des Streites bemerkbar, und die Vorliebe für extreme Richtungen, die bei pädagogischen Streitfragen immer zu Tage tritt, erschwert die Klärung der Meinungen. Daher mufs der Versuch, wie ihn der vorliegende Leitfaden macht, die Prinzipien für die körperliche Erziehung in höheren Schulen aufzustellen, unter solchen Verhältnissen ebenso schwierig sein wie dankenswert, wenn ihm eine Grundlage zu schaffen gelingt, auf der die abweichenden Ansichten sich vereinigen können.

Wenn jemand, so ist der Verfasser des Leitfadens zu solchem Werke berufen. Als Herausgeber der von ihm und Dr. Schnell vor sechs Jahren ins Leben gerufenen Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel, die für die Entwicklung des Schulturnens von grofser Bedeutung geworden ist, besitzt er die umfassendste Kenntnis der gerade in dieser Zeit überaus reichen Turnlitteratur. Der in dem Leitfaden gebotene Inhalt ist daher auch von einer Vollständigkeit, wie sie nur die völlige Beherrschung des Stoffes zu leisten vermag. Eine knappe und präzise Art der Darstellung ermöglicht die Verarbeitung dieses reichhaltigen Stoffes auf 93 Seiten. Dabei entbehrt die Form nicht der Anschaulichkeit, ein Vorzug, der in einem Turnbuch nicht genug anerkannt werden kann, und erhebt sich gelegentlich, namentlich in den Abschnitten über das Jugendspiel, zu einer warmen, die besondere Teilnahme des Verfassers verratenden Schilderung. Was aber den höchsten Wert des Buches ausmacht und ihm einen hervorragenden Platz in unserer Turnlitteratur zu erwerben und zu erhalten verspricht, ist das sichere, aus reicher Praxis gewonnene und Mafs haltende Urteil des Verfassers. Wie er auf der einen Seite sich von den Übertreibungen einer „Freilichtturnerei“ fern hält, so bleibt er andererseits bei den Schwächen einer einseitigen Spiefsschen oder Jägerschen Richtung nicht stehen. Die goldene Mittelstrafse gehend verwertet er so die brauchbarsten Resultate der verschiedenen Systeme und verarbeitet sie zu einer Methode, die die Vorzüge der einzelnen Richtungen vereint und ihre Nachteile ausscheidet. Der Turnbetrieb nach den Prinzipien W.s kann daher grundsätzliche Gegner nicht haben, wenn auch Einzelnes auf Widerspruch stofsen mag. Denn es geht durch die Turnlehre ein straffer, militärischer Zug; in dem Lehrbeispiel: Eine Turnstunde der Oberstufe (S. 48) fühlt sich der Lehrer fast in die Übung einer Kompagnie versetzt. Wenn nun der Unterricht überhaupt

seine Form von der Individualität des Lehrers erhält, so ist es wohl erklärlich, dafs derjenige, dessen Natur die Straffheit eines solchen Betriebes nicht zusagt, vor manchen der aufgestellten Grundsätze zurückschreckt. Ob zum Heile des Turnunterrichts, steht dahin. Der Ref. jedenfalls, wie er nirgends von den Richtlinien des Leitfadens abweicht, teilt auch hierin ganz den Standpunkt des Verfassers.

Eine noch schwierigere Aufgabe als im ersten Teil war in dem zweiten Abschnitt des Leitfadens, der von den Spielen handelt, zu lösen. Bei diesem jungen Unterrichtszweig fehlt eine feste Grundlage, der Stoff ist ungesichtet, die Meinungen weniger geklärt. Für die Einfügung dieses Gegenstandes in den Schulunterricht mufs daher seine eingehende Behandlung, die er von einem der eifrigsten und kundigsten Förderer des Jugendspiels erfahren hat, von gröfster Bedeutung sein. Es gelten auch die früher gerühmten Vorzüge für diesen Teil ohne Einschränkung. Mit einer idealen Auffassung des Jugendspiels als Erziehungsmittels verbindet sich ein nüchternes Urteil, wo es sich um die Abmessung des pädagogischen Wertes der einzelnen Spiele handelt. Der gröfste Feind des Jugendspiels war die Überschwenglichkeit, mit der man diesen neuen Unterrichtsstoff aufnahm. Sie drohte nicht nur seinen Betrieb zu hemmen, sondern auch das Turnen, das die Spielenthusiasten ungebührlich herabsetzten, empfindlich zu schädigen. Bei W. ist dem Spiel die rechte Stelle gewiesen; „es steht zum Turnen in dem Verhältnis der engsten Verbrüderung, insofern es dieses ergänzt und erweitert. Die rechte Auswahl des Lehrstoffes ist die erste Bedingung und beste Bürgschaft für den Spielerfolg (S. 58)“. Diese Stoffsichtung in dem Leitfaden ist musterhaft. Hier wie in dem folgenden Abschnitt über den Lehrbetrieb ist aus einer reichen Erfahrung geschöpft, die in den vielseitigen Beziehungen die rechte Anweisung zu geben vermag.

Nach diesen Ausführungen glaubt der Ref. den Leitfaden nicht nur den Turnlehrern, sondern allen, denen die Erziehung unserer Jugend anvertraut ist, auf das wärmste empfehlen zu können. Denn die Schrift erhebt sich weit über die Gattung der technischen Hülfsbücher gemäfs der Auffassung des Verfassers (S. 7), dafs das Turnen das unschätzbare Kleinod der Volkstümlichkeit und nationalen Kraft in sich tragen und es bewahren müsse.

Königsberg i. Pr. G. von Kobilinski.

Clasen, Bewegungsspiele im Freien. Stuttgart 1897, Verlag von Gundert. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 104 S. 8. 1,20 M.

Schon die erste Ausgabe des Clasenschen Büchleins war für die vier englischen Spiele (Crocket, Lawn-Tennis, Cricket und Fufsball) vielleicht die handlichste und besonders für Lehrer und Schüler brauchbarste Beschreibung. Seit dem Ministerial-Erlafs

von 1882 ist deshalb auch vielfach von den besten Kennern des deutschen Jugendspiels wie Kohlrausch, Marten und Koch auf das Büchlein hingewiesen worden. Clasen geht auch auf die Braunschweiger Spielverhältnisse ein, und für den Nordwesten, der den englischen Verhältnissen am nächsten kommt, ist sein Büchlein besonders berechnet. Wenn Clasen den englischen Spielbetrieb als vorbildlich hinstellt, so ist hier doch eine Einschränkung nötig: das englische Spiel ist nicht Gemeingut des ganzen Volkes wie viele unserer deutschen Spiele, es ist mehr eine Sportsache der bevorzugten Stände; seine Pflegestätten sind besonders die englischen aristokratischen Internate, die public schools in Eton, Harrow, Winchester, Rugby u. s. w. Mittel, Zeit und Raum sind dort so bemessen, dafs auch in geringerer Zahl die Schüler unter angemessener Leitung oder auch selbständig sich dem Spiele hingeben können.

Nun ist in den letzten zehn Jahren in dieser Hinsicht durch Regierung und Kommunen auch bei uns viel geschehen, und ein gewisser sportsmäfsiger Betrieb, soweit solcher gestattet werden kann, ist auch schon in unsere höheren Lehranstalten gedrungen; aber für das grofse Ganze liegen die Verhältnisse doch anders und gottlob auch nicht schlechter als in England. Von den bei Clasen gegebenen Spielen kommt Crocket für die Schule kaum in Betracht; es mag der Familie und den geselligen Vereinen, Gartenwirten u. dergl. überlassen bleiben. Hat die Schule die Mittel, so mag sie einige Spielapparate zur freien Verfügung für die Mufsezeit stellen. Der nerven- und gesundheitstärkende Wert ist hier jedenfalls gering. Lawn-Tennis, das zweite Clasensche Spiel, hat gesundheitlich und gesellschaftlich ja schon einen bedeutend höheren Wert; immerhin ist aber auch dieses Spiel kein Massenspiel und darum für das Gros der Schüler nicht verwendbar. Auch hier kann die Schule höchstens den Spielapparat liefern und für die Einübung durch kundige Lehrer und Schüler sorgen. Jedenfalls aber ist anzuerkennen, dafs man bei Clasen eine genaue und klare Beschreibung der Regeln bei dem Spiele findet. Viel höheren Wert für die Schule, d. h. für wirkliche Klassenspiele, haben Cricket (Thorball) und Fufsball. Beide Spiele, besonders das erste, haben sich in Deutschland überall eingebürgert.

Die Zahl von 22 Schülern ist nach meiner Ansicht schon reichlich hoch bei Cricket gegriffen, doch ist sie durchaus möglich. Selbstredend ist das Spiel nur für Oberklassen geeignet. Abbildungen und Tabellen erläutern dies Spiel und das Fufsballspiel. Das letztere, das Fufsballspiel, ist in zwei Formen beschrieben, d. h. mit und ohne Aufnehmen des Balls. Gewifs werden die Clasenschen Beschreibungen dazu beitragen, das Spiel, welches noch vielfach in den Anfängen liegt, weiter in deutschen Gymnasien zu verbreiten.

Die vorliegende zweite Auflage bringt noch eine Reihe gut ausgewählter deutscher Spiele: Fufsball, Barlauf, Fünfkampf und das Kriegsspiel. Viele Freunde hat sich besonders in Turnvereinen in den letzten Jahren das Kriegsspiel erworben. Auch den oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten sei dies Spiel empfohlen, besonders auch als erheiternde Einlage bei kleineren Turnfahrten. Der Fünfkampf der Hellenen läfst sich in der verschiedensten Weise ins Moderne übertragen. Ob bei dem Lauf hier aufser dem einfachen Wettlauf andere Laufspiele, wie z. B. die für untere und mittlere Klassen wohl brauchbare Schnitzeljagd, zu empfehlen sind, ist fraglich. Beim einfachen Lauf wird man sich wohl am besten an die Bestimmungen der deutschen Turnerschaft halten, die eventuell bei Schülern herabgemindert werden können. Im allgemeinen ist von der Wiederbelebung des alten griechischen Pentathlons zu sagen, dafs ein solcher Wettkampf sich mehr für ein Schauturnen als zu häufiger Verwendung bei Turnspielen eignet. Sehr erfreulich ist es, dafs dem deutschen Schlagballspiel, das sich dauernd jugendfrisch erhalten hat und wegen der billigen Spielapparate und der Brauchbarkeit für alle Altersstufen ein wirklich volkstümliches deutsches Spiel ist, bei Clasen das Wort geredet ist. Um dies Spiel immer allgemeiner werden zu lassen, kann in solchen Anstalten, wo es wenig bekannt ist, anfangs der Einschenker fortbleiben, da der Schläger sich im Anfang leichter mit der linken Hand selbst einschenkt.

Jedenfalls wird auch diese zweite Auflage des Clasenschen Buches bei dem billigen Preise von 1,20 M dazu beitragen, der deutschen Jugend die Lust am Spiel zu erhalten und zu stärken.

Konitz. R. Stoewer.

Sang und Klang. 52 Lieder für Ausflüge von Schulklassen. Nebst 10 Jugendspielen. Ausgewählt von einem praktischen Schulmanne. 22. bis 30. Tausend. Preis 10 Pf. Berlin, E. Klingebeil's Verlag.

Eins von den sehr billigen und doch guten Büchlein, dem man zu Nutz und Frommen unserer Jugend die weiteste Verbreitung wünschen mufs. Es befreit sie auf bequeme und billige Weise von einer oft wiederkehrenden Verlegenheit, dafs sie nämlich auf frohen Wanderungen bald in ihrem Gesang verstummen mufs, weil sie im Text nicht weiter kann.

In der kleinen Sammlung findet man die bekanntesten und schönsten Volks-, Wander- und Vaterlandslieder und wird wenige von denen, die der Jugend die liebsten sind, vermissen, da der Verleger in dem eben erschienenen Neudruck weitere Wünsche berücksichtigt und etliche schöne Lieder, welche fehlten, an Stelle einiger nicht so gut singbaren aufgenommen hat.

Lübben. F. Weineck.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Aus längst vergangener Zeit.

Die folgende Mitteilung hat vielleicht einigen geschichtlichen Wert zur Schilderung des Einflusses, welchen einst die Hegelsche Philosophie auf den Religionsunterricht unserer Gymnasien geübt hat, wenn auch nur in einzelnen extremen Entartungen oder Karikaturen.

Im Jahre 1843 traf ich mit einem Verwandten zusammen, der die Prima eines angesehenen preufsischen Gymnasiums besuchte. Der junge Mensch machte im Laufe des Gesprächs so wunderliche Redensarten, dafs ich sagte: Was schwatzt du da denn für tolles Zeug? „Oho", sagte er, „das ist Religionsunterricht". Ich hielt das für einen schlechten Witz; er versicherte aber, es stamme alles wörtlich aus seinem Religionsunterricht, er habe es sich notiert und könne mir eine ganze Sammlung solcher Redensarten mitteilen. Ich bat ihn, das schriftlich zu thun, aber nichts zu übertreiben, sondern alles ganz zuverlässig sachlich aufzuschreiben. Er versicherte ernstlich, dafs er kein Wort schreiben würde, das er nicht gehört habe, und ich habe keinen Grund an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Sein Verzeichnis lautet folgendermafsen:

„Er gipfelt sich in seiner Ichung vor Gott. Aus der riesigen Eigenhöhe folgt die Gipfelung vor Gott. Das Gunstverhältnis der Menschen zu Gott durch das vokativartige vertrauliche Anreden mit Du. Das spiegelartig reflektierende, stereotyp- feststehende Wesen der Evangelien. Das felsenspaltendurchschlüpfende, sommernachtwandelnde Wesen des Fuchses. Der Mensch mufs sich hüten vor der Verfestigung in der Ichheit und vor der Zunahme in der Verselbstigung und Verichung. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn Gott uns zerpulverisiert und zerbollwerkt, denn warum sind wir so granitkieselartig hart. Wenn die Offenbarung aufhört, da werden wir sehen, was unsere Vernunft für Sprünge macht. Ein Gelbsichtiger sieht alles gelb, ein Grünsichtiger alles grün; so sieht auch der sittlich Gelb- und Grünsichtige die Welt gelb und grün und denkt, sie sei trotz ihrer argen Versunkenheit und massenhaften Verschlimmerung richtig und könne nicht anders sein. Die Gesellschaften und frivolen Zusammenkünfte der Menschen sind alle so hexensabbathblocksbergartig. Wenn jemand stiehlt, so handelt er auf unholde Art nicht liebevoll an dem andern und bereitet sich durch das gestohlene Gut eine böse Lust. Der Böse mufs fortdauern und nicht sterben zur Durchlebung des Gefühls schlechthinniger Überflüssigkeit der

sündigen Lust, und diese Durchlebung kann zweifach durchlebt werden, auf grobe und auf feine Weise. Die Liebe ist demantfest, demantsichselbstunwandelbar, so dafs sie nicht in schmutzigem Unflate fünf gerade sein läfst. Es wäre wohl der Mühe wert, wenn wir das naturlebige Leben aufhörten und Nachfolger Christi würden. Mit schwachangelegter Fleischlichkeit hat man wenig Anreizung zur sinnlichen Lust und ist doch ein hochmütiger Thor. Christus ist die Person, in der sich alles hauptet und gipfelt, durch die wir grofs und gliedermächtig werden. Durch die Offenbarung bekommen wir die komparativischen und superlativischen Kräfte. Es sprossen die Centripetalflügel. Das Fleisch ist der Sitz der perversichischen Art. Von dem perversen Ichtum verkehrter Fleischwerdung durchdrungen sein. Der geistigfleischliche Mensch steht jedenfalls höher als der fleischlichfleischliche Mensch. Wer gut ist, sieht sich im Argen, die ganze Welt im Argen, so sieht er sich, alle Menschen, heute, morgen, übermorgen, nach zwanzig Jahren, und trägt so das fürchterliche Unheil mit sich, vom Vater ererbt (d. h. Erbsünde). Die Liebe ist schlecht, wenn sie angehört der Disparatheit, der Zerronnenheit des teuflischen Prinzips des schlechthinnigen Fürsichseins. Kein Mensch ist gut, der nicht in Gott aufgegangen ist, in den nicht Gott eingeströmt ist, der nicht von Gott verschlungen ist. Der fürchterlichste Gedanke für die Nichtwiedergeborenen ist, dafs wir Gott schauen müssen von Angesicht zu Angesicht, das Medusenhaupt seiner furchtbaren Heiligkeit. Die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria ist ein Wunder, das uns anfangs mit der Faust ins Gesicht schlägt. Die Baumuridee, die Steinuridee u. dgl.“

Göttingen. J. Lattmann.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Materialien zu einer Repetitionsstunde über Asien.

Wir können nicht anders sagen, als dafs auf einmal Asien im Mittelpunkte der politischen Interessen für die civilisierten Nationen Europas steht. Lange Zeit hatte die Jungfrau Europa dem hinterwärts gelegenen Asien den Rücken zugedreht, und ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den westwärts flutenden Ocean und auf die amerikanische Hemisphäre gerichtet gewesen. Jetzt ist plötzlich ein bedeutsamer Wandel eingetreten, und die alte Erdfeste heischt gebieterisch das ihm lange vorenthaltene politische Interesse wie ein Kapital mitsamt den aufgespeicherten Zinsen zurück.

Wie konnten wir Europäer Asien gegenüber auch nur so undankbar sein. Asien ist ja in der That Europas Mutterland.

Schon in geographisch-physikalischer Hinsicht erscheint Europa als ein halbinselartiger Annex an das kompakte Erdganze des asiatischen Kontinents, als ein unselbständigeres, nicht recht abgegrenztes Gebilde dem gewaltigen Länderleib Asia gegenüber. — Die Menschen, die Bewohner Europas, also die Indogermanen, die Semiten und die Vertreter der mongolischen Rasse, Türken, Magyaren, Finnen etc. sind aus Asien nach Europa eingewandert und haben in Märchen, Sagen oder bei den jüngsten Ankömmlingen in geschichtlichen Erinnerungen Andenken an die asiatische Urheimat mitgebracht. — Und nun die kuturellen Einflüsse, die Europa so ganz abhängig von dem mütterlichen Asien erscheinen lassen! Alles Gute und alles Schlimme der Erde, hat man gesagt, ist hier entstanden. Unsere Getreidearten, unser Wein, die Kirsche, die Gewürze haben in Asien ihren Ursprung, die monotheistischen Religionen des Christentums, Judentums und Islams sind in Asien zuerst der gläubigen Menschheit offenbart worden, und als die Völkerstürme aufhörten von dem gewaltigen Kontinent herab über Europa hinzubrausen, drangen als unheimliche Erbschaft von dem Mutterleibe Asiens her die Miasmen und Kontagien der verschiedenen Pestseuchen in die Verkehrsadern der europäischen Länder.

Und schliefslich kann Asien auch darum den Löwenanteil des Interesses beanspruchen, weil es die Hälfte aller Erdbewohner

beherbergt. Schon Napoleon mit seinem weltumspannenden Ehrgeiz brach in den Stofsseufzer aus, Europa erscheine ihm wie ein Maulwurfshügel, erst Asien sei für ihn eine imposante Ländermasse, dort gebe es grofse Reiche!

Wir gehen nun dazu über, die geschichtlich-ethnographischen Verhältnisse Asiens uns wieder etwas in Erinnerung zu bringen.

Asien zerfällt seiner Bevölkerung nach in zwei deutlich von einander geschiedene Gruppierungen, eine kleinere südwestliche und die unverhältnismäfsig grofse und ausgedehnte des Nordostens. Die erstere weist Völker und Stämme der mittelländisch-kaukasischen Rasse auf, die zweite die eigentlichen Repräsentanten Asiens, die Mongolen. Dort am Pamirplateau, am Dache der Welt, treffen sich im letzten Vorstofs und Anprall Kaukasiertum und Mongolismus. Gewifs bereiten sich auch da noch einmal politische Ereignisse ersten Ranges vor.

Bei den Mongolen spricht man von zwei Hauptstämmen. Ein dritter, der Tschuktische an der Behringsstrafse kann wohl füglicherweise seiner Unbedeutendheit wegen übergangen werden. Übrigens fand Nordenskiöld dort in den Jurten, die der eisige Buran umheult, ein fast idyllisches Familienglück und — merkt's euch, ihr Europäer! — die artigsten Kinder von der Welt. Die beiden Hauptstämme der Mongolen sind also der uralisch-tatarische und der südliche indochinesische. Von dem ersteren ragen Ausläufer bis nach Europa hinein, und zwar die Finnen, Ungarn und Türken. Die Finnen haben nie geschichtlich eine Rolle gespielt, aber es sind tapfere Soldaten, und die karelischen Volkslieder zeugen von hoher Begabung dieses nördlichsten europäischen Kulturvolkes. Desto empfindlicher waren die Berührungen Europas mit den Magyaren und Türken: das wilde Treiben des Czikos auf den Pufsten der Theifs und alle die verwegenen Bravourstückchen der Husarenwaffe erinnern an die einstigen verheerenden Ungarneinfälle des frühen Mittelalters, und der langbärtige, stolz und ruhig in sein Kismet ergebene Muselmann in Konstantinopel ist der Abkömmling jener furchtbaren Türken, vor denen im 16. und 17. Jahrhundert die europäische Christenheit unter stehendem Glockengeläut die Hülfe des höchsten Gottes inbrünstig anflehte. Auch die nordmongolischen Kernvölker aus der Gobi haben vor Zeiten Europa einen Besuch abgestattet. Wer erinnert sich nicht der Mongolenschlacht auf der Walstatt von Liegnitz 1241 und der langen Herrschaft der goldenen Horde! Es ist besonders interessant, bei diesen hochasiatischen Mongolen das Einst und Jetzt vergleichend nebeneinander zu stellen; wir wollen zunächst mit der Schilderung der heutigen Mongolen beginnen, wie sie uns in den Reiseberichten des vorzüglichsten Kenners Innerasiens, Prschewalskis, entgegentritt. Es giebt kein harmloseres und friedlicheres Treiben als das der Kalchamongolen innerhalb und aufserhalb ihrer Filzjurten. Der Mongole scheut derart die aufregende Be-

wegung und jede Thätigkeit, die entfernt nach Arbeit schmeckt, dafs er es sogar vorzieht, sich gar nicht einmal zu waschen und seinen Leib und seine Kleider von dem zahlreichen Ungeziefer zu säubern. An dem mistgenährten Feuer des Herdes wird der Ziegelthee bereitet, und bei den Hauptmahlzeiten werden aufser diesem Nationalgetränk fast fabelhafte Mengen Hammelfleisches vertilgt — Prschewalskis spricht von 5 Kilogramm auf eine Mahlzeit. Dabei sind die Mongolen die gläubigsten Buddhisten, und neben dem eifrigen Abhaspeln ihrer Rosenkränze und Gebetstrommeln kennen sie kein anderes Interesse als die Pflege ihrer stattlichen Viehherden. Unter der chinesischen Herrschaft versinken sie mehr und mehr in Feigheit und erleiden überhaupt moralische Einbufse jeglicher Art. Und doch singen ihre fahrenden Sänger noch immer von der einstigen Zeit der Mongolenherrlichkeit, da „vor dem Blicke ihrer Chane die zehntausend Völker der Erde erstarrten und die Erde erzitterte, wenn sie sich rührten". Der erste Mongolenchan, von dem die Geschichte erzählt, war Temudschin, später Dschingischan genannt, der Chan aller Chane. Östlich von Urga, dem heutigen Sitze des zweiten grofsen Mongolenpapstes, des Bogdalama, an den Quellen des Onon wurde Temudschin geboren, und zu Beginn des 13. Jahrhunderts begann er seine welthistorische Laufbahn. Auf dem Kuriltai, dem Reichstage, neben der Fahne, von der vier schwarze Hengstschweife herabhingen, schworen die Mongolenhäuptlinge ihm blinden Gehorsam, und nun brauste das Völkerunwetter hinab in die westlichen Tiefebenen. Dschingischan gab seinen Kriegern eine furchtbare Lehre. Als bei der Einnahme von Herat nicht alle Einwohner umgebracht waren, wurde er zornig und äufserte, Mitleid wohne nur in schwächlichen Gemütern; von Milde und Barmherzigkeit dürfe und solle niemals die Rede sein. Und so erklärt es sich auch, dafs später bei der Eroberung von Bagdad 20 000 Menschen ihr Leben verloren haben. Zudem bereitete es dem Nomadenchan eine rechte Herzensfreude, seiner tiefen Verachtung aller Büchergelehrsamkeit den unzweideutigsten Ausdruck zu geben. Unter den Hufen der Rosse, auf denen die Mongolen in die Moscheen ritten, wurden die heiligen Bücher der mohamedanischen Religionsweisheit zertreten, oder es frafsen gar die hungrigen Gäule, da zwischen die Blätter der Bücher Hafer geschüttet war, alle die tiefsinnigen Sprüche vom grofsen Allah munter und unverdrossen in sich hinein. — Der zweite grofse Mongoleneroberer war wenigstens nach dieser Seite hin eine gemildertere Erscheinung — denn er liebte die Gelehrten, namentlich die Ärzte und Gesetzeskundigen —, aber sonst war Tamerlan, der lahme Timur, ein weit entsetzlicherer Mensch als Temudschin. Leider war sein Ehrgeiz und sein Genie womöglich noch bedeutender als bei dem ersten Mongolenchane. So wie es nur einen Gott gebe, so solle, sagte er, auch nur ein Herrscher auf Erden sein, und wirklich

bei seinem Tode 1405 seufzte und zitterte fast ganz Asien unter der neuen Despotenherrschaft. Zu Samarkand auf dem berühmten grünen Steine, der noch heute zu sehen ist, stand der Thron des übergewaltigen Mongolenfürsten, und stets diente ihm ein vornehmer Gefangener als Schemel seiner Füfse. Es war, als ob die Genialität des seltsamen Mannes sich auch als besonders erfinderisch erwies in der Bestrafung der eroberten Städte. Ein Massengemetzel unter den unglücklichen Einwohnern hatte auch Dschingischan veranstalten lassen, aber Timur wufste in die Eintönigkeit der Blutscenen noch einige entsetzliche Abwechselungen zu bringen. In Persien wurden auf seinen Befehl die Gefangenen lebendig übereinander geschichtet, mit Lehm und Kalk verputzt und zu Mauern und Türmen kunstmäfsig als Baumaterial verwertet. Ein ander Mal liefs er in einer grofsen Grube die kugelförmig gefesselten Feinde nebeneinander legen, dann Bretterlagen darüber befestigen und so wie bei den Schichten einer Pastete oder Fruchttorte Menschenleiber und Balkengezimmer in grausigem Gemische abwechseln. Jeder seiner Krieger mufste eine bestimmte Anzahl Köpfe erschlagener Feinde abliefern, und aus den übereinander gehäuften Schädeln — in Indien waren es neunzigtausend — wurden Siegespyramiden errichtet, bei deren Anblick wohl das Blut der Bezwungenen erstarren mochte.

Wenn gegenüber diesen Mongolenstürmen und Eroberungszügen Europa als der leidende Teil erschien, so hat es auch nicht an Angriffskriegen gefehlt, die Europa gegen Asien geführt hat. Schon in den ältesten griechischen Mythen fordert Europa kampfgerüstet Asien zum Kampfe heraus, und in der troischen Ebene mafsen sich zuerst Europäer und Asiaten in erbittertem Streite. Westasien wurde dann durch die Feldzüge Alexanders des Grofsen und die Kreuzzüge des Mittelalters heimgesucht. Der Einflufs des milderen Klimas, die Einwirkung einer ästhetisch so bezaubernden und als Augenlust dienenden Vegetation sänftigte und veredelte, wie Alexander von Humboldt sagt, die rauheren europäischen Nordländer und hat nach dieser Hinsicht trotz Kampf und Krieg unsäglichen Segen gestiftet. — Dann haben die Engländer sich in Asien ein grofses Reich gegründet, und unter den stolzen Titeln der britischen Majestät prangt die wertvolle Bezeichnung einer Kaiserin von Indien. Neuerdings ist nun der gefährlichste Bedränger Asiens erstanden, der langsam und sicher in Asien vordringt — das ist Rufsland. Kaiser Nikolaus pflegte zu sagen, Rufsland habe in Asien keine Grenzen, und in der That beherrscht ja heute der Zar aller Reufsen drei Fünftel des asiatischen Länderleibes. So wie die Trancheen gegen die belagerte Festung mehr und mehr vorrücken und dem Angegriffenen Raum und Bewegung abgewinnen, so weifs Rufsland von seinem kolossalen nordasiatischen Länderbesitz her gegen Mittel- und Südasien vorsichtig vorzudringen.

Man denkt sich den russischen Landbesitz in Asien gewöhnlich als die unwirtlichsten Gegenden; die Bezeichnung Sibirien wird unwillkürlich zum Gesamtnamen aller russisch-asiatischen Besitzungen, und vage Vorstellungen von ungeheurer Kälte, Verbrechertransporten und weltverlassener Einöde begleiten die Erwähnung russischer Kolonialterritorien in Asien. Natürlich trifft ja aller Graus der hergebrachten Traditionen zu auf die echtsibirischen Stationen, wie etwa Beresow am Ob, wo einst der allgewaltige Menzikoff nach seiner Verbannung ein elendes Dasein führte und sich nur damit hätte trösten können, dafs gleichgewaltige Günstlinge, wie die Dolgoruki und Ostermann bald nach ihm ebenfalls als Insassen der Stadt mit den Fischhautfenstern einpassieren würden, — oder die Ansiedlungen in dem höher gelegenen und rauheren Ostsibirien, wo das Quecksilber eine feste Masse wird, mit donnerähnlichem Krachen der gefrorene Boden springt und die Bäume des Urwaldes auseinanderplatzen. Aber man wende sich einmal zum Amurgebiet, und sofort wird man freundlichere Eindrücke empfangen. Wird doch der Amur von neueren Reisenden fast einstimmig für den malerischten aller Flüsse gehalten. Er hat klares Wasser, tausende von Inselchen, einen sich schlängelnden Lauf mit pittoresken Ufern, die bald wild und steil abfallen, bald in ihrem Laubmantel fast die gesamte Pflanzenwelt des Erdballs an dem entzückten Blicke des Beschauers vorübergleiten lassen. Und schliefslich ist die ganze Atmosphäre gesättigt von den intensivsten Wohlgerüchen. — Eine zweite interessante Region des russischen Asiens ist Transbaikalien und die Striche nordwärts bis Irkutsk hinauf. Hier windet sich von Kiachta eine der wichtigsten Handelsstrafsen aus China hervor, wo namentlich früher Thee eingetauscht wurde. Dann kommt man an den Baikalsee mit seinen schwarzen, fast unergründlichen Wassern, die merkwürdig genug als einziges Süfswasserbecken Seehunde beherbergen, und endlich folgt man der mächtigen Strömung der Angara hinab nach Irkutsk, dem sibirischen Paris mit seinen Gold-, Thee- und Pelzmillionären. — Will der Russe oder Sibirier hier Anklänge an das westeuropäische Babel mit seinem Übermafs des Luxus und raffinierten Vergnügens wiederfinden, so nennt er wiederum andre, weiter westlich gelegene Striche: das sibirische Italien. Es ist dies der Distrikt von Semipalatinsk bis zum 400 Quadratmeilen grofsen Balkaschsee und dem zu ihm hinabführenden sogenannten Siebenstromland der hochasiatischen Gebirgsabhänge. Nordwärts an den Oberläufen des Irtisch und Ob beginnt die Bergwerksregion des Altai, wo an Gold der vierte Teil der Gesamtausbeute auf der ganzen Erde gewonnen wird. Vor der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder wurde hier sogar so viel Gold gewaschen als in ganz Amerika zusammen. Was wollen gegenüber diesem Reichtum unsre badischen Goldwäschen des Rheinlandes besagen, die so sparsam das sagenhafte

Rheingold der Nibelungenzeit wieder ans Tageslicht fördern, oder gar das Gold des Schwarzaflusses, das gerade genügt, um den Schwarzburgischen Fürsten die Trauringe zu liefern! Deshalb ziehen auch die sibirischen Goldsucher, von ihrem Glücke berauscht, im Herbste nach Tomsk, übrigens der heutigen sibirischen Universität, und zechen dort wacker in Champagner, der natürlich dort entsprechend teuer ist und bis über 7 Rubel die Flasche gelten soll. — Der sibirische Besitz Rufslands hängt durch die Kirgisensteppe mit dem centralasiatischen zusammen. Hier in der Steppe kann man noch völlig echtasiatisches Tierleben beobachten. Wo in Nordasien die Renntierherden am Milzbrand auszusterben anfangen, ähnlich wie ja auch in Nordamerika die Büffel jetzt verschwunden sind, gewährt es hier ein recht typisches Bild, wenn der russische Kurier in seinem Gefährte dahinfliegt und der kirgisische Kutscher die vierelang gespannten Kamele zur gröfsten Eile anspornt. Man nennt die Kirgisen die Franzosen Westasiens, und unermüdlich ertönt ihre plappernde Unterhaltung in den zerstreut stehenden Jurten oder Kibitken. — Und nun sind die Russen erobernd in das alte Baktrien vorgedrungen. Da, wo einst die Nordgrenze auf dem Feldzuge Alexanders des Grofsen war, wo er am Jaxartes sein Alexandria eschate gründete, haben die Russen schon längst die Grenze passiert und treten von diesem nördlichen Eingangsthore her ein in die terra cognita der Alten. Jaxartes und Oxus, die heutigen Syr und Amu, sind zu russischen Flüssen geworden, in Taschkent residiert der Gouverneur des russischen Turkestan und Chiwa, Merw und Samarkand sind russische Militärstationen geworden. Wo hätten sich das die persischen Dichter träumen lassen, die Samarkand, die Stadt des gewaltigen Timur, mit ihren Kuppeln und Moscheen, mit ihren lachenden Gärten und ihrer herrlichen Umgebung „das Schatzkästlein der ganzen Erde“ nannten, dafs einst dieser Wunderort des Orients ein gehorsames Landstädtchen des weifsen Zaren sein sollte. Und das entschieden zum Vorteil der ganzen Landschaft, denn die Reisenden sind froh, mitten unter dem Schmutz und Verfall der früheren Herrlichkeit auf die Spuren europäischer Civilisation zu stofsen.

Von Samarkand und dem Thale des Amudarja aus steigt Asiens Boden zu seinen berühmten centralen Erhebungen. Dort, wo die gewaltigen Hochländer von Hinterasien und Vorderasien etwa um den 90. Längengrad zusammenstofsen, finden sich riesenhafte Aufrichtungen der Erdoberfläche, Bergzüge, Plateaus und unweit davon der zweitgröfste Gipfel der Erde, der Dapsang in der Karakorumkette mit 8619 m Höhe, also fast doppelt so hoch als Europas höchster Berg, der Montblanc. Die dominierende Stellung innerhalb dieser aufeinander stofsenden Erhebungen hat das Pamirplateau inne, das deshalb auch den Ehrentitel trägt: Dach der Erde. Und hier an dieser interessantesten physikalisch-

geographischen Stelle unseres Erdplaneten bereiten sich auch politische Ereignisse von entschieden welthistorischer Wichtigkeit vor. So wie etwa im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Unteritalien den Tummelplatz und das Konfliktgebiet für die drei damaligen Weltmächte abgab, die Deutschen, die Griechen und die Araber, so haben sich hier auf dem Pamirplateau, zunächst allerdings mit Protesten und völkerrechtlichen Streitpunkten, gegenübergestanden die drei Weltmächte Asiens: die Russen, Chinesen und Engländer. Zum ersten Male ist dargethan worden, dafs diese drei asiatischen Weltmächte sich jetzt unmittelbar berühren, und die verwunderte Menschheit fragt: was soll nun werden? Wenn der alte lateinische Spruch des Scipio noch gilt, plus animi est inferenti quam propulsanti periculum, so hat Rufsland den Vorteil der gröfseren Kampfesfreudigkeit und wohl auch des Erfolges für sich. Denn planmäfsig und ununterbrochen ist die russische Eroberung vorgedrungen, den Russen fällt die Rolle des siegreichen Angreifers zu, China und England müssen sich verteidigen, natürlich mit verschiedener Widerstandsfähigkeit. — In der letzten Zeit hat Rufsland viel für die strategischen Sicherungen eines späteren Angriffskrieges gethan. Das Wichtigste ist natürlich der Bau einer Eisenbahn. Wenn wir die ganze Richtungslinie derselben verstehen wollen, so müssen wir schon einige westlichere Anschlufslinien aufzählen. Demnach haben die Russen zunächst von Tiflis im Süden des Kaukasus, der Stadt des Mirza Schaffy, eine Bahn gebaut nach Baku am Kaspischen Meere. Es ist das die heilige Stätte der alten Parsen oder Feueranbeter, wo die Naphthaquellen ihre flammenden Gase aus der Erde auflohen lassen und wo ringsherum Tempel zur Verehrung dieses Naturwunders einladen. Von Baku fahren Dampfschiffe quer über den Kaspischen See nach Michailowsk im Turkmenenlande, und dann beginnt jene merkwürdige Bahn im Wüstensande, deren beschwerlicher Bau wohl seines Gleichen gesucht haben mag. Dicht am persischen Gebiete entlang — und Grenzstreitigkeiten und Reibungen sind da auch schon vorgekommen —, führt die Bahn nach der Oase Merw, dann wendet sie sich etwas nordwärts, überschreitet den Amu oder alten Oxus und mündet in Buchara und Samarkand. Von Merw ist es leicht, einen Vorstofs gegen Afghanistan zu machen, und von hier wird dann zum letzten Schlage gegen Indien ausgeholt. Den Amudarja befahren jetzt regelmäfsig russische Dampfschiffe, und bis an die afghanische Grenze vorgeschoben sind kreuzende russische Kriegsschiffe. Da liegt in unmittelbarster Nähe Balch, das alte Bactra, und von Balch nach Kabul zum berühmten Eingangspasse Indiens, durch den schon Alexander der Grofse zog, rechnet man nur zehn Tagemärsche.

Rufsland hat sich den Grundsatz des alten Macedonierkönigs Philipp angeeignet, in seinem grofsen Eroberungswerke sich mehrere Stellen zum Angriffe zugleich offen zu halten und die Gegner,

wenn man an der einen Seite Einbufse erleidet, schnell wieder auf der andern mit mehr Glück zu beschäftigen. Ein ernster Vorstofs gegen England am Pamirplateau wird wohl noch etwas auf sich warten lassen, denn England ist ein gefürchteter Gegner, und die europäischen Begleiterscheinungen eines Krieges in Indien wären für Rufsland doch recht unbequem. Darum rüstet sich vielleicht Rufsland an einer ganz andern Stelle einen Angriff vorzubereiten. — Das ist in Ostasien im Amurgebiet gegen das altersmorsche Reich der Chinesen.

Wenn dieser Zweck ins Auge gefafst werden sollte, so galt es vor allem, in dem kolossalen Sibirien mit seiner breitgelagerten Ausdehnung von Ost nach West den Schnellverkehr und die Schnellbeförderung zu ermöglichen. An der europäisch-asiatischen Grenze gab es bisher nur eine kurze Eisenbahnstrafse von Jekaterinenburg nach Tjumen. Von hier begann der grofse sibirische Trakt, das ist die nach dem Westen führende Karawanen- und Heeresstrafse über Ischim, Omsk, Tomsk nach Irkutsk. Dort gabelt sich der Weg und geht entweder nördlich nach Jakutsk und Ostsibirien oder südlich nach Kiachta oder weiter östlich in das Amurgebiet und mündet in Wladiwostok am Japanischen Meere. Für den Handel hatte die kleine Eisenbahnstrecke eine grofse Bedeutung, die sibirischen Ausfuhrerzeugnisse waren auf Wagen oder mit Benutzung der grofsen Ströme auf Barschen herangeschafft worden, und in Irbit an der europäischen Grenze fand auf der berühmten Messe jährlich der europäisch-sibirische Tauschhandel statt. Der Umsatz belief sich wohl auf 50 Millionen Rubel. Und was könnte bei besseren Verkehrswegen und Weiterführung der Bahn allein das sibirische Getreide für eine Rolle spielen, da in Westsibirien 4 Millionen Hektar unter dem Pfluge sind und reichlich die Bearbeitung lohnen. Neuerdings ist übrigens auch ein andres Projekt aufgetaucht, um dem reichen Ertrage an sibirischem Getreide ein Absatzgebiet in den überseeischen Handelshäfen zu sichern. Man hat dabei die schöne Wasserstrafse des Ob ins Auge gefafst, die im Sommer eisfrei und für Dampfschiffe befahrbar ist. Irtysch und Ob in seinem oberen Laufe reichen bis in die getreidereichen Striche, und die befrachteten Lastschiffe können in zehn Tagen das Getreide bis Obdorsk hinabbringen. Um nun den Weitertransport um die ausgedehnte Samojedenhalbinsel mit ihrer selten eisfreien Passage zu vermeiden, will man von Obdorsk über die letzten fast flachen Ausläufer des Ural eine kurze Eisenbahn an das russische eisfreie Waigatschmeer bauen. Der Transport des Getreides auf dieser Bahn würde zwei Tage dauern, und in spätestens 14 Tagen könnte dann nach entsprechender Seefahrt das Getreide auf dem Londoner Markte verkauft werden, so dafs der ganze Transport etwa von Barnaul bis London 26 Tage beanspruchte. Man sieht, der Weltverkehr will immer riesigere Dimensionen annehmen.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Riesenunternehmen, das dazu dienen soll, Sibirien in seiner ganzen Richtung von Ost nach West zu erschliefsen und eine rasche Truppenvorschiebung bis an die Küste des stillen Oceans zu ermöglichen, — das ist der Bau der sogenannten sibirischen Eisenbahn, die in Wladiwostok am Japanischen Meere und auch in Port Arthur am Golf von Petschili münden wird. Hier sind ja schon längst die Vorarbeiten in Angriff genommen, und Sträflinge schaffen im Schweifse ihres Angesichts an dieser eminent civilisatorischen und zugleich strategisch wichtigen Bauarbeit. Hoffentlich wird das Riesenwerk, das in seiner Kühnheit und in der kolossalen Schwierigkeit der Herstellung wohl den Durchstichen der Suez- und Panamalandengen, den Tunnelbauten der Alpen und den gewaltigen Eisenbrücken, die in Amerika und England über breite Meeresarme führen, an die Seite gesetzt werden kann, langsam aber sicher seiner Vollendung entgegengehen. Heute ist bereits der erste Schnellzug von Petersburg bis Tomsk, der sibirischen Universität, abgelassen worden. Er fährt ununterbrochen sechs Tage und sechs Nächte und soll an Luxus und Komfort noch die amerikanischen Exprefszüge überflügeln. Jenseits des Tom beginnt Urwald von Cedern oder Espen, und die Ingenieure schildern die Arbeit des Vermessens in dieser fürchterlichen Gegend als eine Höllenqual. Man sinkt Schritt für Schritt in dem Espendickicht in den Sumpf ein, und Myriaden von Insekten verfolgen die kühnen Pioniere.

Wird die grofse sibirische Eisenbahn fertig, so umklammert das eiserne Band der Schienen zuletzt unmittelbar das grofse chinesische Weltreich, und es fragt sich, was wird bei den unvermeidlichen Zusammenstöfsen zwischen Russen und Chinesen sich für ein Prognostikon stellen lassen. Wir müssen uns also weiterhin mit der Bedeutung und Würdigung des Chinesenreichs beschäftigen.

Der gröfste jetzt lebende Sinologe, von Richthofen, gesteht ein, dafs China ein sehr wenig bekanntes Land sei und abschliefsende Urteile sich kaum werden abgeben lassen. Dies gilt allerdings nur für die eigentlichen Bewohner des Reiches der Mitte. Denn die Chinesen besitzen einen regen Auswanderungstrieb — man hat sie darum mit den Normannen des Mittelalters verglichen — und die Eigenart der chinesischen Kulis kann man in San Francisco, Australien und in der ganzen Südsee genugsam studieren. Sie sind ja dort so verbreitet, dafs man bereits den stillen Ocean als chinesisches Meer bezeichnen will. — Die Russen haben als Nachbargebiet zunächst die Mandschurei mit Mukden, der ehemaligen Hauptstadt der Mandschudynastie und jetzt der Totenstadt der Kaiser, in welcher jeder neue Beherrscher die Annalen seines Vorgängers niederlegt. Dann beginnt vom Busen von Petschili ab das eigentliche China mit seinem ganz beispiellosen Volksgewimmel. Das Mündungsland der Flüsse Hoangho und Jan-

tsee — letzterer der Gürtel Chinas und der eigentlich heilige Strom der Chinesen —, also die Provinz Kiangsu, hat einen Flächenraum nur viermal so grofs wie Pommern, und doch wohnen dort 37mal so viel Einwohner, nämlich etwa 55 Millionen. Man kann sich denken, wie eifersüchtig man in diesem Gebiete auf die Ausnützung des Raumes ist. Die ganze Gegend ist wie ein Garten, aber freilich baumlos und bar aller Zier. Die Menschen benutzen Kanäle als Verkehrsstrafse und wohnen womöglich auf dem Wasser, um der Ertragsfähigkeit des Bodens nicht Abbruch zu thun. Und wie ist nun die Sorge für den Ackerbau auf die Spitze getrieben. Schon Schiller rühmt es ja, dafs hier „der Pflug des höchsten Kaisers Hand ziere“, und wie in Venedig sich der Doge auf dem Bucentauro mit dem Meere vermählte, so verrichtet hier der Kaiser symbolisch die Handlung, die dem Lande am meisten frommt. Nirgend ist natürlich auch so eine raffinierte Verwertung, ja man könnte sagen eine solche Jagd auf Dungstoffe gebräuchlich wie hier in China, wo in der Auffangung tierischer und menschlicher Exkremente eine ebenso lächerliche wie ekelerregende Beflissenheit an den Tag gelegt wird. Überall verpesten diese sorgfältig angelegten Reservoirs der Fäkalien die Luft, und so erklärt es sich auch, dafs z. B. Shangai, bei dem nun noch die niedrige Lage in dem Alluvialboden dazu kommt, mit voller Wahrheit „das Grab der Europäer“ genannt ist.

Natürlich dreht sich hier aller Ackerbau um die Reiskultur, Chinesen und Japaner gehören zu jenem grofsen Bruchteil der Menschheit — es ist fast die Hälfte —, der sich von Reis nährt. Und wie gefährlich ist es nun, wenn hier eine Mifsernte eintritt. Wir in Deutschland haben seit der Einführung des Kartoffelbaus im vorigen Jahrhundert doch immer die zwiefache Grundlage der Volksernährung durch Roggen und Kartoffeln, eine völlige Hungersnot ist darum bei uns erheblich unmöglicher geworden; aber in China bringt der Mifswachs des Reis sofort die ungeheuerlichsten Zustände des Elends und der Verzweiflung zu Wege. Alle die Schreckensschilderungen, wie wir sie aus dem Simplicissimus und den Chroniken des 30jährigen Krieges kennen, werden dann wieder lebendig. Die Menschen nähren sich von Baumrinde, ihre Haut wird schwarz und runzlig, und man hört hie und da, dafs Eltern ihre Kinder lebend verbrennen, um sie dem Hungertode zu entreifsen. Überhaupt tritt hier bei der mongolischen Rasse eine viel gröfsere Fühllosigkeit zu Tage. Das Aussetzen der Kinder, die dann von den Missionen aufgelesen und gerettet werden, ist ein scheufslicher Brauch in China. Bekundet so der Chinese Stumpfsinn den eigenen Angehörigen gegenüber, so mufs man auch anerkennen, dafs er persönlich in der Ertragung von Schmerzen das denkbar Möglichste leistet. Es ist staunenswert, was für entsetzliche Operationen vonseiten der Ärzte die Chinesen geduldig über sich ergehen lassen. Darin prägen sich eben

die Rassenunterschiede von dem Europäertum ganz auffällig aus.

Diese Fühllosigkeit bringt es mit sich, dafs die juristischen Exekutionen noch heutzutage mit ganz beispiellos barbarischer Grausamkeit sich abspielen und in den Martern der Hingerichteten an die klassischen Folterprozeduren eines Atilius Regulus erinnern, und dafs bei den Empörungskriegen im Lande Menschenopfer gefordert werden, die für unsere europäischen Begriffe etwas Schwindelerregendes haben. So sollen bei der letzten Taipingrevolution vom Jahre 1850 30 Millionen Menschen umgekommen sein, und von Richthofen, der 1868 nach China kam, überzeugte sich, als er die verwüsteten und entvölkerten Länderstriche sah, dafs diese Zahl nicht zu hoch gegriffen sei. Auch hier konnte wohl einem Napoleon, in dessen Kriegen doch nur drei Millionen Soldaten ihr Leben eingebüfst hatten, die asiatischen Verhältnisse etwas Sympathisches und für sein Gewissen Beruhigendes haben. Wir müssen sodann noch zwei Stammeseigentümlichkeiten der Chinesen berühren, das ist ihr Schmutz und der Bienenfleifs ihrer Gelehrsamkeit.

In San Francisco und in Australien spricht man ja schlechthin von einer Chinesenpest und meint damit das zähe Vordringen der unheimlichen bezopften Mongolen in den grofsen Verkehrcentren. Etwas Pestartiges hat dieses Vordringen, weil da, wo Chinesen in gröfserer Masse hausen, die Europäer wegen der kolossalen Unreinlichkeit der Söhne des Reiches der Mitte einfach flüchten müssen. So werden z. B. in dem schönen gesunden San Francisco stattliche Strafsen nach und nach bei der zunehmenden massenhaften Einwanderung der Chinesen den Europäern entrissen und chinesisiert. Schon an und für sich hat der Chinese einen süfslichen, moschusartigen Geruch, der ähnlich wie die Ausdünstung der Neger für europäische Nasen fatal wird. Nun heizen die Chinesen in ihrer Heimat nicht, sondern ziehen es im Winter vor, durch mehrfache Umhüllungen ihrer wattierten Kleidung dem Körper die nötige Wärme zu erhalten. Die Kleider werden aber nicht weiter gewechselt, Reinigungsbäder kennt man auch nicht, was Wunder also, dafs unter 20 Chinesen sicher 12—14 hautkrank sind und dafs dem Umsichgreifen dieser ekelhaften Ausschläge das Rasieren in den unsäglich schmutzigen Barbierstuben noch allen denkbaren Vorschub leistet.

Ein Grundzug des Chinesentums ist, wie ich schon sagte, der Trieb zur Bildung und Gelehrsamkeit. Lesen und Schreiben ist allen Chinesen geläufig, und mit Ehrgeiz drängt sich der begabtere Teil zu den Ämtern der Staatsverwaltung, die aber nur den Gelehrten offen gehalten werden. Diesen Grad der Gelehrsamkeit müssen die Chinesen durch Prüfungen nachweisen, und so ist mit Recht China als Land der Prüfungen und Examina bezeichnet worden. Die letzte Prüfung findet unter Vorsitz des Kaisers in

Peking statt, und unter den 5—6000 Angemeldeten erhalten nur die 270 besten Prüflinge das Zeugnis als Staatsperson und damit den Zugang zur irdischen Glückseligkeit. Man will ja den Grund zu manchen Christenverfolgungen darin suchen, dafs aus den Reihen dieses gelehrten Proletariats sich der Hafs gegen alle Fremden, denen eine Wettbewerbung um die einflufsreichen Stellen zugetraut wird, auf das furchtbarste entladen hat. Auch China hätte somit eine Art sozialdemokratischer Volkskrankheit durchzumachen.

Aus diesem Stolze auf die nationale Bildung und im Bewufstsein einer uralten Kultur entwickelt sich nun bei den Chinesen ein äufserst starkes Selbstgefühl, das sich namentlich auch ablehnend gegen die Mission des Christentums verhält. Der Wilde Afrikas kommt der höheren Kultur und Glaubenstiefe des Christentums empfänglich entgegen, der stolze, in sich kulturfertige Ostasiat lehnt die Dogmen skeptisch ab und scheint nur einer geläuterten Sittenphilosophie zugänglich.

Jedenfalls bleibt der Russe Chinas gefährlichster Gegner, weil er eben am Amur unmittelbarer Nachbar ist und auf dem Landwege jederzeit grofse Truppenmassen vorschieben kann. Und wiederum die europäische Macht, die von einem siegreichen Vordringen des Russentums ebenso hier wie an der Grenze Indiens am meisten zu fürchten hat, ist die britische, die seit längerer Zeit sich die grofsen Vorteile der Handelsbeziehung und kommerziellen Beeinflussung Chinas fast ausschliefslich zu wahren gewufst hat. Fast die Hälfte des chinesischen Aufsenhandels ist in Hongkong festgelegt. — Einen wirksamen Bundesgenossen sucht sich England in dem mächtig aufstrebenden Inselreich der Japaner zu gewinnen, das in dem jüngsten Kriege mit China gezeigt hat, wie energisch das begabte Volk sich die europäischen Kulturgaben nutzbar zu machen verstand. Die Halbinsel Korea bildet zunächst noch in vielfacher Hinsicht sozusagen das Stofskissen zwischen russischem und japanisch-englischem Einflufs.

Und nun hat sich in unseren Tagen neben der russisch-slavischen Pfiffigkeit und Findigkeit und der egoistischen Habgier des Engländers hier in Nordchina noch als dritter Bewerber um Einflufs und Handelsvorteil die solide Gründlichkeit des Deutschen eingefunden, der sich in Kiaotschou auf der Halbinsel Schantung festgesetzt hat. Deutschland will natürlich nur eine Eingangspforte für seine Handelsbeziehungen haben und hofft in Schantung, das ja vor Shangai und Hongkong die Gunst des Klimas voraus hat, durch Eisenbahn- und Kohlenbergbau solide Grundlagen für die Lebensfähigkeit der neuesten deutschen Kolonie zu finden.

Berücksichtigen wir, dafs von Süden her, also von Hinterindien, die Franzosen in das Reich der Mitte vorzudringen suchen, so kann sich China angesichts dieser überall an seinen Grenzen

wachsamen Gegner und Beschützer wohl mit Recht jener alten Prophezeiung erinnern, die Rückert aus Schiking übersetzt hat:

Wir baun mit glänzenden Altanen
Gedächtnistempel unsern Ahnen;
Wir baun mit Kunst an jeder Wissenschaft,
Die unsre Weisen einst gegründet,
Und wo sie uns ein Licht der Einsicht angezündet,
Das hüten wir gewissenhaft.
Es blieb von unsrer Geisteskraft
Nichts Feinstes unerspäht, nichts Tiefstes unergründet;
Doch Untergang ist uns verkündet,
Denn unserm Wesen fehlts am innern Haft.
Der Hase mag wohl zierlich hüpfen,
Dem Hunde wird er nicht entschlüpfen!

Cöslin. R. Hanncke.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

1) Gustav Friedr. Hertzberg, August Hermann Francke und sein hallisches Waisenhaus. Mit Abbildungen und einem Plane der Stiftungen. Halle a. S. 1898, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 164 S. 8. 1,80 M.

2) Karl Wilhelm Schmidt, Zehn Jahre Zögling der Waisenanstalt in den Franckeschen Stiftungen (Okt. 1841 bis März 1852). Ebenda 1898. 149 S. 8. 1,50 M.

3) August Schürmann, Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle a. S. Zur 200jährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen 1698—1898. Mit einem Bildnis A. H. Franckes. Ebenda 1898. VIII u. 255 S. 8. 3 M.

Alle drei Schriften verdanken ihr Entstehen der 200jährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen. Über die Bedeutung dieser gesegneten Anstalten ein Wort zu sagen, hiefse Eulen nach Athen tragen.

Hertzberg giebt einen geschichtlichen Überblick über Werden und Wachsen der Stiftungen, auch manche interessanten Einzelheiten; aber da er beides nur in knappen Skizzen durchführen konnte, so dürfen wir nicht für die Pädagogik besonders Wertvolles erwarten. Für jeden Leser aber, der sich über den geschichtlichen Hergang unterrichten will, ist die Schrift zu empfehlen.

Einen kleinen Ausschnitt aus dem inneren Leben giebt Schmidt, der mit grofser Pietät Geist und Zustände in der Waisenanstalt und den niederen und höheren Schulen in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts geschildert hat. Die Erzählung selbst ist so liebenswürdig und fesselnd, trägt dabei auch so deutlich die Züge wirklicher Erlebnisse, dafs das Büchlein auch denen willkommen sein wird, die nicht Zöglinge der Stiftungen waren.

Einen eigenartigen Charakter trägt die dritte Schrift, in der Aug. Schürmann die Entwicklung der Buchhandlung des Waisenhauses und der Cansteinschen Bibelanstalt vorführt. Man sieht dem anspruchslosen Buche nicht die Riesenarbeit an, die darin steckt. Mit welcher Mühe mufste der Verf. aus kärglichen Notizen, Rechnungen, Nachrichten seine Arbeiten konstruieren! Er hat

uns ein interessantes und wertvolles Stück deutscher Geistes- und Litteraturgeschichte geschenkt, und dafür sei ihm besonderer Dank ausgesprochen. Auch weitere Kreise werden in dem Buche reiche und fesselnde Belehrung über die Entwickelung unseres deutschen Buchhandels finden.

4) August Joos, Die Mittelschulen im Grofsherzogtum Baden. Entwicklungsgang, Organisation, Lehrpläne, Leitung und Verwaltung derselben. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Zweite, neubearbeitete Ausgabe. Karlsruhe u. Tauberbischofsheim 1898, Druck u. Verlag von J. Lang. XI u. 535 S. 8. 7 M, geb. 8 M.

Dafs dieses verdienstvolle Buch nach 16 Jahren in zweiter Auflage erscheint, wird von allen pädagogischen Kreisen freudig begrüfst werden. Denn bedeutende Veränderungen haben sich inzwischen im höheren Schulwesen vollzogen, denen selbstverständlich die erste Auflage nicht mehr genügen konnte.

Der Verf. erörtert zuerst den Begriff und die Arten der Mittelschulen, sodann ihre Leitung und Beaufsichtigung und ihre einzelnen Arten (A. Gelehrtenschulen, B. Real-Mittelschulen, C. Mittelschulen mit besonderer Einrichtung, D. Mittelschulen für die reifere Jugend), wobei stets die geschichtliche Entwicklung, die Organisation, die Lehrpläne und Reifeprüfungsordnungen, endlich der Aufwand und das Kassen- und Rechnungswesen zur Darstellung kommen. Es ist ein interessantes Stück Schulgeschichte, das uns rein objektiv und mit unbedingter Zuverlässigkeit mitgeteilt wird; denn man darf nie vergessen, dafs gerade Baden auf dem Gebiete des Mittelschulwesens vielfach vorbildlich war.

Die folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit den mittelschulähnlichen Unterrichtsanstalten, Schul- und Eintrittsgeldern, der Schulordnung, dem Verhältnis der Mittelschulen zu den Kirchen- und Religionsgemeinschaften und einigen statistischen Verhältnissen im Schuljahre 1896/97. Dieser letzte Teil ist entbehrlich, da er für sich allein keinen Wert und natürlich nur ephemere Richtigkeit hat.

Giefsen. Herman Schiller.

---

1) Friedrich Zange, Der evangelische Religionsunterricht. (4. Abteilung des 3. Bandes von A. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.) München 1897, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 273 S. gr. 8. 5,50 M.

In der Vorrede zu diesem Werke hebt der Verf. selbst die Schwierigkeiten hervor, welche seiner Arbeit über die Methode des Religionsunterrichtes durch den Umstand sich entgegenstellten, dafs die Ansichten über Lehrweise, Lehrplan und Lehrstoff gerade bei diesem Zweige des Unterrichtsbetriebes sehr abweichender Art sind. Daneben zeigen auch die gesetzlich vorgeschriebenen Lehrpläne der einzelnen deutschen Staaten die gröfste Verschiedenheit, so dafs der Verf. darauf verzichten mufste, den „thatsächlichen Brauch" zu verzeichnen; und endlich beeinflufst der religiöse und

theologische Standpunkt eines Lehrers seine Ansicht über die Auswahl und das Mafs des Lehrstoffes und die Art seiner Verwendung in der Schule. Unter diesen Umständen mufste der Verf. selbständig für sein Handbuch eine Grundlage schaffen, wozu ihn seine 25 jährige Wirksamkeit als Religionslehrer in den Klassen von Sexta bis Prima ganz besonders befähigte. Die reichen didaktischen Erfahrungen, die er in seiner Praxis gesammelt hat, bietet er in seinem lebendig und klar geschriebenen Handbuche dem angehenden und dem weiter strebenden Lehrer zur Erleichterung seiner Arbeit dar. Der religiöse Standpunkt, der seine Methode bestimmt, ist der streng kirchliche und positiv christliche. Er wird selbst vorausgesehen haben, dafs Männer, die diesen Standpunkt nicht vollständig teilen, nicht in allem mit ihm einer Meinung sein werden; aber auch diese werden anerkennen, dafs das Buch eine reiche Fülle pädagogischer Belehrungen und praktischer Weisungen enthält, daneben aber auch alle den Religionsunterricht betreffenden prinzipiellen und Spezialfragen zur Sprache bringt. Nur einige wenige von ihnen können hier, um die Bedeutung des Buches darzulegen, kurz berührt werden.

Der Verf. entwickelt zuerst die Aufgabe des Religionsunterrichtes im allgemeinen und auf den höheren Lehranstalten im besonderen und bespricht sodann die Mittel zu ihrer Lösung, die persönliche und wissenschaftliche Ausrüstung des Lehrers und die sachlichen Mittel, mit denen er zu arbeiten hat, den Lehrstoff und das Lehrverfahren. Was die Stellung des Religionsunterrichtes im Organismus der gesamten Bildungs- und Erziehungsarbeit betrifft, so erklärt der Verf. die Religion nicht für ein blofses Unterrichtsfach, sondern für ein Unterrichtsprinzip, welches alle Unterrichtsfächer zu beherrschen und das alle Lehrer gleichmäfsig zu vertreten haben. Letztere sollen im weiteren Sinne Religionslehrer sein und in den unteren und mittleren Klassen der Ordinarius den Religionsunterricht erteilen, denn weil die Schüler zu christlichen Persönlichkeiten nach Erkenntnis, Denkweise und Gesinnung zu erziehen sind, so komme es vor allem auf das religiöse und sittliche Vorbild an, welches in dem Lehrer den Schülern vor Augen stehen soll. Wie man sieht, ist hier das Ziel des Religionsunterrichtes sehr hoch gesteckt und an den Religionslehrer die Forderung gestellt, dafs bei ihm Leben und Lehre, Denken und Handeln in voller Harmonie stehen.

Weiter erörtert der Verf. die Frage, wie der Religionsunterricht an höheren Lehranstalten sich zu der fremdsprachlichen und deutschen Litteratur und zur Geschichte zu verhalten habe, und ob vom christlichen Standpunkte aus an den aufserbiblischen Werken Kritik zu üben sei. Die Ansichten darüber sind bekanntlich geteilt, die einen verwerfen jede Kritik dieser Art und fordern ruhige Objektivität der Betrachtung und Behandlung nichtbiblischer Schriften; die andern halten eine Beleuchtung der ethischen

Lebensanschauungen der alten und neueren Schriftsteller mit dem Lichte der christlichen Wahrheit für nützlich und geboten. Diese Meinung vertritt auch der Verf. Er wünscht jedoch, dafs nicht der Religionslehrer sie anstelle, sondern der die Lektüre der Autoren leitende Lehrer, und zwar gelegentlich und bei einem passenden Anlafs. Er hält solche gelegentlichen Hinweise auf die christliche Lehre für viel wirksamer als alle direkte Belehrung in der Religionsstunde, „weil das gelegentlich Hingeworfene, nicht unmittelbar zur Sache Gehörige durch die Überraschung und den Gegensatz sich viel tiefer einprägt". In dieser Beschränkung auf das Gelegentliche kann man dem Verf. unbedingt zustimmen; aber eine häufige oder gar stetige Kritik an den Werken des Altertums und der neueren Litteratur vom christlichen Standpunkte aus stört die objektive Betrachtung und den ruhigen Genufs, führt zur Nörgelei und ist im Grunde genommen nicht notwendig, denn die christliche Weltanschauung beherrscht heute das Familien-, Schul- und Staatsleben im grofsen und ganzen derart, dafs der zum selbständigen Denken heranwachsende Schüler darin schon einen Mafsstab zur Beurteilung des Nichtchristlichen besitzt. — Nicht minder zwiespältig sind auch die Meinungen darüber, ob bei dem Religionsunterrichte das Hauptgewicht auf die Übermittelung von religiösen Kenntnissen oder auf die Heranbildung religiöser Charaktere zu legen sei. Von einer Seite her wird behauptet, dafs der Schüler Kenntnis der Geschichte und Lehre des Christentumes haben müsse, wie es notwendig sei, dafs er als Deutscher vaterländische Geschichte und Geographie erlerne. Religiosität könne ebensowenig wie Tugend gelehrt werden, und die erbauliche, auf persönliche Aneignung der christlichen Lehre gerichtete Unterweisung gehöre nicht in die Schule, sondern in den Konfirmanden-Unterricht. Gegen den blofsen Intellektualismus im Religionsunterrichte wendet sich der Verf. mit der Forderung, dafs auch die Schule die Erweckung und Belebung des religiösen Gefühles zum letzten Ziele haben müsse, wenn auch zuzugeben sei, dafs Frömmigkeit sich nicht lehren lasse. Treffend verweist er auf Pauli Wort Röm. 10, 17: Der Glaube kommt aus der Predigt, und ferner auf das Wirken des Apostels, der von Ort zu Ort reiste und lehrte. Tausende sind durch seine Lehre für das Christentum gewonnen worden, andere hinwieder nicht. Jedenfalls ist damit erwiesen, dafs Frömmigkeit durch Wort und Lehre vermittelt und gefördert werden kann. Somit hat der Lehrer zunächst die Aufgabe zu erfüllen, seinen Schülern gründliche Kenntnisse vom Christentume beizubringen, und dann zu hoffen, dafs sie auch die Gedankenwelt der Schüler gestalten und eine sittlich-religiöse Überzeugung in ihnen erwecken werden. Die Erfolge werden nicht minder verschieden sein als die des Säemanns in dem Gleichnis Matth. 13.

An die wissenschaftliche Bildung des Religionslehrers stellt

der Verf. sehr hohe Anforderungen. Schon wer in den mittleren Klassen den Religionsunterricht erteilen will, solle eine theologische Durchbildung besitzen; der Lehrer in den oberen Klassen aber daneben auch die Dichter, Philosophen und Historiker des Altertumes wie des deutschen Volkes gelesen haben und gründlich kennen. Sogar mit den naturwissenschaftlichen Errungenschaften und Theorieen der neueren Zeit soll er einigermafsen vertraut sein, denn ihm falle die Aufgabe zu, die Brücke zu schlagen zwischen der religiös-sittlichen Lebensauffassung und der Gedankenwelt der Denker und Forscher. Daraus folgert der Verf., dafs kein Geistlicher im Nebenamte den Religionsunterricht in den oberen Klassen erteilen dürfe, da er, einzelne Ausnahmen abgerechnet, jener hohen Aufgabe nicht entsprechen könne. Ein ähnliches Bedenken hegt der Verf. auch gegen diejenigen Lehrer, welche, um eine ausgedehntere facultas docendi aufweisen zu können, eine Nebenberechtigung in der Religion sich erworben haben, ohne Beruf und Neigung zum Religionslehrer in sich zu fühlen. Der Fall jedoch dürfte selten sein, dafs ohne innere Neigung etwa ein Philologe gerade die Religion zum Nebenfache erwählt, da ihm Geschichte, Deutsch oder eine moderne Sprache dazu sehr nahe liegen; im übrigen aber ist für ihn, der die alten Sprachen, die alte Geschichte und die Philosophie kennt, gerade die Religion ein sehr geeignetes Nebenfach. Die Befürchtung des Verf.s, dafs ein Philologe mit diesem Nebenfache einen minderwertigen Religionsunterricht erteilen werde, kann Ref. mit dem Geständnis beschwichtigen, dafs er in langjähriger Amtsthätigkeit eine nicht geringe Zahl von Kollegen kennen gelernt hat, welche im Nebenfache Religionsunterricht mit Hingebung, Geschick und reichem Erfolge erteilt haben und noch erteilen.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen kommt der Verf. zu dem umfangreichsten Teile seines Buches, zu der Abgrenzung des Lehrstoffes für die einzelnen Klassen und zur Betrachtung des Lehrverfahrens auf den einzelnen Stufen und in den einzelnen Zweigen des Unterrichtes. In betreff des ersteren Punktes geht er von den Vorschriften und der Stoffverteilung aus, welche der preufsische Lehrplan von 1892 angiebt; aber er übt an ihnen auch Kritik, hier die Forderungen einschränkend und dort ergänzend, wie er denn z. B. S. 117 zu dem Lehrstoffe für Untersekunda, der ersten Abschlufsklasse, eine Erörterung der sozialen Frage fordert, die der preufsische Lehrplan nicht vorschreibt. Die Anweisungen über das praktische Lehrverfahren beziehen sich auf die Art und Weise, wie der Katechismus, die biblische Geschichte, das Bibellesen und dergl. zu behandeln, der Lehrstoff vorzubereiten und nach seiner Durchnahme zu repetieren oder zu memorieren ist. Hier spricht überall der praktische, kundige Schulmann, der bei schwierigen Fragen wohl mit einem „Ich pflege es so zu machen“ seine Erfahrungen anderen zur Ver-

fügung stellt. Besonders erfreulich ist es, dafs der Verf. in Übereinstimmung mit Bornemann Einspruch erhebt gegen die Forderung des preufsischen Lehrplanes, dafs in Oberprima die Confessio Augustana als Grundlage für die Behandlung der Glaubens- und Sittenlehre dienen soll, wozu sie nicht geeignet ist, da ihr die Vollständigkeit fehlt und die einzelnen Artikel ungleich gearbeitet sind. Auf diesen Umstand hat Ref. selbst in diesen Blättern schon mehrfach hingewiesen. Die Augustana kann nicht als ein Kompendium der Glaubens- und Sittenlehre betrachtet, sondern mufs als eine den kirchenpolitischen Verhältnissen des Jahres 1530 entsprechende Bekenntnisschrift der Protestanten gewürdigt werden. Jeder evangelische Primaner soll sie kennen lernen und zwar vollständig und nicht nur, wie die Vorschrift lautet, ihre ersten 20 Artikel. Ihre Erklärung aber gehört in die Stunden, welche der Betrachtung der Reformationsgeschichte gewidmet sind.

2) Richard Jonas, Lehrbuch für den evangelischen Religionsunterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten (Sexta bis Obertertia). Königsberg i. Pr. 1896, J. H. Bons Verlag. 186 S. 8. 1,60 M.

Die preufsischen Lehrpläne vom Jahre 1892 haben den Anlafs zur Ausarbeitung einer grofsen Anzahl von Lehrbüchern für den Religionsunterricht gegeben, zu denen auch das vorliegende gehört. Da es zum Gebrauche in den Klassen von Sexta bis Obertertia bestimmt ist, so bildet seinen Hauptinhalt die biblische Geschichte des A. und N. Testamentes als Ersatz für die in den unteren Klassen nicht zulässige Bibellektüre. Der Verf. hat die biblische Geschichte im engen Anschlufs an die Sprache der Lutherschen Bibelübersetzung schlicht und klar erzählt und sie dadurch dem Verständnis der Sextaner und Quintaner vollkommen eröffnet. Der Stoff ist überall auf das Notwendigste beschränkt, so dafs nicht einmal die Richter Jephthah und Simson erwähnt werden. An die biblische Geschichte schliefst sich in dem Buche der Luthersche Katechismus mit zahlreichen zur Erklärung dienenden Sprüchen an. In einem folgenden Abschnitte sind diejenigen Bibelstellen angegeben, welche bei der Bibellektüre in Quarta, Unter- und Obertertia als Ergänzung der in den untersten Klassen behandelten biblischen Geschichten dienen sollen. In einem Anhange ferner giebt der Verf. einen kurzen Abrifs der Reformationsgeschichte und der Geographie von Palästina, sowie eine Übersicht über das Kirchenjahr und die Ordnung des evangelischen Gottesdienstes. Als letzte Beigabe dienen zwei Karten von Palästina, von denen die eine die Lage der zwölf Stämme und die andere die Gestaltung des Landes zur Zeit Christi angiebt.

Wenn man auch der Behandlung des biblischen Geschichtsunterrichtes in diesem Buche zustimmen kann, so mufs man doch das Mafs des in dem Anhange gebotenen Lehrstoffes als ein überaus beschränktes bezeichnen. Die ältere Kirchengeschichte

bis zur Reformation und die Zeit nach dem Augsburger Religionsfrieden haben keine Berücksichtigung gefunden. Mitbestimmend dafür war wohl der Umstand, dafs der Verf. sein Lehrbuch auf die Klassen von Sexta bis Obertertia beschränkt hat, während nach den Lehrplänen von 1892 die mittleren Klassen noch Untersekunda umfassen. Erst die Abschlufsprüfung in dieser Klasse beendet den unteren Lehrkursus, dem der höhere wissenschaftliche in den oberen Klassen folgt. Soweit dem Ref. bekannt, geben die sonstigen für die unteren und mittleren Klassen bestimmten Lehrbücher für den Religionsunterricht auch den Stoff für Untersekunda. Wenn der Verf. für den Abschlufs seines Buches mit Obertertia als Grund angiebt, dafs in manchen höheren Lehranstalten die Unter- und Obersekunda im Religionsunterrichte vereinigt sind, so kann das nur ausnahmsweise in kleinen Anstalten der Fall sein, als eine normale Einrichtung aber nicht angesehen werden. — Im übrigen bedürfen auch einzelne Angaben des Buches einer Berichtigung. S. 60 wird ein Ausspruch Samuels mit den Worten citiert: Gehorsam ist besser denn Opfer und Aufmerken besser denn das Fell von Widdern. Der Grundtext (1. Sam. 15, 22) hat jedoch nicht: Fell, sondern Fett von Widdern. In der Aufzählung der jüdischen Hauptfeste S. 163 ist das Laubhüttenfest dem Versöhnungsfeste vorangestellt. Es folgte ihm jedoch nach. Ebendaselbst hat der Verf. den Namen des altjüdischen „Jubeljahres" durch das hebraisierende Wort Jobeljahr wiedergegeben, was nicht zu empfehlen ist. Jobel bedeutet dasselbe wie Jubel, aber den Schülern ist es ein Fremdwort und mufs ihnen doch durch Jubel übersetzt werden. In dem Abrifs der Reformationsgeschichte S. 180 ist das Augsburger Interim vom Jahre 1548 ein Abkommen mit den Protestanten genannt. Es war vielmehr ein vom Kaiser und der katholischen Majorität gegen sie erlassenes Gesetz. Als irrig endlich ist die Angabe zu bezeichnen, dafs 1542 die Reformation im Kurstaate Brandenburg eingeführt worden sei. Joachim II. und sein Land traten vielmehr schon im November 1539 zur neuen Lehre über.

Berlin. J. Heidemann.

Karl Schirmer, Die gottesdienstlichen Einrichtungen der evangelischen Kirche. Berlin 1898, Reuther und Reichard. I u. 47 S. gr. 8. 0,75 M. (Heft 15 der „Hülfsmittel zum evang. Religionsunterricht", herausgegeben von Evers und Fauth.)

Dies sehr geschickt gearbeitete Heft behandelt in drei Hauptabschnitten die Kultushandlungen, die Kultusräume, die Kultuszeiten und in einem Anhange zu dem ersten Abschnitt den Kirchengesang mit der Geschichte des Kirchenliedes. Aus Idee und geschichtlicher Entwickelung (welche sehr eingehend dargelegt wird) läfst es ein „Verständnis der gegenwärtigen kirchlichen

Formen" hauptsächlich innerhalb der preufsischen Landeskirche gewinnen. Es ist zwar zunächst dazu bestimmt, für die Belehrungen über das Kirchenjahr und die kirchlichen Ordnungen, wie sie durch die Lehrpläne von 1892 für Untertertia vorgeschrieben sind, den nötigen Stoff zu bieten, giebt aber wesentlich mehr als sich in einer Untertertia und den wenigen für den Gegenstand zu Gebote stehenden Stunden verwerten läfst, bietet vielmehr auch dem Lehrer der Kirchengeschichte in den oberen Klassen manche Handreichung und dürfte ferner dem studierenden Theologen als eine Art bequemer Auszug aus gröfseren Werken willkommen sein. Für die letztgenannte Verwendung wird nur der Abschnitt von den Kultusräumen nicht ausreichen; besonders was über den romanischen, den byzantinischen, den gotischen Stil, über „die Renaissance und neuere Stilarten" gesagt wird, ist zu kurz und zu wenig erschöpfend, als dafs es die nötige Klarheit verschaffen könnte. Dagegen sind die Gottesdienstordnung und namentlich der Aufbau des Kirchenjahres recht gründlich und ausführlich behandelt. In den bei der „Geschichte des Kirchenliedes" mitgeteilten elf „Proben altkirchlicher" (lateinischer) „Dichtung" wären Druck und Interpunktion korrekter zu wünschen. Als ein „Hülfsmittel für den Religionsunterricht" hätte das Heftchen bei den Paragraphen über das Kirchenjahr vielleicht mehrere Aufsätze in der Fauth-Kösterschen Zeitschrift für den Religions-Unterricht verwerten oder erwähnen können, die vor etwa fünf Jahren erschienen sind und vortreffliche didaktische Winke gaben.

Waren (Mecklenburg). R. Niemann.

O. Lyon, Die Lektüre als Grundlage im deutschen Unterrichte. II. Teil. 1. Lieferung: Obertertia. Leipzig 1897, B. G. Teubner. V u. 299 S. 8.

Der Verfasser will an einer Reihe von Beispielen darstellen, wie die Lektüre den Mittelpunkt und die Grundlage des gesamten Unterrichtes in der Muttersprache zu bilden hat; insbesondere legt er auf die Behandlung des Wortschatzes grofses Gewicht. Um in dem Schüler das rechte Gefühl für Sprachrichtigkeit, Sprachreinheit und Sprachschönheit herauszubilden, hält er insbesondere eine Vertiefung in die Geschichte unserer Sprache und unseres Volkstums für notwendig und führt deshalb von Obertertia an, der der vorliegende Band seines Werkes gewidmet ist, die Schüler, damit sie die sprachlichen Erscheinungen mit gründlicherem Verständnis erfassen können, in die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren ein; dazu ist auch die Klasse sowohl nach ihrer Altersstufe als auch mit Hinblick auf den geschichtlichen Lehrstoff der rechte Platz.

Ob die Auswahl der behandelten Lesestücke und Gedichte nicht noch zweckmäfsiger hätte sein können, darüber wird sich

streiten lassen. Eingehender behandelt sind im ganzen nur fünf, so dafs nach dieser Richtung die Erwartung enttäuscht wird. Doch bietet das Buch in dieser Beschränkung ungemein viel mannigfaltige Belehrung und praktische Winke. Dafs der Verfasser — mit weiten Ausblicken in das Fassungsvermögen der oberen Klassen hinein — eingehend die Parzivalsage (auf 116 Seiten) behandelt, um das Wesen des Mittelalters klar vor Augen zu führen, verdient gewifs Billigung, ebenso dafs sich als Gegenstück die Betrachtung der olympischen Spiele nach Curtius anschliefst. An der Hand von Goethes „Erlkönig" werden die Schüler in die niedere Mythologie unserer Vorfahren eingeführt. Im Rahmen dieser Betrachtungen entwickelt Lyon insbesondere die Grundbedeutung vieler unserer jetzt gebräuchlichen Redensarten, welche die früheren Kulturstufen unseres Volkes wiederspiegeln. Sehr lehrreich sind auch die von ihm S. 130 ff. entworfenen Satzbilder.

Im einzelnen ist für die Mittelklassen manches zu hoch gegriffen. Bei den aus dem ritterlichen Sprachgebrauch sich ableitenden modernen Ausdrücken könnte der Vollständigkeit wegen, da das Buch doch für den Lehrer bestimmt ist, auch der studentische Ausdruck „abstechen" Erwähnung finden, der m. E. derselben Quelle entstammt. Die Bemerkungen auf S. 205 über die griechische Orchestra sind nach Dörpfelds neueren Forschungen nicht mehr haltbar. Ganz aus der Seele aber ist mir gesprochen, wenn Lyon S. 114 die Übernährung und Dressur des Verstandes noch immer als den schlimmsten Fehler unserer Schulen und des modernen Lebens überhaupt bezeichnet, aus dem alle andern hervorgehen; mit vollem Recht betont er dagegen die Pflege der inneren Anschauungskraft, die gesunde Entwickelung der Phantasie bei unserer Jugend und sieht es als erste und heiligste Pflicht des Lehrers an, gegenüber dem trostlosen Materialismus unserer Tage durch Anregung zu geistiger Thätigkeit und Vertiefung des religiösen Innenlebens die alten idealen Güter unseres Volkes sorgsam zu pflegen und dadurch unserem ganzen nationalen Leben den festen Grund zu erhalten, dessen wir gerade jetzt in der Zeit so erfreulichen wirtschaftlichen und politischen Aufschwungs in besonderem Mafse bedürfen. Die sittliche Aufgabe des deutschen Unterrichtes steht ganz gewifs noch über der intellektuellen, wie ich gerade bezüglich der Lesebuchfrage bei Gelegenheit der Besprechung der vortrefflichen Lesebücher von Chr. Muff im „Pädag. Archiv" Jahrgang 1896 (S. 1—25, bes. S. 22 und 25) eingehender erörtert habe.

Der von Lyon eingeschlagene Weg ist der richtige; es bleibt nur zu wünschen übrig, dafs die nötige Zeit vorhanden wäre, ihn in der angegebenen Weise zu verfolgen.

Weilburg a. d. Lahn. K. Endemann.

Johann Schmaus, Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Unterstufe des humanistischen Gymnasiums. Erster Teil. Bamberg 1898, C. C. Buchner (Rudolf Koch). IX u. 92 S. 8. geb. 1,60 M.

Der für die Mittelstufe bestimmte zweite Teil des Buches ist bereits 1895 erschienen und vom Ref. im 50. Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 1, besprochen worden. Der heute zu besprechende erste Teil stimmt mit dem zweiten in Anlage und Gliederung überein.

Im ersten Abschnitt (S. 1—38) werden die hier in Betracht kommenden Aufsatzstoffe und Aufsatzarten erörtert und auf die drei Klassen der Unterstufe verteilt. Für die erste Klasse ist die bloſse Nacherzählung, für die zweite die freie, d. h. die nach Inhalt oder Form umgestaltete Nacherzählung bestimmt. Für diese Umformung ergeben sich fünf verschiedene Arten: 1. Veränderungen des Standpunkts. 2. Zusammenfassungen. 3. Erweiterungen. 4. Nachbildungen (nb. von einfachen Fabeln). 5. Umbildungen von Gedichten in Prosa. — Natürlich können zwei oder mehr Arten der Umformung in derselben Arbeit vorkommen. — Der Verf. ist zu einsichtig, als daſs er verlangen sollte, die verschiedenen Umformungen seien gerade in der angegebenen Reihenfolge zu üben. Es genügt, wenn sie überhaupt geübt werden; ja, es wäre unseres Erachtens kein Unglück, wenn einmal die Quintaner diese oder jene Art, z. B. Nr. 4, nicht übten. — Für die dritte Klasse sind bestimmt: 1. Freie Erzählungen aus Sage und alter Geschichte. 2. Erzählende Schilderungen, besonders aus dem Menschenleben. 3. Beschreibungen einfacher Örtlichkeiten. — In allen drei Klassen sollen die Aufsätze mitunter in die Form von Briefen gekleidet werden. Sonstige Briefe aber, besonders solche, welche „die Interna des Familienlebens berühren“, werden mit Recht ausgeschlossen. Ausreichende Vorbereitung der Aufsätze wird dem Lehrer zur Pflicht gemacht.

Der zweite Abschnitt (S. 39—92) giebt 67 Aufsatzproben. Sie veranschaulichen und empfehlen die Theorie des Verfassers und erfüllen damit ihren Zweck. Übrigens hätte der Verf. der Abwechslung wegen diese oder jene Fabel oder Sage ersetzen können durch irgend eine kleine Erzählung ernsten oder heiteren Inhalts aus der heimatlichen Geschichte der neueren Zeit, etwa eine Anekdote von Friedrich d. Gr., Ludwig I. von Bayern u. dergl. Solche Themen fehlen gänzlich.

So viel vom Inhalt des Buches. Wir dürfen sagen: es ist mit Liebe und Sachkenntnis geschrieben und wird jedem Anfänger gute Dienste leisten.

Der Ausdruck läſst hier und da die letzte Feile vermissen. So würden wir z. B. auf S. 9 „nachdem doch — stehen“ durch „während doch, obgleich — stehen“, ferner „Übersättigung“ durch „Überanstrengung“ ersetzen. Der Gedanke erfordert einen scharfen Gegensatz zu Überdruſs; Übersättigung aber bedeutet für gewöhnlich — auch beim Verf. auf S. 24 — dasselbe wie Überdruſs.

Dortmund. Paul Geyer.

1) **Ernst Laas, Der deutsche Aufsatz in den oberen Gymnasialklassen.** Dritte Auflage besorgt von **J. Imelmann.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Erste Abteilung: Einleitung und Theorie 1898. VIII u. 260 S. 8. 4,50 M; Zweite Abteilung: Materialien 1894. VI u. 405 S. 8. 6 M.

Ein alter Freund in neuem Gewande! Ich heifse ihn willkommen und denke mit Freuden der Zeit, da ich selbst, um den deutschen Unterricht gut zu verwalten, mich in Laas hineinstudierte und in so manchen Fällen zu dem Buche griff: da magistrum! Aber auch Wehmut schleicht mir ins Herz hinein. Wieviel hat sich doch in den 30 Jahren, die zwischen der ersten und dritten Auflage verstrichen sind, geändert! Zweimal ist unser Gymnasium reformiert, zweimal sind die Unterrichtsstunden für die alten Sprachen beschnitten, um nicht zu sagen verstümmelt worden; es gebricht an grammatischer Zucht, an sprachlich-logischer Schulung, und dieser Mangel hat gerade dem deutschen Aufsatz geschadet, nicht zu reden von dem Überbürdungsgeschrei, der Verweichlichung und Genufssucht, die lieber rudert und radelt als schwere geistige Arbeit verrichtet. Was vor 30 Jahren schwer erreichbar war, wird heute unmöglich sein; schon damals warfen sie Laas Verstiegenheit vor. Dennoch bleibt das Ideal: eine wissenschaftliche Propädeutik durch die vereinigte Wirkung der gymnasialen Unterrichtszweige und besonders durch den sie vereinigenden deutschen Unterricht, der vor andern die Aufgabe hat, den philosophischen Trieb zu wecken und zu fördern; und selbst wenn wir die hochgespannten Saiten herabstimmen, wenn wir uns mit einem schlichteren, in Mitteln und Zielen bescheidneren Betrieb des Unterrichts begnügen, so mufs dennoch der Lehrer des Deutschen in Prima die Theorie von Laas gründlich kennen, so darf er aus dem reichen Quell der Materialien schöpfen: maiori minus inest. Imelmann hat zur Vertiefung oder Besinnung dankenswerte Fingerzeige gegeben; dafs er häufig auf das treffliche Buch von O. Apelt (Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums, Leipzig 1883) verweist, hat mich besonders gefreut. Aber selbst der, welcher auf einem ganz andern Standpunkt stünde und nichts von alle dem, was Laas will, hielte, würde gut thun, unser Buch zu studieren; denn es hat Charakter, es erhöht die geistige Thätigkeit, und eine Propädeutik des deutschen Unterrichts ist es auf alle Fälle.

So ganz unbeachtet und unbenutzt scheint es auch niemals geblieben zu sein. Die erste Auflage erschien 1868, ein unveränderter Abdruck 1874, eine zweite, um- und neugearbeitete Auflage in zwei Teilen 1877—1878, von dieser der zweite Teil „Materialien“ 1894, der erste „Einleitung und Theorie“ 1898. „Das praktische Bedürfnis der Lehrer war stärker als das theoretische, dem die rhetorisch-logischen Erörterungen des scharfen Dialektikers entgegenkommen“. Ich möchte wünschen, dafs das theoretische Bedürfnis zunähme und die Lehrer sich vor inten-

siver geistiger Arbeit, die Laas fordert, nicht fürchteten. Allerhand Plaudereien über deutschen Unterricht thun's nicht, diese Erörterungen aber zeigen in tief eindringender Dialektik und doch immer konkret an wohlgewählten Beispielen, wie ein Thema zu finden, zu stellen und anzufassen ist, wie durch inventiöses Nachdenken der Stoff herbeigeschafft und organisiert werden kann, kurz wie ein Aufsatz entsteht und für die Bildung des Schülers fruchtbar gemacht wird.

2) Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig 1897, Friedrich Brandstetter. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. XIV u. 484 S. 8. 5,50 M.

Der Verf. hat einen Mittelweg zwischen der beschreibenden und der gesetzgebenden Grammatik gesucht und gefunden. Er behandelt den Stoff nach folgendem System: I. Zur Wortbildung und -bedeutung. II. Zur Wortbeugung. III. Zur Wortfügung. IV. Zur Satzfügung mit drei Unterabteilungen: der einfache, der zusammengesetzte, der vielfach zusammengesetzte Satz. Zum Schlufs erhalten wir schätzenswerte Bemerkungen über Sauberkeit, Einfachheit und Wahrheit der Darstellung. — Da das Buch seit Jahresfrist bereits in zweiter Auflage vorliegt (1. Aufl. 1892), so beschränken wir uns darauf, es auch unserm Leserkreise recht angelegentlich zu empfehlen. Es beruht wirklich auf gründlicher Kenntnis der deutschen Sprache, zeigt überall ein gesundes Urteil und feines Sprachgefühl, ist aufserdem so munter und nett geschrieben, dafs es sich auch im Zusammenhange gut und genufsreich liest. Zum Nachschlagen dient ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis und ein Verzeichnis der Schriftsteller, die zwei- oder mehrmal angeführt worden sind.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

N. Wickerhauser, Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschlusse an Goethes Iphigenie. Marburg 1897, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 40 S. 8. 0,75 M.

Briefe von Frauen und Jungfrauen pflegen die Unterschrift „in Eile“, eine Menge Randbemerkungen, ein Postskriptum mit Entschuldigung der schlechten Schrift und am Anfange eine Reihe vergeblicher Versuche, zur Hauptsache zu gelangen, aufzuweisen. Auch diese kleine Schrift von Damenhand bietet nicht nur ein Vorwort und eine Einleitung, sondern es beginnt auch die Abhandlung selbst mit mehreren Einleitungen. Entschuldigungen der eigenen Existenz u. ä. m. Sie ist aber, trotz mancher Einschiebsel, mancher Sprünge, frisch geschrieben und verrät gesundes, unbefangenes, freimütiges Urteil und auch Humor und Naivität. — Vor die schwierige Aufgabe gestellt, in den obersten Klassen des Mädchenlyceums zu Agram deutsche Litteratur zu behandeln, hat die Verfasserin „eingehende, ausschliefslich zum Selbstzweck ge-

machte philosophische, ästhetische und litterarische Studien" getrieben, „deren kleines, flüchtiges, aber darum gewifs keineswegs(!) oberflächliches Resultat" sie „hier auf Wunsch gleichgesinnter Freunde" der Öffentlichkeit übergiebt. Sie wird dazu noch um so mehr gedrängt, als der Erfolg der Klassenarbeit „ein in jeder Hinsicht befriedigender gewesen". Man höre: „Die jungen Mädchen schrieben auf Grundlage einer Schulausgabe, ohne irgend einer (! wohl Druckfehler) Anleitung meinerseits, Inhaltsangaben und Rezensionen über alle in der Schule überhaupt zulässigen hervorragenden Dichtungen, deren Länge oft kaum mit dem Zeitraum einer Stunde übereinstimmte, und lasen diese von der Lehrkanzel herab, damit der Klasse nichts davon entginge. Mit merkwürdiger Leichtigkeit rollte(!) diese Arbeit sie in den schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache ein, und selbst kalte, indifferente, ja negative Elemente erwärmten sich ganz und voll(!) für den edeln Inhalt und die Kunstform der Dichtungen. Nachdem vorerst ein Drama eingehend als Klassenlektüre behandelt worden war, erhält (erhielt?) die Klasse durch obenerwähntes Vorgehen den Masseneindruck(!) ganzer Kunstwerke".

Die Schrift will „nicht ein überflüssiger Kommentar zu G.s. Iphig. sein, sondern blofs die Überflüssigkeit so manchen Kommentars, oder das Überflüssige an so manchem an den Tag legen"; sie will nachweisen, dafs der Grundgedanke des Dramas („Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit") „nicht vom pantheistischen Standpunkte aus erklärt werden kann", wohl aber vereinbar sei mit christlicher Transcendenz.

Besonders angeregt und geleitet durch ästhetische Übungen beim Professor Markovíc, hat sie „vom Vater der Poeten" bis auf Allmers den Iphigenienstoff verfolgt, Euripides in Übersetzung, die vier Bearbeitungen des Dramas Goethes, ferner die Abhandlungen von Kuno Fischer und H. F. Müller gelesen; bei jenem vermifst sie die Erörterung des Dramatisch-Technischen, bei diesem verwirft sie die Scheidung der drei Naturen in Goethes Wesen: „Als Dichter und Künstler ist Goethe Polytheist, als Naturforscher Pantheist, als sittlicher Mensch Theist" und vertritt die gewifs gesunde Ansicht, „dafs Goethe als Künstler und Philosoph, der er war, sich in jede Lage hineindenken und mit jedem Charakter fühlen konnte, den er schuf". — Bei Bittmann rügt sie mit Recht, dafs Iphigenie von Anfang an ein vollendeter Charakter sei und doch „Stufen der Vollkommenheit" durchlaufe, was in der That eine contradictio in adiecto ist. So sehr sie die Lektüre der Schrift als eine „Geistesgymnastik" rühmt, so meint sie doch, bei solchem Vorgehen lasse sich alles in eine Dichtung hineinphilosophieren, es komme aber vielmehr auf Folgendes an: „Man soll sein eigenes Denken und Fühlen, Wissen und Glauben vollkommen in den Hintergrund drängen und sich ausschliefslich rezeptiv verhalten, um keine unrichtigen Eindrücke aufzunehmen oder vor-

herrschen zu lassen". Hierbei vergifst die Verf., dafs alles tiefere Aufnehmen ein Nachschaffen, d. i. eine Thätigkeit, ein Verschmelzen des eigenen Innenlebens und des Dargestellten ist, dafs völlige Objektivität, bei Kunstwerken zumal, insofern unerreichbar bleibt.

Für den Schlufs ihrer Vorstudien hatte die Verf. Fricks „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen" aufgespart; ungemein sympathisch berührte es sie, wie jener zu Anfang sehr bescheiden „jüngeren Lehrern mit seinem nicht erschöpfenden Kommentar" nützlich werden wolle und in dem Lobe eines Ausspruches von Unbescheid über Freytags Zerlegung und Zersplitterung der Handlung sich jedem „künstelnden Schematisieren" abhold zeige. Somit erwartete sie „das Höchste an Klarheit und Einfachheit", die sie an Freytag selbst bewunderte. Und was findet sie? Es ist ergötzlich zu lesen, dieser Bericht der Enttäuschung; sie findet alles „fein schematisiert", wo möglich in graphischer Darstellung, eine in vier Handlungen gespaltene Handlung, aufser drei Haupt- noch zahlreiche Nebenthemen, Gedankenreihen, Frevelreihen, Gebetreihen u. s. w.; diese Reihen, wie selbstredend jeder Akt, jede Scene und jeder Monolog, haben ihre „Höhen", das Drama selbst deren zwei bezw. drei, auch zwei Achsen; „Peripetieen giebt es in schwerer Menge" u. s. w. Und gar bei dem Rückblick auf die Exposition erklärt sie: „Ich habe viel Übung im Selbststudium gehabt und arbeite ohne Anstrengung — aber hier meinte ich es mit einer Rotationsmaschine zu thun zu haben".

Und wer ehrlich ist, mufs der Verf. recht geben.

Nach dieser Enttäuschung wandte sie sich den Poetiken „von Aristoteles, Gottschall (letzteren erwähne ich blofs, weil ich ihn vornahm)(!!) und Freytag zu, um mich zu orientieren und auszuruhen".

Mit Witz und Behagen schlägt sie Frick mit dessen eigenen Waffen, indem sie, ihn berichtigend, eine technische Analyse in graphischer Darstellung mit allen Chikanen, mit Knotenschürzung, Achsen, Wendung, Exodus u. s. w. giebt; sie erkennt ganz richtig, dafs wir in dem Drama die Harmonie einer zweifach gegliederten Handlung bewundern müssen: die Heilung des Orest und Iphigeniens Konflikt mit seiner Lösung. Ganz richtig ist auch, was sie über das schweigende Verhalten der Iphigenie (II 2) sagt; treffend weist sie das Ringen in deren Seele auf und bekennt hinsichtlich des Parzenliedes: „Ein Goethe, jeder Zoll ein Künstler, konnte es wagen, so viel dramatische Bewegung in dieses hehre Gemüt zu verlegen, ohne es von seiner Höhe zu stürzen". — Vieles wird inzwischen die Verf. in Bielschowskys prächtigem Werke zur Vertiefung ihrer Anschauungen gewonnen haben. Aber sie berührt sich in manchen Punkten mit ihm; so auch in dem begeisterungsvollen Satze (S. 32): „Das Modern-Schöne kennzeichnet sich durch Bewegung, welche [eine] darauf folgende harmonische Beruhigung erfordert, und diese tritt im Schlusse von Goethes Iphigenie

wunderbar schön zu Tage und stellt diese Dichtung an die Spitze moderner Kunstwerke".

Hinsichtlich des Grundgedankens, der Entsühnung durch Reinheit, will sie auch nur so viel sagen, „dafs das humanitäre Element in dieser Dichtung keineswegs kollidiere mit ihrer Absicht, Iphigenies Frömmigkeit vom christlichen Standpunkte aus zu beurteilen"; „man darf annehmen, dafs Goethe seine Gestalten im Strahlenschimmer der Transcendenz sah oder sie auf den realen Boden der Immanenz stellte, je nachdem es den einzelnen Charakteren zukam, und dafs er mit ihnen dachte, fühlte und betete"; „so künstlerisch Goethe es verstand, Antikes und Modernes zu verschmelzen, so ruhig liefs er Theismus und Pantheismus nebeneinander bestehen". „Erst wenn wir die milde, Iphigeniens Gebete erhörende Gottheit ihren Lichtstrahl über sie hinfliefsen lassen, erscheint uns das Kunstwerk in seiner lückenlosen, glanzvollen Schönheit, in seiner vollendeten Harmonie". Auch S. 22 heifst es von der Genesung des Orest, dafs sie durch den Anruf hilfreicher Götter vom Olymp erfolge. — Gewifs ist die Heilung des Orest etwas Mystisches, Inkommensurables — wie immer das Tiefste in einer tiefen Dichtung —; gewifs schliefst die Innigkeit der Gebete Iphigeniens eine Erhörung seitens der Götter, d. h. eine befreiende Einwirkung auf Orest nicht aus. Aber die eigentliche Heilung ruht doch auf eigener innerer Entschliefsung, auf einer sittlichen That, die er in der Tiefe seiner Seele vollbringt, und dann auf der Einwirkung Iphigeniens. Er wird von den Erinnyen verfolgt, von Reue, Zweifel, von der „ewigen Betrachtung des Geschehenen" gefoltert; ihm sind die Götter nur Mächte, die ins Leben den Armen hineinführen, um ihn schuldig werden zu lassen und zu zermalmen; da tritt Iphigenie in ihrer Reinheit und Hoheit ihm entgegen, Balsam träufelnd in sein wundes Herz, in ihrer Liebe, die sich steigert, je tiefer sie in seine Qual hineinblickt, mit ihrem Vertrauen zu den Göttern, dem Glauben, dafs auch der schwerste Frevel sühnbar sei. Und da löst sich, wie beim Parzenliede der Schauder in Iphigeniens Brust kathartisch sich befreit (s. Bielsch. S. 437), auch der Bann, der Orest gefesselt hielt, indem er noch einmal, im offensten, freimütigsten Bekenntnis, all das Entsetzliche durchlebt, indem er der hoheitvollen Priesterin einen Einblick in den Abgrund seines Frevels öffnet, indem er voll mannhafter Entsagung Blut mit Blut sühnen will. Damit ist die Krisis erreicht, und aus schwerem Wahnsinnstraume erwacht er, in der Vision, die eine Wirkung der reinen, alle Nebel des Wahnes vertreibenden Persönlichkeit Iphigeniens ist, zu neuem Leben, zu jenem Glauben, dafs der Fluch keine Kraft mehr habe, dafs es eine Versöhnung mit den Göttern, dafs es noch Liebe im Himmel und in der Unterwelt und auf Erden gäbe, dafs er nur ein Werkzeug der Himmlischen gewesen, dafs seine Schuld sühnbar sei, dafs seine Schwester keine Verfehmte,

kein Rachedämon, sondern eine Frieden- und Segen- und Sühnebringerin sei. So verketten sich bei Orestens Heilung die eigene Selbstbefreiung, eigenste Entschliefsung und der wundersame Zauber, die erlösende Kraft, die von Iphigenien auf ihn überströmt. Wer will aber die Wirkung eines reinen Wesens, einer tiefsittlichen Persönlichkeit auf eine andere ergründen und ausmessen? Das gehört zu den Imponderabilien. —

So liefse sich noch Manches zur Ergänzung der nützlichen kleinen Schrift anführen.

Sie schliefst mit einem Ausblick auf die litterarische Bewegung der Gegenwart, von der sie „eine Riesenkatharsis im Weltendrama" erhofft. Ja, sie meint schwärmerisch, dafs Goethes Iphigenie, in der „auf antikem Sockel sich zwei Gestalten erheben: das Christentum und die neue Philosophie(!) in erhabenem Einklange", nicht nur ein unvergängliches Denkmal einer grofsen Vergangenheit sei, sondern in ihrem milden Glanze auch einem Morgenstern gleiche, welcher das Herannahen einer neuen Ära ankündige u. s. w. — Hoffen wir das Beste!

In stilistischer Hinsicht begegnen manche Überschwenglichkeiten (wie besonders am Schlufs) und kleine Sonderbarkeiten, wie schon im Titel („im Anschlusse an"), viele Fremdwörter wie „negieren", „ostentativ", „kollidieren", „amalgamieren", „absorbieren" (S. 32 f.), Druckfehler S. 14 Effekt statt Affekt, S. 26 Zeisingen statt Zeising, S. 31 rhytmisch statt rhythmisch, S. 36 skytisch statt skythisch.

Coblenz. Alfred Biese.

W. Böhme, Ein Jahr Unterricht in der lateinischen Grammatik (Lehraufgabe der Untertertia). Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 110 S. 8. 1,80 M.

Das vorliegende Buch, das dem bekannten Mitherausgeber der Frickschen Lehrproben, Herrn Direktor H. Meier, gewidmet ist, dient dem Gebrauche des Lehrers. Es entspricht genau den Forderungen der preufsischen Lehrpläne bezüglich der innigen Wechselwirkung zwischen den grammatischen Übungen und der Lektüre.

Die besondere Einrichtung des praktisch gestalteten Buches ist folgende. Der gesamte Lesestoff für Untertertia ist auf 110 Lehrstunden verteilt. Dieser Zahl der Lehrstunden entspricht die Anzahl der Übungsstücke. Diese wieder sind dergestalt entworfen, dafs sie in einem ersten Teile (a) eine Paraphrase des jeweiligen in der Klasse gelesenen Abschnittes aus Caesar de bello Gallico (I bis IV 19) bieten. Der zweite Teil (b) bringt Einzelsätze, darunter auch fast in allen Übungsstücken einzelne lateinische Mustersätze zur Ableitung der betreffenden Regel. Dafs diese Sätze sich inhaltlich an die Lektüre anschliefsen und durchweg dem den Schülern bekannten Wortschatze Rechnung tragen, wollen wir nicht unerwähnt lassen.

Die letzten Übungsstücke (106—110), die einer übersichtlichen Wiederholung des in IV und III[2] Gelernten dienen sollen, sind inhaltlich nicht aus Cäsar herausgearbeitet, sondern entnehmen ihren Stoff aus Vellejus Paterculus, Ammianus Marcellinus und anderen Autoren, die ohne Zweifel dem Interessen- und Anschauungskreise des Untertertianers entsprechen. In Fufsnoten ist verwiesen auf die Grammatiken von Ellendt-Seyfferdt, Stegmann und Ostermann-Müller.

Das Buch ist methodisch angelegt, unter Berücksichtigung der vornehmsten Grundsätze der Herbart-Frickschen Didaktik. So beginnt z. B. jedes Übungsstück mit der Feststellung des Zieles: a) Wiederholung eines früher gelernten Abschnittes. b) Darbietung des Neuen. Beim Abschlufs der Stunde: Vorlesen der erarbeiteten Regel und der Musterbeispiele. — Aufgabe für die nächste Stunde.

Dafs, mag man im übrigen über die oben erwähnte Didaktik urteilen, wie man will, diese Gesichtspunkte von der Zielstellung, Wiederholung und Darbietung als vernünftig und nachahmenswert bezeichnet werden müssen; dafs sie von vielen Lehrern seit Jahren beobachtet worden sind; dafs sie endlich dem jüngeren Berufsgenossen die besten Stützpunkte und Leuchtsignale darbieten, bedarf für den Wissenden keiner längeren Ausführung.

Das Deutsch der Übungsstücke ist richtig, ungezwungen, klar und übersichtlich. Die Einzelsätze sind nicht zu umfangreich, die Musterbeispiele prägen sich leicht ein.

Der Druck und die sonstige Ausstattung des Lehrbuches sind gefällig. Alles in allem — das Buch wird in der Hand des jüngeren Lehrers wertvoll sein; aber auch der Erfahrene wird es nicht ohne Förderung benutzen.

Homburg v. d. Höhe. Wilhelm Bauder.

Julius Höpken, Elementarbuch der lateinischen Sprache. Tertia. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Emden und Borkum 1898, W. Haynel. IV u. 177 S. 8. 2,50 M.

Leider ist die zweite Auflage des vorliegenden Buches so spät bei mir eingegangen, dafs weder die Besprechung im Juniheft hat unterdrückt noch in ihr auf die zweite Auflage hat Bezug genommen werden können.

Das Buch hat durch die Überarbeitung entschieden gewonnen. Viele von den Fehlern und Schwächen, auf welche die erste Besprechung hingewiesen hat, sind ausgemerzt. Das Regelwerk ist eingeschränkt oder wenigstens im einzelnen gekürzt und in der Fassung gebessert. Das fällt besonders bei den Regeln vom Acc. c. inf. (S. 58ff.) und vom Abl. abs. (S. 68f.) auf. Der Acc. c. inf. wird nicht mehr als „häufiger Nebensatz“ behandelt; das Komma freilich, eine notwendige Folge dieser falschen Auffassung, trennt

noch ebenso wie in der ersten Auflage den Acc. c. inf. vom regierenden Verbum. Bei der dritten Deklination ist jetzt die vernunftgemäfse Reihenfolge (*e*, *a*, *um*; *e*, *ium*; *i*, *ia*, *ium*) eingehalten, die Genusregeln sind praktischer und übersichtlicher geordnet, die Regeln jetzt durch angemessene Beispiele erläutert. Die Konjugation von *ire* ist richtiggestellt worden. Das völlig mifsglückte zwölfte Kapitel der ersten Auflage, mit der lateinischen Bearbeitung der Anabasis, mit seinem stellenweise unglaublichen Latein ist gestrichen; an seine Stelle ist eine ganz brauchbare Zusammenstellung des Allerwichtigsten aus der Syntax getreten, welche wohl besonders als Anleitung zum Übersetzen aus dem Lateinischen aufgefafst werden soll. Allerdings ist dabei das Prinzip, auf dem das ganze Buch aufgebaut ist, verlassen und in sein Gegenteil verkehrt worden: der Abschnitt geht überall vom deutschen Ausdruck aus. Das darin liegende unfreiwillige Zugeständnis der Thatsache, dafs eine sichere Aneignung des Lateinischen doch schliefslich nur auf diesem Wege erreicht werden kann, wird man sich gern gefallen lassen. Auch im einzelnen, im deutschen wie im lateinischen Ausdruck, ist die nachbessernde Hand zu erkennen; so ist z. B. S. 18 *proelio lacessunt* an Stelle von *ad pugnam lacessunt*, S. 24 „des Indikativs" an Stelle von „des Indikativ", S. 65 „glaubten sie, es sei das Beste" an Stelle von „beschlossen sie, es sei das Beste" getreten, u. dgl. m. Die ganz flüchtig abgefafste Regel über *prodesse* auf S. 110 der alten Auflage fehlt jetzt. Mit einem Worte: das Buch macht in der zweiten Auflage einen günstigeren Eindruck, und der Dank an die „reichliche Beihülfe", welchem der Verfasser im Vorworte Ausdruck giebt, ist gewifs berechtigt. Begründet ist aber auch des Verfassers Besorgnis, dafs „noch manche Mängel" verblieben sein mögen.

Auch die zweite Auflage bringt noch manches Überflüssige. Dazu gehört u. a. auf S. 29 die Aufzählung der Pronomina, für deren Abwandlung auf den Anhang verwiesen wird, zusammen mit den Verweisungen des Anhangs auf den ersten Teil (S. 122/23 für das Partizipium, den Infinitiv, das Verbalsubstantiv und Verbaladjektiv, S. 132 für den Gebrauch der Fürwörter, S. 138 für die Deklination von *unus*), ein Beweis dafür, wie unpraktisch und nachteilig eine derartige Zerreifsung der Grammatik und eine solche Verquickung von Lesebuch und Grammatik ist. Ferner läfst auch jetzt das Averbo den Indikativ Praesentis fort. S. 51 bringt wieder die unklare Darstellung von *nuntia-ns*, *-antis*, *move-ns*, *-entis*; das heifst für den Schüler doch *nuntiaantis*, *moveentis*. S. 135 heifst es: „Die Adjektiva, deren Stamm auf *-r-* endet, haben die Endung *-ior*, *-rimus*". Wo bleibt da *pulcher*? Da vorher schon gesagt ist, dafs die Komparationsendungen an den Stamm des Adjektivs gehängt werden, brauchte ja nur die unregelmäfsige Superlativbildung der Adjektiva auf *-er* hervor-

gehoben zu werden. In der Besprechung der ersten Auflage war von Abrichtung zum Übersetzen die Rede. Dahin rechne ich z. B., wenn in dem Kapitel vom Participium auf S. 53 das Participium Perfecti *nuntiatus* allerdings auch mit „der gemeldet war“, aber hauptsächlich doch mit „der gemeldet wurde“ wiedergegeben wird (vgl. die Beispiele), wodurch die eigentliche Bedeutung dieses Participiums als des Participiums der Vorzeitigkeit völlig verwischt wird. Diese Art der Einübung verschliefst dem Schüler jedes tiefere Verständnis von der verschiedenen Bedeutung der Participia, welche auf dem jedesmaligen zeitlichen Verhältnis des Participiums zum regierenden Verbum beruht. Statt dem Schüler solche unverstandenen Übersetzungsformeln einzuprägen, mufs ihm klar gemacht werden, wie die Bedeutung des Participiums sich aus dem zeitlichen Verhältnis ergiebt, in welchem es zur Haupthandlung steht. Hat er das verstanden, dann soll er selber die abweichende deutsche Ausdrucksweise von Fall zu Fall feststellen. Leider legen die Grammatiken überhaupt auf die Betonung dieser Zeitverhältnisse, deren Verständnis grundlegend ist, immer noch viel zu wenig Gewicht. Nebenbei sei hier noch bemerkt, dafs es nicht heifst „der gemeldet war“, sondern „der gemeldet worden war“. Das hervorzuheben, erscheint vielleicht pedantisch. Und doch ist diese Pedanterie das einzig wirksame Mittel, um das bekannte „*ventus sum* = ich bin gekommen“ im Keime zu ersticken. Mit „ich bin Wind“ ist dem Schüler wenig geholfen. Aber dafs man nicht sagen kann „ich bin gekommen worden“ im Gegensatz zu „ich bin geschlagen worden“, das leuchtet auch dem Ultimus in Sexta ein.

Dafs das eigentliche Lesebuch durch die Ausmerzung des Anabasis-Kapitels sehr gewonnen hat, ist schon bemerkt worden. Es sind aber die keltischen Namen auch jetzt noch nicht alle zu ihrem Rechte gekommen. Es heifst *Haeduus, Divicīăcus, Orgetorīgis*; das sind nicht blofs Äufserlichkeiten; die beiden letzten Änderungen haben bekanntlich auch für den Tertianer ihre tiefere Bedeutung. Bedenklicher dürfte allerdings die Behandlung sein, welche die Städtenamen in den lateinischen Lesestücken erfahren. Dafs ihnen überhaupt keine zusammenfassende Behandlung zuteil geworden ist, dafs sie vielmehr in der im ganzen und einzelnen höchst sonderbaren Darbietung der Präpositionen unter dem Wörterverzeichnis mit abgethan werden, ist schon bedenklich genug. Dazu kommt, dafs der Schüler im lateinischen Text auf S. 15 *ad Genavam* und kurz nachher *a Genava* liest — es ist das erste Mal, dafs Städtenamen vorkommen —, S. 30 das für ihn regelmäfsige *Vesontionem*, S. 48 wieder *ad Bibracte*, S. 54 *ad Bibracte* (an der betreffenden Cäsarstelle I 23, 1 steht *ac Bibracte ire contendit*), S. 60 *ad Genavam*. Dadurch mufs der Anfänger verwirrt werden, und es liefs sich doch leicht vermeiden.

So fehlt es nicht an unwichtigeren und wichtigeren Einzel-

heiten — in einem Schulbuche, sagt man gewöhnlich, ist nichts unwichtig —, welche den besseren Eindruck, den die zweite Bearbeitung auf den ersten Blick macht, entschieden herabstimmt. Aber auch davon abgesehen, bleibt trotz aller Vorzüge vor der ersten auch die zweite Auflage wegen der schon in der ersten Besprechung gerügten Anlage im ganzen für den Referenten unannehmbar. Aufserdem ist es doch ohne alle Frage besser, auch dem Schüler des Realgymnasiums oder der Reformschule eine gediegene, wenn auch noch so gekürzte Grammatik, die ihn durch alle Klassen begleitet, und daneben ein gediegenes Übungsbuch mit reichlichem Material zum Hinübersetzen in die Hand zu geben. Der einzige Weg, der für die alten Sprachen zum Ziele zu führen verspricht, steht ein für alle Mal fest, solange nicht mit dem Prinzip des bisherigen Unterrichts in den alten Sprachen überhaupt und grundsätzlich gebrochen wird. Neue Methoden, noch so gut gemeint, verleiten zum Experimentieren, und dazu sollte dem Lehrer der Schüler und der Lehrer sich selbst zu gut sein. Aufserdem ist es mit den Methoden eine eigne Sache: eins schickt sich nicht für alle. Darum ist es immer bedenklich, ein Lehrbuch, das für viele Lehrer bestimmt ist, auf einer besonderen Methode aufzubauen.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, dafs das Buch wesentlich Vorschule für die Cäsarlektüre sein soll; „die Vorbereitung auf andere Autoren, Livius und Ovid, mufs den späteren Klassen vorbehalten werden". Etwa auch mit Übungsbüchern von der Art des vorliegenden Elementarbuches?

Halle a. S. G. Sorof.

Raphael Kühner, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Zweiter Teil: Satzlehre. Dritte Auflage in zwei Bänden. In neuer Bearbeitung besorgt von B. Gerth. Erster Band. Hannover u. Leipzig 1898, Hahnsche Buchhandlung. IX u. 666 S. Lexikonformat. 12 M.

Auch dieser zweite Teil der hochverdienten Ausführlichen Grammatik der griechischen Sprache von R. Kühner hat in dem neuen Herausgeber in dieser dritten Auflage einen ebenso kundigen als gewissenhaften Bearbeiter gefunden. Ein so breit angelegtes und allen Bedürfnissen der wissenschaftlichen Erklärung entgegenkommendes Buch wie dieses kann natürlich nicht so viel Auflagen erleben wie eine viel gebrauchte Schulgrammatik. Dafs es aber von Zeit zu Zeit verjüngt und sorgfältig überarbeitet immer wieder erscheint, ist ebenso im Interesse der Gelehrten wie der Wissenschaft selbst. Für die griechische Syntax ist allerdings seit dem Erscheinen der zweiten Auflage nicht so viel Umgestaltendes und Epochemachendes zu Tage gefördert wie für die Formenlehre, welche in gröfster Ausführlichkeit in den beiden vorhergehenden, von Fr. Blafs bearbeiteten Teilen dargestellt wird, aber immerhin

fand auch der Herausgeber der Syntax ein an Mühen und Schwierigkeiten überreiches Gebiet zu bearbeiten, wenn er dem Buche dem Ansturme des Neuen gegenüber seinen alten Ruf und seine Lebensfähigkeit erhalten wollte. Und er hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht. Wo man auch im einzelnen nachprüft, die Behandlung ist vollständig, eingehend und zuverlässig. Nicht blofs wer griechische Schriftsteller wissenschaftlich erklären oder einzelne Teile der Syntax behandeln will, wird hier alles beisammen finden, um seiner Forschung eine sichere Grundlage geben zu können, sondern auch alle diejenigen, welche an Gymnasien das Griechische zu lehren haben und sich nicht fortwährend in dem engen Geleise des traditionell gewordenen Elementaren herumdrehen mögen, werden im Verkehr mit diesem Buche viel Erfrischung und Anregung finden. Zu wünschen ist nun freilich, dafs die neue Bearbeitung des zweiten Bandes nicht zu lange auf sich warten läfst, weil es ohne die alphabetische Inhaltsangabe am Schlufs nicht möglich ist, das Gesuchte schnell zu finden. Für die Formenlehre ist dem vorhergehenden zweiten Bande ein ausführliches Register schon beigegeben worden.

Der neue Herausgeber hatte eine doppelte Aufgabe zu lösen. Zunächst waren die Ergebnisse der neueren Textkritik zu berücksichtigen, aus den Belegstellen die auf veralteten Lesarten fufsenden zu entfernen. Er hat sämtliche Citate genau nachgeprüft, manches auf dem unsichern Grunde einer falschen Lesart Aufgebaute entfernt und anderes, was durch eine schlecht beglaubigte Textstelle gestützt war, besser begründet.

Noch schwieriger gestaltete sich seine Aufgabe von einer andern Seite. Es galt auch für die Erklärung der syntaktischen Erscheinungen die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung zu verwerten. Schon Kühner selbst hatte diesen Weg betreten. Aber einerseits stand man in seiner Zeit dieser Art der Betrachtung noch mit zögerndem Mifstrauen gegenüber, anderseits war gerade auf dem Gebiete der Syntax damals noch zu wenig Fafsbares zu Tage gefördert. Auch jetzt allerdings kann sich diese neue Forschungsmethode für die Syntax weder so glänzender und reicher, noch so sicherer Resultate rühmen wie für die Formenlehre. Gleichwohl war mit Rücksicht auf das jetzt als feststehend Geltende in der Tempuslehre, in der Moduslehre, in der Kasuslehre so vieles anders zu erklären, dafs diese Kapitel in der neuen Bearbeitung ein ganz verändertes Aussehen bekommen haben. So ist z. B. der Optativ, der noch in der zweiten Auflage als eine Nebenform des Konjunktivs behandelt worden war, jetzt in sein Recht als selbständiger Modus eingesetzt. Ohne ihren empirischen Reichtum von früher aufzugeben, ist diese Grammatik in dieser dritten Auflage in noch höherem Grade als in der zweiten bemüht, die Grundkräfte, die im Leben und in der Entwicklung der Sprache thätig sind, hervortreten zu lassen. Dafs sie nicht jeder frag-

würdigen neuesten Entdeckung zujubelt, wird man ihr als einen Vorzug anrechnen müssen. Auch K. Brugmann erklärt, dafs in der syntaktischen Forschung das Suchen nach den Grundbegriffen die allerletzte Aufgabe sei, dafs man meistens auf die Lösung derselben überhaupt verzichten müsse und nur festzustellen habe, welche Anwendungen einer Formenkategorie aus den Zeiten der gemeinsamen Ursprache herstammen und was aus ihnen im Verlaufe des Sonderlebens der einzelnen Sprache geworden sei. Ein glückliches Beispiel wird oft entscheidend für die Nachahmung. Was ursprünglich triebkräftig war, stirbt oft ab und macht einer ganz mechanischen Nachahmung Platz. Daraus erklärt sich, dafs eine subtile, philosophische Erklärung der sprachlichen Erscheinungen sich von dem Richtigen weitab verirren kann. Ein in dieser Hinsicht besonders gefährliches Kapitel ist die Kasuslehre, sowohl im Lateinischen wie im Griechischen. Es ist nicht gut möglich, die ursprünglichen Gebrauchsgebiete der einzelnen Kasus, die sich oft berühren, scharf zu scheiden. In der historischen Zeit trat bald eine Erstarrung und ein vielfach rein gewohnheitsmäfsiger Gebrauch ein. Selbst sprechende Trümmer aus früheren Perioden, die der modernen Wissenschaft das Geheimnis der Kasus verraten haben, erschienen neben dem zur Regel Gewordenen nur wie närrische Unregelmäfsigkeiten, derenwegen man sich nicht weiter den Kopf zerbrach. Der neue Herausgeber ist bemüht gewesen, die ursprünglichen Bestandteile im Gebrauche der einzelnen Kasus von den eingedrungenen fremden Elementen zu sondern. Das hat zu tiefgehenden Veränderungen in der Darstellung der Kasuslehre geführt. Alles in allem kann man der neuen Auflage nachrühmen, dafs sie die solide empirische Grundlage, auf welcher das Buch mit deutschem Fleifs aufgebaut war, nicht verlassen, sich aber zugleich der Prinzipienlehre der modernen Sprachwissenschaft geöffnet hat, ohne mit überstürzter Hast dem bisweilen schwindelnden Fluge der neuen Entdecker zu folgen.

Gr. Lichterfelde bei Berlin. O. Weifsenfels.

---

1) The poems of Bacchylides. From a papyrus in the British Museum edited by F. G. Kenyon. London 1897. LIII u. 246 S. 8. geb. 7 sh. 6 d.

2) Bacchylidis carmina cum fragmentis edidit F. Blass. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1898. LXII u. 200 S. 8. 2,40 M.

3) Bakchylides von U. von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 34 S. 8. 0,80 M.

Disiecti membra poetae waren es, die in den Gedichten des Bakchylides das Glück den Engländern bescherte: 200 einzelne Bruchstücke, von denen nur 14 eine oder mehr Kolumnen, nur eins über vier Kolumnen umfafste, während einzelne Fragmente nur wenige Buchstaben tragen. 'Arranged, transcribed and edited' ist das Ganze von F. G. Kenyon, dessen Name schon durch die

erste Ausgabe der *Ἀϑηναίων πολιτεία* jedem Philologen bekannt wurde. Unter den Verdiensten, die er sich um den Dichter erworben hat, ist die Ordnung der Fragmente unzweifelhaft das gröfste, ganz zu würdigen nur von dem, dem es vergönnt ist, das autotypierte Facsimile der Handschrift zu sehen. Aber auch als Ergänzer der verstümmelten Zeilen hat er Bedeutendes geleistet: wer den neuen Dichter zuerst so gelesen hat, wie es nötig war, um die Leistung des Herausgebers zu beurteilen, d. h. wer den immer auf der linken Seite stehenden buchstabengetreuen Abdruck der Handschrift selber abzuteilen und zu ergänzen versucht hat, wird das gern bezeugen. Auch Helfer hat der Herausgeber gehabt: Jebb, Palmer, Sandys haben ihm manche Ergänzung und Erklärung geliefert. Er hätte ihrer mehr finden können, wenn er nicht die Ehre der Mitarbeiterschaft an der editio princeps auf Engländer hätte beschränken wollen; nur Friedrich Blass hat die kostbaren Blätter vor der Herausgabe ansehen dürfen und diese Erlaubnis durch Einordnung zahlreicher Fragmente gelohnt.

Neben der englischen Ausgabe mit ihren prächtigen Lettern und ihrem festen Papier nimmt sich die deutsche von Blass in dem schlichten Gewand der Bibliotheca Teubneriana recht bescheiden aus. Um aber — wenn wir, wie billig, nicht die Einleitungen, sondern nur den Text hier und dort vergleichen wollen — mit einem Blicke zu übersehen, welcher Fortschritt hier gemacht ist, brauchen wir uns nur die noch nicht eingeordneten Bruchstücke anzusehen: ihre Zahl ist von 40 auf 13 herabgegangen. Winzige Fetzchen von 15 (IX Anfang), 14 (VII 49), 10 (III 69), 6 + 4 (ib. 52 f.), 5 (VIII 20), 4 (III 5 ff.) Buchstaben sind jetzt in Reih und Glied getreten, oft neue Rätsel stellend, oft aber auch erwünschte Aufklärung gebend: so III 67 ff., wo ein rätselhafter *φίλιππος ἀνὴρ Κηΐων* in Beziehung zu Kos und etwa noch Merops treten sollte; jetzt folgt als überliefert auf *κωντεμερο* im Abstande von etwa sechs Buchstaben noch *αμουσᾶν*; indem die Göttinnen ihr Beiwort reklamieren, ist Kos beseitigt, und das Ganze erscheint in der Gestalt *[ἰοπλό]κων τε μέρο[ς ἔχοντ]α Μουσᾶν* als Beifügung zu der preisenden Bezeichnung des Hieron *φίλιππον ἄνδρ' Ἀρήϊον*. Besonders viel hat in dieser Beziehung Blass für das zwölfte Gedicht geleistet, wo er auch sonst vielfach zuerst einen lesbaren Text geschaffen hat. So hiefs es bei Kenyon von dem Verhalten der Troer, während noch Achilleus mitkämpft (XIII 81 K. XII 114 Bl.):

οἳ πρὶν μὲν ⏑ ⏑ — —
[Ἴλ]ιον ϑαητὸν ἄστυ
[ἔ]λειπον· ἀτυζόμενοι [δὲ]
[ϑρ]άσσον ὀξεῖαν μάχα[ν],
εὖτ' ἐν πεδίῳ κλονέω[ν]
μαίνοιτ' Ἀχιλλεὺς
λαοφόνον δόρυ σείων;

erst Blass hat für [*ἔ*]*λειπον* das notwendige Gegenteil [*οὔ*] *λεῖπον* eingesetzt[1]). Ein Beispiel dafür, dafs eine richtige Ergänzung eines einzelnen Wortes über eine weite bisher dunkle Stelle Licht verbreiten kann, bietet IX 49, wo bei Kenyon Herakles unvermutet erscheint, nach ihm nicht minder überraschend die Amazonen vom Thermodon. Ein plötzlich angeredeter *πολυζήλωτος ἄναξ* soll Ares sein, dessen Flüsse (*rivers of blood*) sollen die Amazonen und Troia gekostet haben, dessen Töchter sollen im folgenden Thebe und Aigina genannt sein. All diese Wunderlichkeiten hat Blass mit einem Schlage beseitigt, indem er rückwärts gehend von den Töchtern Thebe und Aigina auf ihren Vater, den Asopos von Phleius und Sikyon, schliefst und ein obendrein metrisch unmögliches [*Ὠκεανὸ*]*ν* mit [*Ἀσωπὸ*]*ν* vertauscht:

K.	Bl.
IX 37 *τοιῷ*[*δ' ὑπερθ*]*ύμῳ σ*[*θέ-νε*]*ι*	VIII 37 *τοιῷ*[*δ' ὑπερθύ*]*μῳ σ*[*θένε*]*ι*
γυια[*λκέα σώ*]*ματα* [*πρὸς*] *γαίᾳ πελάσσω*[*ν*]	*γυια*[*λκέα σώ*]*ματα* [*πρὸς γ*]*αίᾳ πελάσσα*[*ς*]
ἵκετ' [*Ὠκεανὸ*]*ν παρὰ πορφυ-ροδίναν* (der Mann)	*ἵκετ'* [*Ἀσωπὸ*]*ν παρὰ πορφυ-ροδίναν,*
τοῦ κ[*λέος π*]*ᾶσαν χθόνα*	*τοῦ κ*[*λέος π*]*ᾶσαν χθόνα*
ἦλθε[*ν, καὶ*] *ἐπ' ἔσχατα Νείλου,*	*ἦλθε*[*ν, καὶ*] *ἐπ' ἔσχατα Νείλου*
ταί τ' ἐπ' [*εὐν*]*αεῖ πόρῳ*	*ταί τ' ἐπ' ε*[*ὐν*]*αεῖ πόρῳ*
οἰκεῦσι Θερμώδον[*τος, ἐ*]*γχέων*	*οἰκεῦσι Θερμώδον*[*τος, ἐ*]*γχέων*
ἵστορες κοῦραι διωξίππ[*οι' Ἄ*]*ρηος,*	*ἵστορες κοῦραι διωξίππ*[*οι' Ἄ*]*ρηος,*
τῶν, ὦ πολυζήλωτ' ἄναξ πο-ταμῶν	*τῶν, ὦ πολυζήλωτ⟨ε⟩* (ϝ) *ἄναξ ποταμῶν,*
ἔγγονοι γεύσαντο καὶ ὑψιπύλου Τροίας ἕδος.	*ἐγγόνων* (corr. Weil, Jurenka, Wilamowitz) *γεύσαντο, καὶ ὑψιπύλου Τροίας ἕδος.*

Also, der Sieger Automedes von Phleius kehrt zu seinem hochberühmten Heimatsflusse zurück, die Heldenkraft der Abkömmlinge dieses Flusses (Telamon, Aias, Achilleus durch Aigina) haben einst die Amazonen wie Troia gekostet; seine Töchter sind unter vielen anderen Thebe und Aigina[2]).

---

[1]) Ich habe wohl den Einwand vernommen, dafs, wenn die Troer die Stadt nicht verliefsen, Achill unmöglich *ἐν πεδίῳ κλονέων μαίνεσθαι* könne. Aber man vergleiche nur das homerische Vorbild *E* 787 ff.:

Αἰδώς, Ἀργεῖοι, κάκ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί·
ὄφρα μὲν ἐς πόλεμον πωλέσκετο δῖος Ἀχιλλεύς,
οὐδέποτε Τρῶες πρὸ πυλάων Δαρδανιδάων
οἴχνεσκον· κείνου γὰρ ἐδείδισαν ὄβριμον ἔγχος·
νῦν δὲ ἑκὰς πόλιος κοίλῃσ' ἐπὶ νηυσὶ μάχονται.

[2]) Dafs die Phleiasier sich auf die Vaterschaft etwas einbildeten, zeigt Paus. V 22, 5: *ἀνέθεσαν δὲ καὶ Φλιάσιοι Δία καὶ θυγατέρας τὰς*

In dieser wie in anderen Ergänzungen ist mit Blass Wilamowitz zusammengetroffen in seiner grofsen Anzeige der Kenyonschen Ausgabe, mit der er schon zu Sylvester die Weihnachtsgabe erwidert hat (Gött. gel. Anz. 1898 Nr. 2). Doch bezweckt seine Anzeige weniger die Ergänzungsarbeit zu fördern als zu zeigen, welche bisher ungelösten Probleme das neue Material uns zu lösen gestattet, welche neuen es stellt. Ich will als Probe hersetzen, was für das erste Gedicht dabei herausgekommen ist. Schon Blass hatte unmittelbar nach dem Erscheinen der Kenyonschen Ausgabe vermutet, dafs der hier (und in II) gefeierte Keer nicht Melas, sondern Argeios geheifsen habe; Wilamowitz bringt die urkundliche Bestätigung, indem er *Ἀργεῖος Πανϑ[εί]δεω* auf einer inschriftlich erhaltenen Keischen Siegerliste nachweist, zugleich mit *Λ]άχων Ἀριστομένεος*, dem Helden von VI und VII. Sodann hatte Blass aus metrischen Gründen Kenyons fr. 1 an die Spitze des ersten Gedichts gestellt; Wilamowitz macht durch Heranziehung eines Ibisscholions uns die Sage und ihre Beziehung auf Keos klar: 'Auf Keos sitzen böse Telchinen und zerstören das Wachstum der Früchte. Zeus sieht nach dem rechten; nur ein frommes Mädchen nimmt ihn auf. Er erschlägt die Frevler mit dem Blitze, schickt ihr seinen Sohn Minos, der ihr Samen schafft und die Insel bevölkert'.

Der Mühe vom Dichter und den Gedichten selbst zu erzählen überhebt mich die dritte der oben genannten Publikationen, die noch vor der eben erwähnten Rezension abgeschlossen ist.

'Von dem Klange, der hier aus ferner Welt soeben frisch an die Ohren derjenigen dringt, denen jene Welt keine fremde ist, wenigstens einen Widerhall allen mitzuteilen, die hören mögen' ist die Absicht des Verf.s; so hätte auch das erneute Echo der Anzeige wohl früher folgen sollen. Das ist aus äufseren Gründen nicht thunlich gewesen, aber es schadet nichts; denn das Büchlein ist nicht für einen Tag geschrieben.

Es will nicht durch vollständige Mitteilung des neu gewonnenen Stoffes der allgemeinen Bildung das Reden von halb gewufsten Dingen erleichtern, wohl aber was der Dichter geleistet hat, durch Eingliederung in den geschichtlichen Zusammenhang verständlich und durch Mitteilung einiger der schönsten Lieder kenntlich machen. Auf welchem Boden diese Lyrik der Kampfsiege erwuchs, der der gröfste Teil der vorgefundenen Gedichte angehört, hat uns Wilamowitz schon früher gelegentlich gezeigt, aber hier mit besonderer Lebendigkeit; er wollte ja zu Laien, nicht zu Fachmännern reden. Er weifs der Adelsgenossenschaft nachzufühlen,

---

Ἀσωποῦ καὶ αὐτὸν Ἀσωπόν. διακεκόσμηται δὲ οὕτω σφίσι τὰ ἀγάλματα. Νεμέα μὲν τῶν ἀδελφῶν πρώτη, μετὰ δὲ αὐτὴν Ζεὺς λαμβανόμενός ἐστιν Αἰγίνης. παρὰ δὲ Αἴγιναν ἕστηκεν Ἅρπινα. μετὰ δὲ αὐτὴν Κόρκυρά τε καὶ ἐπ' αὐτῇ Θήβη, τελευταῖος δὲ ὁ Ἀσωπός.

die diese Kampfspiele pflegte, wie dem harten Denker, der ihr Treiben als nichtig verwirft. Diesem vielleicht zu sehr. 'Wenn jemand dadurch des höchsten Erdenglückes teilhaftig werden soll, dafs ein Gespann seines Stalles unter der Führung seines Kutschers in Olympia zuerst zum Ziele kam, während er ruhig zu Hause safs, wie Hiero von Bakchylides gepriesen wird, so ist darin die Entartung des Sinnes offenkundig, der diesem ganzen Treiben zu Grunde liegt'. Mag sein; aber für die, welche für ihre Rüstkammer zum Kampfe gegen das Gymnasium dies Wort mit Behagen einsammeln werden, hätte er doch hinzufügen dürfen, wie tief unter jenen Sportsleuten, die ein Kranz vom heiligen Ölbaume in Olympia das Höchste dünkte, die unsern stehen, deren Siegestrophäe der Derbypreis ist.

Übersetzungen von Wilamowitz bedürfen keines Lobes mehr; ich möchte zu drei Stellen ein Bedenken äufsern. Schwierig ist im Krösusliede (III) der Anfang des letzten Systems. Ich stelle Text und Übersetzung einander gegenüber:

85 *φρονέοντι συνετὰ γαρύω· βαθὺς μὲν*	Verständlich den Verständ'gen tönt mein Wort:
αἰθὴρ ἀμίαντος· ὕδωρ δὲ πόντου	der Himmel strahlt in ew'gem Glanz,
οὐ σάπεται· εὐφροσύνα δ' ὁ χρυσός·	des Meeres Nafs bleibt klar und frisch,
ἀνδρὶ δ' οὐ θέμις πολιὸν παρέντα	es glänzt das Gold: allein dem Menschen
	ist von des Alters Grau zur Jugendschöne
γῆρας θάλειαν αὖτις ἀγκομίσσαι	die Rückkehr nicht vergönnt. Und doch, der Glanz
90 *ἥβαν. ἀρετᾶς γε μὲν οὐ μινύθει*	von Mannesmut und edler That verlischt nicht mit dem irdschen Leib.
βροτῶν ἅμα σώματι φέγγος, ἀλλὰ	Das Lied erhält ihn.
Μοῦσά νιν τρέφει.	

Wilamowitz giebt die Erläuterung, dafs Bakchylides hier 'die Vergänglichkeit des Menschen zu der Ewigkeit des Elementes in Kontrast setze'. Diese Elemente wären Himmel, Erde, Gold — eine befremdliche Zusammenstellung. Und beim letzten weicht doch die Übersetzung vom Original ab, das klärlich sagt: das Gold ist Freude. Mir scheint hier ein an sich einfacher Gedankengang dadurch kompliziert geworden zu sein, dafs sich dem Dichter ein anderer Gedanke vordrängte und dann dazwischenschob. Ungetrübt bleiben stets Himmel und Meer; so auch die *ἀρετή*, deren Licht nie schwindet. Ehe er aber das zweite Glied des Vergleichs bringt, taucht in ihm die Vorstellung auf, dafs die Menschen ja doch

das Gold, nicht die ἀρετή, am höchsten zu schätzen pflegen, und diesem Gedanken begegnet er, indem er sagt: 'Wohl ist das Gold ein schönes Ding und bringt viel Freude; aber der Mensch wird alt; da kann er nicht mehr genieſsen, was das Gold ihm bietet, und die Jugend kann ihm kein Reichtum wiedergeben. Dahingegen die ἀρετή bleibt stets unvergänglich'. Der Dichter redet überkurz und dunkel, nicht ohne Grund. Gerade am Schlusse seiner Lieder liebt es ja Pindar wie ungefügte Steinblöcke jene Kernworte auf einander zu türmen, in die er das Tiefste seiner Lebensweisheit beschlossen hat. Das will Bakchylides, der kleinere Geist, hier auch einmal versuchen; es ist ihm nur unvollkommen gelungen. Und daſs seine Worte dunkel sind, sagt er selbst: φρονέοντι συνετὰ γαρύω.

Sodann muſs den Unkundigen im Liede von Theseus' Meerfahrt (XVII) eines befremden. 'Der grimme König von Kreta, der trotz seiner göttlichen Abkunft als der Oger erscheint, der die Kinder einem Ungetüm zum Fraſse vorwerfen will' — so heiſst es von Minos in der Einführung S. 26, und so muſs ihn der Laie sich denken. Aber im Liede selbst wird der Unhold weich; als Theseus sich hinabschwingt vom Bord des Schiffes,

> 'da schmolz das Herz des Minos, zu halten
> gebot er das Schiff unter dem Winde'.

Und hernach:

> 'Ha, welche Sorge nahm er vom Herzen
> dem Herrn von Knossos, als aus den Fluten
> er heil emporstieg, allen ein Wunder'.

Entspricht das wirklich der Psychologie des Märchens, daſs der böse König sich rühren läſst? Und der Stimmungswandel hängt im Grunde nur an einer Stelle, der zweiten: φεῦ, οἵαισιν ἐν φροντίσι Κνώσιον ἔσχασεν στραταγέταν — wozu man anmerken darf, daſs die Wendung σχάζειν τινὰ ἐν φροντίσιν (ὄντα) nicht belegt ist und die andauernde Sorge des Minos um den Jüngling, den er gleich darauf dem Minotaur vorwerfen wird, fast komisch wirkt. An der ersten Stelle ist ΤΑ.ΕΝ δὲ Διὸς υἱὸς ἔνδοθεν κέαρ, κέλευσέ τε κατ' οὖρον ἴσχεν εὐδαίδαλον νᾶα überliefert. Blass hat in dem fehlenden Buchstaben ein K vermutet, was Kenyon als möglich, aber höchst unsicher bezeichnet; er bezieht das Wort auf die Lüsternheit des Königs, die aber doch wunderlich gerade hier und später nirgends wieder hervortreten würde. Ich würde es wagen, das längst vermutete τάφεν, das freilich nach Blass in der Handschrift kaum gestanden haben kann, einzusetzen: Minos staunt und läſst heimtückischerweise das vorher beigedrehte Schiff wenden, so daſs es wieder den Fahrwind hinter sich bekommt.

Auch zwei Pindarstellen hat Wilamowitz uns in diesem Schriftchen übersetzt, darunter Pyth. VIII 95

ἐπάμεροι. τί δέ τις; τί δ᾽ οὔ- Eintagsmensch, was bist du, was
τις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος. bist du nicht?
Schattentraum[1]) der Mensch.

Entspricht das völlig dem Sinn des Dichters? Ich denke doch, er meinte: „Was heifst das 'einer'? Was heifst das 'keiner'?" d. h. 'einer' ist hier so wenig, dafs man es fast gleichsetzen könnte mit 'keiner'. In metrische Form wüfste ich das freilich nicht zu bringen.

Wer in dieser Zeitschrift von Bakchylides redet, kann nicht wohl der Frage aus dem Wege gehen, ob der neue Dichter einen Zuwachs für unsere Schulschriftsteller bedeutet. Gewifs wird da manchem das Wort auf den Lippen schweben, dafs für die Jugend nur das Beste gut genug sei, dieser scheinbar so selbstverständlich richtige und doch so verhängnisvoll wirkende Grundsatz, der den einst so stattlichen Kanon unserer griechischen Schulschriftsteller so kümmerlich verengt hat. Aber wirklich könnte das hier besprochene Schriftchen abschreckend wirken, wenn es die Eigenart des Bakchylides charakterisiert als 'die gleich bleibende Eleganz des korrekten Verseschmiedes'. Doch dafs dies durch den Gegensatz zu Pindar hervorgerufene Urteil härter als billig ausgedrückt ist, gesteht Wilamowitz selbst, wenn er hinzufügt: 'Es ist das gar nichts Geringes'. Und sodann: wer vom Hochgipfel aus das Gebirge überschauen kann, dem scheinen tiefer liegende Spitzen niedrig, die vor dem Wanderer in der Ebene und den Vorbergen mächtig emporragen. Dieses Urteil mag von einem sehr hohen Standpunkte aus richtig sein — wiewohl Blass S. XIV ff. den Dichter kräftig in Schutz nimmt —, aber nicht jeder sollte es nachsprechen, der eben einen griechischen Dichter präparieren kann. Und endlich hebt Wilamowitz selber hervor, dafs 'man ihn erheblich höher einschätzen würde, wenn dem Bakchylides alles wirklich gehörte, was in seinen Gedichten unmittelbar Eindruck macht'. Für die Schule aber ist diese Scheidung des geistigen Eigentums unnötig und unmöglich; der Schüler wird sich erfreuen

---

[1]) Eigen genug, dafs Grillparzer, der zwar viel Griechisch, aber meines Wissens nicht Pindar gelesen hat, an diese Stelle einmal so stark anklingt. Medea fafst ja die Nichtigkeit der Lebensanschauung Jasons in die schönen Worte zusammen:

Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!

Das stammt zunächst aus Calderon (Leben ein Traum II, Schlufs):

Was ist Leben? Hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben;
Denn ein Traum ist alles Leben,
Und die Träume selbst ein Traum;

aber gerade in der höchsten Spitze des Ausdrucks, der Potenzierung des Traumes durch den Schatten, stimmt es zu Pindar, nur dafs bei Grillparzer der Schatten, bei Pindar der Traum den Exponenten bildet.

an dem, was wir ihm geben, ohne zu fragen, woher es der Dichter hat. Er würde die griechische Chorlyrik hier kennen lernen können an vollständigen Stücken, die vor allem viel leichter sind als die sophokleischen Chöre, bei denen ihm der Lehrer nicht auf Schritt und Tritt den Weg bahnen müfste. Und wenn wir in der Bieseschen Auswahl (Leipzig 1891, Freytag) die Gedichte und Fragmente Pindars durch die beiden grofsen völlig erhaltenen Lieder des Bakchylides von Herakles und Meleagros (V) und von Theseus' Meerfahrt (XVII) ersetzten, so würde, auch abgesehen von kleineren Bruchstücken, der Stoff für die griechische Dichterlektüre etwa des zweiten Semesters der Obersekunda reichlich vorhanden sein. Zeit dafür liefse sich finden, ohne die Odyssee zu schädigen, wenn man endlich der oft erhobenen, zuletzt von Harder (Prog. Neumünster 1894) vortrefflich begründeten Forderung Raum gäbe, dafs die Einübung der Accente abzuschaffen sei: damit würde in Untertertia Raum für die Verba auf μι, in Obertertia für die Rückführung des früheren propädeutischen Homerkursus gewonnen werden.

Kiel. E. Bruhn.

A. Kirchhoff, Thukydides und sein Urkundenmaterial. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte seines Werkes. — Gesammelte akademische Abhandlungen. Berlin 1895, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). I u. 179 S. 8. nebst einer Beilage. 3,60 M.

Das, was A. Kirchhoff in früheren Jahren über die Entstehungsgeschichte des Thukydideischen Geschichtswerkes in den Monats- oder in den Sitzungsberichten der K. Preufsischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin veröffentlicht hat, war für manchen, der sich mit Thukydides beschäftigte, schwer oder vielleicht gar nicht zu erreichen. Deshalb war es mit Freuden zu begrüfsen, dafs er durch das dankenswerte Entgegenkommen seines Verlegers in die Lage versetzt wurde, verschiedenseitig geäufserten Wünschen entsprechend, seine auf Thukydides bezüglichen Abhandlungen zu einem Buche zusammenfassen und allen zugänglich machen zu können. Wie er in der kurzen Vorrede angiebt, hat er bei dieser Gelegenheit im Texte selbst keine wesentlichen Änderungen vorgenommen, weil sein Urteil über das Mitgeteilte keine wesentliche Änderung erfahren habe, und er seine früher entwickelten Ansichten auch noch weiter im ganzen wie in den wesentlichsten Einzelpunkten für wohlbegründet erachte. Daran hat er, wie Ref., der gleich von vornherein seinen Sympathieen für Kirchhoffs Standpunkt Ausdruck geben möchte, meint, ganz recht gethan.

Durch eine eingehende Prüfung und Besprechung der dem Geschichtswerke des Thukydides einverleibten Urkunden (4, 118. 119. — 5, 18. 19. — 5, 23. 24. — 5, 47. — 5, 77. — 5, 79. — 8, 18. 37. 58.) hat der Verfasser festzustellen versucht, wann und

auf welchem Wege Thukydides in den Besitz derselben gelangt ist, und in welcher Weise sie von ihm für die Zwecke seiner geschichtlichen Darstellung verwendet worden sind, und er gelangt durch seine Untersuchungen zu folgendem Resultate: „Thukydides' Geschichtswerk, wie es uns überliefert ist, besteht aus zwei nicht in einem Zuge geschriebenen, sondern in einem zeitlichen, seiner Ausdehnung nach nicht näher bestimmbaren Abstande von einander entstandenen Teilen, einer Geschichte des zehnjährigen Krieges 431—421, deren ursprüngliche Fassung später von dem Verfasser selbst nach keinem einheitlichen Plane auf verschiedene, zum Teil zufällige Veranlassungen hin durch mannigfache Zusätze verschiedenen Umfanges erweitert worden ist, ohne dafs die Umarbeitung zu einem wirklichen Abschlusse gelangt wäre, und einer nach 404 geschriebenen Fortsetzung (5, 25—8, 109), welche nach der ausdrücklichen Erklärung des Thukydides bestimmt war, eine Darstellung der Ereignisse von 421—404 zu geben, aber von ihm nicht vollendet und zum grofsen Teile in durchaus unfertigem Zustande hinterlassen worden ist. Aus seinem Nachlasse ist dann das ganze Werk von einem Unbekannten noch im Laufe der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts im ganzen genau in der Form, in der es sich nach dem Tode des Verfassers vorgefunden hatte, herausgegeben worden, ohne dafs bei dieser Gelegenheit irgend welche wesentlichen Zusätze gemacht oder Änderungen vorgenommen wären".

Indem er diese Auffassung von der Entstehung und Beschaffenheit des Geschichtswerkes zu Grunde legt, erklären sich ihm die eigentümlichen und anstöfsigen Besonderheiten des zwischen beide Hauptteile eingeschobenen Abschnittes, der die Kapitel 5, 21—24 umfafst, einfach in folgender Weise: Als Thukydides nach dem Kriege an die Ausarbeitung seiner geplanten Fortsetzung ging und zunächst die Darstellung der Ereignisse in der Zeit unmittelbar nach dem Friedensschlusse von 421 zu skizzieren begann, besafs er über das Datum des Abschlusses jenes Defensivbündnisses zwischen Athen und Sparta, welches unmittelbar nach dem Frieden zustande gekommen war, gar keine, über seinen Inhalt und seine Tragweite nur ganz allgemeine und vielleicht irreführende Informationen, so dafs er darauf verzichten mufste, diese Thatsachen in den chronologischen Zusammenhang der darzustellenden Ereignisse an bestimmter Stelle einzuordnen, und sich begnügte, ihrer da nebenher zu erwähnen, wo die ihm zur Verfügung stehenden Berichte bei anderen Gelegenheiten darauf Bezug nahmen. Als dann später der Text der Bundesurkunde selbst zu seiner Kenntnis gelangte und nun nachträglich Verwendung finden sollte, würde die Einfügung der Urkunde und dessen, was aus ihr zu entnehmen war und durch sie notwendig wurde, an der Stelle, welche ihre Chronologie verlangte, also gleich zu Anfang der beim Zeitpunkte des etwas

früheren Friedensschlusses einsetzenden Fortsetzung, eine vollständige und durchgreifende Umarbeitung dieser Partie notwendig gemacht haben. Thukydides zog es darum, vielleicht auch noch aus anderen Gründen vor, der Urkunde samt dem ihr notwendig beizugebenden Kommentar die Form einer Fortsetzung des ersten Teiles bis zum völligen Ende des zehnten und dem Anfange des nunmehrigen elften Kriegsjahres zu geben, und bestimmte diesen Zusatz, als Bindeglied zwischen dem ersten Teile und seiner Fortsetzung eingeschaltet zu werden. Allerdings würden nun nach Vollzug dieser Einfügung Einleitung und Beginn der Fortsetzung zeitlich über den nunmehrigen Abschlufs des Vorhergehenden zurückgegriffen haben, ohne auf den Inhalt des Neuhinzugekommenen Bezug zu nehmen, was nicht zulässig erscheinen konnte. Dem Verfasser entging das auch keineswegs; vielmehr wies er ausdrücklich sich selbst an den betreffenden Stellen durch an den Rand gesetzte Notizen darauf hin, dafs hier die geeigneten Ergänzungen vorzunehmen sein würden, wobei es ihm passierte, dafs er an der dritten Stelle einen kleinen Irrtum beging, indem er, ohne es zu merken, sich mit seiner eigenen Darstellung im Vorhergehenden in Widerspruch setzte. Ohne Zweifel würde er bei endgültiger Feststellung des Wortlautes seiner Darstellung diesen Irrtum bemerkt und beseitigt haben und ebenso auch dafür Sorge getragen haben, dafs der von ihm noch nicht bemerkte Widerspruch verschwand, der zwischen seiner eigenen ungenauen Angabe über den Inhalt des Bundesvertrages an einer späteren Stelle und dem Zeugnisse der Urkunde selbst nach deren Einfügung hervorgetreten war. Es war aber dem Geschichtsschreiber nicht beschieden, seine Arbeit zu Ende zu führen, und er hat nicht verhindern können, dafs bei Gelegenheit der Herausgabe seines unvollendeten Werkes jene Randnotizen in rein mechanischer und verständnisloser Weise dem Texte einverleibt worden sind, ähnlich, wie das auch an anderen Stellen geschehen ist, z. B. mit jenem *πρώτῳ* am Schlusse des 20. Kapitels.

In dieser Weise äufsert sich Kirchhoff über die Entstehung des Thukydideischen Geschichtswerkes und ist der Meinung, dafs, wenn seine Auffassung im wesentlichen das Richtige treffe, damit der Philologe und Historiker einen Einblick in die Werkstatt des Mannes erhalte, und man sich leicht überzeugen müsse, wie ungerecht und unbillig es sein würde, das Urteil über seinen Wert und seine Bedeutung als Historiker wie als Stilist durch Mängel der Darstellung und des Ausdrucks, wie die besprochenen, beeinflussen zu lassen.

Dafs aber trotz eingehender und scharfsinniger Begründung Kirchhoffs Standpunkt auch neuerdings nicht ohne Widerspruch geblieben ist, zeigt die Polemik Gustav Friedrichs in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Geschichte von A. Fleckeisen und R. Richter (cf. Bd. 155 und 156, Heft 4 u. 5, S. 248ff.), auf

welche Ref. hier hinweisen will. Ob Friedrich aber mit seiner dort vorgetragenen Hypothese, deren Kompliziertheit er für einen Vorzug betrachtet, weil die Wirklichkeit, das Leben immer kompliziert sei, mehr Zustimmung finden und die Frage nach der Entstehung des Thukydideischen Werkes durch seine Darlegungen endgültig zur Ruhe kommen wird, möchte Ref. bezweifeln.

Druck und Papier sind, wie es von dem Verlage von W. Hertz nicht anders zu erwarten ist, vortrefflich.

Auffällig ist die Schreibweise Geifseln statt Geiseln, welche wohl auf einen lapsus calami zurückzuführen ist.

Eisleben. F. Vollheim.

Platons ausgewählte Dialoge, erklärt von Hermann Sauppe. Drittes Bändchen: Gorgias. Herausgegeben von Alfred Gercke. Berlin 1897, Weidmannsche Buchhandlung. LVI u. 186 S. 8. 2,70 M.

Wenn die deutschen Gymnasien den Glauben an ihre hohe Bedeutung für unser Volk, wie dieses ihn Jahrhunderte lang gehegt, sich erhalten, beziehungsweise neu befestigen wollen, so müssen sich die Lehrer an diesen Anstalten stets die Frage gegenwärtig halten: „Hat das, was wir lehren, einen wirklichen Wert für den Menschen der heutigen Zeit?“ So müssen wir auch bei der Auswahl der altsprachlichen Lektüre verfahren. Jedes griechische oder lateinische Werk, welches wir lesen lassen, mufs auch seinem Inhalte nach von Bedeutung für den Menschen unserer Zeit sein. Der Betonung dieses Grundsatzes gegenüber erhebt sich wie von selbst die Frage: „Was wird denn da aus dem platonischen Gorgias? Verdient es dieser Dialog ganz besonders, wie das Vorwort der vorliegenden Ausgabe behauptet, von Primanern gelesen zu werden? Das sind doch alte, abgethane Geschichten, die in ihm behandelt werden. Die Sophisten sind längst tot, und die Weisheit des alten Sokrates ist längst überholt“. Die alten Sophisten sind tot, das ist wahr, aber die Sophistik lebt weiter und ist gerade in unseren Tagen und unter unserem Volke zur Modephilosophie geworden. Die ganze von vielen als neu und originell gepriesene Philosophie Nietzsches ist ja ihrem innersten Wesen nach nichts anderes als die alte Sophistik. Wird das Wesen dieser mit ihren verderblichen Konsequenzen enthüllt, so ist auch die moderne Afterweisheit blofsgelegt und zugleich dargethan, wie dem Menschen aller Wert geraubt ist, wenn er an eine solche Philosophie glaubt. Wir werden nicht unsere Schüler mit Nietzsche bekannt machen wollen, doch wäre es ein Irrtum zu glauben, dafs alle so ganz unbekannt mit ihm wären, und seine Theorieen werden ganz gewifs an alle im weiteren Verlaufe ihres Lebens herantreten[1]). Es ist oft genug und mit Recht betont

---

[1]) Gern verweise ich hierbei auf die treffenden Ausführungen von A. Weinhold, Bemerkungen zu Platos Gorgias als Schullektüre. Grimma 1894 S. 3 f.

worden, dafs der Unterricht nicht nur ein Wissen erzielen solle, sondern zugleich auf die Bildung des Charakters hinzuwirken habe; der Charakter des Menschen aber ist unzertrennlich von seiner Welt- und Lebensanschauung. Nach unserem Dialoge giebt es zwei Welt- und Lebensanschauungen, die sophistische und die sokratische, und in der That können wir sie alle ihrem Grunde nach in dieser Weise klassifizieren. Die Sophistik lehrt: Alles ist subjektiv, eine objektive Wahrheit giebt es nicht. Damit fällt die Wissenschaft, die Ethik und die Religion. Giebt es keine Wahrheit, so giebt es auch keine Vernunft, und giebt es keine Vernunft, so giebt es auch keinen Gott. Religion ist Irrtum, Irrtum ist auch die Tugend, denn der Begriff des sittlich Guten ist nur erdichtet, in Wirklichkeit giebt es nur den Nutzen und den Genufs. Recht und Gesetz sind nur Erfindungen der Schwachen, der „Herdenmenschen", von Natur hat nur der Starke, der „Übermensch" recht, und es ist Thorheit von ihm, wenn er von seiner Stärke nicht unumschränkten Gebrauch macht. Ich wüfste nicht, wo das Wesen dieser zur Zeit Platos und seines Lehrers modernen Weisheit so kurz und so bestimmt gekennzeichnet und gerichtet würde, wie in dem platonischen Dialoge Gorgias. Zugleich wird hier dieser Afterweisheit die wahre Weisheit schön gegenübergestellt.

So hat der Inhalt des Dialoges Gorgias für unsere Zeit eine ganz besonders hohe Bedeutung. Dazu kommt seine künstlerische Vollendung in der Komposition. Es ist ein Vorzug des Gymnasiums, eine solche Schrift seinen Schülern bieten zu können. Daher begrüfsen wir mit Freude diese neue Ausgabe des herrlichen Werkes, die sein Verständnis wesentlich fördert. Nach dem Vorworte ist die Ausgabe namentlich für Primaner und Studenten der Philologie und Theologie bestimmt: „ihnen das volle Verständnis des Dialoges zu erschliefsen hat Sauppe in schlichter Meisterschaft unternommen durch seine sprachlichen wie sachlichen Erklärungen". „Im Nachlasse Hermann Sauppes hat sich Text und Erklärung von Platons Gorgias vorgefunden, vor längerer Zeit bereits angelegt und mit einzelnen Nachträgen noch bis in die neueste Zeit versehen, aber doch nicht ganz vollendet, namentlich ohne Einleitung". Der Herausgabe der Arbeit hat sich Alfred Gercke „gern und mit pietätvoller Wahrung des von Sauppe Geleisteten, auch wo er anderer Ansicht war, unterzogen". Von ihm stammt die ganze Einleitung, die einen sehr wertvollen Teil des Buches bildet. Dieselbe ist klar und ansprechend geschrieben und zeigt vereint mit besonnenem und scharfsinnigem Urteile die Gelehrsamkeit und Beherrschung des Gegenstandes in allen seinen Teilen, die man ohne weiteres bei dem Namen des Verfassers erwartet. Sie zerfällt in sechs Abschnitte, aus denen wir die Punkte hervorheben wollen, die uns besonders bedeutungsvoll erscheinen.

1. Die Personen des Gespräches.

Unter den Mitunterrednern des Sokrates ist rätselhaft Kallikles. Während die älteren Erklärer diesen für eine historische Persönlichkeit nahmen, macht G. es glaubhaft, dafs er eine erdichtete Figur ist. Aber damit ist keine willkürlich erfundene gemeint, wie die Worte Gerckes S. XII zeigen: „Und doch scheint er in der That Züge von Kritias und vielen anderen hervorragenden Athenern seiner Zeit zu tragen“. Nach meiner Überzeugung wird Kallikles von Plato eingeführt, um ihn im Dialoge die letzten Konsequenzen der Sophistik ziehen zu lassen, die thatsächlich bereits von vielen Athenern jener Zeit theoretisch und praktisch gezogen worden waren. Man denke nur an die Schreckensherrschaft des Kritias. Der von Kallikles vertretene Standpunkt ergab sich bei folgerichtigem Denken mit Notwendigkeit aus dem Satze des Protagoras, dafs der Mensch das Mafs der Dinge sei, und aus der Anschauung des Gorgias, die G. S. VII mit den Worten kennzeichnet: „Freilich lautete sein (des Gorgias) Urteil über die Möglichkeit spekulativen Erkennens völlig negativ, und er verlachte die Tugendlehrer, die in ihrer Zeit zahlreich ihre Kunst anpriesen, da ja Tugend nicht zu erkennen und also auch nicht zu lehren war“. Nicht einverstanden kann ich mich erklären, wenn G. S. XIII sagt, dafs Kallikles offenbar nicht so bösartig sei wie seine Theorie. Eine Seite vorher steht: „Und doch scheint Kallikles in der That Züge von Kritias zu tragen“, Kritias aber war doch wahrlich im Leben bösartig genug. Ferner besteht nach sokratisch-platonischer Anschauung der innigste Zusammenhang zwischen Denken und Thun, und schliefslich handelt es sich im ganzen Dialoge um Lebensrichtungen. Also müssen wir in Kallikles, den Plato in diesem Zusammenhange vorführt, einen Mann erblicken, der, wenn es darauf ankommt, auch im Leben mit seiner Theorie Ernst macht.

2. Ort und Zeit der Scenerie.

G. erklärt es im Gegensatze zu der verbreitetsten Annahme nicht für wahrscheinlich, dafs der eben gehaltene Vortrag des Gorgias und die Disputation in das Haus des Kallikles verlegt wäre, wo Gorgias abgestiegen war, sondern denkt mit Schleiermacher, Cron, Bonitz, Sauppe u. a. den gerade beendigten Vortrag des Gorgias in einem öffentlichen Gebäude, einem Gymnasium oder einer Säulenhalle, gehalten, die wir aber nicht näher bezeichnen können. (Sauppe denkt S. 4 an das Lykeion.) Meiner Ansicht nach ist nur diese Auffassung mit dem in der Einleitung des Dialogs Gesagten vereinbar.

Schwerer ist es zu ermitteln, in welche Zeit Plato das Gespräch verlegt wissen wollte. Die Ansätze der Gelehrten bewegen sich zwischen den Jahren 427 und 405. Dieses Schwanken hat seinen Grund in den sich widersprechenden Angaben des Dialoges.

G. erklärt sich mit Deuschle für Zeitlosigkeit des Dialoges: „Platon scheint einen bestimmten Zeitpunkt nicht haben angeben zu wollen, um zu vereiteln, daſs man ihm nachrechnete, ob oder wie weit seine Darstellung begründet wäre“. Ich stimme auch hier im wesentlichen bei, indem ich mir die Sache so denke: Wir haben es hier mit Lebensanschauungen und Lebensrichtungen zu thun, die thatsächlich im Laufe der griechischen Geschichte hervorgetreten sind. Dieser historische Charakter muſste gewahrt werden. Die neuen, zersetzenden Theorieen treten in Athen namentlich im Verlaufe des peloponnesischen Krieges hervor und in der sich unmittelbar daran anschlieſsenden Schreckensherrschaft der Dreiſsig. Derselben Epoche gehört auch der Höhepunkt der Thätigkeit des Mannes an, der ihnen entgegentritt. Wenn die Annahmen der Gelehrten für die Zeit des Gespräches sich zwischen den Jahren 427 und 405 bewegen, so entspricht dieser Zeitraum eben dieser Epoche. Erwähnt wird ja die Schreckensherrschaft der Dreiſsig nicht; es wird uns aber auf sie ein Ausblick eröffnet, insofern wir durch die Theorie des Kallikles zugleich an ihre Verwirklichung durch die Schreckensmänner erinnert werden. Das ganze Verfahren Platos besteht also darin, daſs er für seinen Gegenstand bedeutungsvolle Ereignisse, die ein und derselben, noch dazu nicht ausgedehnten Periode der athenischen Geschichte angehörten, einander zeitlich genähert hat. Da das Gespräch eine Dichtung ist, so hatte er unbedingt dazu das Recht und verstieſs auch gar nicht gegen den Geist geschichtlicher Betrachtung. Es ist dasselbe Verfahren, das Shakespeare weit kühner zum gröſsten Vorteile seiner historischen Dramen zur Anwendung gebracht hat.

3. Der Gedankengang.

Mit Recht hebt G. hervor, daſs in dem Dialoge die Form eines lebendigen Gespräches vorgeführt wird und die Teile sachlich in einander greifen. In dem allzu feinen Gliedern und Zergliedern des Dialoges sieht er mit gutem Grunde eine Gefahr, daſs dem Verfasser oder richtiger dem Dichter Gedanken untergelegt werden, die dieser nicht gehabt hat. „Der folgenden Übersicht trotzdem eine schematische Einteilung in Hauptabschnitte und Unterabteilungen zu Grunde zu legen, empfiehlt sich der Übersichtlichkeit halber, und zwar die Dreiteilung von Bonitz, weil sie allein den Andeutungen Platons entspricht und somit seiner Ansicht wohl am nächsten kommt; doch sind betreffs der Abgrenzung der kleineren Abschnitte wenigstens des dritten Teiles Abweichungen von Bonitz nötig“. Ich will hier in aller Kürze meine Auffassung von dem inneren Zusammenhange des Dialoges wiederholen. Festgehalten muſs vor allem werden, daſs nach platonischer Anschauung ein inniger Zusammenhang zwischen Wissenschaft, Ethik und Religion besteht. Begonnen wird mit einer wissenschaftlichen Frage: Was ist die Rhetorik? Die Sophistik versteht es nicht, hierauf

eine befriedigende Antwort zu geben, denn sie nimmt es mit der Wissenschaft nicht ernst. Aber noch aus einem anderen Grunde. Die Rhetorik hatte eine eminente Bedeutung für das praktische Leben. So konnte jene Frage nur im Zusammenhange mit der Auffassung von dem Ziele des Lebens gelöst werden. Damit kommt die vorliegende Untersuchung mit Notwendigkeit auf das Gebiet der Ethik; es ist durchaus nicht so, dafs Sokrates sie auf dieses Gebiet hinüberspielt. Die Rhetorik, wie sie Gorgias, Polos und Kallikles nehmen, ist ein Kind der Sophistik, und darum sind die Antworten, die diese auf jene Frage geben, widerspruchsvoll und unhaltbar, denn ihre Auffassung von der Aufgabe und dem Ziele des Lebens ist eine falsche. Am höchsten steht von den dreien in sittlicher Beziehung Gorgias; aber da er als Sophist auf dem Boden des vollkommenen Subjektivismus steht, steht er damit auch schon auf einer schiefen Ebene, auf der Polos tiefer hinabgleitet, am tiefsten Kallikles. Hatte Gorgias gelehrt, „dafs Tugend nicht zu erkennen und also auch nicht zu lehren sei", so zieht Kallikles auch für das praktische Leben die äufsersten Konsequenzen dieses Satzes: es giebt eben keine Tugend, Ziel und Glück des Lebens ist der schrankenlose Genufs. Im Gegensatze zu diesen verwerflichen Anschauungen entwickelt Sokrates (Plato) seine Auffassung von der Aufgabe des Lebens und seinem Ziele. Seine Darlegungen gehen immer mehr in die Mahnung über: Mensch, gedenke an das Heil Deiner Seele, denn Du mufst sterben, und dann kommt das Gericht, bei dem Dir alle Redekunst nichts nützt. So ist alle Redekunst, wie sie die Sophistik lehrte und wie sie im Dienste des Egoismus so vielfach geübt wurde, am Ende nutzlos und im Leben schädlich, denn sie verderbt die Seelen und bringt sie um ihr Heil. Hieraus ergiebt sich zugleich, dafs G. mit vollem Rechte sich denen anschliefst, die in dem Mythos nicht einen Epilog, sondern einen integrierenden Teil der Erörterung erblicken.

4. Der Sokrates des Gorgias und der historische Sokrates.

Der Grundton dieser Betrachtung klingt vornehmlich heraus aus den Worten auf S. XXIX: „Platons Kunst zeigt sich darin, dafs er im Anfange des Gorgias seinen Lehrer selbst auftreten, ihn aber allmählich mit seinen gröfseren Zwecken wachsen läfst, scheinbar im Zwange der Polemik: er ändert seine Methode und wirft den Mangel an Selbstbewufstsein ab, weil er fest durchdrungen ist von der absoluten Wahrheit seiner Ansichten und ihrer Begründung. Das ist Platon in der Maske des Sokrates". Ich stimme den Ausführungen im wesentlichen bei, doch nicht überall ganz. Zu weit geht nach meiner Überzeugung G., wenn er auf S. XXXIf. sagt: „Sokrates hatte nicht einmal in der Frage, ob die Seele unsterblich sei, sich eine bestimmte Ansicht gebildet,

sondern die Frage bis zuletzt als offene behandelt. Im Gorgias aber ist sie entschieden: die ganze Ethik hat in dem Glauben an die Unsterblichkeit und die Vergeltung im Jenseits ihren Zielpunkt. Diese eschatologische Lehre, wie sie uns namentlich in dem ewigwahren Mythos am Schlusse des Dialoges entgegentritt, führt uns in eine Welt, von der Sokrates kaum etwas geahnt hatte". Und doch wird auf S. XXV derselbe Mythos eine auf volkstümlichen Anschauungen beruhende Lehrdichtung genannt. Meines Erachtens kann nicht daran gezweifelt werden, dafs Sokrates an ein Fortleben der Seele nach dem Tode geglaubt hat, ein Wissen allerdings hat er hiervon nicht gehabt. Auch der Satz auf S. XXXIV: „Wufste Plato doch, was Sokrates nicht wufste, dafs es eine ewige Vergeltung und Gerechtigkeit gäbe, nicht hienieden, aber im Jenseits", hat nur in diesem Sinne Wahrheit. Es kommt dabei mit in Betracht, dafs der sittliche Standpunkt des Sokrates in der Apologie derselbe ist wie im Gorgias; denn auch in der Apologie betont er mit aller Entschiedenheit, dafs es die Aufgabe des Menschen ist, für seine Seele zu sorgen, dafs sie so gut werde als möglich, und dafs darin sein Heil besteht. Denn es giebt nur ein Übel, nämlich Sünde thun. Dieses allein schädigt die Seele; was man sonst Übel nennt, Kerker, Verbannung, Tod, kann dem guten Manne keinen Schaden bringen. Ein solcher sittlicher Standpunkt weist fast mit Notwendigkeit über dieses Leben hinaus. Hiermit stimmt es überein, dafs Sokrates seine Thätigkeit als einen göttlichen Beruf auffafst, also auch in dieser Beziehung über das Irdische hinausgreift. Am Schlusse des vierten Abschnittes heifst es: „Überall finden wir die tiefe, umfassende Lehre Platons in Beweisen oder Hinweisen: sie sind an Stelle des Daimonion getreten, das Sokrates in allen Zweifelsfällen geleitet hatte, das aber im Gorgias nicht erwähnt wird". Hier liegt eine Auffassung von dem Daimonion zu Grunde, die auch von anderer Seite neuerdings mit Geschick vertreten worden ist, die ich aber nicht teilen kann. Meines Erachtens handelt es sich bei dem Daimonion um den zukünftigen Ausgang eines Unternehmens, also um die Sphäre der Mantik; das Daimonion ist also von vornherein überall da ausgeschlossen, wo es sich um wissenschaftliche Erörterungen handelt. Hier kann nach Sokrates eine Erkenntnis nur auf dialektischem Wege gewonnen werden, niemals durch die Mantik, also auch nicht durch das Daimonion. Demnach kann dieses auch nach den Anschauungen des historischen Sokrates innerhalb der Untersuchungen im Gorgias eine Stätte überhaupt nicht haben.

5. Charaktere des Dialogs und Zeit der Abfassung.

Vollkommen stimme ich dem S. XXXIII ausgesprochenen Urteile zu, „dafs der Gorgias ein durch und durch reifes Meisterstück eines selbständigen Geistes, sowohl in der Methode und der

künstlerischen Form wie in dem tiefgreifenden Inhalte ist". Das Resultat einer eingehenden und scharfsinnigen Erörterung ist folgendes (S. XLI): „Aus diesen und anderen Gründen müssen nicht nur die kleinen Sokratischen Dialoge vor dem Gorgias verfafst sein, sondern auch Menon, Protagoras, Staat B. I und Phaidros. Dagegen gehören einer späteren Epoche an die Hauptmasse des Staates, Phaidon, Staatsmann, Philebos u. s. w. und wahrscheinlich auch Theaitet". — — „Der Gorgias ist demnach schwerlich vor der Mitte der achtziger Jahre verfafst". Susemihl hatte in seinen letzten Äufserungen über diesen Gegenstand (Wochenschr. f. klass. Philol. 1884 Sp. 523 A. 19, De Platonis Phaedro et Isocratis contra sophistas oratione, Greifswald 1887 S. XI ff.) folgende Zeitfolge der platonischen Schriften aufgestellt: Hippias minor, Lysis, Charmides, Laches, Protagoras (vor dem Tode des Sokrates), Apologie, Kriton (bald nach demselben), Gorgias, Menon (395/4), Euthyphron, Phaedros (393), Euthydemos, Kratylos, Theaetetos, Symposion (385/4), Phaedon, Staat (380—370), Timaeos (nach 368), Kritias, Sophist, Staatsmann, Parmenides, Philebos, Gesetze. In seiner neuesten Schrift Neue platonische Forschungen I, Greifswald 1898, S. 3 f. erklärt er: „Ich bin durch alles, was seitdem geschrieben ist, im grofsen und ganzen nicht sonderlich hieran irre geworden, nur der Versuch unseres verehrten Kollegen Gercke, zu zeigen, dafs der Gorgias erst nach des Polykrates Anklage des Sokrates, also erst in den achtziger Jahren des vierten Jahrhunderts v. Chr. erschienen sei, verdirbt mir, da ich einen Punkt seiner Begründung nicht ausreichend zu widerlegen vermag, das Concept". Eine Bestätigung seiner Ansicht, dafs der Gorgias schwerlich vor der Mitte der achtziger Jahre verfafst ist, findet G. in den polemischen Beziehungen.

6. Polemik.

„Die meisten Platonischen Dialoge sind in gewissem Sinne Streitschriften, und der Gorgias trägt diesen Charakter deutlich zur Schau. Eine neue, von Platon auf dem Fundamente der Sokratischen Lehre erbaute Weltanschauung erkämpft sich hier ihre Berechtigung". — — „Dabei mufste Platon sich auch mit der Litteratur abfinden, in der nicht nur die von ihm bekämpften Gegner zu Worte kamen, sondern auch der seinen verwandte Lehren, die er nur zum Teil billigen konnte und die er daher widerlegen oder berichtigen mufste, damit sie seiner Lehre nicht schadeten". In Betracht kommen hierbei Antisthenes, betreffs dessen „einige Andeutungen genügen müssen, Polykrates, über den sich etwas mehr sagen läfst", und Isokrates, „betreffs dessen allein sich Sicheres beibringen läfst". — Ich will hier nur noch den Satz S. XLVI hervorheben, von dem ich vermute, dafs er Susemihl „das Concept verdorben hat": „Hätte der Sokrates des Platonischen Gorgias schon sein Verdammungsurteil gesprochen, als

Polykrates schrieb, so hätte er diesem die stärkste Angriffswaffe geliefert: sicherlich hätte sich dann der Rhetor es nicht entgehen lassen, schon mit Rücksicht auf den äufseren Erfolg, Sokrates und seine Schüler auch als Verächter der athenischen Heroen, nicht nur der Staatseinrichtungen, an den Pranger zu stellen".

Wir kommen nun zur Betrachtung des Kommentars. Im Vorworte rühmt Gercke an Sauppe Beherrschung der Sprache Platons und feines Sprachgefühl, Vorzüge, die sich unleugbar auch in dem vorliegenden Kommentare zeigen. Die Anmerkungen geben in knapper und bestimmter Fassung das sprachlich und sachlich für das Verständnis Notwendige, enthalten treffende Übersetzungen, gut gewählte Belegstellen und passende Parallelen auch aus neueren Schriftstellern. Die Zusätze von Gerckes Hand, die meist sachlicher Art sind, würde man sehr ungern missen. Wohlthuend berührt die Pietät, mit der er das von Sauppe Geleistete behandelt. Was die Textkritik anlangt, so scheint es mir, als ob Sauppe hier und da ohne Not geändert hat, allerdings nicht selten so, dafs das von ihm Gewollte auch dastehen könnte. Gercke „hat sich nur wenige Abweichungen von Sauppes Text gestattet". „Geändert hat er stillschweigend fast nur einige wenige kleinere Versehen, die Sauppe selbst ohne Zweifel berichtigt haben würde, Citate von Büchern, die in neuerer Auflage jetzt vorliegen, und Formen wie *ἐᾷν* statt *ἐᾶν*". Ich will nun noch einige Stellen besprechen, indem ich dabei im ganzen der Anordnung des Dialoges selbst folge, doch so, dafs ich die exegetischen Bemerkungen den kritischen vorausschicke.

Zu P. 451 C S. 14 Z. 10 bemerkt S.: „*εἴ τις — ἀνέροιτο* ist der Hauptbedingungssatz, dem der Nachsatz *εἴποιμ' ἂν* entspricht. *ἐμοῦ λέγοντος ὅτι — εἰ φαίη* sind dann weiter dem ersten Satze untergeordnete Bedingungen". Dazu bemerkt G.: „Oder *εἴ τις — ἀνέροιτο* ist die Bedingung zu *ἐμοῦ λέγοντος*, das wieder dem Bedingungssatze *εἰ φαίη* untergeordnet ist". Dafs diese Auffassung richtiger ist, geht aus einer Zusammenstellung des Bedingungssatzes *εἰ φαίη, περὶ τί εἰσιν* mit der im Nachsatze enthaltenen Antwort hervor. Ich würde so sagen: Der genet. abs. *ἐμοῦ λέγοντος* gehört mit dem folgenden hypothetischen Satzgefüge zusammen, und diesem Ganzen ist der erste Bedingungssatz untergeordnet. „Wenn einer nach der Astronomie fragte, so würde ich, im Falle er auf meine Erklärung, dafs auch diese — —, sagte: Was haben aber die Reden der Astronomie zum Gegenstande? erwidern".

P. 461 A S. 36 Z. 7 S.: „*ἐᾶν* hängt wie *ὅτι — ἄξιον εἴη διαλέγεσθαι* in veränderter Fügung von *ἐκείνους εἶπον τοὺς λόγους* ab". Ich würde es von *ἄξιον εἴη* abhängig machen: „dafs es recht wäre sich zu unterreden, im anderen Falle es (das *διαλέγεσθαι*) aufzugeben".

S. 110 sagt S.: „Durch das Schwankende und Wechselnde

im Gebrauch solcher Bilder findet wohl auch Entschuldigung, dafs die Seele erst mit dem πίθος und dann mit dem κόσκινον verglichen wird". Der eigentliche Grund hierfür ist doch der, dafs die Seele sowohl das ist, womit der Mensch die Leidenschaften aufnimmt, als auch das, worin er sie aufnimmt.

Zu p. 524B bemerkt S. S. 179 Z. 5: „Körper und Seele behalten ihren Zustand einige Zeit nach dem Tod fast unverändert, wie er im Leben geworden". G. setzt hinzu: „Die Seele ewig". Durch Strafe und Reinigung wird doch der Zustand der heilbaren Seelen verändert.

P. 460C S. 35 halte ich die Einklammerung von Z. 4—6 nicht für nötig. Die Rede schreitet tadellos vorwärts, wenn man alles läfst, wie es überliefert ist.

P. 464 C S. 44 Z. 13 streicht S. ὅπερ ὑπέδυ, was in den Ausgaben gewöhnlich auf τοῦτο folgt. Schanz liest für das in BT überlieferte ὅπου mit leichter Änderung ὑπὸ ὅ, eine Vermutung, die S. für unwahrscheinlich erklärt. Auf jeden Fall wird man eine nähere Bestimmung zu τοῦτο nur ungern missen.

P. 467A S. 50 Z. 5 hält S. eine Änderung des handschriftlichen ἡ δὲ δύναμίς ἐστιν in εἰ δὴ δύναμίς ἐστιν nach Heindorfs Vermutung für notwendig. Wäre diese Lesart überliefert, so wäre auch alles in Ordnung, nur dafs man für δύναμις lieber ἡ δύναμις haben möchte; aber die Überlieferung giebt auch einen guten Sinn: „Wenn du mich aber unwiderlegt lassen wirst, so werden die Redner, die in den Staaten das thun, was ihnen beliebt, und die Tyrannen davon durchaus nichts Gutes haben; die Macht aber ist, wie du sagst, ein Gut, = während doch die Macht, wie du sagst, ein Gut und ohne Vernunft thun, was beliebt, auch nach deinem Zugeständnisse ein Übel ist".

P. 470A S. 57 Z. 12 läfst S. τὸ μέγα δύνασθαι vor πάλιν αὖ σοι φαίνεται weg, obwohl es in allen Handschriften steht, „weil es jede genaue Erklärung des Satzes unmöglich macht". Das ist nicht richtig. Als Subjekt zu dem Satze aus φαίνεται erwartet man τὸ ποιεῖν ἃ δοκεῖ. Stünde das da, dann wäre sicherlich kein Anstofs vorhanden. Dieses ist aber nach Polos das μέγα δύνασθαι. Deshalb setzt Sokrates mit ironischer Färbung dieses als Subjekt ein, weil so das Widerspruchsvolle in der Annahme des Polos schneidender hervortritt. Das μέγα δύνασθαι des Polos ist nur unter einer bestimmten Bedingung ein solches, aufserdem ist dieses gepriesene μέγα δύνασθαι ein σμικρὸν δύνασθαι. Auf jeden Fall ist Sauppes Änderung keine glückliche. Will man ändern, so mufs man das erwartete Subjekt einschieben und lesen: τὸ ποιεῖν ἃ δοκεῖ μέγα δύνασθαι πάλιν κτλ.

P. 478A S. 76 Z. 1 entbehrt die Einklammerung der Worte πονηρίας καὶ des genügenden Grundes. Mit Recht verweist G. auf die Verbindung von ἄδικον καὶ πονηρὸν in 470E.

P. 480 C S. 81 Z. 13 streicht S. das bereits von anderen, Findeisen, Heindorf, Deuschle, angegriffene *ἐπὶ* vor *τοὐναντίον*. Richtig ist ja, dafs *ἐπὶ τοὐναντίον* nicht adverbial gebraucht wird, man kann aber auch recht gut übersetzen: „Man müfste denn annehmen, dafs sie (die Rhetorik) für das Gegenteil nützlich sei". S. hat aber recht, wenn er meint, dafs dann der folgende Satz mit *καὶ* vor oder mit *γὰρ* nach *κατηγορεῖν* sich anschliefsen müfste, denn das logische Verhältnis dieses Satzes ist nicht das einer einfachen Epexegese, wie das *δεῖν*, also die Forderung eines Thuns gegenüber dem voraufgehenden Urteilssatze deutlich zeigt. Ich würde *καὶ* vor *κατηγορεῖν* einsetzen, das ja leicht ausfallen konnte, dann ist alles in guter Ordnung und das Ganze gestaltet sich weit besser, als wenn man *ἐπὶ* streicht und *τοὐναντίον* adverbial nimmt.

P. 485 B. S. 92 Z. 15 bemerkt S.: „Was die Hss. haben *καὶ παίζοντας* (nach *ψελλιζομένους*) und 16 *καὶ παῖζον* (nach *ψελλιζόμενον*), kann nicht von Platon herrühren, da sonst nach *διαλέγεσθαι οὕτω* und nach *σαφῶς διαλεγομένου* — *ἀκούσω* auch etwas dem *παίζειν* Entsprechendes stehen müfste". Schanz geht noch etwas weiter, indem er 485 B S. 55 Z. 15 seiner kritischen Ausgabe mit Cobet *ψελλιζόμενον καὶ παῖζον* einklammert. Nach meinem Dafürhalten ist der überlieferte Text in bester Ordnung. Dem Inhalte des Abschnittes entspricht es vollkommen, dafs auch an das Spielen der Kinder gedacht wird. Das liegt ebenso nahe wie das Stammeln. Dafs Platon an das Spielen wirklich gedacht hat, zeigen 485 C die Worte *ὅταν δὲ ἀνδρὸς ἀκούσῃ τις ψελλιζομένου ἢ παίζοντα ὁρᾷ*, die die meisten Kritiker unangetastet lassen. Dann ist es aber doch korrekt, wenn das Spielen von vornherein mit erwähnt wird. Der von S. vorgebrachte Grund ist meines Erachtens nicht stichhaltig. Dafs es dem Alter des Kindes entspricht zu spielen, ist selbstverständlich und wird naturgemäfs nicht erst gesagt; dagegen ist der Zusatz *ᾧ ἔτι προσήκει διαλέγεσθαι οὕτω* notwendig, denn ein *παιδίον* kann auch so grofs sein, dafs es nicht mehr zu stammeln braucht. Anders ist es mit dem *παιδάριον*, das ist ein kleines Kind, das erst anfängt zu sprechen. Ebensowenig stichhaltig ist es, wenn gesagt wird, dafs dann nach *σαφῶς διαλεγομένου* — *ἀκούσω* auch etwas dem *παίζειν* Entsprechendes stehen müfste. Wenn so ein kleines Wesen redet wie ein Erwachsener, so berührt uns das unangenehm; berührt es uns aber auch unangenehm, wenn es einmal nicht spielt?

498 B S. 121 streicht S. nach Zeile 10 mit Hirschig die Worte *ΣΩ. καὶ οἱ ἄφρονες, ὡς ἔοικεν. ΚΑΛ. Ναί*, welche G. mit Recht durch den Hinweis auf Z. 19 und Z. 23 f. in Schutz nimmt.

P. 520 E S. 171 Z. 13 streicht S. die Worte *ταύτην τὴν εὐεργεσίαν* nach *εὖ ποιήσας*. „Niemand hat *εὐεργεσίαν ποιεῖν*

gesagt". Und doch kann das ταύτην τὴν εὐεργεσίαν dem μόνη αὕτη τῶν εὐεργεσιῶν und dem ganzen Zusammenhange gegenüber nicht entbehrt werden, denn alles kommt darauf an, dafs er gerade diese Wohlthat erwiesen hat. So ist durch den Zusammenhang selbst die ungewohnte Ausdrucksweise veranlafst. Doch ich mufs hiermit abbrechen, füge aber gern hinzu, dafs ich an nicht wenigen Stellen den Änderungen Sauppes zustimme, zum Beispiel, wenn p. 488 C δοκεῖς mit Coraes in ἐδόκεις, p. 491 A ὡς mit Baiter in ὥσπερ verwandelt und ebenda περὶ vor τίνων mit Hirschig getilgt wird. Ebenso billige ich 493 B die Streichung von αὐτοῦ nach τὸ ἀκόλαστον, denn auch mit Leop. Schmidt und Vögelin es auf τοῦτο τῆς ψυχῆς zu beziehen und zu erklären: das zügellose Wesen desselben, das heifst dieses Seelenteiles, ist bedenklich, da doch nur der Seelenteil selbst, aber nicht seine Beschaffenheit mit einem Fasse verglichen werden kann. Ferner stimme ich p. 493 B der Streichung von τετρημένῳ vor κοσκίνῳ und der Streichung von καὶ χαλεπὰ nach σπάνια in p. 493 E, der Änderung des handschriftlichen εἰ vor ἄρα τούτων in ἢ p. 499 D S. 125 Z. 6 bei. Die Änderung der Überlieferung ταύτην εἶναι τὴν αἰσχίστην βοήθειαν μὴ δύνασθαι p. 509 B S. 146 Z. 8 in ταύτην εἶναι τὴν βοήθειαν αἴσχιστον μὴ δύνασθαι βοηθεῖν halte ich für eine vortreffliche Emendation.

Ich schliefse die Besprechung der vorliegenden Ausgabe des Gorgias mit dem Ausdrucke herzlicher Freude über ihr Erscheinen und mit dem lebhaften Wunsche, dafs sie im Interesse der Sache von recht vielen benutzt werden möge.

Gera. Gustav Schneider.

P. Weifsenfels, Griechisches Lese- und Übungsbuch für Tertia im Anschlufs an seine Griechische Schulgrammatik bearbeitet. Erster Teil: Griechisches Lese- und Übungsbuch für Untertertia. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VI u. 163 S. 8. geb. 1,80 M.

Der Grammatik hat der Verf. den ersten Teil des Ubungsbuches bald folgen lassen. Er hat sich dadurch besonderen Dank erworben, da man nun sehen kann, in welcher Reihenfolge er den grammatischen Stoff durchgenommen haben will. Verfasser billigt das in anderen Übungsbüchern beobachtete Verfahren nicht, nach dem „die Deklinationslehre" zu häufig durch „die Konjugationslehre" unterbrochen wird. Deshalb soll der Schüler, erst wenn er „die A- und O- und die offene dritte Deklination überwältigt hat", die zur Bildung der Einzelsätze aufser ἐστί, εἰσί, ἦν, ἦσαν, εἶναι erforderlichen „bisher mechanisch gelernten Formen des Ind. Praes. Act., der 1. 3. S., 3. Pl. Ind. Pr. Pass. und der 2. S. Imp. Pr. Act. mit Unterscheidung des Bindevokals und der Endung" lernen und „seine Kenntnis des Verbums durch gründliche Aneignung des Präsens und Imperfektums

nicht kontrahierter Verba auf *ω* und der übrigen Tempora der verba pura“ erweitern. Damit die Bildung dieser Verbalformen an möglichst vielen Beispielen geübt werden kann, sind drei zusammenhängende Stücke von zusammen 37 Zeilen zu übersetzen. „Nach diesem Kursus soll die Deklination der Substantiva und Adjektiva beendigt werden“ (deren Einübung in Einzelsätzen erfolgt) „und dann in zusammenhängenden Lesestücken eine neue Ruhezeit zur Befestigung des Gelernten gewährt werden. Die letzteren Lesestücke ermöglichen zugleich die induktive Aneignung der kontrahierten O- und A-Deklination sowie der attischen O-Deklination“ (es finden sich aber nur die Eigennamen *Κῶ, Ἀθηνᾶς, Τυνδάρεω, Τυνδάρεως, Μενέλεων, Μενέλεως, Ἀθηνᾶ, Ἑρμῆς, Μενέλεω*), „zu deren systematischer Einprägung ein kurzer Abschnitt mit Einzelsätzen angehängt ist. Das Präsens und Imperfektum der verba contracta schliefsen sich an, darauf die Steigerung der Adjektiva, die Bildung der Adverbia, die Zahlwörter, endlich die Verba muta und liquida. Jeder dieser Abschnitte enthält Einzelsätze und zusammenhängende Stücke“. Die Wiederholung des Jahrespensums „begleiten längere zusammenhängende Erzählungen“. Den griechischen Einzelsätzen und zusammenhängenden Stücken durchaus entsprechend, folgt in eben so vielen, aber kürzeren Abschnitten Stoff zum Übersetzen ins Griechische.

Die Zahl der kürzere oder längere Erzählungen mythologischen oder historischen Inhalts enthaltenden Abschnitte ist sehr grofs; von den 67 Stücken des ganzen Buches enthalten nur 25 griechische Einzelsätze. Der Inhalt wird den Schüler sehr fesseln; aber es fragt sich, ob sein Interesse nicht durch die Schwierigkeiten, die ihm das Übersetzen der zum Teil recht umfangreichen Sätze und das Einprägen einer grofsen Menge Vokabeln bereitet, abgeschwächt werden wird. Auch bei den deutschen Stücken ist eine nicht unbedeutende Leistungsfähigkeit des Anfängers vorausgesetzt. Die Lektüre der Anabasis, wenigstens soweit sie dem Obertertianer zugemutet wird, ist m. E. leichter. Da es unmöglich ist, in einem Jahre sämtliche Übungsstücke zu bewältigen, mufs eine Auswahl getroffen werden. Dies kann zu Unzuträglichkeiten führen. Da nämlich die Vokabeln nicht in einem alphabetisch geordneten Wörterverzeichnis, sondern in einem für jedes Stück besonders aufgestellten, die Vokabeln der früheren Abschnitte nicht mehr enthaltenden Verzeichnis aufgeführt werden, so liegt die Gefahr nahe, dafs der Schüler infolge mangelnder Vokabelkenntnis sich nicht sorgfältig vorzubereiten vermag. Diesen Fall scheint der Verf. nicht ins Auge gefafst zu haben; denn es handelt sich hier nicht um vergessene, sondern um nicht gelernte Vokabeln. Verf. sagt S. V: „nicht angeführt sind diejenigen Wörter, die in meiner Grammatik als die augenblicklich zu übenden Paradigmen oder in den Bemerkungen zu diesen oder

in den Zusammenstellungen von Vokabeln zur Einübung der Paradigmen Verwendung gefunden haben. Es läfst sich nicht leugnen, dafs bei dieser Einrichtung des Wörterverzeichnisses das Auffinden vergessener Vokabeln zuweilen mit Schwierigkeiten verknüpft sein wird; doch hoffe ich, dafs die in die Augen springenden Vorteile grofs genug sind, um die Übelstände verschmerzen zu lassen". Der Verf. fügt hinzu: „man wird übrigens kaum zehn nicht geläufige Vokabeln finden, deren Aneignung dem Schüler erlassen werden mufs"; aber folgende Vokabeln braucht der Anfänger m. E. noch nicht zu lernen: *ἡ γραμμή, ἡ ἶβις, ὁ ἱέραξ, τὰ βουφόρβια, σπαργανόω, τὸ μετόπωρον, ἡ καλύπτρα, προσηλόω, ὁ λοβός, περισπειράω, ἡ φολίς, πυρίπνους, ὁ πῖλος, ὁ πίθος, ἡ ὄψις* (in der Bedeutung „Sehkraft"), *τὸ φιδίτιον, ὑπηνήτης, ὁ ὄγκος* (Umfang, Gewicht), *θυραυλέω, δεισιδαίμων, ὑπέραυχος, καλλωπίζομαι, ἡ διανόησις* (in der Bedeutung „Denkweise"), *ἡ χειρωναξία, ὁ ἀντίχειρ, ἰσόῤῥοπος, ἡ χελώνη, τὸ κύτος, ἡ βελόνη, ἡ προτομή, ὁ δαλός, ἡ λάρναξ, ἀπαξιόω, ὁ κορυνηφόρος, ὁ ἀρτοκόπος, ὁ ὀψοποιός, ἡ σκυτάλη.*

Die Kritik, die der Verf. an den Arbeiten der Männer übt, welche den Vokabelschatz der Anabasis untersucht haben, um dem Anfänger solche Vokabeln zu bieten, die ihm bei seiner ersten Klassikerlektüre entgegentreten, ist herb und geht m. E. zu weit (S. III). Da die Auswahl der zu lesenden Abschnitte erzählenden Inhalts von sehr vielen Zufälligkeiten abhängt und in jedem Jahr von einem anderen Lehrer anders getroffen werden kann, so wird der Schüler auf der Unterstufe sich Vokabeln einprägen, die ihm bei seiner späteren Lektüre nicht von Nutzen sind, und vielleicht wichtige nicht lernen. Die Erklärung für das Vorhandensein nicht weniger seltener Vokabeln ist darin zu suchen, dafs die zusammenhängenden Lesestücke ausnahmslos griechischen Schriftstellern mit geringen Änderungen des Originals entlehnt sind.

Neben anderen Grammatiken kann dieses Übungsbuch wegen der oben angeführten Einrichtung des Wörterverzeichnisses nicht wohl gebraucht werden, während die lateinischen Übungsbücher von H. J. Müller bei jeder anderen Grammatik Verwendung finden können.

Stück 7 enthält 50 Einzelsätze zur Einübung des Präsens und Imperfektums der nicht kontrahierten Verba auf *ω* und der übrigen Tempora und Modi sämtlicher Verba pura. Nach meiner 24jährigen Erfahrung (ich habe seiner Zeit lange und wiederholt den Anfangsunterricht in U. III erteilt) scheint es zweckmäfsiger, wenn die Bildung der Tempora und Modi und besonders die beiden Augmentationsarten beim Simplex und Kompositum nach einander in verschiedenen Stücken geübt werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, dafs die Knaben bei dieser Behandlung des grammatischen Stoffes am besten vor Verwirrung geschützt werden.

Der Verf. hat in seiner Grammatik bei der Deklination und

Konjugation die Dualbildungen hinzugefügt. In der Vorrede zu seinem Übungsbuch sagt er S. IV im Hinblick auf die in neuester Zeit erhobene Forderung, das Erlernen der Dualbildungen auf das geringste Mafs zu beschränken: „Der Dual soll in einem zeitgemäfsen Übungsbuche für Tertia fehlen. Auch soll ihn die Grammatik nicht zwischen Singular und Plural führen, obwohl, dächte ich, 2 die Zahl zwischen 1 und 3 ist; der Dual soll überhaupt nicht im Wagen der Formenlehre sitzen, sondern auf einen eigens für ihn hinten angebrachten Kutschersitz verwiesen werden. „„Das Lernen desselben erschwert dem Schüler seine Aufgabe bedeutend und unnötig.'"' Thatsächlich erschwert es ihm die Aufgabe höchst unbedeutend; denn das Plus von Arbeit beschränkt sich auf die wenigen Reihen: *ω*, *οιν* u. s. w." Nun sollte man doch meinen, dafs der Schüler solche Dualformen in ausreichender Zahl finden werde. Das ist aber nicht der Fall. Auf den 88 Seiten, die griechische Sätze enthalten, liest man nur vier solcher Formen: St. 1 Z. 7 *ἀδελφὼ διδύμω*, St. 18 Z. 9 *τοῖν παίδοιν πρεσβύτερος*, St. 55 Z. 18 *δυοῖν ἀνδροῖν προσελθόντων*, St. 11, Z. 7 *ὡμιλησάτην*. Ein denkender Knabe wird aber nach dem Grunde fragen, warum St. 17 Z. 27 *παῖδας διδύμους* steht, St. 18 Z. 6 *δίδυμα τέκνα*, Z. 18 *ὁπότερον τῶν παίδων* (in demselben Stücke liest er (s. o.) *τοῖν παίδοιν πρεσβύτερος*), St. 23 Z. 1 *Ἡρακλῆς καὶ Θησεὺς ἀδελφοὶ ὄντες . . . εἶχον*, (11, 7 las er *Κριτίας καὶ Ἀλκιβιάδης ὡμιλησάτην*), und warum es (s. o.) *δυοῖν ἀνδροῖν προσελθόντων* heifst. „Das Lernen des Dualis ist höchst nötig" (S. IV). Dem stimme ich durchaus bei, nur sage ich: es genügt, wenn der Anfänger am Schlusse des Pensums von dieser Eigentümlichkeit der griechischen Sprache hört und solche Formen bilden lernt; denn die drei Beispiele, die sich in den zwei ersten Büchern der Anabasis finden (vgl. Hasse, Der Dualis im Attischen S. 67), machen die Übung des Dualis bei allen Deklinationen und bei allen Tempora und Modi nicht nötig. Bei Homer findet sich der Dualis allerdings öfter; doch ist sein Gebrauch immer an bestimmte Verhältnisse gebunden (vgl. z. B. *Δ* 146f. 521. 536). Darüber mag der Sekundaner belehrt und der Primaner darauf hingewiesen werden. Wenn der Verf. die Dualbildung in seiner Grammatik oft erwähnt, so kann dagegen nichts eingewendet werden, da ja nach Hasse (a. a. O. S. 68) „die Formenlehre dem Schüler ein System der attischen Sprache vor Augen stellen soll". Aber Wesener (Paradigmen zur griechischen Formenlehre) hat m. E. das Richtige getroffen; er hat die Dualbildungen durch kleineren Druck als nicht so häufig vorkommende sprachliche Erscheinungen gekennzeichnet.

Der Verf. hat mit grofser Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet. Eine Inkonsequenz ist mir aber aufgefallen. St. 47 Z. 55 steht *λυσσῶντας*, das Vokabular hat *λυττάω*.

An Druckfehlern habe ich mir angemerkt: St. 12, S. 5 fehlt bei βελτίοσιν und St. 27, S. 12 bei ποιηταί der Accent; St. 14, S. 17 τῆν, St. 42, Z. 3 τής, S. 125, 2. Spalte λειμώς.

Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

Bartenstein. Gotthold Sachse.

Hermann Jänicke, Die deutsche und die brandenburg-preufsische Geschichte. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten dargestellt. 1. Teil: Die deutsche Geschichte bis zum Westfälischen Frieden. Mit 4 Karten und einer Zeittafel. Fünfte, verbesserte Auflage. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 104 S. 8. geb. 1,80 M.

Von dem ersten Teile des vorliegenden Werkes ist nunmehr die fünfte Auflage erschienen. Sie unterscheidet sich von der dritten und vierten Auflage im Text nur ganz unwesentlich, wesentlich aber durch die Beigabe von vier historischen Karten. Dieselben führen folgende Titel: Das römische Reich und die Germanen bis um 500 n. Chr., das Frankenreich für die Zeit von 500—911, Deutschland für die Zeit von 911—1438 und Mitteleuropa für die Zeit von 1438—1648. Angenehm berührt die Beschränkung, die sich der Verfasser hinsichtlich der Farben auferlegt hat. Die erste Karte bietet nur drei Farben, zwei für die Ausdehnung des römischen Reiches unter Augustus und Trajan und eine für die Abgrenzung des weströmischen Reiches vom oströmischen. Die zweite zeigt uns in einer Farbe das Reich Karls des Grofsen und enthält aufserdem nur noch farbige Grenzlinien für die Teilungen von Verdun und Mersen. Die dritte läfst durch farbige Umgrenzungen die Herzogtümer und Marken hervortreten und veranschaulicht auf zwei Nebenkärtchen die territorialen Verhältnisse in Italien um 1250 und in Syrien zur Zeit der Kreuzzüge. Die vierte gewährt mit ihren Farben einen guten Überblick über die durch die Bestimmungen des westfälischen Friedens geschaffenen Verhältnisse. Ebenso angenehm wie die Beschränkung in den Farben fällt auch die Beschränkung in der Zahl der eingedruckten Länder-, Volks- und Städtenamen auf; die Übersicht ist infolgedessen klar, und die einzelnen Namen sind leicht zu finden. Ferner liegt ein grofser Vorzug dieser Karten darin, dafs sie nicht nur die nötigen Flüsse, sondern auch die Gebirge enthalten, die doch für das Verständnis der Kriegszüge vielfach unentbehrlich sind, aber auf den meisten historischen Karten fehlen.

Die Karten sind daher als eine wesentliche Verbesserung und Bereicherung des Buches anzusehen und werden ihm gewifs wieder neue Freunde zuführen.

Posen. Moritz Friebe.

Th. Bokorny, Lehrbuch der Botanik für Realschulen und Gymnasien im Hinblick auf ministerielle Vorschriften bearbeitet. Mit 170 Figuren im Text. Leipzig 1898, Wilhelm Engelmann. VI u. 226 S. gr. 8. 2,40 M, geb. 3 M.

Das Lehrbuch bringt in seinem ersten Teile (S. 1—35) zahlreiche Beschreibungen einzelner Pflanzenarten, welche nach den Worten des Verfassers als Beispiele genauer Beobachtung und zur vorläufigen Orientierung dienen sollen; doch sind den gut und ansprechend ausgeführten Beschreibungen natürlich auch wichtige Bemerkungen über die Verbreitung, den Nutzen u. s. w. der besprochenen Arten beigefügt. Nach welchem Prinzipe die Reihenfolge der beschriebenen Pflanzen festgestellt ist, läfst sich nicht erkennen; dagegen war es gewifs ein guter Gedanke, nicht nur blühende Gewächse, sondern aufser einem Farnkraut auch einige niedere Kryptogamen (einen Hutpilz und ein Moos) aufzunehmen. — Der zweite Abschnitt (S. 36—60) bespricht die äufsere Gliederung des Pflanzenkörpers, der dritte (S. 61—76) den mikroskopischen Aufbau der Pflanzen. Beide Kapitel sind durch gute Abbildungen illustriert und beschränken sich in ihrem Inhalt auf das Notwendigste. Die Ausdrucksweise, dafs zygomorphe Blüten durch einen Schnitt in zwei gleiche Hälften, regelmäfsige durch mehrere Schnitte in gleiche Hälften geteilt werden, müfste verbessert werden. Der vierte Abschnitt, systematische Übersicht des Pflanzenreiches (S. 77—148), ist durch zahlreiche vortreffliche Abbildungen ausgezeichnet. Die gröfseren Familien sind gut charakterisiert, indes läfst sich gegen die angenommene Systematik manches einwenden, wie die Stellung des Rhabarbers in die Verwandtschaft der Caryophylleen, oder die Reihenfolge: Solanaceen, Labiaten, Convolvulaceen, Boragineen, Scrophulariaceen, Gentianeen, Primulaceen. — Der fünfte Abschnitt (S. 149—162) behandelt die Pflanzenphysiologie, der sechste (S. 163—179) die Biologie in ansprechender Darstellung. Der kurze Abschnitt VII (S. 180—183) giebt einiges aus der Pflanzengeographie, der letzte (bis S. 222) einen Schlüssel zur Bestimmung häufig vorkommender einheimischer Familien, Gattungen und Arten aus der Abteilung der Angiospermen. Die Ansicht des Verfassers, dafs durch diesen Abschnitt ein besonderes Bestimmungsbuch erspart ist, kann Ref. nicht teilen. Dieser Schlüssel kann nur dazu dienen, um zu einer in demselben aufgeführten Pflanze Bestimmungsübungen vornehmen zu lassen und dadurch die vorkommenden botanischen Ausdrücke zu erklären und einzuüben. Dafs Weiteres mit diesem Abschnitte nicht zu erreichen ist, geht schon daraus hervor, dafs die grofse Familie der Compositen ihrer Schwierigkeit wegen hier weggelassen, die in der Familienübersicht aufgeführte Familie der Umbelliferen in der Übersicht der Gattungen und Arten stillschweigend übergangen, bei den Cruciferen nur die Gattungen aufgeführt, endlich manche nicht unbedeutende Familien, wie die

Chenopodiaceen, Polygoneen, Euphorbiaceen, Gramineen, Cyperaceen u. a., die zum Teil wenigstens im Abschnitt IV besprochen sind, überhaupt nicht erwähnt werden.

Neben diesen Punkten, die vielleicht einige Anstalten mit weit begrenztem Pensum als Mangel empfinden könnten, ist jedoch anzuerkennen, dafs da, wo der Stoff etwas dürftig erscheinen könnte, die getroffene Auswahl eine glückliche ist und von pädagogischem Geschick zeugt, auch nach Sprache und Darstellung wohl geeignet ist, den Schülern den Gegenstand interessant zu machen. Aufserdem ist die Ausstattung des Buches, besonders die Fülle ausgezeichneter Abbildungen, die zum Teil aus den Natürlichen Pflanzenfamilien von Engelmann und Prantl entnommen sind, rühmend hervorzuheben, ebenso auch der Umstand, dafs der Verfasser sich nicht streng auf einheimische Pflanzen beschränkt, sondern eine ganze Reihe teils durch biologische oder morphologische Eigentümlichkeiten, teils durch ihre medizinische oder praktische Anwendung interessanter Pflanzen in Wort und Bild vorgeführt hat.

Berlin. O. Hoffmann.

Vier Soldatenlieder. Dichtung von Franz Müller-Quedlinburg. Für Männerchor komponiert von R. Linnarz. Op. 94. Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeldt. Partitur 1 M. Einzelstimmen zu 20 Pf. Nr. 1, zu 10 Pf. Nr. 2—3, zu 20 Pf. Nr. 4.

Der als patriotischer Sänger auch an dieser Stelle öfter erwähnte Franz Müller hat abermals vier kernige Soldatenlieder (Abschied, Tod; Marinelied; Reichsgewalt — Seegewalt) dem durch Salve, Caesar Germanorum und andere Kompositionen in den höheren Schulen bekannten Tondichter als Text geboten; Text und Tonsatz sind zum Vortrag bei patriotischen Schulfeiern sehr geeignet. Nr. 1 „Es wirbeln die Trommeln, Trompeten drein schmettern! Germania rufet zum Streit!“ mit wirkungsvollem Barytonsolo ist sehr einschmeichelnd. Nr. 2 „Wohl kein schön'rer Tod tritt den Menschen an“ (eine moderne Paraphrase von Thukydides II 42, 2) zeichnet sich durch markanten Rhythmus aus und ist wie Nr. 3 mit dem ungemein packenden Schlufs „Die Deutschen halten bis zum Tod getreu zur Fahne Schwarz-Weifs-Rot“ schnell und leicht einzuüben; beide Lieder klingen volkstümlich. Nr. 4 „Ein Reich ist uns erstanden durch Krieg und schwere Zeit“ eignet sich als ein hervorragend schwungvolles und gemütstiefes Festlied für die höheren Schulen als Ausdruck der Liebe zu Kaiser und Reich.

H. J. Müller.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Zu Horaz Ode III 2.

In dieser Römerode wird die *virtus et fides* verherrlicht. Was aber unter beiden Begriffen hier zu verstehen ist, scheint mir von den Horazerklärern nicht hinlänglich gedeutet zu sein. Sie verstehen darunter die Mannestugend im allgemeinen und die Treue, die schweigend ihre Pflicht thut und den Lohn in sich selber trägt. Sie meinen, Horaz lege der Jugend die Übung der beiden Grundpfeiler römischer Gröſse ans Herz, der *virtus et fides Romana*, auf denen zugleich die von Augustus geschaffenen Hauptstützen des Prinzipats ruhen, das der Politik entzogene Heer und der neue Stand der kaiserlichen Berufsbeamten. Wie sehr Augustus auf solche unbedingte Amtsverschwiegenheit zählte, gehe daraus hervor, daſs er selbst Mäcenas zeitweise wegen eines Bruches der Amtsverschwiegenheit entfremdet war (Kieſsling). Daſs die von dem Dichter gepriesene *virtus* sich im Feldlager bethätige, nicht im *ambitus honorum* auf dem Forum oder Comitium, hebt Kieſsling zwar richtig hervor, wenn er aber fortfährt: „Der Soldat des Prinzipats soll nicht politisieren", so kommt er damit wieder aus dem Geleise. Ich bin der Ansicht, daſs das Verständnis der Ode sich ergiebt, wenn man dieselbe mit der folgenden zusammen betrachtet, wie ja auch wegen des inneren Zusammenhanges die dritte mit der zweiten in vielen Handschriften in eins verknüpft ist. Doch hat ohne Frage jede der beiden ihre Selbständigkeit, auch wenn aus der einen auf die andere ein Licht fällt.

Die dritte Ode gipfelt wie III 25 in der Apotheose des Augustus. Romulus, über dessen Aufnahme in die Reihen der Himmlischen die Götter beraten, ist Cäsar Augustus. Wie dieser in der Ode III 14 mit Herakles verglichen wird, dem Ideal menschlicher Vollkommenheit, dem Helden, der im Dienste der Menschheit sich den Himmel erwarb, so wird Augustus auch in der dritten Ode mit Herakles, mit Pollux und Romulus und mit Bacchus auf eine Stufe gestellt, die durch ihre Tugenden die Apotheose erlangten. Mensch gewesen, Gott geworden, wird auch Augustus unter den Himmlischen weilen und mit purpurnen Lippen den Nektar trinken, d. h. leibhaftig wie jene zu den Göttern erhoben werden. Und wie dem Herakles „ein stolzes Bewuſstsein der dem Menschen innewohnenden eigenen Kraft eigentümlich ist, durch die er sich, nicht durch Vergunst eines milden, huldreichen Geschicks, sondern gerade durch Mühen, Drangsale und Kämpfe selbst den Göttern gleich zu stellen vermag" (O. Müller), so ist dem Cäsar Augustus eigen die *virtus*

repulsae nescia sordidae u. s. w. Alle die Merkmale, die hier der *virtus* hinzugefügt werden, unterscheiden diese *virtus* deutlich von der *virtus* im allgemeinen. Es ist eben nicht Mannestugend überhaupt darunter zu verstehen, sondern die besondere *virtus* des Cäsar Augustus. Seine Mannesgröfse ist unabhängig von schmutzigen Wahltreibereien, sie erstrahlt in unbeflecktem Ruhmesglanz, den er auf dem Schlachtfelde und besonders in der Aktischen Schlacht sich erworben hat. Der Gegensatz zwischen Octavianus und Antonius, des Westreiches und des Ostens, durchzieht ja die ganze dritte Ode. Das alte Troja, das wegen seiner Untreue und wegen seiner Frevel in Staub und Asche sank, symbolisiert die Herrschaft, die Antonius im Osten aufrichten wollte. Nach seinem Untergang ist die Gefahr beseitigt, dafs das alte Troja wieder aus der Asche erstehen und eine Nebenbuhlerin Roms im Osten werden könne. Jetzt herrscht Octavianus. Er herrscht durch eigene Kraft, unabhängig von der Gunst des Pöbels. Seine Mannesgröfse hat einen Flug genommen auf einer Bahn, die dem gewöhnlichen Sterblichen versagt ist; seine Mannesgröfse erhebt ihn über die Menge und den Dunstkreis der Niedrigkeit und erschliefst ihm den Himmel, erwirbt ihm die Unsterblichkeit. Aber auch dem gewöhnlichen Sterblichen winkt ein Lohn. Vermag er auch nicht die Gemeinschaft mit den himmlischen Göttern zu erlangen, so kann er doch ein seliges Leben drunten, wo die Erdgöttinnen hausen, gewinnen. Wer treu verschwiegen die Geheimnisse der eleusinischen Mysterien bewahrt, gewinnt sichern Lohn. Der Held wird zu der Gottheit Glanz und Ruhm erhoben; den Frommen, der in die Mysterien eingeweiht ist und sich rein von Frevel hält, tröstet die Hoffnung auf ein seliges Leben in der Unterwelt, wie es der Mysteriendienst[1]) in Aussicht stellte. Auch der Mysteriendienst verhiefs Unsterblichkeit und Erlösung nach den Drangsalen des Lebens: *θαρρεῖτε μύσται τοῦ θεοῦ σεσωσμένου, ἔσται γὰρ ὑμῖν ἐκ πόνων σωτηρία.* Der Mysteriendienst war schon zur Zeit des Cicero (vgl. de leg. II 36) eine der verbreitetsten Formen der Religion. Auf ihn nimmt Horaz noch Bezug in den Oden I 18 und III 1.

Also unter der *virtus* ist die besondere *virtus* des Cäsar Augustus und unter der *fides* die *fides silentii* zu verstehen, die dem Mysten auferlegt wurde. Beiden Eigenschaften gemeinsam ist, dafs sie Unsterblichkeit verleihen, jene im Olymp, diese im Elysium.

[1]) S. G. Anrich, Das antike Mysterienwesen (Göttingen 1894) und G. Wobbermin, Religionsgeschichtliche Studien (Berlin 1896).

Essen. Reinhold Biese.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Sechster Bericht des Vereins sächsischer Realschullehrer. Leipzig 1898, Dürr'sche Buchhandlung. 44 S. gr. 8.

2. A. Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. München 1898, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). X u. 274 S. 3 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1898 S. 11.

3. *Ἐπετηρίς, ἔτος β'*. Athen 1898. 394 S. Mit 1 Tafel und 2 Karten.

4. L. Bellermann, Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. Zweite Auflage. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. Teil I, VII u. 335 S. geb. 6 M; Teil II, VIII u. 512 S. geb. 9 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1889 S. 129 und 1892 S. 555.

5. W. M. Lindsay, Introduction à la critique des textes latins basée sur le texte de Plaute. Traduit par J. P. Waltzing. Paris 1898, C. Klincksieck. VIII u. 171 S. 12.

6. F. Kluge und F. Lutz, English Etymology. A selecty glossary serving as an introduction to the history of the english language Strafsburg i. E. 1898, K. J. Trübner. VIII u. 234 S. 4 M.

7. A. Holder, Alt-celtischer Sprachschatz. Zehnte Lieferung: *Līv-ius* — *Mĕdĭŏ-lānŏ-n* (Sp. 257—512). Leipzig 1898, B. G. Teubner. gr. 8. 8 M.

8. H. Schrohe, Über die Verbindung des deutschen und lateinischen grammatischen Unterrichts auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums. Teil II. Progr. Bensheim 1898. 26 S. 4. — Dieser Teil umfafst den grammatischen Unterricht der beiden Tertien; Teil I wird später erscheinen.

9. B. Schmeier, Wie können beim altsprachlichen Unterricht die in den neuen Lehrplänen vom 6. Januar 1892 gesteckten Ziele wirklich erreicht werden? Teil I. Progr. Marien-Gymn. Posen 1898. 52 S. 4.

10. B. Gerth, Griechische Schulgrammatik. Fünfte Auflage. Leipzig 1898, G. Freytag. IV u. 247 S. 2 M, geb. 2,40 M.

11. I. Izoulet, Les quatre problèmes sociaux. Paris 1898, A. Colin et Cie. 31 S. gr. 8.

12. H. Schubert, Mathematische Mufsestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. Leipzig 1898, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. V u. 286 S. geb. 5 M.

13. Lakowitz, Über Schülerhandarbeiten im Anschlufs an den Unterricht in der Physik. 4 S. — S.-A. aus den Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften 1898.

14. E. v. Schenckendorff und F. A. Schmidt, Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. Siebenter Jahrgang (1898). Leipzig 1898, R. Voigtländers Verlag. V u. 266 S.

15. Stern der Jugend. Illustrierte Zeitschrift zur Bildung von Geist und Herz, herausgegeben von J. Praxmarer. Jahrgang V (1898) Heft 8. 10.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Eine Verwendung von französischen Schriften, die auf deutsche Litteratur Bezug nehmen, in dem deutschen Unterrichte in der Prima.

Mit Recht ist in der neuesten Zeit der deutsche Unterricht immer mehr in den Mittelpunkt der Lehraufgabe des Gymnasiums gerückt. Schon seine formale Aufgabe, ein tieferes Verständnis unserer Sprache und ihrer Geschichte zu bewirken und eine sichere Handhabung derselben im mündlichen und schriftlichen Gebrauche zu ermöglichen, ist ein wesentlicher Teil der Mitgift, mit welcher der Schüler des Gymnasiums für sein späteres Leben und Wirken ausgestattet werden soll. Von noch gröfserer Bedeutung ist sein realer Inhalt. Wie in der Gesamtheit der Wissenschaften die Philosophie, das einigende Band, Forschung und Methode regelt und leitet, aber auch ihrerseits von allen überreiche Befruchtung empfängt, so steht der deutsche Unterricht in Verbindung mit allen anderen Lehrgegenständen und ist darauf angewiesen, sie für seine Zwecke zu benutzen. Andererseits ist es aber auch seine Aufgabe, jene allgemeinen Gesichtspunkte dem Schüler zu eröffnen, die zur Erlangung einer allgemeinen und doch gründlichen Bildung erforderlich sind, und die sowohl zur Erweiterung des Horizontes seiner Erkenntnis dienen, als auch eine Veredlung des Herzens bewirken.

Die Aufgabe der Erziehung des Menschen ist eine doppelte, die Ausbildung der in ihm schlummernden Anlagen und Kräfte, die ihm, den an ihn herantretenden Forderungen des Lebens gegenüber, den Gebrauch und die Verwendung derselben gestattet und ihn zu einer von christlichem Geiste durchwehten echten Humanität hinführt, dann aber auch eine Orientierung in den mannigfaltigen Beziehungen, in denen er zur Aufsenwelt steht, insbesondere zur Menschenwelt, deren Glied er ist, und zu seinem Volke, dem er durch seine Geburt, durch seine Erziehung und durch den Empfang zahlloser geistiger und materieller, von diesem ihm überlieferter Schätze angehört. In allen diesen Beziehungen hat die Schule den Schüler aufzuklären und zu fördern. Als deutsche Schule aber soll sie ihm das Verständnis des deutschen Volkstums vermitteln und für dieses begeistern.

Verschieden sind die Eigentümlichkeiten und die Vorzüge der einzelnen Kulturvölker. Die Völker des Altertums charakterisiert Vergil in der klassischen Stelle (Aen. VI 847—854):

excudent alii spirantia mollius aera,
credo equidem, vivos ducent de marmore voltus,
orabunt causas melius caelique meatus
describent radio et surgentia sidera dicent:
tu regere imperio populos, Romane, memento
(hae tibi erunt artes) pacisque imponere morem,
parcere subiectis et debellare superbos.

Die Germanen waren berufen, die alternde Welt zu verjüngen und zu einer neuen europäischen Staatenwelt Grund und Fundament zu legen. Während im Mittelalter sie die politische Vorherrschaft errangen und das römische Reich deutscher Nation dem Range nach das erste, den Machtverhältnissen nach das allgebietende war, ist dem deutschen Volke, nachdem die neuere Zeit ein System des Gleichgewichts der grofsen Staaten geschaffen, die Bestimmung geblieben, welche F. L. Stolberg in seiner Ode „Deutschlands Beruf" so schön dargelegt hat, das Herz Europas zu sein. Dem deutschen Wesen ist es eigen, gerecht gegen das Ausland zu sein (Klopstock, Mein Vaterland), von nationaler Einseitigkeit und von einem blinden Chauvinismus sich fern zu halten, nicht minder aber auch der nationalen Vorzüge, der deutschen Geistesgröfse und der deutschen Geistesthaten sich zu freuen, an ihnen sich zu begeistern und durch sie einen Sporn zu unaufhörlichem Ringen und Schaffen und Fortschreiten zu gewinnen. Und wenn in trüben Perioden unserer Geschichte ein unklares und mifsverstandenes Gerechtigkeitsgefühl oder eine übertriebene Schätzung fremder Güter zur Verkennung der eigenen Vorzüge und zu einer thörichten Hingabe an das Fremde führte, so ist es seit dem Erstarken des nationalen Bewufstseins mitten in schlimmster Bedrängnis der Fremdherrschaft, ist es seit der durch ruhmreiche Waffenthaten herbeigeführten Einigung unseres Vaterlandes anders und besser geworden. Diese Richtung auf dem Gymnasium zu fördern ist die Aufgabe der Geschichte, welche uns die Grofsthaten unserer Väter erzählt, ist vor allem die Aufgabe des deutschen Unterrichtes, der in das Verständnis der Schätze unserer Litteratur einzuführen hat.

Wie aber die deutsche Geschichte, soll sie anders verstanden und richtig erfafst werden, des Ausblickes nach der Geschichte der anderen grofsen Kulturvölker nicht entraten kann, so ist auch ein tieferes Verständnis der deutschen Litteraturgeschichte nicht möglich ohne eine gewisse Berücksichtigung der fremden Elemente, welche auf sie eingewirkt, bald neue Ideeen bringend und oft zu einer unglücklichen geistlosen Nachahmung verleitend, bald stärkere Geister, wie Lessing, zu berechtigtem Widerspruche herausfordernd und durch die positive Kritik, welche sie angeregt, eine neue Periode geistigen Aufschwunges vorbereitend.

Zu keiner anderen Litteratur, abgesehen von der klassischen Litteratur des Altertums, hat die deutsche nähere Beziehungen, als zu der französischen. Wie das celtische Volk Galliens, durch den Kultur-Einflufs der Römer romanisiert, eine mächtige Umgestaltung, eine verjüngende Neubelebung durch die herrschenden germanischen Sieger erfuhr, mit denen es zu einem Volke verschmolz, wie die romanisch-französische Sprache unter wesentlichem Einflusse des neuen Elementes entstand, das von den Germanen her in sie eindrang, und wie andererseits den Germanen vorzüglich auf dem Wege über Frankreich, mehr noch als aus dem alten Kulturlande Italien, das edle Pfropfreis der Bildung zugeführt wurde, so erhielten auch die Litteraturen beider Völker von einander die nachhaltigsten Einflüsse. Ihre Entwicklung war, namentlich in den Zeiten des Mittelalters, eine parallele, und es bestanden jederzeit die lebendigsten Wechselbeziehungen. Bereits in der altfranzösischen Litteratur finden sich Überreste der deutschen Heldensage[1]), die altgermanische episch gestaltete Tiersage fand ihre letzte Umgestaltung auf flandrisch-französischem Boden[2]). Von der in Frankreich vorgeschrittenen ritterlichen und höfischen Bildung flofs ein starker Strom britisch-französischer Sagenbildung in die aufblühende deutsche Ritterwelt hinüber. Französische Dichtungen wurden — oft blofs übersetzte — Vorbilder deutscher poetischer Werke. Wie schon damals der Einflufs des Fremden sich oft schädlich erwies und uns heute seltsam anmutet, wie z. B. die französischen Verse in Wolfram von Eschenbachs Parzival, so war dieses noch mehr in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit unter dem mehr und mehr vorwiegenden politischen und gesellschaftlichen Einflusse Frankreichs der Fall. Im Kampfe gegen diesen, namentlich durch die von Lessing geübte scharfsinnige Kritik, errang die deutsche Litteratur zuerst ihre Selbständigkeit und legte den Grund zu ihrer klassischen Bedeutung, während umgekehrt in Frankreich bald nachher der deutsche Einflufs eine neue Epoche der dortigen Litteratur begründete.

Diese Wechselbeziehungen der deutschen und der französischen Litteratur, die Resultate der gegenseitigen politischen und kulturellen Einwirkung beider Nationen auf einander, treten besonders klar hervor, wenn wir sie auch in der Beleuchtung erblicken, in der sie an dem Horizonte unseres Nachbarvolkes erscheinen. Ebenso gewähren uns besonnene und vorurteilslose Urteile der Fremden über unsere Litteratur und deren Gröfsen mancherlei Belehrung, auch wohl Schutz vor nationaler Einseitigkeit, indem sie uns verstatten, auch einmal den Standpunkt der räumlichen und zeitlichen Ferne einzunehmen, um die einzelnen Bilder des

---

[1]) W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur § 16, 9.

[2]) A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur S. 17. 243 f. ; Wackernagel l. c.

Entwicklungsganges des deutschen Geistes aus einer vorteilhaften Entfernung anzuschauen[1]).

So sind denn Ausblicke dieser Art wichtig für ein tieferes Verständnis, anziehend durch den Reiz, welchen solche fremde, dem Verdachte patriotischer Befangenheit nicht ausgesetzte Zeugnisse ausüben. Indes mufs freilich die Gefahr vermieden werden, dafs ähnliche in den Rahmen des Ganzen sonst passende Episoden im deutschen Unterrichte einen zu breiten Raum einnehmen.

Für diesmal will ich mich darauf beschränken, einiges Wichtigere über deutsche Litteratur aus einer in Frankreich weit verbreiteten französischen Litteraturgeschichte und aus zwei auf französischen Mittelschulen eingeführten Geschichtswerken hervorzuheben:

1) J. Demogeot, Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris, Hachette (die sechste mir vorliegende Auflage ist vom J. 1864).
2) E. Maréchal, Histoire de l'Europe et particulièrement de la France de 1610 à 1789. 2 éd. Paris, Delalain (o. J.).
3) E. Maréchal, Histoire contemporaine de 1789 à nos jours. I: 1789—1848. Paris, Delalain (1893).

I. Das dritte Kapitel der französischen Litteraturgeschichte beschreibt das Eindringen der Germanen in das römische Reich, die Sprache und die Poesie der alten Germanen und ihren Einflufs auf die moderne Bildung. Die Darstellung des Unterganges des weströmischen Reiches verteilt Licht und Schatten unparteiisch. Von Tacitus heifst es, er habe hinter der zügellosen Masse der germanischen Kriegerscharen das ansässige Volk erkannt und eine Civilisation vermutet, deren am meisten hervortretende Züge sein Genie bereits geahnt habe. Eine kurze Charakteristik der Sprache der Germanen schliefst die Bemerkung: „Eine Sprache, deren Aufbau so weises Nachdenken, so weit zurückliegenden Ursprung, so ausgedehnte Wirkungen aufweist, deutet gewifs nicht auf ein Barbarenvolk im wahren Sinne des Wortes hin. Das Studium der Poesie der alten germanischen Völkerschaften giebt uns eine noch höhere Vorstellung von ihrer intellektuellen Fähigkeit". Die nationalen Heldengesänge aus der Zeit der Völkerwanderung, welche Karl der Grofse gesammelt, haben sich, wenn auch unvollständig und der späteren Kulturepoche gemäfs umgestaltet, in die Edda und in das Nibelungenlied hinübergerettet. Ein kleines, aber authentisches und kostbares Monument ist das Hildebrandslied, das D. in einer Übersetzung mitteilt und dem er eine des Homer würdige Gröfse und Einfalt nachrühmt. Besonders hoch stellt er die Einwirkung der Germanen auf die Sitten Galliens. Dazu gehört die Wiederbelebung des kriegerischen Geistes, ein

[1]) Bei einer Mitteilung deutscher Urteile über einen französischen Schriftsteller (Villemain) äufsert Demogeot: Nous aimons à emprunter, sur nos auteurs vivants, ces jugements d'au-delà du Rhin. Les étrangers sont pour nous une postérité contemporaine. S. 626.

aus Mut und Tugend quellendes hoch entwickeltes Ehrgefühl, die mit Leidenschaft behauptete persönliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit, die Wagemut und Freiheit einsetzt im Wechselspiel der Welt und des Lebens, sodann das Band des Lehenswesens, eine Verkörperung der Treue, und endlich die tiefe Hochachtung vor den Frauen.

Mit besonderer Vorliebe ist im fünften Kapitel die epochemachende Bedeutung Karls des Grofsen behandelt, der die hin und her flutenden Wogen der Völkerwanderung in das feste Bett einer beginnenden neuen Kultur zu leiten wufste und mit genialer Einsicht und organisatorischer Kraft nach dem Untergange der alten Kultur eine neue ins Leben rief. „Die moderne Weltanschauung sollte hervorgehen aus der Einigung des Christentums und des germanischen Charakters mit den gedankenreichen Erinnerungen Griechenlands und Roms“. Und in wohlthuendem Gegensatze zu der in Frankreich weit verbreiteten Ansicht, die in dem grofsen Fürsten den romanischen König der Franzosen zu finden glaubt, charakterisiert D. ihn mit den Worten: „Deutscher von Abstammung und Charakter, Christ nach seinem Glauben und Römer nach seinem Wissen, stellt dieser grofse Mann in seiner Person die Einigung dar, die er im Abendlande zu verwirklichen trachtet“. Auch die Schilderung des Wirkens Karls d. Gr. auf den verschiedensten Gebieten des Kulturlebens ist anziehend und gründlich und geht beständig von wichtigen allgemeinen Gesichtspunkten aus.

Das sechste Kapitel behandelt die Teilung des Karolingischen Weltreiches, die Entstehung der französischen Sprache und Nationalität und erklärt den Umstand, dafs die Sieger die Sprache der Besiegten annahmen, aus der Ungleichheit der Zahl und besonders der Bildung. Gleichwohl diente das germanische Idiom dazu, „der neu sich bildenden Sprache die Festigkeit, die Energie mitzuteilen, welche in gewisser Hinsicht die Sprachen härtet und ihnen Spannkraft und Dauer verleibt“.

Die folgenden Kapitel (7—21) schildern die französische Litteratur des Mittelalters. Der Karolingische Sagenkreis, zunächst Deutschland angehörig, ist auf dem Umwege über Frankreich durch die Übersetzung des Rolandsliedes von dem Pfaffen Konrad Deutschland wieder zugeführt worden. Eine Vergleichung beider Dichtungen wirft Licht auf die Thätigkeit des letzteren[1]). Die Schilderungen des ritterlichen Lebens und des höfischen Gesanges der Ritterzeit finden ihr Gegenbild in Deutschland, in welchem nach dem Vorbilde der in Frankreich vorausgeeilten Entwicklung das Rittertum bald zu hoher Blüte gedieh. Die von den Briten überkommenen, ursprünglich den Stempel des celtischen Geistes tragenden Sagen wurden beliebte Stoffe für die Sänger, deren

[1]) W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur S. 91.

Mittelpunkte der Artushof und der Gral bildeten, die Symbole des weltlichen und des geistlichen Rittertums. „Wenn es dem Epos eigentümlich ist, wie ein grofser Spiegel die Physiognomie des Zeitalters zu reflektieren, das es geschaffen, so haben die Gedichte des Mittelalters, als ein grofses Gesamtwerk betrachtet, wunderbar diese Aufgabe erfüllt. Diese Dichtungen, welche die Geschichte an innerer Wahrheit übertreffen, stellen dar, was die Geschichte aufser Acht läfst; sie malen den Geist, den Charakter, die allgemeine Beschaffenheit der Zeit". Auch die Sagen des Altertums erwachen zu neuem Leben und erhalten, meist aus byzantinischen Nachbildungen schöpfend, vorerst in Frankreich ein ritterliches Gewand. Die altgermanische naive Tiersage wurde sodann, als das Rittertum auf die Dauer seinen idealen Grund nicht behaupten konnte, eine satirische Negation des Geistes des Rittertums, indem sie in ihrer späteren Umformung die List triumphieren liefs über das Recht und die Kraft. Die Lyrik blühte auf in den von den Arabern inspirierten Troubadours und in den Liedern nordfranzösischer Sänger, deren Spuren die deutschen Minnesänger mit mehr oder weniger grofser Selbständigkeit folgten und die der formgewandte Gedankenreichtum eines Walther von der Vogelweide weit hinter sich liefs, während in beiden Ländern die neue Richtung an dem Mangel an Tiefe kränkelte und schliefslich in Spielerei und Formalismus ausartete.

Die Darstellung der Geschichte des Wiederauflebens des klassischen Altertums (Kap. 22) am Anfange der neuen Zeit, das in Italien begann, daselbst und in Frankreich besonders auf dem Gebiete der Kunst seine schönsten Blüten trieb und in Deutschland den gröfsten Humanisten, Erasmus, das Orakel seiner Zeit, hervorbrachte, wirft einige Streiflichter auf Deutschland. Deutschland verdankt die Welt die Erfindung der Buchdruckerkunst. Erasmus, den D. wegen seines Charakters zu einem Franzosen stempeln möchte, „der begeistertste Apostel der Renaissance, suchte diese vor ihren Übertreibungen zu schützen".

In den nächsten Jahrhunderten ging die französische Litteratur, nachdem sie nach einander den Einflufs der italienischen und spanischen Litteratur erfahren hatte, ihre eigenen Wege. Die Keime der Renaissance entfalteten sich. Die religiöse Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts, in Deutschland hervorgerufen durch Luther, den Meister der deutschen Sprache, nach Frankreich durch den Einflufs Calvins verpflanzt, führte zu gewaltigen politischen und socialen Erschütterungen. Die Zeit der Kämpfe konnte dort, wie in Deutschland, eine ruhige Fortentwicklung der Kunst und der Litteratur nicht fördern. Wohl aber war in Frankreich die politische Gestaltung der Dinge eine günstigere, und sie führte in der Zeit, in welcher Deutschland von dem unglückseligsten Bürgerkriege zerrissen war, zur nationalen Einigung. Der starke Einflufs einer mächtigen, damals in Europa tonangebenden Fürsten-

gestalt, Ludwigs XIV., weckte in Frankreich eine Blüte der französischen Litteratur. Diese schildert das 32. Kapitel. Die Beurteilung Boileaus, dessen Prinzipien später Lessing so geistreich und so siegreich bekämpfte, ist von einer unbefangenen Kritik eingegeben. „Man hat zu sehr geglaubt, dafs Boileau die endgültigen Grenzen der Kunst festgestellt habe. Er war nur der Lehrer seines Zeitalters, und in seinem Zeitalter unterrichtete er weniger die Schriftsteller als das Publikum".

Bei der Schilderung des Endes des 17. und des 18. Jahrhunderts bot sich dem Geschichtschreiber der französischen Litteratur keine Gelegenheit, auf Deutschland und auf die damalige deutsche Litteratur Seitenblicke zu werfen. „Deutschland war damals den Franzosen eine unbekannte, ja sogar eine mifsachtete und verspottete Welt". Gleichwohl dienen für den, welcher tiefer in das Verständnis der Zeit der Nachahmung (eine solche war das damalige Zeitalter der deutschen Litteratur) eindringen will, die französischen Dramen, die auch für Lessing den Ausgangspunkt seiner dramaturgischen Untersuchungen bildeten, dienen insbesondere die Rousseauschen Ideeen, welche einen so starken und nachhaltigen Einflufs in Deutschland auf die Sturm- und Drang-Periode, wie in Frankreich auf die Umgestaltung der politischen Anschauungen und Verhältnisse ausübten (Kap. 39), zur Erläuterung der analogen Richtungen in der deutschen Poesie. Erst im Anfange des 19. Jahrhunderts gaben Frau von Staël ihre Verbannung und ihr Aufenthalt in Deutschland, während dessen sie in Weimar in Verkehr mit Goethe und Schiller trat, Gelegenheit, „sich über sich selber zu erheben und sich den französischen Vorurteilen zu entreifsen. Die Sphäre, in welcher Goethe, Schiller, Kant und Hegel lebten, öffnete sich damals durch diese geistvolle Schriftstellerin [1]) unseren Blicken".

Zwei für unseren Gesichtspunkt besonders wichtige ausführlichere Skizzen sind einerseits der klassischen und romantischen Litteratur in Deutschland, andererseits Goethe und Schiller und den allgemeinen Charakterzügen der deutschen Litteratur gewidmet (Kap. 44). Wir teilen nur einige Hauptstellen mit. Zunächst hören wir von dem überwiegenden Einflusse des französischen Geschmackes auf Deutschland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von der Vorliebe Friedrichs des Grofsen für französisches Wesen, von dessen Nachahmung durch Gottsched und seine Schule. „Aber der deutsche Genius hatte eine zu lebenskräftige Selbständigkeit, als dafs er unter den Launen einer fremden Mode hätte verschwinden können. Die politischen Verhältnisse beschleunigten sein Erwachen: der folgenschwere siebenjährige Krieg entfremdete Preufsen Frankreich und brachte es in nähere Beziehungen zu England, dem sein alter teutonischer Geist geheime

---

[1]) De l'Allemagne (Paris 1813), 4 Bände.

Sympathieen bewahrt hatte". Damals wurden die Lieder der Minnesänger, wurde Wolfram von Eschenbachs Parzival, wurde das Nibelungenlied jahrhundertelanger Vergessenheit entrissen und das alte Deutschland sich selbst wiedergegeben. Bodmer, der zuerst diese neuen Wege ging, während sein Hauptaugenmerk auf Shakespeare und Milton gerichtet war, besuchten Haller, Klopstock und Wieland; seine Schule kämpfte erfolgreich auf dem Gebiete der Kritik gegen Gottsched den Kampf um die Selbständigkeit der deutschen Litteratur. In diesem Kampfe sollte ein mächtiger Bundesgenosse, Lessing, den Sieg erringen, zunächst noch nicht als Dichter, aber vollständig als Kritiker in seiner Dramaturgie und in seinem bewunderungswürdigen Laokoon, während Winckelmann im Gegensatze zu dem falschen Verständnisse der antiken Kunst bei seinen Volksgenossen begeisterten Enthusiasmus für die wahre griechische Kunstwelt erweckte. „Die deutsche Litteratur bietet ein Beispiel von einer Nation, bei welcher die Kritik dem Genie vorausgeht und es erzeugt"[1]). Goethe und Schiller schütteln das Joch eines falschen Regelzwanges ab. „Aber das Genie ist deshalb doch nicht ohne Regel. Jedes Werk trägt die organischen Gesetze seiner Entwicklung in sich; sie sind, wie Montesquieu von den Gesetzen überhaupt gesagt hat, die notwendigen Beziehungen, die aus der Natur der Dinge hervorgehen. — Das poetische Schaffen ist also frei, aber verantwortlich. Sofort füllt sich, als wäre die Fruchtbarkeit der Lohn des rechten Verständnisses, das deutsche Theater mit naturwahren lebenden Gestalten. Die Bühne wird weiter unter ihren Schritten, damit sie sich auf ihr freier bewegen können: die Geschichte mit ihren grofsen Verhältnissen kann in Zukunft dort Platz finden. Ich finde dort wieder den dreifsigjährigen Krieg mit seinen auffallendsten Gestalten (Wallenstein): ich höre den Lärm des Lagers, die Unordnung eines fanatischen und unbezähmbaren Heeres; ich sehe Bauern, Rekruten, Marketenderinnen, Soldaten. Die Täuschung ist auf ihrem Gipfel; Begeisterung bricht unter den Zuschauern aus. Anderswo erscheint das feudale Leben in seiner ganzen wilden und heroischen Unabhängigkeit: ich bewundere den alten Götz mit der eisernen Hand, den letzten Überrest einer sterbenden

---

[1]) Diese Erscheinung, dafs auf dem Gebiete der Litteratur die theoretische Kritik, die die Grundsätze und Regeln der Poesie erforscht und die einzelnen Gebiete derselben sorgfältig abgrenzt, erst die Grundlage hergab, auf der schöpferische Geister geniale Kunstwerke schufen, hat auf dem Gebiete des Staatslebens ihr Gegenstück in der Thatsache, dafs, während bei anderen Völkern der nationale und politische Aufschwung das Aufblühen der Poesie zur Folge hatte, in Deutschland erst die Litteratur den fast erstorbenen nationalen Einheitsgedanken wieder weckte und kräftigte. Beide Erscheinungen erklären sich aus der mehr auf das Innerliche gehenden Richtung des deutschen Charakters. Vergl. J. W. Loebell, Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode Braunschweig (1856) I 3—10. K. Lamprecht, Deutsche Geschichte I (1891).

Epoche. — Ich sehe die Freiheit der Niederlande untergehen auf dem Schafotte Egmonts: ich höre das dumpfe Murren eines ganzen grollenden, drohenden und zitternden Volkes. Hier ertönt der Gesang der Berghirten der Schweiz (Tell): hier ist der schöne Vierwaldstätter See, hier sind diese wilden Felsen, das Asyl einer strengen und patriotischen Rechtschaffenheit. Die Freiheit erwacht zu neuem Leben ohne Gepränge, ohne Gemeinplätze, und eine Nation (ein Zug wunderbarer Kunst) ist der Held des Dramas. Das sittliche Leben hat seine Stelle auf dem Theater wiedergefunden. Diese Menschen sind nicht mehr aus einem Stücke, entschieden gut oder schlecht, wie die höchstens einen Zeitraum von 24 Stunden gestattende Einheit der Zeit es vorschreibt. Sie sind inkonsequent auf der Bühne, wie im Leben: sie zweifeln, sie zögern, sie widersprechen sich selber. Die Zeit ist ein wesentliches Element der tragischen Handlung. Da die Handlung nicht mehr gezwungen ist, geizig mit den Stunden hauszuhalten, steht sie zuweilen, wie bei den Griechen, still, um Gelegenheit zu geben, sich in eine Situation zu vertiefen. Gelegentliche lyrische Stellen lassen, wie geschickt angebrachte Orgeltöne, den Zuschauer die Musik der Seelen-Empfindungen vernehmen und schieben die Befriedigung der Neugier auf zum Vorteil der Genüsse der Empfindung. In der That ist dieses neue oder vielmehr wieder erneute Drama, das ganz realistisch zu sein scheint, doch noch mehr von idealem Geiste belebt".

Wir versagen es uns, von der jetzt folgenden verständnisvollen und begeisterten Charakterisierung der beiden grofsen Dichter mehr als den Schlufs hier mitzuteilen: „Goethes letztes Wort war: dafs mehr Licht hereinkomme! 27 Jahre vorher hatte auch Schiller mit einem bedeutenden Worte sein Leben beschlossen. Als seine Freunde ihn fragten, wie es ihm gehe, antwortete er: Heiterer, immer heiterer! Diese beiden berühmten Freunde gaben aus der Ferne Frankreich als die köstlichste ihrer Lehren ein für dieses selten gewordenes Schauspiel: die Poesie war bei ihnen nicht eine Schauspielerrolle, noch weniger ein Geschäft; sie war ihnen eine ernste und tiefe Herzenssache, von der sie erst gleichzeitig mit dem Leben Abschied nahmen".

Von weiteren Urteilen über hervorragende deutsche Männer finde hier noch ein treffendes Wort über den Geschichtschreiber Niebuhr eine Stelle: „Niebuhr, der mit einer unermefslichen Gelehrsamkeit schon früher versuchte Angriffe auf den blinden Glauben an die überlieferte Geschichte Roms erneuerte, hat eine wahre Revolution auf dem Gebiete der Wissenschaft bewirkt und der kritischen Geschichtsforschung, deren Begründer er ist, einen Schauplatz eröffnet, der sich nicht schliefsen wird". [1])

---

[1]) Vergl. das Urteil von Maréchal, Histoire contemporaine S. 616: „Der berühmte Niebuhr wandte zuerst in seiner Römischen Geschichte die Grund-

Mit einer allgemeinen Charakteristik der deutschen Litteratur und des deutschen Wesens schliefst dieser Abschnitt der französischen Litteraturgeschichte. „Jene zeigt uns das Gepräge des Volkes, das sie geschaffen hat. Wie dieses[1]), liebt sie Gedanken und That zu trennen; sie flüchtet sich in das Reich der Ideeen und verzichtet freiwillig auf die Herrschaft in der wirklichen Welt, um die Freiheit der Forschung zu erobern. Daher stammt ihre Kühnheit und ihre Gröfse, aber auch das Fehlen des nützlichen Gegengewichts der Wirklichkeit. — Die Scheidung des Gedankens und des Lebens in der Wirklichkeit läfst diesem seine ganze naive und oft spiefsbürgerliche Herzlichkeit. Daher stammt diese nationale Gutmütigkeit, dieser oft ein wenig ungeschlachte, aber immer aufrichtige Freimut, diese Anhänglichkeit an die alten vaterländischen Erinnerungen, an das Mittelalter, das deren Wiege ist und das man von Herzen liebt, selbst wenn die Vernunft nichts mit ihm zu thun haben will".

II. In seinem früheren Werke (L'histoire de l'Europe 1610—1789) bietet E. Maréchal in seiner knappen, sich an das Thatsächliche haltenden Weise zunächst einen kurzen, aber inhaltreichen Überblick über die deutsche Litteratur und die Wissenschaft des 17. Jahrhunderts (Kap. 16, S. 659—663), dann einen ausführlicheren über die Blütezeit unserer Litteratur (Kap. 23, S. 865—886), den die Bemerkung einleitet: „Deutschland besafs im Anfange des 18. Jahrhunderts bedeutende Schriftsteller, am Ende geniale Männer". Gelegentlich dienen passende Citate aus den Klassikern zur Erläuterung. Ausführlicher sind die Lebensbeschreibungen von Goethe und Schiller; in ersterer nimmt die Beschreibung der Einwirkung, die die italienische Reise auf ihn ausgeübt, einen höheren Schwung. Herder hat seine Stelle unter den philosophischen Forschern gefunden.

III. Das spätere Werk von Maréchal (Histoire contemporaine de 1789 à nos jours) enthält einen kurzen Ausblick auf die Blütezeit der deutschen Litteratur, dessen Hauptzier die Charakteristik von Goethe und Schiller ist (S. 458—459). Von dieser teilen wir die Hauptstellen mit. „Goethe, zugleich Dichter, Prosaiker, Romandichter, Philosoph und Naturforscher, ist einer der mächtigsten

sätze einer weisen Kritik auf die Urgeschichte Roms an, indem er zeigte, dafs man Mythen und Symbole dort suchen müsse, wo seine Vorgänger reale Thatsachen gefunden hatten".

[1]) Ja, deine Thatkraft wird ein Bann umschnüren;
Und was sie schafft, wird sein ein Dauerloses,
Und traumhaft in der Irre wird sie schweifen.
R. Hamerling, Germanenzug. Wien 1864.

Dafs dies in der Gegenwart anders geworden, mit diesem Geständnisse beschliefst D. sein späteres Werk: Über die fremden Litteraturen. „Die grofse litterarische Epoche war beendet, eine neue Laufbahn öffnete sich. — Deutschland war während eines halben Jahrhunderts Schutzgeist der Künste, das Griechenland Europas gewesen. Es wollte eine mächtige Nation sein; es wurde sie".

Geister, die jemals gelebt haben. Keiner hat das menschliche Herz, seine Leidenschaften, seine Schmerzen besser zergliedert, erforscht, ergründet; keiner hat besser begriffen, was unsere Natur von Stärke und Schwäche in sich birgt; keiner hat es verstanden, in den Dienst eines tieferen Gedankens eine vollendetere Vollkommenheit der Form zu stellen. In seinem Faust, einem wundersamen Dichtungswerke, zeigt er uns den Menschen in seiner widerspruchsvollen Doppelnatur. Hier ist Faust, der leidenschaftlich wird, sich begeistert, glaubt, hofft, bald in Enthusiasmus sich aufschwingt, bald in Verzagen fällt; dort Mephistopheles, ein Bild jenes zweiten Bestandteiles von uns selbst, der den ersteren hemmt, im Zaume hält, ihn verspottet, ihm das Leere und Nichtige seiner Bestrebungen zeigt. Und gleichwohl irrt Faust mitten durch die Welt, von Genufs zu Genufs, von Täuschung zu Täuschung. Wissenschaft, Liebe, Vergnügen, Ehrgeiz, Befriedigung der Leidenschaft, nichts kann ihm genügen, nichts die Leere ausfüllen, die er in sich entdeckt. Er giebt das Ziel seiner Wünsche preis, sobald es erreicht ist, um sich ein neues, schwierigeres zu setzen. Ohne Zweifel wird er Ruhe finden, aber erst im Tode". — „Goethe zur Seite stellen wir den Dichter, der vor allen der Lieblingsdichter der Deutschen geworden, Schiller[1]). Kein Dichter ist mehr lyrisch, mehr hinreifsend, mehr begeisternd, sei es, dafs er uns in den Räubern eine edle Natur zeigt, die, verletzt durch die Ungerechtigkeiten der Gesellschaft, ihr den Krieg erklärt, wider sie sich auflehnt, aber sich selber schliefslich verurteilt und an ihrem stolzen Unternehmen stirbt; sei es, dafs er im Tell den Aufschwung eines Bergvolkes uns vor Augen führt, das durch seinen Heldenmut sich seiner Verfolger erwehrt, sei es, dafs er im Fiesko und im Wallenstein die Menschen darstellt im Ringen mit ihren guten, wie mit ihren schlechten Naturtrieben".

Mit der späteren deutschen Litteratur beschäftigt sich ein Abschnitt des 31. Kap. (S. 614—617), der indes vorzugsweise blofs litterargeschichtliche Notizen enthält.

IV. Ganz der deutschen Litteratur gewidmet ist der vierte Abschnitt eines späteren Werkes von Demogeot: Histoire des littératures étrangères considérées dans leurs rapports avec le développement de la littérature française (Paris 1884) S. 223—350. Dessen Besprechung behalten wir uns für eine spätere Gelegenheit vor.

---

[1]) Hier verweise ich auf die ausführliche, aus den Quellen geschöpfte Lebensbeschreibung Schillers in der trefflichen französischen Übersetzung von Schillers Werken von Regnier, Teil I: Poésies de Schiller (Paris 1859) S. 1—206, die sich den entsprechenden deutschen Leistungen würdig zur Seite stellt.

Kempen (Rhein). P. Grofs.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Ferd. Kemsies, Arbeitshygiene in der Schule. Auf Grund von Ermüdungsmessungen. Mit einer Abbildung und vielen Übersichtstabellen. Berlin 1898, Reuther u. Reichard. 64 S. 8. 1,60 M.

Der Verfasser veröffentlicht in der Schrift, die das 1. Heft des 2. Jahrgangs der von Schiller und Ziehen herausgegebenen Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiet der pädagogischen Psychologie und Physiologie bildet, Versuche, die er in Bezug auf Ermüdungserscheinungen im Unterricht angestellt hat. Die Versuche zerfallen in drei Reihen. Die erste betrifft Rechenaufgaben, die von Schülern der vierten Klasse (des dritten Schuljahres) einer Berliner Volksschule angefertigt wurden. Für das Gymnasium bezw. die Vorschule kommen diese Versuche direkt nicht in Betracht, zumal da Leistungen im Rechnen — abgesehen von der Einseitigkeit der hierbei zur Anwendung gelangenden geistigen Funktionen — keinen zuverlässigen Mafsstab für die Leistungsfähigkeit auf dem Gebiet des geisteswissenschaftlichen Unterrichts, der für gymnasiale Lehranstalten vorwiegende Bedeutung hat, abzugeben vermögen. Interessant ist jedoch das Ergebnis, dafs die Arbeitsleistung bei den einzelnen Schülern aufserordentlich abweicht, insofern sie etwa bei einem Drittel der Klasse bis zum Schlufs der zweiten Stunde den höchsten Grad erreicht, bei dem zweiten infolge der zunehmenden Übung sich noch steigert, bei dem dritten endlich zunächst abnimmt, dann aber wieder eine Zunahme erfährt. K. folgert daraus, dafs es auf unseren Schulen Arbeitstypen giebt, auf welche im gegenwärtigen Lehrverfahren nicht genügend Rücksicht genommen wird. Leicht ermüdbare Schüler besitzen nur geringe Übungsfähigkeit und erleiden deshalb mehr und mehr eine Einbufse in ihrer Arbeitskraft, weshalb sie gegen Ende der Unterrichtszeit der Überbürdung anheimfallen. Ausdauernde Schüler sind übungsfähig und deshalb imstande ihre Leistungen bis zuletzt zu steigern. Der Einflufs der Pausen macht sich überall deutlich bemerkbar. Im übrigen war, wie der Verfasser selber hervorhebt, das ihm zur Verfügung stehende Zahlenmaterial nicht ausreichend, um zu endgültig feststehenden Schlufsfolgerungen zu gelangen.

Die zweite Reihe von Versuchen, welche die Arbeitsgeschwindigkeit in ihrem Verhältnis zur Arbeitsqualität betrifft, kann hier

unberücksichtigt bleiben. Wichtiger ist die dritte, welche mit dem Mossoschen Ergographen angestellt worden ist, um die infolge der geistigen Arbeit sich einstellenden körperlichen Ermüdungserscheinungen zu messen, wodurch nach den Untersuchungen Mossos zugleich ein Mafsstab für den Grad der geistigen Ermüdung gegeben ist. Kemsies führt eine grofse Zahl von Versuchen mit dem bezeichneten Hülfsmittel an, durch die das letztere sich ihm als durchaus zweckentsprechend bewiesen hat. Als Versuchspersonen dienten ihm hierbei Zöglinge aus den mittleren Klassen einer Berliner Realschule. Die Versuche bezogen sich auf die verschiedenen Gegenstände des Lehrplans dieser Schule. Durchgängig wurden die individuellen Verhältnisse der Zöglinge berücksichtigt, soweit die Ergebnisse hierdurch beeinflufst erscheinen konnten. Zu beachten bleibt allerdings, dafs die Versuche die grofsstädtische Schuljugend zum Gegenstand gehabt haben. Die Schüler aus kleinen und mittleren Städten sind einerseits meist weniger regsam und anregungsfähig als die aus grofsen, andererseits aber auch widerstandsfähiger, und so werden die auf die ersteren bezüglichen Versuche z. T. auch wohl andere Ergebnisse zu Tage fördern können.

Was die Ergebnisse der vom Verfasser angestellten Untersuchungen betrifft, so wird auf Grund derselben festgestellt, dafs die Schüler höherer Lehranstalten zeitweilig der Überbürdung ausgesetzt sind, sofern an vielen die Ermüdungserscheinungen mehrere Tage lang sich nicht verlieren. Zu diesem Ergebnis konnte K. nur mit Hülfe des Ergographen gelangen, der es ermöglicht, einen objektiven Mafsstab zu gewinnen, der sich auf die Wirkung des Unterrichts während der ganzen Woche bezieht. Die früher von Schulmännern angestellten Versuche betrafen immer nur den wechselnden geistigen Zustand der Zöglinge an einem und demselben Tage. Bemerkenswert sind die Schlufsfolgerungen, die K. aus dem angeführten Ergebnis bezüglich der Reihenfolge der Lehrfächer, der Einfügung von Pausen, Berücksichtigung leicht ermüdbarer Schüler u. s. w. zieht. Ein weiterer Punkt, den K. hervorhebt, ist, dafs bei Schülern im Alter von 10—12 Jahren die Leistungsfähigkeit nach vierstündigem Unterricht so erheblich abnimmt, dafs nach des Verfassers Ansicht die fünfte Stunde beseitigt werden sollte. Andere sind freilich zu dem Ergebnis gelangt, dafs sich die Arbeitskraft in der letzten Unterrichtsstunde wieder etwas hebt. Wahrscheinlich ist es die Wirkung der zum Frühstück genossenen Stärkungs- und Anregungsmittel (besonders des Fetts in Gestalt der Butter), die sich zu dieser Zeit äufsert. Im allgemeinen gilt aber auch bisher schon die fünfte Lehrstunde als minderwertig, so dafs den Zöglingen in derselben die Bethätigung der höheren geistigen Funktionen nur noch in geringerem Mafse zugemutet werden kann. Eine Kürzung der Stundenzahl würde sich jedoch — wenigstens was das Gymnasium betrifft — nur in

Verbindung mit einer organischen Reform des Lehrplans bewerkstelligen lassen. Eine übermäfsige Ermüdung pflegt übrigens auch den Feststellungen K.s zufolge hauptsächlich nur bei solchen Zöglingen hervorzutreten, die durch den Unterricht besonders angestrengt werden, also bei körperlich schwachen und bei solchen, welche mit aufserordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, also ungenügend vorgebildet sind. Was letztere anlangt, so dürfte es am besten sein, die Versetzungspraxis zu verschärfen, um Schüler von vornherein von einer Klassenstufe, deren Anforderungen sie nicht ohne Überanstrengung erfüllen können, fernzuhalten. Gegenwärtig scheint mir vielfach das Bestreben vorzuherrschen, auch solche Zöglinge zu versetzen, von denen im voraus nicht zu erwarten ist, dafs sie sich den Ansprüchen der folgenden Klasse gewachsen zeigen werden.

Immerhin giebt der mit dem Ergographen erbrachte Nachweis, dafs viele Schüler sich einen grofsen Teil der Woche im Zustande der Ermüdung befinden, zu ernsten Bedenken Anlafs, und die von dem Verfasser beigefügten Vorschläge, um günstigere Arbeitsbedingungen zu erzielen, verdienen sorgfältige Berücksichtigung.

Im ganzen sind die Ausführungen K.s bei der Gründlichkeit, welche in der Gewinnung der Ergebnisse zu Tage tritt, sehr lehrreich und besonders dazu geeignet, zu eigenen Beobachtungen inbetreff des geistigen Zustands der Schüler während des Unterrichts anzuleiten. Dafs es noch vielseitiger Untersuchungen in dieser Beziehung bedarf, um zu endgültig feststehenden Ergebnissen zu kommen, hebt der Verfasser selber ausdrücklich hervor.

Wittstock. A. Huther.

---

1) Gustav Warneck, Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für Lehrer. Siebente Auflage. Gütersloh 1896, C. Bertelsmann. 189 S. 8. 2 M.

2) Theodor Schäfer, Die innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für Lehrer. Dritte verbesserte Auflage. Gütersloh 1896, C. Bertelsmann. 239 S. 2,40 M.

Beide Schriften verfolgen das Ziel, die Kenntnis der evangelisch-christlichen Missionsgeschichte mittels der Schule in dem Kreise der heranwachsenden Jugend zu verbreiten und in diesem das Interesse an der Heidenmission zu erwecken und zu beleben; aber beide sind weit davon entfernt, zu dem Zwecke besondere Missionsstunden in der Schule zu fordern oder die Mission zu einem neuen Lehrgegenstande in der Schule zu erheben. Sie wünschen nur, dafs in den Religions-, Geschichts- und Geographiestunden der Lehrer bei passender Gelegenheit belehrende Geschichten und charakteristische Züge aus dem Missionsbetriebe den Schülern mitteile. Wenn es dazu auch weder besonderer Stunden, noch eines besonderen Leitfadens bedarf, so ist es doch notwendig,

dafs der Lehrer selbst sich eingehend mit der Missionsgeschichte beschäftige und eine gewisse Methode sich aneigne, Missionsnachrichten geschickt und ungesucht in seinen Vortrag einzuflechten. Gerade zum Zwecke der Belehrung für den Lehrer sind die beiden Bücher geschrieben worden, welche zwar denselben Gegenstand behandeln, aber sich darin von einander unterscheiden, dafs Warneck den Leser mehr mit der äufseren Mission bekannt macht, Schäfer dagegen vorwiegend mit der inneren. Jener giebt eine Geschichte der Mission von der Zeit der Apostel an bis auf unsere Tage, dieser eine Darstellung der christlichen Liebesthätigkeit, ihrer Stiftungen, ihrer Organisationen und ihres Betriebes in der Gegenwart. Jenem verdanken wir die bedeutsame Mitteilung, dafs die Kosten des weit verzweigten evangelischen Missionswerkes, welche in Europa durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden, jährlich über 50 Mill. Mark betragen, zu denen Deutschland und die Schweiz $4^1/_2$ Mill. beisteuern, und ferner, dafs es jetzt in den Missionsgebieten über 3 Mill. evangelischer Heidenchristen giebt. Mit welchen Mühen und Opfern diese Erfolge von glaubenskräftigen Missionaren errungen worden sind, hat der Verf. in zahlreichen Einzelberichten dargelegt, welche niemand ohne innige Teilnahme lesen wird. Schäfer andererseits, der vom Rauhen Hause in Hamburg ausgegangen ist, schildert eingehend das Wesen und die Entwicklung der zahlreich gegründeten christlichen Hülfsanstalten, der Krippen, Kinderhorte, Kinderschulen, Herbergen zur Heimat, Diakonissenhäuser u. a. und erzählt von dem Leben und Wirken hervorragender christlicher Männer und Frauen, die an der Gründung und Leitung jener Anstalten sich beteiligt haben. Im besonderen hat er hervorgehoben, was Wichern in Hamburg, Theodor Fliedner in Kaiserswerth, Löhn in Neuendettelsau in Baiern geschaffen hat, und welche segensreiche Einwirkung auf die innere Mission einst von Frauen wie Elisabeth Fry und Amalie Sieveking in Hamburg ausgegangen ist.

Beide Verf. bieten in ihren Schriften dem Lehrer, welcher seine Kenntnis der Missionsgeschichte zu erweitern und zu vertiefen wünscht, auch Nachweise der einschlägigen Litteratur dar (Warneck S. 7 ff., Schäfer S. 111 ff.); und Warneck zeigt ihm zugleich an praktischen Beispielen, wie er die Schüler mit der Missionsgeschichte bekannt machen kann. Bei der Erwähnung des Zaubereiverbotes im zweiten Gebote sei des heidnischen Zauberwesens zu gedenken, sowie des unheilvollen Einflusses, den die sogenannten Medizinmänner unter den heidnischen Stämmen Afrikas ausüben. Bei dem vierten Gebote möge man den Schülern die entsetzlichen Zustände der Sklaverei in den heidnischen Gebieten, bei dem fünften Gebote den Mangel an Achtung des Menschenlebens daselbst vor Augen führen und Beispiele vortragen, wie Könige ihre Unterthanen hinmorden und dergleichen

mehr. Besonderen Anlafs die Missionsgeschichte zu berücksichtigen bietet der Unterricht in der Kirchengeschichte und in der Geographie. Für die wissenschaftliche Erforschung zahlreicher heidnischer Länder und ihrer Bewohner haben bekanntlich die Missionare sehr viel gethan. Der geographische Unterricht kann sich dafür dankbar erweisen, indem er der wissenschaftlichen und seelsorgerischen Thätigkeit jener Männer unter den Heiden gedenkt. Bei den Schülern aber wächst das geographische Interesse, wenn ihm nicht nur die Namen von Orten, Gebirgen und Flüssen in den heidnischen Ländern genannt, sondern auch die dortigen traurigen Zustände und die mühevolle Arbeit der Missionare an ihrer Besserung geschildert werden. Der Unterricht gewinnt also, indem er die äufsere und innere Mission berücksichtigt, einen lebendig anregenden Lehrstoff, zu dessen Verwendung Warneck und Schäfer nicht mit Unrecht ermuntern.

Berlin. J. Heidemann.

Karl Gneisse, Über den Wert der mathematischen und sprachlichen Aufgaben für die Ausbildung des Geistes. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 63 S. 8. 1,20 M.

In der kleinen Schrift hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, die Arbeit für die Mathematik und für die Sprachen hinsichtlich ihrer Anforderungen an die Erkenntnisthätigkeit der Schüler an einzelnen Beispielen zu vergleichen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen bestimmt er dahin, dafs für die allgemeine Schulung des Geistes die mathematischen Aufgaben ganz zu entbehren wären; dafs sie zur Anwendung des Denkens auf ein gewisses Gebiet der Anschauung notwendig sind; dafs das Bildende derselben nicht im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung wächst; dafs eine Übertreibung derselben in der Zeit der Entwicklung die allseitige Ausbildung des Geistes unheilbar schädigen mufs.

Es mag vorausgeschickt werden, dafs der Verf. Philologe ist, aber ersichtlich auf dem Gebiete der Mathematik gründlichere Kenntnisse besitzt, als man sie bei Philologen vorauszusetzen gewohnt ist. Sein Verfahren besteht darin, dafs er zunächst an den vier mathematischen Aufgaben, die bei der letzten Reifeprüfung des Lyceums zu Strafsburg i. E. gestellt worden sind, eingehend das Verfahren zergliedert, welches bei der Lösung derselben eingehalten werden mufs, und darlegt, aus welchen geistigen Operationen sich die Ausführung zusammensetzt, welches der individuelle Teil derselben, welches die Erkenntnisleistung des individuellen Teiles ist und worauf sie beruht. Aus dieser Zergliederung ergiebt sich ihm, dafs der Zweck der Aufgaben, aus Gegebenem nicht Gegebenes mit Denknotwendigkeit zu finden, durch Schlüsse von bekannten Anschauungen aus nach Regeln, die an anderen Fällen bereits beobachtet worden sind, erreicht wird, dafs diese

Schlüsse im engsten notwendigen Zusammenhange stehen, und dafs die individuelle Leistung des Schülers hierbei ein im Verhältnis zu der Länge der Gedankenreihe überraschend geringes Mafs von solcher nicht durch das Gedächtnis bedingten Thätigkeit aufweist.

Den zweiten Teil der Schrift bildet die Zergliederung der bei der Lösung sprachlicher Aufgaben anzuwendenden Thätigkeit. Ausgehend von dem Übersetzen eines einfachen deutschen Satzes in das Lateinische zeigt der Verf., wie die geistige Arbeit des Schülers dabei zur Anschauung, zur begrifflichen Auffassung des durch die Anschauung Gegebenen und zur Bildung von Schlüssen geleitet wird, wie mit der Erweiterung des Satzes bis zum Satzgefüge diese geistige Thätigkeit sich erweitert und vertieft, und welche Bedeutung hierbei die Verschiedenheit des deutschen und lateinischen sprachlichen Ausdrucks hat. Was die Lektüre für die Schulung der Erkenntnisthätigkeit durch gewisse Aufgaben leistet, erörtert der Verf. an einem Abschnitte aus der Odyssee, für die Aufgabe der freien Wiedergabe des Gelesenen an Platons Kriton. Diesen Ausführungen im einzelnen zu folgen ist hier in der Kürze nicht möglich, ebensowenig der Darlegung der Arbeit, die von einem Primaner in einem deutschen Aufsatze bei der Auffindung, Ordnung und Verbindung des Stoffes gefordert wird; aber es mag angedeutet werden, dafs der Verf. in diesen klaren und knappen Ausführungen sehen läfst, mit welcher Liebe und welchem Geschick er die dem Lehrer zufallenden Aufgaben erfafst.

Nach diesen sich durchaus an das Thatsächliche haltenden Darlegungen kommt der Verf. zu dem Ergebnis, dafs es keine Seite der Erkenntnisthätigkeit giebt, die nicht durch die sprachlichen Aufgaben angeregt und entwickelt, kein Anschauungsgebiet, aus dem nicht für sie Stoff entnommen würde, auf das sie nicht hinführen könnten, während die mathematischen Aufgaben nur ein beschränktes Gebiet von Anschauungen umfassen und ebenso die Zahl der diese Anschauungen verknüpfenden Begriffe eine recht kleine ist, das induktive Verfahren aber gar nicht in Betracht kommt und das Empfindungsvermögen von diesen Aufgaben gänzlich unberührt bleibt. Gleichwohl erkennt der Verf. die Bedeutung, welche das der Mathematik eigentümliche Verfahren für den Unterricht hat, willig an, so unparteiisch, dafs er guten mathematischen Unterricht auf dem Gymnasium als notwendig erklärt, ja es nicht bedenklich fände, wenn demselben jeden Tag eine Stunde eingeräumt würde, vorausgesetzt freilich, dafs er dann auf jede häusliche Inanspruchnahme des Schülers verzichtete. Diese Voraussetzung ist allerdings von grofser Bedeutung bei der nicht abzuweisenden Frage, ob nicht vieles, was jetzt durch häusliche Arbeit erreicht werden soll, durch den Unterricht geleistet werden müfste, und bei der immer wieder

erhobenen Klage, dafs die häusliche Arbeit der Schüler für die Mathematik in einem Umfange gefordert werde, welcher der Stellung des Gegenstandes in der Gesamtheit des Unterrichtes nicht zukommt. Dazu macht der Verf. mit Recht geltend, dafs ein ausgedehnter Betrieb der Mathematik auf dem Gymnasium mit Rücksicht auf die Notwendigkeit für das künftige praktische Leben doch nur für eine geringe Zahl von Schülern von Wert ist.

Die höchst anregende, beachtungswerte Schrift wird nicht ohne Widerspruch bleiben, und es kann der Sache nur förderlich sein, wenn ein solcher erhoben wird, vorausgesetzt dafs er in derselben sachgemäfsen, ruhigen und unparteiischen Weise ausgesprochen und begründet wird, in der der Verf. seine Untersuchungen geführt hat.

Berlin. B. Büchsenschütz.

O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. 3. Heft: Quarta. Hannover und Berlin 1898, Carl Meyer (Gustav Prior). IV u. 96 S. 8. 0,70 M.

Das nunmehr vorliegende dritte Heft des Lehmann-Dorenwellschen Übungsbuches reiht sich den früher erschienenen ersten beiden Teilen desselben würdig an. Es stimmt in Anlage und Ausführung ganz mit ihnen überein und wird dem Quartaner ebenso gute Dienste leisten wie sie dem Sextaner und dem Quintaner. Wer die Zeit zu finden weifs, so eingehende grammatische Besprechungen mit den Schülern im deutschen Unterrichte zu veranstalten, wie sie den Verfassern vorschweben, wird sich mit Nutzen auch dieses Teiles ihres Lehrbuches bedienen und gern auch der Herausgabe des für Tertia erwarteten vierten Heftes entgegensehen. Auf Einzelheiten in Ausdruck und Fassung der Regeln möchte ich mich hier nicht weiter einlassen; denn eine Verschiedenheit der Ansichten ist oft bedingt durch das Mafs des Einflusses, den wir gewissen neueren Bestrebungen auf unserm Gebiete meinen einräumen zu sollen, Bestrebungen, die denn doch für den Schulunterricht nicht so ausschlaggebend sind, wie man wohl behauptet hat. Auch darf nicht vergessen werden, dafs es gerade für jüngere Schüler oft recht schwer hält, eine sachlich absolut zutreffende, d. h. erschöpfende Fassung bei jeder Regel zu finden. Kommt es doch vor allem auf möglichste Einfachheit derselben an. Es soll ja wohl auch nach der Absicht der Herausgeber der Lehrer bei der Behandlung der einzelnen Partieen nicht in Fesseln geschlagen werden; bei einiger Freiheit der Bewegung aber wird er das Büchlein mit wirklichem Vorteil gebrauchen: wer das nicht könnte, dem wäre nicht zu helfen. Jedenfalls behauptet das hier gebotene Lehrbuch mit vollen Ehren seinen Platz neben manchen anderen Erscheinungen dieser Art.

Dafs wir in ihm eine methodisch sehr geschickte Erweiterung des der Sexta und der Quinta zugewiesenen Lehrstoffes haben, wird eine Vergleichung mit den ersten beiden Heften jedem deutlich machen. Gegen Druck und Ausstattung ist nichts einzuwenden.

Berlin. Paul Wetzel.

L. Link, Die einheitliche Aussprache im Deutschen, theoretisch und praktisch dargestellt. Paderborn 1893, F. Schöningh. 48 S. 8. 0,60 M.

Der Verfasser handelt zunächst auf S. 3—18 von der Notwendigkeit einer einheitlichen und mustergültigen Aussprache. Eine einheitliche Aussprache ist nicht nur aus idealen Gründen notwendig, sondern auch aus praktischen. Der gesteigerte Verkehr der Deutschen aus allen Gauen Deutschlands, ja auch die Benutzung des Fernsprechnetzes zwingt den einzelnen dazu, seine landschaftlichen Eigenheiten abzulegen. Auch die Rechtschreibung verlangt die Pflege einer einheitlichen Aussprache. Die Hauptregel der amtlichen Schulorthographie: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen“ bleibt wirkungslos, wenn nicht feststeht, welche Aussprache die richtige ist. Diese findet sich nun nicht in irgend einer Landschaft, sondern nur auf der Bühne. Und mit den Forderungen der Bühne stimmen die Fachgelehrten, wie Fricke, Kräuter, Trautmann, Lohmeyer, Vietor u. a. im wesentlichen überein. Alle verlangen im grofsen und ganzen niederdeutsche Aussprache. Eine mustergültige Aussprache mufs aber vor allen Dingen deutlich sein, und um die Laute richtig und deutlich aussprechen zu können, mufs man wissen, wie sie gebildet werden.

Wie das geschieht, darüber belehrt in einem zweiten Teile, der überschrieben ist „Die praktische Gestaltung der Aussprache“ ein kurzer Abrifs der deutschen Lautlehre auf S. 19—23. Dann folgen Einzelvorschriften über die Aussprache der Vokale und der Konsonanten, wobei vor den Fehlern mundartlicher Aussprache gewarnt wird. Namentlich diese und die in dem folgenden Abschnitt S. 36 gegebenen Hinweisungen auf häufig vorkommende Fehler in der Aussprache sind für den Lehrer, der sich des Linkschen Büchleins beim Unterricht bedienen will, von Nutzen. Wo über die Richtigkeit der Aussprache noch verschiedene Meinungen bestehen, da folgt Link fast durchgehends mit Recht der von Vietor vertretenen Ansicht und tritt daher in mehreren Punkten in Gegensatz zu Erbes Befürwortung süddeutscher Aussprache. Abweichend von Vietor empfiehlt er in anonym, Asyl und auch in Physik die Aussprache des y als i.

Der dritte Teil enthält auf S. 41—45 das Wichtigste über die Betonung, und in einem Schlufswort weist der Herr Ver-

fasser noch einmal auf die Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes hin und stellt eine besondere Schrift über die Pflege der Aussprache in der Schule in Aussicht.

Hersfeld. Konrad Duden.

Rudolf Lehmann, Übersicht über die Entwickelung der deutschen Sprache und Litteratur für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweite, weitergeführte Auflage. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 120 S. 8. 1,40 M.

Die zweite Auflage führt den litterarhistorischen Teil bis zu Goethes Tode fort. Der sprachgeschichtliche Teil ist einer erneuten, sorgfältigen Durchsicht unterzogen. Aber auch in den folgenden Abschnitten sind zahlreiche Änderungen vorgenommen und die in der Besprechung der ersten Auflage (Bd. XLIX S. 733—737 dieser Zeitschrift) gemachten Ausstellungen, soweit sie die Auswahl und Anordnung des Stoffes betreffen, meist berücksichtigt worden. So ist die Bedeutung Luthers eingehender gewürdigt und das Volkslied in einem neu eingeschalteten Abschnitt zu seinem Rechte gekommen. Die zum Verständnis der litterarhistorischen Entwickelung notwendigen kulturgeschichtlichen Mitteilungen sind mehrfach verbessert und ergänzt. Auch sind die früher in die litterarhistorische Übersicht eingeschalteten Mitteilungen über die Entwickelung der Verskunst ausgesondert und in einem besonderen Abschnitt zusammengefafst. Wir möchten daran den Wunsch knüpfen, in der neu hinzugekommenen Darstellung der klassischen Epoche künftig auch die biographischen Mitteilungen von der Beurteilung der Werke zu sondern und in einer zur Wiederholung und gedächtnismäfsigen Einprägung geeigneteren Form zu geben, ähnlich wie es Bötticher und Kinzel in ihrer Litteraturgeschichte gethan haben.

Weniger ist der Verf. auf die Wünsche eingegangen, die wir in Hinsicht auf die Darstellungsweise geäufsert haben. Zunächst scheint uns auch in der zweiten Auflage der im Vorwort ausgesprochene Grundsatz möglichst gedrängter Kürze nicht gehörig durchgeführt zu sein. Der wiederholten Versicherung des Verfassers, dafs das Buch nur ein Schema bieten solle, das der Lehrer erst mit Geist und Leben zu füllen habe, dafs es ausschliefslich für den Schüler zur „Wiederholung und Einprägung der wichtigsten Thatsachen und Gesichtspunkte“ bestimmt sei, entspricht es in der vorliegenden Gestalt nicht. Die Ausführlichkeit und der glatte Flufs der Darstellung mit ihren zahlreichen nur formalen Zwecken dienenden Anknüpfungen und Übergängen macht eher den Eindruck, als ob Verf. dem Lehrer Muster für zusammenhängende Vorträge habe bieten wollen; der Schüler wird das, was ihm das Buch selbst leisten soll, erst durch Auszüge daraus gewinnen können.

Auch den Einwurf gegen die zu häufig gebrauchten Fremdwörter und dunkle, die Fassungskraft der Schüler übersteigende Ausdrucksweisen finden wir wenig berücksichtigt. Wenn z. B. die Ritter als „der mafsgebende Faktor für eine neue Gestaltung der Poesie“ bezeichnet werden oder die Herrschaft der klassischen Richtung im Geistesleben der Nation zurückgeführt wird auf die Vereinigung von „Schillers volkstümlicher Kraft mit Goethes Tiefe und idealer Vollendung“, wenn in der Charakteristik Lessings seine „Tiefe und Kraft in den persönlichen Beziehungen“ hervorgehoben oder von Ranke gesagt wird, dafs er die methodische Erforschung des Thatsächlichen zur unentbehrlichen Grundlage weit ausgreifender Gesichtspunkte und Gedankenzüge machte, so wird der Schüler daraus wenig klare Anschauungen gewinnen. Auch manche Nachlässigkeiten hätten in einem Buche, das für die Schüler bestimmt ist, vermieden werden sollen, wie S. 84 „Gelegenheitsarbeiten, die ihm die Not und die Gelegenheit aufzwangen“, S. 88 Lessings Persönlichkeit in seinen Hauptzügen, ib. elementare Tiefe des Gefühls und der Phantasie, S. 90 Abneigung für französisches Wesen.

Druckfehler sind die falsche Jahreszahl S. 86 Z. 1, die Interpunktion S. 80 Z. 15 und wohl auch „Stimmung“ statt „Stimmungsmalerei“ S. 112 Z. 26 und „Menschengeschlechtes“ statt „Menschen“ S. 107 Z. 16.

Halensee. Konrad Rudolph.

---

1) Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin. Nr. 25/26. Erläuterungen zu Goethes Faust von V. Valentin. kl. 8. 172 S. kart. 1 M. — Nr. 27. Lessing, Minna von Barnhelm, herausgegeben von V. Valentin. kl. 8. 104 S. 0,50 M. — Nr. 28. Lessing, Philotas, herausgegeben von U. Zernial. kl. 8. 47 S. 0,50 M. — Nr. 29. Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung, herausgegeben von P. Geyer. kl. 8. 98 S. 0,50 M. Dresden 1897, Ehlermann.

Ebensowenig wie mit den neuerdings beliebten Ausgaben griechisch-römischer Schriftsteller, in denen durch verschiedenen Druck die Kapitel in ihre einzelnen Teile zerlegt werden, jedem Kapitel am Rande der Inhalt beigegeben ist u. s. f., kann ich mich mit den Schiller-Valentinschen deutschen Schulausgaben einverstanden erklären. Hauptsächlich berauben uns diese Ausgaben einer Hauptübung für die geistige Gymnastik, wenn wir sie dem Schüler in die Hand geben. Die für die Stärkung der geistigen Kraft des Schülers so bedeutsame Übung, in gemeinschaftlicher Arbeit den Inhalt eines gelesenen Auftrittes, eines durchgearbeiteten Aufzuges in wenige Worte zusammenzufassen, den Fortschritt der Handlung zu finden, der Stellung der einzelnen Scene, des einzelnen Aktes im Aufbau des Ganzen nachzuspüren u. s. w., geht so gut wie ganz verloren. Aus der, wenigstens teilweis,

produktiven Arbeit des Schülers wird eine einfache Reproduktion dessen, was der Herausgeber ihm mundgerecht vorlegt. Ja, keine Seite kann der Schüler lesen, ohne dafs ihm die Überschriften der einzelnen Seiten zudringlich zurufen: „Pafs' auf, mein Junge, jetzt kommt etwas Neues! Allein findst du's doch nicht, dazu bist du zu dumm!" Ich schlage, um Belege zu bringen, die Ausgabe der Minna auf: S. 61. Es handelt sich um die Stelle, wo Werner dem Major durch List Geld aufzudrängen sucht. Was kann einfacher sein? Aber oben drüber steht: „Werners List dem Major gegenüber". Weiter S. 67. Franziska bringt Tellheims Brief zurück. Dazu die Seitenüberschrift: „Zurückweisung des Briefes Tellheims durch Minna". Ich verzichte auf weitere Beispiele. Meine Ansicht von dem geistigen Niveau, auf dem unsere Schüler stehen, ist eine andere. — Dafs man, um die Gliederung des Aufbaues, den Wert und die Bedeutung der einzelnen Glieder für das Ganze und den Zusammenhang des Ganzen klar hervortreten zu lassen, die eigene, doch ganz subjektive Einteilung des betreffenden Werkes an Stelle der vom Dichter beliebten Akteinteilung oder sonstigen Einteilung seiner Schrift gesetzt hat, geht mir gegen den Mann. Mag man das thun bei den Schriftstellern des Altertums, sie haben ihre Buch- und Kapiteleinteilung nicht selbst getroffen, bei unsern deutschen Dichtern will mir eine solche Mafsnahme nicht recht der Pietät entsprechend erscheinen.

Diese Bemerkungen kehren sich nur gegen die äufsere Form, in der sich die Ausgaben darstellen und den Text bieten, und ich weifs recht wohl, dafs gerade hierin andere Besprecher — so z. B. in der „Z. f. deutschen Unterricht" und in den „pädagogischen Jahresberichten" — einen entschiedenen Vorzug der Schiller-Valentinschen Schulausgaben vor andern gesehen haben.

Was den Inhalt anlangt, so habe ich an den mir vorliegenden Bändchen meine helle Freude gehabt. Valentins Fausterklärung giebt einen klaren Überblick, setzt aber, da grofse Abschnitte nur in knappster Inhaltsangabe geboten werden, die Benutzung des ungekürzten Textes voraus. Da man den „Faust" aus den verschiedensten Gründen meist wohl im Klassenunterricht nicht behandelt oder doch wenigstens nur einige Abschnitte behandeln kann — nach meiner Ansicht gehört er nicht in die Schule —, so empfiehlt sich die Valentinsche Erläuterung zur Benutzung bei der Privatlektüre für reife Primaner und für alle Gebildeten, welchen daran liegt, tiefer in Goethes Meisterwerk einzudringen. — Die Einleitung Valentins zu „Minna von Barnhelm" ist trefflich. Ebenso sind Zernials „Philotas" — ein Stück, das noch wenig Erklärer gefunden hat und doch bei seinem vorzüglichen Dialog Erläuterung und Beachtung verdient — und Geyers Ausgabe der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" anerkennenswerte Leistungen. Seltsam nimmt sich im letztgenannten Werkchen aus, dafs die Er-

läuterungen einzelner Ausdrücke und Stellen vor den betreffenden Abschnitten stehen. Das erschwert die Benutzung. — Druck und Ausstattung sind tadellos. Alles in allem: die Ausgaben stehen inhaltlich auf der Höhe, eignen sich aber, da sie zuviel vorausnehmen und dem Lehrer eigentlich nur die Worterklärung überlassen, nach meiner Ansicht nicht für die Hand der Schüler, höchstens zur Benutzung bei der Privatlektüre. Aber auch dann setzen sie grofse geistige Reife voraus. Dem Lehrer für seine Vorbereitung sind sie warm zu empfehlen.

2) Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Lehmann. Leipzig 1897, Richter. 144 S. 8. 0,60 M.

Die Ausgabe stellt sich die Aufgabe, das Drama durch sich selbst wirken zu lassen, unbeeinflufst durch langatmige Einleitungen und allerlei Kritiken litterarhistorischer und ästhetischer Art. Demzufolge wird sofort der Text mit ganz knappen Anmerkungen geboten. So zweifellos es ein Fehler ist, in Anmerkungen, namentlich zu einem Werke der Muttersprache, zu viel zu bieten, ebensowenig kann es richtig erscheinen, wenn zu wenig geboten wird. In diesen Fehler scheint mir der Herausgeber verfallen zu sein. Giebt man dem Schüler eine kommentierte Ausgabe eines deutschen Dramas in die Hand, so mufs man doch erwarten, dafs bei der häuslichen Lektüre die Schwierigkeiten, die sich in sprachlicher und sachlicher Hinsicht ergeben, durch die Anmerkungen beseitigt werden, so dafs dann der Schulunterricht sich mit den höheren Aufgaben der Dramenerklärung befassen kann. Ob dies bei Benutzung der Lehmannschen Ausgabe möglich ist, will mir zweifelhaft erscheinen. Erklärt mufsten meines Erachtens werden, um nur weniges hervorzuheben: I 5, 150 die unklare Anspielung auf das Urteil Salomos, — I 5, 166 „Götter oder Götzen“ — I 9, 15 „umrungen“ — I 9, 44 „entscharen“ — I 11, 3 „Graf von Ponthieu“ — II 2, 2 „hirnverrückender Planet“ — III 4, 13 „hab' ich begegnet“ — III 4, 102 „fortzündet an dem Brande sich der Brand“ (= Hindeutung auf die Kriege Frankreichs gegen Spanien und Österreich) — IV 4, 25 „Der Pariser ihrer“ — V 5, 26 „Königssohn“. An den gebotenen Anmerkungen ist nichts auszusetzen, doch hätte ich gern gesehen, wenn bei III 3, 8 „Stapel halten“ nicht sofort die Umschreibung gegeben, sondern aus der Grundbedeutung von Stapel die Bedeutung der Redensart hergeleitet worden wäre. An die einzelnen Aufzüge knüpfen sich von pädagogischem Geschick zeugende Fragen, die das Augenmerk auf die Hauptpunkte, welche eine Erklärung im Auge haben mufs, hinrichten. In dieser Hinsicht steht die Lehmannsche Ausgabe den bekannten, bei Stephanus-Trier erscheinenden Schulausgaben nahe. Am Schlusse des Buches wird unter „Zusammenfassung und Wiederholung“ über „die Art des Dramas“ — „Inhalt und Grundgedanke“ — „Aufbau des

Dramas" — „Ort und Zeit der Handlung" — „die Personen des Dramas" — „die Sprache des Dramas" — „die geschichtliche Grundlage des Dramas" — „der Dichter des Dramas" gehandelt, also alle Fragen berücksichtigt, die ein methodisch angelegter Unterricht nach Beendigung der Lektüre behandeln mufs. Das in diesem Abschnitte Gebotene ist als vollkommen zweckentsprechend anzuerkennen. Druck und Ausstattung sind gut, der Preis ist mäfsig.

3) Heinze und Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen. X. Bändchen: Aufgaben aus „Maria Stuart" zusammengestellt von Heinze. Leipzig 1897, Engelmann. 88 S. gr. 8. 0,80 M, kart. 1 M.

Mit nimmer ermüdendem Fleifse hat Heinze seinen vom Referenten freudig begrüfsten Aufgaben aus Scheffels und Freytags Romanen (vgl. diese Zeitschrift 52, 35) eine Zusammenstellung von Aufgaben im Anschlusse an Schillers „Maria Stuart" folgen lassen. Das Bändchen bietet, wie alle seine Vorgänger, eine reiche Auswahl von Themen, im ganzen 338, wovon 56 mit einer ausführlichen Anordnung des Stoffes bedacht sind. Diese Dispositionen sind den bekannten und bewährten Sammlungen entnommen. Die Aufgaben sind übersichtlich in folgenden Unterabteilungen geordnet: I. Grundcharakter des Dramas, tragische Wirkung, Stellung zur Geschichte, Religion und Landessitte (in ausgeführter Stoffanordnung 5, zur Auswahl 20); II. Inhalt, Vorfabel, Gang der Handlung, Aufbau des Dramas (9 bez. 37); III. Einzelne Abschnitte des Dramas (5 bez. 132); IV. Charakter, Handeln und Leiden der Personen des Dramas (17 bez. 91); V. Vergleiche (4 bez. 22). Hierbei ist besonders hervorzuheben, dafs H. auch den anderweitigen Unterrichtsstoff zu Vergleichen herangezogen hat, z. B. zu einer Vergleichung des vorliegenden Stückes mit der Sophokleischen Antigone anregt. — VI. Aussprüche (14 bez. 36). Aus der Sammlung von Aufgaben im Anschlusse an „M. St.", die ich mir selbst für Unterrichtszwecke angelegt habe, schlage ich dem Herrn Verf. noch folgende zur Aufnahme vor: „Aus welchen Gründen sind Elisabeth, Paulet und Burleigh Feinde Marias?" — „Weshalb stehen im Schillerschen Stücke unsere Sympathieen auf seiten der Maria?" — „Der Seelenzustand Marias bei Beginn und am Schlusse des ersten Aufzuges". — „Was erfahren wir aus dem ersten Aufzuge von Schillers „M. St." über die Vorgeschichte der Heldin?" — „Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit bei der Verurteilung Maria Stuarts". —

Das Bändchen wird, wie die neun anderen bisher erschienenen den Lehrern des Deutschen in Oberklassen eine willkommene Gabe sein, auf die wir gern empfehlend hinweisen. Möchten die Herren Heinze-Schröder uns bald noch mit Aufgaben im Anschlusse an andere Meisterwerke der deutschen Dichtkunst beschenken, z. B. an Kleists „Prinz Friedrich von Homburg", Lessings „Nathan"

und „Emilia Galotti". Ohne Zweifel würden Heftchen mit Aufgaben im Anschlusse an die deutsche Lyrik, z. B. an die Lyrik der Dichter der Befreiungskriege ebenfalls einer freudigen Aufnahme sicher sein. —

Schleiz (Reufs). Walther Böhme.

---

1) Joh. Stöcklein, Der Bedeutungswandel der Wörter, seine Entstehung und Entwickelung. Münster 1898, Lindauer. 79 S. 8. 1,00 M.

In seinen „Untersuchungen zur Bedeutungslehre" (Dillingen 1895) hatte St. in Aussicht gestellt, die Richtigkeit der dort vorgetragenen Ansichten bald durch einen praktischen Versuch zu erweisen. Die vorliegende Schrift ist dazu bestimmt, das gegebene Versprechen einzulösen. Da sie sich an weitere Kreise wendet, sind darin gelehrte Citate und Angriffe auf abweichende Meinungen gänzlich vermieden worden; aus demselben Grunde trägt die ganze Darstellung und Behandlung das Gepräge der Allgemeinverständlichkeit. In zehn Kapiteln werden uns alle wichtigeren Arten des Bedeutungsübergangs vorgeführt, reichlich erläutert mit Beispielen aus dem Lateinischen, Griechischen, Deutschen und Französischen. Dabei wird nicht vom einzelnen Worte ausgegangen, sondern, wie es naturgemäfs und allein richtig ist, vom Satzganzen. Denn nur im Flusse der zusammenhängenden Rede hat sich der Sinn der Wörter allmählich verschoben und weiter entwickelt. Die Absicht des Verfassers ist aber nicht gewesen, eine Reihe von Bedeutungsunterschieden, nach gewissen Kategorieen geordnet, mitzuteilen und zu besprechen, wie es besonders F. Heerdegen, dann H. Paul und O. Hey gethan haben, er hat vielmehr bei Abfassung seiner Schrift im Auge gehabt, den Leser Schritt für Schritt in die Entwickelung der einzelnen Wortbedeutungen einzuführen und ihm die allmähliche Wandlung des Wortsinns aufzudecken, soweit es überhaupt möglich ist. Denn da sich dieser Übergang in der Seele des Menschen unbewufst vollzieht, so war die gestellte Aufgabe immer nur bis zu einem gewissen Punkte lösbar.

Als Quellen für das ausgewählte Wortmaterial sind namentlich benützt worden die grofsen Wörterbücher, ferner Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte und Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie, für das der Verf. selbst Beiträge geliefert hat. Das Gebotene ist gröfstenteils zuverlässig, doch läuft manches mit unter, was wohl nur der Vollständigkeit wegen gebucht worden ist und sonst als selbstverständlich bei Seite gelassen worden wäre. Leider fehlt ein Index; auch sind die Kapitelüberschriften zum Teil so wenig glücklich gewählt, dafs man nicht immer auf den ersten Blick den Inhalt des betreffenden Abschnitts, geschweige denn die Gliederung des ganzen Buches, übersehen kann. Doch legt die Arbeit auf jeder Seite Zeugnis

davon ab, dafs sich der Verfasser auf dem betretenen Gebiete gründlich umgesehen hat und überdies mit Lust und Liebe den einschlägigen Spracherscheinungen nachgegangen ist.

2) G. Blumschein, Streifzüge durch unsere Muttersprache. Köln a. Rh. 1898, P. Neubner. 238 S. 8. 2,40 M.

Die sechs Abhandlungen, welche B. in vorliegendem Buche vereinigt, sind aus Vorträgen erwachsen, die er während der letzten Jahre in verschiedenen Städten des Rheinlandes gehalten hat. Drei davon (Unsere Personennamen im Lichte der Geschichte, Die deutschen Familiennamen, Mundartliches) waren bisher noch nicht veröffentlicht, die drei andern dagegen (Die sprachbildende Kraft der Bedeutungsübertragung, Über Wortwanderungen und Wortwandelungen, Kulturgeschichtliches in unserer Muttersprache) sind zum Teil schon im vorjährigen Osterprogramm der Kölner Oberrealschule und in den Wissenschaftlichen Beiheften der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins zum Abdruck gekommen. Bei keiner von ihnen beabsichtigt der Verf. die gelehrte Forschung weiterzuführen, sie sollen „vielmehr als Zusammenstellungen, die auf dem Boden der Wissenschaft aufgebaut sind, dem Zwecke der Anregung und Belehrung dienen und das Verständnis unserer Sprachgeschichte fördern helfen“.

Viel Fleifs bekunden vor allem der dritte und vierte Abschnitt, für welche Namensverzeichnisse verschiedener Jahrhunderte aus allen Gegenden Deutschlands untersucht und eine Menge urkundlichen Namensmaterials durchforscht werden mufste, hauptsächlich zu dem Zwecke, um daraus Schlüsse über die Eigenart der deutschen Nomina propria und ihre geschichtliche Entwickelung zu ziehen; am anziehendsten erscheinen die erste und fünfte Abhandlung, in denen Redensarten und Wörter kulturgeschichtlich ausgebeutet werden, deren Bedeutung sich jetzt geändert hat; am wenigsten in sich abgeschlossen und gerundet ist der an das Ende gerückte Aufsatz über den mundartlichen Wortschatz.

Da das Buch für einen gröfseren Leserkreis bestimmt ist, so sind die vorgeführten Kulturbilder oft mit behaglicher Breite ausgemalt; aus demselben Grunde ist es absichtlich vermieden worden, zahlreiche Belegstellen heranzuziehen oder Kritik an den Ansichten anderer auszuüben und die eigenen Anschauungen zu begründen. Doch hat man auch ohnedies das Vertrauen zum Verfasser, dafs er durchaus Zuverlässiges bietet; denn auf jeder Seite läfst sich erkennen, dafs er aus den besten Quellen schöpft und die Gabe besitzt, Sicheres vom Unsicheren zu unterscheiden. Nur an wenigen Stellen wird man zu Zweifel geneigt sein, z. B. wenn er S. 147 die Redensart „den Lebensfaden durchschneiden“ auf die altgermanische Mythologie (die Nornen) zurückführt, während doch das früheste Vorkommen der Wendung im Mhd. die griechische Abkunft erkennen läfst (wan Klôtô, diu den rocken dinset, diu muoȝ liden, wan Atropos abesnîden wil des lîbis sîden

vadem, Germ. 3, 406, 65), ferner wenn er S. 200 „Vorsatz“ mit der Scheibe in Verbindung bringt oder S. 180 „anspielen auf“ aus der Karte statt aus der Musik ableitet. Ebenso wird S. 208 die Erklärung des Wortes „ein komischer Kauz“ durch den ähnlichen Gebrauch von Gouch, Kuckuck = Narr unwahrscheinlich gemacht.

Ferner finden sich einige Versehen, die man bei einer zweiten Auflage gern beseitigt sehen möchte. So steht S. 89, Ambrosius sei aus *ἀνάβροτος* (soll heifsen *ἄμβροτος*) hervorgegangen, während doch *ἀμβρόσιος* das Etymon ist; S. 123 liest man: „Semmler d. i. Semmelbäcker von ahd. sëmon (soll heifsen sëmôn), it. semola, fr. semoule“. Hier ist das Wort also gleichzeitig aus deutscher und aus romanischer Quelle abgeleitet. Thatsächlich stammt es aber aus keiner von beiden, sondern ist ein Lehnwort aus lat. simila (vgl. ahd. simila, semala), woraus auch die romanischen Wörter hervorgegangen sind. S. 133 heifst es: „von der Beck“ aus ahd. beki, bikki, Bach; beki ist aber altsächs., das ahd. Wort lautet bah oder pah; S. 177 findet sich bei Daus die Angabe „auf lateinisch duos zurückzuleiten“. Das könnte zu der Annahme verführen, dafs das deutsche Wort unmittelbar aus dem Lateinischen herübergenommen sei. In Wirklichkeit ist es in ahd. Zeit (ahd. dûs) aus afrz. douz entlehnt, das allerdings auf lat. duos zurückgeht. S. 139 wird der Name Schlichtegroll mit „Schlichte das Haar“ übersetzt. Hier ist aber für die meisten Leser ein etymologischer Fingerzeig sehr erwünscht, ja selbst für die Rheinländer, die das Wort Krolle, Locke = mhd. krol, krolle noch besitzen, ist die Angabe der früheren Schreibart des Eigennamens (Schlichtekroll) nicht überflüssig. Endlich wird von „wenig“ S. 39 behauptet, dafs es nur noch im Plural gebraucht würde. Wohl kommt es nicht mehr wie im Mhd. in Verbindungen wie daȝ wenige kint = das ohnmächtige, schwache Kind vor, aber bei Kollektiven wie Holz wird es jederzeit im Singular verwendet. Es hätte daher heifsen müssen „bei Pluralen und pluralischen Begriffen“.

Indessen beeinträchtigen diese Ungenauigkeiten den Wert des Buches wenig. Daher kann es jedem gebildeten Deutschen, der seine Muttersprache lieb hat und sich gern in deren Schönheiten vertieft, angelegentlich empfohlen werden; aber auch der Fachmann wird es nicht ohne Nutzen lesen, sondern manche gute Anregung darin finden.

Eisenberg S. A. O. Weise.

W. M. Lindsay, Die lateinische Sprache. Ihre Laute, Stämme und Flexionen in sprachgeschichtlicher Darstellung. Vom Verfasser genehmigte und durchgesehene Übersetzung von Hans Nohl. Leipzig 1897, S. Hirzel. XVI u. 747 S. 8. 14 M.

Im Jahre 1894 erschien in London Lindsays epochemachendes Werk The latin language, 660 S. stark. Die ausgezeichnete

Leistung dieses um die historische Grammatik der lateinischen Sprache verdienten Verf.s ist von grofsem Einflufs auf die sprachwissenschaftlichen Studien in England und Amerika gewesen, trotzdem erst wenige Jahre inzwischen verflossen sind. Von Deutschland kann man nicht das Gleiche sagen, denn einerseits war von deutscher Wissenschaft das meiste von dem errungen, was Lindsay in so vortrefflicher Weise zusammenfafste und ordnete, andererseits beherrschen in Deutschland die klassischen Philologen die englische Sprache nicht in dem Grade, wie die englischen mit der deutschen vertraut sind. Daher konnte Lindsays Meisterwerk bei uns bisher nicht die Rolle spielen, die es verdient. Sehr zeitgemäfs und dankenswert erscheint daher die deutsche Übersetzung von H. Nohl, welche sicher dazu beitragen wird, dafs unsere Grammatiker und Philologen mit einem Buche bekannt werden, das als ein reichgefüllter Sammelbrunnen lateinischer Sprachwissenschaft nicht seinesgleichen hat.

Was Gustav Meyers griechische Grammatik für das Griechische, das ist Lindsays Lat. Sprache für die Sprache der alten Römer: die einzige wissenschaftlich zuverlässige, annähernd vollständige Darstellung der lat. Laut-, Stamm- und Flexionslehre neben den bekannten, auch in dieser Zeitschrift gewürdigten Arbeiten von F. Stolz. Damit ist schon gesagt, dafs sie auf der Höhe der Zeit steht und den heutigen Anforderungen der Wissenschaft im wesentlichen entspricht, dafs sie durchaus geeignet ist, das wissenschaftliche Verständnis der lat. Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu fördern. Und das will etwas sagen, denn eine solche Darstellung des lat. Formenbestandes ist eine der schwierigsten Aufgaben auf dem indogermanischen Gebiete. Aber Lindsay ist auch ein Meister der Darstellung. Er löst nicht nur die Aufgabe, das Wahre und Wahrscheinliche von dem Unrichtigen zu sondern, wissenschaftliche Kritik an dem zu üben, was die Flut der rastlos strömenden Forschung ins Meer der Wissenschaft ergossen, er zeigt sich auch in weiser Beschränkung als Meister, in weisem pädagogischem Mafshalten, denn das Buch ist vor allem für Studierende bestimmt. Ein besonderer Vorzug ist der Umstand, dafs der Verf. mit seltenem Mut und löblichem Fleifse sich durch die Bauwerke und die Trümmerhaufen der alten lat. Grammatiker hindurchgearbeitet und so aus Schutt und Wust manches Goldkorn ausgegraben hat, das er an richtiger Stelle verwertet. Und ein zweiter Vorzug: Lindsay läfst als tüchtiger Kenner des Vulgärlateinischen und der romanischen Sprachen die romanischen Fortbildungen und Fortsetzungen der lat. Formen nicht aufser Acht, und so fällt manches Licht auf die alten Bildungen, z. B. auf Aussprache und Betonung. Seither haben fast mehr die Romanisten auf das Lateinische zurückgegriffen, als dafs die Latinisten das Romanische berücksichtigten. Und es ist doch von hohem Werte, das Lateinische bis in die letzten Sprossen und Ausläufer in den

lebenden Sprachen zu verfolgen. Aus solchem Vergleiche der lebenden mit den toten Sprachen erschliefsen sich dem Forscher die wichtigsten Gesetze; unsere Sprachwissenschaft verdankt diesem Verfahren ihre gröfsten Triumphe.

Wir wenden uns nun zu der Gestalt, welche das Buch in der vorliegenden Übersetzung erhalten hat. Zunächst ist es fast 100 Seiten stärker geworden. Die mit dem englischen Original vorgenommenen Änderungen sind ganz solcher Art, wie sie die Rücksicht auf einen deutschen Leserkreis erforderte. So wurden einerseits neben den erläuternden Beispielen aus dem Neuenglischen oder auch an Stelle derselben entsprechende Erscheinungen aus dem Nhd. eingefügt, die indogermanischen Parallelen, welche nicht zu zahlreich auftreten, durch Formen aus dem Gotischen und Ahd. ergänzt; andererseits wurde zu spezifisch Englisches, das für die deutsche Ausgabe belanglos war, übergangen und phonetische Erörterungen elementarer Art kürzer gefafst oder gestrichen. Verweisung von Textstellen in die Anmerkungen gab der Darstellung, welche bekanntlich in solchen Werken so schon überaus schwierig und schwer lesbar sich gestaltet, leichteren Flufs. Der Übersetzer hat seine nicht leichte Aufgabe glänzend gelöst; gewifs nicht ohne Entsagung hat er bescheiden auf eigene sonstige Zusätze verzichtet und tritt so hinter dem Verf. zurück, dafs dem Buche seine volle Individualität bewahrt wurde, dafs es in deutschem Gewande die wissenschaftliche Persönlichkeit seines englischen Autors, nicht die Auffassungen des Übersetzers vertritt. In manchem erkennen wir die leitende Hand des Prof. Osthoff-Heidelberg. Er gab die dankenswerte Anregung zur Übersetzung, sein Rat war dem Übersetzer, seinem Schüler, zugänglich. Aber auch Prof. Sütterlin-Heidelberg und der Autor selber haben das Werk überwacht. So hat der letztere die von den Rezensenten der englischen Ausgabe und anderen gegebenen Winke benutzt. Konnten deutsche Kritiker, wie Kretschmer, der englischen ersten Ausgabe nachweisen, dafs sie über den augenblicklichen Stand mancher Probleme nicht genügende Auskunft gab, dafs einzelnes nicht auf der Höhe der Wissenschaft sich hielt oder dafs die litterarischen Angaben nicht ausreichten, so trifft dieser Vorwurf nicht mehr in dem früheren Mafse zu.

Verglichen mit der englischen Ausgabe, liegt das Buch also in vielfach verbesserter und berichtigter Gestalt vor. Geblieben ist die frühere Anordnung der Teile, welche allerdings nicht ganz einwandsfrei war. Es enthält nach einander die Kapitel: Alphabet, Aussprache, Betonung, die lat. Vertreter der indog. Laute. Dann folgen: Bildung der Nominalstämme (Substantiv- und Adjektivstämme); Deklination der Subst. und Adj., Komparation, Zahlwörter; Pronomina; Verbum; Adverbia und Präpositionen und zuletzt Konjunktionen und Interjektionen.

Bei dieser Anordnung ist es aufgefallen, dafs die Lehre von der Aussprache in herkömmlicher Weise vor der Darstellung der lat. Vertreter der indog. Laute gegeben ist. Das hat den Übelstand zur Folge, dafs man vieles aus der später folgenden eigentlichen Lautlehre vorweg nehmen mufs. Die umgekehrte Anordnung oder Zusammenfassung beider Kapitel ist ja praktischer, hat aber auch ihre Schattenseiten. Der Bearbeiter befindet sich hier in einer schwierigen Lage, und darum ist es dankbar anzuerkennen, dafs Lindsay in dieser Ausgabe jene fraglichen Abschnitte wenigstens besser zu einander in Beziehung zu setzen gesucht und einige Wiederholungen gestrichen hat. Das zwischen beiden Teilen stehende mittlere Kapitel von der Betonung gehört gleichfalls zu den schwierigsten Stücken der ganzen Arbeit; dieser Punkt ist aber durch den Verf. selbst erheblich gefördert worden. Das Kapitel von der Bildung der Nominalstämme ist in praktischer Weise knapp gehalten; es nimmt nur 60 Seiten, die Betonung 80 Seiten ein. In der Betonungsfrage spielt die Synkope eine wichtige Rolle; sie ist mit 20 Seiten bedacht. Die Syntax fehlt dem Plane gemäfs, da es sich nur um die Darstellung des Wort- und Formenbestandes handelt, doch finden sich manche syntaktischen Bemerkungen an passender Stelle eingestreut, so besonders bei den Konjunktionen und Adverbien.

Dafs diese deutsche Ausgabe einer zweiten, verbesserten Auflage gleichzusetzen ist, wird dem Kundigen nicht entgehen. So wird S. 462 der Dat. Abl. Plur. auf -īs, älter *-eis* (aus früherem *-ais*) nicht mehr wie früher schlechtweg ein Lokativ genannt, sondern auch bemerkt, dafs Brugmann darin einen Instrumentalis sieht. Die gleiche Vorsicht gewahrt man jetzt S. 564 bei dem Impf. Konj. auf *-rem*, der früher aus *-sem* = Konj. der Wurzel *es* erklärt wurde. — S. 457 schreibt Verf. jetzt richtig *pilumnoe, poploe*. — S. 489 ist der Vokativ *mi* nicht mehr als kontrahiert aus *mie* angegeben, sondern S. 484 als Nebenform dazu bezeichnet. Schon Schweizer-Sidler-Surber, Gramm. d. lat. Spr., läfst den Vokativ *mi* zu der alten Form *mius* gehören, über welche Lindsay S. 490 spricht. — S. 631 erkennt Verf. in *breviter* (Adv.) einen erstarrten Nom. Sing. Masc., erstarrt zu einem bei jedem Numerus und Genus zu gebrauchenden Adverb ähnlich wie *potis*. Osthoffs frühere, sehr ansprechende Deutung dieser Adverbbildung (*breviter* = *brev' iter* „kurzweg") ist also von Lindsay wie auch von Osthoff selbst inzwischen fallen gelassen worden. Eine ähnliche Erstarrung oder Isolierung einer Form könnte in *quin* gefunden werden, das bekanntlich sowohl für *qui ne* (*non*) als auch für *quae, quod, quo* + *ne* (*non*) stehen kann. Lindsay wenigstens erklärt S. 705 den Vorgang in dieser Weise. Ich halte aber auch hier in dieser Verwendung das *qui* für das Adverb und meine, dafs man von solchem adverbiellen Gebrauch ausgehen mufs, will man alle weiteren Gebrauchsweisen passend erklären. — S. 551

vermisse ich Genaueres über die Quantität des Vokals vor *-sco*. Ich meine, er ist immer lang, auch in *-īsco, -īscor*, sogar wenn ein Simplex der 3. Konjugation vorliegt. Lindsay scheint nur *-āsco, -ēsco, -ōsco* anzuerkennen. — Zu S. 517 bemerke ich, dafs *sōlus* „allein“ doch möglicherweise mit dem Adv. *sē-*, *sed-* „beiseite, besonders“ zusammengehört. Dem Zweifel Brugmanns u. a. steht als günstiges Zeugnis *sobrius* gegenüber, wenn es = *se-ebrius* ist. An diese verwandtschaftliche Beziehung scheint Lindsay, nach S. 517 und 681 zu urteilen, nicht gedacht zu haben. — S. 589 ist die Bemerkung Kretschmers (W. f. kl. Ph. 1895, 924) zu dem Konjunktiv auf *-am*: „*a* stammt von den athematischen Verben mit Stammausgang *-a* wie z. B. *sistam, sternam* u. s. w.“ nicht berücksichtigt. — Zu S. 527 freut es mich, dafs Verf. *meridies* aus *medidies* für wahrscheinlich richtig erklärt, so dafs *r* auf eine Dissimilation zurückgeht. Über das Wort ist viel gestritten; ich bin bisher stets (s. m. Jahresbericht für allg. u. vgl. Sprachwiss. Berlin 1889, Calvary S. 188) mit Hintner, M. Warren und Bréal für diese Dissimilation eingetreten. Lindsays ganzer § 112 „Lat. *r* für *d*“ ist sehr interessant.

Gewifs ist auch dieses sonst so vollständige und ausgezeichnete Buch noch mancher Ergänzung bedürftig, aber eine gröfsere Leistung kann man von einem Manne nicht verlangen. Auf jeder Seite bietet es Belehrung und Anregung; ein gutes Sach- und Wortregister sorgt für bequeme Auffindung des Einzelnen. Ich schliefse mit dem schuldigen Dank gegen den Herrn Übersetzer.

Colberg. H. Ziemer.

R. Lovera, Lectures et exercices français. Französisches Lese- und Sprechbuch. Für die Mittelklassen höherer Lehranstalten bearbeitet. Mit einem nach Lektionen und einem alphabetisch geordneten Wörterverzeichnis. Stuttgart 1898, Muthsche Verlagshandlung. 83 S. 1,80 M.

Zu den zahlreichen Hilfsmitteln, die zur Übung in der französischen Konversation dienen sollen, zählt auch das vorliegende Büchlein, und es drängt sich mit Recht die Frage auf: „Ist das Erscheinen dieser Sammlung der *Lectures et exercices français* am Platze?“ Der Verf. sieht die Berechtigung seiner Arbeit in der von ihm befolgten Methode. Zwar giebt er zu, dafs das Ziel, welches er sich gesteckt hat, und das darin besteht, den Schülern mit einem fast ganz modernen, aus den besten Quellen entlehnten Stoffe die hauptsächlichen Anfangsgründe der Konversation zu bieten und sie frühzeitig an die mündlichen Übungen zu gewöhnen, bereits von vielen Texten angestrebt ist, findet aber, dafs diese Texte „sont pour la plupart façonnés sur quelque théorie philosophique au détriment de la pédagogie“, und fügt hinzu „nous nous sommes servi tout simplement des morceaux de lecture pour

y broder autour de la conversation, sans contrainte, sans gêne". Auch den weiteren Anforderungen der neuen Lehrpläne glaubt Lovera in seiner Sammlung gerecht zu werden, insofern er als Ergebnis der Übungen ansieht „pénétrer dans l'esprit de la langue et s'en rendre maître" und in den *Lectures et exercices* ganz besonders das französische Land und Volk berücksichtigt hat.

Die Sammlung ist für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten und zum Privatgebrauch bestimmt und besteht aus 50 Abschnitten, von denen ein jeder mit einem *Questionnaire* bezw. mit *Exercices* versehen ist. Das Material dieser Abschnitte ist höchst mannigfaltig: geographische, naturgeschichtliche und kulturhistorische Skizzen, welche zugleich zur Befestigung und Erweiterung der Kenntnisse in den betreffenden Wissenszweigen dienen können, bilden den Hauptinhalt. Auch dem Bedürfnis, den Schüler so früh als möglich in den Gebrauch der täglichen Umgangssprache einzuführen und mit den geläufigsten Vokabeln bekannt zu machen, ist in anerkennenswerter Weise Rechnung getragen. Zwei Wörterverzeichnisse endlich, das eine nach Lektionen, das andere alphabetisch geordnet, bilden eine willkommene Beigabe.

Somit ist das Büchlein neben der grofsen Zahl ähnlicher Arbeiten als ein wirklich praktisches Hilfsmittel zur mündlichen Übung und Vervollkommnung in der französischen Konversation für den Anfangsunterricht wohl zu empfehlen.

Der Druck ist gut, die Ausstattung splendide.

Zugleich mit den Lectures et exercices français ist von demselben Verf. erschienen ein Schlüssel unter dem Titel: Livre du maître. Nebst Exercices supplémentaires für die Hand des Lehrers. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. 52 S. 8.

Der Schlüssel, welcher den Zweck hat, die Einführung der Lectures et exercices in den Schulen zu erleichtern, ist kein derartiger, wie man ihn für fast alle Unterrichtsgegenstände anzufertigen pflegt. Da nämlich diese Übungen dem Lehrer für seine Thätigkeit je nach Bedürfnis ein weites Feld lassen — ohne Zweifel ein wesentlicher Vorzug der Arbeit —, so sind in dem *Livre du maître* zu der einfachen Beantwortung der in den Questionnaires enthaltenen Fragen zahlreiche Beispiele zur Auswahl, umfangreichere Erläuterungen und ergänzende Übungen hinzugekommen, welche sich inhaltlich den einzelnen Stücken anschliefsen und für den mündlichen wie schriftlichen Gebrauch recht gut Verwertung finden können. (Vgl. Nr. 1, 10, 12, 31 u. a. m.) Das mit grofsem Fleifs und unverkennbarer Sachkenntnis verfafste Lehrmittel wird gewifs bei allen Fachgenossen eine wohlverdiente Würdigung finden.

Über Druck und Ausstattung gilt das oben Gesagte.

Salzwedel i. A. K. Brandt.

Stier, Französische Syntax. Mit Berücksichtigung der älteren Sprache. Wolfenbüttel 1897, Julius Zwifsler. VIII u. 475 S. 8. 6 M.

Stiers „Französische Syntax" sucht das Tagesbedürfnis, für das es sich wesentlich um die Darlegung des gegenwärtigen Standes der Sprache handelt, und das Verlangen des Studierenden nach einem Einblick in die Sprachentwicklung in gleichem Mafse zu befriedigen. Ihr besonderes Verdienst gegenüber anderen Grammatiken, die im übrigen das Gleiche gewollt und erreicht, liegt in der hervortretenden Berücksichtigung der Sprache des mündlichen Verkehrs neben der Schriftsprache. Auf die zahlreichen Vorzüge im einzelnen, die das vorliegende Lehrbuch enthält, verweist der Verfasser selbst in der Vorrede S. V bis VIII, und man braucht nur das dort Gesagte und die unter den mehr als 90 benutzten älteren Grammatiken aufgeführten Namen Lücking, Plattner, Darmesteter, Tobler u. a. zu lesen, um die Überzeugung zu gewinnen, dafs man es hier mit einem der gediegensten grammatischen Lehrbücher neuerer Zeit zu thun hat. Die zum Beleg der Sprachgesetze regelmäfsig herangezogenen Werke sind in einem Anhang auf S. 473 bis 475 aufgezählt, wo man nicht blofs die meistgelesenen Schulschriftsteller, sondern auch die hervorragendsten Revuen und zahlreiche ältere Schriftwerke so deutschen wie französischen Ursprungs findet. Von der Reichhaltigkeit des Inhalts zeugt der 12 Seiten (S. 461 bis 472) beanspruchende Index; 459 Seiten enthalten das Regelwerk selbst in sieben Kapiteln: I. Wortstellung, II. Verbum, III. Artikel und Substantiv, IV. Pronomen, V. Adjektiv, VI. Adverb, VII. Präposition. Durch Seitenüberschriften, Abwechslung in den Typen, ganz besonders aber durch übersichtliche Einteilungen wird uns das Zurechtfinden in dem umfangreichen Buche erleichtert. Instruktiv in hervorragendem Mafse ist beispielsweise die Dreiteilung der Verba des Denkens und Sagens nach ihrer Konstruktion „Mit Indikativ", „Mit Konjunktiv", „Mit Infinitiv" (S. 149 bis 156) und dann eine Fortsetzung dieser Einteilung für die Konjunktionen (S. 156 bis 166). Auch die Aufführung von Verbalreihen mit einer bestimmten syntaktischen Eigentümlichkeit nach der alphabetischen Folge dient zur leichteren Orientierung, zumal wo die Menge des Materials durch eine Einteilung nach logischen Kategorieen sich nicht bewältigen läfst, wie bei den Verben, die den Infinitiv mit *à* nach sich fordern (S. 182 bis 197) und bei den entsprechenden Adjektiven (S. 197 bis 201). Von den Gallicismen mit *en* und *y* werden zuerst die mit *avoir*, dann die mit *être*, dann die mit den Verben auf *er*, *ir* u. s. w. aufgezählt (S. 310 bis 314). Der Unterschied der deutschen und französischen Ausdrucksweise in der Verwendung des Possessivpronomens ist ebenfalls durch eine in die Augen springende Anordnung näher gebracht (S. 328). Eine ausdrückliche Rücksichtnahme auf das Bedürfnis des Anfängers bekundet der Verfasser durch die An-

merkung zu der Regel über die Verwendung von *plus que* und *plus de* (S. 407): „Eine Vergleichung liegt vor, wenn man das Verb des Hauptsatzes im Nebensatz wiederholen kann, z. B. Ein Pferd zieht mehr als zwei Esel ziehen (also *que*). Man kann aber nicht sagen: Das Pferd zieht mehr als 500 Kilo ziehen (also *de*)".

In streng wissenschaftlicher Weise legt Stier die dunklen Punkte der französischen Grammatik — und welche Grammatik hätte solche nicht — stets offen dar und sucht nie Lücken zu verkleistern, Unklarheiten zu verbergen. Um jedoch die gröfstmögliche Klärung zu erzielen, beruhigt er sich nicht bei der Auskunft der vorhandenen Grammatiken, sondern wendet sich persönlich an die hervorragenden französischen Grammatiker, so z. B. inbezug auf die Stellung zweier Personalpronomina beim positiven Imperativ. Ob es *montrez-le-nous* oder *montrez-nous-le* heifsen mufs, darüber scheinen ihm Hölder, Plattner, Kühn u. a. deutsche Grammatiker keine ganz unanfechtbare Auskunft zu geben; mehr schon sagen ihm die Erklärungen von Guérard und Larousse zu. Dennoch wendet er sich noch brieflich um Auskunft an die Franzosen und giebt uns die Rückäufserungen Chassangs, Guérards, Lenients, Darmesteters und Clédats zu eigner Entscheidung (S. 302 u. 303). Besonders dankenswert ist es, dafs er uns auch so persönlich gefärbte Distinktionen wie die von Mme Sévigné mit Bezug auf das Personalpronomen *le* (*la, les*) in identifizierender und ähnlicher Verwendung nicht vorenthält. Da heifst es (S. 315) nach Bastins „Glanures grammaticales": *Ménage se plaignant un jour d'être enrhumé, Mme de Sévigné lui dit: Je la suis aussi. Il me semble, reprit l'altier grammairien, que les règles de notre langue veulent: je le suis aussi. Vous direz comme il vous plaira, répliqua Mme de Sévigné; pour moi, je croirais avoir de la barbe au menton, si je disais: je le suis aussi.* Diese Anekdote und die daran geknüpften Äufserungen Vaugelas' und Thomas Corneilles beleuchten die Auffassung der Franzosen besser, als Regeln und Anmerkungen dies zu thun imstande wären. Auf der anderen Seite holt Stier zur Klärung auch besonders prägnante Beispiele aus der deutschen Sprache herbei, die er zumeist Blatz' Neuhochdeutscher Grammatik entlehnt, wie die Citate aus Luther, dem Simplizissimus, aus Lessing, Goethe und Schiller (S. 409), wo nach einem bejahenden Komparativ auch im Deutschen beim Verbum des Nachsatzes die Negation sich vorfindet: Das Wort Gottes ist schärfer, denn kein zweischneidig Schwert (Luther). Wir schweben diesen Augenblick in einer gröfseren Gefahr, als ihr alle nicht seht (Goethe). Wir müssen das Werk in diesen nächsten Tagen weiter fördern, als es in Jahren nicht gedieh (Schiller). So willkommen wie diese Citate dürften auch die zum Beleg für die Verwendung einer doppelten Negation aus deutschen Schriftstellern entnommenen Beispiele (S. 438) dem Studierenden sein.

Ausstellungen habe ich nur in geringer Zahl zu machen. Die auf S. 216 und 217 gegebene Regel über die Flexion des mit einem Infinitiv verbundenen Part. passé in Beziehung auf ein vorangegangenes Akkusativobjekt ist vielleicht ganz praktisch, aber nicht logisch. Handelte es sich jedoch hier wirklich darum, in erster Linie praktische Vorschriften zu geben, so wäre am Ende folgende Auskunft den vielen anderen, die über diesen heiklen Punkt schon aufgestellt sind, vorzuziehen: Das mit einem Infinitiv verbundene Part. passé ändert sich in der Regel nur, wo es sich auf ein vorangegangenes persönliches Akkusativobjekt bezieht, sonst nicht. Diese Norm läfst höchstens ganz vereinzelt den Theoretiker im Stich, denn in der Praxis ist ja die Behandlung dieses Partizips überhaupt noch nicht entschieden. Bei Aufführung der Demonstrativ- und Determinativpronomina (S. 296 und 297) wäre in der Zusammenfassung beider Gruppen wohl folgende Anordnung der von Stier getroffenen vorzuziehen:

Demonstrativ: *celui-ci*, *celle-ci*
celui-là, *celle-là* u. s. w.
Determinativ: *celui qui*, *celle qui*
(*celui de*, *celle de*) u. s. w.

Die zu *c'est à qui* (S. 359) herangezogene Erklärung von Mahn ist nicht einleuchtender als die von anderen Grammatikern versuchte. Wie weit die hier gegebenen, übrigens ja allgemein angenommenen Ableitungen von *oui* und *nenni* (S. 436 und 437) begründet sind, läfst sich nicht recht ersehen. Sonst verfehlt es der Verfasser fast nie, seine Erklärungsversuche eigentümlicher Spracherscheinungen durch litterarische Belege aus dem Schrifttum der älteren Zeit oder aber durch die zustimmenden Urteile französischer Grammatiker zu stützen. Von deutschen Gelehrten auf diesem Gebiete citiert er, wie nicht anders zu erwarten, namentlich Tobler. In eine Polemik mit Konkurrenzgrammatiken tritt er nur selten ein, wenn man nicht etwa die in der Einleitung des Buches aufgezählten Vorzüge als eine solche auffassen will. Der breite Raum aber, der hier bei der Erklärung so zahlreicher Erscheinungen der Ansicht anderer Grammatiker gewährt wird, macht das Buch in gewissem Sinne zu einem auch über die Stellung dieser anderen orientierenden Werke und dürfte manchem als Anlafs dienen, die Parallelwerke selbst einmal näher einzusehen.

Die mir aufgefallenen Druckfehler sind nicht von Belang, sollen aber doch im Interesse einer zweiten Auflage hier eine Stelle finden. Da liest man: S. 7 Z. 17 von unten *est-ce que?*, wo das Fragezeichen wegbleiben mufs; S. 308 und anderwärts *Göthe* statt *Goethe*; S. 339 Z. 13 u. 9 von unten *la* statt *là*; S. 342 Z. 12 von unten *tre* statt *Etre*; S. 355 Z. 14 von oben *quelquechose* statt *quelque chose*; S. 375 Z. 18 von unten *viellard* statt *vieillard*; S. 389 Z. 20 von unten *clairseme* statt *clairsemé*;

S. 403 Z. 14 *fait* statt *faits*; S. 408 Z. 24 von oben *quon* statt *qu'on*; S. 410 Z. 2 von unten *a* statt *à*; S. 417 Z. 11 von oben *a* statt *la*; S. 437 Z. 7 von unten *a* statt *à*.

Frankfurt a. M. M. Banner.

Julius Beloch, Griechische Geschichte. Zweiter Band: Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens. Strafsburg 1897, Trübner. XIII u. 713 S. 8.

Nachdem Ernst Curtius in seiner Griechischen Geschichte die meisterhaften, auf die Quellenberichte gegründeten Schilderungen der Perserkämpfe, des Kunstlebens in Athen, des Unglücks der Athener in Sicilien, der Befreiung Thebens u. s. w. gegeben hat, sind die neueren Darsteller mehr auf kritische Behandlung des Stoffes bedacht, wozu sich auch nach den von Curtius gegebenen Erörterungen noch reichlicher Stoff findet. Es handelt sich um Klarstellung der minder deutlich überlieferten Ereignisse und um Beurteilung der Zustände sowie der hervorragenden Persönlichkeiten von einem umfassenden Standpunkt aus. Der vorliegende Band bringt manches Neue, mit lebhafter Darstellung fordert der Verfasser Zustimmung oder Widerspruch seiner Leser fast heraus.

Im ersten Bande (vgl. Bd. 48 S. 278 ff. dieser Zeitschrift) war die Erzählung des peloponnesischen Krieges beim Jahre 416 abgebrochen, um vor dem Fall der athenischen Demokratie die mit ihr zusammenhängende Blüte des Geisteslebens darzustellen, welche man sonst vor dem Kriege zu schildern pflegt. Der zweite Band beginnt mit einer Fortsetzung dieser Betrachtung, indem er die „Reaktion" schildert, welche sich sowohl gegen die Sophisten wie gegen die Demokratie richtete. Beide sind zu weit gegangen; „wie es die Wissenschaft war, die durch unfruchtbare Skepsis ihren theologischen Gegnern den Weg gebahnt hatte, so war es zum grofsen Teil die Schuld der Demokratie, wenn die öffentliche Meinung jetzt begann sich von ihr abzuwenden" (S. 22). Sokrates und Platon sind die Hauptvertreter dieser Reaktion; ihr Bestreben, Wissen und Glauben zu versöhnen, findet vom Standpunkt der „reinen Wissenschaft", den der Verfasser einnimmt, nur bedingte Anerkennung. „Im allgemeinen kann man nicht sagen, dafs die Hellenen Sokrates einen Fortschritt in der ethischen Erkenntnis verdanken" (S. 15). „Platons Lehre ist im Grunde nichts weiter als ein theologisches System, dem die Philosophie nur zur Stütze dient" (S. 21). Nach dieser überraschenden Darlegung folgt im zweiten Abschnitt die weitere Erzählung des peloponnesischen Krieges, mit näherem Eingehen auf Theramenes nach Aristoteles' Schrift vom Staat der Athener. Da der Fall der Demokratie in Athen und in Syrakus fast gleichzeitig eintritt, wendet sich nun die Betrachtung, die Gesamtentwickelung Griechenlands im Auge behaltend, sowohl dem Walten der spartanischen

Oligarchie wie der von Dionys I. begründeten Tyrannis zu. Jene vermag die Staaten des Mutterlandes nicht zu einigen und die Wiedererhebung der Demokratie nicht zu hindern; die mancherlei Kriegsverwickelungen vor und nach dem Frieden des Antalkidas werden mit sorgsamem Eingehen auf chronologische Fragen und Ergebnisse der neueren Inschriftenforschung dargestellt. Sicilien verdankt dem „grofsen Feldherrn und Staatsmann" (S. 176) Dionys „ein halbes Jahrhundert inneren Friedens und eine Machtstellung nach aufsen wie nie zuvor" (S. 328); erst mit der Vertreibung seines Sohnes treten hier die mit erneuten Freiheitsbestrebungen der Städte verbundenen Unruhen ein. Auch des bosporanischen Reiches, welches sich nach dem Fall der athenischen Macht unter den Spartokiden erhebt, sowie der Herrschaft des Klearchos und seiner Söhne im pontischen Herakleia wird gedacht; auch hier „erfüllt die Militärmonarchie ihre Aufgabe, die Existenz der vorgeschobenen Posten des Griechentums gegenüber den Angriffen der umwohnenden Barbaren zu sichern" (S. 189). Im Mutterlande erhebt sich Theben, aber die zu weit greifenden Pläne des Epaminondas, der auch eine Seeherrschaft zu gründen trachtet, brechen mit seinem Tode zusammen, und in weiterem Kampfe „verzehrt die Nation ihre Kräfte, die, wenn sie einig gewesen wäre, der ganzen Welt hätte gebieten können" (S. 336). Damit ist die geschichtliche Berechtigung der nun eintretenden macedonischen Oberherrschaft erwiesen; „die Einigung von Hellas konnte nur von dem Staate ausgehen, wo allein das alte, von Zeus eingesetzte Königtum in kraftvoller Machtfülle sich erhalten hatte" (S. 477).

Bevor die Erhebung Macedoniens erzählt wird, betrachtet der Verfasser in vier anziehenden Abschnitten das wirtschaftliche, geistige und gesellschaftliche Leben der Griechen im vierten Jahrhundert. Trotz der vielen Kriege ist noch immer aufstrebende Volkskraft wahrzunehmen; die Verluste werden bald ersetzt. Grofsstädtisches Leben entfaltet sich, namentlich in Athen und Syrakus, Gewerbe und Handel blühen, bei steigendem Wohlstand sinkt der Wert des Geldes. Mit Unrecht wird übrigens S. 356 behauptet, dafs Böckh diese „Preisrevolution" nicht erkannt habe. Die dort angeführten Weizenpreise stehen auch in der Staatshaushaltung I³ 118 angegeben, ebenso die Viehpreise ebd. S. 94 mit ausdrücklicher Unterscheidung der Zeiten; auch in dem Abschnitt „Welche Summe zum Lebensunterhalt erforderlich war" unterscheidet Böckh sehr wohl das sokratische und das demosthenische Zeitalter. Ein Zurückgehen zeigt das vierte Jahrhundert in den hauptsächlich Ackerbau treibenden Landschaften, wo die Verarmung viele in ausländischen Söldnerdienst treibt. Hier ist die macedonische Monarchie ebenfalls heilend eingetreten, indem sie die Söldner zu nationalem Zwecke verwandte, um der Nation neues Gebiet zur Ausbreitung zu verschaffen; ebenso machte sie

dem unsteten Treiben der Verbannten ein Ende, indem sie „den Kleinstaaten das Recht nahm, nach eigenem Ermessen über ihre Bürger Kapitalstrafen zu verhängen“ (S. 367).

Nicht minder rührig entwickelt sich das Geistesleben in Litteratur und Kunst; als gröfster Fortschritt erscheint der „Ausbau der Wissenschaft“. Er vollendet sich in Aristoteles, den „seine naturwissenschaftliche Bildung befähigt hat, sich aus den Banden der platonischen Spekulation zu befreien“ (S. 429). Durch ihn hauptsächlich ist jene früher erwähnte „Reaktion“ überwunden worden. Gewifs hat Aristoteles durch die Beobachtung des Wirklichen in der Natur wie im Menschenleben den „Schatz positiver Erkenntnis“ (S. 437) ungemein gefördert, aber wenn er besonders deshalb gelobt wird, weil er im Gegensatz zu Platon die Ethik auf „autonome Grundlage“ gestellt habe (S. 408), so ist doch einzuwenden, dafs er mit tiefer Einsicht den Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen festhält, indem er lehrt, die Glückseligkeit bestehe in vernunftmäfsiger Thätigkeit, und die Vernunft sei das Göttliche im Menschen; es komme also darauf an, nicht blofs auf Menschliches zu denken, sondern sich soviel als möglich unsterblich zu machen (Eth. Nic. 10, 7. 1, 10). Beloch betont im weiteren Verlauf seiner Darstellung, dafs mit der Ausbreitung wissenschaftlicher Bildung sich auch ethischer Fortschritt im Griechenvolke zeige (S. 439), sagt aber nichts von einer fortwirkenden Kraft der Volksreligion; es scheint, als sei diese von der Wissenschaft überwunden. Und doch ist die Götterverehrung, zumal in Olympia und Delphi, noch lange ein sittlicher Halt für die Nation gewesen, und die nacharistotelische Philosophie hat sie mit gutem Grunde eingehender als Aristoteles in Betracht gezogen.

Die geschickte Politik, mit welcher König Philipp die Griechen unterwarf, findet des Verfassers volle Anerkennung, obgleich er nicht leugnet, dafs dabei Geld mit vollen Händen ausgestreut wurde (S. 485). Isokrates wird als unermüdlicher Verkündiger des griechischen Einheitsgedankens gelobt (S. 528 ff.), Demosthenes dagegen getadelt, weil ihm „alles Verständnis fehlte für die von Eubulos vertretene Politik der Sammlung“ (S. 505), weil er sich zum „Agenten des Perserkönigs“ machte (S. 549), weil „das Volk durch langjährige Agitation gegen Philipp in einer Weise verhetzt war, dafs es keiner besonnenen Erwägung mehr Raum gab“ (S. 550). Schliefslich wird doch zugegeben, dafs es „begreiflich sei, wenn die griechischen Staaten der Unterordnung unter Philipps Hegemonie aufs äufserste widerstrebten“ (S. 576), und den Besiegten von Chäronea wird Teilnahme nicht versagt. Aber dafs Äschines ein erkauftes Werkzeug Philipps war, dafür hat Demosthenes in seiner Anklagerede „nicht den Schatten eines Beweises erbracht“ (S. 540); die Rede ist ein „Meisterwerk sykophantischer Kunst“, während Äschines die „schlichte Sprache der Wahrheit“ redet. Es ist dieselbe Ansicht, die früher von L. Spengel,

neuerdings von Ad. Holm vertreten wurde, Demosthenes sei zwar ein grofser Redner, aber in sittlicher Hinsicht und als Staatsmann zu tadeln. Hier kann nur gründliches Studium der vorhandenen Reden entscheiden, und ich zweifle nicht, dafs Äschines dabei doch als zu leicht befunden wird. Neben dem grundlegenden Werk von A. Schaefer ist besonders auf F. Blafs, Die attische Beredsamkeit Bd. 3 zu verweisen, wo S. 137 und 142 der zweiten Abteilung auch von Äschines' Bestechung gehandelt ist.

Wenn Philipp als Sieger sich mäfsigte, so hat gewifs der entschlossene Widerstand Athens viel dazu beigetragen. Dem Lobe, welches S. 574 f. dem korinthischen Friedensvertrag, der Krönung seines Werkes, gespendet wird, kann man beistimmen; er hat „die Einigung in schonender Weise durchgeführt". Es folgt eine für Griechenland im wesentlichen friedliche Zeit, leider zu kurz, als dafs man ein Aufblühen unter der macedonischen Herrschaft behaupten könnte; Alexanders d. Gr. Tod brachte unheilvolle Kämpfe. Der Band schliefst, nach einem Überblick über die Freiheitskämpfe der Westhellenen nach Vertreibung des jüngeren Dionys, mit der Schilderung von Alexanders Eroberungszug bis zum Einzug in Ekbatana und mit angehängtem Register über beide Bände. Die Anlage des Werks läfst einen dritten Band als Abschlufs erwarten, in welchem die Kulturentwickelung der hellenistischen Staaten, mit möglichster Beschränkung der unfruchtbaren Kriege, den Gegenstand einer gewifs wünschenswerten, allerdings öfters sehr subjektiv gefärbten Darstellung bilden würde.

Lübeck. Max Hoffmann.

Gustav Richter, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter. Dritte Abteilung. Annalen des Deutschen Reichs im Zeitalter der Ottonen und Salier. Zweiter Band. Erste und zweite Hälfte. Halle a. S. 1898, Buchhandlung des Waisenhauses. XIV u. 782 S. gr. 8. 16 M.

Etwa sechs Jahre hat dieser zweite Band auf sich warten lassen. Die Gründe dafür waren aber zwingender Natur. Richter hatte neue und verantwortungsvolle amtliche Pflichten zu erfüllen, sein Mitarbeiter Horst Kohl dringende zeitgeschichtliche Aufgaben zu lösen. Mit dieser letzten Thatsache steht es offenbar im Zusammenhange, dafs dieser Teil des Werkes dem Fürsten Bismarck, „dem Meister deutscher That", zugeeignet ist. Die Annalen im Zeitalter Heinrichs IV., die etwa zwei Drittel des stattlichen Bandes (bis S. 538) ausmachen, sind als geistiges Eigentum Richters anzusehen. Für die erste Regierungszeit des Herrschers hat er zwar einen Entwurf Kohls zu Grunde gelegt, aber ihm doch völlig das Gepräge seiner selbständigen persönlichen Auffassung aufgedrückt. Für die Zeit nach 1077 mufste er den Boden überhaupt erst schaffen. Was die Annalen im Zeitalter Heinrichs V. und Lothars

anlangt, so lag ebenfalls ein Entwurf Kohls vor. Auf ihm fufsend hat sein Schüler Opitz in Zittau das Ganze in gleichmäfsiger Ausführlichkeit dargestellt mit einzelnen umfangreichen eigenen Ergänzungen. In einem Anhange endlich (S. 714—771) ist nach dem Muster der früheren Bände die deutsche Reichsverfassung unter den sächsischen und salischen Herrschern von Devrient, einem jungen Freunde Richters, übersichtlich dargestellt.

Auf der Universität habe ich mich gerade mit der Zeit der Salier eingehend beschäftigt und die schweren Bände der Monumenta eifrig gewälzt (wie leicht wird's in der Beziehung jetzt den Studierenden gemacht!). Seitdem bin ich nach besten Kräften bemüht geblieben, den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen — vgl. meine S. 614 angeführte Abhandlung —, und glaubte mich daher, als ich aufgefordert wurde, diesen Teil der Annalen kurz zu besprechen, nicht ablehnend verhalten zu sollen. In allem Wesentlichen kann das im 46. Jahrgange dieser Zeitschrift (1892) S. 98—100 über den ersten Band Gesagte auch von diesem zweiten gelten. Auch er ist beim Studium ganz unentbehrlich und legt rühmliches Zeugnis ab für den wissenschaftlichen Sinn und die Arbeitskraft der Verfasser. Sie kennen den augenblicklichen Stand der Forschung genau und beherrschen das weitschichtige, oft mühsam herbeizuholende Material völlig, nicht nur was die Quellen, sondern auch was die Darstellungen betrifft. Das beweisen übrigens auch die sehr zahlreichen und genauen Nachträge und Berichtigungen. Die neuesten Erscheinungen sind vollständig benutzt. Aus den vorzüglich bearbeiteten Jahrbüchern Meyers von Knonau, die bis 1077 gehen, hat Richter nachträglich manche Abschnitte bereichert; Gundlachs wichtige Abhandlung über die Entstehung des Sachsenkrieges und das inquisitorische Prozefsverfahren aus dem Jahre 1896 ist ihm erst während des Druckes bekannt geworden. Gerdes' Geschichte der salischen Kaiser konnte überhaupt nicht mehr verwertet werden. Von älteren Hilfsmitteln vermisse ich in dem Verzeichnis am Schlusse des Werkes (wo übrigens bei Schum Ort und Zeit des Erscheinens nicht angegeben sind) nur Querner's Dissertation: Zur Frage nach der Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld (Zürich 1878) und Ebelings Programmabhandlung: Zur Charakteristik Adams von Bremen (Vegesack 1880). Diese zwei Schriften scheinen mir nämlich von den späteren doch nicht in allen Punkten überholt zu sein. Die sonstige ältere Litteratur anzuführen lag kein Grund vor, um so weniger, da an manchen Stellen die Fortschritte und die verschiedenen Bahnen der Forschung klar und eingehend aufgedeckt werden.

Zu den Quellenbelägen sind recht oft in Klammern Erläuterungen gegeben und auch sonst Zusätze gemacht. Trotzdem ist die Darstellung doch meist übersichtlich. Die Anwendung des Sperrdrucks thut das Ihrige dazu; öfter vermifst man allerdings

im Texte eine scharfe sachliche Scheidung, wie sie sich gelegentlich (vgl. S. 176 ff. 236 ff.) in den Quellenbelägen findet. In der zweiten Hälfte hätte bei einigen sehr langen Anmerkungen, namentlich zu den Jahren 1111, 1125 und 1133, durch Absätze die Deutlichkeit gefördert werden können. Ob nicht überhaupt öfter ein zu grofses Mifsverhältnis zwischen dem Umfange der Zeittafel einerseits und der Quellenbeläge anderseits obwaltet, möchte ich der Erwägung anheimgeben. Ganze Seiten weisen gar keinen Text auf, z. B. 23 f. 74—76. 104—107. 116 f. 151 f. 244 f. 612 f. 627 f. 636—639. 643—646, und man mufs gelegentlich ziemlich weit zurückblättern (so von S. 243 nach S. 232) oder mehrere Seiten weiter gehen (z. B. von S. 115 nach 119), um den Anfang der Anmerkung zu finden. Erschwert wird mitunter die Übersichtlichkeit auch dadurch, dafs zu den Quellenbelägen wieder Anmerkungen gegeben sind. In der zweiten Hälfte finden sie sich in geringerer Zahl und Ausdehnung als in der ersten. Meines Erachtens konnten öfter Angaben aus diesen Anmerkungen in die Zeittafel oder doch in die Quellenbeläge aufgenommen werden, z. B. S. 74. Dafs in diesem Bande am Kopfe jeder Seite die Jahreszahlen stehen, ist eine sehr zweckmäfsige Neuerung.

Mit der Auffassung der leitenden Ideen, der Zeitströmungen und der führenden Persönlichkeiten stimme ich im allgemeinen völlig überein; in Einzelheiten wird die Beurteilung selbstverständlich stets abweichend sein und bleiben. Heinrichs V. Persönlichkeit z. B. scheint mir etwas zu günstig geschildert (S. 637). Durchaus im Einklang befinde ich mich aber mit Richter in Bezug auf den auch in einem eigenen Anhange (S. 521 ff.) mit Rücksicht auf das Urteil der Zeitgenossen eingehend behandelten Charakter Heinrichs IV. „Keines Herrschers Bild ist jemals von weltlichem und geistlichem Parteihafs in so grausamer Verzerrung überliefert worden, wie das des unglücklichsten von allen, welche die Krone des Reichs getragen haben“. Während sich auch noch neuere Darstellungen allzu eng den klerikal gesinnten antiköniglichen Schriftstellern anschliefsen, hält sich Richter von jeder Übertreibung fern und verteilt sehr objektiv Licht und Schatten; auch von dem zweiten Anhange über die historiographische Würdigung Heinrichs IV. gilt dies Urteil[1]).

In der Besprechung des ersten Bandes a. a. O. wurde gerügt, dafs Vermutungen oder Wahrscheinlichkeiten hin und wieder als Thatsachen mitgeteilt werden. Das geschieht auch in diesem

---

[1]) Über den jüngst von Berlin aus recht hart mitgenommenen Leipziger Historiker Lamprecht heifst es S. 537: „In kühnem Vordringen geht er über die der Geschichtsschreibung bisher gezogenen Grenzen weit hinaus, die deutsche Geschichte wird ihm zu einem grofsartigen Gemälde deutschen Gesamtlebens in allen seinen Äufserungen und Leistungen, in dem die politische Geschichte nur einen bescheidenen Raum behält und ihre Helden als persönliche Kräfte hinter den kollektiven Strömungen stark zurücktreten“.

Bande vereinzelt (vgl. S. 608 Reichstag zu Tribur). Auch am Ausdruck mufs man bisweilen Anstofs nehmen; s. S. 9 „Ankampf“; S. 235 1) findet sich der höchst schwerfällige Satz „Über die Lage — der auf den Vorhöhen der zur Poebene sich neigenden Nordseite des Appennin auf gewölbter Bergkuppe — gelegenen Burg“; S. 441 „zuchtlos und gewaltig“; S. 575 „Afterrecht“ u. ä. Der Name „Gottfried“ ist bald mit einem bald mit zwei t geschrieben. — Der Druck ist äufserst sorgfältig. — Vergessen sei auch nicht, dafs der verfassungsgeschichtliche Anhang, bei dem meist Waitz und Schröder benutzt sind, seiner Aufgabe in ansprechender Weise gerecht wird.

Schliefslich sei dem Wunsche Ausdruck gegeben, dafs das treffliche Hilfsmittel rasch vorwärts schreitet und das Studium der Stauferzeit fördern hilft.

Görlitz. E. Stutzer.

W. Oncken, Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm. Berlin 1897, Historischer Verlag Baumgärtel. Erste Lieferung. 80 S. 8. 2 M.

Onckens bekanntes Geschichtswerk, in zwei Bänden 824 und 1018 Seiten umfassend und mit authentischen Bildern (teils Porträts, teils historischen Darstellungen), Karten und Schlachtplänen ausgestattet, beginnt in 26 halbmonatlichen Lieferungen zu 2 Mark zu erscheinen. Mit einer Schilderung der volkswirtschaftlichen Lage nach den Napoleonischen Kriegen beginnend, führt das Werk den Leser durch die äufsere und innere Geschichte Deutschlands von jener Zeit an bis zum Tode Wilhelms I., verbindet aber mit der Geschichte Deutschlands die der anderen Kulturvölker und ist bestrebt, in den einzelnen Ereignissen die treibenden Kräfte nachzuweisen und die Männer in lebensvollen Zügen uns vor Augen zu führen, die in die Geschicke der Völker entscheidend eingegriffen haben, besonders aber diejenigen, die in hervorragender Weise an der Gestaltung der Geschicke Deutschlands beteiligt waren. Das umfassende Material, das die Archive und die mannigfachen Litteraturerzeugnisse dem Verfasser boten, ist umsichtig verwertet und die Darstellung wird dadurch nicht wenig belebt, dafs der Verfasser dieses Material möglichst oft selbst zu Wort kommen läfst. Ohne Zweifel wird das Werk auch in dieser neuen Ausgabe sich Freunde erwerben, besonders auch unter den Lehrern der neueren Geschichte.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Karl Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Ausgabe A für Gymnasien. Teil VII: Obersecunda, Altertum. Leipzig 1898, B. G. Teubner. VIII u. 208 S. 8. geb. 2,40 M.

Sind es in erster Linie die grofsen Männer, die Geschichte machen, die durch ihren schöpferischen Geist die Völker in neue Bahnen lenken, oder sind sie nur charakteristische Einzel-

erscheinungen, Produkte der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes, die nur das Facit gewordener Verhältnisse ziehen und daher gewissermafsen nur als Werkzeuge im Dienste desjenigen Volksorganismus zu betrachten sind, auf dessen Boden sie erwuchsen; ist es also die Aufgabe der Geschichtschreibung, vor allem die Pläne und Thaten der führenden Persönlichkeiten zu schildern, die Kämpfe und Kriege, die neue Zustände herbeiführen, in den Vordergrund zu stellen, oder hat sie sich mehr mit dem Leben des gesamten Volkes zu beschäftigen und seine Thätigkeit auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, insbesondere friedlicher Kulturarbeit, zur Darstellung zu bringen?

Diese beiden Auffassungen stehen sich, wie unzählige Geschichtsbücher beweisen, oft — wenn auch eigentlich ohne jeden zwingenden Grund — schroff und unversöhnlich gegenüber, und doch wird nur der Geschichtschreiber ein den Thatsachen entsprechendes Bild liefern, der ohne Voreingenommenheit beide Anschauungen zur richtigen Zeit zu ihrem Rechte kommen läfst. Zu allen Zeiten hat eine gegenseitige Beeinflussung zwischen Regierenden und Regierten stattgefunden, haben friedliche und kriegerische Thätigkeit ergänzend in einander eingegriffen, und demgemäfs sollte es die vorzügliche Aufgabe gerade eines Schulbuches sein, dieser Thatsache Rechnung zu tragen. Dafs aber unsere bisherigen Geschichtsleitfäden die inneren Zustände, das friedliche Kulturleben der Völker meist viel zu stiefmütterlich behandelten, ist eine allgemein anerkannte Thatsache, und schon darum ist ein Buch warm zu begrüfsen, das, ohne nur im geringsten in den angedeuteten entgegengesetzten Fehler zu verfallen, sich mit Erfolg bemüht, unserer Jugend die Kulturarbeit und Lebensführung der für sie in Betracht kommenden Völker recht anschaulich vor Augen zu führen.

Direktor Dr. K. Schenk, der sich sowohl durch wissenschaftliche Arbeiten als auch durch pädagogische Schriften bereits einen geachteten Namen erworben hat, hat es unter nommen, im Sinne der neuen Lehrpläne ein einheitliches Geschichtslehrbuch für alle Klassen sowohl des Gymnasiums (Ausgabe A) als auch der Realanstalten (Ausgabe B) zu schaffen, das den gegenwärtigen Anforderungen entspricht. Es liegt mir zunächst der Teil für Obersekunda (Ausgabe A) vor.

Bei der Tendenz des Buches anderen gegenüber lag wohl die Befürchtung nahe, dafs vor der Kulturgeschichte die anderen wichtigen Thatsachen oder die Personen in den Hintergrund träten. Dem ist aber nicht so; sie kommen voll zu ihrem Rechte. Man braucht nur z. B. die Abschnitte über Cäsar, Cicero, über Perikles oder Alexander den Grofsen oder die Schilderungen der Perserkriege, des peloponnesischen Krieges oder der römischen Feldzüge zu lesen, um sich davon zur Genüge zu überzeugen. Die kurzen, aber treffenden Charakterschilderungen bilden geradezu

einen Vorzug des Buches. Überhaupt ist der Verfasser mit ersichtlichem Erfolge bemüht, Personen und Ereignisse nach Gebühr zu würdigen; namentlich sind die Zusammenfassungen am Ende der Hauptabschnitte für Lehrer wie Schüler gleich wertvoll.

Wenn also das Buch in diesen Dingen keinem anderen irgendwie nachsteht, so übertrifft es in seinen kulturgeschichtlichen Partieen weitaus alle mir bekannten. Ich verweise, um auf Einzelnes zu verzichten, bezüglich der griechischen Geschichte unter anderen auf S. 31—36, 65—73, 83—88, 99—102, ferner bezüglich Roms auf S. 123—129, 143—148, 183—191 u. s. w. Insbesondere billige ich auch die sehr zweckmäfsige Disposition, durch die erst rechte Klarheit in die Darstellung kommt (z. B. Politisches, Volkswirtschaftliches, Erwerbsverhältnisse, Lebensführung, Religion, Kunst und Wissenschaft), die dadurch noch erhöhten Wert erhält, dafs auch die Unterabteilungen am Rande in kleiner Schrift beigefügt sind.

Mit besonderer Genugthuung begrüfse ich bei den kulturgeschichtlichen Partieen des Buches die vergleichenden Hinweise, die zum Denken anregen und klare Urteile über Ähnlichkeit und Verschiedenheit der betreffenden Verhältnisse ermöglichen. Dabei ist mit kluger Mäfsigung verfahren, was insofern nicht das leichteste Stück Arbeit für den Verfasser war, als er bei seinen umfassenden Kenntnissen auf diesem Gebiete in Gefahr stand, des Guten zu viel zu thun. Wohl läuft hier und da Entbehrliches mit unter, aber etwas, was hinderlich oder störend wirken könnte, ist mir nirgends aufgefallen. In ganz ungezwungener Weise lernt in der fortlaufenden Darstellung die Jugend eine Menge wirtschaftlicher und politischer Begriffe kennen, die eine notwendige Voraussetzung zum Verständnis gewisser Geschichtsperioden bilden. So lernt sie verstehen, nicht nur wie sich die äufsere Geschichte der alten Völker abspielte, sondern auch unter welchen Bedingungen ihre innere Entwicklung sich vollzog. Insbesondere ist auch, was man in vielen Büchern gänzlich vermifst, auf die geistige Veranlagung der Völker hingewiesen (man vergleiche z. B. auf S. 129 u. 130 die Schilderung des karthagischen Staatswesens), und es ist dadurch dem Schüler die Möglichkeit gegeben, tiefer in das Wesen derselben einzudringen und so zu begreifen, wie es kommen mufste, dafs das eine auf diesem, das andere auf jenem Gebiete Grofses leistete, was die inneren Gründe zu seinem Aufblühen und später wieder zu seinem Verfalle gewesen sind. Sehr segensreich wäre es, wenn diese Auffassung des Geschichtsunterrichts, wie sie ganz in dem Geiste unserer Lehrpläne in dem Schenkschen Buche hervortritt, auch in dem geographischen Unterrichte mehr zum Durchbruche käme, so etwa, wie ich es in meinem Buche „Staatslehre und Volkswirtschaft auf höheren Schulen" (Bonn 1895, Fr. Cohen) S. 91—162 gezeigt habe. Arbeiteten diese beiden so vielfach verwandten Unterrichtszweige Hand in Hand, so würde in

unserer Jugend einerseits der richtige Grund für politische und wirtschaftliche Bildung gelegt, die uns heute so dringend notthut, anderseits auch zu einer Völkerpsychologie, die in unseren Tagen der Weltwirtschaft und Weltpolitik nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Nicht für überflüssig halte ich schliefslich die Bemerkung, dafs Schenk, wie ich auf Grund eigener langer praktischer Erfahrung auf diesem Gebiete wohl behaupten darf, nirgends über die Fassungskraft eines normalen Sekundaners hinausgeht.

Überhaupt ist die Darstellung klar, korrekt und fliefsend und daher gerade zur häuslichen Lektüre für den Schüler sehr geeignet. Bei einem Umfange von 200 S. Text, wozu noch eine Tabelle der allerwichtigsten Zahlen kommt, hält das Buch die richtige Mitte zwischen einem allzu dürren und trockenen Kompendium und jenen allzu umfangreichen Lehrbüchern, wie sie z. B. jetzt in französischen Schulen in Gebrauch sind. Die äufsere Ausstattung entspricht allen Anforderungen.

An Einzelheiten ist mir nur Folgendes aufgefallen. Was auf S. 1—3 unter Urgeschichte berichtet wird, ist sehr interessant, aber nicht überall unanfechtbar. Der Ausdruck „Agrumen" auf S. 9 ist entbehrlich und konnte, wie denn auch sonst der Verfasser mit Recht sparsam mit solchen Worten umgeht, vermieden werden. S. 17 werden die Phönicier zwar mit vollem Rechte „verschmitzt" genannt, doch will mir der Ausdruck in einem Schulbuch weniger behagen. Auf derselben Seite ist der erste Satz: „ein deutscher Landsmann" u. s. w. schwer verständlich. S. 28 Zeile 6 „so mufste doch ein jemand vorhanden sein" klingt nicht gut. S. 76 Z. 16 v. u. „sie gaben Alcibiades Gehör, die Gelegenheit zu benutzen" ist hart; besser: der sie aufforderte u. s. w. S. 80 Z. 4. Zu „Sicherlich nicht in Athen" müfste entweder ein Verbum zugefügt werden oder vor „sicherlich" nur ein Komma stehen. Der Punkt S. 79 Z. 26 hinter Athen ist wohl ein beim Druck verunglücktes Komma. Vier Zeilen weiter würde vor „Selinus" und vor „im Osten" ein Semikolon passender sein, ebenso auf S. 78 vor „der Bosporus". Auf S. 78 ist der Satz „Aufgewiegelt von adligen Parteiführern" bis „zum Tode" und ebenso S. 80 der Satz: „Ein Zeichen für" bis „zu folgen" wegen der eingeschachtelten Nebensätze am Schlufs unschön gebildet und für Schüler auch nicht sofort verständlich. S. 72 Z. 5 ist statt 179 479 zu lesen. S. 74 ist die Form *πόλις τύραννος* doch zweifellos vorzuziehen, wie auf S. 56 *συνωμόται* statt *συνομόται*.

S. 75 ist der Ausdruck „der freilich immer noch 1000 traf" für Schüler nicht klar genug. Bezüglich der 2000 hingemordeten Heloten (ebenfalls auf S. 75) würde ich zu näherer Klarstellung wenigstens auf die betreffende Stelle des Geschichtsschreibers hinweisen. S. 41 A. „Die 1. Olympiade begann im J. 776" kann mifsverstanden werden. Auf S. 69 ist bemerkt, dafs die Malerei mit der

Bildhauerkunst nicht gleichen Schritt gehalten habe. Das entspricht nicht den neueren Forschungen, wonach gerade die Malerei die führende Kunst und zugleich die ungleich geschätztere gewesen ist. Auf S. 87 müfsten die Verdienste Lysipps, der in mehrfacher Beziehung das Vollendetste geleistet hat, was von den Griechen überhaupt geschaffen worden ist, schärfer hervorgehoben werden. S. 82 dürfte die Teilnahme des Epaminondas an dem Kongrefs zu Sparta nicht übergangen werden. S. 90 ist der Ausdruck „erst in den philippischen, dann in den olynthischen Reden" nicht ganz korrekt.

Bezüglich der römischen Geschichte wäre doch wenigstens die Aufzählung der Könige wünschenswert, wenn ich auch mit dem Verfasser ganz darin einverstanden bin, dafs Sagenhaftes auf dieser Stufe fortbleibt. Die soziale Seite der Gesetzgebung Cäsars konnte schärfer beleuchtet werden; die Gründe zu dem sittlichen und materiellen Verfall Roms wären zum Schlufs noch einmal übersichtlich zusammenzustellen gewesen; bei der Übersicht über die Leistungen der Römer S. 200 fehlt ihre Bedeutung für das Kriegswesen und für die praktische Baukunst.

Diese Kleinigkeiten thun selbstverständlich dem Werte des Buches nicht den geringsten Abbruch. Es ist eine hervorragende Leistung, und da es sowohl auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung steht als auch allen modernen pädagogischen Anforderungen durchaus entspricht, so ist es ein vortreffliches Mittel, unsere Jugend in die Geschichte und in den Geist des Altertums einzuführen. Es bietet ihr eine kräftige gesunde Kost, wendet sich nicht nur an das Gedächtnis, sondern vor allem an den Verstand und an das Herz der Schüler, lehrt sie denken, fühlen, vergleichen und urteilen und ist daher imstande, nicht nur die lebhafteste Teilnahme, sondern auch wirkliche Liebe zu dem Geschichtsstudium in unserer deutschen Jugend zu erwecken und zu erhalten.

Weilburg a. d. Lahn. K. Endemann.

Atlas für die Mittel- und Oberklassen höherer Lehranstalten, herausgegeben von R. Lehmann und W. Petzold. Bielefeld und Leipzig 1897, Velhagen u. Klasing. 5 M.

Es ist ungefähr zwei Jahrzehnte her, dafs durch den Andree-Putzgerschen Gymnasial- und Realschul-Atlas und die Bambergschen Schul-Wandkarten neue Bahnen auf dem Gebiete der Schulkartographie eingeschlagen worden sind. Die Namen Diercke-Gaebler, Debes-Kirchhoff, Sydow-Wagner, Lüddecke bezeichnen die weiteren Fortschritte auf dem Felde der Schul-Atlanten, die — teils nur für die Schule bestimmt, teils daneben als Mitgabe fürs Leben oder für die ersten Hochschul-Semester gedacht — einzeln für sich eigenartige Schöpfungen darstellten, sich aber selbstver-

ständlich die durchschlagenden Gedanken ihrer Vorgänger zu nutze machten. Als jüngste Etappe auf diesem Wege bietet die Verlagshandlung Velhagen und Klasing, die mit Andree-Putzger den Anfang gemacht hatte, jetzt den Lehmann-Petzoldschen Atlas für die Mittel- und Oberklassen dar, eine Arbeit, die die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Fachlehrer verdient.

Jeden, dem die Pflege des Schönheitssinnes bei der Jugend am Herzen liegt, mufs es für diesen Atlas einnehmen, wenn er die äufserst geschmackvolle, zarte Farbenwirkung betrachtet, die hier auf allen Blättern erzielt ist. Auf den politischen Karten der Erdteile, Mitteleuropas u. a. ein harmonisches, niemals grelles Flächenkolorit, wobei Mutterland und Kolonieen überall dieselbe Farbe tragen, einerlei um welchen Erdteil es sich handelt. Bei Karten zur allgemeinen Erdkunde, Statistik u. s. w. angenehme Abstufungen der Farbentöne, nicht nur schöner, sondern auch übersichtlicher als schreiende Farben (wie auf entsprechenden Blättern der Neubearbeitung von Diercke-Gaebler). Endlich eine warme, plastisch wirkende Färbung der Höhenschichten, eine geradezu sympathische Darstellung der Landoberfläche (mit zarter Angabe von Wüste, Steppe, Sumpf, Marsch u. s. w.) — wenn nur nicht das Meer in der Landnähe und deshalb grofse Flächen auf manchen Karten (z. B. 23, 58—59, 72 oben) so blau erschienen. Und damit kommt Ref. auf die Neuerung zu sprechen, der er nicht zuzustimmen vermag: die Wiedergabe der Flachsee durch dunklere, der Tiefsee durch immer hellere blaue Töne, wie die Verlagsanstalt sie jetzt auch bei Andrees Handatlas einführt. Bei voller Würdigung der Absichten, die die Herausgeber dabei geleitet haben, ist doch die Gegenfrage zu stellen: sind die Vorteile der Neuerung für den Unterricht wirklich so grofs, dafs sie es rechtfertigten, den bisherigen Gebrauch (auch bei den in der Klasse gebrauchten Wandkarten ?!) völlig auf den Kopf zu stellen? Und wenn aus der nach oben dunkleren Färbung der Hochlandschichten die Begründung durch Folgerichtigkeit hergeleitet werden soll, wäre es dann nicht auch „nur folgerichtig" gewesen, die Depressionen (z. B. S. 31, 38) heller als das Tiefland zu färben? Dafs die Landmassen sich mit hinreichender Deutlichkeit aus dem Meere abheben, läfst sich bei entsprechender Farbenwahl (vgl. z. B. Diercke-Gaebler) auch nach der anderen, allgemein üblichen Art erreichen. Übrigens hätten auch die Höhenschichten ganz einheitlich abgestuft werden können; die Abgrenzung auf S. 9, 10, die wohl den Meerestiefen entsprechen soll, wirkt nicht plastisch genug.

Der Atlas hat ein Format, das sich in dieser Gröfse bei keinem anderen Schulatlas findet, doch aber noch eben als handlich bezeichnet werden darf. Angesichts der vorzüglichen Ausstattung und im Vergleich mit den anderen Schul-Kartenwerken mufs der Preis des vorliegenden mäfsig genannt werden.

In Bezug auf die innere Gestaltung des Atlasses ist in erster

Linie die pädagogische Mäfsigung hervorzuheben, mit der aus dem überreichen Material nur das für die Zwecke der Schule Geeignete herausgegriffen und zu übersichtlicher Darstellung gebracht ist. Zwar enthalten verschiedene Blätter manches, was nicht systematisch in der Schule durchgenommen werden kann, aber das schadet ja nichts; ist doch der Atlas überhaupt kein Lehrbuch, das man Seite für Seite durcharbeitet, sondern eine Summe von bildlichen Darstellungen, von denen einzelne (Bodengestalt, Gewässer und Staaten) die Grundlage bilden, andere aber (z. B. Meteorologie, Ethnographie u. s. w.) nur gelegentlich zum Nachschlagen von im Unterrichte berührten Einzelheiten benutzt werden. Karten der letzteren Art giebt es in diesem Schulatlas mehr als in anderen, es sei insbesondere auf die sehr übersichtlichen Bilder der Verbreitung von Pflanzen und Tieren hingewiesen. Dabei sind alle diese Karten zur allgemeinen Erdkunde nicht Reproduktionen aus den bekannten Handbüchern, sondern unter Ausnutzung der neuesten Quellen ganz neu entworfen. — Ein vorsichtiges Mafshalten ist auch bei der Auswahl der im Atlas verwendeten und auf S. 4 zu guter Anschauung gebrachten Kartennetze beobachtet worden, und da mufs Ref. gestehen: so wenig er als Mathematiker die Bedeutung der neueren Studien zur Kartenentwurfslehre verkennen kann, so sehr mufs er sich als praktischer Schulgeograph[1]) für die hier befolgte Beschränkung aussprechen, da das Prinzip dieser Projektionen in der gegebenen Weise den Schülern leicht klargestellt werden kann, da ferner fast nur gerade Linien und Kreise zur Verwendung kommen und da aufserdem — abgesehen von den wenigen Planigloben — je zwei Parallelkreise von einander im gleichen Abstand erscheinen, was doch zu den elementaren Grundanschauungen gehört. Der Merkator-Entwurf ist ja für Weltverkehr, Isothermen u. s. w. notwendig, man möchte aber doch für eine Karte wie die der Volksdichte eine flächentreue Darstellung, und zwar die Mollweides, wünschen, da Vergleiche über Volksverbreitung flächengleiche Unterlage verlangen; auch erscheint es nützlich, dem Merkatornetze zum Gröfsenvergleich Mollweides Bild der ganzen Erde gegenüberzustellen.

Eine Einführung in die Geländedarstellung, so schön wie hier auf den Seiten 5—8, fand sich bisher in keinem Atlas. Andere Bilder, die man als Bereicherungen anzusehen hat, sind — aufser den bereits erwähnten für Tiergeographie — die Karte der europäischen Verkehrswege (S. 26), die von Südasien (66—67) u. a. m., namentlich aber die nach den verschiedenen Gesichtspunkten angeordneten Karten des deutschen Vaterlandes und seiner Teile. Dafs auf den Karten die gegenseitige Lage der Länder durch Mitberücksichtigung der Nachbargebiete deutlich gemacht ist, ent-

---

[1]) Vgl. H. Wagner, Lehrbuch der Geographie § 96, 4.

spricht seit Wagner einem methodischen Bedürfnis; zu der von Wagner eingeführten Art, auf dem Kartenrande die Lage wichtiger Orte von derselben geographischen Breite anzudeuten, ist hier manchmal (z. B. S. 23, 25, 31/32, 33/34, 38/39, 42/43, 58/59, 78) das Entsprechende für Orte gleicher Länge hinzugefügt.

Nicht um eine vollständige Inhaltsangabe und Beleuchtung aller Einzelheiten zu geben, sind diese Zeilen geschrieben, sondern um die Vertreter der Erdkunde an höheren Schulen auf die hohe Bedeutung, die dem Lehmann-Petzoldschen Atlas zukommt, mit dem Wunsche hinzuweisen, dafs die in vielen Beziehungen originale Arbeit der Verfasser von recht vielen Lehrern gewürdigt werden möge. In letzterer Hinsicht ist es freudig zu begrüfsen, dafs im Vorworte ein „besonderer Erläuterungstext" zu den Karten für allgemeine Erdkunde in Aussicht gestellt ist; hoffentlich läfst dieser auch einen genauen Einblick thun in das umfangreiche Quellenmaterial und die Grundzüge, nach denen es hier verarbeitet ist.

Jedenfalls ist von dem „Lehmann-Petzold" zu sagen, dafs er — trotz der vereinzelten obigen Einwände — so viele Vorzüge besitzt, dafs er als ein *first-rate*-Hülfsmittel des geographischen Unterrichts von der Tertia bis über die Prima hinaus anerkannt werden mufs.

Krefeld. A. Pahde.

---

1) Hugo Fenkner, Lehrbuch der Geometrie für den mathematischen Unterricht an höheren Lehranstalten. Mit einem Vorwort von W. Krumme. In zwei Teilen. Ebene Geometrie, dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1897, O. Salle. VIII u. 208 S. 8. 2 M. — Raumgeometrie, zweite, vermehrte Auflage. Braunschweig 1896, O. Salle. 109 S. 8. 1,40 M.

Die Eigenart dieses Lehrbuches besteht darin, dafs die beim Aufbau des Systems sich ergebenden Sätze, soweit sie für spätere Beweise belangreich sind, als „Beweismittel" hervorgehoben, numeriert und nachher an Ort und Stelle als Einleitung des Beweises angeführt werden. Angenommen, es handle sich um den Satz: „Die Gerade, die durch die Mitte einer Dreiecksseite parallel zur zweiten Seite verläuft, halbiert die dritte Seite", so wird man beim lebendigen Unterricht folgenden Gedanken erwägen lassen: Wenn wir beweisen wollen, dafs zwei Strecken gleich sind, dann suchen wir die Linien in zwei Dreiecken unterzubringen, von denen sich voraussichtlich zeigen läfst, dafs sie kongruent sind. Deshalb ziehen wir u. s. w. Im Einklange hiermit heifst es an der betreffenden Stelle der Vorlage (nach Angabe der Voraussetzung und Behauptung): Analysis des Beweises. Man soll zeigen, dafs $BE = CE$. Beweismittel VII. Hilfslinie ist die durch E zu AC gezogene Parallele EF. Nun ist u. s. w. Wir haben hier also — das Beispiel ist typisch — zunächst die Wiederholung der Behauptung, dann das oben erwähnte Beweismittel

und dann den üblichen synthetischen Beweis. Übrigens ist nur ein Teil der Beweise mit einer derartigen Zurüstung versehen; bei dem anderen Teil beginnt sofort hinter der Behauptung der eigentliche Beweis. Auch möchte es sich empfehlen, im Anfange etwas sparsam mit den „Beweismitteln“ umzugehen; es könnte sonst leicht eine Mehrbelastung der Schüler eintreten. Vgl. Beweismittel V*a* (Zusatz): „Um zu beweisen, dafs die Summe dreier Winkel $2R$ beträgt, kann man zeigen, dafs ein Winkel und die Summe der beiden anderen als Gegenwinkel bei parallelen Linien dargestellt werden können“ als Vorbereitung auf den Satz von der Summe der Dreieckswinkel.

Übungssätze, geometrische Örter, Konstruktionsaufgaben sind in den Text der Planimetrie verwoben und im Anhange weitergeführt; auch viele geometrische Rechenaufgaben sind vorhanden, dagegen ist die algebraisch-geometrische Lösung von Konstruktionsaufgaben zu kurz behandelt.

Im zweiten Teil vermisse ich die Berechnung des Körperstumpfs, den Eulerschen Satz und die Schwerpunktsregeln. Die Berechnung der Kugelteile ist in den Anhang gestellt. Statt „regelmäfsige Körper“ wird es „regelmäfsige Vielflächner“ heifsen müssen, denn die Kugel ist auch ein regelmäfsiger Körper. Besser als „Rechtecker“ klingt „Quader“. Auf S. 21 steht eine falsche Figur.

Angehängt sind Aufgaben aus der Krystallographie, ferner stereometrische Rechenaufgaben, von denen sich viele für die Abschlufsprüfung eignen.

Nach meiner Meinung gehören die Zurüstungen zu den Beweisen besser nur in den mündlichen Unterricht; aber als Hilfsmittel zur Vorbereitung auf diesen sind Bücher, wie das vorliegende, beachtenswert. Auch bezweifle ich nicht, dafs das auf Krummes Veranlassung verfafste Buch als Schulbuch gute Dienste leisten kann. Die Schüler werden über die formelle Unrichtigkeit, wonach der Beweis nebst seiner Vorbereitung unter der Überschrift „Analysis des Beweises“ geboten wird, bald im klaren sein und herausfinden, dafs der eigentliche Beweis hinter dem Worte „Beweismittel“ beginnt.

2) Adolf Sickenberger, Leitfaden der elementaren Mathematik. II. Planimetrie. Dritte Auflage. München 1896, Th. Ackermann. 123 S. 8. 1,50 M.

Ein geometrisches Schulbuch soll zunächst die Wiederholung und Einprägung des in der Schule erworbenen Wissens in der leichtesten Weise ermöglichen und soll zweitens durch passende und an passender Stelle eingefügte Aufgaben (teils gelöste, teils ungelöste) zur Einübung und Anwendung des Gelernten behilflich sein. Unsere Vorlage wird diesen beiden Forderungen in ungleichem Mafse gerecht. So ist es für die Wiederholung vom Nachteil, wenn, wie hier, die Lehrsätze an den Schlufs ihrer Be-

weise gestellt werden. Gar zu grofse Kürze bei den Beweisen von Hauptsätzen hemmt die Klarheit, so z. B., wenn die Beweise von drei Ähnlichkeitssätzen durch Hinweis auf den Beweis des einfachsten (α, β) ersetzt werden. Um Einzelheiten hervorzuheben, so ist meines Erachtens die Parallelentheorie für das Verständnis von Quartanern zu schwierig dargestellt. Beim Beweis des Kongruenzfalles a, b, α (durch Konstruktion) sollte die betreffende Figur statt eines Kreisbogens mindestens drei (konzentrische) enthalten. Der Satz vom Sehnen-Tangentenwinkel wird, der besseren Übersicht halber, nicht mit dem Hauptsatz von den Peripheriewinkeln als vierter Fall zu verquicken sein.

Bezüglich der Auswahl und Anordnung der Aufgaben mufs Ref. dem Büchlein seinen uneingeschränkten Beifall spenden. Übungssätze, geometrische Rechenaufgaben mit bestimmten und allgemeinen Zahlen, Konstruktionsaufgaben für rein- und algebraisch-geometrische Lösung, alles findet sich an gehöriger Stelle reichlich, ohne dem Schüler viel Kopfzerbrechens zuzumuten; Musterlösungen sind in genügender Anzahl beigefügt. In besonderen Kapiteln werden, schon vor den Vierecken, die geometrischen Örter und die geometrische Analysis gelehrt. Trefflich vorbereitet und ausgeführt ist auch der Abschnitt „Algebraisch-geometrische Aufgaben“. Und so kann Ref. gegenüber seinen Ausstellungen bezüglich der Methodik bei den Lehrsätzen das Buch als geometrische Aufgabensammlung aufs beste empfehlen.

3) H. Servus, Regeln der Arithmetik und Algebra zum Gebrauche an höheren Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. Teil I: Tertia und Untersekunda. Teil II: Obersekunda und Prima. 130 u. 235 S. 8. 1,40 M. u. 2,40 M. Berlin 1896, 1897, O. Salle.

Nicht ein blofses Regelbuch im Rahmen des Oberrealschulpensums, sondern auch eine recht ausführliche Anleitung zum Aufgabenlösen (unter Ausschlufs der Textgleichungen) liegt hier vor.

Die Darstellung der Regeln und ihrer Beweise ist sehr ausführlich, manchmal weitläufig, nicht immer streng; mitunter wird eine Definition als Regel bezeichnet. Der sachliche Unterschied gegenüber den gebräuchlichen Büchern ist nicht grofs; hervorzuheben wäre allenfalls, dafs die Multiplikation, nicht aber die Potenzrechnung nach Gallenkampscher Methode behandelt wird.

Die Anordnung ist oftmals nicht gut geraten; zuweilen stehen unter fett gedruckten Überschriften die buntesten Dinge bei einander. So steht unter der Überschrift „Multiplikation mit Null“ zunächst der Satz: „Ein Produkt ist Null, wenn jeder seiner Faktoren gleich Null ist“ (das beigefügte Beispiel erläutert den falschen Satz: Wenn ein Produkt gleich Null ist, so ist jeder seiner Faktoren gleich Null. S. auch S. 30 unten: „Da nur ein Produkt = 0 ist, wenn jeder seiner Faktoren Null ist, . . .“), dicht

darunter die Regel, wie eine Potenz potenziert wird mit Beweis und Zusatz, dann die Regel für das Quadrat einer dreigliedrigen Summe. Unter der Überschrift: „Die Wurzeln der quadratischen Gleichung von der Form $x^2 \mp px - q = 0$ zu konstruieren" steht 1) das Thema, 2) ohne jeden Absatz die rechnerische Behandlung der Gleichung $x - 9 = 3\sqrt{x+1}$, 3) der Lehrsatz: Ist $x = x_1$ eine Wurzel der Gleichung $x^2 + px + q = 0$, so ist die linke Seite dieser Gleichung teilbar durch $x - x_1$.

Bei der Regel über den log eines echten Dezimalbruches genügt es nicht, von der Anzahl der Nullen mit Einschlufs der Null vor dem Komma zu sprechen, sondern die Zahl der am Anfang stehenden Nullen ist mafsgebend. Fälschlich wird bei der Berechnung des log eines Bruches mit dem Nenner 0,0034159 in der 2. Zeile geschrieben

$$-\lg 0{,}0034159 = 0{,}53351 - 3.$$

Dem Zeichen num log haftet die Unklarheit an. Der Schulgebrauch scheint noch vielfach an der Auffassung 1) num log a $\equiv$ num logarithmi „a" festzuhalten. Da aber log $a \equiv$ log ipsius a, so ist es natürlicher, 2) num log $a \equiv$ num logarithmi ipsius $a \equiv a$ zu setzen. Schlimm ist es nun, dafs Verf. mit beiden Auffassungen operiert. Da, wo er das Aufschlagen des Numerus lehrt, schreibt er

$$\text{Num. log } 0{,}45685 - 3 = 0{,}0028632 \qquad (1).$$

Da, wo er die praktische Verwertung der Logarithmen zeigt, schreibt er

$$\log A = 0{,}11060, \ \text{Num log } A = 1{,}2900 \qquad (2).$$

Wer die Schreibweise (1) adoptiert — natürlich unter Beifügung der fehlenden Klammer —, mufs folgerichtig im Falle (2) schreiben „Num log (log A)" und lesen „der Numerus des folgenden Logarithmus: des Logarithmus von A". Wer die Schreibweise (2) anerkennt, schreibt im Falle

(1) $\qquad \text{num}\,(0{,}45685 - 3) = 0{,}0028632$

und im Falle

(2) $\qquad \lg A = 0{,}11060, \ A = 1{,}2900.$

Die Entwicklung des binomischen Satzes für negative und gebrochene Exponenten entbehrt ganz und gar der nötigen Strenge. Man vergleiche den Mehlerschen Beweis. M. betont 1), dafs die binomische Reihe

$$B(n) \equiv 1 + n_1 x + n_2 x^2 + \ldots$$

unendlich wird, falls n nicht positiv und ganzzahlig, und beweist 2) ihre Konvergenz für $-1 < x < 1$, beweist aber 3) nicht den Satz über die Multiplikation konvergenter Reihen und beweist 4) nicht allgemein die Gültigkeit der Identität

$$(\alpha + \beta) = \alpha_r + \alpha_{r-1}\beta_1 + \ldots + \beta_r$$

für beliebige α und β. In unserer Vorlage ist von 1) keine Rede; man kommt vielmehr auf die Vermutung, als sei $B(n$ immer endlich. Zwar wird eingangs bemerkt, dafs man es stets

so einrichten könne, dafs $x < 1$ sei, aber von einer notwendigen Bedingung wird nichts gesagt. Verf. bringt nämlich die nötigsten Konvergenzkriterien erst im folgenden Kapitel (unter falscher Überschrift; s. dort den mifslungenen Divergenzbeweis für $1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} + \ldots$). So arbeitet sich Verf. mit den Mängeln 3) und 4) zu dem Satze herauf: $(1 + x)^n$ ist stets gleich $1 + n_1 x + n_2 x^2 + \ldots$ und bringt dann zwei Seiten später die Konvergenzbedingung 2).

Die Schrift bleibt also in kritischen Punkten hinter billigen Anforderungen zurück, während an den leichteren Partieen weniger Ausstellungen zu machen sind. Zuzugeben ist, dafs das Buch mit seinem reichen Material von Auflösungsmethoden und vorgerechneten Exempeln zur Erhöhung der Rechenfertigkeit recht nützliche Dienste leisten kann.

Mülheim a. d. Ruhr. A. Emmerich.

W. Meyer, Das Weltgebäude, eine gemeinverständliche Himmelskunde. Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Farbendruck, Heliogravüre und Holzschnitt. Leipzig und Wien 1898, Verlag des Bibliographischen Instituts. gr. 8. eleg. geb.

Nachdem jetzt das Werk vollständig vorliegt, müssen wir sagen, dafs die nicht geringen Erwartungen, die wir bei der Sachkenntnis des Verfassers und seiner Gewandtheit der Darstellung von dem beginnenden Werke hegten, in der That vollständig erfüllt worden sind. Die einzelnen Kapitel sind alle gleich gut bearbeitet, wobei den neuesten Entdeckungen wie den neuesten Theorieen Rechnung getragen ist. Den verschiedenen, einander widerstreitenden Theorieen gegenüber hat Verf. sich möglichst objektiv gehalten. Einige Kapitel, nämlich die über Mars, Spektralanalyse, die Sonne, die Finsternisse und die Schwerkraft wurden vor der Drucklegung von sehr kompetenten Autoritäten in den betreffenden Gebieten einer Durchsicht unterzogen, wodurch, wie Verf. sagt, der Wert des Werkes wesentlich erhöht worden sei. Ref. hat den Eindruck erhalten, als ob auch diese Herren bei ihrer Durchsicht sich einer möglichsten Objektivität befleifsigt hätten, so dafs man sie nicht ohne weiteres für Vertreter der in jenen Kapiteln ausgesprochenen Meinungen halten darf. Natürlich geschieht dem Wert des Buches dadurch kein Abbruch.

In dem Schlufskapitel „Die Entwickelungsgeschichte der Welten“ giebt Verf. statt der vom Ref. erwarteten, den Thatsachen allerdings nicht ganz gerecht werdenden Kant-Laplaceschen Hypothese eine eigene, die, wie er sagt, der tieferen Durchführung noch bedarf, die aber, wie wir hinzufügen möchten und jedermann gewifs zugeben wird, recht gute Gedanken enthält.

Die in die kosmogonischen Betrachtungen auf S. 664 und 665 eingeflochtenen zwei Absätze über die Bewegung der Marsmonde,

wie sie vom Mars aus erscheint, hätten wohl besser in einem früheren Kapitel Aufnahme gefunden.

Sehr anzuerkennen ist des Verfassers Bemühen, den Leser die Gedankenfolgen, welche unsere Geistesheroen zu ihren grofsen Entdeckungen führten, noch einmal durchdenken zu lassen, so namentlich bei Herleitung des ersten Keplerschen Gesetzes.

Bei unserer früheren Besprechung der ersten drei Bogen des vorliegenden Werkes haben wir uns nicht einverstanden zeigen können mit der in den Abschnitten „Das Licht und das Fernrohr" und „Die Himmelsphotographie" enthaltenen Erklärung gewisser optischer Phänomene. In den späteren Teilen des Werkes kommen solche anfechtbare Erklärungen nicht mehr vor. Vielleicht hat sich Verf. an jenen Stellen absichtlich auf den Standpunkt der Emissionstheorie gestellt, die dem Laien ja zweifellos viel leichter verständlich ist als die Undulationstheorie, nur hätte er, um sich gegen Vorwürfe zu sichern, diese Stellungnahme besonders hervorheben sollen, denn die auf denselben Seiten gebrauchten Ausdrücke „Ätherschwingungen", „Lichtwellen" u. s. w. müssen die Meinung erregen, als wolle Verf. die Undulationstheorie zu Grunde legen, zumal er gleich im Eingang des Artikels vom Licht (S. 18) sagt, man habe nicht zu denken, „dafs materielle Teilchen sich wirklich von dem leuchtenden Körper loslösten und nun als unendlich kleine, aber dafür auch unfafsbar schnell bewegte Projektile auf dem direktesten Wege der geraden Linie in unser Auge gelangten, sondern der leuchtende Körper setze die das Weltall erfüllenden Ätheratome in Schwingungen, die sich durch wirkliche materielle Übertragung dem nächsten Atom mitteilen, während das erstere in seine Ruhelage zurückkehrt oder sofort einen zweiten Impuls gleicher Art empfängt, wenn der betreffende Körper wie vordem weiter leuchtet". Völlig einwandfrei ist die Erklärung durch „auf die Netzhaut stofsende Lichtatome", wenn Verf., wie bei Besprechung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes auf S. 67, sagt, er sei bei diesen Betrachtungen auf dem Boden der Emissionstheorie geblieben.

Die Ausstattung des Werkes ist eine vorzügliche. Illustrationen sind dem Text in verschwenderischer Fülle beigegeben. Einen besonders schönen Schmuck des Werkes bilden die Farbendrucktafeln. Die Darstellung der zarten Nebelgebilde und der Kometen, die so leicht und daher so häufig mifsglückt, ist eine völlig naturgetreue.

Jena. Otto Knopf.

---

1) S. Schlitzberger, Die Kulturgewächse mit ihren Feinden und Freunden. V. Serie (Tafel 9 u. 10): Die Getreidepflanzen, nebst Text (24 S. 8). Leipzig 1897, Amthor. 2 M.

Obgleich wir an dieser Stelle beim Erscheinen der ersten Tafeln den Grundgedanken als zweckmäfsig anerkannten, so läfst doch der weitere Fortgang des Unternehmens hinsichtlich der Ausführung viel zu wünschen übrig. Die vorliegenden beiden

Wandtafeln machen einen noch bunteren Eindruck als die früheren, sie sind überladen und dazu in den am Rande gegebenen Vergröfserungen der Insekten, zumal der Hymenopteren und Dipteren sowie der Larvenzustände, gar zu inkorrekt. An den begleitenden Text versagen wir uns den Mafsstab einer auch nur milden wissenschaftlichen Kritik anzulegen. Immerhin können die Tafeln dazu dienen, den Lehrer, z. B. an Landschulen, zu weiterem Eindringen in das wichtige Zusammenleben von Pflanzen- und Tierwelt an der Hand eines zweckentsprechenden Lehrbuches, wie etwa Deutschlands Tierwelt von G. Jaeger, anzuregen.

2) R. Brauns, Mineralogie. Mit 130 Abbild. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Sammlung Göschen. Leipzig 1897, G. J. Göschens Verlag. 128 S. 12. 0,80 M.

Das Büchlein giebt in klarer Sprache und Anordnung eine gedrängte Übersicht des Wissenswertesten aus der Mineralogie. Neben einem geeigneten Bestimmungsbuch ist es auch für die Hand des Schülers bei privater Beschäftigung mit der Mineralogie brauchbar.

Berlin. O. Ohmann.

Karl Müllenhoff, Die Natur im Volksmunde. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 95 S. 8. 1,60 M.

So anspruchslos das vorliegende Heft erscheint, so interessant ist es doch in mehrfacher Beziehung: es ist von gleichem Wert für den Naturforscher wie für den Sprachforscher und Ethnographen. Wer ein solches Buch schreiben wollte, mufste über reiche naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügen und zugleich ein feines Sprachgefühl und einen regen Sinn für Volkssitte und alte Überlieferungen im Volksmunde haben. Diese drei Erfordernisse vereint Müllenhoff in sich. Er ist von Beruf Naturforscher, zugleich aber hat er von seinem Vater, der die Schleswig-Holsteinischen Sagen seiner Heimat gesammelt hat, die Gabe, die Sprache des Volkes zu verstehen und volkstümliche Anschauungen zu belauschen, gleichsam ererbt. Auf vielen Fufswanderungen durch alle Teile Deutschlands und die angrenzenden deutschen Alpenländer hat er im Verkehr mit Bauern und Hirten, Gärtnern und Bienenzüchtern, Fischern, Seeleuten und Jägern den Stoff zu diesem Werke zum grofsen Teil selbst gesammelt; er ist erwandert und aus dem frischen Quell des Volkslebens unmittelbar geschöpft, nicht zusammengelesen und zusammengeschrieben.

Eine besondere Schwierigkeit bot die Anordnung des gesammelten, so verschiedenartigen Stoffes. Müllenhoff geht von falschen Angaben und irrigen Deutungen der Naturerscheinungen aus, bringt dann Lebensregeln, die in eine Erzählung aus dem Gebiete der Natur eingekleidet sind, ferner richtige Beobachtungen der Naturerscheinungen in dichterischer Darstellung und endlich überraschend richtige Deutungen des an der Natur Beobachteten, wie sie bisweilen der gelehrten Forschung vorausgeeilt sind.

Zu dem ersten Kapitel gehören Namen wie Blindschleiche, denn sie ist nicht blind; Tausendfufs, denn das Tier hat nur einige dreifsig Füfse; Neunauge, denn der Fisch hat wie alle andern Fische nur zwei Augen; sodann 'türkischer' Weizen, der aus Mexiko stammt; 'spanische' Fliege und 'spanischer' Flieder, die mit Spanien nichts zu thun haben. Überall versucht Müllenhoff feinsinnig die Entstehung des Irrtums zu erklären. Sollte übrigens die Blindschleiche nicht daher ihren Namen haben, dafs sie ungesehen, unbemerkt heranschleicht, so dafs blind also passive Bedeutung hätte, wie lateinisch caecus bald den bezeichnet, der nicht sieht, bald den, der nicht gesehen wird? Gebraucht man doch blind auch sonst im Deutschen und Englischen in diesem Sinne, wie in blind fires, a blind corner, blinde Klippen, blinder Sand. — Harmlose Tiere werden öfters irrtümlich als dem Menschen gefährlich und schädlich bezeichnet, so die Fledermaus, der Ohrwurm, das Käuzchen. Bei diesem, dessen Ruf den Tod eines Kranken vorherverkünden soll, hätte an das Vorkommen desselben Aberglaubens schon im Altertum hingewiesen werden können, wo die noctua und der bubo gleichfalls als Totenvögel in bösem Verruf standen; vgl. Properz IV 3, 59 sive in finitimo gemuit stans noctua tigno, wie bei Ovid met. 5, 549 der bubo venturi nuntia luctus und dirum mortalibus omen genannt wird. Bei Vergil Aen. 4, 462 prophezeit er z. B. den Tod der Dido; Plin. n. h. 10, 34. Müllenhoff verweist sonst öfter auf ähnliche Naturbeobachtungen bei Griechen und Römern, wie auf Ovid met. 8, 780, wo dem Nicken des Hauptes der Ceres eine ähnliche befruchtende Wirkung zugeschrieben wird wie der Kornmutter, die durch die Äcker hindurchschreitet; oder auf den Schlufs der Helena des Euripides da, wo vom St. Elmsfeuer die Rede ist; auf Horaz sat. 1, 7 und Plin. n. h. 18, 249, wo er vom Kuckucksruf beim Rebschneiden spricht; auf die Kyklopenmauern, wo von den Hünengräbern die Rede ist; auf Herodot 4, 32, wo er von der Entstehung des Schneegestöbers durch fliegende Federn (Frau Holle schüttelt die Betten), und auf Prometheus, wo er von der Entstehung des Erdbebens durch Zuckungen des gefesselten Riesen handelt. Er würde sich den Dank der Philologen erwerben, wenn er einmal der Naturbeobachtung der Alten, wie sie z. B. den Gedichten des Homer oder den Verwandlungen des Ovid zu Grunde liegt, seine Aufmerksamkeit schenken wollte.

Andere Beobachtungen des Volkes sind oberflächlich und willkürlich, so wenn es das Vorkommen von Findlingen und Irrblöcken Riesen zuschreibt, welche damit Ball gespielt, oder, in späterer Zeit, dem Teufel. Wie hier andererseits ein schlichter Mann aus dem Volke das Richtige vor dem gelehrten Geologen erkannt hat, erzählt Müllenhoff S. 80f. Ein Walliser Gemsjäger war es, der Charpentier zuerst die Anregung zu seiner Theorie über die Herkunft der Findlingsblöcke durch Gletscher gab. Hier müssen

wir also zwischen uraltem Volksaberglauben und oft wunderbarer Einsicht eines einzelnen Mannes aus dem Volke unterscheiden. — Alter Aberglaube spukt ferner noch in der Bezeichnung Riesenknöpfe, Hexenringe (fairy-rings, cercles de fées), Teufelsmauer und anderen fort. Interessant sind hier die Bemerkungen über den noch verbreiteten Glauben an einen Hauskobold Puck im Holsteinischen, der uns in der Regel nur aus Shakespeares Sommernachtstraum bekannt ist, über die Bedeutung der Namen Kobalt und Nickel, die auf alten Aberglauben an neckische Berggeister zurückgehen, und über die Geschichte von dem wilden Jäger. Müllenhoff versucht eine rein naturwissenschaftliche Deutung dieses alten Volksaberglaubens, indem er annimmt, der Schrei des Uhus in finsterer Nacht habe die Veranlassung dazu gegeben; ich glaube doch eher, die wilden Wolkenzüge und das Heulen des Sturmwinds. Auffällig ist es allerdings, dafs in manchen Gegenden der 'alte Auf', d. i. der Uhu, für einen verwünschten Jäger gehalten wird, dessen Jagdruf die Menschen in Schrecken versetze.

Häufig findet sich die Einkleidung einer Lebensregel in eine naturwissenschaftliche oder sagenhafte Form. Uralt ist die Lehre, man soll sich seines Glückes nicht rühmen; sonst weckt man den Neid der Götter, sagten die Alten und erzählten, wie Arachne, die mit ihrer Webekunst prahlte, von den Göttern bestraft wurde. Hier hätte noch die Geschichte von der Niobe und dem Marsyas erwähnt und auf ähnliche altdeutsche Sagen hingewiesen werden können. So durften die Kinder nicht verraten, wem sie das Glück der immer vollen Krüge verdankten; sobald sie es ausplauderten, war das Wunder verschwunden (Goethes Getreuer Eckehart). Ähnlich wollen die glückbringenden Heinzelmännchen und Zwerge bei ihrem nächtlichen Treiben nicht beobachtet werden (Goethes Hochzeitlied); man soll wunderbarem Glück nicht nachforschen (die Sage von Lohengrin und Rübezahl). — Auch soll man um einen Toten nicht allzusehr trauern, sonst stört man seine Grabesruhe. Hier hätte an das Volksmärchen vom Thränenkrüglein, an Bürgers Lenore, sowie daran erinnert werden können, dafs schon die alten Völker denselben Glauben hatten, wie der Anfang der Cornelia-Elegie des Properz (4, 11) lehrt; vgl. Plato Menex. 218B; Tibull I 1, 67; Horaz c. II 9, 9.

Bisweilen gestaltete die Einwirkung des Christentums die altheidnischen Sagen und Namen um; aus der Riesenmauer wurde eine Teufelsmauer, aus den Holden der wilden Jagd die Unholden, aus der heidnischen Helena ein heiliger St. Elmus; so wurde ferner der Pflanzenname Thränen der Frigga zu Thränen der Jungfrau Maria, aus dem Venusschuh ein Marienschuh (sabot de vierge).

Im letzten Abschnitt werden Beispiele zusammengestellt, die lehren, dafs oftmals das Volk früher das richtige Verständnis für Naturerscheinungen gehabt hat als die Gelehrten. So wufste man im Volk längst, dafs der Blitz gewisse Bäume bevorzugt, andere

wieder ganz meidet; die gelehrte Statistik hat erst neuerdings nachgewiesen, dafs das Volk richtig beobachtet hat, wenn es lehrte:

Vor den Eichen sollst du weichen,
Vor den Fichten sollst du flüchten,
Doch die Buchen sollst du suchen.

Darum soll man von der Naturbeobachtung des Volkes nicht verächtlich denken.

Diese kurzen Andeutungen genügen, auf den reichen Inhalt des Büchleins aufmerksam zu machen. Eine zweite Auflage berücksichtigt vielleicht noch unsere Klassiker, die manchen Beitrag liefern könnten. Ich erinnere nur an Schillers Tell, an die in Scheffels Ekkehart erwähnte Vorstellung von der Verdunkelung des Mondes, dafs das Gestirn einen Kampf mit den Mächten der Finsternis zu bestehen habe, in welchem der Mensch ihn durch lauten Lärm unterstützen kann; derselbe Aberglaube findet sich im Altertum (Livius 26, 5; Tacitus ann. 1, 28). Ein grofser Vorzug dieses Volksbuches ist es, dafs es zu weiteren Beobachtungen der Naturkunde des Volkes, soweit sie namentlich in Sprichwörtern, Märchen und Bildern der Volkssprache zum Ausdruck kommt, anregt, und schon aus diesem Grunde sei es allen, und besonders unseren Schülern, auf das wärmste empfohlen.

Berlin. K. P. Schulze.

Oskar Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. Leipzig 1898, B. G. Teubner. V u. 163 S. 8. 2 M.

„Naturgeschichtliche Volksmärchen sind" nach des Verfassers Erklärung „Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen". — „Nun kann und will aber das gewöhnliche Denken keine wahren wissenschaftlichen Gründe für natürliche Erscheinungen ertifteln. Viel leichter ist eine märchenhafte Ursache gefunden, sie reizt den Künstlergeist, der im Volke schlummert". In dem gedachten Sinne werden in den 126 Sagen und Märchen der vorliegenden Sammlung Fragen beantwortet, wie etwa die folgenden: warum die Ziegen kurze Schwänze haben; warum der Fuchs einen weifsen Schwanzzipfel hat; warum die Schweine im Grunde wühlen; wie die Knorren in das Holz gekommen sind; wie der doppelte Regenbogen entsteht u. a. m.

Seinen Fachgenossen giebt der Verfasser eine bequeme Vereinigung weit verstreuten Materials. Er nennt die Quellen, aus denen er geschöpft hat, ausführlich und genau und hat, soweit ich sehe, seine Auswahl mit sorgfältiger Kritik getroffen. — Er hat aber noch einen andern Zweck im Auge, „den Freunden der Volkskunde einen Lesestoff von wunderbarem Reize zu liefern und auch in weiteren Kreisen die Teilnahme für diese Bestrebungen zu wecken und zu beleben". (S. V.) Um diesen Zweck voll zu

erreichen, hätte er die Fragen, die er in der Einleitung (S. IV) nur streift, genauer behandeln müssen. Er hätte die häufige Übereinstimmung der Märchenstoffe unter den einzelnen Völkern scharf hervorheben und, soweit es angeht, erklären müssen. Vor allem hätte er den uralten, gemeinsamen mythischen Ursprung darlegen müssen, um jenen gewollten Reiz voll auf diese Leser auszuüben. Das ist leider unterlassen, selbst da, wo der Zusammenhang klar ist, wie etwa in Nr. 79. Statt dessen begnügt er sich mit der Bemerkung: „Unter den Naturmärchen wird der Kundige manches finden, das nicht aus Naturbetrachtung hervorgegangen, sondern aus einem heidnischen Mythus umgedichtet ist“.

Die Sammlung hat aber, trotz dieses gewifs manchem Freunde volkstümlicher Untersuchungen fühlbaren Mangels, den grofsen Reiz, der in jeder Art von Volkspoesie liegt, zumal der Märchenton durchweg gut getroffen ist, das ganze Büchlein frisch und natürlich wirkt. So ist in ihm ein schätzbarer Beitrag zur Jugendlitteratur entstanden. Ich habe an vielen Beispielen der Sammlung erprobt, wie reizvoll auch für Kinder diese Lektüre ist.

Zurückzuweisen aber ist es, was der Verfasser von seinem Buche (S. V) sagt: „Die Naturliebe, der es in grofsen Städten an Gelegenheit fehlt, sich zu entfalten, kann dadurch vielleicht mehr gefördert werden, als durch den naturwissenschaftlichen Unterricht“. Der Verf. hat sich wohl nicht genügend umgethan, was der Unterricht, dem er behilflich sein will, zu leisten verpflichtet und imstande ist. Ein Unterricht, der das Leben der Natur selbst zum Gegenstande hat, wird auch ohne von aufsen kommende Unterstützung es verstehen, Liebe zur Natur zu erwecken. Volkstümliche Hinweise sind angebracht, um einen Namen zu erklären oder gelegentlich einmal darauf hinzuweisen, dafs diese oder jene Erscheinung als auffällig und der Erklärung bedürftig auch dem Volke gilt. Wer dazu Neigung hat, findet auch in Dähnhardts Sammlung manches, was er benutzen kann. Er würde aber durch eine zu starke Betonung dieses fremdartigen und nebensächlichen Momentes seinen Unterricht auf eine Stufe herabdrücken, die jetzt glücklicherweise ganz verlassen ist, ihn nämlich zu einer Sammlung von Bemerkungen und Histörchen machen, die ganz amüsant sein kann, aber leider nicht Naturlehre ist. — Das mufste einmal gesagt werden, denn sonst könnte die Gefahr eintreten, dafs das sogenannte „Belebende“, was dem naturwissenschaftlichen Unterricht von aufsen her geboten wird, das eigene innere Leben tötet.

In der Familie aber und in Schulbibliotheken wird das Büchlein gewifs manche Freude bereiten und manche Anregung geben, die allerdings von unserm Fache weit abliegt. — Es sei zu Geschenken für Knaben und Mädchen und zur Anschaffung für Schülerbibliotheken empfohlen.

Allenstein i. Ostpr. B. Landsberg.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Bericht über die 23. Generalversammlung des Vereins von Lehrern höherer Schulen Ost- und Westpreufsens.

Die 23. Generalversammlung des Vereins von Lehrern höherer Schulen Ost- und Westpreufsens tagte am 31. Mai 1898 im Artushof zu Thorn. Vertreten waren 21 Anstalten durch 50 Teilnehmer. An der Hauptversammlung nahm auch Stadtschulrat Dr. Damus-Danzig teil. Nach Begrüfsung der Teilnehmer am Abend des 30. durch den Ortsausschufs fand am 31. 10 Uhr vormittags vor der Hauptversammlung schon eine Fachsitzung der evangelischen Religionslehrer statt, an welcher 14 Kollegen und als Gast der Superintendent Hänel-Thorn teilnahmen. Dir. Prof. Kahle-Danzig berichtete hier über die Beschlüsse der Generalsynode hinsichtlich des biblischen Lesebuches und der Anstellung von Religionslehrern.

I. 1894 hatte die Generalsynode die Schulbibelfrage der sog. Unterrichtskommission zur Vorprüfung übergeben. Diese erklärte sich zwar gegen die erschienenen Schulbibeln und biblische Lesebücher, machte aber einen Vorschlag, bei dessen Annahme durch die Synode die Einführung eines Lesebuchs in die höheren Schulen ermöglicht wäre. Die Angelegenheit kam damals nicht mehr zur Erledigung. Der Evangelische Ober-Kirchenrat trug deshalb Bedenken gegen Einführung der Lesebücher der Bremischen Bibelgesellschaft und der von Schäfer und Krebs; das bereits eingeführte Lesebuch von Völker und Strack fand weitere Verbreitung. Die von der Generalsynode 1897 eingesetzte Unterrichtskommission einigte sich über folgende Punkte, die dank der Befürwortung des Oberregierungsrats Trosin-Magdeburg von der Generalsynode angenommen wurden:

1. Die Generalsynode erachtet es nicht für zulässig, dafs gekürzte und im Text veränderte Bibelausgaben, die die Bibel zu verdrängen geeignet erscheinen (sog. Schulbibeln), in den Schulgebrauch eingeführt werden.
2. Biblische Lesebücher, die einem Bedürfnisse des Jugendunterrichts entsprechen, werden nicht beanstandet,
   - α. wenn sie den Inhalt der Bibel schlicht und treu wiedergeben,
   - β. wenn sie sich auf das für den Unterricht Erforderliche beschränken,
   - γ. sich an die Sprache der Bibel nach Möglichkeit anschliefsen und
   - δ. auch äufserlich das deutliche Gepräge des Schulbuches zeigen.

3. Für Volksschulen wird der Regel nach zur erfolgreichen Einführung in das Verständnis der heiligen Schrift eine aus den Lehr- und prophetischen Büchern erweiterte Ausgabe des biblischen Geschichtsbuches genügen.
4. Die Prüfung von einzelnen litterarischen Erscheinungen stellt Generalsynode vertrauensvoll dem Evangelischen Oberkirchenrat anheim.

Hierdurch sind die Schranken gegen Einführung biblischer Lesebücher gebrochen. Auf Antrag des Referenten wurde in sechs höheren Schulen Westpreufsens die Einführung des Lesebuchs von Schäfer und Krebs seit Ostern 1898 genehmigt. Kleine Änderungen, welche der Minister forderte (nach 2 d des Beschlusses der Generalsynode), wird der Verleger bei der neuen Auflage vornehmen.

II. Beschlufs der Generalsynode über die Anstellung von Religionslehrern.

In der Generalsynode 1894 hatten die General-Superintendenten und andere sachverständige Mitglieder sich der mehrfach geschmähten Religionslehrer angenommen. 1897 waren die Urteile der Generalsynode hierüber mafsvoll. Der Erfolg des Religionsunterrichts, so wurde anerkannt, hängt nicht nur von der Persönlichkeit des Lehrers, sondern vielleicht mehr von der Individualität des Schülers und dem Geist des Elternhauses ab. Es wurde gewünscht, dafs die Besuche der General-Superintendenten noch häufiger die Zusammengehörigkeit der Kirche mit der Schule den Schülern zu Gemüte führten. Es wurde auf die Provinzial-Versammlungen der Religionslehrer als ein Mittel zur Abstellung etwaiger Schäden hingewiesen, vor allem aber auf das Urteil und die Fürsorge der Direktoren. Bei dem Mangel an jüngeren theologisch gebildeten Religionslehrern wurde die schon 1894 geschehene Bitte an den Oberkirchenrat wiederholt, Kandidaten der Theologie in das Amt eines Religionslehrers überzuführen. Um der Anstellung nicht geeigneter Religionslehrer entgegenzuarbeiten, fafste die Synode folgenden Beschlufs: Der Minister wird gebeten, den Erlafs vom 21. Juni 1887 dahin abzuändern, dafs den Konsistorien bei der Anstellung von Lehrern, die mit Religionsunterricht betraut werden sollen, in allen Fällen eine Begutachtung übertragen werde.

Referent (Dir. Kahle) sieht hierin eine Erschwerung der Aufgaben des Direktors, geeigneten Lehrern den Religionsunterricht zu übertragen. Er hält die Mafsregel für überflüssig, wenn der Direktor und der Provinzialschulrat ihre Pflicht thun.

An diese Fachsitzung schlofs sich um 12 Uhr die Hauptsitzung. Der Vorsitzende (Dir. Prof. Kahle-Danzig) erstattete zunächst den Jahresbericht. Er erwähnte u. a. die Einladung von drei Mitgliedern der Provinzialvereine im November 1897 zu einer Schulkonferenz im Kultusministerium. Hier wurde eine neue Prüfungsordnung für Kandidaten des höheren Schulamtes beschlossen, die hinsichtlich des einheitlichen Zeugnisses, der Art der mündlichen Prüfung, der Zusammensetzung der Prüfungskommission (Zuziehung praktischer Schulmänner!) unsern Wünschen genügt. Der zweite Beratungsgegenstand, die Besoldungsverhältnisse, legt den Teilnehmern der Konferenz zwar Stillschweigen auf; aber es ist klar, dafs auch hier die Härten beseitigt werden sollen. Die Frage der festen Zulage von 900 M. ist zwar noch nicht erledigt, aber diese Zulage soll nach Ministerial-

Verfügung (24. Jan. 1898) nur aus denselben Gründen wie eine Dienstalterszulage vollbefähigten Lehrern versagt werden.

Die Berechtigung der Hilfslehrer-Frage hat der Minister insofern anerkannt, als die städtischen Anstalten angewiesen sind, die dauernden Bedürfnisse thunlichst mit festangestellten Lehrern zu decken. Die Umwandlung der sog. etatsmäfsigen Hilfslehrerstellen zu festen Stellen sollte überhaupt in schnellerem Tempo geschehen. Danzig hat vier neue Oberlehrerstellen aus Hilfslehrerstellen eingerichtet.

Die Vereidigung der Kandidaten am Anfang des Seminarjahres ist abgelehnt, da sie auf einem Staatsministerial-Beschlufs beruhe.

Hierauf berichtet Dir. Grofsmann-Rastenburg über die letzte Delegierten-Konferenz zu Berlin (3. Okt. 1897). Die Beschlüsse sind kurz folgende:

1. Forderung der Gleichstellung mit den Richtern. Der Antrag, mit andern Beamtenkategorieen zusammen vorzugehen, wird abgelehnt.
2. Bitte an den Minister, dem Landtag rechtzeitig ein Gesetz vorzulegen über Gleichstellung der höheren Lehrer bei den Kommunen und stiftischen Kuratorien vom 1. April 1898 ab.
3. Beseitigung der festen Zulage resp. vorher Festsetzung einer Dienstaltersgrenze für dieselbe.
4. Empfehlung einer Kollektiveingabe zur Beseitigung des alten Stellenetats, der noch an neun Anstalten besteht.
5. Bitte an den Minister, die neue Prüfungsordnung (mit einem Zeugnisgrade) einige Zeit vor dem Erlafs zu veröffentlichen zur Besprechung durch Lehrerkreise.
6. Vereidigung bei Beginn der Vorbereitungszeit.
7. Empfehlung des Kunzeschen Kalenders. Wunsch, dafs die Behörde für die Hilfslehrerlisten das amtliche Material zur Verfügung stelle.
8. Es liegt im Interesse der Hilfslehrervereinigung, nur in Übereinstimmung mit den Provinzialvereinen zu handeln.
9. Besprechung der Mitgliedschaft der akademisch gebildeten Lehrer der Landwirtschaftsschulen.
10. Vorort Schlesien; Vorsitzender Prof. R. Schmidt-Breslau.

Nach diesem Bericht wirft Dir. Scotland-Strafsburg die Frage auf, eintretende Vakanzen möchten möglichst frühzeitig in Fachblättern veröffentlicht werden, um rechtzeitige Meldungen für freie Stellen zu ermöglichen.

Hiernach erfolgt der Kassenbericht und Entlastung der Kassenverwaltung.

Dann berichtet Oberlehrer Suhr-Danzig über Reformschulen. Zu Grunde gelegt werden die Lehrpläne von 1892 und die Systeme der Reformschulen Altona, Frankfurt a. M. und Hannover.

Stadtschulrat Dr. Damus-Danzig berichtet, dafs Danzig das städtische Gymnasium und das Realgymnasium St. Johann Ostern 1899 in Reformschulen umgestalten wolle; er lobt die Resultate der Reformschulen in Altona und Frankfurt a. M.

In der Diskussion weist Dir. Kahle-Danzig darauf hin, dafs zwar die Reformschule die Unterstufe entlaste, dafür aber die Mittelstufe, besonders die Obertertia und Untersekunda stark überbürde; ebenso überbürde das Griechische dann Obersekunda und Prima. Die Reformschulen hätten diese Übelstände selbst empfunden und durch mancherlei Änderungen zu

beseitigen gesucht. Vorsicht sei somit noch bei Aufstellung von Reform-Lehrplänen dringend geboten. Schulrat Dr. Damus erkennt die Überbürdung in den Oberklassen der Reformschulen an, hofft aber auch hier auf Besserung. Die Reform sei an Realgymnasien leichter.

Dem Einwurf des Dir. Skotland-Strafsburg wegen der Schwierigkeit des Französischen in der Sexta begegnet Dir. Kahle durch Hinweis auf Besserung der Lehrkräfte.

Oberl. Stettiner-Königsberg warnt vor Überstürzung im Zurückdrängen der alten Sprachen.

Der alte Vorstand wird wiedergewählt.

Als Ort für die nächste General-Versammlung zu Pfingsten 1899 wird Insterburg bestimmt.

Konitz. R. Stoewer.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. J. J. S. Ritt. v. Hauers Symbola heroica, moralia critica nobili iuventuti consecrata. Veröffentlicht von H. Mužik. Wien 1897, Ch. Reisser & M. Werther. 78 S. gr. 8.

2. Rationem afferendi locos litterarum divinarum, quam in tractatibus super psalmos sequi videtur S. Hilarius, episcopus Pictaviensis, illustravit F. Schellauf. Graz 1898. 48 S. gr. 8.

3 Eranos, Acta philologica Suecana. Ed. V. Lundström. Vol. II fasc. 3—4. Upsala 1897. — Enthält 4 philologische Abhandlungen und eine Appendix critica (Besprechungen wissenschaftlicher Werke).

4. Harvard Studies in classical philology. Volume VIII. Boston 1897. 190 S. — Hervorzuheben sind die beiden Abhandlungen: R. Norton, Griechische Grabreliefs (S. 40—102) und G. D. Chase, Der Ursprung der römischen Praenomina (S. 103—184).

5. Terentius, Phormio erklärt von K. Dziatzko. Dritte Auflage von E. Hauler. Leipzig 1898, B. G. Teubner. X u. 228 S. 2,40 M.

6. A. Führer, Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen. II. Übungsstoff und Wörterverzeichnis für Sexta. Vierte Doppelauflage. Paderborn 1898, F. Schöningh. VIII u. 102 S. 0,80 M.

7. O. Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis. Teil I: Bis zu den liquiden Verben einschliefslich. Vierte Auflage. Halle a. S. 1898, Buchhandlung des Waisenhauses. VIII u. 115 S. 1 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1894 S. 594.

8. J. Oeri, Die Euripideischen Verszahlen. Wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Gymnasium zu Basel, Schuljahr 1897/98. Berlin 1898, Weidmannsche Buchhandlung. 34 S. 4. 1,60 M.

9. J. Oeri, Die Symmetrie der Verszahlen im griechischen Drama. Vortrag, gehalten in der Versammlung des schweizerischen Gymnasiallehrer-Vereins in Genf am 5. Oktober 1896. 17 S. gr. 8.

10. R. Scheich, Über Grillparzers Dichtungen als Schullektüre. Progr. Gymn. Mährisch-Weifskirchen 1898. 27 S. gr. 8.

11. Shakespeare, König Lear, für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Regel. Leipzig 1898, G. Freytag. 127 S. geb. 0,70 M.

12. T. Combe, Pauvre Marcel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Wüllenweber. Leipzig 1898, G. Freytag. VIII u. 210 S. geb. 1,60 M.

13. Mach's Grundrifs der Physik für die höheren Schulen des Deutschen Reiches bearbeitet von F. Harbrodt und M. Fischer. Teil I: Vorbereitender Lehrgang. Ausgabe für das Gymnasium. Mit 328 Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1897, G. Freytag. VI u. 189 S. geb. 2 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1894 S. 53.

14. Strafsburger Universitäts-Taschenbuch, herausgegeben von E. d'Oleire. Zwölfte Ausgabe. Sommer-Semester 1898. 40 S. kl. 8.

15. Die deutschen Nationalfeste. Band I Heft 6 und 7 (S. 155 —222). München 1898, R. Oldenbourg. Je 0,70 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die organische Krankheit des gegenwärtigen Gymnasiums.

Die Aufgabe des Gymnasiums, wie sie durch seine organische Stellung im Unterrichtssysteme bestimmt ist, besteht darin, den Lernenden eine gewisse geistige und sittliche Bildung zu geben, dafs sie befähigt werden, selbständig auf der Universität wissenschaftlich zu arbeiten. Indes hat das Gymnasium schon längst einen ganz anderen Charakter erhalten: es ist eine Lehranstalt geworden, die den Lernenden allem zuvor eine allgemeine Bildung zu geben hat und nur „zugleich", wie es beispielsweise im Statut der österreichischen und ebenso wörtlich in dem der russischen Gymnasien heifst, sie für das Universitätsstudium vorzubereiten hat. Dabei ist es zwar allgemein anerkannt, dafs das Resultat des Gymnasialunterrichts mit der Beweisung „der geistigen Reife", die für das Universitätsstudium notwendig ist, bezeichnet wird, es ist aber doch bis jetzt unbekannt, durch welche Funktion des Gymnasiums als eines Gliedes des gesamten Unterrichtswesens dieses Phänomen der geistigen Reife der Lernenden hervorgebracht werden soll, ob durch diejenige, durch welche das Gymnasium eine Schule „der allgemeinen Bildung" ist, oder durch eine andere, wonach es eine Vorbereitungsanstalt für die Universität ist.

Der Begriff der geistigen Reife ist an und für sich blofs ein Noumenon oder ein rein transcendentaler Begriff; konkret genommen aber mufste er als ein Phänomen sich durch irgendwelche bestimmte Kenntnisse und Fertigkeiten der Lernenden bestimmen lassen. Mit welchen Wissenschaften aber die Lernenden sich beschäftigen und welche Kenntnisse sie erwerben müssen, um die geforderte geistige Reife zu erwerben, das ist eine Frage, mit der schon seit langem das Schicksal der Gymnasien verknüpft ist; und zwar handelt es sich hierbei darum, ob das Gymnasium die Lehranstalt sein soll, die für die Universität vorbereitet, oder ob diese seine Funktion im Organismus des Unterrichtswesens sich auf verschiedene Lehranstalten verteilen soll. Die einen glauben, es gebe einige Kenntnisse und Fertigkeiten, die absolute und selbstwirkende Mittel zur Erlangung der geistigen Reife sind, die andern behaupten, dafs infolge der Entwicklung der Wissenschaften, wie sie auf den Universitäten gepflegt werden, die geistige Reife, die unumgänglich ist, um sich mit ihnen zu beschäftigen, nur durch den Erwerb solcher Kenntnisse erlangt werden kann, die dem augenblicklichen Stande der Wissenschaften entsprechen.

In dieser Meinungsverschiedenheit prägt sich auch vor allem die Zerrüttung des heutigen Gymnasiums aus, sofern es ein gesondertes Organ des Unterrichtswesens ist. Als diese Differenz nicht existierte, da gab es auch kein Schwanken, noch einen Streit, was man in der zur Universität vorbereitenden Schule lehren solle. Daher kommt es dann, dafs das Gymnasium zwar als selbständige Lehranstalt fortbesteht, aber immer stärker sich eine Schwächung seiner organischen Funktion im Unterrichtswesen bemerkbar macht, so dafs es in jetziger Zeit als ein atrophiertes Glied desselben erscheint. Ein ferneres Symptom der Krankheit des Gymnasiums als eines Gliedes des Unterrichtswesens ist daraus zu ersehen, dafs der Gymnasialunterricht mehr und mehr als etwas teilweise Überflüssiges und Unnützes, überhaupt aber als etwas nicht den Kräften der Mehrzahl der Lernenden Entsprechendes empfunden wird. Daher die Frage der Gymnasialreform, mit der sich schon längst sowohl Privatpersonen wie auch die Behörden beschäftigen. Diese Frage ist bis heute nicht von der Tagesordnung geschwunden, obwohl unlängst eine Gymnasialreform durchgeführt ist und zwar gleichzeitig in vier deutschen Staaten (in Preufsen, Sachsen, Bayern und Württemberg), ebenso in Frankreich und auch in Rufsland. Bei einem Vergleich dieser Reformen merkt man zwar eine grofse Verschiedenheit im ganzen Unterrichtswesen hier und dort, sowohl seinem inneren Bestande als auch seiner sozialen Lage nach, man wird aber gleichzeitig auch davon überzeugt, dafs alle diese Reformen in gleicher Weise wesentlich gegen das obenerwähnte Krankheitssymptom des Gymnasiums gerichtet waren, nämlich gegen die Überbürdung der Lernenden. Mancherlei Mafsregeln sind ergriffen, verschiedene Mittel erdacht worden, die alle eine Aufgabe haben, nämlich die Erleichterung oder Vereinfachung des Gymnasialunterrichts. Abgesehen davon, dafs die Mittel und Wege, die man gegen die Überbürdung des Gymnasialunterrichtes erdacht hat, an und für sich nicht immer zweckentsprechend, ja teilweise sogar direkt verderblich für das Gymnasium sind, liegt der gemeinsame Grundfehler der letzten Gymnasialreformen gerade darin, dafs sie nicht gegen die Krankheit selbst, sondern gegen ihr Symptom gerichtet sind. Die Überbürdung des Gymnasialunterrichtes ist eigentlich nur ein Symptom einer konstitutionellen Krankheit, an der heute diese Lehranstalt, als ein lebendiges Organ des Unterrichtswesens, leidet. Daher mufs man das heutige Gymnasium mit solchen Mitteln kurieren, die auf seine ganze Konstitution wirken möchten, indem man die Funktion desselben im Verhältnis zu den Funktionen anderer Organe regelt und nur so seine Kräfte wiederherstellt: dann wird jenes obenerwähnte Krankheitssymptom von selbst verschwinden, d. h. es wird am Gymnasium selbst nicht mehr empfunden werden und sich nicht mehr an den Funktionen der übrigen Organe des Unterrichtswesens äufsern.

Von dem Augenblicke an, wo man, statt das Gymnasium im Sinne des einfachen Verhältnisses aufzufassen, in dem es sich sowohl der Geschichte als dem Wesen nach zur Universität befindet, anfing, es gemäfs der Idee einer allgemeinen Bildung zu leiten (vgl. Willmann, Didaktik II 496), sind verschiedene andere Lehranstalten mit ihm in Konkurrenz getreten. Und das ist ganz natürlich, da eine allgemeine Bildung mit verschiedenen Mitteln erlangt werden kann. Indem aber diese Lehranstalten mit dem Gymnasium darin konkurrieren, den Lernenden eine allgemeine Bildung zu verschaffen, so beanspruchen einige von ihnen schon längst auch die Vorbereitung zur Universität, wobei sie sich nicht ganz ohne Grund auf ihren Erfolg in der Konkurrenz stützen.

Da nun diese Lehranstalten, die solche Ansprüche erheben, mit dem Gymnasium auf dem Boden der allgemeinen Bildung konkurrieren, ziehen sie das letztere mit in diese Konkurrenz herein und zwingen es dadurch, das polymathische Element über das Mafs hinaus zu erweitern.

In dieser Hinsicht hat Uhlig vollkommen recht, wenn er behauptet, wenn man als Ziel der Gymnasien die sogenannte allgemeine Bildung hinstelle (die, bei Licht gesehen, ein Phantom sei), werde man geneigt sein, fortwährend die Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände in diesen Schulen zu vermehren (Das hum. Gymn. 1894 S. 138).

In der That ist das heutige Gymnasium zum Schaden seiner direkten Aufgabe in eine Konkurrenz mit den verschiedensten Lehranstalten verwickelt worden, mit den Kadettenanstalten, höheren Mädchenschulen u. s. w. Man vergleicht z. B. die Leistungen der Gymnasiasten in den neueren Sprachen mit denen der Schüler solcher Lehranstalten, in denen diese Sprachen am meisten gepflegt werden, und verlangt, dafs das Gymnasium dieses Fach, das man von einem gewissen Standpunkte für ein wesentliches Element hält, ebenso pflegen solle, wie es jene Lehranstalten thun. Nicht selten fordert man es von ihm auf Kosten der alten Sprachen, ja sogar einfach an Stelle derselben, wie es beispielsweise hier und da in Deutschland geschehen ist in dem, übrigens nur versuchsweise errichteten, sogenannten „einheitlichen Gymnasium“. Zwar ist das einstweilen blofs ein Versuch, aber es ist überhaupt bei der herrschenden Meinung, dafs das Gymnasium seinen Schülern eine allgemeine Bildung bieten mufs, nichts anderes zu erwarten als einerseits eine Konkurrenz anderer Lehranstalten mit ihm in Bezug auf diese Aufgabe und anderseits ein Bankerott des Gymnasiums auf seinem eigenen Gebiete. Wenn die allgemeine Bildung, in der mit dem Gymnasium verschiedene andere Lehranstalten konkurrieren, von jeder von ihnen durch eigene Mittel ohne alte Sprachen erreichbar ist, so kann man sich nur wundern, dafs diese letzteren bis jetzt noch nicht aus dem Gymnasialprogramm gestrichen sind. Doch man hält sie jetzt auch

schon in der Gesellschaft, selbst in der Lehrerwelt für ziemlich überflüssig. Diese Sachlage wird so lange dauern, bis die wahre Ansicht obsiegt, dafs nach der historischen Entwicklung des ganzen Organismus des Unterrichtswesens das Gymnasium seinen Platz eigentlich nur als zum Universitätsstudium vorbereitende Schule hat. Aber so lange man der Ansicht huldigt, dafs das Gymnasium vor allem dazu berufen ist, seinen Schülern eine allgemeine Bildung zu geben, so lange wird man seine Lage im Unterrichtswesen nicht bessern, was doch die Zeitverhältnisse fordern, sondern nur, wie bisher, an ihm verschiedene Versuche machen, zum Schaden seiner selbst und des ganzen Unterrichtswesens.

Zweifellos giebt es gewisse Grundkenntnisse und Grundfertigkeiten und eine gewisse allgemeine Auffassungsart, die eine unumgängliche Voraussetzung der Bildung in allen ihren verschiedenen Gestalten ausmachen. In Bezug auf diese Grundelemente, auf die sich jede Bildung stützt, ist sie freilich in einem gewissen Mafse etwas Allgemeines. Aber etwas anderes versteht man unter der allgemeinen Bildung als spezielle Aufgabe des Schulunterrichts. Sie soll, so sagt man, den Menschen bilden, möglichst unabhängig von seiner Stellung unter den anderen Menschen und von seiner gegenwärtigen oder zukünftigen Thätigkeit. Man verlangt von dem Unterricht gewissermafsen etwas, was wie eine dritte Geburt des Menschen aussehen würde, nach der natürlichen Geburt vom Vater und Mutter in der Ehe und der Gnadengeburt durch den heiligen Geist in der Taufe. Es handelt sich um die Bildung einer möglichst vollständigen und klaren Selbsterkenntnis des Menschen durch Entwicklung aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Kräfte des Menschen auf dem Wege des Unterrichts. Eine aufserordentlich schwierige Aufgabe! Wo giebt es aber solchen Unterricht und solche Wissenschaften, mit deren Hülfe man die gesuchte allgemeine Bildung finden würde, im Sinne einer selbständigen und klaren Selbsterkenntnis, aus deren eigentlichem Inhalt der Mensch sein Verhältnis zur Welt bestimmen und in ihr die entsprechende Thätigkeit wählen könnte? Eine wahrhaft schreckliche Aufgabe! Es scheint, man könnte kein wirksameres Mittel finden, um jede beliebige Schule zu Grunde zu richten, als wenn man ihr eine so kolossale Aufgabe aufbürdet.

Schulmäfsig als eine Aufgabe des Unterrichts unterscheidet sich die allgemeine Bildung von der speziellen dadurch, dafs die letztere sich in einem einzigen bestimmten Kreise des Wissens und Könnens bewegt, die erstere dagegen die allgemein zugänglichen und tauglichen Elemente auf verschiedenen Gebieten sucht und dabei diese nicht so streng den Gebieten nach auseinanderhält, wie es zum Besten der Spezialbildung geschieht. Aber nach der organischen Ordnung des Lehrwesens ist es falsch, mit den Interessen der allgemeinen Bildung irgend einen bestimmten Typus von Lehranstalten zu verbinden, durch welche sie gewissermafsen

erlangt werden müfste wie durch ein selbständiges Organ des gesamten Lehrwesens. Die Unterscheidung der einzelnen Schultypen und der Arten eines Typus hängt von den unmittelbaren Zielen der Bildung ab, die man in ihnen sucht; die Interessen aber der allgemeinen Bildung sind ihnen allen gemein. Ja selbst die Spezialanstalten zeigen eine Neigung dazu und halten es für nützlich, ihre Aufgabe mit den Interessen der allgemeinen Bildung zu verbinden.

Daher verfahren diejenigen gewifs gründlicher, welche nicht von einer allgemeinen Bildung, sondern von den allgemeinen Bildungszwecken sprechen. Dadurch wird keineswegs eine allgemeine Bildung ausgeschlossen, weder als etwas Thatsächliches noch als etwas Begriffliches, womit man bei einer Erörterung der Bildung rechnen mufs, sondern nur jener völlig unrichtige Gedanke beseitigt, dafs Lehranstalten des einen oder des anderen Typus oder irgend einer Kategorie eine Art von Spezialschule für eine allgemeine und dazu noch für eine höhere Bildung sein müssen, wie man schon lange in diesem Sinne das Gymnasium als Organ des Lehrwesens verunstaltet. Die allgemeinen Bildungszwecke sind die über die Grenzen jeder Art von Wissen und Können hinausgehenden höchsten Interessen des menschlichen Geistes, um derentwillen ja auch überhaupt in der Geschichte diese ganze gewaltige Arbeit der Bildung begonnen ist. Nicht nur keine einzige Schule, nicht nur nicht ihr ganzes System zu dieser oder jener Zeit, sondern auch nicht alle Schulen zusammen, die da waren, sind und sein werden, sind im stande, diesen Interessen so vollkommen zu genügen, dafs nicht die in den Schulen Lernenden sie nach dem Austritt aus der Schule suchen sollten. „Eine volle und klare Selbsterkenntnis, welche dem Menschen möglich ist" — das ist ja das Ende vom Streben nach Bildung. „Selbsterkenntnis" — dazu noch eine volle und klare — das ist doch die Erkenntnis der ganzen Welt! Denn nur indem man sein persönliches „Ich" von der Welt unterscheidet, oder nur indem man die ganze Welt in allen ihren Elementen, Systemen, Funktionen und Gesetzen kennt, kann man sich selbst kennen. Man darf hoffen, dafs dieses Kennen dem Menschen jenseit der Grenzen dieser Welt offenbart wird, hell und klar, ohne jeden Unterricht, aber nicht in dieser Welt, nicht in den Wänden einer Schule, welche es auch sei. So wird nicht der Unterricht in der Schule, wie eine Wiedergeburt des Menschen in dieser Welt, sondern nur der Tod, das Ende jedes Schulverhältnisses zu dieser Welt, ihm vielleicht die volle und klare Selbsterkenntnis geben.

Doch auch hier auf der Erde giebt es manches zu thun für die allgemeinen Bildungszwecke. Man mufs das lehren, was jeder einzelne wissen und verstehen mufs seinem Alter, seiner Stellung, den unmittelbaren Zielen der erstrebten Bildung entsprechend; aber bei jedem Unterricht, in jeder Schule, die bestimmten For-

derungen entspricht, mufs es so geleitet werden, dafs nicht um der besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten willen, die den Lernenden geboten werden sollen, die allgemeinen Bildungszwecke aufser acht gelassen würden. Zu glauben aber, es gebe oder müsse geben irgendwelche besondere Schulen, die absolute Mittel besäfsen, den Lernenden eine volle und abgeschlossene allgemeine Bildung zu bieten, das heifst, diese Schulen für Faktoren dessen halten, was — und auch das nur zum Teil — das Ziel des ganzen Lehrwesens ist, da ja dieses selbst nur eins von den Werkzeugen der bildenden Arbeit des menschlichen Geistes ist, die niemals ein Ende haben wird.

Da schulmäfsig, als eine Unterrichtsaufgabe, die allgemeine Bildung sich, wie schon erwähnt, aus den allgemein zugänglichen und anwendbaren Elementen zusammensetzt, welche verschiedenen Gebieten des Wissens angehören, so ist sie natürlicherweise immer mehr oder weniger polymathisch und überhaupt encyklopädischen Charakters. Die Polymathie, durch die dieses oder jenes Niveau der allgemeinen Bildung erreicht wird, findet notwendig auch im Gymnasium ihren Platz, wenn man die allgemeine Bildung für das direkte Ziel des Gymnasialunterrichts hält. Je mehr aber das Gymnasium dadurch auf die Seite der allgemeinen Bildung gezogen wird, um so weniger bewahrt es seine historische Bestimmung, eine gelehrte Schule zu sein, und seine organische Stellung sowohl im System der Lehranstalten überhaupt, als auch speziell in dem Verhältnis zur Universität.

Früher war dem nicht so. Früher befand sich das Gymnasium in einer unmittelbaren und so zu sagen unlösbaren Verbindung mit der Universität. Zwar zeugt die Geschichte von mannigfachen Wegen, auf denen die ersten Universitäten entstanden sind, doch waren sie auf allen diesen Wegen so oder anders organisch mit der zu ihnen vorbereitenden Schule verbunden. Einige der niederen Schulen bildeten selbst die organischen Keime einer Universität. Andere Universitäten entstanden wohl auf selbständigere Weise, jedoch gleichfalls durch das Material und die Kräfte, welche für sie in niederen Schulen vorbereitet waren. Dabei haben sie alle — nicht nur diejenigen, die selbst so zu sagen aus diesen niederen Schulen hervorwuchsen, sondern auch diejenigen, die eine Neupflanzung waren und selbständig sich bildeten — nicht die niedere Schule von sich gestofsen und sich nicht von dieser Wurzel losgerissen, an der sie sich innerlich hielten. Im Gegenteil, je bestimmter das Verhältnis der niederen Schule zur Universität wurde, um so mehr ergriff die Universität Mafsregeln zur Stabilität der niederen Schule neben ihr. Das ist der natürliche und unumgängliche Ausdruck des organischen Verhältnisses zwischen den einzelnen Teilen des ganzen Systems der Schulbildung. Der Sinn dieses Verhältnisses ist der, dafs wie der Universitätsunterricht

unmöglich ist ohne einen vorangehenden gewissen Schulunterricht, so auch dieser Schulunterricht im Gesamtorganismus des ganzen Lehrwesens seinen Platz nicht haben kann getrennt von jenem, beide zusammen aber im Organismus des Schulwesens eine derartige Gelenkverbindung bilden, in der jedes Glied lebt und wirkt in Übereinstimmung und Wechselbeziehung mit dem andern.

Die Zerrüttung des organischen Verhältnisses zwischen Universität und ihrer Vorbereitungsschule begann schon im achtzehnten Jahrhundert, entwickelte sich im neunzehnten und vergröfserte sich besonders in unserer Zeit. Die ursprüngliche Quelle dieser Zerrüttung bildet die Richtung der Geister auf die Bildung, derentsprechend als Ideal der Bildung die „humanitas", das reine Menschentum erschien. Als Aufgabe der Schulbildung bezeichnet dieses reine Menschentum die harmonische Entwicklung aller Kräfte des Körpers und Geistes, ohne dafs diese Entwicklung in irgendwelcher Beziehung zu dem Beruf und der Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft steht. Das ist jener Neuhumanismus, der bis heute die Schulen unseres Jahrhunderts unter seinem Banner hält.

Zu den humanen Zielen der Bildung öffnete den Weg die Philologie, jene neue Wissenschaft, die als selbständiger Gegenstand des Wissens zu allererst, kann man sagen, von Fr. Aug. Wolf geschaffen wurde. Im Bestande der verschiedenartigen Disziplinen war die Philologie für ihn die Wissenschaft von allem dem, „was es nur giebt am allerhöchsten und allerwichtigsten für den Menschen".

Obgleich der Wissenschaft heute wie früher der Name Fr. Aug. Wolfs teuer ist, so ist doch, wie es scheint, die Zeit gekommen, sich davon zu überzeugen, dafs mit seiner grofsen Reform auf dem Gebiete der klassischen Philologie die Zerrüttung der früheren, historisch entstandenen Beziehungen zwischen der Universität und ihrer Vorbereitungsschule, dem Gymnasium, eng verbunden ist. Durch diese Reform gerade verwandelt sich das Gymnasium, diese Stütze echter klassischer Gelehrsamkeit, aus einer Schule, die zur Universität vorbereitet, in eine gewisse Idealschule, die alle Geisteskräfte der Lernenden zur allerschönsten Harmonie entwickeln soll. Denn die studia humanitatis umfassen nach Wolfs Meinung alles, wodurch eine rein menschliche Bildung aller Geistes- und Gemütskräfte zu einer schönen Harmonie des innern und äufsern Menschen befördert wird.

Übrigens verstand Wolf selbst alle Schwierigkeiten der Lehraufgabe, die dem Gymnasium durch seine Umwandlung aus einer Gestalt in die andere gestellt wurde. Er bemühte sich auf alle Weise, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, sei es durch die Teilung der Lehrgegenstände in Haupt- und Nebenfächer, sei es durch den Hinweis darauf, dafs die Philologie, dieses neue Evangelium der menschlichen Bildung, in der Schule eigentlich zur

formalen Ausbildung aller geistigen Kräfte dienen müsse. Indem er die studia humanitatis im Gymnasium hauptsächlich auf die klassischen Sprachen und die klassische Litteratur konzentrierte, bemühte er sich, es zu verhindern, dafs der Gymnasialunterricht sich in der Praxis in jene endlose Sphäre des idealen Humanismus verlöre, in die diese Studien ihn stofsen mufsten, wenn der reale Zweck der Lehranstalt aus dem Auge gelassen wurde. In gleicher Weise wie Herder trat er gegen das Dressieren der Schüler in der lateinischen Sprache auf, indem er behauptete, dafs Schreiben nur eine Sache für denjenigen sei, der tiefer in die Sache eindringen wolle, für manche Stände aber ganz überflüssig sei. Gleichzeitig verwarf er die Nachahmung der Alten als eine Aufgabe des Studiums der klassischen Welt und versicherte, dafs man jetzt (d. h. zu seiner Zeit) die Wissenschaften nicht von den Alten lernen könne. Indem er aber auf die Schule überhaupt und auf das Gymnasium insbesondere wie auf eine der Stätten der Erzeugung der zeitgenössischen Kultur sah, schlofs er aus dem Lehrbestande des Gymnasiums auch verschiedenartige Kulturelemente nicht aus. Gerade die Polymathie, die auf diese Weise Wolf ins Gymnasium einführte, zum Teil infolge der ungeheuren Aufgaben der Philologie selbst, zum Teil infolge der allgemeinen kulturellen Tendenzen, die er mit dem Gymnasialunterricht verknüpfte, verhüllte auch — übrigens nicht so sehr vor Wolf selbst wie vor den andern — den Abgrund idealen Interesses, in dem in Wirklichkeit die historische Bedeutung „dieser geistigen Ringerschule, geadelt durch das Studium der Alten“, wie Wolf das Gymnasium nannte, verschwand. Wenn daher Wolf selbst, gewissermafsen um die Polymathie des Gymnasiums zu rechtfertigen, auch sagt, dafs die Aufgabe der Schule unter anderem darin bestehe, die geistigen Kräfte der Lernenden ad varia vitae munera recte fungenda vorzubereiten, so bemerkt Arnold (Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik II 24) vollkommen richtig, dafs Wolf von seinem Standpunkte aus in diesem Fall hätte sagen müssen: ad perfectionem humanitatis. Zwar hat Wolf möglicherweise in der Hitze des Kampfes mit dem Utilitarismus der Philanthropisten thatsächlich, wie Schiller (Lehrbuch der Gesch. d. Päd. S. 312) bemerkt, manche Sätze theoretisch schroffer hingestellt als er sie meinte, zwar wird bei der praktischen Anwendung dieser Forderungen des idealen Humanismus ihre Schärfe (in den consiliis scholasticis) bei Wolf gemildert durch Erwägungen über die thatsächlichen Bedürfnisse des Gymnasialunterrichtes als Vorbereitung zur Universität, aber dennoch stammt das Schwanken der Bedeutung des Gymnasiums ohne Zweifel gerade von Wolf her. Und man kann nicht umhin, Rein (Am Ende der Schulreform? 9.) beizustimmen, dafs gerade Wolf das Gymnasium mit sich selbst in Widerspruch gebracht habe, woran es bis auf den heutigen Tag kranke.

Dieser Widerspruch besteht unserer Meinung nach darin, dafs das Gymnasium unter dem Einflusse der philologischen Reform Wolfs so gestellt ist, dafs es sein bestimmtes historisches Ziel, die Vorbereitung der Lernenden zur Universität, erreichen mufs unter Hingabe an die unbestimmte Aufgabe der allgemeinen humanitären Bildung der Lernenden. Ein doppeltes Ziel ist jeder Lehranstalt eigentümlich, auch einer solchen, die eine reguläre Stellung im Systeme der übrigen hat. Denn wie zweckmäfsig auch, entsprechend ihrer Stellung in diesem System, in ihr der Unterricht organisiert sein mag, so ist sie doch, wie wir oben bereits erwähnten, immer ein gewisser Faktor der Bildung überhaupt. Aber das ist augenscheinlich eine ganz andere Lage einer Lehranstalt als die, wenn man die Lehranstalt selbst so organisiert, dafs sie in sich eine doppelte Funktion vereinigen und zwei Ziele, wenn auch unauflösbar, so doch auch nicht mit einander verschmolzen, verfolgen mufs. Das ist gerade das konstitutionelle Gebrechen, das schon lange die Gesundheit des Gymnasiums als eines Organs des Lehrsystems zerstört. Denn als eine zur Universität vorbereitende Lehranstalt mufs das Gymnasium für die Lernenden mit Fug und Recht nur eine Elementarschule ihres wissenschaftlichen Verhaltens zu den Gegenständen des Wissens sein, aber als eine Lehranstalt, die den Zweck hat, ihnen eine gewisse „höhere allgemeine Bildung" oder, wie man noch sagt, „eine historisch begründete Weltanschauung" zu bieten, mufs sie ihrer Bildung die gehörige Vollständigkeit und Abgeschlossenheit geben. Jedenfalls ist die Verfolgung zweier Ziele seitens des Gymnasiums — von denen das eine durch einen gleichartigen, streng konzentrierten Lehrkursus, das andere aber, kann man sagen, niemals erreicht wird, sondern nur zur Erweiterung des Kursus führt — unserer Meinung nach jenes Gebrechen des Gymnasiums, dessen Keim in ihm deutlich seit der Epoche des Neuhumanismus zu beobachten ist. Zweifellos verstand Wolf selbst, wie schon gesagt wurde, die ganze Schwierigkeit, in die das Gymnasium versetzt wurde. Daher haben die von ihm geäufserten mannigfaltigen Gedanken über den Gymnasialunterricht von jeher den folgenden Schriftstellern Grund gegeben seine Ansicht verschieden zu deuten. Es giebt, sagt man, Konfusionsräte, die, scheinbar Wolf nicht verstehend, den von ihm gepredigten Humanismus im Sinne der gelehrten Bildung mit Humanität im Sinne feiner Artigkeit verwechseln. Von diesem Standpunkt aus bemühen sie sich, Wolf von jenen verkehrten Ansichten über das Gymnasium gleichsam rein zu waschen, die ihm scheinbar Leute, die seine Ansicht nicht verstanden, aufhalsten. „Wären", sagt der Verfasser der Abhandlung: Aus Schulbesichtigungs-Berichten (Lehrproben u. Lehrgänge 30. 3.), „diese (d. h. Wolfs) verständigen, die Aufgaben des altsprachlichen Unterrichts klar und nüchtern erfassenden Anschauungen für die folgenden 100 Jahre

mafsgebend geblieben, so ständen wir heute nicht vor der Katastrophe der humanistischen Gymnasien. Jetzt wird es schon eine schwierige Aufgabe sein, den Weg zu jener Auffassung zurückzufinden". Und sie ist um so schwieriger, fügen wir hinzu, da, möglicherweise dem rechten persönlichen Verständnisse Wolfs von der Aufgabe des Gymnasiums zuwider, es selbst sich nicht treu geblieben ist. An der Katastrophe des Gymnasiums sind weder Wolf, noch die späteren Männer der Wissenschaft und Schule unmittelbar schuld. Sie entstand und dauert bis auf den heutigen Tag fort als Folge davon, dafs die Aufgabe des Gymnasiums durch die Forderung erweitert wurde, die Lernenden nicht direkt zur Absolvierung des höheren Universitätskursus vorzubereiten, sondern blofs zu Menschen im Sinne einer unbestimmten Idee von Menschentum zu bilden, indem man in ihre Herzen die schöne Idee der Humanität einpflanzte und diese Erweiterung unabwendbar eine Störung der organischen Funktion des Gymnasiums nach sich zog, indem es immer in den Dienst der Interessen der allgemeinen Bildung hineingezogen wurde. Es ist natürlich, dafs es auf diesem Wege den Kompafs und Regulator für seine Thätigkeit verlieren mufste, sowohl hinsichtlich des wissenschaftlichen Materials als auch der zweckmäfsigen Verarbeitung desselben. Die Aufgabe des Gymnasiums zerflofs in der endlosen Sphäre der allgemeinen Bildung. Wenn man einen Schulunterricht mit Rücksicht auf einen bestimmten Zweck organisiert, so ist in diesem Zweck ein Regulator für seinen Bestand und seine Methode gegeben, und die allgemeine Bildung oder die allgemeinen Bildungszwecke werden dann natürlich und einfach erreicht in dem Mafse, wie durch die Schule das gesteckte Ziel erreicht wird; wenn man aber einen Unterricht, im gegebenen Falle den Gymnasialunterricht, unmittelbar für die Zwecke der allgemeinen Bildung organisiert. beiläufig aber auch für einen andern Zweck, nämlich um die Lernenden zur Universität vorzubereiten, so liegt in diesem Nebenzweck durchaus kein Regulator für das Gymnasium und kann auch darin gar nicht liegen. Im Gegenteil, der Zweck selbst wird unabwendbar aus dem Auge verloren, sowohl in der Praxis als in der Theorie. Und das um so mehr, da bei der Unbestimmtheit des Begriffes von der allgemeinen Bildung jeder Unterricht bequem der einen oder der andern Auffassung von ihm angepafst werden kann. Zum anschaulichen Ausdruck gerade dieser Sachlage dient unter anderem der an und für sich recht sonderbare Umstand, der früher nicht beobachtet wurde, dafs seit den Zeiten Wolfs alle Geister die Frage beschäftigt, was eigentlich das Gymnasium ist. Es ist klar, dafs der direkte Zweck der Anstalt nicht sichtbar, gewissermafsen verloren gegangen ist; in jedem Falle zeugt es zweifellos gerade davon, dafs die Lage des Gymnasiums als eines Organs erschüttert worden ist, als ob man nicht weifs, was es unter den anderen Organen des Lehrwesens zu thun habe.

Früher bot die Stellung des Gymnasiums in der Reihe der anderen Lehranstalten gar keinen Anlafs zu Fragen. Trotzendorff z. B. erkannte dem Gymnasium die eine Aufgabe zu, „dafs die Knaben gerüstet werden darnach in hohen Facultäten zu studieren als in Theologia, Medicina, Philosophia, Jurisprudentia". Und das Gymnasium erfüllte diese Aufgabe, indem es seinen Schülern eine vollständige Kenntnis und volle Beherrschung der lateinischen Sprache gab. Doch sagte Nägelsbach, wohl nicht der letzte Vertreter des neuen Humanismus in der Bildung: „Das Gymnasium hat Menschen zu bilden, nicht Juristen, nicht Philologen, nicht Mathematiker u. s. w. Und so kann man sich bis heute nicht entschliefsen, das Gymnasium zu beschränken in dieser weiten Aufgabe, Menschen zu bilden, obgleich man sieht, dafs es sie immer weniger und weniger hervorbringt, sondern sich selbst nur mehr und mehr unter den anderen Lehranstalten verliert. . . . In jedem Falle sind die Momente in der Organisation des Gymnasiums im Sinne Wolfs, welche thatsächlich mit der Zeit zu einer rechtmäfsigen Stellung desselben inmitten der anderen Lehranstalten hätten führen können, sowohl bei ihm selbst als auch bei den Nachfolgern ohne die nötige Entwicklung geblieben.

In welchem Grade die Tendenz jener Zeit, durch den Gymnasialunterricht eine rein menschliche Bildung zu erlangen, die in einer Art von „schöner Harmonie der Kräfte des innern und äufsern Menschen" bestehe, der Erlangung seines direkten Zieles geschadet hat, zum Beweise dafür kann unter anderem Folgendes dienen: Herder lehrte z. B., „dafs die Latinitätsdressur sowohl den Gedanken als den Stil verdirbt, nichts giebt, aber viel nimmt . . . Das Gymnasium mufs nicht Wortkrämer, sondern römische und griechische Sachgelehrte hervorbringen. Fort mit der Grammatik und den Grammatikern!" Ein solches Phantasieren über die Aufgaben des Gymnasialunterrichtes zwingt zum mindesten anzunehmen, dafs die Gymnasiasten jener Zeit grofse Erfolge in den alten Sprachen und im Verständnis der alten Schriftsteller aufwiesen. Indes konnte man noch 1819 in Bonn beim Eintrittsexamen in die Universität Folgendes vernehmen. *Miles a statione venit* übersetzte ein Examinand: „Ein Kerl kam von der Briefpost"; „Der Rhein ist ein Hauptflufs Deutschlands" übertrug ein anderer folgendermafsen ins Lateinische: *Rhenus est catarrhus Germaniae* (Johannes Schulze, von Varrentrapp S. 372). Das mögen vereinzelte Fälle gewesen sein, aber die Universitäten klagen zu jener Zeit alle gleichmäfsig über den völligen Mangel an Vorbereitung bei den eintretenden jungen Leuten. Diese Klagen fallen gerade mit der Zeit zusammen, wo „der neue Humanismus seinen Triumph in den Gymnasien feierte", als alle nach Wolf glaubten, dafs die höheren Disziplinen, die die alte Welt betrafen, an und für sich befähigt wären, auf die geistige und sittliche Entwicklung der Lernenden wohlthätig zu wirken.

Je mehr sich der Abstand zwischen der Universität und dem Gymnasium vergröfserte, um so mehr empfand man das Bedürfnis, eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, der sie trennte. Man schlug sie auch allmählich in Gestalt der sogenannten Reifeprüfung. Dieses Examen, das noch bis heute als Brücke für den Übergang aus dem Gymnasium in die Universität dient, ist an und für sich keineswegs irgend eine eigentliche Lernmafsregel. Es ist eine administrative oder Polizeimafsregel, die nicht mit den lebendigen Interessen der wissenschaftlichen Bildung in unmittelbarem Zusammenhang steht. Ein interessantes Bild bietet die Geschichte der Gymnasialreife, wie sie sich in den entsprechenden Prüfungsordnungen darstellt. Ich will hier nicht diese allen bekannte Geschichte wiederholen, meine aber, dafs sie offenbar bis jetzt noch nicht ihren Abschlufs gefunden hat. Die Berliner Konferenz beschlofs zwar, die Reifeprüfungen beizubehalten, jedoch fand die Meinung des ersten Referenten, sie seien „ein notwendiges Übel", keinerlei ernstlichen Widerspruch; das letzte Wort der Debatte über sie war dem Wunsche und der Hoffnung geweiht, sie möchten abgeschafft werden. „Ich hoffe", sagte Paulsen, „dafs wir allmählich dahin kommen, etwas weniger von der Prüfung zu erwarten, als es jetzt der Fall ist . . . Ich glaube, wir dürfen zur Natur unserer Jugend ein gröfseres Zutrauen haben. Die ganzen Prüfungen sind doch erst 100 Jahre alt, vorher lebten auch Menschen. Es kommt uns jetzt wohl beinahe unglaublich vor, dafs es eine Zeit gab, wo niemand bei dem Übergang auf die Universität geprüft wurde. Die Sache ging auch, und sie ging doch gar nicht schlecht. Die ganze Generation unseres Volkes, die von 1780 bis 1820 den grofsen Höhepunkt der Entwickelung unseres geistigen Lebens bezeichnet, ist nicht geprüft worden, die grofsen Philosophen und Dichter dieser Zeit, Goethe, Schiller, die grofsen Philologen Wolf und Niebuhr, die beiden Humboldt, die Gebrüder Grimm haben alle keine Abiturientenprüfung gemacht. Für sie war der Antrieb, der in der Prüfung liegt, offenbar nicht notwendig, um sie auf den Weg zum Ziel zu bringen. Es ist allerdings zweifellos, dafs ein beträchtlicher Teil damals mit geringeren Kenntnissen von der Schule abging. Ich weifs aber nicht, ob das ein grofser Schaden war, es ist damals dem einzelnen mehr vertraut worden. Jeder ging gewissermafsen auf eigene Gefahr auf die Universität, man sagte sich, er hat selbst den Schaden, wenn er nicht im stande ist, zu lernen, was auf der Universität geboten wird. Wir müssen mehr appellieren an die Selbstverantwortlichkeit des Menschen, er mufs zuletzt doch für sich selbst einstehen. Durch das Abiturientenexamen wird die Vorstellung in dem Schüler erweckt, als habe er nun den Anforderungen genügt, er kommt sich wohl schon beinahe als ein Staatsamtsanwärter vor, der schon einen gewissen Anspruch an den Staat hat".

Man kann natürlich von verschiedenen Standpunkten auf die Reifeprüfung sehen, der interessanteste aber ist entschieden der, von dem man sie, wie es scheint, bisher nicht betrachtet hat, wenn man nämlich fragt: Wie drückt sich in ihr das Verhältnis von Gymnasium und Universität aus? Erfunden wurde dieser kunstvolle Mechanismus, um ein natürliches organisches Band zwischen diesen beiden Organen des Lehrwesens wiederherzustellen, nachdem es durch mancherlei Lehrtheorieen zerrissen war, und doch hat die Reifeprüfung im Laufe ihrer 100jährigen Geschichte es nicht vermocht, dieses lebendige Band zwischen ihnen zu erneuern. Im Gegenteil, es fällt dieser Mechanismus jetzt selbst zusammen als ein wenig zuverlässiges Mittel, ja man hält ihn sogar für ein notwendiges Übel. Professoren und Schulbehörde halten noch heute die jungen Leute, die durch die Prüfung, wie über eine Brücke, in die Universität übergehen, nicht selten für ungenügend vorbereitet. Woher kommt das? Woher anders als daher, dafs das heutige Gymnasium an und für sich nicht im wahren Sinne des Wortes eine Schule ist, die zur Universität vorbereitet.

Als Bedingung für den Übergang aus dem Gymnasium in die Universität mufs die Reifeprüfung das untrennbare Band zwischen der Aufgabe des Gymnasiums und der der Universität ausdrücken. Doch ist es klar, dafs dieses Band zwischen ihnen schon vor dem Examen überhaupt bestehen mufs, damit das Examen als Ausdruck desselben dienen kann. Indes gebrach es schon längst nicht an sozialen Bedingungen des Lehrwesens, besonders nicht an theoretischen Erörterungen über den Gymnasialunterricht, laut denen die Aufgabe des Gymnasiums — die Lernenden zur Universität vorzubereiten — viel zu eng für dasselbe zu sein und es zu sehr von den Interessen der umgebenden Wirklichkeit und den Bedürfnissen des praktischen Lebens zu trennen schien. Daher erweiterte man die Aufgabe des Gymnasiums, indem man es ihm zur Pflicht machte, den Lernenden eine gewisse allgemeine und abgeschlossene Bildung zu geben, die durch ihren Lehrgehalt den verschiedenen Zwecken entspräche. Bemerkenswert ist es, dafs sowohl die Aufnahme verschiedener neuer Lehrgegenstände in den Bestand des Gymnasialunterrichts, wie auch die Erweiterung seines früheren Lehrstoffes nach der einen oder der anderen Seite ursprünglich nicht auf Verlangen der Universität, sondern den verschiedenen Theorieen von einer allgemeinen Bildung zu Liebe erfolgte; nur dafs in letzter Zeit Forderungen nach dem oder jenem Bestand des Gymnasialunterrichts von einigen Fakultäten oder genauer gesagt von einzelnen Professoren geäufsert werden. Hätte im System des Unterrichtswesens das Gymnasium beständig seiner organischen Stellung in demselben und seinem historischen Beruf gemäfs funktioniert, so hätte es wahrscheinlich bis heute überhaupt keine Reifeprüfung gegeben,

wie sie zu der Zeit nicht existierte, als das Gymnasium noch nicht in die encyklopädische Arbeit verwickelt war, die in ihrem Bestande immer veränderliche allgemeine Bildung zu schaffen. Wenn aber doch ein derartiges Examen eingesetzt worden wäre, so wäre es aufs engste mit den Interessen des Unterrichts verknüpft gewesen, es wäre eine didaktische Maſsregel gewesen, die die geistige Fähigkeit zu den wissenschaftlichen Studien auf der Universität bestimmte, aber keine Polizeimaſsregel, die die Befähigung und Berechtigung einer Person bestimmte, den oder jenen staatlichen Posten zu bekleiden, für den ein Universitätsstudium verlangt wird. Jetzt ist es aber gerade so; denn „nicht das Universitätsstudium als solches ist es, dem jene Forderung (der Gymnasialreife) gilt", sagt Zeller, „sondern die spätere Zulassung zu den akademischen Würden und zu denjenigen Berufsarten, für welche der Staat den Nachweis eines regelmäſsigen und erfolgreichen Universitätsstudiums verlangt" (Gymnasium und Universität S. 21)[1]). Und der Staat hat vollkommen recht. Sobald das Gymnasium es unternimmt, nicht einfach die jungen Leute zum Universitätsstudium vorzubereiten, sondern gleichzeitig ihnen eine gewisse höhere allgemeine Bildung zu geben, die als ein Census sich eignet nicht nur für die akademische Republik, sondern auch in Zukunft für viele Amtsgeschäfte im Staate selbst, so hat der Staat zweifellos das Recht, vom Gymnasium eine Bescheinigung darüber zu fordern, daſs seine Zöglinge thatsächlich diese Bildung besitzen. Für den Staat ist es auf diese Weise eine Frage der bürgerlichen Rechte, durch deren gesetzlich fixiertes System das gegenseitige Verhältnis der Bürger geordnet und bestimmt wird, oder, was dasselbe ist, eine Frage der allgemeinen Ordnung und Wohlfahrtseinrichtung. Dies ist die polizeiliche Bedeutung des Examens der Gymnasialreife.

Es ist schwer zu sagen, ob dieses Examen da, wo es eingesetzt war, dem Staate irgend einen thatsächlichen Nutzen gebracht hat: wie jede Polizeimaſsregel konnte sie umgangen werden. . . . Wenigstens spielt bei der Besetzung vieler Posten die Reifeprüfung nicht die Rolle, die ihr der Theorie nach zugeschrieben wird. Das alles ist, versteht sich, die gewöhnliche Ironie des Lebens über eine Polizeiordnung. Als staatliche Maſsregel erscheint die Reifeprüfung aber ihrem Wesen nach sehr problematisch.

Welche Kenntnisse und Fertigkeiten und welcher Grad der-

---

[1]) Unlängst hat der Herr Minister Bosse durch Verfügung vom 9. Januar 1896 (Centralblatt S. 195) es den Fakultäten anheimgegeben, bei Gesuchen junger Leute um Zulassung zum Doktor-Examen von der Vorlegung eines Reifezeugnisses abzusehen und darauf zu achten, ob der Kandidat sich während seines Universitätsstudiums bemüht hat, „die Lücken seiner schulwissenschaftlichen Vorbildung durch Besuch von allgemeinwissenschaftlichen Vorlesungen zu ergänzen".

selben die geistige Reife ausdrücken sollen, das ist bis heute eine unentschiedene Frage. Und in der That, die physische Reife tritt so klar und bestimmt in einigen unveränderlichen Erscheinungen zu Tage, dafs weder Privatpersonen noch der Staat Zweifel daran hegen, dafs letztere thatsächlich die Reife ausdrücken; im Gegenteil, diese Erscheinungen dienen überall und immer fast übereinstimmend als unbestreitbare Grundlage für die Zuerkennung gewisser gesellschaftlicher und bürgerlicher Rechte an die jungen Leute. Aber die geistige Reife ist an und für sich ein so transzendentaler Begriff, dafs die Meinungen darüber, in welchem bestimmten Bestande von Kenntnissen und Fertigkeiten sie sich konkret ausprägen soll, die ganze Zeit hindurch wechseln, so lange man solches im entsprechenden Examen sucht. Noch 1812 lenkte Niemeyer, als man in Preufsen der Reifeprüfung eine festere Formation geben wollte als wie sie 1788 bestimmt war, die Aufmerksamkeit darauf, dafs für die Erreichung des Zieles, das man bei diesem Examen im Auge hat, es besonders wichtig wäre, den Unterricht so zu führen, dafs er sich genau darnach richte, was man mit Fug und Recht von jedem Abiturienten fordern könne. So erscheint schon damals das Examen als Regulator für den Bestand des Gymnasialunterrichts. In der Folgezeit aber, besonders in unseren Tagen, lernen nicht nur die Schüler, wie bekannt, häufig ausschliefslich für das Examen, sondern auch die Lehrer unterrichten sie bisweilen nur dazu. Im allgemeinen war aber die Durchführung des Gymnasialunterrichts nach den Forderungen, die für das Examen möglich sind, wovon Niemeyer sprach, dem Gymnasium in der Hinsicht nützlich, dafs sie wenigstens ein bifschen das Gymnasium von dem Lehrballast befreite, der in dasselbe im Sinne der verschiedenen Theorieen von der allgemeinen Bildung hineingetragen wurde. Doch in jedem Falle heifst im Gymnasium für die Reifeprüfung lernen noch nicht sich zum Universitätsstudium vorzubereiten. Daher wünschte Thiersch in Bayern, der seinerzeit, wie es scheint, sich am meisten eine reguläre Stellung des Gymnasiums zur Universität angelegen sein liefs und von diesem Standpunkt aus heftig „die neue Lehrweisheit in Preufsen“ tadelte, wie sie von Joh. Schulze festgesetzt war, eine nicht obligatorische, sondern fakultative Reifeprüfung, d. h. nur für die Gymnasialabiturienten, an deren Befähigung zum Universitätsstudium unter den Lehrern irgend ein Zweifel herrschte. Zwar sprach sich die Berliner Konferenz für die obligatorische Reifeprüfung aus, doch wie fern stehen einander die Begriffe von der geistigen Reife, wie sie in der jetzigen Prüfungsordnung ausgedrückt ist und wie sie in der von Schulze festgesetzten war.

Sehen wir nun zu, wie Stauder auf der Berliner Konferenz darüber urteilte, und worin nach der Ansicht des Ministeriums sich bei dem Examen die geistige Reife der Gymnasiasten aus-

prägen soll! Hierbei darf man aber eins nicht unberücksichtigt lassen, dafs Stauder als den Grund für die Beibehaltung des obligatorischen Examens einen Umstand bezeichnete, der dem Wesen der Sache völlig fern liegt, dafs nämlich laut Vertrag mit den übrigen deutschen Staaten „ihre Reifezeugnisse als gleichberechtigte mit den preufsischen Reifezeugnissen anerkannt werden, und dafs es nicht wohl angängig wäre, eine Abschaffung der Reifeprüfung zu beschliefsen, ohne zugleich diese Verträge über den Haufen zu werfen, was vom nationalen Gesichtspunkt aus sehr bedenklich erschiene". Doch, fuhr er fort, wenn man auch nicht die Reifeprüfung abschaffen kann, so kann man sie doch vereinfachen. In diesem Falle mufs man besonders das im Auge haben, dafs mit der Einrichtung einer besonderen Prüfung nach Unter-Sekunda, nämlich der Abschlufsprüfung, es möglich geworden ist, in den oberen Klassen den jungen Leuten einige Freiheit in der Einrichtung ihrer Studien zu gestatten. Eine der wesentlichsten Aufgaben der Reifeprüfung besteht, nach Stauders Meinung, darin, das Können des Schülers zu bestimmen, aber nicht sein Wissen. Obgleich Können und Wissen untrennbar sind, so mufs doch beim Examen das Können auf den ersten Platz gestellt werden und dann erst das Wissen. Hinsichtlich der häufigen Klagen über das zu grofse Material, das vom Gedächtnis zum Examen angeeignet werden müsse, über die grofse Zahl der Prüfungsfächer und den ungenügenden Einflufs der Lehrer auf die endgültige Entscheidung erklärte Stauder, dafs in Rücksicht auf alles dieses thatsächlich das Examen vereinfacht werden könne. So sei schon die Entscheidung getroffen worden, beim schriftlichen Examen den lateinischen Aufsatz und die griechische Arbeit abzuschaffen, aber das mündliche Examen könne vereinfacht werden, indem man den Umfang der Fächer, die zu sehr das Gedächtnis belasten, beschränke und die ganze Prüfung nur im Umfang des Primakursus ausführe. Ferner sei ein besonders wichtiger Punkt sowohl hinsichtlich des Examens als auch der ganzen weiteren Entwickelung der jungen Leute die Frage der Kompensation. Ungenügende Leistungen im Lateinischen und Griechischen sollen durch gute Leistungen in der Mathematik und Naturkunde kompensiert werden und umgekehrt. Aber ein ungenügendes Gesamtprädikat für Klassen- und Schlufsleistung im Deutschen soll als nicht kompensierbar gelten.

Demnach ist also die deutsche Sprache oder eigentlich der deutsche Aufsatz — wenigstens nach der Meinung des Vertreters der Schulbehörde in Preufsen — der Schwerpunkt der ganzen Reifeprüfung zur jetzigen Zeit. In welchem Grade bekundet aber ein genügender deutscher Aufsatz die Befähigung des Schülers zu den wissenschaftlichen Studien, in Rücksicht auf welche er in seiner geistigen Reife geprüft wird? Diese Frage wurde im Mai 1894 auf einer Sitzung des Gymnasialvereins in Bamberg behandelt.

„Dafs der Aufsatz“, sagte der Referent, „bei der Reifeprüfung eine wichtige Rolle spielen mufs, ist richtig; aber dafs ein jeder, der für den Aufsatz ein „ungenügend“ erhält, für nicht reif gelten mufs, das ist sehr zweifelhaft. Fast alle stimmen darin überein. dafs der Aufsatz seinem Inhalte nach sich dem Lehrstoff anschliefsen mufs, dafs man von Schülern keine Produktion von Gedanken, sondern nur eine Reproduktion verlangen kann; wenn aber auf diese Weise vom Aufsatz-Schreiber nicht *inventio*, sondern nur *partitio* und *elocutio* gefordert wird, so ist in diesem Falle die Forderung eines Aufsatzes nicht immer eine derartige, dafs die Erfüllung derselben für eine absolute Bedingung der akademischen Reife zu halten ist. Viele Schriftsteller bezeugen, dafs es in ihrer Jugend für sie nichts Schwereres gab, als einen Schul-Aufsatz in der Muttersprache zu schreiben. Döderlein sagt: „Wenn der Schüler einen Mangel an Gedanken in sich fühlt, so kommt das nicht immer daher, dafs er sie überhaupt nicht hat, im Gegenteil, häufig ist das ein Zeichen sogar von Gedankentiefe oder nur von einer gewissen Scheu“. Wiese sagt: „Die Geisteskräfte, die erforderlich sind, um einen guten deutschen Aufsatz zu schreiben, bleiben bei vielen lange gebunden und entwickeln sich nur bei einigen wenigen schon während der Schulzeit“. Diesen und anderen ähnlichen Beobachtungen entsprechend, ist die absolute Bedeutung des deutschen Aufsatzes bei der Reifeprüfung, die auch in Württemberg 1873 festgesetzt war, jetzt aufgehoben worden. In jedem Falle ist es weder theoretisch noch praktisch schon bewiesen worden, dafs die deutsche Sprache ebenso zur Vorbereitung des Geistes zu den wissenschaftlichen Studien dienen kann, wie die alten Sprachen“.

Wenn wir zu dieser Verschiedenheit der Meinungen über den konkreten Ausdruck der geistigen Reife hinzufügen, dafs seit den Zeiten Fr. Aug. Wolfs und bis auf unsere Tage viele Pädagogen die Meinung teilen, dafs mathematische und sprachlogische Fähigkeiten in einem Kopfe gewöhnlich einander ausschliefsen, oder dafs zum mindesten zwischen mathematischem und allgemeinlogischem Denken ein gewisser spezieller Unterschied existiert, so kann man wohl kaum daran zweifeln, dafs die Reifeprüfung während ihrer ganzen 100jährigen Geschichte in Wahrheit sehr wenig den Erwartungen entsprochen hat, die auf sie gesetzt wurden, als auf eine Mafsregel, die dem Staate Männer mit einer bestimmten allgemeinen menschlichen Bildung garantieren sollte. Der Begriff der Gymnasialreife ist an und für sich noch nicht in den Köpfen der Menschen gereift, d. h. noch nicht zu einem bestimmten Inhalte gebracht, und wird kaum jemals reifen; denn die allgemeine Bildung, in der sich die Reife offenbaren soll, ist als spezielle Aufgabe des Gymnasiums nichts mehr als ein Phantom. Das diesem Phantom geopferte Gymnasium erweist sich als verkrüppeltes Organ des Lehrwesens und erfüllt schon lange nicht seine Rolle,

wie es sollte. Viele Universitätsprofessoren klagen über die ungenügende Vorbereitung der Studenten zum Universitätsstudium: die Philologen über die mangelhafte Vorbereitung zu den altklassischen Studien (v. Wilamowitz-Möllendorff, Philologie und Schulreform, Göttingen 1892), die Naturforscher über ihre mangelhafte Vorbereitung zur Beobachtung der Erscheinungen, über ihre Unfähigkeit zu fühlen, hören, riechen (Virchow, Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts S. 120), die Historiker über die mangelhafte Vorbereitung zu historischem Verständnis (v. Treitschke, Die Zukunft des deutschen Gymnasiums S. 26 ff.), andere über ihr Unvermögen, ihre Gedanken in der Muttersprache auszudrücken, so dafs der Professor nicht weniger als der Lehrer der Muttersprache sich bei der Korrektur der schriftlichen Arbeiten der Studenten über wissenschaftliche Fragen langweilen mufs (v. Helmholtz, Verhandlungen u. s. w. S. 205); alle aber klagen ganz allgemein über schülerhaftes Verhalten zur Sache, über mechanisches Aneignen der Kenntnisse und Gleichgültigkeit gegen wissenschaftliche Interessen. Es ist klar, dafs zwischen dem Gymnasium mit dem encyklopädischen Bau seines Unterrichts im Interesse der allgemeinen Bildung und der Universität mit ihren wissenschaftlichen Interessen jetzt gewissermafsen eine Art von Abgrund liegt, der merklich immer mehr und mehr wächst.

In der That, während das heutige Gymnasium sich immer mehr und mehr um eine allgemeine Bildung der Schüler bemüht, die für jeden Bedarf sich eignet und alle Kräfte des Geistes und Körpers entwickelt, zerfällt das Universitätsstudium immer mehr in Spezialitäten. Hier (vgl. Willmann, Didaktik I 389—391) herrscht das Prinzip der Fabrik, dafs ein jeder nur eines gut machen kann, aber im Gymnasium das Prinzip der Polytechnik. Der jetzige Gymnasialunterricht ist, seinem Bestande nach, eine Art Kompromifs zwischen Humanismus, Realismus und Romantik. Er neigt auf die Seite des Wissens und nicht des Könnens. Aber das tägliche Leben im allgemeinen und die Universität im besonderen verlangen beim Studenten als Vorbereitung intensive Entwicklung und intensives Können. Daher der charakterlose Eklektizismus der heutigen Jugend, diese Dissonanz zwischen dem, was sie thut, und dem, was man sie lehrt. Mit einem Worte, die Zerrüttung des Gymnasiums als eines Organs des Lehrwesens ist zweifellos grofs. Eine radikale Kur[1]) ist nötig.

---

[1]) Von dieser wird ein Artikel im nächsten Jahrgange der Zeitschrift handeln.

Petersburg. N. Skworzow.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

R. Th. Kimpel, **Skiaskopische Untersuchung der Schüler des Gymnasiums zu Marburg.** Marburg 1898.

Den Wert dieser Arbeit sieht der Verf. in der skiaskopischen Untersuchung, die bis jetzt nur selten bei Schuluntersuchungen angewendet worden ist: sie ist nach seiner Ansicht die am meisten objektive; die meisten früheren Untersuchungen wären in hohem Grade abhängig von den Angaben der Untersuchten gewesen. Eine zweite, kontrollierende Untersuchung ergab denn auch fast ausnahmslos dieselben Resultate, wie die erste; ein Moment, das sicherlich für die Richtigkeit der Untersuchung sehr spricht. Die Untersuchung fand in dem 10 m langen physikalischen Zimmer statt, das vollständig dunkel gemacht werden konnte; untersucht wurden 608 Augen. Das Ergebnis der Untersuchung ist keineswegs erfreulich gewesen: 51,6 % ergaben sich als myopisch, in VI 22,2 %; V 30,1 %; IV 47,5 %; U. III 60,5 %; O. III 54,3 %; U. II 67,1 %; O. II 60,4 %; U. I 79,5 %; O. I 71,2 %. Hierbei sind starke und schwache Myopieen zusammengerechnet, während sie in der Schrift getrennt angeführt sind. Als emmetropisch sind in VI 31,5 %; V 51,1 %; IV 36,1 %; U. III 38,1 %; O. III 29,3 %; U. III 18,03 %; O. II 25,5 %; U. I 13,6 %; O. I 21,7 % gefunden. In den unteren Klassen ist eine gröfsere Zahl der Schüler noch hyperopisch; daraus erklärt sich die verhältnismäfsig geringe Anzahl der emmetropischen. Von myopischen Schülern ist allerdings die gröfsere Hälfte als schwachmyopisch erfunden worden, aber gerade diese schwache Myopie ist nach Ansicht der Fachmänner auf Kosten der Schule zu setzen, während die stärkere Myopie vielfach ererbt ist. Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, wie erklärt sich die Thatsache, dafs über die Hälfte Schüler der Anstalt kurzsichtig ist und so die Anstalt zu den am ungünstigsten befundenen der bis jetzt untersuchten gehört. Der Verf. vermag keine Erklärung vorliegender Thatsache zu geben. Da die hygienischen Verhältnisse der Anstalt von ihm im allgemeinen als sehr gut bezeichnet werden, kann sich auch die Schulverwaltung frei von Schuld fühlen an der allerdings beklagenswerten Kurzsichtigkeit einer so grofsen Anzahl der Schüler. Zur Erklärung des Ergebnisses möchte ich mir gestatten auf die Stände hinzuweisen, aus denen sich die Schüler unserer Anstalt rekrutieren.

Von unseren 324 Schülern haben 31 Universitätsprofessoren zu Vätern, 41 Pfarrer, 20 Lehrer höherer Unterrichtsanstalten, 22 Volksschullehrer, 13 Richter oder Rechtsanwälte, 11 dem Bau- oder Maschinenfach Angehörige, 11 Ärzte, 9 Apotheker, 60 Väter sind Sekretäre an Gerichten oder bekleiden ähnliche Stellungen bei Steuerämtern, in der Eisenbahnverwaltung u. s. w., 62 sind Kaufleute oder Handelsmänner, 29 Landwirte, Forstleute oder Landmesser, 4 Maler, 20 Gewerbetreibende, 9 Offiziere. Man sieht aus dieser Zusammenstellung, dafs eine grofse Anzahl unserer Schüler von Vätern stammt, deren Beschäftigung diese leicht kurzsichtig machen konnte; es verdient dabei wohl auch in Betracht gezogen zu werden, dafs die Väter aus einer Zeit stammen, in der weder zu Hause noch in der Schule in so ängstlicher Weise für Beleuchtung gesorgt wurde, wie es jetzt geschieht, und dafs der Druck vieler Schulbücher geradezu Augen verderbend war. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, bei etwa späteren Untersuchungen der Augen von Schülern den Stand der Väter zu berücksichtigen und hieraus die Ergebnisse zum Teil zu erklären. Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung kommt der Verf. auf die Frage, ob die fleifsigen oder die fauleren Schüler mehr der Gefahr des Kurzsichtigwerdens ausgesetzt seien, eine Frage, die vor ihm der bekannte Göttinger Professor Schmidt-Rimpler bereits aufgeworfen und in dem Sinne beantwortet hat, dafs die fauleren Schüler sich „mit Erfolg den Schulschädlichkeiten entzögen". Mit Recht bezeichnet der Verf. die Frage als eine recht heikle, aber er zieht doch einen Schlufs nach dieser Richtung hin aus seinen Beobachtungen am Marburger Gymnasium. Er macht auf die Klasse O. I aufmerksam, die den höchsten Prozentsatz von Myopie aufweist, nämlich 79,5%, wovon 50% reine sogenannte Schulmyopieen seien. Das Durchschnittsalter dieser Klasse ist 16,6 Jahre; er schliefst hieraus, dafs die Schüler dieser Klasse besonders fleifsig gewesen seien im Vergleich zu O. II, in der das Durchschnittsalter nur um 0,1 Jahr geringer, und zu U. I, in der das Durchschnittsalter die ziemlich hohe Ziffer 19,3 Jahre habe; in letzterer Klasse sind 71,3% Augen myopisch, aber hiervon nur 34,7% von der sog. Schulmyopie. Er glaubt hieraus denselben Schlufs wie Schmidt-Rimpler ziehen zu dürfen. Wie gesagt, der Verf. bezeichnet selbst die Frage als eine heikle. Und sie ist es in der That. Vor allem ist nach meiner Ansicht bei dem hohen Durchschnittsalter der U. I nach den Gründen dieser Erscheinung zu fragen. Es ergiebt sich nun für U. I, dafs sich in dieser Klasse zur Zeit der Untersuchung drei Schüler befanden, welche über 22, und fünf, welche über 19 Jahre alt waren. Es ist klar, dafs namentlich die ersteren das Durchschnittsalter der gesamten Klasse bedeutend heben mufsten, so dafs dieses Durchschnittsalter nach seiner Entstehung nicht als normal betrachtet, mithin der Schlufs auf den Fleifs der Schüler nicht als begründet angesehen, dem-

nach der bessere Zustand ihrer Augen in anderem als in dem vom Verfasser Angenommenen seine Erklärung finden mufs. Dazu kommt, dafs ich nach fester Überzeugung behaupten kann, dafs gerade diese Klasse während mehrerer Jahre, in denen ich sie beobachten konnte, besonders fleifsig war und an sie in den meisten Fächern recht bedeutende Anforderungen gestellt wurden. In der Klasse U. I dagegen war zur Zeit der Untersuchung der Altersunterschied zwischen den einzelnen Schülern verhältnismäfsig gering. Es kann deshalb hier das Durchschnittsalter als normal zu stande gekommen betrachtet werden, wie es wohl auch im Vergleich mit anderen Anstalten weder zu tief noch zu hoch erscheinen möchte. Dafs aber die Schüler dieser Klasse einen besonderen Fleifs bewährt hätten oder auch dafs an sie besondere Anforderungen gestellt worden wären, mufs ich auf Grund mehrjähriger Beobachtungen verneinen. Nach allem möchte ich behaupten, dafs aus dem Ergebnis der Untersuchung der Augen der Schüler der Klassen U. I und O. I ein Schlufs auf den Einflufs der Schule schwerlich gemacht werden darf.

Weiterhin ist aus der Abhandlung als interessant hervorzuheben, dafs in Bezug auf Entstehung der Myopie eine wesentliche Bevorzugung des rechten Auges im Vergleiche zu dem linken nicht festgestellt werden konnte. Sollte hieraus nicht gefolgert werden können, dafs vielleicht doch der Einflufs der Schularbeit auf die Kurzsichtigkeit der Schüler als zu bedeutend angesehen wird und doch schliefslich angeborene Neigung zur Kurzsichtigkeit oder Vererbung vom gröfsten Einflusse seien?

Zum Schlusse sei aus der Abhandlung noch die Thatsache erwähnt, dafs das Ergebnis der Untersuchung der Schüler-Augen an derselben Anstalt vom Jahre 1897 im Vergleiche zu dem der Untersuchung aus dem Jahre 1888, welche Schmidt-Rimpler vornahm, in so fern erfreulich ist, als ein Rückgang des Refraktionsverhältnisses von 17,1 % auf 9,2 % in der ersten (0—5 Schuljahre), von 27,8 % auf 25,2 % in der zweiten (5—10 Schuljahre), von 43,1 % auf 33,3 % in der dritten (über 10 Schuljahre) Schulaltersstufe festzustellen ist. Ich darf bemerken, dafs in den letzten zehn Jahren in unserer Anstalt die Lichtverhältnisse wesentlich gebessert worden sind.

Bei der grofsen Bedeutung aber, welche die Gesundheit der Augen der heranwachsenden Jugend für unser Vaterland hat, ist es selbstverständlich Pflicht der Lehrer, alles, was in ihren Kräften steht, zu thun, um schädliche Einflüsse der Schule auf die Sehkraft der Schüler zu vermeiden. Wir dürfen nicht müde werden, die Schüler zu einer guten Haltung beim Lesen und Schreiben in der Schule zu ermahnen und zu gewöhnen, ferner ist darauf hinzuweisen, dafs sie zu Hause bei ihren Arbeiten gutes Licht haben müssen: wie oft hierauf nicht geachtet wird, davon kann man sich durch Besuche der Schüler in ihrem Hause überzeugen; wir

müssen auf guten Druck der Schulbücher ernstlich bedacht sein, wir müssen die Schüler zu einer grofsen, leicht zu lesenden Schrift erziehen, namentlich aber auch die Schreibarbeit der Schüler im jugendlichen Alter zu Hause auf das Notwendigste beschränken. Denn zu Hause wird sicherlich gegen die Augen mehr gesündigt, als in der Schule. Je mehr aber die Schule sich der Pflicht bewufst bleibt, auch für das körperliche Wohl ihrer Schüler sorgen zu müssen, um so mehr werden Vorwürfe gegen sie nach dieser Richtung zum Schweigen gebracht und um so weniger wird ihre segensreiche Arbeit von aufsen gestört werden.

Marburg. J. Loeber.

---

1) Oeuvres de François Coppée. Ausgewählt, mit Biographie, Anmerkungen und Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgegeben von Karl Sachs. (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften von Bahlsen und Hengesbach I 20.) Berlin 1896, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. XVI u. 120 S. geb. 1,20 M, Wörterbuch 18 S. 8. 0,40 M.

Die wachsende Anzahl von Ausgaben Coppéescher Werke für unterrichtliche Zwecke liefert den besten Beweis von der Anerkennung und Würdigung, die dieser Dichter bei uns findet. In der That dürfte von den zeitgenössischen Schriftstellern Frankreichs keiner der Schule einen so geeigneten Lektürestoff bieten wie Coppée. Glätte der Sprache — man vergleiche z. B. seine Verse mit denen Bérangers —, Zartheit der Empfindung, scharfe und doch gemütvolle Beobachtung des Menschenlebens, wie es in einer Weltstadt pulsiert, die vielfachen Streiflichter auf specifisch französische Verhältnisse, dazu die meisterhafte Beherrschung und Verwendung der Umgangssprache, die, so ungesucht sie erscheint, durch ihre Urbanität entzückt, das alles kann die meisten seiner erzählenden Erzeugnisse auch für die Leser anziehend machen, die sonst von dem romanischen Wesen nicht angenehm berührt werden. Dafs sich ein gutes Stück Sozialpädagogik, wenn sie, wie Theobald Ziegler fordert, nicht lediglich Lehre und Sache theoretischer Unterweisung, sondern Praxis und Leben sein soll, fast unbemerkt bei diesen Erzählungen und Gedichten betreiben läfst, mag nebenbei auch bemerkt werden. Mit Recht fordern die neuen Lehrpläne, dafs neben der eigentlich klassischen Litteratur die moderne Prosa die gebührende Berücksichtigung erfahre. Wie nun von der ersten Art Molières Werke zur stehenden Lektüre erhoben sind, so müfste als edelster Repräsentant der andern Art Coppée mindestens ein Semester lang jährlich auf einer der oberen Klassen gelesen werden.

Die vorliegende Sammlung darf schon wegen ihres Hrsg.s auf Beachtung rechnen. Wirklich liefert er keine gewöhnliche Marktware, vielmehr weicht er in mancher Beziehung sowohl von dem

bekannten Programm der Bahlsen-Hengesbachschen Bibliothek als auch von sonstigen ähnlichen Ausgaben ab.

Da haben wir zunächst in Lichtdruck das Brustbild unseres Autors. Das hübsche Profil des glattrasierten Gesichtes weist keine hervorragenden Eigentümlichkeiten auf; doch wird es Lehrern, die geschickte Physiognomen sind, wohl gelingen, den Schüler in das Verständnis dieser Gesichtszüge einzuführen.

Die Biographie nimmt 11 dichtbedruckte Seiten ein. Sie ist mit Liebe und Sorgfalt geschrieben, und wer nicht zu der Quelle (Lescures François Coppée, l'homme, la vie et l'oeuvre) greifen will, der findet hier über des Dichters Lebensumstände und Entwickelung alles Nötige. Freilich für Sekundaner — für welche die Ausgabe bestimmt ist — dürfte vieles zu weit und zu hoch gehen, wie z. B. die ungefähr 75 Titel Coppéescher Werke, Gedichte und Erzählungen, oder die nackte Erwähnung der Décadents und Victor Hugos Légende des siècles.

Nicht mit Unrecht hat der Hrsg. das Bändchen 'Oeuvres de François Coppée' betitelt. Es enthält nämlich 3 Prosastücke (Le Coucher du Soleil, L'Enfant perdu und Maman Nunu), 5 Gedichte (La Grève des Forgerons, La Marchande de Journaux, Les Boucles d'Oreilles, Le Roman de Jeanne und La Veillée) und ein kleines Lustspiel (Le Luthier de Crémone). Durch diese Auswahl soll „dem jungen Leser ein möglichst vollständiges Bild einer dichterischen Persönlichkeit" geboten werden. Die Sammlung wird in der That auch dem Durchschnittsschüler eine Vorstellung davon geben, wie meisterhaft Coppée zu erzählen versteht, wie hübsch und fliefsend seine Verse sind, und wie — mittelmäfsig er als Dramatiker ist. Auffällig ist, dafs der Hrsg. sich auf die neuen Lehrpläne, welche die poetische Lektüre eingeschränkt wissen wollen, beruft, wenn er unter den neun Nummern seiner Auswahl nur ein Drittel der Prosa zuteilt. Der Hinweis darauf, dafs mancher Fachkollege „zur Abwechselung durch einige Wochen auch etwas Dramatisches oder einige Verse lesen lassen möchte", ändert an diesem Mifsverhältnis nichts. Aufserdem sollte jeder Schüler von Tertia bis Prima eine besondere Gedichtsammlung — die selbstverständlich auch einige poetische Stücke von Coppée enthalten müfste — in der Hand haben, und wem es darauf ankommt, den Schüler in das französische Drama einzuführen, der wird kaum zu dem buckeligen Geigenbauer greifen.

Im übrigen können sämtliche Nummern im Klassenunterricht verwendet werden. Solche Empfehlung kann man leider nicht allen Schulausgaben, die aus den Werken unseres Dichters veranstaltet sind, mitgeben. Coppée hat — wie Ref. schon bei einer früheren Gelegenheit ausgeführt — doch eigentlich nicht für die Schule geschrieben, und da heifst es, zunächst die passenden Stücke aussuchen und dann aus diesen vielleicht noch diese und jene Stelle streichen. Wenn in erster Beziehung die vorliegende

Ausgabe nur Anerkennung verdient, so ist das letztere aus sachlichen Gründen nicht nötig gewesen. Jedoch um ein flottes Lesen zu ermöglichen, könnte unter den sprachlichen Schwierigkeiten — meist lexikalischer Art —, die uns besonders in den Prosaerzählungen oft genug aufhalten, etwas aufgeräumt werden. Die gegenwärtige Strömung ist ja wieder für das Zuschneiden von Litteraturwerken, und selbst Homer, Horaz, Shakespeare müssen sich Amputationen gefallen lassen. Nun, darüber kann man verschiedener Ansicht sein; aber bei unserm Autor, glaubt Ref., verlohnen manche Stellen die Mühe des Präparierens — für Sekundaner! — nicht. So: *ancien modèle — avec l'habit bleu à pans retroussés et le grand tricorne à cocarde, porté en bataille, ou des pauvresses à cornettes de nonnes et à fichus croisés sur la poitrine* (aus Maman Nunu); oder: *en épargnant toutefois le collier de barbe poivre et sel qui lui donnait un air de famille avec les Auvergnats et les singes de la grande espèce, M. Godefroy revêtit un „complet" du matin, dont la coupe élégante et un peu jeunette prouvait que ce veuf, cinglant vers la cinquantaine, n'avait pas absolument renoncé à plaire* (aus L'Enfant perdu).

Die Erklärungen sind musterhaft. Dafs seltenere Vokabeln, Redewendungen wie auch Argotismen verdeutscht sind, wird wohl jeder für angemessen halten. Man könnte sogar wünschen, dafs dem Schüler das zeitraubende, häufig zu Gedankenlosigkeit führende Lexikonnachschlagen, dessen Bildungswert auch sonst unter Umständen mehr als zweifelhaft ist, noch öfter erspart würde. So *tour de bête* oder *Annuaire* = Rang- und Quartierliste. Dagegen wird es mancher nicht für zweckmäfsig ansehen, dafs diese Übersetzungen als Fufsnoten unter dem Text angebracht sind. Die eigentlichen, meist rein sachlichen Anmerkungen hingegen sind in einen besonderen Anhang verwiesen. Sie alle liefern den Beweis, wie geschickt der Hrsg. es versteht, der Erklärung bedürftige Stellen in bündiger und doch klarer Weise zu erläutern. Freilich manchmal scheint es, als ob sie Sekundanern „oder Schülerinnen entsprechender Klassenstufen der höheren Mädchenschulen" nicht das Rechte böten. Denn was sollen wohl diese mit Notizen wie „*flaner* (vielleicht vom isländischen *flann* blindlings laufen") oder „*Caïn* behandelt Byrons im Jahre 1821 erschienenes tiefsinniges Mysterium Cain" anfangen? Andererseits empfängt man zuweilen den Eindruck, dafs der Hrsg. ein recht kümmerliches Schülermaterial im Auge hat. Wenigstens hält er sich für verpflichtet, z. B. die Betonung von Lutetia, Artemis und Latona anzugeben, oder das *mon président* in der Anrede des angeklagten Schmiedes an den Vorsitzenden des Gerichtshofes, ebenso das *mon capitaine* aus der Unterhaltung eines Unterlieutenants mit seinem Hauptmann zu übersetzen; und jeder Leser, wofern er nur die notdürftigsten Kenntnisse vom ersten und zweiten französischen Kaiserreich besitzt, mufs bei Erwähnung von *les guerres de l'Em-*

pire (aus Maman Nunu) selber aus dem Zusammenhange ersehen, dafs da von Napoleon I. die Rede ist. Exkurse wie „Das Wort [*tram*] kommt (nach Skeats Etymological Dictionary of the English Language) nicht vom Namen eines Benjamin Outram, der um 1800 einige Verbesserungen am Schienenwagen anbrachte, sondern von dem alten Worte *tram*, Kohlenkarren“ (zu 15, 19), oder: „*Snob* ist ein altenglisches (auch im Schottischen vorkommendes) Wort für *a vulgar person*, in der niederen Volkssprache auch für *shoemaker('s boy)*. In dem jetzt gebräuchlichen Sinne: Kerl voll Eitelkeit, Würdelosigkeit und philiströsem Wesen ist es erst durch Thackerays (1811 bis 1863) im Jahre 1843 erschienenes *Book of Snobs* allgemeiner bekannt geworden“ (zu 20, 19) sind eigentlich nur für den Lehrer, der auch für das Englische Interesse hat, von Wert, und wenn die einfache Erwähnung der Pariser Stadtbefestigung sofort eine vollständige Geschichte dieser Befestigung von der alten Lutetia an bis auf Louis Philipp veranlafst, so dürfte das übertriebene Gründlichkeit sein. Die Ungenauigkeiten in den Anmerkungen zu 4, 25 und 49, 6 werden wohl bei einer Neubearbeitung verschwinden.

Ein Sonderwörterbuch soll die Benutzung des Bändchens erleichtern. Fast ist es überflüssig zu bemerken, dafs es zuverlässig ist, dafs es überall von der bekannten Sorgfalt des Hrsg.s Zeugnis ablegt. Doch könnte man zweifelhaft sein, ob es sich wirklich empfiehlt, *siphoïde* unter dem Buchstaben E, neben *encrier* — in Verbindung mit diesem Substantivum kommt es im Text vor — oder *n'importe* unter dem Buchstaben N unterzubringen. Und Vokabeln wie *bondir*, *bossu*, *broyer*, *grésil*, *griller*, *panneau*, *retroussé*, *tesson* als allgemein bekannt vorauszusetzen, dürfte kaum angehen.

Dem Druckfehlerteufel haben die Korrektoren ziemlich scharf auf die Finger gesehen. Wenigstens hat Ref. im Text nur zwei Versehen (S. 3 Z. 2 und S. 28 Z. 3) bemerkt; im Wörterbuch sollte es (S. 12) *marteau* und (S. 18) *vitre* f. heifsen.

2) Sigmund Feist, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. II: Mittelstufe, 1897. IV u. 284 S. 8. 1,50 M. III: Oberstufe, 1898. IV u. 196 S. 8. 1,50 M.

Der Unterstufe seines Lehr- und Lesebuches, die seiner Zeit eine recht günstige Beurteilung in dieser Zeitschrift erfahren hat, läfst der Verf. nunmehr die Mittel- und die Oberstufe folgen. Auch in ihnen ist eine musterhafte Verbindung von Lektüre und Grammatik, von Übungen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck durchgeführt: überhaupt entsprechen die vorliegenden Teile allen Erwartungen, zu denen der erste berechtigt hat.

Die Mittelstufe enthält den Lehrstoff für das dritte und vierte Unterrichtsjahr im Französischen. Jede von den 25 Lektionen des Lehrbuches besteht aus einem zusammenhängenden Lese-

stück, hauptsächlich praktischen oder geschichtlichen Inhalts, einer Sprechübung, die sich entweder unmittelbar auf das Lesestück bezieht oder einen Gesprächsstoff aus dem täglichen Leben bietet, und zuletzt aus Übersetzungsübungen — leider meist nur Einzelsätze — aus dem Deutschen ins Französische. Als besonders wertvoll kann man es ansehen, dafs der Verf. in jeder Lektion nicht nur eine Regel oder Sprachübung vornimmt, sondern dafs er geschickt die verschiedenen Abschnitte der Formenlehre — wie Flexion und Konjugation — und der Syntax parallel zu einander behandelt. Die nachstehenden Beispiele mögen das Verfahren verständlich machen. In Lekt. I wird die Konj. von *écrire* und der Gebrauch der Präpositionen *de* und *à* zur Verbindung von Substantiven geübt; in Lekt. II die Verba auf *evoir* und die Stellung der verbundenen persönlichen Fürwörter; in Lekt. X die Verba auf *uire* und die Bildung des abgeleiteten Adverbs; in Lekt. XIII die Verba auf *aindre, eindre* und *oindre* und die Stellung des Adjektivs; in Lekt. XIX *valoir,* die Zahlwörter, der Konjunktiv in Relativsätzen und die absolute Partizipialkonstruktion; in Lekt. XXI *fuir* und *paître* und der Gebrauch von *avoir* und *être.*

Das sich anschliefsende Lesebuch bezweckt selbstredend nicht unmittelbar grammatische Schulung; sprachlich und inhaltlich ist es der Unterrichtsstufe im ganzen angemessen. 11 Gedichte — die ersten *Ma Normandie* und *Les quatre Saisons* mit ihrer Melodie in Noten — eröffnen den Reigen. Die 23 Prosastücke lehnen sich an andere Fächer, an die Natur- und Erdkunde und vornehmlich an die Geschichte, an; warum die Nummern der letzteren Gattung fast ausschliefslich der alten und überhaupt der nicht-französischen Geschichte entnommen sind, das wird der Verf. wohl vor sich selber, aber kaum vor den heutigen pädagogischen Anschauungen rechtfertigen. Die beigefügten Muster von Geschäftsbriefen und Annoncen bilden eine sehr dankenswerte Zugabe. Als Ganzes genommen ist das Lesebuch etwas dürftig, es mufs sich mit einem Siebentel der gesamten Seitenzahl begnügen: daher würde noch ein besonderer Lektürestoff zu beschaffen sein.

Die Grammatik enthält den im Lehrbuch verwendeten Stoff in durchaus angemessener Anordnung und klarer, nicht zu knapper Darstellung, so dafs auch Schüler von lateinlosen Anstalten sie zweifellos mit Erfolg benutzen können. Sowohl in der Formenlehre wie auch in der Syntax wird nur das unumgänglich Notwendige geboten.

Für die französischen Lesestücke der Lektionen X bis XXV und für das eigentliche Lesebuch giebt es ein alphabetisches Wörterverzeichnis; die übrigen Vokabeln dagegen sind in einem nach Lektionen geordneten Wörterverzeichnis untergebracht. Die Anordnung ist wirklich nicht so verwirrend, als sie auf den ersten Blick erscheint.

Die Oberstufe bietet den Lehrstoff für den abschliefsenden Unterricht. Die methodische Behandlung und Gruppierung ist dieselbe wie in der vorhergehenden Stufe — nur dafs die Sprechübungen fortfallen und dafs zu jeder der 17 Lektionen zwei Übersetzungsstücke gehören, ein zusammenhängendes (Thème), dessen Inhalt das französische Stück ergänzt, und ein zweites (Exercice), das aus Einzelsätzen besteht. Die französischen Stücke sind teils geographischen, naturwissenschaftlichen und anekdotenhaften, teils geschichtlichen Inhalts; die letzteren aber sind „nicht etwa planlos durch einander geworfen, sondern sie bieten uns ein geordnetes Bild der wichtigsten Ereignisse aus dem bedeutendsten und folgenschwersten Zeitraum der neueren französischen Geschichte, der Zeit vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum Untergang des ersten Kaiserreichs“. In grammatischer Beziehung nimmt das Lehrbuch, wie die neuen Lehrpläne fordern, die Regeln über die Satzstellung, die Syntax des Artikels und Adjektivs durch; aufserdem wird die ganze Grammatik, unter besonderer Berücksichtigung der Präpositionen, wiederholt. Die Synonymik erfährt die herkömmliche Vernachlässigung nicht, und dafs die behandelten Synonyma — es sind 32 Stichwörter — übersichtlich am Ende des Buches zusammengestellt sind, wird ebenso willkommen sein wie die Liste der gebräuchlichsten Fremdwörter der gegenwärtigen Sprache.

Die Grammatik enthält nur die Abschnitte, welche für diese Stufe bestimmt sind, und verschiedene Erweiterungen des früher Gelernten: deshalb verweist sie öfter auf die Mittelstufe, die der Schüler also auch beim Gebrauch der Oberstufe zur Hand haben mufs.

Das Lesebuch ist eine besonders gelungene Leistung. Nach zwölf Gedichten, in denen hauptsächlich La Fontaine und Béranger vertreten sind, kommen sieben nicht zu kurze prosaische Stücke, die den Leser in die heutigen Verhältnisse des öffentlichen Lebens in Frankreich einführen. Sie unterrichten uns über die Staatsverfassung und bürgerliche Verwaltung, über die Rechtspflege und den öffentlichen Unterricht, über das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen. Nr. 6 erteilt recht verständige Winke für einen vorübergehenden Aufenthalt in Paris, Nr. 7 handelt von der Buchführung. Die kaufmännische Korrespondenz ist durch mehrere Geschäftsbriefe und Muster von Fakturen und Effekten vertreten.

Dafs nicht für das Lesebuch, sondern nur für das Lehrbuch, und zwar wiederum für die deutschen Stücke in einem nach Lektionen geordneten, für die französischen Stücke dagegen in einem alphabetischen Wörterverzeichnis die Vokabeln angegeben sind, hält Ref. für vollständig genügend; spätestens jetzt mufs der Schüler ein französisches Wörterbuch besitzen und es zu gebrauchen verstehen.

Wie ersichtlich, ist das ganze Werkchen für seine Zwecke recht praktisch eingerichtet; besonders Handelsschulen sei es aufs wärmste empfohlen.

Deutsch-Krone. **A. Rohr.**

Nachtrag
zu der Anzeige von Schweizers Grammatik der pergamenischen Inschriften oben S. 577—586.

Im Eifer des Nachspürens sind mir einige Angaben Schweizers entgangen. Wie ich nachträglich gesehen habe, sind die von mir zu S. 51, S. 159 und S. 176 gemachten Zusätze, ebenso wie die Ergänzungen zu S. 154 (aufser *Λασθένους*) und *ποήσεις* zu S. 80 hinfällig, da sich das Vermifste in dem Buche selbst findet. Dagegen habe ich zu meinen Ausführungen Folgendes hinzuzufügen:

S. 38. *Σιλανίω[ν* 50.

S. 43. Bei *Μηνόφιλος Μηνογένους* und *Μηνογένης Μηνοφάντου* ist eine Vergleichung von W. Schulze qu. ep. 155 und 520 nützlich.

S. 47. Zur Frage der diakritischen Punkte vgl. nun Mayser, Gramm. der griech. Papyri aus ptolemäischer Zeit S. 6. Er bringt aufser dem Hypereidespapyrus noch den Iliaspapyrus Harris an, der aus dem 1. Jhdt. n. Chr. stammen soll. In Volksurkunden konnte er nur „wenn dem Facsimile zu trauen ist“ *Δὶ ῑκανῶς* finden P. Louvre 63, 1$_{6}$ (163 v. Chr.).

S. 53. Es fehlt *Ἀρτέμιδι Λοχία* 311$_{1}$.

S. 54. Die Form *κακοπάθεια* „atticisierend“ zu nennen fehlt jede Berechtigung. Im Gegenteil ist an den wenigen attischen Stellen, wo jenes Wort vorkommt (bei Thukydides und Antiphon) die von den guten alten Inschriften einzig bezeugte Form *κακοπαθία* herzustellen. In den herkulanensischen Stellen findet sich nur *ἀπαθία κακοπαθία μετριοπαθία συμπαθία,* vgl. Quaest. Herc. 36.

S. 57. Über *τέλεος τέλειος* scheinen die pergamenischen Inschriften nichts zu ergeben; *συντελειομένων* 159$_{4}$.

S. 78. Zeile 13 ist statt *ἐλάας* zu schreiben *ἐλαίας*.

S. 93. *ἑαυταδέλφου* Corpus papyrorum Raineri 155$_{6}$ (3. Jhdt. n. Chr.).

S. 100. Über das Verhältnis von *ἐάν* zu *ἄν* sucht man vergebens eine Belehrung. Ich selbst kann nur soviel sagen, dafs *ἤν* fehlt, und dafs die in der Volkssprache so verbreitete Einsetzung von *ἐάν* für *ἄν* beim Relativum in Pergamon noch nicht vorkommt, z. B. *ὅ ἄμ μοι παραδο[θ]ῆι* 17$_{38}$ *ὅσα δ' ἄν ὁπότερος δ' ἄν* 268 DE$_{9}$ $_{18}$.

S. 116. Über *οὐκ ἐωρῶμεν* handelt des längern W. Schulze qu. ep. 265 Anm. 2.

S. 123. Zeile 16 vor 260 3 einzufügen Ἀταλικῶν.

S. 137. Über ἀμύμοσιν Περγαμίδαισιν und ἀνέθρεψεν δὲ γαῖα vgl. S. 122.

S. 149. Natürlich fehlt das attische ἱππῆς; οἱ ἱππεῖς 7 B 3 13 23.

S. 155. Zeile 2 ist zu streichen 565 A 6, da dort nur Μη-νογέ[νου steht.

S. 157. Ein Adverbium Περγάμηθεν ist, wie es scheint, nie gebildet worden. Dafür steht ἐκ Περγάμου 248 25 44 61 (135—134 v. Chr.).

S. 158. Z. 5. νυ]νί 268 A 4 νυν]ί B 4.
δη]μοσίας 252 7 (1. Jhdt. n. Chr.).

S, 161. ἑαυτῶν B. n. P. C 17.

S. 170. ἔρρωσαι B. n. P. A 12 B 6 16.

Von den Eigennamen erwähne ich noch Ἀ]σκληπίδης 231 3 (sonst überall nur Ἀσκληπιάδης), Διονυσόδωρος Διονυσοδώρας 311 2 4 Διονυσοδώρου 496 2 (es fehlt -σιδ- und das spätere -σιοδ-), Δορκυλίδα 1010.

Ich möchte an dieser Stelle zum Ausdrucke bringen, ein wie grofses Mifsbehagen es dem Leser verursacht, wenn er weifs, dafs der Verfasser nicht durchgängig genau die Lesungen der Stelle giebt, sondern oft eine volle Form anführt, wo sie in Wirklichkeit nur verstümmelt überliefert ist. Dies mag in der Mehrzahl der Fälle für die behandelte Frage gleichgültig sein, verursacht aber manchmal wesentliche Ungenauigkeiten und beeinträchtigt eine sichere Beurteilung.

Halle a. S. Wilhelm Crönert.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Die 2. Versammlung der „Freien Vereinigung der Lehrer an den höheren Schulen im Gebiete der Nahe und der mittleren Saar"

fand Samstag, den 2. Juli 1898 zu Oberstein im Hotel zur Post statt.

Nachdem der Vorsitzende, Direktor Dr. Koch (St. Wendel), die Mitglieder begrüfst hatte, wurden zunächst die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt. Allgemeine Zustimmung fand der Vorschlag des Vorsitzenden, am ersten Samstag des Juli als Tag der Zusammenkunft festzuhalten, auch ein anderer Vorschlag, als Ort der Versammlung Oberstein beizubehalten, wurde fast einstimmig angenommen. Bei der Wahl des Vorstandes behielt auf allseitigen Wunsch Dir. Dr. Koch den Vorsitz auch für das kommende Jahr.

Der Vorsitzende gedachte nun des nach einer zehnjährigen, hervorragenden Wirksamkeit als Provinzial-Schulrat aus der engen Verbindung mit den ihm unterstellten höheren Schulen der Rheinprovinz geschiedenen Geheimen Regierungsrats W. Münch, gab in ausgeführter Darlegung ein Bild seiner Thätigkeit für die Förderung unseres Schulwesens, besonders des Unterrichts in der französischen Sprache, sowie für die tüchtige Schulung und Heranbildung der jüngeren Amtsgenossen und sprach die Hoffnung aus, es möchte dem Herrn Geheimrat noch lange Zeit die Kraft bleiben, auch in seiner jetzigen Stellung als Professor der Didaktik und der praktischen Pädagogik an der ersten Hochschule Preufsens Tüchtiges zum Wohle der künftigen Oberlehrer zu wirken. Hierauf folgte der Vortrag des Direktors Dr. Lutsch (Kreuznach).

„Einiges aus der Praxis des lateinischen Elementarunterrichts", so lautet in der Einladung zu unserer heutigen Versammlung das Thema meines Vortrags. Ich habe diese Fassung gewählt, damit niemand mit der naheliegenden Erwartung hierher käme, von mir die Grundsätze und Vorteile der sogenannten Perthesschen Methode oder des Herbarthianismus in systematischer Darstellung entwickeln und die Einwände der Gegner widerlegen zu hören. Den theoretischen Kampf, der mehr als ein Jahrzehnt getobt hat, wieder anzufachen und hier eine Geistesschlacht zwischen alter und neuer Methode einzuleiten, liegt mir fern. Nicht als ob ich meinte, der Streit sei dadurch für alle Zeiten entschieden, dafs auf dem Papiere, in den amtlichen Lehrplänen Preufsens, den Hauptgedanken eines Perthes, eines Frick und anderer der Sieg zuerkannt ist, in der Unterrichtspraxis aber noch gröfstenteils mit

der Regel begonnen und dieselbe an Einzelsätzen, lateinischen und deutschen, eingeübt wird; aber es will mir scheinen, als ob wir infolge der Überfüllung mit theoretischen Erörterungen, vielleicht auch im Zusammenhange mit dem Ringen nach Besserung unserer äufsern Stellung etwas theoriemüde geworden wären und uns nach den vielen pädagogischen und didaktischen Imperativen, die wir vernommen haben, nun auch nach Indicativen Perfecti oder Praesentis sehnten, also nach Mitteilungen, wie es dieser X oder jener Y in Wirklichkeit gemacht hat bezw. macht. Hören Sie denn einige solcher Indicative von einem Schulmanne, der seinerzeit an einem grofsen Gymnasium nach Haacke und Ostermann unterrichtet und die Vorteile wie die Mängel dieser Methode in selbstgeübter Praxis kennen gelernt, der, als die Bewegung auf dem Gebiete der Methode losbrach, in den Führern derselben nicht von vornherein Schwärmer, Ideologen, Streber und wie die ihnen beigelegten Ehrentitel alle heifsen, erblickt hat, sondern ihre von warmer Liebe zur Sache getragenen Ausführungen las, studierte, auf ihre Durchführbarkeit im Schulunterrichte prüfte und dann auf Veranlassung seines Direktors den ersten Versuch mit der Methode Perthes nach dessen Büchern machte; der eine nicht unbeträchtliche Anzahl junger Lehrer mit der Methode bekannt zu machen und an der Hand derselben nach dieser Seite hin für ihren Beruf heranzubilden gehabt hat, der endlich in seinem Direktorate, da er in der Wahl seines Unterrichts freie Hand hatte, in den dreijährigen Turnus eingetreten ist, in welchem die Schüler von Sexta bis Quarta von demselben Lehrer unterrichtet werden, und zur Zeit die Quintaner mindestens mit der gleichen Lust und Liebe Lateinisch lehrt, mit der er seiner Zeit die Oberprimaner des Elberfelder Gymnasiums in diesem Fache unterrichtet hat.

In der Hand des Lehrers und der Schüler befinden sich bei uns die von mir auf Veranlassung der Verlagsbuchhandlung verfafsten Lehr- und Lesebücher nebst Vokabularien und Formenlehre, welche auf dem gewöhnlichen Wege, durch Antrag eines Lehrers, Zustimmung der Fachkonferenz und des Direktors und Genehmigung der Behörde, eingeführt worden sind. Diese Bücher beruhen, was zunächst die grammatische und lexikalische Seite betrifft, erstens auf dem Hauptgrundsatze der Perthesschen Methode, welcher lautet: „Es ist nicht von der Erlernung der Vokabeln und des Paradigmas zur Anschauung derselben im Satze, sondern umgekehrt von der Anschauung der Wörter und der grammatischen Formen im Satze zur Erlernung der Vokabeln und des Paradigmas überzugehen“, und zweitens auf dem Grundsatze, dafs die grammatischen Unterweisungen in systematischer Folge stattfinden müssen, nicht, wie es das eigentliche induktive Verfahren erfordert, in einer durch die Lektüre von Schriftwerken bestimmten und darum bunten Reihenfolge. — Aus diesen Büchern habe ich zwei Stücke und zwar je eins aus dem Sexta- und dem Quintabuche, vervielfältigen lassen, um es Ihnen in die Hand geben zu können, und ich gestatte mir nun, Ihnen zu zeigen, wie ich daraus das betreffende grammatische und lexikalische Pensum mit den Schülern ableite. Ich bemerke noch, dafs die hier unterstrichenen Wörter in den Büchern gesperrt gedruckt sind. Ich lese also den ersten Satz vor, und die Klasse liest ihn in choro nach. Darauf wird er konstruiert, die Bedeutung der den Schülern noch unbekannten Wörter, nämlich exercitus das Heer, in saltu in dem Waldgebirge, casibus in Unfälle, implicare verwickeln gesagt und dann

gefragt, wer ihn übersetzen kann. Einige Schüler melden sich, und einer wird aufgerufen, die Aufgabe zu leisten. Darauf wiederholt ihn ein schwächerer Schüler; und wenn er ihn übersetzen kann, wird zum zweiten Satze übergegangen. Derselbe ist kurz und kann von den meisten Schülern sofort übersetzt werden. Ähnlich ist es bei allen übrigen Sätzen. Es braucht nur die Bedeutung der Wörter nach der 4. Deklination angegeben zu werden, so fliegen die Finger in die Höhe, und die aufgerufenen Schüler übersetzen ohne erheblichen Anstofs. Ist so das Stück übersetzt und sein Inhalt von einigen Schülern kurz angegeben, so geht es an die Ableitung der Endungen der vierten Deklination. Hierbei wird die Wandtafel zu Hilfe genommen. Wir gehen Satz für Satz durch. Ich frage also: wie heifst das Heer? — Antwort des aufgerufenen Schülers: „exercitus". — Welcher Satzteil? — Antw.: Subjekt. — Aber welcher Casus? — Nom. Sing. — Ich schreibe also exercitus hierher. Wie heifst in dem Waldgebirge? — Antw.: in saltu. — Welcher Casus? — Abl. Sing. — Also hierher u. s. w. Infolge dieser Operation entsteht an der Wandtafel folgendes Bild:

	Sing.		Plur.
N.	exercitus, adventus, impetus, fructus	N.	exercitūs, tonitrua
G.	exercitūs	G.	cornuum
D.	exercitui	D.	
Acc.	saltum, strepitum, impetum, interitum	Acc.	vultūs
Abl.	saltū, usū, cursū	Abl.	casibus, magistratibus

Nunmehr wird das Gleiche unterstrichen, also Nomin. Sing. us, Genet. ūs, Dat. ui u. s. w.; den nicht vertretenen Dat. Plur. bilden wir nach Analogie der dritten Deklination wie den Abl. Plur. Jetzt werden die Endungen aufgesagt und zwar mehrere Male die ganze Klasse hindurch. Hierauf bilden wir den Nominativ Sing. von allen vorgekommenen Wörtern, und ich frage nach der deutschen Bedeutung jedes einzelnen derselben. Es stellt sich heraus, dafs dieselbe den meisten Schülern aus dem Zusammenhange der Sätze und dem angewandten Verfahren bekannt ist. Nunmehr sehen wir im Lesestücke nach, ob wir das Geschlecht der Substantiva der vierten Deklination herauslesen können. Die Schüler betrachten daraufhin die Sätze der Reihe nach, und schon bei dem zweiten erhebt sich eine Anzahl von Fingern, denn die hellern Köpfe sehen an illum, dafs saltus masculini generis ist. Cottidiano im dritten, Romano im fünften, factus im neunten Satze bestätigen die Vermutung, dafs die Wörter auf us männlich sind, und das a in tonitrua läfst uns erkennen, dafs die Wörter auf u zu den Neutris gehören. — Was wir so aus dem Lesestücke und den daran geknüpften Erörterungen gefunden haben, bestätigt uns das Paradigma in der Formenlehre, das wir nun aufschlagen, und das Wörterverzeichnis in dem Vokabularium, das in choro gelesen wird. Von der Gestaltung des letztern bietet Ihnen das zweite Blatt eine Probe. Die dort unterstrichenen Wörter sind im Buche fett gedruckt, sie allein werden zum Memorieren aufgegeben; die andern dienen als Übersetzungshilfen, prägen sich aber zum Teil infolge ihres häufigen Vorkommens von selbst dem Gedächtnisse ein und sind vielfach schon in das geistige Eigentum der Schüler übergegangen, wenn sie als grammatisches Pensum an die Reihe

kommen. Insbesondere gilt dies von den Pronominibus und den Präpositionen, die sich nachher spielend erledigen lassen. — Wenn Sie einen Blick in die Ihnen vorliegende Probe aus dem Vokabularium werfen, werden Sie sehen, dafs den Schülern für das Memorieren der Wörter auch die Stützen geboten sind, welche in der Etymologie und in deutschen Fremdwörtern liegen. So werden sie bei adventus an das bereits gelernte advenio, bei magistratus an magis und magister, bei implico an explico, bei praeterea an praeter, bei cursus an Kurs, bei exercitus an exercieren erinnert.

Bietet die Lehrstunde noch Zeit, so werden die Kasusendungen an einigen Wörtern eingeübt; zunächst nach der Reihe Nomin., Genet., Dat. u. s. w., dann aufser der Reihe. Schliefslich wird die Aufgabe für den folgenden Tag gestellt. Sie lautet L. u. V. (Lesebuch und Vokabularium) 61, F. (Formenlehre) 23. Die Schüler wissen von den ersten Stunden her, dafs sie zuerst das Lesestück zu wiederholen und dann die Vokabeln bezw. das Paradigma zu lernen haben, nicht umgekehrt.

In der folgenden Stunde werden die Vokabeln abgefragt und zwar, wenn die Klasse klein ist, zweimal, wenn sie grofs ist, einmal durch, sodafs jeder Schüler mindestens einmal an die Reihe kommt. Bleibt einer die Antwort auf die an ihn gerichtete Frage schuldig, so bekommt er drei, vier oder mehr, um zu konstatieren, ob er ordentlich gelernt hat.

Sind die fettgedruckten Vokabeln abgefragt, so wird zur Einübung des Paradigmas übergegangen. Alle Fragen werden an die ganze Klasse gerichtet, damit jeder Schüler seine Aufmerksamkeit auf dieselbe richtet. Nach der Stellung der Frage mache ich eine kleine Pause, während der die Knaben sich die Antwort zurecht legen, und nun rufe ich einen auf, die Antwort zu geben. Spricht er zu leise, so lasse ich ihn sich setzen und rufe einen andern auf. Zusammenstoppeln der Antwort wird nicht geduldet, vielmehr verlangt, dafs das ganze Wort auf einmal heraus kommt. Meinerseits wird weder die Frage noch die Antwort des Schülers wiederholt, damit keine Zeit vergeudet wird. Zum Beispiel: ich frage „der Frucht“. — Kleine Pause, während derer die Finger in die Höhe kommen. — Ich rufe Schmidt auf. Dieser antwortet fructūs. Ich rufe Müller auf. Derselbe sagt, wie es die Klasse von der ersten Deklination an gewohnt ist, „erstens fructūs der Frucht, zweitens fructui der Frucht“. Zweite Frage: die Frucht. — Nach einer kleinen Pause Ruf „Schultze“. Der Träger dieses Namens steht auf und antwortet „erstens fructūs die Frucht, zweitens fructum die Frucht“ u. s. f. Sind in dieser Weise zwei Substantiva behandelt, so setzen wir zu einem dritten ein Adjektivum. Ich frage also etwa „wie heifst das tapfere Heer?“ Der aufgerufene Schneider antwortet exercitus fortis. Nun wird damit dieselbe Operation vorgenommen, wie vorher mit den blofsen Substantiven. Nach Beendigung dieser Übung, die etwa 1/4 Stunde beansprucht, wird das Lesebuch aufgeschlagen, und das Lesestück Satz für Satz wiederholt. Das Lesen erfolgt wieder in choro, das Übersetzen durch einzelne Schüler. Ist das Stück beendet, so werden die Bücher geschlossen und einige Sätze retrovertiert, wobei kleine Veränderungen vorgenommen werden. Weitere und ausgedehntere Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen finden am Schlusse jedes gröfseren Abschnittes statt. Zu diesem Zwecke enthält das Lesebuch 30 Übungsstücke, welche sich inhaltlich an lateinische Stücke anschliefsen. Von diesen werden 7 nach Absolvierung der beiden ersten

Deklinationen, des Hilfsverbums esse und der ersten Konjugation, 10 nach Durchnahme der dritten, vierten und fünften Deklination sowie der Adjektiva, 6 nach Abschlufs der Pronomina und der zweiten und vierten Konjugation, 7 nach Beendigung des ganzen Pensums übersetzt werden.

Die Lehraufgabe der Quinta wird nach denselben Grundsätzen behandelt wie die der Sexta, ich kann mich also hier kürzer fassen. Als Beispiel habe ich aus ihr das Stück gewählt, in welchem die Bildung der Tempora von eo und seinen Compositis sowie die unregelmäfsig gebildeten Formen von volo, nolo, malo zur Anschauung gebracht werden sollen. Das Lesen und Übersetzen des Stückes erfolgt in der vorhin angegebenen Weise. Ist es beendet, so beginnt die Ableitung der Formen. Um die Zeit nicht gar zu sehr in Anspruch zu nehmen, wollen wir uns hierbei auf eo beschränken. Ich frage also: Wie heifst die Rückkehr? Antwort des aufgerufenen Schülers: reditus? — Von welchem Verbalstamme gebildet? — Vom Supinstamme. — Wie heifst also der Supinstamm? — Redit. — Und das Supinum? — Reditum. — Haben wir ein einfaches Verbum oder ein Compositum? — Ein Compositum. — Wie heifst die vorgesetzte Silbe? — Red. — Ich schreibe also an die Tafel red-it-um. Weiter. Wie heifst wir mögen (wir wollen) übergehen? — Transeamus. — Welche Form? — Conj. Praes. — Mit welcher Präposition ist das Compositum gebildet? — Mit trans. — Welches ist das Zeichen des Conjunctivi Praesentis? — A. — Ich schreibe also an die Tafel trans-e-a-mus. Weiter. Wie heifst die zu übernehmenden Gefahren? — Pericula subeunda. — Welche Form ist subeunda? — Das Gerundivum. — Mit welcher Praeposition ist das Compositum gebildet? — Mit sub. — Welches ist die Endung des Gerundivums? — ndus. — Ich schreibe also an die Tafel sub-e-u-ndus u. s. f.

Nach dieser Sammelthätigkeit haben wir an der Tafel folgendes Bild:

Praesens-Stamm		Perfekt-Stamm		Supin-Stamm
Praes.	in-i-t ad-e-u-nt trans-e-a-mus	Perf.	red-i-it per-i-it praeter-i-it ab-i-erit	Supin. red-it-um
Imperf.	ex-i-bant red-i-bant sub-i-bant	Plusquamperf.	sub-i-erat red-ī-sset	
Fut. I.	red-i-bo	Fut. II.		
Imper.		Inf. Perf.	per-ī-sse	
Inf. Praes.	ex-i-re			
Partic. Praes.	red-e-u-ntem in-e-u-nte			
Gerund.				
Gerundiv.	sub-e-u-ndus			

Ich veranlasse nun zunächst die Schüler, sich aus diesem Bilde den Stamm des Verbums zu suchen. Es dauert nicht lange, so haben sie entdeckt, dafs er i lautet. Nun frage ich: Zeigt sich dieser Stamm in allen an der Tafel stehenden Formen? — Antwort: Nein. — In welchen nicht? Die vorgesetzten Präpositionen wollen wir weglassen. — Antwort: Bei eunt, eamus, euntem, eunte, eundus. — In welchen Laut hat sich hier das i verwandelt? — In e. — Vor welchen Vokalen ist dies geschehen? — Vor a und u. — Die erste Person Indicativi Praesentis erkennt ihr aus der Überschrift; wie heifst sie? — Eo. — Hier hat sich das i vor welchem Vokal in e verwandelt? — Vor o. — W i r w i s s e n a l s o j e t z t, d a f s d a s i d e s S t a m m e s v o r a, o u n d u i n e ü b e r g e h t. Da der Stamm i lautet, so mufs das Verbum nach welcher Konjugation gehen? — Nach der vierten. — Wir wollen sehen, ob dies der Fall ist. Bestätigt der Indicativus und Coniunctivus Praesentis unsere Annahme? — Ja. — Was vermissen wir beim Imperfektum? — Den Bindevokal e. — Zeigt das Futurum etwas Auffallendes? — Ja, wir haben bo statt a. — Ist auch diese Endung aus anderen Konjugationen bekannt? — Ja, aus der ersten und zweiten. — Zeigt der Infinitivus Praesentis etwas Abweichendes? — Nein. — Sind der Accusativus des Participiums und das Gerundivum regelmäfsig gebildet? — Nein, sie haben den Bindevokal u statt e. — Welche Unregelmäfsigkeiten haben wir also für die vom Praesens-Stamme gebildeten Formen zu merken? — Erstens das i des Stammes verwandelt sich vor a, o und u in e; zweitens der Indicativus Imperfecti wird ohne Bindevokal gebildet; drittens das Futurum hat das Zeichen bo (bi); viertens die Casus obliqui des Participiums und das Gerundivum haben den Bindevokal u statt e. Nachdem diese Abweichungen von einigen schwächern Schülern wiederholt sind, sage ich: Die übrigen Formen des Praesens-Stammes gehen regelmäfsig; wir wollen sie angeben. Nun werden sie durchkonjugiert und zwar zunächst von einzelnen Schülern, dann von der ganzen Klasse. Beim Gerundium wird an die Übereinstimmung der Form mit der des Gerundivums erinnert, sodafs e u n d i u. s. w. herauskommt. Haben die Schüler die vom Praesens-Stamme gebildeten Formen erfafst, so gehen wir zu denen des Perfekt-Stammes über. Die erste Frage lautet: Wie heifst der Perfekt-Stamm? — Antwort: i. — Weist das Perfektum Unregelmäfsigkeiten auf? — Nein. — Der Indicativus Plusquamperfecti? — Nein. — Der Coniunctivus Plusquamperfecti? — Ja. — Welche? — Es fehlt ein i. — Wo mag das stecken? Seht euch einmal die Form genau an. Die hellern Köpfe finden, dafs die beiden i zu einem langen i zusammengezogen sind. Ist dies noch bei einer Form der Fall? — Ja, beim Infinitivus Perfecti? — Vor welchen Lauten hat beide Male die Zusammenziehung stattgefunden? — Vor ss. Nun wird den Schülern gesagt, dafs dies auch vor st der Fall ist. Jetzt konjugieren wir die Formen dieses Stammes in der vorhin angegebenen Weise durch. Schliefslich gehen wir zu den Formen des Supin-Stammes über. Das an der Tafel stehende Supinum itum zeigt, dafs das i kurz ist. Sonstige Unregelmäfsigkeiten kommen nicht vor. Ich lasse also die Schüler die zu diesem Stamme gehörenden Formen bilden und verwende dazu wegen der passiven Formen das Compositum praetereo. Ist so das ganze Verbum aufgebaut, so wird es in der Formenlehre, in der die Unregelmäfsigkeiten durch den Druck hervorgehoben sind, nachgelesen. Der Rest der Stunde wird auf die Einübung verwendet. Ich frage die Formen

deutsch, lasse den Schülern Zeit, die Operation der Zusammensetzung (Stamm- Tempus- bezw. Moduszeichen- Personalendung) vorzunehmen, und rufe dann einen einzelnen zur Beantwortung auf. Für die folgende Stunde haben die Schüler das Stück zu wiederholen und das Verbum in der Formenlehre durchzulesen. In dieser selbst wird nun zunächst, wie es immer geschieht, wenn es sich um Einübung von Verbalformen handelt, etwa zehn Minuten lang ziemlich schneidig exerciert, erst in einer gewissen Ordnung, dann aufser der Reihe. Während dieses Exercitiums zeigen die Schüler in der Regel einen regen Wetteifer, den Denkprozefs als die ersten fertig zu haben. Hierauf werden die Sätze des Stückes wiederholt und einige mit geringern oder stärkern Veränderungen retrovertiert. Zur Ableitung der Formen von volo, nolo, malo wird erst nach einigen Stunden übergegangen, damit keine Verwirrung in den Köpfen entsteht.

Das ist eine kleine Probe des von mir in einer Reihe von Jahren an Anstalten mit ganz verschiedenem Schülermaterial angewandten, auf Mustergiltigkeit keineswegs Anspruch erhebenden Verfahrens nach der Perthesschen Methode. Dafs dasselbe vom Lehrer mehr Kraft, gröfsere Beweglichkeit und für die ersten Jahre auch eine gründlichere Vorbereitung auf die einzelnen Unterrichtsstunden verlangt, als die sogenannte alte Methode, gebe ich ohne weiteres zu. Dafs es weniger zur wissenschaftlichen Arbeit erzieht, als das andere Verfahren, welches mit dem Ausdruck „Du mufst, weil du kannst" charakterisiert worden ist, bestreite ich. Dafs es aber in die Klasse mehr geistiges Leben bringt und den Schülern die Aneignung der grammatischen Erscheinungen und der Vokabeln erheblich erleichtert, versichere ich auf Grund der Erfahrungen, die ich in vieljähriger, selbstgeübter Praxis gemacht habe, und der zahlreichen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen, die mir von Kollegen anderer Anstalten gemacht worden sind. Woher dies kommt, liegt auf der Hand. Das Mitsuchen, Mitfinden und Mitordnen macht die jugendlichen Geister reger, als das Hinnehmen des Mitgeteilten, und das wiederholte Anschauen der Wörter und Formen im Zusammenhange des Satzes und bei den an der Tafel vorgenommenen Operationen gewährt dem Gedächtnisse einen beträchtlichen Stützpunkt.

Wenn ich so die Aneignung der grammatischen Formen und der Vokabeln zu erleichtern und interessanter zu machen bemüht bin, so suche ich das dauernde Präsenthaben der erstern durch eine entsprechende Fassung gewisser Regeln zu fördern. Die Anregung dazu verdanke ich in erster Linie wieder den Abhandlungen von Hermann Perthes.

Trotzdem man in den letzten 20 Jahren eifrig „über Bord geworfen" hat, giebt es in der Elementargrammatik noch immer verschiedene Einzelheiten, die dem Gedächtnisse eingeprägt werden müssen. Das geeignetste Band, dieselben zusammenzuhalten, sind die Versregeln, und alle Versuche, diese zu ersetzen, haben sich, so viel ich sehe, als didaktische Fehlgriffe erwiesen. Welch ein Unterschied aber ist zwischen den leichtfliefsenden und geschwätzigen Versregeln des alten Zumpt und den trockenen, jedes Reizes entbehrenden der jetzt gebrauchten Grammatiken! Zugegeben, dafs mit dieser Verdünnung dem Gedächtnisse eine Erleichterung geschaffen worden ist, es ist aber damit auch ein Stück Poesie aus dem Unterrichte genommen, und, — worauf es mir hier ankommt — die Sicherheit in der Anwendung des Gelernten ist nicht gesteigert worden. Nach wie vor bilden

Schüler, welche die Regel wie am Schnürchen hersagen können, trotz aller Übung und aller sittlichen Entrüstung des Lehrers in den mittlern und obern Klassen Formen wie vatium, diviti, inopi u. a. Und im Grunde genommen ist das ja auch ganz natürlich. Im günstigsten Falle erinnern sie sich, wenn ihnen das betreffende Wort in den Mund oder in die Feder kommt, daran, dafs mit ihm „etwas Besonderes los ist", worin aber das Besondere besteht, ist ihnen momentan nicht gegenwärtig. Um hier einige Abhilfe zu schaffen, lasse ich die hier in Betracht kommenden Wörter nicht im Nominativ lernen, sondern gleich in der unregelmäfsig gebildeten Form. Bei mir heifst es also nicht „Ausgenommen sind canis, iuvenis, vates, pater, frater, mater und parentes", sondern „Als Ausnahmen sind zu merken

patrum, fratrum, matrum,
parentum, senum, vatum
nebst iuvenum und canum".

Ferner heifst es nicht, wie bei Ellendt-Seyffert, „im Abl. Sing. e und im Genet. Plur. um haben folgende einendige Adjektiva

dives, pauper, vetus,
particeps und princeps,
compos und superstes"

und „Im Genet. Plur. haben um: inops und memor", sondern: „Von den Adjektiven sind folgende Ausnahmen zu merken:

a) compote und compotum,
principe und principum,
paupere und pauperum,
participe — participum,
superstite — superstitum.
b) memorum, immemorum,
inopum und supplicum".

Auch bei den Regeln über das Geschlecht der Wörter der dritten Deklination weiche ich von dem sonst Üblichen ab. In der Seyffertschen Grammatik, die wohl am weitesten verbreitet ist, kommt zuerst die Hauptregel über die Masculina

„Brauch' männlich ō, or, ōs, e-r,
Und e-s ungleichsilbiger",

und darauf folgen die Regeln über die Ausnahmen und zwar je eine für jede Endung, also im ganzen fünf. An die Hauptregel über die Feminina schliefsen sich vier, an die über die Neutra eine Ausnahmeregel, sodafs also die Schüler in summa zehn Ausnahmeregeln, die unter sich in keinem Zusammenhange stehen, lernen und — was die Hauptsache ist — beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische präsent haben müssen. Dafs da auch beim besten Unterrichte Verstöfse nicht ausbleiben können, liegt auf der Hand. Ich habe daher die Abweichungen von den Hauptregeln nach dem Geschlechte zusammengefafst, sodafs zu jeder Hauptregel nur eine Ausnahmeregel gehört. Als Beispiel möge die zweite dienen. Sie lautet:

Die Wörter mit dem Auslaut nis
Sind masculini generis;
Sodann sind männlich noch auf is
Die Wörter lapis, lapidis
Und collis, orbis, piscis, ēnsis

Nebst pulvis, sanguis, anguis, mēnsis.
Von denen mit dem Auslaut ex
Sind männlich cortex, vertex, grex.
Und endlich mach' dir noch bekannt
Auf s nach einem Konsonant
Als männlich fōns, mōns, pōns und dēns
Nebst oriēns und occidēns.
Zum Neutrum aber sei zuletzt
vās, vasis das Gefäfs gesetzt.

Wenn durch diese Vereinigung des Zusammengehörigen meine Formenlehre den Schülern die Orientierung in ihrem Gedächtnisschatze erleichtern will, so bietet ihnen das Vokabularium noch eine starke Stütze dadurch, dafs bei jedem der in Betracht kommenden Substantiven ein Adjektivum steht, wie origo parva, caro cruda, arbor alta, merces magna, ōs humanum, os durum, iter longum u. s. w.

Von andern Eigentümlichkeiten in der Fassung und Anordnung des einzuprägenden grammatischen Materials will ich in Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Zeit heute nicht reden; nur einige Worte gestatten Sie mir noch über die zusammenhängenden Stücke in Sexta und Quinta.

Die Erfahrung, dafs auch den befähigten Schülern die erste Schriftstellerlektüre in Quarta beträchtliche Schwierigkeiten verursachte, wenn sie in den voraufgehenden Klassen fast ausschliefslich kurze Einzelsätze übersetzt hatten, und die Überzeugung von der Notwendigkeit stärkerer Betonung des Inhalts der Sätze führten vor einigen Jahrzehnten zu der Forderung, dafs man den Schülern schon in Sexta und Quinta möglichst viele zusammenhängende Stücke bieten, dafs das Übungsbuch zugleich auch Lesebuch sein solle. Diesen Forderungen hat die preufsische Unterrichtsverwaltung in den neuen Lehrplänen Rechnung getragen, indem sie bestimmte „Das Lese- und Übungsbuch nimmt seinen Stoff vorzugsweise aus der alten Sage und Geschichte, um damit inhaltlich und sprachlich eine Vorstufe für den Schriftsteller zu bilden". Es bietet möglichst viel zusammenhängenden Inhalt, und die Verfasser bezw. Bearbeiter der bis dahin gebrauchten Übungsbücher beeilten sich der Vorschrift bis zu einem gewissen Grade nachzukommen. So finden sich denn in den Büchern von Ostermann-Müller, Meiring-Fisch und andern jetzt weit mehr zusammenhängende Stücke als vor 1892. Ob damit nun aber das erreicht wird, was die vor Augen hatten, welche jene Forderung erhoben? Es liegt mir fern, diese Frage für alle Übungsbücher, welche in den Schulen eingeführt sind, verneinen zu wollen, für diejenigen aber verneine ich sie, in denen die zusammenhanglosen Einzelsätze überwiegen und nur dann und wann zusammenhängende Stücke mythologischen oder sagenhaften Inhalts geboten werden. Denn erstens gestattet es in der Regel die Zeit nicht, die letztern alle übersetzen zu lassen, und dann kommt meines Erachtens kein namhafter Gewinn für Herz und Geist der Schüler heraus, wenn sie etwa alle vierzehn Tage auf ein zusammenhängendes Stück stofsen, das, wie es meistens der Fall ist, inhaltlich isoliert dasteht. Will man das Ziel verfolgen, welches die sogenannten Neuherbarthianer beim Erheben ihrer Forderungen vor Augen hatten, dann müssen ihnen m. E. fortlaufende Erzählungen in einem dem Alter angemessenen Tone geboten werden. Ist das aber möglich, ohne die Erreichung des

Hauptzieles des Elementarunterrichts, das Rothfuchs sehr treffend als „grammatische Sicherheit und lexikalische Wohlhabenheit" bezeichnet hat, zu gefährden? Meiner Meinung nach nur dann, wenn den zur Vorführung und Einübung der sprachlichen Erscheinungen bestimmten Sätzen fortlaufender Zusammenhang und der erwähnte Inhalt gegeben wird. Einen Versuch habe ich in meinen Büchern gemacht. Ob derselbe nach jeder Seite hin gelungen ist, das mögen andere entscheiden.

Mag aber das Urteil ausfallen, wie es will, jedenfalls scheint es mir im Interesse der Lernlust der jungen Latinisten dringend wünschenswert, auf diesem Wege weiter zu streben. Wer es thut, der wird es sich freilich gefallen lassen müssen, von diesem oder jenem als Schwärmer, Ideologe, vielleicht gar als ein Rüttler an den Grundfesten des Gymnasiums bezeichnet zu werden, aber er darf meines Erachtens das befriedigende Bewufstsein hegen, den Schülern den Weg zum Ziele reizvoller zu gestalten, als es der durch das Gestrüpp von Einzelsätzen ist, und so an seinem Teile dazu beizutragen, dafs in der Erinnerung des kommenden Geschlechts das Gymnasium wieder als eine alma mater erscheine, während es in dem Gedächtnisse des jetzigen leider so vielfach das Gesicht einer grämlichen, häfslichen Stiefmutter trägt.

An der darauffolgenden Debatte beteiligten sich besonders die Direktoren Dr. Koch, Eben und Dr. Wehrmann. Ersterer hat mit der Perthesschen Methode gute Erfahrungen im Unterrichte gemacht. Ihre grofsen Vorzüge zeigten sich besonders bei der Behandlung bezüglich der Ableitung syntaktischer Regeln, in der Formenlehre da, wo es sich um ganze Gruppen handle (regelmäfsige Dekl. und Konj.), sie habe ihre Schwächen nur, wenn es gelte, Einzelheiten einzuprägen, so besonders im griechischen Unterrichte bei Einübung der unregelmäfsigen Zeitwörter. Vielfach werde aber von Lehrern, welche nach dieser Methode unterrichteten, auf festes, planmäfsiges Einprägen des notwendig auch gedächtnismäfsig anzueignenden Stoffes, z. B. eines genügenden Schatzes von Vokabeln, zu wenig Gewicht gelegt. Demgegenüber meint Dir. Dr. Lutsch, auch bei Einübung der unregelmäfsigen Zeitwörter könnten Gruppen gebildet, die Bildung der Zeiten an einigen Beispielen und die übrigen nach Analogie behandelt werden. Dir. Eben (Oberstein) bemerkt, dafs die Einübung syntaktischer Mustersätze doch wohl bei der neuen Methode zu kurz kommen könnte. Dir. Koch entgegnet und weist darauf hin, dafs an den meisten Anstalten ein Normalexemplar der betreffenden Grammatik geführt werde, in welchem die syntaktischen Mustersätze bezeichnet sein. Dieses brauche der jedesmalige Lehrer einer folgenden Stufe nur einzusehen, um zu wissen, worauf er bauen könne. Dir. Dr. Wehrmann (Kreuznach) findet, die Perthessche bezw. Herbartsche Methode habe zwei Fehler; einmal sei der Drill gefährdet, und dann werde der Lehrer durch sie allzusehr angestrengt. 4 Stunden täglich nach ihr zu unterrichten sei ohne Schädigung der Gesundheit auf die Dauer unmöglich. Deshalb solle man überall gegen die 24 Stunden Unterricht, zu denen jetzt jeder Oberlehrer herangezogen werde, Verwahrung einlegen. Dir. Dr. Kramm (Saarlouis) wünscht, Äufserungen aus den Reihen der Anwesenden über etwaige Erfahrungen mit den von Dir. Lutsch verfafsten Übungsbüchern zu hören. Oberlehrer Dr. Baldes (Birkenfeld) erklärt, dafs man am Birkenfelder Gymnasium diese Bücher mit dem besten Erfolge benutze, allerdings sei auf

den unteren Stufen ein fleifsiges, aber nicht sklavisches Retrovertieren angebracht, damit die grammatische Sicherheit und Schlagfertigkeit nicht verloren gehen. In dem Rückblick über den Gang der Debatte und die gewonnenen Ergebnisse weist der Vorsitzende noch darauf hin, dafs, wenn auch die Meinungen über die Zweckmäfsigkeit der Perthesschen Methode für die Behandlung der lateinischen und griechischen Formenlehre nicht überall die gleichen sein möchten, doch darin Übereinstimmung herrschen müsse, dafs für die Behandlung der Syntax im Lateinischen und Griechischen sowie für die Unterweisungen in der Muttersprache nur die induktive, vom Einzelbeispiel ausgehende Methode mafsgebend sein dürfe.

Nach diesen Ausführungen sprach Oberlehrer Dr. F. Kortz (Neunkirchen, Bez. Trier) über folgendes Thema:

Was ist von der Rangordnung der Schüler im allgemeinen und von der Bezeichnung des Klassenplatzes im besonderen zu halten?

M. H.! Ein Kapitel aus der Beurteilung der Schüler durch ihre Lehrer habe ich zum Gegenstande meines Vortrags gewählt, nämlich eine in unsern höheren Schulen mehr oder minder eingebürgerte Einrichtung, die auf der einen Seite ihre Freunde, auf der anderen aber ihre entschiedenen Gegner gefunden hat. Es ist die Frage der Rangordnung der Schüler[1]). Wenn ich diese Frage zum Gegenstande der Besprechung mache, so geschieht es nicht in der Absicht, Sie, m. H., zu Freunden oder Gegnern dieser Einrichtung zu machen, sondern um durch Gegenüberstellung ihrer Vorteile und Nachteile den Mittelweg zu kennzeichnen, der in einem solchen Falle wie so oft, so auch hier der gangbarste und praktischste zu sein scheint, den Mittelweg, wie ich ihn schon in der Fassung meines Themas angedeutet habe: „Was ist von der Rangordnung der Schüler im allgemeinen und von der Bezeichnung des Klassenplatzes auf der Zensur im besonderen zu halten?“

In unseren höheren Schulen war und ist teilweise noch eine dreifache Rangordnung der Schüler nebeneinander üblich:

1. Die Rangordnung der Schüler in den einzelnen Unterrichtsfächern nach dem Ergebnis der jedesmaligen Klassenarbeiten, spez. in den Sprachen.

2. Das sogenannte Certieren beim Abfragen oder Einüben des Gelernten, d. h. das beständige Wechseln der Plätze, je nachdem die Antwort gut oder schlecht ausgefallen ist.

Dafs die erste Art wegen der äufseren Anregung zum Fleifs, die sie den Schülern giebt, ganz nützlich sein kann, aber auch den Übelstand hat, dafs den Extemporalien gegenüber den mündlichen Leistungen ein zu grofses Gewicht beigelegt wird, — und dafs die zweite Art, also das Certieren, wegen der fortwährenden Ruhestörung, die damit verbunden ist, sowie aus manchen anderen Gründen zu verwerfen sein dürfte, will ich hier nur kurz berühren, um mich ausschliefslich der

3. Art der Rangordnung zuzuwenden, der Rangordnung der Schüler näm-

---

[1]) Benutzte Litteratur: Verhandlungen der ersten Direktoren-Versammlung in der Rheinprovinz 1881: S. 234—236, 246—249; A. Matthias, Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre 2. Bd. 2. Abt., München 1895, S. 179—190; Pädagogische Monatshefte, Stuttgart 1898, 4. Jahrg. Heft 5.

lich nach ihren Gesamtleistungen, wie sie am Schlusse eines jeden Semesters bei Ausfertigung der Zensuren festgesetzt wird.

Diese Rangordnung beschränkt sich aber, wie ich schon sagte, auf die gesamten Leistungen der Schüler, wie sie in den Prädikaten für die einzelnen Unterrichtsfächer in die Erscheinung treten; sie enthält keine Beurteilung der ganzen Persönlichkeit der Schüler, da bei dieser doch auch die sittlichen Werte wie Betragen, Aufmerksamkeit, Fleifs und Ordnungsliebe berücksichtigt werden müfsten. Halten wir uns an diese einmal bestehende Gewohnheit und vergegenwärtigen wir uns, wie die Rangordnung nach den Gesamtleistungen der Schüler zustande kommt.

Wir haben zwei Möglichkeiten:

1. Man setzt bei jedem einzelnen Schüler die sämtlichen Prädikate in Zahlen um und addiert diese, wobei derjenige den ersten Platz erhält, der die kleinste Zahl hat, falls man dem Prädikate „sehr gut“ den Wert 1 giebt; oder

2. man stellt für jedes Unterrichtsfach eine Rangordnung auf, addiert bei jedem einzelnen Schüler die Nummern der Fachrangordnungen und giebt, vorausgesetzt wieder, dafs „sehr gut“ den Wert 1 hat, demjenigen den ersten Platz, der die kleinste Nummer hat.

Die technischen Fächer werden gewöhnlich nicht mit in die Berechnung hineingezogen, sie geben nur bei sonst gleichwertigen Zeugnissen den Ausschlag.

So einfach dies Verfahren aussieht, so ist doch die Schwierigkeit einer völlig gerechten Handhabung hierbei sehr grofs. Zunächst ist die Bestimmung der Geltung der einzelnen Fächer äufserst schwierig. Allen Fächern den gleichen Wert zuzuerkennen, weil die Schüler allen den gleichen Fleifs und den gleichen Eifer zuzuwenden verpflichtet sind, geht nicht an wegen der Versetzung, bei der nicht alle Fächer den gleichen Wert haben können. — Giebt man den einzelnen Lehrfächern einen verschiedenen Wert, so drückt man die niedriger gewerteten in den Augen der Schüler herab, und die Gefahr liegt nahe, dafs sie diesen nicht das nötige Interesse entgegenbringen. Und doch bleibt uns nichts anderes übrig, als den einzelnen Lehrfächern einen verschiedenen Wert beizulegen. Aber nach welchem Grundsatz sollen wir hier verfahren? Lassen wir die den Fächern zugewiesene wöchentliche Stundenzahl mafsgebend sein, so kommen sehr wichtige Fächer, z. B. das Deutsche, zu kurz. Daher unterscheidet man wohl besser nach Haupt- und Nebenfächern und giebt den ersteren den doppelten, zum Teil auch wohl dreifachen Wert als den anderen. Was Haupt- und Nebenfächer sind, bedarf aber an jeder Anstalt immer erst der näheren Festsetzung. Auf diese Weise glaubt man wohl ein möglichst objektives und gerechtes Verfahren eingeschlagen zu haben. — Und doch ergeben sich auch hier an einzelnen Anstalten wieder besondere Schwierigkeiten, von denen ich eine erwähnen mufs. Am Progymnasium mit wahlfreiem Englisch ist eine Anzahl Schüler vom griechischen Unterricht dispensiert. Soll nun das zum Ersatze dafür eintretende Englisch in meistens 4 wöchentlichen Stunden dem in 6 Stunden wöchentlich erteilten Griechisch gleichgestellt werden oder nicht? Stellen wir beide Fächer gleich, so sind die englisch Lernenden im Vorteil vor den griechisch Lernenden, auch schon wegen der leichteren Erlernung des Englischen. Wird das Englische aber niedriger

geschätzt als das Griechische, so ist das den davon betroffenen Schülern nicht recht verständlich, da für sie das Englische thatsächlich denselben Wert hat, wie für die anderen das Griechische. Ein passender Ausgleich ist hier sehr schwer zu finden, ein völlig gerechtes Verfahren sozusagen unmöglich, da eine dem freien Ermessen des Lehrers anheimgestellte Verschiebung des Rangplatzes zwischen englisch und griechisch lernenden Schülern immer ein Akt der Willkür bleibt.

Aber nicht nur die Bestimmung der Geltung der einzelnen Fächer ist eine äufserst schwierige; es kommt noch hinzu, dafs der Klassenplatz auch nicht immer ein richtiges Bild giebt von dem Standpunkte des Schülers gegenüber den Anforderungen, die die Schule an ihn zu stellen hat. In einer gut beanlagten und gut durchgeführten Klasse kann der 15. unter 20 Schülern noch völlig auf dem Standpunkte der Klasse stehen, während in einer recht schwachen Klasse schon der 12. unter 20 Schülern nicht mehr das Erforderliche leistet und nicht mehr versetzt werden kann[1]). — Ja, auch noch in einer anderen Hinsicht giebt die Rangordnung nicht immer ein richtiges Bild von der Versetzungsmöglichkeit der Schüler. Bei der Versetzung steht nämlich die Rangnummer nicht immer mit der Versetzungsreife im Einklang. Es kann vorkommen, dafs ein Schüler, der eine höhere Rangnummer hat als ein anderer, nicht versetzt werden kann, weil in einem einzigen wichtigen Fache zu erhebliche Mängel vorliegen, während der Hintermann, der nur wenig bedeutsame Mängel in mehreren Fächern hat, aufsteigt. In einem solchen Falle einfach zu beschliefsen, der Betreffende wird wegen der ungenügenden Leistungen in dem einen wichtigen Fache heruntergesetzt, ist wieder ein Akt der Willkür, der das Prinzip der Gerechtigkeit auf der einen Seite verletzt, wenngleich es auf der anderen Seite gerecht sein wird, dafs er wegen des vollständigen Mangels in dem einen wichtigen Fache sitzen bleibt.

Nach den angeführten Gründen nun könnte es scheinen, als sei die Aufstellung der Rangordnung unter allen Umständen zu verwerfen. Das ist nicht der Fall. Zu verwerfen ist sie erst dann, wenn wir die Rangordnung aus der Schule hinaustragen auf den Markt des Lebens und Strebens, wenn wir sie der Kritik, der Beurteilung der Schüler und Eltern aussetzen und bei diesen allerlei verkehrte Anschauungen und Irrtümer wachrufen. Aber sie hat, allgemein genommen, auch ihre Vorteile, ja für den internen Gebrauch der Schule, d. h. für die Lehrer und den Direktor hat sie ihre erheblichen Vorteile. Mag auch die Aufstellung einer völlig gerechten Rangordnung grofse Schwierigkeiten bieten und die Rangnummer selbst kein absolut richtiges Bild von dem Standpunkte eines Schülers geben so ist doch für den Lehrer auch schon das relativ richtige Bild, das er für sich selbst durch eine möglichst objektive Berechnung entwirft, wobei die Ausgleichung der sich ergebenden Ungerechtigkeiten seinem gereifteren Urteil, seinem besseren Ermessen anheimgestellt ist, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ich erwähnte vorhin die Möglichkeit, dafs in einer Klasse der 15. von 20 Schülern noch versetzungsfähig sei, während in einer andern Klasse von 20 Schülern schon der 12. zurückbleiben müsse. Für die

[1]) Dies und die folgenden Beispiele sind meistens der prakt. Pädagogik von Mathias entnommen.

Schule selbst nun ist die Feststellung einer solchen Thatsache nicht ohne Gewinn, denn sie bietet Veranlassung zum Nachdenken für Lehrer, Ordinarius und Direktor. — Vor allem aber ist die Aufstellung der Ranglisten eine wesentliche Erleichterung für das Versetzungsgeschäft. Denn wie sie schon am Ende eines jeden Tertials dem Lehrer und dem Direktor ein annähernd klares Bild davon giebt, wie etwa die Reihenfolge der Gesamtleistungen in einer Klasse sich stellt, und wie durch sie die Übersichtlichkeit über verschiedene Gruppen von Schülern gefördert wird, so ergiebt sich insbesondere am Ende des Schuljahres aus den aufgestellten Rangordnungslisten, welche Schüler vollständig auf dem Standpunkte der Klasse stehen und daher ohne weiteres versetzungsfähig sind, und welche Schüler unter keiner Bedingung versetzt werden können. Es bleibt dann nur noch die dazwischenstehende dritte Gruppe von Schülern zu besprechen, teils einzeln, teils gruppenweise, zunächst die nur in einem Fache zweifelhaften, dann die unter dieser oder jener Bedingung, mit dieser oder jener Bemerkung versetzbaren, bis die Grenze gefunden ist, über welche die Versetzung nicht hinausgehen kann. — Nützlich ist endlich die Rangordnung nicht nur bei der Versetzung, sondern überhaupt in allen Fällen, wo die Eltern beim Direktor sich nach dem Standpunkte ihres Sohnes in der Klasse erkundigen; besonders auch bei Beschwerden, dafs A nicht versetzt, während doch B versetzt worden sei, wird es dem Direktor an der Hand der Rangliste leicht sein, nachzuweisen, wo die Versetzungsgrenze gewesen ist, den Eltern also auf jeden Fall zu zeigen imstande sein, dafs die Beurteilung ihrer Kinder mit gröfstmöglicher Objektivität auf Grund sorgfältiger Ermittelungen erfolgt ist. (Vgl. Verh. der rhein. Dir.-Vers.)

Die Vorteile der Rangordnung für den inneren Gebrauch der Schule liegen also auf der Hand, und daher möchte ich die erste Frage meines Themas: „Was ist von der Rangordnung im allgemeinen zu halten?" dahin beantworten: Für den Lehrer, den Ordinarius, den Direktor ist die Rangordnung unter allen Umständen nützlich, und daher ist für den internen Hausgebrauch an ihr festzuhalten.

Wie steht es aber mit der Rangordnung, wenn wir sie hinaustragen in die Öffentlichkeit, d. h. wenn wir den Klassenplatz einem jeden Schüler auf dem Zeugnisse vermerken? Was wollen wir mit der Bezeichnung desselben bei Schülern und Eltern erreichen? Die Freunde dieser Einrichtung heben hervor, dafs dadurch die Zensur leichter verständlich werde, besonders für die Eltern, dafs ferner bei den Schülern der Eifer und das Ehrgefühl, ein nicht unwesentliches Mittel für Erzielung guter Leistungen, gehoben werde. Es ist ohne weiteres zuzugeben, dafs die Eltern bei Angabe des Klassenplatzes die Zensur leichter verstehen, insofern, als sie erfahren, wie ihr Sohn sich in seinen Leistungen zu seinen Mitschülern stellt, und verständige Eltern werden daraus entnehmen können, ob sie ihre Söhne zu noch gröfserem Fleifs anhalten müssen. Richtig ist es auch, dafs unter den Schülern selbst der Lerneifer und der Ehrgeiz entfacht wird, dafs dem eifrigen Schüler für sein fleifsiges Streben Anerkennung zu teil wird, dem trägen die Folgen mangelnden Fleifses vor Augen geführt werden. — Aber das ist auch wohl der einzige Vorteil, der mit der Bezeichnung des Klassenplatzes auf der Zensur erzielt wird. Abgesehen davon, dafs aufser

einem solchen doch nur äufseren Mittel uns eine Reihe anderer zu diesem Zwecke zu Gebote steht, hat sie auch direkte Nachteile zur Folge. Denn sie kann doch auch das Ehrgefühl in falsche Bahnen leiten und den Ehrgeiz in krankhafter Weise steigern; auf jeden Fall aber birgt sie die Gefahr in sich, dafs die Reinheit und Energie des sittlichen Willens vielfach getrübt und gehemmt wird, weil der Schüler daran gewöhnt wird, immer nach dem Zeichen der Anerkennung, nach dem Platze zu trachten, die Sache selbst aber in den Hintergrund zu stellen. Und was häufig die Folge eines ungesunden Ehrgefühls ist, es wird auf der einen Seite Dünkel und Überhebung, auf der anderen Seite Entmutigung unter den Schülern hervorgerufen. Dünkel und Überhebung bei hochbegabten Schülern, die vielleicht ohne grofsen Fleifs stets die ersten Plätze behaupten und mitleidig auf die minder Begabten herabblicken, Entmutigung bei schwach Begabten, die trotz ihres Fleifses nur geringe Leistungen aufweisen können und deshalb zusammen mit den trägen und gleichgültigen Schülern stets die unteren Bänke füllen. Ihnen gegenüber ist die Durchführung der Rangordnung geradezu eine Roheit, denn auf ihnen lastet das Bewufstsein, immer die letzten Plätze einnehmen zu müssen, als ein fortwährender Druck, wodurch eine schwache Kraft, auch wenn es ihr nicht an gutem Willen fehlt, allmählich ganz erdrückt wird. (Vgl. Pädag. Monatsh.)

Vor allem aber erzeugt die Angabe des Klassenplatzes auf der Zensur bei vielen Schülern einen hohen Grad von Mifsstimmung, weil sie sich nicht gerecht beurteilt glauben. Ich habe schon erwähnt, dafs es möglich ist, durch objektive Berechnung, bei der eine angemessene Verschiebung der Plätze zur Ausgleichung der sich ergebenden Ungerechtigkeiten dem gereifteren Urteil und dem besseren Empfinden des Lehrers anheimgestellt wird, eine Rangordnung der Schüler für den Hausgebrauch des Lehrers herzustellen, die diesem ein relativ richtiges Bild von der Reihenfolge der Gesamtleistungen der Schüler in derselben Klasse giebt, und dafs diese Rangordnung wohl zur Bildung bestimmter Gruppen unter den Schülern ausreicht. Aber dem einzelnen Schüler kann sie nicht gerecht werden, wenn es sich darum handelt, ihm innerhalb der Gruppe den ihm zukommenden bestimmten Platz zuzuweisen. Die völlige Gerechtigkeit ist damit nicht verbürgt, und worauf es bei Angabe des Klassenplatzes auf der Zensur eben ankommt, auch keine dem Bewufstsein des Schülers entsprechende Gerechtigkeit gesichert. Die Schwierigkeiten einer auch dem Schüler einleuchtenden, völlig gerechten Handhabung liegen zum Teil darin begründet, dafs lediglich die Leistungen für die Feststellung der Rangordnung in Betracht kommen und aus Gründen, von denen noch die Rede sein wird, auch schlechterdings nur in Betracht gezogen werden können, nicht aber auch die sittlichen Werte wie Betragen, Aufmerksamkeit und Fleifs, zum Teil liegen die Schwierigkeiten in der Bestimmung der Geltung der einzelnen Unterrichtsfächer, sodann in der Abwägung der Leistungen der einzelnen Schüler in demselben Fache; kann doch „genügend" bei dem einen Schüler nahe an „gut", bei dem anderen nahe an „mangelhaft" streifen; sie werden noch vermehrt bei stark besetzten Klassen, bei längeren Versäumnissen sonst wackerer Schüler u. dergl. Kurzum, auch der gewissenhafte Lehrer, der die Rangordnung aufs gerechteste zu handhaben sich bemüht, wird bei Mitteilung derselben auf der Zensur dem doch nicht entgehen, unter der Firma

des höchsten Rechtes bisweilen ein grofses Unrecht zu begehen. Mufs es z. B. nicht als ungerecht empfunden werden, wenn in einer Klasse von 40 Schülern 4 Zeugnisse die Summe 48, 3 die Summe 49, 5 die Summe 50 ergeben und diese 12 Zeugnisse also nur ganz geringe Unterschiede zeigen, dafs der letzte von dem ersten um 12 Rangnummern absteht? Da werden doch die ersten zu stark gehoben, die letzten zu sehr gedrückt. Mufs es nicht in einer guten Klasse verstimmend wirken, wenn Schüler, die noch mehrere Male das Prädikat „gut" im Zeugnisse haben, noch einen niedrigen Klassenplatz, etwa den 20., einnehmen? Mufs nicht ein Schüler, der im Griechischen ein „genügend" hat, sich mit Recht ungerecht beurteilt glauben, wenn er von einem weniger guten Schüler derselben Klasse, der aber vom Griechischen dispensiert ist und dafür am englischen Ersatzunterricht teilnimmt, in der Rangnummer überholt wird, weil dieser im Englischen ein besseres Prädikat aufzuweisen hat, als er im Griechischen? Es wird nicht leicht sein, in solchen Fällen dem nicht eingeweihten Schüler, sowie auch dessen Eltern die Richtigkeit der Rangordnung glaubhaft zu machen und sie von ihrer Gerechtigkeit zu überzeugen. Und wie selten bietet sich Gelegenheit zur Belehrung? Der Schüler verzichtet in seinem gekränkten Ehrgefühl häufig darauf, sich bei seinem Ordinarius die nötige Aufklärung zu holen, die Eltern pflichten ihm bei in der Annahme ungerechter Behandlung, und so kehrt er der Schule, von der er sich ungerecht behandelt glaubt, den Rücken, seinen Lehrern eine bittere Empfindung nachtragend, die nicht ahnen konnten, dafs sie mit dem Klassenplatz solch Unheil anrichten würden.

Ein anderer Grund, der gegen die Bezeichnung des Klassenplatzes auf der Zensur spricht, ist der, dafs die pädagogische Kraft und Bedeutung der Einzelprädikate durch ihre Unterordnung unter die Rangnummer stark herabgemindert wird. Die Prädikate in den einzelnen Fächern kommen nicht zu der ihnen gebührenden Geltung, weil dem Klassenplatz ein zu grofses Gewicht beigelegt wird. Sowohl Schüler wie Eltern werden dadurch zu falschen Auffassungen und Irrtümern geführt. In schlechten Klassen kommt es z. B. vor, dafs schon der 30. unter 50 Schülern ein ganz erbärmliches Zeugnis hat. In der Annahme, der Klassenplatz sei in erster Linie mafsgebend für die spätere Versetzung, verleitet ihn die verhältnismäfsig noch hohe Rangnummer zu einem allzu günstigen Schlufs auf die bevorstehende Versetzung, und wenn er über seinen Irrtum aufgeklärt wird, ist es zu spät. Zu der falschen Annahme wäre er nicht gelangt, wenn er ausschliefslich die Bedeutung der einzelnen Prädikate in Betracht gezogen hätte. Und wie macht es die überwiegende Mehrzahl der Eltern beim Empfange der Schulzeugnisse ihrer Söhne? Ihre erste Frage ist, so heifst es zutreffend in den Pädag. Monatsh., die nach der Platznummer, und je nach dem Ausfall der Antwort wird nun nicht blofs dem Schüler Lob oder Tadel gespendet, der auf falscher Auffassung von dem Werte des Klassenplatzes beruht, sondern auch der Schule und dem Lehrer, nur mit dem Unterschiede, dafs für die letzteren die Äufserungen der Unzufriedenheit in der Regel am zahlreichsten und kräftigsten fliefsen. Und der gewifs berechtigte Wunsch der Eltern, ihre Söhne möglichst oben sitzen zu sehen, ihre genauere Kenntnis von des Sohnes häuslichem Fleifs und Streben, anderseits ihre Unkenntnis von des Schülers Art in der Schule, ihre Unkenntnis bezüglich so mancher Schuleinrichtung und dergl. führen leider sehr häufig dazu, um des leidigen

Platzes willen diejenigen Rücksichten gegen Schule und Lehrer hintanzusetzen, die zu einem gedeihlichen Zusammenwirken von Schule und Haus zum Wohle des Schülers hoch und heilig gehalten werden müfsten. Ja, die Platznummer steht häufig als störendes Element zwischen Eltern und Lehrer. Fällt dagegen die Rangnummer auf der Zensur ganz fort, wird den Eltern lediglich durch die Prädikate in den einzelnen Fächern erkennbar gemacht, wie der Schüler im allgemeinen fortschreitet oder zurückgeht, so lenkt sich der Blick der Eltern wie der Schüler sofort auf den Kern, auf das Wesen der Sache, nicht auf ein äufseres Zeichen; der gekränkten und der geschmeichelten Eitelkeit wird weniger Vorschub geleistet, der erziehlichen Wirkung des Schulzeugnisses aber und der gesamten Schularbeit mehr gedient. Ja, neben der Möglichkeit einer ungerechten Beurteilung der Schüler möchte ich gerade diesen Punkt als ausschlaggebend gegen die Bezeichnung des Klassenplatzes auf der Zensur ansehen, dafs die Eltern den Rangnummern ein zu grofses Gewicht beilegen und über diesen die Prädikate für die Leistungen selbst vielfach ganz übersehen und unbeachtet lassen, so dafs diese in ihrem wahren Werte garnicht zur Geltung kommen. Die Rangnummer merkt sich Vater und Mutter, alles andere weifs man nicht, so urteilt auch Matthias; wären die Rangnummern nicht da, die Eltern würden nicht so mechanisch urteilen, sondern die Zeugnisse nach ihrem wahren Werte zu beurteilen sich bestreben.

Zu Gunsten der Rangordnung auf der Zensur hat man noch behauptet, sie bahne die richtige Auffassung des späteren Lebens an. In diesem spiele ja auch die Rangordnung eine so grofse Rolle, und diese Rangordnung beruhe auf der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit für die Lebenszwecke, wie beides auf Talent und Fleifs beruhe. Für das Verständnis dieser Lokation des Lebens sollten die Schüler durch die Rangordnung in der Schule vorgebildet werden; sie verleihe also der Schule einen für das Leben vorbereitenden Charakter. Wie thöricht aber, so führen wieder die Pädag. Monatsh. nicht mit Unrecht aus, ist doch zum Teil die Rangordnung des späteren Lebens, wie reich an Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten! und da soll es die Aufgabe der Schule sein, den Schülern möglichst früh die Augen für die Unvollkommenheit und Ungerechtigkeit im irdischen Leben zu öffnen? Denn die Rangordnung, welche das Leben bietet, ist oft nicht nach Gesetzen gemacht, welche die Schule billigen darf: die Tüchtigen, Braven und Biederen stehen im Leben sehr häufig tief unten, sobald sie anspruchslos und bescheiden sind; die Anmafslichen und Hochmütigen, die, welche das Klappern verstehen, sich in die erste Reihe drängen, die Schmeichler und Streber, sie alle bringen es meist weiter als jene. Die Rangordnung der Schule, die ja eine möglichst gerechte sein soll, würde demnach am allerwenigsten für das Leben vorbereiten können. Die Schule hat im Gegenteil eine ganz andere Aufgabe: sie soll in den jugendlichen Gemütern die Begeisterung für das Ideale, für das möglichst Vollkommene wachrufen, den Glauben an den unvergänglichen Wert der höchsten und heiligsten Güter erzeugen, damit die heranwachsende Jugend im späteren Kampfe gegen die Unvollkommenheiten des irdischen Lebens siegreich bestehen könne und nicht in jene Erbärmlichkeit verfalle, die immer nur das Ihre sucht und allen Halt verliert, wenn Stürme des Lebens hereinbrechen.

Zu guterletzt möchte ich dann noch auf einen grofsen Mifsstand hin-

weisen, der mit der Angabe des Klassenplatzes auf der Zensur verbunden ist. Der Klassenplatz berücksichtigt nämlich ausschliefslich die Leistungen des Schülers. Dem Schüler aber wird am Ende des Tertials nicht blofs ein Zeugnis über seine Leistungen in den einzelnen Unterrichtsfächern ausgestellt, sondern ebendasselbe Zeugnis enthält auch ein Urteil über sein Betragen, seinen Fleifs, seine Aufmerksamkeit, seine Ordnungsliebe. Die Rangnummer läfst also die sittlichen Werte ganz und gar aufser Acht. Dadurch aber werden diese in ihrer Bedeutung heruntergedrückt, und die Gefahr liegt nahe, dafs auf diese nicht mehr das nötige Gewicht gelegt wird. Die Verteidiger des Klassenplatzes auf der Zensur stellen somit als höchsten Zweck der Schule den Unterricht hin und räumen der Schulerziehung erst den zweiten Platz ein. Und doch sollte der erziehliche Zweck aller Schulthätigkeit nicht als ein Anhängsel des Unterrichts betrachtet werden, sondern man sollte ihn obenan stellen und den Unterricht nur als ein wesentliches Mittel ansehen, den erziehlichen Zweck zu erreichen. — Nun könnte man ja auf den Ausweg kommen, dafs man bei Festsetzung der Rangordnung die ganze Persönlichkeit des Schülers, also die sittlichen Werte sowohl, wie die intellektuellen, in die Berechnung hineinzöge. Das ist aber ganz unmöglich, denn erstens lassen sich ethische Werte überhaupt nicht in Zahlen umsetzen, sondern nur charakterisieren, und zweitens lassen sich ungleichartige Gröfsen, wie Betragen, Aufmerksamkeit, Fleifs und Ordnungsliebe einerseits und das Wissen und Können, das in den Leistungen hervortritt, andererseits nicht addieren. Denn mit dieser Einrichtung würde man es fertig bringen, wie Matthias in seiner praktischen Pädagogik sagt, dafs ein Schüler mit trefflichen Leistungen, der der ersten Rangklasse angehören könnte, bis in die dritte degradiert wird wegen seines schlechten Betragens, dafs dagegen ein geistig armer Schelm, der aber rührend fleifsig ist, bis in die dritte Klasse avanciert, und also das Ergebnis erzielt wird, dafs zwei Wesen auf derselben Rangstufe stehen, die doch garnichts gemeinsam haben.

Alles in allem dürften also wohl die Nachteile, die mit der Bezeichnung des Klassenplatzes auf der Zensur verbunden sind, die Vorteile bedeutend überwiegen, und damit beantwortet sich von selbst die zweite Frage meines Themas. Das Ergebnis meiner Ausführungen kann ich demnach kurz dahin zusammenfassen: Für den inneren Gebrauch der Schule ist die Festsetzung einer Rangordnung unter allen Umständen beizubehalten; aber man setze die Rangnummern nicht auf die Zensur.

Diesen Weg kann man freilich nur dann einschlagen, wenn es jeder Anstalt nach ihrem eigenen Bedürfnis freigestellt ist, ob sie die Rangstellung der Schüler auf der Zensur vermerken will oder nicht. Und so ist es wenigstens im Jahre 1881 auf der ersten Direktorenversammlung der Rheinprovinz beschlossen worden. Wenn aber die Bezeichnung des Klassenplatzes auf der Zensur durch die Verfügungen der vorgesetzten Behörden angeordnet ist, so möge man dahin streben, dafs die Vorteile dieser Einrichtung möglichst ausgenutzt, die Nachteile aber möglichst verhütet werden, indem man die nötigen Belehrungen und Erklärungen ausreichend und rechtzeitig an Eltern wie Schüler gelangen läfst.

An den Vortrag schlofs sich eine kurze Besprechung, die zeigte, dafs die Versammlung mit den Ausführungen des Vortragenden im wesentlichen ein-